ILJA EHRENBURG

DER STURM

ILJA EHRENBURG

DER STURM

ROMAN
IN SECHS TEILEN



VERLAG FÜR FREMDSPRACHIGE LITERATUR
Moskau 1948

Die Redaktion
der deutschen Übersetzung
besorgte

MARIA RIWKIN

Printed in the Union of Soviet Socialist Republics

ERSTER TEIL

SCHWEZOW sagte zu Wlachow:

„Sergej Petrowitsch, es schlägt zwar nicht in Ihr Fach, doch ich bitte Sie sehr, befassen Sie sich mit Roche aîné. Man muß ein ernstes Wort mit Lancier sprechen. Da stimmt etwas nicht, erst hatte er es so eilig, und jetzt hält er uns hin."

Wlachow war ein Neuling hier. Er war vor vier Monaten in Paris eingetroffen, sprach jedoch perfekt Französisch; wenn seine Kameraden über seine Aussprache staunten, erwiderte er lachend: „Ich bin doch ein Pariser." Seine Eltern hatten lange Jahre in Paris gelebt, hatten sich dort kennengelernt und geheiratet; nach Moskau kehrten sie nach der Revolution zurück, als Serjosha sieben Jahre alt war.

Nina Georgijewna wollte nicht, daß der Junge die französische Sprache verlerne, und sprach oft mit ihm Französisch. Irgendwie schien es ihr, daß ihr Ältester zum Dichter geboren sei. Sergej gab sich vielem mit ganzer Seele hin, dem Reisen, dem Maschinenbau, dem Theater — aber Verse schrieb er nicht. Und doch war er eine Dichternatur, er arbeitete leidenschaftlich, erlebte alles ungewöhnlich intensiv, war maßlos in seiner Freundschaft und maßlos in seinen Zerwürfnissen, begeisterte sich für Dinge, die andere nicht wahrnahmen, und verurteilte das, was andere natürlich fanden. Er war nicht ehrgeizig, strebte nie danach, sich hervorzutun, und fiel dennoch in jeder Umgebung auf. Als er noch ein Knabe war, nannte ihn Nina Georgijewna scherzend „mein kleiner Franzose", vermutlich erinnerte er sie irgendwie an die Stadt ihrer Jugend. Sergej fehlte jedoch jene innere Ruhe, die sich unter dem lärmenden, glanzvollen Wesen der Franzosen verbirgt. Oft handelte er unüberlegt, verfiel von einem Extrem ins andere. Mit Recht warf man ihm Leichtsinn vor, doch empfand er qualvoll seine Fehler und kannte sich selbst gegenüber keine Nachsicht. Noch mit achtundzwanzig Jahren hatte er sich das Naive und Fordernde der ersten Jugend erhalten.

Die romantische Zeit seines Lebens fiel mit den Jahren der Kollektivierung zusammen. Damals war er ein strubbliger Komsomolze; man schickte ihn in die Ukraine; er redete sich heiser, ließ sich auf holprigen Straßen durchrütteln, phantasierte in zehnstelligen Zahlen und teilte heimlich ein Viertel Brot. Eine Schramme über dem Ellbogen verblieb ihm als Andenken an jene Jahre — in einer Herbstnacht hatte man auf ihn geschossen. Dann kam die Hochschule, aber auch dort war keine Ruhe, alle hatten Eile; und darauf sofort die Erdhütte in Kusnezk, Schlamm bis an die Hüften, Baugruben, Läuse, zentnerschwerer Schlaf, der keine Träume kannte, und die Wirklichkeit, die ein Traum schien, mit den kühnen Gedanken, mit dem vielfältigen ätzenden menschlichen Leid, mit Städten, die in Steppen entstanden wie feurige Haine.

Sorgsam hütete Sergej ein kleines Photo: ein Mädchen mit schwerem Haarkranz, mit freundlichen und dennoch strengblickenden Augen, eine Heldin Turgenjews oder Gefährtin der Sofja Perowskaja. Es war das Bild Nina Georgijewnas, als sie aus dem Gefängnis gekommen war. Sie hatte in der Illegalität tapfer und aufopfernd gearbeitet. Später kam dann die Sorge um den kranken Mann, um die Kinder. Ihr Mann, von Beruf Wirtschaftler, war ein Mensch von abstrakten Begriffen; das Leben war für ihn ein harmonisches Gebäude, und er verlor die Fassung, sobald diese oder jene Einzelheit, auf die er zufällig stieß, den hohen Grundsätzen nicht entsprach. Dann murmelte er: „Wir haben uns abgemüht mit dem Zuschneiden. Und wie nähen nun die Jungen? Wie für eine Ausstellung von Ausschußware.“ ... Er starb vor fünfzehn Jahren an Tuberkulose; Nina Georgijewna mußte hart arbeiten, um die Kinder großzuziehen — der jüngere Sohn Wassja war damals elf, Olga erst sechs Jahre alt. Nina Georgijewna gab französischen Unterricht am Institut und in der Schule und arbeitete nachts an Übersetzungen.

In ihrem Leben gab es nichts Dramatisches, mit ihrem verstorbenen Mann hatte sie gut gelebt, ihre Arbeit liebte sie, und dennoch fand sie keine Befriedigung. Im dreiundfünfzigsten Lebensjahr hing sie noch immer Träumen nach. Sergej war ihr nicht nur ein Sohn, sondern auch ein Freund, mit ihm führte sie lange und offene Gespräche. Wassja schien ihr allzu geradlinig, während das berechnende Wesen der Tochter sie beängstigte. In Sergej sah Nina Georgijewna die Verwirklichung ihrer geheimsten Gefühle. Sie hatte in ihrer Ehe nie Eifersucht gekannt, dachte aber mit Betrübnis an die Zeit, da Sergej eine junge, wahrscheinlich leichtsinnige Frau liebgewinnen und die Mutter vergessen wird. Sie freute sich jedesmal, wenn wieder ein flüchtiger Taumel des Sohnes wie ein Gewitter vorüberzog, das sich nicht entlud.

Als sie erfuhr, daß Sergej nach Paris fahren sollte, fühlte sie tiefe Erregung: daß er die Stadt sehen würde, in der sie ihre besten

Jahre verbracht hatte, mußte sie einander noch näherbringen. Und dennoch empfand sie eine dumpfe Eifersucht. Beim Abschied sagte sie: „Sieh dir im Park Montsouris die Bank am Weiher an, die zweite vom Eingang, unter der Platane; dort saßen wir oft, Vater und ich, als wir uns kennenlernten." Sergej lächelte innerlich — Mama vergißt, daß inzwischen dreißig Jahre vergangen sind...

Als er Paris sah, staunte er: vor ihm lag wirklich die Stadt, von der die Mutter ihm erzählt hatte. Sicher ist auch die Bank noch da... In seinem kurzen Leben hatte Sergej so viel durchgemacht, so vieles gesehen, daß er an eine beständige Ruhe nicht mehr zu glauben vermochte. Es war doch noch gar nicht lange her, daß er zugesehen hatte, wie in der Gorkistraße ohne viel Federlesens Häuser verschoben wurden? Und hier ließ sich kaum ein Mensch von der Stelle bewegen. Hundertjährige Weiblein saßen in Pantoffeln auf den Bänken. Und diesen Herrn mit dem Monokel, den beschrieb doch Maupassant!... Alles war zu bekannt und deshalb unwahrscheinlich.

Er kam nach Paris aus dem Moskau der harten Jahre, leicht ergraut, fordernd, mißtrauisch. Moskau lebte im Vorgefühl eines nahenden Sturmes. Und wenn die Pariser die Agonie des benachbarten Madrid nur wenig bekümmerte, so hatten sich noch kürzlich an einem frostigen, stürmischen Abend die Menschen auf dem Puschkin-Platz schweigend vor der Karte Spaniens gedrängt, und in ihrem Schweigen lagen deutlich Unruhe, Zorn und Glaube. Aufsehenerregende Prozesse hatten sich aneinandergereiht: die Verräter wurden abgeurteilt; und die Berichte über die Gerichtsverhandlungen verschmolzen mit dem Stampfen der deutschen Divisionen auf dem Ring, mit dem Stöhnen Barcelonas, mit Verhandlungen hinter den Kulissen, mit Kriegsmanövern. Dann kam München... Die Moskauer lebten in dieser Zeit angespannt, ungemütlich, die Entscheidung rückte näher. Und jetzt, nach den strengen Moskauer Nächten, sah Sergej ein Leben, das einem Karussell glich — es drehte sich, blinkte, blendete schmerzhaft die Augen, machte benommen. Die Stadt erstrahlte wie ein Haus, in dem man eine Hochzeit feiert; es schien, als bemerkten die Menschen den Tod nicht, der sich an ihre Fenster heranschlich. Nach wie vor dösten die Angler an den Ufern der Seine, niesten die Horaz-Schwärmer, in den Kisten der Buchtrödler herumstöbernd, nach wie vor sangen an den Straßenkreuzungen die Sänger von der Liebe Kikis, der Unwiderstehlichen und Willigen. Moment mal, Sergej, ist es wahr, daß wir das Jahr eintausendneunhundertneununddreißig schreiben, daß jenseits der Pyrenäen Trümmer und Gräber ragen, daß Prag, dem Tode geweiht, verzweifelt nach Freunden ruft, daß am Rhein Geschütze in Stellung gebracht werden? Vielleicht ist Paris verrückt, vielleicht vergaß es,

die Uhr aufzuziehen, blätterte lange den Kalender nicht um? Vielleicht tritt gleich aus dem nächsten Café ein langhaariger Tribun, um den Romantikern des Herzogtums Baden vorzuschlagen, mit den Blusenmännern des Faubourg Saint-Antoine den Freiheitsbaum zu pflanzen? Vielleicht ist Hitler nur einem Dutzend arbeitsloser Karikaturisten im Traum erschienen?

Dann sah Sergej sich um: die äußere Sorglosigkeit verbarg Trauer; selbst die Heiterkeit der Stadt hatte einen Beigeschmack von Wehmut; in den Scherzen und Couplets, selbst im Geflüster der Verliebten waren Reisevorbereitungen zu spüren, der Himmel mochte wissen, zu welcher Reise. Paris lag fiebernd im Schlaf, wollte sich ausschlafen, dann komme, was kommen soll!...

Mit jedem Tag zog diese Stadt Sergej stärker an; er verliebte sich in die trübe, rätselhafte Seine, in die bald graublauen, bald violetten, von häufigen Regenfällen ausgewaschenen Trottoire, die die Bündel flimmernder Lichter widerspiegelten, in die Kühle der schmalen Gassen, in die seefeuchte Luft, den Überfluß an Blumen, Perlen, Tränen, in die wehmütige Heiterkeit der Menge, die selbst am Rande des Todes noch scherzt; er gewann es lieb, nicht das prächtige, glänzende Paris, das Tag und Nacht Karawanen von Reisenden aus allen Ländern bestaunen, sondern das graue, alltägliche, einfache und wundersame Paris.

Seine Arbeit nahm ihn nicht voll in Anspruch; er streifte viel in der Stadt umher; aber auch bei der Arbeit mußte er Fabriken besuchen, kam er mit verschiedenen Leuten zusammen, mußte ins Dickicht der Seelen dringen, die Kehrseite der artigen Pariser Gesellschaft betrachten. Vieles rief in ihm Entrüstung hervor. Er empfand die Verschiedenheit der Schicksale, empfand seine innigste Verbundenheit mit einem anderen, diesen Menschen unverständlichen Leben. Die letzten Jahre hatten dem vertrauensseligen und leicht entflammenden Sergej eine gewisse Verschlossenheit und sogar Düsterkeit verliehen. Und hier begegnete er nicht nur ihm fernstehenden, sondern auch feindlich gesinnten Menschen. Nina Georgijewna schrieb er: „Du wirst es nicht glauben, doch ich bin ein richtiger Diplomat geworden! Ich lächle, wenn mir die Finger jucken, jemandem eine Ohrfeige zu versetzen, trinke auf das Wohl derer, die zu hängen verdienen. Viel Dreck ist hier rundum, doch die Stadt ist prächtig, und das Volk gefällt mir..."

In Sergejs Arbeitszimmer trat ein Mann von etwa fünfzig Jahren mit einem hübschen, doch schlaffen Gesicht. Er glich einem alten Schauspieler. Lancier war erst unschlüssig, dann sagte er mit verwirrtem Lächeln:

„Sie müssen es nicht übelnehmen, die Firma Roche aîné befindet sich in Reorganisation; ich werde aber alles tun, um die Sache wieder einzurenken."

Zwei Tage später waren sie wieder beisammen. Lancier hatte zuvor gut gefrühstückt, eine Flasche Burgunder getrunken. Plötzlich gab er sich Erinnerungen hin:

„In meinen Studentenjahren habe ich mit russischen Emigranten verkehrt. Höchst sympathische Leute! Einmal luden sie mich zu einer Feier ein. Herr Lunatscharski war da und noch ein Bildhauer mit schwer auszusprechendem Namen..."

Vergeblich versuchte Sergej das Gespräch wieder auf die Bestellungen zu bringen. Lancier war gekränkt:

„Sie glauben, ich sei ein Geschäftsmann? Das ist nur Zufall, die prosaische Frucht jugendlicher Vermessenheit. Ich träumte davon, Dichter zu werden, ich machte Verse — einst..."

Sergej runzelte die Stirn; Lancier murmelte:

„Verzeihen Sie, ich habe mich wohl vergessen."

Doch Sergej lächelte bereits wieder freundlich.

„Sie lieben Gedichte? Sehr erfreut. Ich wollte schon lange einen Menschen kennenlernen, der sich in der französischen Lyrik auskennt."

Nun war es schon fast unmöglich, die Einladung abzulehnen: Herr Wlachow müsse ihn unbedingt am Donnerstag besuchen, es werden Künstler kommen, obschon es heute keine Kunst mehr gibt — eine andere Epoche... Zudem wird Lancier glücklich sein, den russischen Gast seiner Familie vorstellen zu dürfen.

„Wir müssen uns besser kennenlernen, unsere Völker sind doch so gut wie Verbündete. Mein Kompagnon ist halb Russe, halb Franzose, das heißt, jetzt ist er Franzose, doch seine Geburtsstadt ist Kiew. Er heißt Leo Alper. Ein ungewöhnlich begabter Ingenieur. Er hat Ihr Land lange vor der Revolution verlassen, als kleiner Junge, doch die Sprache beherrscht er noch. Schade, daß er jetzt nicht in Paris ist. Meine Firma arbeitet mit den Russen schon acht Jahre, und niemals hat es zwischen uns Unstimmigkeiten gegeben. Herr Petrenko war häufig mein Gast, er ist jetzt in Moskau. Herr Schwezow sagte mir, er habe einen hohen Posten erhalten. Ich bitte Sie, geben Sie mir noch eine Woche Zeit, es handelt sich doch nur um eine kleine Reorganisation..."

Maurice Lancier war ein pittoresker Vertreter des sogenannten „tout Paris". Nur wenige wußten etwas von Roche aîné, doch Lancier kannten alle. Er versäumte keine Theaterpremiere, keine Eröffnung einer Gemäldeausstellung. Er vergötterte die Kunst, und sein Landhaus „Corbeille" glich einem Museum im Krähwinkel — Negergötzen, uralte Pistolen, Glasschränke mit Porzellan. Lancier lebte auf großem Fuß, veranstaltete in „Corbeille" Soupers bei Kerzenlicht; Surrealisten, Professoren und sogar ein Senator verkehrten bei ihm. Lancier liebte es, vom Reiz des Landlebens zu sprechen, langweilte sich aber in der ländlichen Einsamkeit — er brauchte

die Lichter der Stadt, Freunde, Wortgefechte. Er wog achtzig Kilo, dennoch hatte ihm sein Hausarzt Morillot den treffenden Spitznamen „der zweibeinige Falter“ gegeben.

Als Sohn eines bescheidenen Provinzlers und Galanteriewarenhändlers kam Maurice Lancier in jungen Jahren aus dem stillen Niort nach Paris: sein Vater wollte mit ihm hoch hinaus. Maurice besuchte das Polytechnikum, machte schlecht und recht seine Examina und widmete die ganze freie Zeit der Poesie. Er kaufte sich einen Hut mit unglaublich breitem Rand, verachtete Schlipse und trug um den Hals einen türkischen Seidenschal. Mit dem Geld, das er von seinem um die Garderobe des Sohnes besorgten Vater erhielt, ließ er die erste und zugleich letzte Nummer der Zeitschrift „Der Klee des Hermes“ drucken, in der außer seinem eigenen Poem der Artikel eines jungen Anarchisten veröffentlicht war, der später ein bedeutender Baumwollimporteur wurde. Maurice gefiel den Mädchen, war aber schüchtern und ging über Gedichte und flüchtige Küsse nicht hinaus.

Auf dem Ball einer gewissen Frau Lefort, die als eine Gönnerin der Kunst galt, lernte er die Tochter des Industriellen Roche kennen. Man kann nicht sagen, daß Marceline eine Schönheit war, sie besaß aber den Charme der Urwüchsigkeit, der Eigenart. Sie verachtete die Bekannten des Vaters, die Verwandtschaft, ihre Altersgenossinnen, die alle das Geld anbeteten. Einsam lebte sie in einer erdachten Welt. Lancier rührte sie mit seinen oberflächlichen, doch aufrichtigen Phantastereien, seiner Liebe zur Poesie, seiner Uneigennützigkeit. Sie gewann ihn lieb. Roche wehrte sich entschieden gegen diese Ehe und begnügte sich nicht mit Beschwörungen und Flüchen, er sperrte die Tochter in seinem Landhaus ein. Kurz darauf erschien eines Nachts in Maurices bescheidenem Zimmer Marceline, ohne Hut, zerzaust, in einem fremden, viel zu langen Kleid. Maurice war erfreut und erschrocken; er küßte das Mädchen, und zwischen den Küssen redete er ihr zu, sie möge zu den Eltern zurückkehren — er war ein gefühlvoller, aber willensschwacher Mensch. Marceline entschied alles selbst: sie hing ihr Kleid an einen Nagel und blieb. Am Morgen holte sie Brot und Milch ein, als habe sie ihr Lebtag nichts anderes getan. Roche blieb nichts weiter übrig, als endlich zuzustimmen — er hatte nur eine Tochter, und als seine Frau ihm sagte, daß er bald Großvater werde, überkam den Alten die Rührung, und er söhnte sich mit dem „Nichtsnutz“ aus.

Nach Abschluß seines Studiums trat Lancier in die Fabrik des Schwiegervaters ein, er schrieb keine Verse mehr und machte sich langsam mit dem Geschäft vertraut. Ein Jahr später begann der Krieg. Lancier hielt sich für kleinmütig — er fürchtete den Schwiegervater, üble Nachrede, die Kunden. Doch er kämpfte nicht schlecht und erhielt das „Kriegskreuz“. In seinen Erinnerungen

lebte der Krieg als etwas Erhabenes; er vergaß den Schmutz, die Läuse, das Pfeifen der deutschen „Koffer“ und selbst den Tod der Kameraden. Im Gedächtnis bewahrte er nur die schönen Momente — sein Regiment zieht in Lille ein, die Mädchen werfen ihnen Blumen zu, küssen die Soldaten, in „La Presse“ erscheint das Bild des kühnen Sergeanten Maurice Lancier, eine Viertelstunde vor der Attacke zwitschert im Feld eine Lerche... Lancier war überzeugt, daß der Krieg sich nicht wiederholen kann, ebenso wie er überzeugt war, daß jetzt niemand mehr Gedichte zu schreiben oder sich leidenschaftlich zu verlieben vermag. Alles, was er erlebt hatte, hielt er für einmalig.

Bald nach dem Waffenstillstand starb Roche. Maurice wurde zum Besitzer der Firma Roche aîné. Er war sich der Verantwortung gegenüber seiner Frau und den Kindern bewußt und bemühte sich, vernünftig zu sein. Er konnte jedoch der Sorglosigkeit, der Liebe zum fröhlichen, eleganten Leben und vielen Extravaganzen nicht entsagen. Und Roche aîné hielt sich; nach wie vor dröhnten die Drehbänke, im Büro schrieben lockige Tippfräuleins Rechnungen aus, und die Kunden sagten ehrerbietig: „Eine alte, solide Firma.“

In den Krisenjahren stand Roche aîné vor dem Bankrott; die Rettung kam von Leo Alper, der in Amerika durch ein Patent reich geworden war. Er wurde Lanciers Kompagnon. Neue Schwierigkeiten ergaben sich kurz vor der Begegnung mit Wlachow; die „Chimie-Nord“ ging ein, und Lancier verlor eine erhebliche Geldsumme. Es hieß, einen Entschluß fassen — entweder mußte er Marcelines Landgut „Gellinotte“ verkaufen oder das Angebot eines gewissen Gaston Roy annehmen. Lancier war empört, wie soll man einen unbekannten Menschen in sein Haus lassen? Kann eine solche „Reorganisation“ nicht zum Selbstmord werden? Im übrigen vertrieb er die unangenehmen Gedanken schnell, er verstand es, sich selbst zu beruhigen. Warum denn Selbstmord?... Der Kuchen ist groß genug, auch wenn man ihn in drei Teile schneidet. Alper hat mich nicht gefressen, warum soll mich dieser Roy fressen? Alper ist Ingenieur, dieser Roy aber versteht nichts von der Produktion... Es wäre töricht, „Gellinotte“ zu verkaufen; „Gellinotte“ bedeutet immerhin Grund und Boden, die Loire, Weinstöcke... Und welch ein Park! Welche Birnen! Und dann hieße das doch, die arme Marceline berauben.

Lancier konnte nicht lange an ein und dasselbe denken. Ihm fiel ein, daß Mado eine wundervolle Landschaft gemalt hatte; sie hat wirklich Talent, auch Sembat lobt sie... Aber mit Louis hat er seine Sorgen — der Bengel will Flieger werden. Seltsames Geschlecht — wir flogen auf dem Pegasus, und sie wollen einen Motor... Materialisten! Und im übrigen wird Louis noch zehnmal seine Pläne ändern... Ein Glück, daß es Marceline wieder besser

geht, die Kur hat ihr geholfen, sie sieht prächtig aus... Lancier vergaß alles Mißliche und lächelte.

Er war ein mustergültiger Ehemann; mitunter hatte er eine Schwäche für diese oder jene Frau, legte sich aber bald Zügel an, um Marceline nicht zu kränken. Seine Kinder vergötterte er: die schöne Mado, die von ihrem Vater den Hang zur Kunst und von der Mutter den Eigensinn geerbt hatte, und seinen Sohn Louis, einen hochgewachsenen, anspruchslosen, lustigen Jüngling, der sich für Sport begeisterte und kein Buch zu Ende lesen konnte.

Der exzentrische Lebensstil in „Corbeille", der den Besuchern in die Augen sprang, barg eine ganz gewöhnliche Familie, die glücklich und unglücklich war. Marceline lebte schon lange in sich zurückgezogen; die Freuden ihres Mannes schienen ihr unbedeutend, mitunter lächerlich. Louis war zu beweglich, zu ehrgeizig für das spielerische Paradies in „Corbeille". Mado lebte ihren Phantasiegebilden, und wenn eine Kleinigkeit, eine widerwärtige Einzelheit ihre Aufmerksamkeit wachrief, sagte sie sich: ‚Könnte ich nur fort von hier, fort, fliehen!' Doch die Liebe verband diese dem Wesen nach fremden Menschen, und wenn sie am Mittagstisch zusammenkamen, waren sie nachgiebig, teilnahmsvoll. Maurice Lancier hielt die Familie mit seiner Milde, Güte und unverwüstlichen Lebensfreude zusammen. Er war aufbrausend, beruhigte sich aber schnell und lachte über sich selbst. Politik mochte er nicht und ließ in seinem Hause nie Diskussionen zu, die das Zusammensein mit Freunden trüben. Als ihm ein Freund den tragischen Zusammenstoß der Klassen, Parteien, Staaten aufdecken wollte, erwiderte Lancier: „All das ist richtig, doch vergessen Sie bitte nicht, daß wir das Land der Vernunft sind. Bei uns sind selbst vermessene Toren logisch. Ich versichere Ihnen, sogar unsere Irren sind typische Karthesianer. Dieser Schrecken wird uns nie heimsuchen. Glauben Sie mir, mein lieber Freund, nie..."

Nach der Unterredung mit Wlachow wurde Lancier nachdenklich. Man muß den Auftrag der Russen ausführen. Ich verstehe diesen Roy nicht... Man kann doch nicht in zwei Wochen alles umkrempeln! Und dann — was hat er sich einzumischen? Ich habe doch noch gar nicht meine endgültige Zustimmung gegeben! Zu dumm, daß Alper gerade jetzt abwesend ist... Aber er versteht ja auch nichts von Finanzen, er ist ein guter Ingenieur und weiter nichts... Und dieser Roy ist nicht einmal ein Ingenieur. Woher kommt er bloß? Sein Gesicht ist höchst unsympathisch... Aber er wirbt doch nicht um Mado. Was geht mich also sein Gesicht an? Die Hauptsache ist, Ruhe bewahren. Der Russe hingegen ist sehr sympathisch, ich habe nicht gedacht, daß es solche Bolschewiki gibt... Vielleicht sind die Menschen überall nur Menschen? Bin ich vielleicht für Roche aîné geboren? Wenn man einen Menschen

entkleidet, so kann man weder seine Herkunft noch seinen Beruf, noch seine Denkweise erraten. So war es auch im Krieg... In einer Kompanie — Chalet von der Bank „Indochine“ und Jacquot, der arme Kerl, der auf den Boulevards Stummel auflas. Und wie eng befreundet waren sie, unzertrennlich! Später kehrte wohl der eine zu seinen Aktien, der andere zu seinen Stummeln zurück... Der Krieg machte, daß alle vergaßen, wer sie waren, woher sie kamen... Warum spricht nur dieser Roy ständig von einem neuen Krieg? Louis wird zur Luftwaffe kommen... Irrsinn!... Es wird keinen Krieg geben, das kann niemand aushalten. Die Menschen wollen Ruhe. Gewiß, Reorganisation ist nur ein schönes Wort, man wird sich ein wenig einschränken müssen, nachgeben. Doch was kann ich tun? Ich bin vierundfünfzig Jahre alt, ich bin müde. Mag dieser Roy kommen... Eines wird mir niemand nehmen — die Ruhe.

* 2 *

Lancier überlegte, wen er zum Diner mit Wlachow einladen sollte. Er wollte gern Nivelle auffordern, das würde dem Abend einen poetischen Anstrich verleihen, doch er befürchtete Zusammenstöße. Nivelle war Nationalist und konnte die Kommunisten nicht ausstehen...

Nivelle, ein hagerer, galliger Mensch, war einem kleinen Kreis von Leuten, die reine Poesie schätzten, als der Verfasser des Buches „Die Maske der Circe“ bekannt. Er bekleidete eine ziemlich hohe Stellung in der Polizeipräfektur. Viele seiner Kollegen ahnten nicht, daß der Chef der Paßabteilung des Nachts auf einen Punkt starrte, die Lippen bewegte und Papierfetzen bekritzelte. Der Dienst war Nivelle eine Last, doch hatte er keine andere Existenzmöglichkeit — seine Bücher fanden keinen Absatz, und die Tante, die ihm eine kleine Erbschaft hinterlassen sollte, war mit ihren siebzig Jahren noch guter Dinge und zog sich nicht einmal den leisesten Schnupfen zu.

Nivelles Anwesenheit konnte wohl jedes Diner verschönen. Und dennoch schwankte Lancier. Wozu mußte es nur in der Welt diese verdammte Politik geben! Er wandte sich sogar an seine Frau um Rat.

„Es ist besser, du ladest sie an verschiedenen Tagen ein“, meinte Marceline. Doch Lancier versteifte sich.

„Nivelle ist ein Dichter. Mag dieser Russe sehen, daß ich weder ein Linker noch ein Rechter bin, ich bin ein einfacher Franzose. Gut denn, ich werde Lejean einladen. Der ist nicht nur Kommunist, sondern Überkommunist. Als wenn ich nicht wüßte, wer neun-

zehnhundertsechsunddreißig bei mir den Streik angezettelt hat. Für mich ist aber Lejean ein vorzüglicher Ingenieur und ein Kulturmensch. Wenn alle von Sinnen sind, dann soll wohl auch ich den Verstand verlieren? Nein, nein! Ich bin vierundfünfzig Jahre alt, mich kann keiner mehr ummodeln. Wen soll ich noch einladen? Professor Dumas, natürlich Sembat. Das genügt... Wart einmal, ich habe schon lange dem Professor versprochen, seinen Schützling bei Gelegenheit einzuladen... Einen Moment, ich habe es mir irgendwo aufgeschrieben, einen Moment... Frau Anna Roth, ich glaube eine Tschechin, oder aus Ungarn, ich weiß es nicht mehr. Sie hat in Spanien gekämpft, aber du kannst beruhigt sein — es ist eine sehr nette Person, ich bin ihr wiederholt bei Dumas begegnet. Und der Russe wird sich freuen."

In der Tür blieb Lancier stehen.

„Vielleicht sind es zu viele Kommunisten?" Er lachte. „Siehst du, Marceline, sie haben auch mich angesteckt. Wozu diese Dosierung? Man könnte glauben, ich müßte ein Kabinett bilden, und es handelt sich doch nur um ein bescheidenes Diner..."

Lancier liebte es, die Sehenswürdigkeiten „Corbeilles" vorzuführen. Er riß die Schränke auf, holte alte Waffen hervor, Gravüren, Tabaksdosen, beleuchtete die Bilder an den Wänden; er führte den Gast im Park umher, erläuterte: „Amerikanische Ulme... Roses de Noailles... Ein Ziegenbock aus dem Sudan..." Er war glücklich, einen Neuling vor sich zu haben, und er zeigte Sergej das Tamburin eines Negerfürsten, die Unterschrift Talleyrands. Selbst der Regen hinderte Lancier nicht — er mußte doch dem Russen den Ziegenbock aus dem Sudan zeigen!

Auch die übrigen Gäste mußten die Dinge bewundern, die sie längst kannten. Im übrigen aber trug man Lancier seine Schwächen nicht nach. Gute Menschen, die sich auf die Bewirtung ihrer Freunde verstehen, trifft man ja so selten. Lancier sagte oft: „Madame Curie oder Renoir konnten es sich leisten, ihren Gästen ausgekochtes Kalbfleisch und trockene Kartoffeln vorzusetzen. Aber wer ist schon Maurice Lancier? Meine Anwesenheit allein kann niemand erfreuen, höchstens Marceline..." Am Kopfende seines Bettes standen seine Lieblingsbücher; zwischen den dünnen Gedichtbänden konnte man ein Kochbuch sehen, das von seiner Hand vollgekritzelt war; die Speisen, die der Hausherr seinen Gästen vorsetzte, zeigten, daß er seine kulinarischen Studien mit Erfolg betrieb.

Es gab noch einen Umstand, der die Villa „Corbeille" zu einer Oase machte: die Ruhe des Hausherrn übertrug sich auf die Gäste. Gerade in diesem Jahr wurde fast ausschließlich vom kommenden Krieg gesprochen, und obgleich nur wenige diesem Gerede Glauben schenkten, brachte das ständige „Es geht bald los" selbst die Kaltblütigsten aus der Ruhe.

Wieder Regen, Regen — dachte der Maler Roger Sembat, schüttelte sich und blickte wehmütig auf die langen Wasserfäden; dann nahm er die Zeitung und murmelte böse: „Schon wieder vom Krieg. Die Deutschen wollen uns in Schrecken jagen, und unsere Leute tun so, als ob sie sich nicht fürchteten. Wenn wir für Prag nicht in den Krieg zogen, wer wird dann für Danzig eine Lanze brechen? Dummes Gerede!"

Der komische Kauz Alper hatte vor seiner Abreise noch gesagt: „Sie wollen wissen, was Paris in den letzten zwanzig Jahren erregt hat? Zunächst: ‚der letzte aller Kriege ist beendet', ‚Friede für immer', Männeranzüge mit ausgestopfter Brust und enger Taille, Foxtrott, Paul Morands Novellen ‚Die ganze Nacht geöffnet', der Bolschewik — ein ‚Mensch mit einem Messer zwischen den Zähnen'. Dann Kreuzworträtsel, Reparationen, die Mulattin Josephine Baker raubt den Senatoren den Verstand, Citroen gibt sein Autogramm auf dem Eiffelturm, der Juwelier Mestorino ersticht einen Makler, die Oustric-Affäre. Dann die Krise, der Parfümeriehändler Coty — ‚ein Freund des Volkes', Taxigirls, das Mädchen Violette Nozière vergiftet ihren Papa, die Stavisky-Affäre, junge Taugenichtse verbrennen Autobusse auf der Place de la Concorde, die Damen färben ihr Haar violett, feierliche Eröffnung eines modernen Freudenhauses mit dem altertümlichen Firmennamen ‚Sphinx', Psychoanalyse, Surrealisten, Streiks, es streiken selbst die Totengräber. Dann Gerede vom Krieg, die Premiere von Giraudoux ‚Der Trojanische Krieg findet nicht statt', Verdunkelungsmanöver, München, Illuminierung. Und wieder Kriegsgerede... Man sollte das Thema wechseln, dann schon lieber Hypersurrealisten oder eine neue Violette mit Arsenik..."

Offenbar waren die Zeitungsleute anderer Ansicht: täglich konnte man vom kommenden Krieg lesen. Es war sehr angenehm, sich in „Corbeille" von dem Gekrächz der Zeitungen zu erholen; wenn dort gestritten wurde, so nur darum, wer feiner war, Paul Clodel oder Paul Valéry. Und war man verschiedener Meinung, dann ausschließlich über die verschiedenen Arten der Zubereitung von Eisbein. Erwähnte ein Gast die Tschechen, Polen oder die Verhandlungen in Moskau, so lenkte Lancier delikat, aber beharrlich das Gespräch auf eine Theaterpremiere, auf die Schönheit Savoyens oder das Wetter — wann werden endlich diese unerträglichen Regenfälle aufhören?... Krieg wird es nicht geben, doch niemand beeilt sich, an die Küste oder in die Berge zu reisen, es ist öde, im Hotel zu sitzen und zuzusehen, wie kühne Sportler bei strömendem Regen baden...

„Schreckt Sie der Regen nicht, lieber Freund?" fragte Lancier.

Sergej erwiderte lächelnd:

„Ich liebe Regen. Schön ist das! Es muß natürlich ein Sommerregen sein, der rauscht und platscht."

Da sagte Mado mit einer Gereiztheit, die sie selbst überraschte:
„Es gibt also auch in Moskau Snobs?“

Lancier sah sie vorwurfsvoll an: wie kann man nur einen Gast beleidigen?

Sergej antwortete nicht. Mado fesselte ihn durch ihr Gesicht und die Art, sich zu geben. Ihre Blicke begegneten sich. Wenn Sergej verwundert war, bog er den Kopf zurück und kniff seine großen grauen Augen zusammen. Sein Gesicht, sonst nachdenklich und weich, bekam in solchen Augenblicken einen hochmütigen Ausdruck. Warum sieht er mich von oben herab an? dachte Mado. Verachtet er mich? Aber warum nur? Er hat mit mir noch nicht einmal gesprochen... Wahrscheinlich verachten sie alle. Lejean meinte kürzlich: „Hier ist zu viel Fäulnis.“ Nun denn, verachten kann auch ich! Er hat aber doch ein feines Gesicht... Oder ist das nur eine Maske?

Mado war bemüht, Sergej nicht anzusehen, und sah doch zu ihm hin. Unwillkürlich begegneten sich ihre Blicke immer wieder; Mado errötete dann und machte eine spitze Bemerkung. Ihr Vater wollte dem Gast ihr Stilleben vorführen, doch sie widersetzte sich:

„Wozu Herrn Wlachow mit Fäulnis behelligen?“

Lancier zeigte eine Sammlung alter, verblichener Photos: Verlaine bei einem Glas Absinth, Zola in einem vorsintflutlichen Auto. Sergej fragte:

„Haben Sie nicht ein Photo aus Ihrer Studentenzeit?“

Er mokiert sich über den Vater, dachte Mado. Lancier freute sich wie ein Kind und schleppte einen ganzen Haufen Photos herbei. Auf den Bildern war ein schwärmerischer Jüngling zu sehen, in einem Überwurf, im Hintergrund eine Ruine. Sergej blickte unwillkürlich auf den Hausherrn. Lancier lächelte:

„Nein, eine Ähnlichkeit finden Sie nicht. Dreißig Jahre, das ist keine Kleinigkeit.“

Zu Beginn des Essens blickte Lancier besorgt auf den blassen, schweigsamen Nivelle. Die Poularde war aber wirklich ganz vorzüglich. Zusammen mit dem alten Burgunder tat sie das ihre: Nivelle wurde lebhaft, sein Gesicht rötete sich. Lancier lauschte befriedigt dem Stimmengewirr, das am Schluß eines gelungenen Diners gewöhnlich zu hören ist.

Nivelle sagte: „Die Kunst lebt nur vom Außergewöhnlichen der Ereignisse, der Gestalten, Gefühle. Wenn ich das fühle, was Millionen andere fühlen, so ist das alles andere als interessant.“

„Meiner Ansicht nach darf es in der Kunst nichts Außergewöhnliches geben“, erwiderte Roger Sembat. „Ich glaube, es war Flaubert, der einen Roman schreiben wollte, in dem sich nichts ereignet. Schade, daß er ihn nicht geschrieben hat. Bonnard malt eine Laube, Marquet — einen Bach mit Gründlingen, Utrillo — eine Vorstadtgasse. In der Schweiz aber hat der Maler nichts zu tun — Gletscher

sind nichts für die Kunst. Ihre ‚außergewöhnlichen Gefühle' sind eben diese Alpen. Wenn einst die Menschheit klüger sein wird, wird sie es aufgeben, sich für Ausnahmen zu interessieren. Nehmen Sie doch die Zeitungen — worüber schreiben sie? Skandale, Morde. Jetzt ist da irgend so ein Hitler, ein außergewöhnlicher Psychopath. Um wieviel interessanter ist es, daß die Glyzinien aufblühen, daß meine Milchfrau Lucie heiratet, daß es Milch gibt, Felder, einen Renoir."

„Dann müßten Sie auch an der Sowjetgesellschaft Gefallen finden, dort kann es ja nichts Außergewöhnliches geben. Für das Kollektiv ist das Genie ein unzulässiger Druckfehler. Und die Korrektoren arbeiten dort musterhaft..."

Lejean mischte sich ins Gespräch:

„Sie vertrauen zu sehr den vereinfachten Formeln, Herr Nivelle. Betrachten Sie Deutschland. Dort herrscht der Nietzsche-Kult. Und sieht man sich ihre ‚Bergeshöhen' näher an — wo sind sie? Eine Hammelherde, weiter nichts. Sie schreckt das Wort ‚Kollektiv'? Ich bin nicht in Rußland gewesen, doch ich bin überzeugt, daß das Kollektiv wirkliche Menschen braucht und keine Nullen."

„Das Kollektiv ist ein glattgeschorener Rasen. Hübsch, aber eintönig. Alles Hervorragende wird nivelliert. Flaubert, von dem Herr Sembat sprach, wollte vom Gewöhnlichen schreiben, doch er schrieb ungewöhnlich. Und in der Sowjetunion schreibt man über Gewöhnliches gewöhnlich. Dort gibt es keine Flauberts und kann es sie auch nicht geben, ja nicht einmal Viertel Flauberts. Sie werden sagen..."

„Ich werde vor allem sagen, daß es in Frankreich zur Zeit nicht einmal Achtel Flauberts gibt."

„Gut, aber Frankreich fault Ihrer Ansicht nach, während Rußland sich in voller Blüte befindet."

„Wenn ein Baum in Blüte steht, trägt er noch keine Früchte."

„Ich fürchte, daß Früchte vorhanden sind, aber schlechte, wilde. Vielleicht habe ich unrecht. Wenn unser russischer Gast mich berichtigt, werde ich meinen Fehler gern zugeben!"

Nivelle sagte das übertrieben höflich, mit kaum verhohlenem Spott. Sergej bewahrte jedoch die Ruhe.

„Ich bin darin ein Laie. Sie sind Künstler, ich bin Ingenieur wie Herr Lancier. Nur habe ich niemals Gedichte geschrieben... Vielleicht haben Sie recht, wenn Sie sagen, daß wir vorerst mit unserer Kunst die Welt noch nicht erschüttern. Dazu hatten wir noch keine Zeit... Wir erschüttern sie mit etwas anderem — mit unserer Existenz. Sie streiten doch nicht über englische oder deutsche Kunst, Sie streiten über unsere Kunst, und mir will scheinen, daß Sie weniger über unsere Kunst streiten als über unsere Existenz. Ich bemerke hier häufig, daß Menschen, und selbst kluge Menschen, nicht

ihren Gefühlen Ausdruck verleihen, sondern erlernte Phrasen wiederholen — das ist eine Zitatenkultur. Es wird Ihnen vielleicht seltsam erscheinen, doch auch wir haben unsere Julias, nur verstehen sie nicht, ihre Liebe in schöne Worte zu kleiden. Urteilen Sie selbst — was ist besser: ob es einer echten Julia an Worten fehlt oder ob ein gefühlloser Schatten Monologe aus einer alten Tragödie wiederholt?"

Mado hob ihre feinen Augenbrauen und sagte laut:

„Wir können uns nur vor den stummen Julias verneigen und die Kunst bis zum dreißigsten Jahrhundert warten lassen."

„Laß doch, Mado", Lancier wurde unruhig, „warum sprichst du so? Die Russen haben bewiesen, daß sie schnell bauen können."

Professor Dumas unterstützte ihn:

„Und nicht nur bauen. Ich kam mit jungen Leuten aus Rußland zusammen. Es waren Kinder von Bauern. Vielleicht können sie nicht schreiben wie unser Freund Nivelle, aber denken können sie. Sie verstehen..."

Er wurde von einer schönen, zarten Frau unterbrochen, die bislang kein Wort gesprochen hatte:

„Sie verstehen zu sterben. Ich habe es gesehen..."

„Wo?"

„In Spanien."

Einen Augenblick lang stockte das Gespräch. Dann sagte Nivelle:

„Zu sterben verstehen auch die Franzosen. Herr Lancier kann das bestätigen, er erinnert sich noch an Verdun."

„Man kann nicht von der Geschichte leben", erwiderte Lejean. „Ich will Ihnen etwas sehr Bitteres sagen: mitunter scheint mir, daß die Franzosen das Sterben verlernt haben. Sie wollen nichts opfern, sie fürchten, ihre Ruhe zu verlieren. Ich denke an den Abend, als die Nachricht über München kam. Dieser Jubel..."

Nivelle erhob sich, knüllte seine Serviette zusammen.

„Ich mag keine Demagogie. Nur Feiglinge und Idioten konnten sich damals freuen. München war die größte Tragödie. Doch wenn die Kommunisten am Ruder wären, hätten sie ebenso gehandelt. Sie glauben, daß die Russen kämpfen werden? Demagogie! Sie können es ja auch nicht — niemand hat bisher mit Flugblättern Panzer zum Stehen gebracht. Die Bolschewiki werden Hitler die Hälfte Rußlands abtreten, nur um sich zu retten..."

Mit der Ruhe war es vorbei. Alle schrien durcheinander, niemand hörte auf den Nachbar, niemand beachtete den Hausherrn, der die erregten Gemüter beschwichtigen wollte. Erst als Sergej zu sprechen begann, wurden die Streitenden still.

„Niemand will Krieg führen, es sei denn die Deutschen... Sie aber, Herr Nivelle, hätten so nicht sprechen dürfen. Vielleicht kenne ich mich in der Kunst nicht aus, aber mein Volk kenne ich. Unsere Leute kriechen nicht zu Kreuz. Wenn man uns überfällt,

dann werden wir kämpfen, und so kämpfen, daß es schrecklich ist, daran zu denken."

Er trat beiseite, ans Fenster. Es regnete immer noch. Die Gäste gingen in den Salon; dort gelang es Lancier, das Thema zu wechseln, und Sergej hörte jemanden sagen: „Giraudoux schreibt einen glänzenden Dialog."

Mado trat zu Sergej, fragte ihn leise:

„Sie denken wohl an Ihre Heimat?"

„Nein, ich dachte eben an etwas anderes. Vor kurzem las ich die Geschichte von Byzanz. Wissen Sie, was die Byzantiner beschäftigte, als die Türken vor ihre Stadt zogen? Sie stritten, welcher Wagen im Rennen gewinnen werde, der rote oder der blaue."

„Was kümmert Sie unser Schicksal?"

„Wir haben einen gemeinsamen Feind. Und dann..." Nach kurzem Schweigen fügte Sergej hinzu: „Ich bin noch nicht lange hier, doch ich habe Paris liebgewonnen..."

Mado war gerührt, sie hätte diesen Menschen bei der Hand nehmen, ihm sagen wollen, daß es auch hier wahre Menschen gibt, daß er sie nicht nach ihren bösen und dummen Worten beurteilen solle, daß sie sehr traurig sei und daß sie gleich in Tränen ausbrechen werde... Aber statt dessen sagte sie kalt:

„Sie werden im Salon erwartet, der Kaffee wird dort serviert."

In diesem Augenblick kündigte der Diener an:

„Herr Gaston Roy."

Lancier hatte seiner Frau verheimlicht, daß er den Mann, an den er fortwährend dachte, nach „Corbeille" eingeladen hatte. Er fürchtete, Marceline in seine Wirrnisse einzuweihen. Andererseits wollte er prüfen, welchen Eindruck der in Aussicht genommene Mitinhaber der Roche aîné auf seine Freunde machen würde. Seine Abneigung gegen Roy äußerte sich darin, daß er ihn nach dem Diner zu „einer Tasse Kaffee" gebeten hatte.

Ein mittelgroßer Mann mit kurzgeschnittenem, farblosem Schnurrbart betrat den Salon; die sorgsam zurückgekämmte Haarsträhne konnte die Glatze nicht verbergen. Lancier stellte den Neuankömmling vor; als er vor Anna Roth trat, sagte sie:

„Ich kenne Herrn Roy bereits."

Der Gast schien diese laut gesprochenen Worte nicht gehört zu haben und nannte seinen Namen. Er machte Mado ein ungeschicktes Kompliment, versuchte über Maurice Chevalier zu sprechen, dann über die Finanzpolitik, doch er fand bei niemandem Anklang. In den Gesprächen entstanden jene Pausen, die ankünden, daß es Zeit ist aufzubrechen. Gaston Roy hatte knapp eine Tasse Kaffee getrunken, als Sembat sich erhob. Die anderen folgten bald seinem Beispiel.

Dumas verließ das Haus zusammen mit Lejean. Sergej erbot

sich, Frau Roth zu begleiten. Als letzter verabschiedete sich Gaston Roy. Als er gegangen war, atmete Lancier erleichtert auf. Doch ungewollt verstimmte Louis den Vater, als er sagte:

„Der Russe gefällt mir, ich habe bisher noch nie einen lebenden Bolschewik gesehen. Ich verstehe nichts von Politik, aber mir scheint, daß die Bolschewiki fester auf den Beinen stehen als unsere Radikalen. Dieser Roy aber ist ein fader Kerl. Wo hast du den bloß aufgegabelt?"

Lancier war erstaunt, von Louis gerade die Frage zu hören, die ihn selbst schon so lange verfolgte — in der Tat, woher kam dieser Roy?... Lancier murmelte:

„Wir stehen in geschäftlichen Beziehungen, er ist von der ‚Agentur für Wirtschaftsinformation'."

Mehr wurde über Roy nicht gesprochen, Lancier aber mußte weiter an ihn denken. Der künftige Kompagnon hatte offensichtlich nicht den Beifall der Gäste gefunden, er hatte sie eine Stunde vor der Zeit verjagt. Wirklich ein fader Kerl... Doch was läßt sich machen? Kompagnons kann man sich aussuchen, wenn man die Wahl hat. Vielleicht sollte er doch Marceline alles erzählen? Sie wird sagen: „Verkaufe ‚Gellinotte'", und wenn Marceline etwas sagt, dann wird sie auch darauf bestehen. Alles wird sich ganz einfach klären. Muß man denn unbedingt ein eigenes Gut haben? Im Sommer kann man ja auch in die Normandie fahren. Ja, aber das heißt Marceline berauben, den Kindern das Erbe entziehen. Roche aîné kann eingehen. Grund und Boden ist doch etwas anderes. Man darf keiner vorübergehenden Schwäche unterliegen! Ein fader Kerl? Was ist dabei? Man braucht doch nicht mit ihm zu freundschaften. Bei der Arbeit sind alle fade. Dafür bleibt „Gellinotte" erhalten... Den Russen hatte er von Anfang an geschätzt. Und es war alles glatt abgegangen, sogar Nivelle hatte zugegeben, daß Wlachow einen guten Eindruck macht. Ja, die Poularde hatte Nivelle erschüttert... Ein ausgezeichnetes Rezept! Lancier vergaß Roy und sagte zu Marceline:

„Das Diner ist doch gelungen, nicht wahr?"

Marceline lächelte traurig. Dieses Lächeln verlieh ihr stets besonderen Charme. Sie entsann sich, wie der junge Maurice mit dem gleichen naiven Stolz gefragt hatte: „Das Gedicht ist doch gelungen, nicht wahr?"

Lancier trat zu Mado:

„Dir gefällt der Russe nicht? Meiner Ansicht nach ist er nett und weiß sich zu benehmen."

„Das finde ich nicht. Solch eine Arroganz habe ich wohl noch nie erlebt. Diese Begeisterung über seine Julias..."

„Ganz im Gegenteil, er sprach doch sehr zurückhaltend. Aber warum regt dich das so auf?"

„Keine Spur... Schließlich und letzten Endes ist mir das gleichgültig. Wlachow oder Roy — es sind deine Geschäftsfreunde. Ich gehe schlafen, mir tut der Kopf weh."

* 3 *

Inmitten der buntgewürfelten Gesellschaft in „Corbeille" fühlten Sergej und Anna sogleich gegenseitige Sympathie: so begegnen sich auf hoher See zwei Schiffe, die unter gleicher Flagge segeln. Sie verstanden sich ohne viel Worte, und doch fiel es ihnen schwer, einander ganz zu verstehen, so grundverschieden war ihr Leben.

Der Taxichauffeur hielt, fragte, wohin er fahren solle; es war an der Place Falguière, nicht weit von dem kleinen Hotel, in dem Anna wohnte. Sie sagte:

„Wenn Sie nicht müde sind, könnten wir noch ein wenig plaudern..."

Sie betraten eines der kleinen Cafés, die nur von Bewohnern der anliegenden Straßen besucht werden, mit der in solchen Lokalen unvermeidlichen schnurrbärtigen, dicken Wirtin, einem Kater auf der Theke und zwei Sonderlingen, die bis Mitternacht darüber streiten konnten, wo die Fische besser anbeißen, in der Seine oder der Marne, und welcher Wein aromatischer sei, der Burgunder oder der Savoyer.

Anfangs sprachen Sergej und Anna unzusammenhängend, was ihnen in den Sinn kam, über die Moskauer U-Bahn und die Pariser Demonstrationen, die landwirtschaftliche Ausstellung und den Terror in Prag. Dann erzählte Anna von Spanien:

„Wir hatten in unserer Brigade einen prächtigen Bulgaren. Als wir umzingelt waren, führte er uns ans Meer. Er konnte schön singen... Deutsche waren da, Franzosen, Jugoslawen, Tschechen, Ungarn. Wenn wir in den Kampf gingen, sangen wir die ‚Internationale' in zehn Sprachen. Ist das nicht wunderbar? Mitunter scheint mir Spanien ein Epilog gewesen zu sein."

„Warum? Das war nur der Prolog."

„Dort war alles wie früher — wie in den Erzählungen über die Revolutionen im vergangenen Jahrhundert. Viel Naivität und Reinheit gab es da, aber auch Dummheit. Kann sich so etwas wiederholen?"

„Nein. Es wird prosaischer sein, ernster."

„Einer von Ihren Leuten sagte mir oft, daß der Kampf ungleich sei, daß Romantik allein nicht genüge. Und dennoch: wie lange hielt sich Spanien! Also ist es nicht nur die Technik... Ich kenne seinen Namen nicht, wir nannten ihn einfach ‚Russo'. Er warf uns Romantik vor und war doch selbst ein Romantiker. Spanien gewann er lieb um seines reinen Herzens willen."

„Mein Traum war auch, dorthin zu kommen... Ich hatte einen Studienkameraden, er ist in Spanien gefallen.“

„Unseren ‚Russo‘ bestatteten wir unter einem Olivenbaum, wir haben ihm keinen Stein gesetzt, damit sie das Grab nicht schänden. Ich weiß, wo es liegt. Wenn wir einmal zurückkehren... Doch das ist kaum anzunehmen...“

„Wir werden zurückkehren! Nur der Weg wird ein anderer sein, über Berlin.“

„Wie schön, daß Sie das sagen! Hier ist alles so traurig... Die Menschen fürchten Hitler. Und Deutschland ist eine furchtbare Kraft. Ich weiß, wie sie rüsten... Sie müssen die Sowjetunion überfallen, sonst können sie sich nicht halten.“

„Unsere Kraft liegt darin, daß wir das wissen. Sehen Sie mich an, von Kind auf hörte ich nur: ‚Das ist unvermeidlich.‘ Zuerst sagte man ‚Umkreisung‘, dann kam der Faschismus und zog wie ein Magnet alle unsere Feinde an. Und wir wissen, daß es zum Kampfe kommen muß. Ich erinnere mich, als ich noch ein Knabe war, blickten wir voll Hoffnung nach dem Westen, dachten an Revolution...“

„Und wurden enttäuscht?“

„Nein, aber Sie müssen verstehen, daß die Geschichte Zickzackwege geht. Das dauert Jahrzehnte... Jetzt müssen wir vor allem auf uns selbst bauen.“

„Und worauf sollen wir bauen?“

„Auf sich selbst und auf uns.“

„Als ich im Konzentrationslager war, dachte ich viel an Moskau, versuchte mir vorzustellen, wie die Menschen dort leben... Schwer... In den Zeitschriften lächeln die russischen Mädchen immer.“

„Sie lächeln, und sie lächeln nicht schlecht. Nur seltener, als sie es möchten...“ Sergej lachte. „Und seltener, als ich es möchte. Unser Leben ist schwer. Mir scheint, unsereins wird alt werden — inmitten von Baugerüsten, ohne ein gemütliches Heim zu kennen. Glauben Sie nicht, daß ich mich beklage, ich würde diesen Stuck gegen nichts in der Welt eintauschen. Wir sind komplizierter, als man denkt. Hölle und Paradies, das gibt es bei Dickens. Bei uns aber gibt es das Leben, ständigen Wechsel...“

„Einmal kam ich mit einem Genossen aus Moskau zusammen, ich war gerade aus Argelès entlassen. Sie haben doch über Argelès gelesen? Dort starben täglich Menschen... Er fragte mich über Spanien aus. Ich erzählte. Dann aber wollte er plötzlich wissen, wo man vorteilhafter Kleiderstoff kauft, in den Galeries Lafayette oder im Printemps, und welche Strumpfmarke. Das verstehe ich nicht recht...“

„Ich aber verstehe das sehr gut. Sie brauchen nicht zu befürchten,

daß ich Sie nun ausfragen werde, wo man Strümpfe kauft. Ich habe keine Frau und gehe überhaupt nicht gern durch die Geschäfte. Ich werde es Ihnen gleich erklären... Hier haben es solche Menschen wie Sie sehr schwer, sie kämpfen, werden eingesperrt, kommen um — Kleider sind für sie Nebensache... Haben Sie sich einmal überlegt, wieviel Entbehrungen uns unsere Fabriken gekostet haben? Es ist doch nur menschlich, daß solch einem Mann die Augen übergehen, wenn er in ein Geschäft kommt. Er hat vielleicht eine junge Frau, sie möchte sich hübsch anziehen... Da ist nichts zu bewundern, aber auch nichts zu verurteilen. Er hat Sie nach Strümpfen gefragt, wenn es aber sein muß, setzt er sich in einen Panzer und wird wie ein Held sterben. Alles das ist sehr kompliziert... Wenn ich zum Beispiel lese, daß wir soundso viel Paar Strümpfe hergestellt haben, dann freue ich mich darüber wie über einen Sieg. Und was sollen mir Strümpfe? Aber das ist unsere..."

„Wie ich Sie beneide! Sie haben Ihr Volk."

„Ein Volk haben auch Sie."

„Ich weiß nicht... Sie sagten, daß alles sehr kompliziert sei, und doch ist bei Ihnen alles so einfach. Sie können sich darüber freuen, daß Ihr Land Strümpfe herstellt. Für mich ist jeder Sowjetmensch ein Lehrer: er weiß mehr, er kann mehr. Aber in Gefühlssachen ist es anders. Wenn Sie sprechen, komme ich mir wie eine alte Frau vor, die ein langes und furchtbares Leben hinter sich hat. Für mich ist alles komplizierter... Vergessen Sie für einen Augenblick, was Sie erfüllt, versuchen Sie zu verstehen... Es ist eine ganz andere Welt... Ich war mit einem Juden verheiratet, das heißt, Heinrich hielt sich immer für einen Deutschen, seine Freunde waren Deutsche, er heiratete eine Deutsche — ich bin eine Pfarrerstochter —, er arbeitete wie alle anderen, war Chemiker. Er interessierte sich schon lange für Politik, und ein Jahr vor Hitler wurde er Kommunist. Wir lernten uns zu dieser Zeit kennen. Ich war noch ein ganz junges Ding. Sie brauchen sich nicht wundern, ich bin jetzt erst fünfundzwanzig Jahre alt... Ich weiß nicht, wie die anderen lieben, das heißt, ich weiß es aus Büchern; aber ich liebte ihn so, daß ich Angst hatte, abends einzuschlafen — werde ich ihn beim Erwachen auch wiedersehen? Wir verbrachten zwei Wochen in einem Dorf bei Stuttgart. Da begriff ich, was Glück heißt. Dann kam Hitler. Sie verlangten, ich sollte mich von meinem Manne trennen, und sagten: ‚Die Tochter solch ehrwürdiger Eltern.' Ich lächelte nur, mein Mann war bei meiner Mutter, die ihn versteckt hielt. Wir mußten uns verbergen. Heinrich arbeitete in Hamburg, dort existierte noch eine illegale Organisation. Schrecklich war es, wie einige Verrat übten. Man begegnete einem Bekannten und war überrascht, wie anders er sprach. Ich hatte falsche Ausweise. Wir sahen uns selten, mein Mann und ich, und immer nur im Beisein anderer.

Im August 1934 führten sie ihn ab. Acht Tage marterten sie ihn, wollten die Namen der Genossen erfahren. Ich wußte, daß man ihn quälte, ein SA-Mann sagte mir: ‚Ich werde Sie nicht verraten, weil ich Ihren Vater achte. Aber Ihren Mann müssen Sie vergessen, aus dem machen wir Judenschinken!...‘ Er hieß Heinrich, wie mein Mann... Ich dachte, ich verliere den Verstand, ich spürte alle Martern an mir selbst. Heinrich blieb fest... Halbtot brachten sie ihn nach Dachau. Ich weiß nicht warum, ich hoffte immer noch, träumte von Flucht. Und er war schon tot. In Spanien war ich lieber mit Spaniern oder Franzosen zusammen, ich mied die Deutschen. Das war furchtbar, weil es dort prachtvolle Deutsche gab, ebensolche wie mein Mann, vielleicht gar seine Freunde. — Sie werden mich nicht verstehen, und ich kann es nicht erklären. Es wird Krieg ausbrechen. Verstehen Sie, was das für mich heißt? Ihnen ist alles klar. Und ich, ich hasse Deutschland und liebe es zugleich. Mutter ist gestorben, Vater lebt noch dort, aber ich habe Angst, nach ihm zu fragen; ich fürchte nicht einmal, daß man ihn verhaftet haben könnte — gewiß, er kann verhaftet sein—, aber wenn er an Hitler glaubt? Dann habe ich auch keinen Vater mehr... Ich habe verlernt, Deutsch zu sprechen; kürzlich hörte ich Hitler, und die Sprache war mir zuwider. Aber in dieser Sprache habe ich doch das Schönste gehört, was ein Mensch in seinem Leben hören kann... Und das Dörfchen, in dem ich mit Heinrich war? Ein gewöhnliches deutsches Dörfchen, Linden, grüne saure Äpfel, kleine Jungen in Wachstuchmützen, alte Leute auf der Kegelbahn... Kann ich denn wünschen, daß all das vernichtet wird? ... In Spanien mied ich die deutschen Genossen. Wenn aber einer von ihnen fiel, blutete mir das Herz, es waren doch unsere Leute, die sich ebenso quälten wie ich. Jetzt spreche ich mit Ihnen und muß plötzlich denken: wenn die Deutschen mit Hitler sind, müssen Sie doch alle Deutschen hassen, ihre Sprache und auch das Dörfchen, alles, alles... Wie unendlich traurig ist das, wie trostlos!“

Sergej schwieg, erschüttert von der Tiefe des fremden Leids. Er fühlte, daß ihm die Worte fehlten, die Anna trösten könnten, — sie brauchte auch keine Worte. Er drückte ihr nur die Hand und sagte langsam, mehr zu sich als zu ihr:

„Jene hasse ich. Doch alle?... Wir sind keine Faschisten! Und sollten selbst alle Hitler folgen, ich denke an Sie — dann sind es doch nicht alle.“

Am Nachbartisch saßen zwei Männer. Man sah ihnen an, daß sie so manches Gläschen geleert hatten. Sie sprachen gedämpft, doch artikuliert, wie Schauspieler, und fuchtelten mit den Händen in der Luft.

„Mortier sagt, das kommt daher, weil es Krieg gibt. Und ich weiß, daß es daher kommt, weil er seine lahme Tochter mit Dejean

verkuppeln will. Und es wird keinen Krieg geben, aber es wird gleich noch je eins geben! Frau Wirtin!"

„Meinetwegen, noch je eins! Dieser lahme Mortier ist überhaupt ein Schuft. Im vergangenen Herbst lieh er sich meinen Pointer für zwei Tage aus, um dann zu sagen, der Rüde habe den Wachteln nachgestellt und sei nach Amerika gelaufen. Das eine kann ich dir nur sagen, Alter, der lahme Mortier hat recht und es gibt bestimmt Krieg, weil..."

„Weil?"

„Weil ich dir sage, daß es Krieg gibt."

„Das sagst nicht du, sondern der lahme Mortier. Und Krieg gibt es nicht, weil der Krieg schon gewesen ist."

Anna meinte: „Sehen Sie, wie die da denken! Sie erkennen die Gefahr nicht..."

„So ein Lancier ist überzeugt, daß der Krieg, wenn es wirklich dazu kommt, sich irgendwo weit weg von seinem ‚Corbeille' abspielen wird."

„Ein beschränkter Mensch, aber scheinbar ein anständiger."

„Und die Tochter?" Sergej wurde verlegen, welch törichte Frage!

„Sie gefällt mir, obgleich sie Dummheiten spricht. Doch trifft sie wohl kaum die Schuld, man erzieht sie eben so. Sie sehen nicht, daß der Tod neben ihnen lauert. Mir fällt ein Theaterstück ein, ich glaube, es ist von Maeterlinck. Auf der Bühne — ein Haus, gemütliche Wärme, die Familie sitzt beim Abendbrot; unterhalb des Fensters aber flüstern Leute, sie bringen die Leiche der ertrunkenen Tochter. Noch einen Augenblick, und sie werden klopfen... In Wirklichkeit ist es noch grausiger. Ist Ihnen der Mann aufgefallen, der nach dem Essen kam? Der mit dem kleinen Schnurrbart? Ich will Ihnen etwas sagen... Als ich nach Paris kam, erhielt ich einen Auftrag. Die Nazis wollten mit List Genossen aus den Internationalen Brigaden nach Deutschland verschleppen. Ich arbeitete vier Monate als Stenotypistin im Reisebüro ‚Europa', dort hatten sie ihre Niederlage. Es gelang mir zwar nicht, die Geschichte mit den Brigadegenossen herauszubekommen, aber einiges erfuhr ich doch. Dort sah ich auch diesen Roy. Er erschien zweimal, fragte nach einer Fahrkarte nach Argentinien, sagte dann, er wolle sich eine Luxuskabine bestellen, und ging hinauf zu Schirke... Lancier ahnt wohl nichts, faselt von Poesie, glaubt, ringsum hängen Spitzen, und in Wirklichkeit sind es Spinngewebe... Gut, daß ich Ihnen begegnet bin; ich bin ganz mit den Nerven herunter, ich schlafe nicht, manchmal bin ich ganz verzweifelt. Sie haben mich beruhigt."

Herzlich sagte er beim Abschied:

„Gute Nacht, Genossin!"

Dann ging er durch die nächtlichen Straßen, die der Regen blank gescheuert hatte. Lautlos glitten die Autos. Lautlos gingen einsame Mädchen vorüber mit allzu roten Lippen in blauen Gesichtern. In seinem Kopf ging alles durcheinander: Annas Leid, irgendein Reisebüro, der Trödelkram in „Corbeille“, Gedichte, Straßen, der Duft des Meeres und der Geruch verbrannten Benzins. Als er in seine Sackgasse in der Cité einbog, wo keine Laternen brannten, sah er die Sterne, viele, viele Sterne. Früher hatte er oft den Sternenhimmel betrachtet, nach seinen Lieblingssternen gesucht, die er beim Namen kannte... Hier ist auch der Himmel anders — Süden. Jener große grüne Stern — wie heißt er? Wenn ich ein Dichter wäre, würde ich über Sterne schreiben. Über Sterne und über die Liebe, die treue, starke Liebe einer kleinen, zarten Frau zu ihrem Mann. Alles ist kompliziert und nicht wiedergutzumachen... Anna verliert Heinrich. Und Nivelle schreibt Gedichte. Er, der weder eine solche Liebe noch diese Sterne kennt... Worte! Was ist an ihnen Gutes? Welch eine lange und bittere Nacht! Jene mit den traurigen grünen Augen und dem Lächeln eines gekränkten Kindes heißt Mado. Sie lebt in Paris. Auch ich bin jetzt in Paris. Was aber wird in einem Jahr sein? Der Stern wird bleiben, ein großer grüner Stern...

* 4 *

Lancier lächelte bitter: früher hatte er vom „schwarzen Mittwoch“ und „schwarzen Freitag“ gelesen, er aber erlebte einen „schwarzen Donnerstag“. Vor einer Woche erst hatte er sich sorglos mit einer Poularde beschäftigt... Die Ereignisse rollten sich zu schnell ab, Lancier aber haßte die Eile. Als er einmal im Flugzeug aus London zurückkehren mußte, brummte er noch lange danach: „Nichts sieht man als Wolken und die eigene Nichtigkeit! Die Menschen sind versessen auf Geschwindigkeit, als stehe nicht der Tod am Ziel, sondern ein Siegespreis — eine Schale mit der Unsterblichkeit. Schnell essen, schnell die Geliebte wechseln, schnell ein Buch durchlesen, schnell sterben.“ Und dieser Sybarit sollte nun an einem Tage mehr durchmachen als in seinem ganzen bisherigen Leben.

Gaston Roy mußte eine Antwort haben: alle Zahlungsfristen waren abgelaufen. Lancier faßte sich ein Herz und sagte: „Gut, es sei.“ Am Morgen waren sie beim Notar, fertigten die Urkunden aus. Und eine Stunde darauf kam ein telephonischer Anruf von Wlachow. Lancier verstand es, daß der Russe ungeduldig wurde. Doch Roy hatte gleich zu Beginn der Unterhandlungen, als Lancier ihn in die laufenden Geschäfte der Roche aîné einführte, entschieden

erklärt: „Der Vertrag mit den Russen muß gelöst werden. Das sind unsichere Kunden. Sollen sie sich ruhig an das Gericht wenden, sie werden verlieren. Kunden haben wir genug, und zwar solche mit einer Zukunft. Den bestellten Posten wird Bilbao übernehmen." Lancier stritt lange, doch Roy gab nicht nach. Da beschloß Lancier, die Russen hinzuhalten. Und nun war Wlachow der Sache überdrüssig geworden. Wie ärgerlich, daß man mit ihnen brechen muß. Roy hat keine Erfahrung, für ihn sind Gauner aus Bilbao solider als ein großer Staat. Und Lancier arbeitet mit den Russen schon acht Jahre... Wenn er die Bestellung trotzdem ausführt, so bedeutet das Krach mit Roy. Wäre doch Alper hier, er würde schon einen Ausweg finden.

Lancier entschloß sich, die Entscheidung abermals hinauszuzögern: vielleicht kommt inzwischen Alper zurück. Doch Wlachow war kühl, beharrlich. Da sagte Lancier:

„Wissen Sie noch, ich erzählte Ihnen von der Reorganisation der Roche aîné? Jetzt ist das Projekt verwirklicht. Herr Alper und ich haben einen neuen Kompagnon. Sie haben ihn am vergangenen Donnerstag kennengelernt, Herr Gaston Roy."

„Ich verstehe", sagte Wlachow. „Die Bestellung werden Sie aber doch ausführen müssen, ich sprach darüber mit unserem Rechtsberater. Neue Bestellungen tätigen wir nicht. Wenn wir mit deutschen Firmen zu tun haben wollen, können wir die Bestellungen in Deutschland machen. Mit Franzosen, hinter denen Deutsche stecken, wollen wir nichts gemein haben."

Lancier brauste auf:

„Ich kann finanzielle Schwierigkeiten haben, doch ich bin ein Franzose und kein Schuljunge! Warum sprechen Sie so mit mir?"

„Weil Ihr Roy eine vorgeschobene Figur ist."

Lancier widersprach, wurde hitzig. Sergej lächelte:

„Und das Reisebüro ‚Europa'?"

Ohne sich zu verabschieden, stürmte Lancier davon. Der Russe hat den Verstand verloren! Sie leiden an Verfolgungswahn, überall sehen sie Spione. Roy verheimlicht es ja gar nicht, woher er sein Geld hat: „Agentur für Wirtschaftsinformation". Was haben die Deutschen damit zu tun? Man muß schon irre sein, um da ein Reisebüro hineinzuziehen!

Lancier überlegte sich alles und beschloß, den Worten Wlachows keine Bedeutung beizumessen. Und doch verspürte er im Innern einen Druck... Er konnte nichts essen, beantwortete kaum die besorgten Fragen Marcelines; er legte sich zur Ruhe, sprang aber plötzlich auf und lief zum Telephon. Roy war nicht zu Hause. Lancier wurde von Zweifeln gepackt: und wenn in den Worten des Russen doch ein Körnchen Wahrheit steckt? Gewiß, ich habe nachgeprüft... Aber was? Doch nur seine Zahlungsfähigkeit. Geld hat er, doch woher

kommt das Geld? Vor kurzem noch fristete die „Agentur für Wirtschaftsinformation“ ein jämmerliches Dasein.

Das kommt ja häufig vor, die einen gehen unter, die anderen kommen hoch, beruhigte sich Lancier, doch er konnte keine Ruhe finden. Erst abends bekam er Verbindung mit Roy. Er müsse ihn sehen, heute noch, sofort... Roy wollte die Unterredung auf morgen verschieben, doch Lancier blieb hartnäckig.

„Also gut, ich werde eine andere Verabredung verschieben. Kommen Sie in die ‚Cigogne‘, wir werden zusammen essen.“

Gaston Roy hatte seine eigene Lebensweisheit, die es ihm erlaubte, in allen Situationen Herr der Lage zu bleiben: er war überzeugt, daß das Leben eine öde und höchst unangenehme Geschichte ist, in der es aber reizvolle Episoden gibt. Es war schwer, ihm den Appetit oder den Schlaf zu rauben. Er fand auch jetzt die Küche in der „Cigogne“ tadellos, trotz der drückenden Umstände. Lancier schien von Sinnen zu sein; war er vielleicht betrunken? Am Morgen waren sie doch beim Notar gewesen, hatten sich freundschaftlich unterhalten. Lancier hatte sogar Gaston Roy gebeten, ihn seiner Frau vorzustellen... Und jetzt kommt er ins Restaurant hereingestürzt, begrüßt seinen Kompagnon nicht, übersieht den Maître d'hôtel, der untertänigst die Speisekarte hält, und schreit los:

„Der verstorbene Roche hinterließ einen fleckenlosen Namen!... Ich werde es nicht gestatten, daß man mit mir Schindluder treibt!... Ich bin ein Franzose, Träger des Ordens der Ehrenlegion! Ich habe Verdun mitgemacht!“

Roy verzog das Gesicht, meinte aber trotzdem freundlich:

„Vor allem, lieber Freund, sagen Sie mir, womit wir anfangen? Ich schlage Krebse vor.“

Lancier sah ihn stumpfsinnig an, verscheuchte mit der Serviette den Maître und fuhr fort, unzusammenhängende Sätze zu stammeln.

„Was hat Sie in solche Erregung versetzt?“ wagte Roy zu fragen.

„Sie.“

„Ich?“

„Ja, Sie. Ich möchte endlich feststellen, woher Sie kommen.“

Das war sinnlos und grob. Gaston Roy seufzte und lutschte gedankenvoll an den Krebsbeinen, er wartete, bis Lancier sich beruhigt hatte. So verging eine gute halbe Stunde. Dann wurde Lancier ruhiger.

„Vielleicht trinken Sie ein Glas Riesling?“

„Danke... Ich fühle mich schlecht. Wahrscheinlich habe ich Unnötiges gesagt... Nehmen Sie es mir nicht übel. Ich bin ganz durchgedreht. Sie allein können mir helfen. Sie sind mein Kompagnon, wir dürfen keine Geheimnisse voreinander haben. Ich habe Sie in alle Geschäfte der Roche aîné eingeweiht. Warum wollen Sie mir das Wichtigste vorenthalten?“

„Ich verstehe Sie nicht..."

„Ich will endlich wissen, was Ihre ‚Agentur' vorstellt."

„Du lieber Himmel, das habe ich Ihnen doch schon oft erklärt! Wir sammeln dokumentarisches Material, analysieren den Zustand der wichtigsten französischen Industriezweige."

„Aber wozu?"

„Für die Berichte. Sie sind ja auch Abonnent."

„Sechshundert Stück Auflage, Abonnementspreis dreihundert Franken. Was halten Sie mich zum Narren?" Lancier sprach wieder lauter.

„Das war Ihnen doch alles schon früher bekannt."

„Früher wollte ich nicht denken."

Schweigen trat ein, und Roy triumphierte: der Anfall dürfte vorbei sein. Er bestellte Räucherfleisch, das vorzüglich zubereitet war. Ein Mädchen kam, hielt ihnen einen Blumenstrauß hin; die Narzissen sahen wie Sterne aus. Im Nebenzimmer begann der Tanz, ein Saxophon flehte um Liebe. Plötzlich neigte sich Lancier über den Tisch, atmete Roy schwer ins Gesicht und flüsterte:

„Und das Büro ‚Europa'?"

So kaltblütig Gaston Roy auch war, er verlor die Fassung; die Gabel blieb irgendwo zwischen Teller und Mund hängen. Jetzt verstand Roy, was das Geschrei Lanciers zu bedeuten hatte. Die Situation war nicht einfach. Roy fühlte sich keinesfalls bei einer Gemeinheit ertappt, war aber immerhin bestürzt: der Partner hatte seine Karten durchschaut.

„Wenn es deutsches Geld ist, dann will ich nicht, verstehen Sie, dann will ich nicht!"

Gaston Roy wußte, daß vor ihm ein Glückskind saß, ein Mann, der sein Leben in Wohlbehagen lebte, ein Kind, das man in eine Welt von Gier und Tücke gestoßen hatte. Es war nicht leicht, einem solchen Menschen das Gesetz des Lebens zu erklären, das nach Roys Meinung so einfach war. Als Sohn eines ruinierten Financiers, seiner Bildung nach Jurist, befaßte sich Gaston Roy mit Geschäften nicht aus Liebe zu ihnen, sondern weil es nun einmal so gekommen war. Er strebte nicht nach Luxus, wollte aber anständig leben, der Frau und den Kindern den Komfort bieten, den sie für selbstverständlich hielten. Das Benehmen Lanciers beleidigte ihn. Was hat dieser Tölpel mit seinem afrikanischen Ziegenbock vor ihm schon voraus?... Gewiß, Gaston Roy hatte keinen reichen Schwiegervater, er hatte ein Mädchen aus gleichem Stand geheiratet, arbeitete, so gut er konnte... Im Privatleben war Roy vorbildlich, zahlte pünktlich seine Schulden, klatschte nicht, half armen Neffen und erzog seine Kinder so, daß sie nicht vom rechten Weg abwichen, keine Diebe oder Hochstapler wurden. Bei seinen Geschäften vergaß er, daß es so etwas wie Moral gab, und sagte oft, es sei lächer-

lich, am Käse zu riechen, weil Käse eben stinken müsse. Mit Schirke arbeitete er wie mit anderen auch — ohne Begeisterung und ohne Scham. Er beobachtete verschiedene Unternehmungen, und wenn sie in Schwierigkeiten gerieten, berichtete er Schirke darüber. So war es auch mit Roche aîné. Schirke bot ihm an, Lancier zu finanzieren. Roy war ein Vermittler, sonst nichts. Alles das war einfach, alltäglich, ja öde. Doch wie sollte man das einem Menschen klarmachen, der glaubt, das Leben bestehe aus schönen Versen und friedlichen Einnahmen?

„Ich verstehe nicht, warum Sie sich aufregen, Geld ist Geld. Hier ist weder die Rede von dunklen Geschäften noch von ungedeckten Schecks. In unseren Tagen verflechten sich die Interessen... Ich glaube nicht, daß Sie de Wendel verurteilt haben. In der Tat, ich stehe in geschäftlicher Verbindung mit ‚Europa'. Was ist dabei?"

„Aber das sind doch", Lancier war vor Erregung seiner Stimme nicht mehr mächtig, „das sind doch Deutsche!"

„Ich sagte Ihnen schon, daß es in der Geschäftswelt keine Grenzen gibt. In erster Linie sind das ehrliche Leute. Was kümmert mich ihre Nationalität?"

„Mit anderen Worten, Sie gestehen selbst, daß es Deutsche sind?"

„Soweit mir bekannt ist, führen wir mit Deutschland keinen Krieg."

„Heute nicht, aber morgen..."

„Sie haben sich doch selbst über die Panikmacher lustig gemacht, sagten, daß man ein Kompromiß finden wird."

„Natürlich. Und es wäre sehr schön, wenn Bonnet sich mit Ribbentrop verständigt. Hier geht es aber um etwas anderes, um eine Privatsache. Bin ich ein Franzose oder nicht?"

„Mit Ihnen ist heute sehr schwer zu reden. Sie gehen an eine trockene prosaische Frage mit zu viel Leidenschaft heran. Wenn es Krieg gibt, dann werde auch ich kämpfen, das können Sie mir glauben, ich bin immerhin Leutnant der Reserve. Aber noch ist kein Krieg, und ich bin überzeugt, daß es keinen geben wird. Das ist eins. Zweitens: mit ‚Europa' bin lediglich ich verbunden. Roche aîné bleibt eine französische Firma. Niemand übt einen Druck aus... Sie zweifeln? Und die Tatsache, daß Herr Alper bleibt?... Sie verstehen, ich bin weit entfernt von Vorurteilen, ob Jude, Katholik, Buddhist, das ist mir gleich. In Deutschland sind sie aber anderer Meinung. Wenn Schirke sich in die Angelegenheiten der Roche aîné einmischen wollte, so würde er in erster Linie die Entfernung des Herrn Alper verlangen."

„Sonst nichts? Vielleicht werden diese Herren auch meine Entfernung verlangen?"

„Bitte regen Sie sich nicht auf, lieber Herr Lancier, ich wiederhole: niemand will sich in unsere Angelegenheiten einmischen."

„Halt! Und was bedeutet die Geschichte mit den russischen Bestellungen?"

„Schirke hat damit nichts zu tun, ich nehme alles auf mich. Sie wissen, daß ich kein Politiker bin, am allerwenigsten habe ich vor, Ideologie mit geschäftlichen Dingen zu vermengen. Ich halte aber Ihren Vertrag mit den Russen für unvorteilhaft. Ich bot Ihnen die ‚Electra' von Bilbao an. Man kann verschiedener Meinung sein, ob ich recht habe oder nicht, aber mit ‚Europa' hat das nicht das geringste zu tun. Sofern Sie nicht vom politischen Fieber angesteckt sind, werden Sie als erster zugeben, daß die Deutschen sich überhaupt sehr wenig für unsere inneren Angelegenheiten interessieren. Sie wollen Danzig wiederhaben, aber was für eine Regierung wir haben, das kümmert sie wenig. Lassen Sie sich gesagt sein, daß ich kein Anhänger Hitlers bin, vielleicht ist er für Deutschland gut, doch bei uns wird sich ein solches Regime keine Woche lang halten. Ich möchte nur betonen, daß Hitler gar nicht die Absicht hat, seine Ideen zu exportieren, im Gegenteil, er monopolisiert sie, er ist, wenn Sie wollen, ein Isolationist. Nehmen Sie doch den Namen seiner Partei — ‚National' —, also eine rein deutsche. Man bezeichnet ihre Ideen als Pest. Ich weiß nicht, jedenfalls erkranken an dieser Pest nur Deutsche. Eine ganz andere Sache ist Moskau... Kommunisten gibt es überall, sogar in Patagonien. Und die Russen begnügen sich nicht mit ihrem Territorium. Haben Sie gehört, wie am 14. Juli unsere Dummköpfe riefen: ‚Überall Sowjets', — hier liegt die Gefahr."

Roy sprach lange über die Machenschaften der Feinde, über den Frieden, den Frankreich verdient habe. Er fühlte, daß das Gewitter vorüber war. Lancier war still geworden, er zwang sich sogar dazu, ein Stück Fleisch zu essen. Der Abschluß des Diners sah ganz friedlich aus. Das Saxophon weinte jetzt lyrisch, die welkenden Narzissen auf dem Tisch strömten einen besonders süßen Duft aus.

Als Roy dem Kellner winkte, um zu zahlen, holte Lancier seine Brieftasche hervor, und da geschah etwas Unvorhergesehenes: in seinem Bewußtsein lebte alles von neuem auf, mit Widerwillen flüsterte er „deutsches Geld" und fühlte heftigen Brechreiz. In der Toilette übergab er sich. Mühsam erreichte er sein Haus. Als Marceline ihn sah, totenblaß, mit dicken Schweißtropfen auf der Stirn, erschrak sie. Er preßte hervor:

„Es ist weiter nichts... Reg dich nicht auf... Ich habe mit Roy in der ‚Cigogne' diniert, mir ist übel..."

„Du hast dich vergiftet? Was habt ihr gegessen?"

„Nein, nein... Das sind die Nerven... Ich bin sehr müde."

Er lag lange da, ein nasses Handtuch um den Kopf. Marcelines

Schatten huschte leicht an der weißen Wand hin und her. Nie hatte er bemerkt, daß eine Uhr so laut ticken kann. Als dann seine Frau beunruhigt flüsterte: „Maurice!", konnte er nicht mehr an sich halten.

„Marceline, verzeih mir!... Ich habe alles kaputt gemacht, alles... Wir müssen ‚Gellinotte' verkaufen. Das ist furchtbar!... Ich wollte es nicht, ich habe alles getan... Heute morgen unterschrieb ich den Vertrag mit Roy. Das darf aber nicht sein. Juridisch ist er im Recht. Weißt du, Marceline, was das für Geld ist?"

Erschrocken blickte sie ihn an:

„Gestohlenes?"

„Nein. Deutsches."

Als er das ausgesprochen hatte, dachte er: wozu habe ich das gesagt?... Was bedeuten Marceline die Deutschen?... Sie lebt in einer anderen Welt... Und überhaupt, vielleicht übertreibe ich?... Dieser Roy sprach logisch, man kann ihm kaum etwas entgegnen. In der Tat, de Wendel genießt allerorts Achtung... Aber ich kann nicht, ich bin nun einmal so... Doch Marceline?...

Marceline hatte das Gesicht mit ihrem weiten Ärmel verdeckt und weinte lautlos. Gleich Wolken, die in einer kalten stürmischen Nacht am grünen Mondhimmel dahineilen, jagten ihr Erinnerungen an Gesichter, an einzelne Worte durch den Sinn. Krieg!... Maurice im langen blauen Militärmantel, unrasiert... Es heißt, die Boches werden Paris besetzen... Herrgott! Nur das nicht!... Wie hatte das Maurice über sich gebracht?... Sie kämpfte gegen die Tränen an und sagte:

„Es ist besser, wir verkaufen alles, ‚Corbeille', die Bücher... Maurice, erinnerst du dich noch an Noisy?"

Wie lange ist das her! Maurice hatte damals Heimaturlaub. Sie wollten sich erholen, da kam das Telegramm aus Noisy. Dort lag im Lazarett der jüngste Bruder von Maurice, der neunzehnjährige René. Er war schwer verwundet, quälte sich. Vier Tage schliefen sie nicht, sprachen kein Wort. Dann starb René, und Maurice fuhr nach Verdun. Es heißt, ein paar Takte eines alten Marschliedes, das Knistern zerschossener Fahnen oder der halbverwischte Namenszug auf einem Grabmal vermögen das Menschenherz zu erschüttern. Lancier und Marceline standen, erschüttert durch einen Schatten — René, der sich im Fieber wand. Sie hielten sich an den Händen, mit mondsüchtigen Augen, weit geöffnet, blind...

Dann streckte sich Lancier auf dem Diwan aus, schob die eiskalte Handfläche unter den Kopf und schlief sofort ein. Marceline aber schlief nicht. Verschwommen dachte sie an etwas Großes. Nun ist das Leben vorübergerauscht, warm und schön ist es gewesen, doch fehlte ihm das Wesentliche, fehlte das, wovon einst das widerspenstige Mädchen geträumt. Sie wollte erfassen, worin dieses

Wesentliche bestand, und konnte es nicht, die Gedanken zerflatterten. Und René fieberte immer noch... Plötzlich mußte Marceline an Frankreich denken, streng und doch auf hausbackene Art, wie an eine Frau. Was wird mit Frankreich? Sie betrogen doch nicht Maurice allein... Alle sagen, daß es Krieg geben wird... Marceline konnte sich kaum beherrschen, Maurice nicht zu wecken, solch eine Furcht überkam sie. Dann krähte ein Hahn, und dieser ländliche Laut, der sonst das Herz erfreut, schien Unheil zu künden. Alles, was ein Mensch zu fühlen vermag, hatte sie im Laufe einer kurzen Sommernacht gefühlt. Am Morgen sah sie erschöpft, gealtert aus.

Lancier erwachte mit schwerem Kopf, wie nach einem Trinkgelage. Er rief sich die Ereignisse des gestrigen Tages ins Gedächtnis zurück und sah plötzlich am Fenster Mado; sie trug eine große Klappstaffelei und schien dem Vater besonders schön. Es war ein strahlender Morgen, das Licht flimmerte. Er ging ins Badezimmer, das Wasser war warm, duftete nach Tannen. Lancier rasierte sich, angenehm streichelte der schaumige Pinsel die Backen. Sein Liebling, der Schäferhund „Alma“, saß an der Tür zum Badezimmer, wartete auf den Herrn und klopfte mit dem Schwanz den Fußboden. „Ach, du Trommler“, sagte Lancier und beruhigte sich vollends: er begriff, daß der „schwarze Donnerstag“ vorüber war. Er hatte sich gestern zu sehr hinreißen lassen... Mit Roy muß er brechen, doch nicht plötzlich, damit kein Skandal entsteht. Es ist am besten, er wartet auf Alper — der mag dann entscheiden. Alper wird spätestens im August zurück sein. Jetzt aber kann man frühstücken...

Er sog den belebenden Duft des Kaffees ein. Marceline trat ins Eßzimmer. Lancier machte sich Vorwürfe: er hätte es ihr nicht sagen sollen, wie hat es nur auf sie gewirkt...

„Ich bitte dich sehr, Maurice, fahr sofort zu Chozar, er wird ‚Gellinotte‘ schnell verkaufen können.“

Lancier küßte ihr die Hand.

„Gut, gut. Sei nur nicht traurig. Alles wird schon in Ordnung kommen. Ich telegraphiere Alper.“

* 5 *

Das Telegramm erreichte Leo Alper in Kiew. Lancier teilte mit: „Nach Übereinkommen mit Roy wesentliche Veränderungen. Renommee der Firma bedroht. Bitte Rückkehr beschleunigen.“ Das hätte jeden beunruhigen können, Alper aber lächelte und wandte sich seiner Toilette zu. Nicht deshalb hatte er zwanzig Jahre von der Reise nach Kiew geträumt, um sofort wieder abzufahren! Auch eine Sache — das Renommee! Als ginge es um ein junges Mädchen. Lancier liebt Übertreibungen...

Es war nicht leicht, Alper zu entmutigen. Er lebte in der Überzeugung, daß alles sich zum Guten fügt. Man konnte glauben, daß ihm das Schicksal hold war; indessen hatte er ein ungewöhnliches und stürmisches Leben hinter sich.

Vor langer Zeit wohnte in Slobodka, am Stadtrand von Kiew, ein Schneider namens Naum Alper, der „Verrückte" genannt, obwohl er ein guter Zuschneider und ein sehr stiller Mensch war. Nur eine Eigenheit hatte der Schneider — er phantasierte gern! Bald sprach er: „Wenn ich Generalgouverneur wäre, würde ich in Slobodka hundert Hochhäuser bauen", oder er erzählte von New York, als habe er sein ganzes Leben dort verbracht. ‚Der hat ja ordentlich einen sitzen', dachten die Kunden, die ihn zum erstenmal aufsuchten. Er aber trank nie Schnaps und ließ nur starken süßen Tee gelten.

Einst erhielt Alper einen Brief aus Paris von seinem entfernten Verwandten Chischin; der teilte ihm mit, daß er eine Galanteriewarenhandlung besitze, daß er französischer Staatsbürger geworden sei und sich seines Lebens freue. Dieser Brief richtete Alper zugrunde. Er beschloß, nach Paris umzusiedeln. Seine Frau war entrüstet: „Wie kann ich die Mutter allein lassen? Und was sollen wir in der Fremde, wo man mit keinem sprechen kann? Dieser Chischin ist uns doch ganz fremd. Ich kann nicht sagen, daß es mir hier gut geht, aber hier versteht man mich wenigstens, wenn ich sage, daß man mit solch einem Verrückten nicht leben kann..." Dem zwölfjährigen Ljowa schien jedoch der Plan des Vaters sehr verlockend, er ging umher und prahlte: „Weißt du, wohin ich fahre? Nach Paris!" Die Eheleute stritten einige Monate lang, und dann geschah ein Ereignis, das die Bewohner von Slobodka erschütterte: der „Verrückte" reiste mit Ljowa ab; der kleine Ossja blieb bei der Mutter. Beim Abschied wurden viele Tränen vergossen. Naum versprach seiner Frau, zurückzukehren, wenn Paris nicht das Paradies sein sollte, das Chischin beschrieb, während Chana damit einverstanden war, ihre Mutter zu verlassen, die Sachen zu verkaufen und nachzureisen, wenn der Mann am neuen Ort ein gutes Unterkommen gefunden haben sollte.

Dem Schneider aus Slobodka erschien Paris tatsächlich wie ein Paradies: Viele Lichter, viele solide, englische Stoffe. Kein Mensch fragte nach dem Aufenthaltsrecht. Doch fand sich in dem Paradies kein Platz für ihn. Die Chischins setzten Alper ein gutes Mittagessen vor, versorgten ihn mit einer Reihe von Ratschlägen, wie er sich in Paris benehmen solle. Der Sohn des Alten sprach nur Französisch, und der Schneider argwöhnte, daß er das absichtlich tat, um seine Überlegenheit zu zeigen.

Alper mietete sich einen dunklen Laden in einer der schmutzigsten Straßen und begann für die Pariser Habenichtse zu flicken. Er hatte Heimweh, sagte, daß es in Paris „weder echten Tee noch

echte Menschen gäbe"; er alterte und gemahnte an einen Baum, der unglücklich verpflanzt worden war. Ljowa hingegen erlernte rasch die französische Sprache, fand Freunde, und wenn der Vater von einem Glas „guten russischen Tees" schwärmte, erwiderte er: „Alle Menschen trinken Kaffee."

Es fiel dem Schneider schwer, sich einzugestehen, daß er wirklich ein Verrückter war, doch in der Fremde zu leben, fiel ihm noch schwerer, und er dachte schon an die Rückkehr nach Kiew.

Der Krieg hinderte ihn daran. Die Briefe von Chana blieben aus, Kiew wurde unerreichbar. Und Paris wurde finster, verfiel; seine reichen Viertel verödeten. Alpers Nachbarn waren an der Front, ihre Frauen warfen ihm vor, daß er fremdes Brot esse, Frankreich aber nicht schützen wolle. Alper kannte sich in der Weltpolitik schlecht aus, war aber ein Mensch mit Selbstbewußtsein. Als die Bäckersfrau, bei der er stets sein Brot kaufte, ihm unter Tränen sagte: „Mein Jacques ist gefallen, Charles hat ein Bein verloren und nur noch Feiglinge wie Sie sind in Paris geblieben", da suchte er die Chischins auf. „Man wirft mir vor, daß ich am Leben bin, daß ich zwei Beine habe, und das ist mir über. Nehmen Sie bitte Ljowa zu sich, Sie sind doch Verwandte, ich ziehe aus, um Euer Frankreich zu schützen."

Vier Monate später fiel der Soldat der „Fremdenlegion" Naum Alper in der Champagne.

Man kann nicht sagen, daß die Chischins böse Menschen waren, allein Ljowa hörte kein freundliches Wort von ihnen. Als die Nachricht vom Tode Naum Alpers eintraf, sagte der alte Chischin: „Dein Vater starb als Held", und fügte hinzu: „Wir werden dich nicht auf die Straße setzen." Ljowa konnte sich nicht vorstellen, daß der Vater tot war; erst lange danach, als Chischin einmal bat, ihm Tee aufzubrühen, stürzte er in seine Kammer und weinte bitterlich.

Das Leid ereilte auch die Chischins: vor Verdun fiel ihr Sohn. Der Alte hörte auf zu sprechen, während Frau Chischin mit vom Weinen geschwollenen Gesicht an dem Ladentisch saß und jedem Kunden von den Gewohnheiten des kleinen Victors erzählte. Nach einem Jahr starb sie.

Wenn der Krieg vorbei ist, fahre ich nach Kiew, dachte Ljowa. Es vergingen jedoch Tage, Monate, Jahre. Der Krieg war schon lange vorbei, aber Ljowa fuhr nicht nach Kiew. Einen Ljowa gab es nicht mehr — der geckenhafte Student Leo Alper studierte Mathematik und träumte von Ruhm. Als er die Examina abgelegt hatte, verfiel er auf den Gedanken, lyrische Komödien zu schreiben. Chischin war indessen auf den Hund gekommen und starb in aller Stille. Einige Jahre lebte Leo ohne Beruf, ohne Obdach und mitunter auch ohne warmes Essen. Niemals verließ ihn aber sein angeborener

Frohsinn, und selbst in den schwersten Augenblicken summte er ein Liedchen, das ihm aus der Kindheit in Erinnerung geblieben war:

Kommt erst der Lenz zurück,
So lächelt uns das Glück...

Dann heiratete er eine hübsche Modistin, der eine Laune des Schicksals den Namen Leontine gegeben hatte, und beschloß, sich einem ernsten Beruf zu widmen. Der erfolglose Dramatiker entpuppte sich als ein begabter Ingenieur. Eine seiner Erfindungen verkaufte er nach Amerika. Der Zufall brachte ihn mit Lancier zusammen: die beiden waren sich irgendwie ähnlich, vielleicht in ihrer Sorglosigkeit. Sie freundeten sich an, und Leo Alper wurde Mitinhaber der alten französischen Firma Roche aîné.

Schon lange träumte er davon, Kiew zu besuchen, aber erst jetzt konnte er ohne Scham vor Mutter und Bruder treten.

Nachdem er sich rasiert hatte, setzte er die Antwort an Lancier auf: „Überlasse Ihnen vollständig die Entscheidung in allen Fragen. Im voraus einverstanden. Bitte regen Sie sich nicht auf und schonen Sie Ihre Gesundheit. Bin Anfang August zurück."

Erstaunt betrachtete er die Straße, die Häuser, die Menschen. Hatte sich Kiew verändert? Oder ist der Mensch so beschaffen, daß sich die Kindheitsbilder in seinem Gedächtnis allmählich verwandeln, der Wirklichkeit entrücken? Leo erkannte die Stadt nicht wieder. Auch die Mutter erkannte er nicht; dem Photo nach lebte sie in seiner Vorstellung als eine junge Frau mit sehr breitem Hut, ins Hotel aber kam ein winziges altes Frauchen, das einem Vogel glich. Sie sagte „Ljowa" und weinte. Er küßte ihre welken Hände, warf russische und französische Worte durcheinander und sagte immer wieder: „Mama, es wird alles gut!"

Die Begegnung mit dem Bruder machte Leo befangen, er wußte nicht, was er sagen sollte. Auch Ossip schwieg. Wenn man die beiden ansah, wollte man kaum glauben, daß sie leibliche Brüder waren, so wenig ähnelten sie einander. Leo war ein voller, lockiger, blonder Mann mit dem Gesicht eines blühenden Kindes; seine Augen ließen erkennen, daß er vertrauensselig war und nicht dazu neigte, jemanden zu verurteilen. Ossip hatte schwarzes, sehr hartes Haar; hart war auch der Ausdruck seines Gesichts, scharfe Nase, fest zusammengepreßte Lippen; seelisch schwerfällig, machte er den Eindruck eines trockenen Menschen; selbst mit seinen Nächsten sprach er in Zeitungsphrasen. Er zeichnete sich durch Geradheit aus, durch unbedingte Ehrlichkeit, die entzücken und empören kann, so schön ist sie und doch mitunter grausam. Er ging durch das Leben mit gleichmäßigem und schwerem Schritt; es schien, als sehe man, was mit ihm morgen, in einem Jahr, in zwanzig Jahren sein würde.

Die Brüder schwiegen eine Weile, rauchten; dann sprachen sie, wie fremde Menschen sprechen, die zufällig in einem Zimmer beisammen sind. Leo ärgerte das. Sollte er wirklich mit dem eigenen Bruder nicht offen sprechen können, er, der mit wildfremden Leuten so leicht ins Gespräch kam? Wiederholt versuchte er, einen freundschaftlichen Ton anzuschlagen, doch Ossip blieb kalt, fast unfreundlich, antwortete kurz und sagte immer wieder „Sie".

„Sag mal, Ossja, warum verhältst du dich mir gegenüber wie ein Diplomat? Ich weiß, daß du Kommunist bist, das interessiert mich aber nicht. Für mich bist du mein Bruder, weiter nichts. Und sieh mich nicht so mißtrauisch an, wie einen furchtbaren Kapitalisten! Wir hatten doch einen gemeinsamen Vater, und Naum Alper war weder ein Rothschild noch ein Deterding. Wenn ich jetzt Fabrikbesitzer bin, so nicht durch Bestimmung, sondern durch eine glückliche Fahrlässigkeit des Schicksals. Ich werde dich nicht fressen und werde hier keine bourgeoise Verschwörung anzetteln."

Ossip lächelte, für einen Augenblick wurde sein Gesicht milder.

„Ich denke auch nicht an so etwas, es fällt mir nur schwer, mit dir zu sprechen — wir sind zu verschieden. Ich bin nicht im Ausland gewesen, aber das ist eine ganz andere Welt. Wir leben hier anders, fühlen anders."

„Na, das ist noch eine Frage! Meiner Ansicht nach fühlen alle gleich. Tut es weh, dann schreien wir, kitzelt man uns — dann lachen wir. Deswegen bin ich ja hergekommen, um zu sehen, wie ihr lebt."

Leo wollte unbedingt sofort die Mutter aufsuchen, doch Ossip sagte:

„Es ist schon spät. Wir erwarten dich morgen."

In aller Herrgottsfrühe schon räumte Chana die beiden Zimmer auf; in dem einen wohnte sie mit der Enkelin Alja, in dem anderen — Ossip mit seiner Frau Raja. Chana holte aus der Truhe ein altes Tischtuch hervor, war verzweifelt, daß keine Servietten da waren, sagte zu Raja: „Es ist peinlich, immerhin ist er ein Ausländer", und wischte sich mit der Schürze die Augen: ihr war schwer ums Herz, daß sie Ljowa „Ausländer" nannte. Und Raja dachte im stillen: ich würde ihn überhaupt nicht hereinlassen!

Raja wollte Chana helfen, doch diese fuhr sie an; in der Familie galt Raja als schwach und gebrechlich, sie durfte weder im Haushalt zugreifen noch auf dem Markt einholen. Raja, eine zierliche, anmutige Blondine mit dunklen Augen und sehr langen Wimpern, arbeitete im Stadtsowjet, interessierte sich für Musik und träumte von einem anderen, schönen Leben. Sie war fünfundzwanzig Jahre alt, hatte aber viel Kindliches an sich. Ihr Mann kam ihr alt vor; sie wußte, er war klüger, erfahrener als sie, glaubte seinen Worten,

seufzte aber im stillen: er begreift nicht, wie lebenshungrig ich bin! Wir werden alles aufbauen, doch eine zweite Jugend kommt nicht wieder... Sie sah sich einen amerikanischen Film an und war ehrlich entrüstet: „So ein Blödsinn." Dann aber schlief sie schlecht; die ganze Nacht sah sie den Strand von Miami, Mädchen unter Palmen und verliebte Nichtstuer. Sie hatte Ossip liebgewonnen, weil er anders war, liebgewonnen um seines aufrechten Wesens, ja seiner Schroffheit willen; sie fühlte, mit so einem war man sicher. Er aber hätte nicht sagen können, warum er Raja gewählt hatte. Ein wortkarger Mensch, sprach er nicht von seiner Liebe, sprach von anderen Dingen; doch hatte er eine Art zu schauen und zu schweigen, daß Raja nicht anders konnte und ihm den ersten Kuß gab. Als sie vom Standesamt kamen, sagte Ossip: „Mama, sieh doch, ein Bär und eine Rose!" Chana fürchtete, diese Ehe werde nicht von langer Dauer sein, Raja würde Ossip verlassen... Aber eine Tochter wurde geboren; Raja flirtete, ging oft abends aus und blieb ihrem Mann treu.

An diesem Tag war sie wie ausgewechselt; stets fröhlich und kokett, sprach sie mit Leo kühl, ja feindselig. Er hatte ihr französisches Parfüm mitgebracht. Böse blickte sie das Fläschchen an und sagte:

„Danke. Ich ziehe aber ‚Krasny Mak' vor."

Chana bewirtete Leo aufs beste. Er konnte nicht ahnen, wieviel Mühe, Findigkeit, Arbeit dieses Mahl gekostet hatte. Chana sah Leo an und dachte an ihre Jugend, an den verstorbenen Mann — der leibhaftige Naum!... Als Leo davon sprach, wie gern der Vater starken süßen Tee trank, weinte sie. Das war auch der einzige Augenblick, in dem Leo jene herzliche Wärme spürte, nach der er sich in Paris so gesehnt hatte.

Walja Steschenko trat ins Zimmer und rief:

„Rajetschka, du kannst mir gratulieren! Ich fahre nach Moskau."

Als sie den Fremden sah, blieb sie verdutzt stehen. Ossip stellte vor: „Herr Leo Alper", dabei das Wort „Herr" betonend und fügte hinzu: „Mein älterer Bruder."

Leo war verärgert, und die Mahlzeit endete in gedrückter Stimmung. Raja und Walja gingen fort. Chana fragte Leo:

„Hast du nicht ein Bild von deiner Frau?"

Leo zeigte ein Photo: er und eine junge, elegante Frau am Strand. Chana seufzte.

„Ich habe nie gedacht, daß ich eine solche Schwiegertochter haben werde."

Er wußte nicht, war sie entzückt oder enttäuscht.

Ein kleines Mädchen trat ein, blickte Leo mißtrauisch an.

„Alenka, sag doch guten Tag. Dummchen, wovor fürchtest du dich? Das ist doch dein Onkel. Onkel Ljowa."

Leo nahm das Mädchen auf den Arm und gab ihr lachend ein großes Paket. Alja genierte sich und sah nicht hinein; sie wartete ein wenig, verschwand dann im Nebenzimmer, packte dort aus und lächelte.

Chana war müde, legte sich für ein Weilchen hin. Die Brüder saßen sich schweigend gegenüber.

„Sag, Ossja, kannst du meinetwegen Unannehmlichkeiten haben?“

„Nein.“

„Dann verstehe ich nicht, warum du mich jener Dame als ‚Herr‘ Alper vorgestellt hast?“

„Ich weiß nicht, es kam von selbst... Wahrscheinlich wollte ich betonen, daß du nicht zu uns gehörst.“

„Wenn der Bruder ein Fremder ist, wer gehört dann zur Familie? Ich verstehe das nicht. Oder habt ihr keine Familie?“

„Doch. Wir haben auch noch etwas anderes — die Heimat. Und in ihr bist du ein Fremder. Du hast gewählt... Das heißt, nicht du hast gewählt, der Vater, aber es ist nun einmal so gekommen.“

„Wenn demnach der eine Bruder in Paris lebt und der andere in Brüssel, dann sind sie Fremde?“

„Du willst nicht verstehen... Paris oder Brüssel oder New York, das ist ein und dasselbe, aber hier — das ist etwas anderes; es sind nicht Kilometer, die uns trennen. Kann ich mir denn vorstellen, wie du lebst?“

„Ich werde dir erzählen, wie ich lebe, wie ich früher gelebt habe, und dann wirst du mir von dir erzählen, ja?“

Leos Erzählung mutete Ossip wie ein Abenteuerroman an, er hörte interessiert und mißtrauisch zu; er wußte, daß der Bruder die Wahrheit sagte, doch das Leben, von dem er sprach, schien unwahr. Als die Reihe an Ossip war, gab er knapp und trocken Auskunft, wann er geheiratet, wo er arbeitet. Sein Leben war das von Millionen. Er hatte gelernt, in der Fabrik gearbeitet, wieder gelernt, wurde Planwirtschaftler, hat viel zu tun... Er fühlte, daß der Bruder nicht befriedigt war, und erzählte, wie die Petljuraleute kamen.

„Mutter und ich verbargen uns vier Tage lang im Heu.“

„Und dann?“

Ossip schwieg. Was sollte er diesem Ausländer vom Hunger erzählen, von freiwilliger Sonntagsarbeit, von hohen Idealen und eiskalten Zimmern, von Entkulakisierung, vom Aufbau, vom täglichen Kampf! Das kann man niemandem erzählen — die Eignen kennen das, ein Fremder aber versteht es nicht.

„Ist das alles?“ fragte Leo.

„Was soll ich dir erzählen? Wir leben noch arm, doch ich bin mit dem Leben zufrieden.“

„Du glaubst, daß mich Armut schreckt? Ich habe selbst drei Jahre wie ein Strolch gelebt. Gibt es vielleicht in Paris wenig Leute, die dich beneiden könnten? Mehr als genug! Mich schreckt etwas anderes — ihr seid so streng... Bei uns übernachtet ein Strolch unter der Brücke, und auch er weiß fröhlich zu sein. Worin besteht denn die Enträtselung des Glücks? Eben darin, alles Schwere vergessen zu können und ungetrübt froh zu sein. Deshalb heißt es auch: ‚Glücklich wie ein Kind.' Ihr aber denkt unausgesetzt an die Zukunft. Ihr lebt ja auch für die Zukunft. Sag doch selbst, kann man denn immer nur vom künftigen Glück sprechen?"

Ossip zuckte die Achseln.

„Ich bin jetzt glücklich, auch in diesem Augenblick. Liegt denn das Glück nur im Entspannen oder im Scherzen? Der Kampf ist ein noch größeres Glück."

Leo ging. Ossip spürte tödliche Müdigkeit, als hätte er Zentnerlasten geschleppt. Alja befreite ihn aus seiner Erstarrung — sie drückte ein rosiges Kamel an sich und plapperte lustig: „Er ist weg, er ist weg."

Dann kam Raja, nachdenklich, zerstreut. Ossip fragte sie, wann Walja fährt, sie antwortete nicht. Sie spielte auch nicht mit Alja. Als aber Ossip das drückende Gespräch vergaß und sich an die Arbeit setzte, konnte Raja nicht mehr an sich halten.

„Warum ist er so selbstzufrieden? ‚Das ist aus Paris', ‚Bei uns in Paris'... Ekelhaft! Nur gut, daß Walja kam." Plötzlich aber sagte sie langgezogen, mit ganz anderer Stimme: „Werde ich denn wirklich Paris niemals sehen? Die Champs-Elysées, die Tuilerien? Das ist doch furchtbar, von all dem nur zu lesen!"

Chana aber lag hinter dem Wandschirm und schluchzte leise: „Der arme Ljowa! Er hat sich so verändert!"

Leo ging verstimmt durch die Straßen: er hatte sich die Begegnung mit den Verwandten anders vorgestellt. Vielleicht hat Ossja recht, doch das sind keine Menschen, das sind Steine... Sehnsüchtig dachte er an Paris, an seine Lichter, seine Lieder, an seine Leichtigkeit, eben die Leichtigkeit — es ist, als sei selbst das Leid dort ein Flöckchen... Er sah eine Kastanie und lächelte: jetzt bin ich doch noch einem Freund begegnet! Der einzige Freund in der Heimatstadt ist diese Kastanie, genau so eine wie in Paris! Ich muß schnell wieder fort. Und Lancier wird auch schon nervös...

Am Vorabend seiner Abreise bat Leo den Bruder, mit ihm in die Slobodka zu gehen, er wollte das Haus sehen, in dem er seine Kindheit verbracht hatte. In dieser Straße hatte sich wenig verändert. Eine Frau hing Wäsche auf; mißtrauisch blickte sie auf die Fremden; ein Hündchen kläffte böse. Sie setzten sich auf eine Bank am Haus. Leo sagte:

„Vater saß hier gern. Man nannte ihn den ‚Verrückten'. Er träumte laut, daß er irgendwohin fahren werde oder daß Slobodka wie New York aussehen werde, sagte, die Menschen würden keine Kriege mehr führen und es werde keine Pogrome mehr geben. Und fiel im Krieg. Man erzählte mir, er sei mit einem Lied auf den Lippen vorwärtsgestürmt. Die Kugel traf ihn in die Brust..."

„Schade, daß er so kurz vor der Revolution wegfuhr. Er hätte sie verstanden... Bei uns nennt niemand solche Leute Verrückte."

„Ich glaube aber nicht, daß Vater an einem solchen Leben Gefallen gefunden hätte. Er war ein Kind. Ihr seid nicht so... Ihr seid Staatsanwälte. Bei Gott! Ossja, morgen fahre ich weg. Ich möchte dich etwas fragen... Auf dieser Bank habe ich mit dir gesessen. Du weißt das nicht mehr, du hast damals noch in die Hosen gemacht... Verbindet denn all das nicht? Warum willst du nur, daß eine Schranke zwischen uns steht?"

„Das will ich nicht, das kommt ganz von selbst. Glaube mir, es schmerzt mich ja auch... Als du schriebst, daß du kommst, habe ich mich gefreut. Das ist doch ein Glück, den Bruder zu finden! Und als du kamst, erkannte ich, daß du ein Fremder bist; nur die Mutter verbindet uns. Wozu lügen? Kämst du als Unglücklicher, dann wäre es vielleicht anders, aber du brauchst nichts."

„Nur Herzlichkeit."

„Kann man das bestellen? Ich werde offen mit dir sprechen, du aber frage nicht weiter — wir haben sehr viel durchgemacht, es war schwer. Sicher ist das noch nicht alles... Aber das ist unsere Sache. Und du, du kommst von woanders her und willst, daß ich dir mein Herz ausschütte."

„Ich möchte die Scheidewand niederreißen, und du stützt sie."

Ossip schwieg eine Weile, dann sagte er leise:

„Wir sind beide machtlos, die Wand ist in uns."

Von Warschau ab fuhr Leo mit dem Abgeordneten Chaumier in einem Abteil. Der Abgeordnete fragte ihn über Rußland aus.

„Ich bin glücklich, daß ich dort gewesen bin", sagte Leo. „Das ist ein erstaunliches Land. In zwanzig Jahren haben sie mehr geschafft als wir in hundert. Wenn es zum Krieg kommt, dann werden sie die Deutschen schlagen, davon können Sie überzeugt sein. Das sind keine Menschen, das sind Steine."

Chaumier lächelte ungläubig.

„Mit solchen Steinen vernichtet man keine Panzer. Ich habe den Bericht der Militärkommission gelesen... Man hat Ihnen nur die Fassade gezeigt. Die können keinen Krieg führen, sie haben keine richtigen Militärs, keine Disziplin, keinen Transport."

Auf einer französischen Station verließ Leo den Wagen, um sich Bewegung zu machen. Es hatte geregnet und duftete nach Glyzinien Ein halbangezogener Telephonist sang: „Mimi, Mimi,

nimm mich..." Jemand sagte: „Die Zeitungen schreiben, daß es in einem Monat Krieg gibt. Dann werden sie auch mich holen. Inzwischen wollen wir aber einen heben."

Eine junge Frau betrachtete sich im Spiegel, zog nachdenklich die Lippen nach. Es war still, traurig und angenehm. Erleichtert dachte Leo: Nun bin ich wieder zu Hause.

* 6 *

„Ich danke dir, daß du mich losgeeist hast", sagte Raja. „Hast du diese Erscheinung gesehen?"

„Ein unangenehmer Mensch, was?"

„Nein, warum unangenehm? Ich glaube, er ist sympathisch. Er hat mir wundervolles Parfüm gebracht, rührend. Worüber soll ich aber mit ihm sprechen?... Walja, wie glücklich du bist — du fährst nach Moskau!"

Bei Steschenko kam häufig die Jugend zusammen. Alexej Nikolajewitsch machte mit einer etwas altmodischen Galanz den Freundinnen seiner Tochter den Hof und wußte sich rechtzeitig in sein Zimmer zurückzuziehen. Seine Frau Antonina Petrowna war ein gastfreundlicher Mensch; selbst in schwerer Zeit setzte sie Waljas Gästen Piroshki mit Marmelade oder Pfannkuchen vor. Heute hatte sie vom frühen Morgen an alle Hände voll zu tun, es war auch Grund zum Feiern. Walja träumte schon lange davon, ans Moskauer Filminstitut zu kommen, nun ist endlich ihr Traum in Erfüllung gegangen. Antonina Petrowna bangte sehr vor der Trennung von der einzigen Tochter, doch sie tröstete sich: wer weiß, vielleicht hat Walja wirklich Talent?

Walja war weder schön noch häßlich; ihr Gesicht, ein ganz gewöhnliches Dutzendgesicht, verwandelte sich durch ein unbestimmtes, kaum merkliches Lächeln, und in solchen Augenblicken schien Walja anziehend. Alles in ihr war unbestimmt, sie liebte keine schroffen Gesten, keine genauen Definitionen. Die Mutter sagte: „Du bist eine Traumsuse, ich weiß gar nicht, wann du endlich aufwachen wirst." Junge Leute verliebten sich in Walja, doch nicht ernstlich — für einen Abend, für eine Woche; sie stieß niemanden zurück, ließ aber auch niemanden an sich heran. Sie blieb für die zufälligen Anbeter eine liebe, verschwommene Erinnerung. Einmal sagte sie zu Raja: „Es heißt, daß große Charaktere nicht fürs traute Glück taugen; ich aber werde allein bleiben, nicht weil ich groß bin, sondern weil ich irgendwie anders, schwierig bin."

Nun fährt auch Walja weg. Bald bleibt niemand mehr von den alten Freunden. In der Schulzeit nannten sie sich scherzend der „Pickwick-Klub" zu Ehren Borja Picks. Alexej Nikolajewitsch

neckte sie: „Vier Mädchen und ein Kavalier." Die Mädchen prusteten: der Gedanke war komisch, daß Borja jemandem den Hof machen könnte... Sein Gesicht erinnerte an einen Tonklumpen, den der Meister eben erst in Arbeit genommen hatte. Alles drängte vor — die fleischige Nase, die Backenknochen, die zerzausten Augenbrauen; mitten aus diesem Chaos aber leuchteten wundervoll die großen grauen Augen. Borja war Mechaniker und schrieb Gedichte, die er aber niemandem zeigte. Er lebte mit seiner Mutter am Rande der Stadt. Wera Platonowna Pick wurde früh Witwe, ihr Mann fiel im Bürgerkrieg; ihr ganzes Leben gehörte dem Sohn. Sie war eine schlichte, wenig gebildete Frau, hatte aber großes Wissen um die Gefühle der Menschen. Sooft der „Pickwick-Klub" in der ärmlichen Stube zusammenkam, in der sie mit Borja wohnte, staunten die Mädchen über Wera Platonownas Weisheit und Feingefühl. Einmal sagte Walja zu Raja: „Wir lernen, lesen, wollen verstehen, Wera Platonowna aber hat nichts gelesen und versteht alles, aber auch alles."

„Walja, hast du aber Glück!"

Antonina Petrowna brachte eine Flasche Malaga.

„Und wo ist Sinotschka?"

„Sie wird sicher gleich kommen."

Sina Mitrofanowa war eine leidenschaftliche, aber verschlossene Natur, und Menschen, die sie wenig kannten, sagten von ihr, sie sei stolz. Die Freundinnen staunten über ihre innere Selbständigkeit, ihren Willen, ihre Eigenart. Augenblicklich schrieb sie ihre Diplomarbeit. Ein seltsames Thema hatte sie gewählt: „Die Überwindung des Todes im alten Epos"! Sie bewohnte ein winziges Stübchen am Rande der Stadt, lebte schlecht, klagte jedoch nie. ‚Ist das aber ein Charakter!' dachte Antonina Petrowna, wenn die hungrige Sina entschieden das beste Stück Kuchen ablehnte und fröhlich sagte: „Seien Sie mir nicht böse, ich habe eben erst zu Mittag gegessen." Sie stand ganz allein. Die Mutter war vor vier Jahren gestorben, ihren Vater kannte sie nicht; er hatte die Mutter verlassen, als das Mädchen eben erst das Wort „Papa" aussprechen lernte. Man sagte, sie hätte einen Freund gehabt, der in Spanien gefallen ist; vielleicht war das auch erfunden — Sina hörte sich gern die Beichten ihrer Freundinnen an, verstand es, sie zu ermuntern, zu trösten, doch ihre eigenen Geheimnisse behielt sie für sich.

„Da ist sie ja!"

Doch an Stelle von Sina kam Galotschka, die den Spitznamen „Lachtaube" trug. Heute aber lachte Galotschka nicht.

„Mit Sina steht es ganz schlimm. Ihr wißt doch, sie hatte Schwierigkeiten wegen ihres Vaters. Alles dreht sich darum... Der Komsomolleiter hatte eine schriftliche Erklärung verlangt. Sie schrieb damals, daß sie ihren Vater nicht kennt und deshalb nichts hinzu-

fügen kann; ich weiß es nicht genau, aber ungefähr so. Wahrscheinlich hatte sie es nicht richtig abgefaßt, man bat sie, noch einmal zu schreiben. Irgendein Schuft hat sie verleumdet. Natürlich ist sie im Unrecht — es sind doch Genossen, man kann ihnen alles erklären, aber ihr kennt ja ihren Charakter... Eine Versammlung wurde einberufen; jemand, der nicht verstanden oder schlecht gehört hatte, sagte: ‚Feind'... Sina fuhr hoch: ‚Das Mitgliedsbuch könnt ihr mir nehmen, doch Kommunistin war und bleibe ich.' Und so weiter und so fort..."

„Was macht sie jetzt, Galotschka?"

„Nichts. Sie schweigt. Ich war bei ihr. ‚Komm, gehen wir zu Walja.' ‚Ich will nicht', sagte sie. Ich sprach auf sie ein, sie erwiderte: ‚Bemüh dich nicht, so ist es für mich und für euch besser.' Dann erzählte sie, daß Nikitin sie nicht gegrüßt hat, und setzte mich vor die Tür. ‚Ich muß arbeiten.' Kurzum, sie ist ganz durcheinander."

„Ich gehe morgen zu ihr", sagte Raja. „Habe nur Angst, sie zu verletzen. Sie sagte mir einmal, sie könne die Leute nicht verstehen, die sich gern bemitleiden lassen."

Schweigen trat ein. Borja kam, auch er war niedergeschlagen. Galotschka mußte ihren Bericht wiederholen. Borja hörte sehr aufmerksam zu, hielt den unmäßig großen Mund ein wenig offen, sagte aber nichts. Dann machte er einen Knopf seines zerschlissenen Jacketts zu, griff nach dem Glas und wandte sich feierlich an Walja:

„Ich bin gekommen, um dir zu gratulieren. Und nun will ich gehen..."

Er führte nicht einmal das Glas an die Lippen und ging schweigend hinaus. Wie bekümmert Galotschka auch war, sie konnte nicht an sich halten, prustete los. Walja sagte:

„Was lachst du! Ich wundere mich, daß er gekommen ist. Tossja hat ihn schwer gekränkt. Sie hat es mir selbst erzählt... Zwei Jahre hat er sich vor Liebe verzehrt, bis er es ihr gestand."

„Ich habe ihm gesagt, er soll sie laufen lassen. Er wollte nicht hören. Ihr Äußeres hatte es ihm angetan, sie sieht ja wirklich wie ein Engel aus."

„Nun höre, was dieser ‚Engel' geantwortet hat: ‚Du hast weder einen Namen noch Geld, noch eine Wohnung und wagst es, so zu sprechen? Guck dich doch mal im Spiegel an! Mit solch einem Gesicht macht man keine Liebeserklärungen, sondern sucht sich einen festen Strick.' So eine Gemeinheit!"

„Ekelhaft!"

Waljas Eltern hatten sich schon lange zurückgezogen. Sie saßen zu dritt: Walja, Raja, Galotschka. Ob es das Leid Sinas oder der Kummer Borjas oder auch die nahe Trennung war — eine unbeschreibliche Trauer hatte sie befallen; selbst der süße Malaga hatte einen bitteren Geschmack hinterlassen. Das ganze Leben lag vor ihnen,

doch jetzt schreckte es sie wie der nächtliche Wald. Galotschka versuchte, sich Trost zuzusprechen:

„Ich bin überzeugt, daß die Sache mit Sina in Ordnung kommt. Und für Borja bin ich sogar froh, nun hat er wenigstens gesehen, was diese Tossja wert ist... Er ist doch ein Prachtkerl. Ich glaube, er hat großes Talent... Weißt du, Walja, ich werde bestimmt noch auf einem Anschlag lesen: ‚In der Hauptrolle Walentina Steschenko‘, und ins Kino gehen, um dich zu sehen. Du aber wirst den ‚Pickwick-Klub‘ vergessen. Erinnere dich doch wenigstens hin und wieder, daß es in der Hauptverwaltung der Baumwollindustrie eine ‚Lachtaube‘ gibt.“

„Wie dumm wir doch sind!“ Walja standen Tränen in den Augen. „Und die Jugend ist vorbei. Schön war sie, in Wolken und doch ‚wolkenlos‘. Raja, kennst du das, wenn man einschläft und das Herz plötzlich so schrecklich schlägt, ganz schrecklich?... Dann glaube ich, noch einen Augenblick, und es wird zerspringen...“

„Was wird zerspringen?“ fragte Galotschka.

„Ich weiß nicht. Das Herz ... das Glück...“

Galotschka hatte so angespannt zugehört, um zu begreifen, wovon Walja sprach, daß sie mit dem Ellbogen ein Glas umwarf. Sie war dem Weinen nahe.

„Mein Gott, da hab' ich was angerichtet!“

Walja und Raja lachten, so komisch war Galotschka in ihrer Verwirrung.

Sie trennten sich bald, nicht traurig, nicht fröhlich, von der Fülle des Lebens und einer leichten, fast unfaßbaren Unruhe ergriffen, einem Empfinden, das bei der ersten Seite eines Buches, beim ersten Wort verfliegen, das aber auch bleiben, sich verdichten, zu einem seelischen Gewitter werden kann.

* 7 *

Borja ging von Walja direkt zum Podol, wo Sina wohnte. Er blieb stehen, als er von oben den Dnjepr sah; dieser Anblick erregte ihn stets von neuem: der Fluß war majestätisch und einfach wie das Schicksal. So haben auch andere gestanden und geschaut, dachte er, vor vielen Jahren. Verliebte, Helden und niemandem bekannte Sonderlinge...

Er hatte Sinas Hausnummer vergessen, suchte lange. Sina war erstaunt, ließ es sich aber nicht anmerken.

„Ich bin zufällig vorbeigekommen.“

„Vorbei? Woher bist du denn gekommen? Na gut, setz dich.“

Sie schwiegen lange. Schließlich sagte Borja:

„Sina, glaubst du an Glück?“

„Ja."

„Ich auch. Mir hat vor kurzem eine Frau gesagt, sie werde sich ihr Glück schmieden. Ich fragte sie: wie? Sie erklärte, sie brauche nur einen bekannten Dramatiker zu finden oder einen Mann in hoher Stellung, dann habe sie eine hübsche Wohnung und werde nach Sotschi fahren."

„Ekelhaft!"

„Und dumm. Heute hat man eine Wohnung und morgen nicht... Als ob man das Glück geben oder nehmen könnte. Das Glück liegt in uns."

„Und es schmerzt; je größer es ist, um so größer der Schmerz."

„Ich habe im Winter Bagrizki gelesen:

Du sahst kühn dem Feind ins Auge,
Starbst, wie Helden sterben...

Ich las das und dachte: warum wurde ich nicht zwanzig Jahre früher geboren? Doch es geht nicht darum. Jede Epoche prüft das Herz auf ihre Art, wichtig ist nicht, welche Epoche, sondern welches Herz. Jetzt verstehe ich das... Vielleicht ist unsere Generation verwöhnt — wir lernen, gehen ins Theater, diskutieren, welches Stück schlechter ist, verlieben uns, lassen es sogar bis zu Liebestragödien kommen, nicht gerade gelungenen, aber immerhin... Wir blicken nicht dem Feind ins Auge, sondern den Mädchen. Sind wir aber schlechter?... Im nächsten Augenblick kann alles anders werden."

„Du denkst an Krieg?"

„An alles. Meinetwegen auch an Krieg. Man singt so lustig: ‚Wenn morgen Krieg'... Aber ein ‚Wenn' gibt es hier nicht, und dann ist das auch nicht lustig. Gestern sah ich mir unsere Jungens an und dachte: Wie viele von uns sind vom Tode gezeichnet? Du mußt nicht glauben, daß ich Angst davor habe, wie es ausgehen wird — unsere Leute sind fest —, ich meine das Herz. Du hast deiner Diplomarbeit einen herrlichen Titel gegeben, das ist es — die Überwindung des Todes! Es klingt wie Poesie."

„Borja, ich fürchte mich aber vor dem Tod."

„Alle fürchten sich, auch die Helden. Jerschow hat mir erzählt, er hat Chassan mitgemacht... Sie fürchten sich, doch wenn es gilt, sterben sie. Und wie! Das ist doch ein Epos. Später wird sich eine Sina, nicht du — eine andere —, im dreißigsten Jahrhundert hinsetzen und eine neue Arbeit schreiben. Aber du, Sina, bist mutig. Ja, ja, widersprich bitte nicht, das weiß ich genau, du bist sehr mutig, und was die Hauptsache ist, du bist eine echte Kommunistin!"

Er brachte das so überzeugt hervor, daß Sina verlegen wurde. Sie schwiegen. Im Nebenzimmer sagte eine dünne Kinderstimme: „Wenn man das Dreieck A auf das Dreieck B tut..." Starker, schräger

Regen setzte ein. Sina, die am Fenster saß, wischte sich lächelnd das Gesicht, rückte aber nicht fort. Und da geschah ein Wunder: Borja las ihr seine Verse vor. Noch niemandem hatte er sie vorgelesen, ärgerte sich, wenn man ihn fragte, ob er wirklich Verse mache, und nun hatte er es selbst vorgeschlagen: „Sina, hör zu!..."

Er sagte die holprigen, widerspenstigen Zeilen her, die das gleiche wundersame Licht ausstrahlten, das in seinen Augen war. Später wollte sich Sina erinnern, was er ihr vorgelesen hatte. Hatte er nicht von Bäumen gesprochen, von großen, lebenden, durch Axthiebe verwundeten, doch trutzigen Bäumen, von Kiefern, Linden, Kiewer Kastanien?... Vielleicht aber vom Krieg? Oder von Liebe?... Nein, das alles war es nicht. Was dann? Vom Glück? Ich weiß es nicht... Solange er die Verse sprach, dachte sie an nichts, gab sich dem Strudel der Worte hin, dem Rhythmus, der wie der Wind in der Steppe oder der Regen war, der immer noch über die Scheiben strich, über die Straßen, über die große nächtliche Welt. Beim Abschied drückte sie fest Borjas heiße, rauhe Hand.

* 8 *

Jaschtschenko sagte:

„Sie sehen selbst, wie kompliziert die Lage ist!... Moskau hatte schon im Frühjahr darauf bestanden. Jetzt haben wir uns geeinigt, daß es nur zeitweilig sein soll, später werden wir sehen. Ich hatte Ignatjuk im Auge, er sagt aber, daß es mit der Familie schwierig ist; zudem ist er schon über vierzig, und das Klima ist dort nicht leicht. Da dachte ich an Sie, wenn Sie nur..."

Ossip ließ ihn nicht aussprechen:

„Gut, ich fahre. Für Ignatjuk ist es wirklich schwer."

„Sie haben doch eine Frau?"

„Und eine alte Mutter, ich kann sie nicht mitnehmen..."

„Wenn sie alt ist, dann ist das natürlich nicht einfach." Jaschtschenko seufzte. „Sie brauchen sich keine Gedanken um Ihre Familie zu machen, wir werden für sie sorgen..."

Ossip blickte auf die Karte. Sie hing hoch, und die Stelle, die er suchte, befand sich ganz oben, inmitten eines großen grünen Flecks; er mußte den Kopf ganz in den Nacken neigen. Er runzelte die Stirn: dorthin kommen auch Briefe nicht schnell... Dann vertiefte er sich in seine Arbeit und dachte nicht mehr an die bevorstehende Reise.

Rajas lange Wimpern zuckten.

„Ich fahre mit."

„Du bist verrückt! Ignatjuk will man nicht lassen, dabei hättest du sehen sollen, wie er in Swjatoschino das Auto bugsiert hat...

Du hast ja keine Ahnung, wo das ist! Im Winter verschlägt es einem da den Atem."

„Irgendwie atmet man auch dort... Ich kann nicht allein bleiben!"

„Jaschtschenko hat versprochen, für euch zu sorgen."

„Ich spreche nicht davon..."

Ossip blickte sie an und wurde verlegen; Zärtlichkeit drang ihm wie Blut ins Gesicht. Er küßte ihre kleine Hand. Man muß sie beruhigen... Und plötzlich fiel ihm ein: um acht Uhr ist Sitzung! Rasch verschlang er das Kotelett und lief davon.

Warum muß er irgendwohin nach dem Norden fahren, dachte Raja. Wenn es noch nach Georgien wäre... Sie würde mit ihm fahren. Gewiß, es ist schade, Kiew zu verlassen, doch wenn er sagt, daß es notwendig ist... Ja, aber das ist doch nicht Georgien... Wie kann man nur freiwillig dorthin gehen! Er ist wirklich verrückt! Kann man denn nicht anständig sein, ohne solche Dummheiten zu machen? Niemand verlangt das, und niemand schätzt es. Im Gegenteil, man schätzt Menschen, die im rechten Augenblick auch nein sagen können. Warum schicken sie nicht Ignatjuk? Oder Korotkow? Ossip behandeln sie wie einen kleinen Jungen, dem man nur zu pfeifen braucht, damit er tanzt. An mich denkt er nicht. Was soll ich denn allein machen? Wie Sina... Ich werde schon ohnehin verrückt — ißt, läuft davon, kommt spätnachts heim, und wenn ich ihn etwas frage, dann sagt er: „Rajetschka, ich kann keinen klaren Gedanken mehr fassen", und schläft ein; so geht es tagtäglich, schon fünf Jahre lang! Und das schrecklichste ist, daß ihn niemand zwingt, daß es ihm selbst so gefällt. Er will nicht verstehen, wie mir zumute ist, und meint, daß er mich liebt... Ich lasse ihn nicht! Ich werde sagen, daß ich sterbe. Ossip, hörst du — ich sterbe!

Doch Ossip war nicht da; Raja lag mit dem Gesicht zur Wand. Chana sprach auf das Enkelkind ein: „Die Händchen müssen wir uns waschen, die Händchen sind ganz schmutzig..." Wenn Ossip nur bald käme! Die Sitzung dauerte aber lange, und er verstand nicht, wie nötig Raja ihn jetzt hatte.

Er verstand es auch in der Nacht nicht, obwohl er vieles verstand. Raja hatte nicht recht: er wurde als energischer und erfahrener Arbeiter geschätzt. Er war imstande, Schwierigkeiten zu überwinden, nicht zu essen, nicht zu schlafen, sein Privatleben zu vergessen. Wenn Raja sich darüber wunderte, zuckte er die Schultern: „Wie sollte es denn anders sein? Ich arbeite doch in einem wichtigen Zweig." Er wußte, daß ein Gewitter nahte; seit seiner Kindheit hatte er davon gehört, gelesen, daran gedacht. Er verstand seine Zeit, deren Forderungen, ihre harte Sprache. Aber Raja konnte er nicht verstehen, obgleich das Seelenleben dieser Frau nicht so kompliziert war; er konnte sich in der Verflechtung der Gefühle nicht zurechtfinden, ihn verwirrten

die jähen Übergänge von Trauer zu Freude, von Freude zu Verzweiflung. Warum fragte Raja fortwährend: „Liebst du mich?“ Woher dieses Mißtrauen? Alles ist doch klar: sie ist seine Frau, sie haben eine Tochter. Wenn Raja klagte, ihr fehle Wärme, dann küßte er ihre Hände, ihren glatten Nacken, ihr Haar und dachte, bald mit Rührung, bald mit Ärger: wie im Roman! ... In der Schulzeit hatte er ein, zwei Dutzend Romane gelesen und sie längst vergessen; jetzt aber kam er nicht mehr zum Lesen, kaum zum Schlafen; der Begriff „Roman“ war für ihn mit etwas Angenehmem, doch Rätselhaftem und Ermüdendem verbunden. Er war sich selbst seines Gefühls für Raja nicht bewußt, es glich dem Golde, das im Gestein verborgen liegt.

„Ich bin fünfundzwanzig Jahre alt, Ossip, das ist furchtbar! Noch ein, zwei Jahre, und man wird alt...“

„Dummheiten! Ich bin dreißig und fühle mich noch gar nicht wie ein Greis.“

„Du bist ein Mann!“

„Was hat das damit zu tun? Ich verstehe nicht.“

„Du verstehst gar nichts. Warte, laß mich reden! Du handelst immer nach deinem Kopf, hör doch nur das eine Mal auf mich, fahr nicht allein! Wenn du so unbedingt fahren mußt, dann nimm mich mit.“

„Rajetschka, das ist unmöglich. Wenn du mir nicht glaubst, dann frage doch Jaschtschenko.“

„Was soll ich ihn fragen? Wie man liebt?... Wie kann ich denn einem fremden Menschen erklären, was in meinem Herzen vorgeht? Was macht es mir aus, daß es dort kalt ist, wenn ich allein bin, wird mir noch kälter sein...“

Sie begann zu weinen, Ossip fühlte einen scharfen Stich im Herzen. So war es immer; vergeblich sagte er sich, daß Raja wegen jeder Kleinigkeit losweinen konnte, sobald er ihre Tränen sah, verlor er den Kopf. Er umarmte sie, wollte sie trösten und vermochte es nicht; vor seinen Augen schwebte ein großer grüner Fleck. Was kann er denn tun? Raja wird dort nicht durchhalten, und fahren muß er.

„Vielleicht werde ich eher zurückkommen können, im Frühjahr.“

Sie erwiderte nichts, sie konnte nicht mehr sprechen, sie fühlte, wie ihre Worte in einem großen leeren Raum untergingen; ihre Gedanken verwirrten sich, in ihrer Verzweiflung schrie sie:

„Ich hasse deine Arbeit!“

Sie gingen durch das alte Kiew, durch eine seiner buckligen Straßen, die einem fast den Atem rauben, so steil sind sie und so schön, mit ihren Gärten, in denen Kastanien, Ahorn und Linden golden glänzen, mit den niedrigen Häuschen, wo das Leben seinen Gang geht, unsichtbar für den Vorübergehenden und doch ihm ver-

ständlich, wenn ein Mädchenlachen, der Lärm von Kindern und das trockene Husten eines Greises zu ihm dringt — ein Altersrentner wohl, der daran denkt, wie er vor einem halben Jahrhundert mit seinem geliebten Mädchen eine gleiche steile Straße ging und den Atem verlor.

Hier hatten sie sich an dem Tag getroffen, an dem sich Rajas Schicksal entschied: Ossip brachte damals Veilchen, genierte sich, versteckte das Sträußchen im Ärmel, wie ein Schüler die Zigarette. Erinnerungen überkamen Raja, und sie sagte nachdenklich:

„Vielleicht gibt es nichts, wovon man träumen sollte? Vielleicht waren wir schon glücklich?"

„Sogar sehr, wenigstens ich..."

Er wollte mit diesen Worten seine Dankbarkeit, seine Liebe ausdrücken, doch Raja zuckte zusammen. Alles ist also schon vorbei, selbst die gehobene Stimmung der ersten Wochen, die man auch nicht Glück nennen konnte? Und was weiter? ... Walja kann von Ruhm träumen, Raja hat nichts zu erwarten. In einem Jahr wird Ossip wiederkommen, guten Tag sagen, als sei er von der Arbeit heimgekehrt, und wird zu einer Sitzung laufen. Walja hat gesagt: „Du hast doch die Musik." Es gibt Leute, für die Musik das Leben bedeutet, für Raja ist sie nichts als ein Mittel, sich zu betäuben. Kann man denn nur von Träumen leben? Dann ist es schon besser, man nimmt zuviel von einem Schlafmittel und wacht nicht wieder auf... Bei diesem Gedanken überlief es sie kalt. Unwillkürlich schmiegte sie sich an ihren Mann. Nein, das ist alles Unsinn! Man muß leben! Sie will nur nicht. Das Sterben aber ist schrecklich...

„Raja, die Trennung von dir fällt mir sehr schwer..."

Ihr wurde sofort leichter, vielleicht versteht sie ihn nicht, und er leidet auch?... Wie schön der Abend ist! Und Kiew ist schön... Es stimmt nicht, daß sie nicht leben will, sie will schon, es ist nur sehr, sehr schwer...

Sie kamen an den Abhang: in der Ferne glommen Lichter auf. Der Wind trug den Duft frischen Heus zu ihnen herauf. Sie sprachen von Alltäglichem.

„Du mußt Alja unbedingt Schuhe kaufen, das ist das dringendste..."

„Ich habe vergessen, deinen blauen Sweater einzupacken, du sagtest doch, daß es dort bitterkalt ist."

„Briefe gehen manchmal verloren, du mußt dich nicht ängstigen, wenn Pausen eintreten."

Raja dachte unklar: gut, ein Brief geht verloren, aber die Liebe?

Am nächsten Morgen reiste Ossip ab.

Die ersten Stunden der Fahrt waren traurig: er sah Raja, wollte erraten, was sie wohl machte, dachte an ihre Scherze, ihre Launen, ihre Sorgen. In Kiew war er nicht zum Grübeln gekommen;

jetzt, nachdem er von ihr Abschied genommen, schien er ihr gleichsam von neuem zu begegnen.

Dann lenkte er sich ab, sah zum Fenster hinaus, sprach mit den Mitreisenden, verließ auf den Stationen den Zug. Alles schien ihm interessant: die Felder, was der Agronom über neue Apfelsorten sagte, die Diskussion, ob eine Verständigung mit Paris und London zustande komme, die mattblauen Pflaumen in Bastkörbchen, die Fabrikgebäude im Glanze zahlloser Lichter.

Moskau erschütterte ihn durch seinen Menschenstrom, das Licht, den Lärm. Lange irrte er durch die endlosen Korridore des Volkskommissariats und hatte an allem seine Freude: am Gedränge, ja selbst an dem sachlichen Ton, mit dem der Stellvertreter des Volkskommissars zu ihm sagte: „Denken Sie daran, das ist eine verantwortungsvolle Aufgabe."

Und wieder flogen Wälder, Flüsse, Fabriken, Gegenzüge vorbei; Gedränge auf den Knotenpunkten. Er dachte: da ist sie, die Karte, nicht an der Wand, sondern in Wirklichkeit! Ihn erschütterte die Größe des Landes; zum erstenmal empfand er sie mit Augen, Ohren, Lungen — alles war hier anders, selbst die Luft... Im Einschlafen — in der vierten oder fünften Nacht — erinnerte er sich an Raja und empfand schmerzhaft, daß sie nicht bei ihm war. Der Zug wiegte ihn aber bald in den Schlaf. Und am Morgen stürmten wieder Wunder auf ihn ein; da waren nicht mehr Ahornwälder, sondern Birken, Espen, Tannen, und an Stelle des Agronomen erzählte ein Ingenieur von einem neuen Kran, und andere Leute stritten darüber, ob die Deutschen Krieg führen werden oder nicht. Und Ossip freute sich immer von neuem: welch ein schönes, großes Haus hat er doch!

Er beschloß, Raja zu schreiben. Wenn er erst an Ort und Stelle ist, wird er keine Zeit mehr haben... Er schrieb unzusammenhängend, die Nachbarn lärmten, der Bleistift tanzte.

„Die Reise ist wundervoll. Ich denke an Mutter, wie sie jedesmal zurückkam und sich freute, daß Lipki nicht wiederzuerkennen war — da ist ein Haus fertiggebaut, dort ein Geschäft für Kunstharzwaren eröffnet und so weiter. Mutter erzählte, wie sie einst Großvaters Hof und Garten inspiziert und sich in der Wirtschaft umgeguckt hatte. So geht es nun mir, ich blicke hinaus und freue mich. Raja, Du wirst sagen, das ist wieder ein Bericht über die gegenwärtige Lage, doch ich schreibe so, weil mir das Herz voll ist, und ich möchte, daß Du an dem, was mich bewegt, teilnimmst. Du brauchst Dich nicht um mich zu sorgen. Ich sprach mit Leuten, die hier überwintert haben, in Kiew hat man das hiesige Klima übertrieben. Ich mache mir Gedanken über Eure materielle Lage. Hast Du Alja die Schuhchen gekauft? Sage Mutter, sie soll sich schonen, und laß den Kopf nicht hängen! Ich mußte daran denken, wie Du fragtest,

ob ich glücklich mit Dir war, und da überkam mich der Wunsch, zurückzukehren, Dich zu umarmen; siehst Du, was für eine Phantasie ein phantasieloser Mensch wie ich haben kann! Schreibe mir öfter, meine Liebe!“

Als Raja den Brief las, tat ihr Ossip plötzlich leid: er ist ja gar nicht alt, ein Kind ist er, törichter als Alja... Dann aber ärgerte sie sich: er wollte sie umarmen und wunderte sich darüber! Nein, er liebt sie nicht, er kann sie nicht lieben, ihm fehlt das; „materielle Lage“ — das ist alles... Vielleicht aber muß so die Liebe des reifen Mannes sein? Er sorgt sich doch... Nur daß sie von anderem geträumt hatte... Aber das Leben ist eben kein „Pickwick-Klub“, das muß sie endlich verstehen, muß trocken, sachlich werden, dann wird es leichter sein...

Am gleichen Abend dachte Ossip an Raja: wie zart ist sie! Und wie fern das alles — wie auf einem anderen Planeten! Mit Wehmut dachte er an Kiew, an die Lichter des Kreschtschatik, der wie ein heimisches Tal vertraut, an die Gärten, den schwarzen Himmel mit den großen Sternen. Hier war alles fremd: die Bäume, die Sprache, die Nacht. Er zürnte sich selbst: was sitze ich und blase Trübsal? Wie im Roman... Bin ich denn ein Fremder hier? Alles ist mein — Moskau, dieser Sumpf und der Meister, der kürzlich so komisch schrie: „Mir rumort's im Kopf!“ Alles ist mein! Auch Raja, setzte er halblaut hinzu, in furchtsamer Trauer.

„Raissa Grigorjewna, ich habe Karten für ‚Anna Karenina‘.“

Chana seufzte. Ohne Frage, Fomitschew ist nett, wahrt Distanz und denkt immer daran, Raja zu erfreuen. Sie langweilt sich... Chana weiß, was es bedeutet, ohne Mann zu sein. Als Naum wegfuhr, war sie zu allem bereit gewesen, nur waren die Zeiten anders, sie ging nicht ins Theater, damals fürchtete man ja Gott. Vielleicht war das dumm, aber man fürchtete ihn... Was sollte Raja zurückhalten? Fomitschew gefällt ihr. Wie aufgeregt war sie doch gestern gewesen. „Hat mich niemand angerufen?“ Und eine Viertelstunde später rief Fomitschew an. Er ist offenbar ein anständiger Mensch, aber jung, wie Rajetschka... Chana hatte Ossip klarmachen wollen, daß man eine junge Frau nicht für ein Jahr allein lassen darf, aber er war böse geworden. Gewiß, Ossja versteht alles selbst, er ist klug, und es handelt sich ja um eine Staatsangelegenheit, das ist wichtiger als Rajetschka... Nur daß Ossja sich an sie gewöhnt hat und daß sie Alenka haben, und ohne Familie ist es schlecht... Man muß schon ein Verrückter sein wie Naum, um alles aufzugeben, Gott weiß wohin zu fahren und dann noch in einen fremden Krieg zu ziehen... Der arme Naum, er hatte nicht gelebt, er hatte phantasiert. Ljowa ist nach dem Vater geraten, nur daß er Glück hat, er ist ein Sonntagskind. Ossja ist ruhig... Wer aber weiß, was in ihm vorgeht? Rajetschka sagt, er wäre von Sinnen, wenn er freiwillig nach dem

Norden fährt... Vielleicht ist auch Ossja wie Naum?... Alle sagen sie, daß es keinen Gott gibt, doch wer außer Gott kann das Herz eines Mannes verstehen?

Seufzend brachte Chana die kleine Alja zu Bett.

Schwer litt Anna Karenina, und ihren Gefährten vergessend, weinte Raja.

* 9 *

Lancier schob die entscheidende Auseinandersetzung mit Roy hinaus, obgleich er Marceline versichert hatte: „Alles ist in Ordnung, die Ehre des verstorbenen Roche ist gerettet." Er führte den Auftrag der Russen aus — das war eine Prestigefrage („Ich bin keine Drahtpuppe!"), aber zum Bruch mit Roy konnte er sich nicht entschließen. Wie sich herausgestellt hatte, konnte der Verkauf von „Gellinotte" die Situation nicht retten; als Lancier das erfuhr, freute er sich: sehr schön! Wie hätte ich auch Marceline berauben können! Die Hoffnung auf ein Wunder schwand, Lancier söhnte sich langsam mit dem Gedanken aus, daß er mit Roy werde zusammenarbeiten müssen. Was ist denn Entehrendes dabei?... Er war zu hitzig gewesen, hatte die Farbe zu dick aufgetragen. Wenn die Deutschen Geld in unserer Industrie anlegen, dann wollen sie auch keinen Krieg gegen uns. Gewiß, Deutscher bleibt Deutscher... Aber er ist doch in keiner Weise verpflichtet, einen Schirke nach „Corbeille" einzuladen. Und Geschäfte riechen immer schlecht.

So sprach Lancier sich Trost zu, doch sein Herz sträubte sich. Er suchte noch immer nach einem Ausweg, wandte sich bald an den einen, bald an den anderen. Endlich beschloß er, Joseph Berty um Rat zu fragen, obwohl er ihm böse war. Früher hatte Berty ihn oft besucht, galt als Freund, und verschwand dann urplötzlich. Lancier wollte ihn dennoch aufsuchen, Berty war ein kluger Kopf, seine Stimme fand Gehör. Möge man von ihm sagen, was man will — für Nivelle ist er ein „geschickter Demagoge", für Lejean ein „getarnter Faschist", doch vor allem ist er ein begabter Mensch. Man sollte nur an die kümmerliche Fabrik denken, die er als Erbe übernommen hatte; heute ist sie einer der größten Betriebe Frankreichs. Solch ein Mann wird schon einen Weg finden, wie man diesen Roy loswerden kann... Um so mehr, als Berty ein echter Franzose ist. Die Geschichte mit „Europa" wird ihn nicht weniger empören als Marceline.

Berty war wirklich klug; sein scharfgeschnittenes, längliches Gesicht erinnerte an die Porträts von Fouquet und zeugte von starkem Willen; er wußte sich zu beherrschen, und nur eine leichte Bewegung der Oberlippe verriet mitunter seinen Ärger. Einsam lebte er in einem Haus, das leer zu stehen schien, so wenig Möbel waren darin; Berty liebte keine Einrichtungsgegenstände, er nannte „Cor-

beille" (natürlich nicht in Anwesenheit Lanciers) einen „Flohmarkt". Sein Element war die Arbeit. Er hatte um die Fabrik herum für die Arbeiter schöne Häuschen, eine Schule, ein Krankenhaus gebaut. Ein Abgeordneter, der die Arbeitersiedlung besichtigte, sagte: „Sie werden am Ende noch Kommunist." Berty lachte: „Wohl kaum. Ich bin in erster Linie Kapitalist. Doch wer sich alles erhalten will, riskiert, alles zu verlieren, man muß mit der Zeit mitgehen." Er war am 1. Januar 1900 geboren und sagte im Scherz, doch nicht ohne Stolz: „Ich bin ein Altersgenosse des zwanzigsten Jahrhunderts." Berty kannten alle, doch wirkliche Freunde hatte er nicht, er gab sich auch gar keine Mühe, Freunde zu erwerben. Er war ein verschlossener Mensch; vielen erschien er rätselhaft, obgleich er in seiner Handlungsweise logisch und sachlich war. Deshalb entsetzte ihn auch sein seltsames Gefühl für Mado, das er entdeckte. Als ihm zum Bewußtsein kam, warum er Lancier sooft besuchte, machte er sich Vorwürfe. So eine Albernheit! Sie reizt mich nur, weil ich ihr gleichgültig bin. Schön und klug ist sie, das läßt sich nicht bestreiten, doch es gibt ja genug andere, nicht weniger schön und klug. Und wenn sie etwas Ungewöhnliches an sich hat, so sind es nur die schlechten Eigenschaften, die sie von Vater und Mutter erbte — exzentrisch, unberechenbar, sorglos wie die Libelle in der Fabel. Solche werden später seelenlose Frauenzimmer, die ihre Männer zugrunde richten, oder aber hysterische Weiber, die auch vom Revolver Gebrauch machen können. All das schien Berty überzeugend und konnte ihn doch nicht überzeugen; nach wie vor dachte er hartnäckig, finster und voller Leidenschaft an Mado. Niemals sprach er mit ihr von seinem Gefühl, und die Besuche bei Lancier stellte er ein, nicht weil sie ihn gekränkt oder abgewiesen hatte; er wollte sich selbst beweisen, daß er auch ohne Mado leben kann.

Wäre Lancier in anderer Verfassung gewesen, dann hätte er sicher bemerkt, wie der undurchdringliche Berty verlegen wurde, als er sagte: „Wir sind Ihnen alle böse, daß Sie uns vergessen haben, — Marceline und Mado..." Doch Lancier stand nicht der Sinn nach Beobachtungen: das bevorstehende Gespräch bedrückte ihn. Er mußte von vorn anfangen, das heißt, von den finanziellen Schwierigkeiten. Als Lancier eine Pause machte, um vor dem unangenehmsten Teil seiner Beichte Atem zu schöpfen, sagte Berty:

„Ich habe davon gehört... Sehen Sie, lieber Freund, Sie sind zu spät geboren. Sie wissen, wie hoch ich Sie schätze, jetzt sind aber andere Zeiten... Sie zeigten mir einmal eine alte Flinte, wenn ich nicht irre, aus der Zeit Ludwig XVI. Ein entzückendes Ding. Es schießt bloß nicht... Sie wollen die Gewohnheiten des vorigen Jahrhunderts beibehalten, wir sind aber mitten im zwanzigsten. Für Sie ist Roche aîné ein Anhängsel von ‚Corbeille', und

zwar ein unangenehmes. Da haben Sie das Ergebnis... Heutzutage kann man in Geschäften nicht auf der Stelle treten, entweder man gewinnt an Boden oder man geht zugrunde."

Beim Worte „zugrunde gehen" zuckte Lancier zusammen. Der Beginn des Gespräches verhieß nichts Gutes. Und worauf sollte er eigentlich hoffen? Wie klug Berty auch war, er wird es doch nur bei der üblichen Moralpredigt bewenden lassen. Trotzdem riß Lancier sich zusammen und erzählte seine traurige Geschichte bis zum Schluß. Er war überzeugt, daß die Machenschaften der Deutschen Berty überraschen würden, dieser aber nickte nur und lächelte von Zeit zu Zeit.

„Haben Sie sich so etwas vorstellen können?"

„Aber, lieber Herr Lancier, ich sehe hier überhaupt nichts Besonderes. Die machen es auf anderen Gebieten ebenso. Das ist natürlich, ich will sie nicht einmal beschuldigen — sie wollen leben, es ist nicht ihre Schuld, wenn wir schlafen..."

„Ich wußte nicht, daß Sie für eine Annäherung sind."

„Habe ich Ihnen denn gesagt, daß ich für eine Annäherung bin? Ich bin bereit, mit Deutschen, mit Russen und selbst mit Papuas zusammenzuarbeiten, vorausgesetzt, daß die Papuas mit mir arbeiten wollen und können. Es geht ja nicht darum... Wir stehen am Rande des Unterganges, nicht weil uns Deutsche durchsetzen, sondern weil uns die Einigkeit, die Hoffnung, der Antrieb fehlt. Nehmen Sie Rußland. Die Bolschewiki ermutigen ihr Volk mit der Hoffnung auf den Sieg des Kommunismus, dort gibt es keine solchen Leute wie unsereins, und wenn sich ein Mensch benachteiligt fühlt, ist niemand da, der ihn benachteiligt hat — ein ganz schlauer Dreh. In Amerika wird die Moral anders aufrechterhalten: Wenn nach dem Wohlleben die Krise eintritt, so kommt nach der Krise das Wohlleben, du hungerst, doch schon wird der Truthahn gemästet, den du essen wirst; du stampfst durch den Schmutz, doch schon wird der Wagen fabriziert, in dem du durch alle achtundvierzig Staaten sausen wirst. Das ist natürlich nicht so großartig wie das Paradies auf Erden, dafür aber konkreter. Hitler hat das dritte Rezept gefunden. Er sagt: ‚Wir müssen Europa erobern, dann wird im Topf eines jeden armen Deutschen...' Sie glauben, ein Huhn à la Henri Quatre liegen? Nein! Bei denen ist alles ‚kolossal'. Im Topf wird eine fette Gans liegen, und die Nazis warnen beizeiten: ‚Sollte aber Deutschland geschlagen werden, so wird es nicht einmal einen leeren Topf geben.' Da haben Sie unsere Konkurrenten. Was können wir ihnen entgegensetzen? Ministerkrisen, Börsenskandale, eine Regierung, die Streiks organisiert. Abkommen werden unterzeichnet, von denen man weiß, daß sie nicht eingehalten werden können, man rasselt mit nicht vorhandenen Säbeln wie Marktschreier in den Schaubuden. Worüber staunen Sie da?"

Lancier fühlte, daß Berty im Unrecht war. Doch wie sollte er ihn widerlegen? Dieser Mensch verfügte über eine vernichtende Logik...

„Meiner Ansicht nach haben Sie zu sehr aufgetragen. Wenn man die Franzosen reizt, dann werden sie kämpfen. Ich denke an Verdun... Nein, Frankreich wird nicht untergehen."

Er verstummte. Auch Berty schwieg. Lancier erinnerte sich, daß er nicht hergekommen war, um politische Debatten zu führen... Über meine Angelegenheit hat er kein Wort gesagt. Vielleicht ist es so besser — was kann er auch sagen? Werde mit diesem Roy arbeiten müssen... Lancier stand auf. Berty hielt ihn zurück.

„Wir waren noch nicht fertig... Um zu Roche aîné zurückzukehren, wie denken Sie sich denn den Ausweg?"

„Ich weiß nicht. Ich wollte ‚Gellinotte' verkaufen, doch das genügt nicht. Zudem habe ich moralisch kein Recht, über Marcelines Besitz zu verfügen. Offen gestanden, ich sehe keinen Ausweg."

Ihm schien, er hätte sich verhört, als Berty sagte:

„Gerade hier ist ein Ausweg. Ich bin bereit, Ihnen zu helfen, ohne Verpflichtungen Ihrerseits. Gesetz der Freundschaft..."

Lancier faßte Bertys kalte schmale Rechte und hielt sie lange in beiden Händen. In diesem Augenblick dachte er nicht einmal an Roche aîné. Er war gerührt, begeistert von Bertys Geste. Und da sagt man noch, daß Frankreich entartet, daß es keine treuen Frauen, keine ergebenen Freunde mehr gibt!

* 10 *

Leo Alper erkundigte sich vorsichtig bei Marceline nach der Gesundheit ihres Mannes. Sie hatte noch nicht geantwortet, als Lancier fröhlich lachend in den Salon trat.

„Endlich! Ich dachte schon, du kommst überhaupt nicht mehr... Du siehst aber glänzend aus. Was doch die Heimatluft ausmacht... Obwohl du meiner Meinung nach mehr Franzose bist als alle Franzosen zusammengenommen. Bist du mit deiner Reise zufrieden? Das ist gewiß ein bewundernswertes Land. Ich habe mich hier mit einem russischen Ingenieur angefreundet, ein sehr feiner Mensch. Stelle dir vor, als ich ihm meine Miniaturensammlung zeigte, hat er doch gleich das wertvollste Stück herausgefunden, du entsinnst dich natürlich, die Dame im grünen Kapotthut... Ein Fanatiker und zugleich ein weicher, geradezu delikater Mensch. Das Land der Wunder! Warum erzählst du nichts? Was hast du dort gesehen?"

„Man kann nicht alles auf einmal erzählen. Ich habe meinen Bruder gesehen. Er ist auch ein Fanatiker, das hast du richtig bemerkt. Sympathisch, arbeitsam. Eine hübsche Frau hat er und

eine Tochter. Und trotzdem ist er ein Fanatiker. Uns versteht er nicht und will uns auch nicht verstehen... Doch warum erzählst du nicht, was es hier Neues gibt, Maurice?"

„Louis ist Fliegerfähnrich. Der Bengel ist glücklich. Mich freut das weniger, besonders jetzt... Sonst gibt es nichts Neues."

Er sah das verwunderte Gesicht Alpers und lachte.

„Sei mir nicht böse, Leo, ich vergaß, dir die Hauptsache mitzuteilen: alles hat sich eingerenkt. Das ist beinahe ein orientalisches Märchen. Berty hat mich herausgerissen. Und ohne jede Verpflichtung, aus purer Freundschaft."

„Fabelhaft! Ich kenne ihn nur flüchtig, doch alle sagen, er sei ein kalter Mensch."

„Das kommt daher, weil er eine geradezu vernichtende Logik hat. Er bewies mir erstens, daß Roche aîné reif zum Abbruch sei und ich, Maurice Lancier, meine Zeit gelebt habe, zweitens, daß ganz Frankreich so sei wie ich und daß über kurz oder lang unsere Stunde schlägt, weil die Amerikaner und die Russen arbeiten, die Deutschen rüsten, während wir im Café sitzen, unseren Aperitif trinken und auf die Regierung schimpfen. Ich sage dir, wer Berty ist: ein gutmütiger Kerl, der sich für einen Menschenfresser ausgibt. Er liebt Paradoxe."

„Das ist gar nicht einmal so paradox. Wir beide sind in der Tat hinter der Zeit zurückgeblieben. Ich bin in Europa herumgereist und habe es dort gespürt. Du weißt doch, wie ich gelebt habe, hab' auf der faulen Haut gelegen, Papier vollgekritzelt, Gott weiß wovon geschwärmt. Wie mein Vater... Du bist auch von der Sorte, Gedichte, Sammlungen, Soupers. Dort gibt es aber keine Träumer... Das sind eher Mathematiker. Reden wir doch offen, was brauchen wir beide? Ein wenig Geld und viel Ruhe. Ich fürchte, Berty könnte recht behalten. Sie werden uns Geld und Ruhe nehmen."

„Die Kommunisten?"

„Ich weiß nicht... Vielleicht die Deutschen. Es geht um einen hohen Einsatz, und wir beide sind nur kleine Jetons. Die Russen haben mich so beeinflußt, daß ich sogar Leontine in Schrecken versetzte. Sie begrüßte mich mit einer angenehmen Nachricht, unser Häuschen in Bidart sei fast fertig, im Herbst könnten wir einziehen. Und ich erwiderte ihr: ‚Wenn wir bis dahin noch am Leben sind.' Das war dumm von mir, um so mehr, als sie in letzter Zeit so nervös ist... Höre, Maurice, ihr müßt unbedingt nach Bidart kommen. Es ist ein schlichtes Häuschen in baskischem Stil, direkt am Meer."

Er erzählte von Bidart. Dann sprach Lancier von Cocteaus neuem Theaterstück. Sie tranken Wermut mit Soda, lächelten und dachten nicht mehr an den unkenden Berty.

Abends sprach Lancier mit Marceline:

„Ich wollte es dir schon gestern sagen... Eine Bedingung, mit niemandem darüber sprechen. Das Geld hat mir Berty gegeben, Gesetz der Freundschaft, so sagte er selbst. Ich habe mich über sein Gerede sehr geärgert, trotzdem ist er ein edler Mensch, mehr Franzose, als er selbst es weiß. Ich beschwöre dich nur — kein Wort darüber, ich habe ihm versprochen, daß es unter uns bleibt. Sprich auch mit Mado nicht davon..."

Lanciers Mitteilung ließ Marceline unberührt; nachdem er ihr vom Bruch mit Roy erzählt hatte, interessierte sie sich nicht mehr für die Angelegenheiten der Roche aîné. Sie hing ihren eigenen Gedanken nach.

„Warum sollte ich mit einemmal Mado in deine Angelegenheiten einweihen? Es ist jetzt überhaupt schwer, mit ihr zu sprechen."

Lancier wurde unruhig.

„Was hat sie denn? Ist sie krank?"

„Nein, krank ist sie nicht... Ich weiß nicht... Stimmungen."

„Hast du sie gefragt?"

„Ich sage dir, sie schweigt. Auf meine Frage erwiderte sie nur, daß es nichts sei."

Marceline mußte plötzlich an ihre eigene Jugend denken, an eine Sommernacht, als sie im strömenden Regen in dem langen Kleid der alten Wirtschafterin zu Maurice geflohen war. Lancier aber entkleidete sich, zog die Uhr auf, gähnte wohlig und tröstete seine Frau:

„Du sorgst dich grundlos, Marceline. Was kann denn schon mit Mado sein? Von solchen Mißlichkeiten, wie ich sie hatte, ist sie gottlob verschont. Sie ist doch noch ein Kind... Entweder hat sie sich verliebt oder aber sie hat sich mit jemandem verzankt oder ihr ist eine Landschaft nicht gelungen und nun glaubt sie, daß sie unbegabt sei. Eine leichte Trübung, weiter nichts. Heute ist sie traurig, morgen wird sie zwitschern. In ihrem Alter meint man immer, der Himmel sei voller Wolken, aber zum Sturm kommt es nicht. Stürme kommen später, wenn der Mensch endlich Frieden haben will. Marceline, wir beide hatten ein schönes Leben, und jetzt haben wir einen richtigen Altweibersommer. Wenn nur kein Sturm kommt!"

* II *

Roger Sembat räumte sein Atelier auf; er verfuhr dabei sehr ungeschickt, warf eine Schale um, verschmierte das Sofa mit Farbe; dann tränkte er eine Socke mit Terpentinöl und rieb wütend den Bezug ab. Den Staub kehrte er unter das Sofa, das einzige Möbelstück außer dem unnatürlich hohen Tisch, auf dem allerlei Kram

lag, und einem Hocker. Staub bedeckte wie ein fester Panzer die Bilder, die Regale, die an Nägeln hängenden alten Kleidungsstücke. Aus irgendeinem Grunde blies er behutsam eine kleine Feder vom Sofa und lachte. Töricht, wie in einem alten Melodrama — der Maler erwartet die Prinzessin...

Erstaunt sah er sich in seinem Atelier um, als hätte er bisher gar nicht gewußt, wo er wohne, und doch hatte er viele Jahre hier verbracht, kannte jedes Fleckchen an der Wand, diese Flecken, die ihn bald freuten, bald ärgerten, wenn er das Modell auf den Hocker placierte und die Wand sich belebte oder beharrlich eine kahle Stelle bildete. Als er sich aber jetzt im Atelier umsah, dachte er an sein Leben, wie war es doch ungemütlich, wüst, leer! Er hatte keine Familie wie die anderen, niemanden, um den er sich sorgen könnte, und niemanden, der sich um ihn sorgt. Wie kam das nur?... Doch nicht, weil er innerlich kalt war — er hatte ein warmes, anhängliches Herz; nicht aus Verachtung des Alltäglichen, man brauchte Sembat nur anzusehen, um zu wissen, daß er kein Asket war. Er war stämmig, breitschultrig, neigte zur Fülle; seine Bewegungen waren ausladend, und wenn er einen Raum betrat, wurde es gleich eng, als fülle er mit seiner Person die Welt aus; er aß langsam, mit Genuß, lachte schallend. Wenn er dennoch allein blieb, so nur, weil eine Leidenschaft alle anderen verdrängt hatte, so heiß, so selbstlos liebte er die Kunst, so sehr verschmähte er Reichtum und Ruhm, so vollständig ging er in einem zweiten, erdachten Leben auf.

Vor vielen Jahren verliebte er sich, und wie es schien, ernstlich. Auch er gefiel dem Mädchen; die Freunde rüsteten schon zur Hochzeit. Doch zur Hochzeit kam es nicht, weil Sembat damals eine andere Frau malte, sich nicht von ihrem roten Haar, von ihrer mattweißen Haut losreißen konnte, die Rendezvous versäumte und es so weit trieb, daß das geliebte Mädchen sich einen anderen suchte. Eine ganze Nacht litt er Höllenqualen, fragte sich, wie das gekommen war; am Morgen aber begann er ein neues Bild der gleichen rothaarigen Frau, die er im Herzen haßte.

Man kannte ihn in den Pariser Künstlerkreisen als eigenartigen, ernsten Maler, doch blieb er dem breiten Publikum unbekannt — er jagte nicht nach Erfolg, ließ keine Kritiker an sich heran, ja, und er arbeitete zu langsam, um den Besuchern der Ausstellungen aufzufallen. Mitunter teilte er seine Gedanken Mado mit, sagte: „Glauben Sie nur nicht, daß der Maler die Welt so darstellt, wie er sie sieht, daß man seine Empfindungen verewigen muß. Nein, Mado, ein Maler ist vor allem Philosoph. Runzeln Sie nicht die Stirn, Sie müssen auch Philosoph werden, unsere Gedanken nehmen in der Farbe Gestalt an. Wenn wir die Welt betrachten, studieren wir, deuten wir sie und geben nicht ein Abbild des Bestehenden, sondern etwas Neues. Gewiß, die Bildhauer Griechenlands formten

ihre Zeitgenossen, nach deren Ideen, nach deren Vorurteilen sie lebten, und doch schufen sie ein neues marmornes Geschlecht. Vielleicht ist Plato veraltet, die Statue der Aphrodite ist nicht veraltet und kann nicht veralten... Sie müssen verstehen, wir bilden die Welt nicht ab, wir bevölkern sie."

Sembat schien die politischen Stürme, die in jenen Jahren Paris erschütterten, nicht zu bemerken. Mitunter fragte er erstaunt den ersten besten auf der Straße: „Wer schießt denn da?" oder „Warum wird denn gestreikt?"

Einmal besuchte ihn Lejean, sagte, daß in Frankreich ein verborgener Krieg geführt werde, der über kurz oder lang offen ausbrechen könne. Sembat müsse sich entscheiden, wo sein Platz sei. Sembat hörte aufmerksam zu und zeigte dann Lejean seine letzten Arbeiten.

„Ein hervorragendes Bild. Aber ich sprach mit dir über das Schicksal des Volkes."

„Gerade daran denke ich. Meiner Ansicht nach ist eine Malerei, die sich mit anderen Dingen befaßt, keine Malerei, sondern Drapierung. Wahrscheinlich tue ich das gleiche wie du, nur auf andere Weise. Ich bin vor allem Maler... Wenn es aber hart auf hart geht, wer weiß..."

Für Mado war er das Gewissen, es trieb sie zu ihm aus dem Glanz und der Nichtigkeit von „Corbeille". Sie spürte, was für ein Herz dieser Mensch hatte, und vertraute ihm ihre Kümmernisse an. Mitunter aber fragte sie sich: hört er ihr zu oder erwägt er, wie sie in diesem Kleid gelingen würde?...

Konnte Mado denn ahnen, daß sie allein fähig war, Sembat von seiner Malerei loszureißen? Ihm selbst war es erst vor kurzem zum Bewußtsein gekommen, welchen Platz sie in seinem Leben einnahm. Er kannte sie schon als kleines Mädchen, als sie zur Schule ging, verfolgte ihre ersten Malstudien... Langsam reifte seine Liebe. Einmal sah er Mado einige Monate nicht, Lanciers waren in „Gellinotte", das Leben schien ihm öde, ermüdend. Als er den Grund seiner Melancholie erkannte, war er betroffen: was soll denn diese Verlockung? Wenn er für Mado zu alt ist, so ist er doch noch kein Greis, der seufzt und Monogramme malt! Fort damit! Doch das Herz war eigensinnig. Er hatte früher zufällige Beziehungen zu Frauen gehabt, zu einsamen Frauen wie er, die leicht bereit waren, zu kommen und ohne Klagen wieder zu gehen. Jetzt stießen ihn die Frauen ab, alle, außer Mado. Oft grübelte er über die Irrwege der Liebe. Er ist neununddreißig Jahre alt, Mado vier- oder fünfundzwanzig. Sie liebt es, sich gut zu kleiden, hat wahrscheinlich gern Erfolg. Sie ist die Tochter eines reichen Industriellen, verwöhnt und dazu noch schön. Woher nur diese Leidenschaft? Wie kommt er dazu, wovon träumt er?

Er hatte Mado gesagt, daß er eine Spanierin liebe, die er in der Bretagne kennengelernt habe, er sagte das, weil er fürchtete, im nächsten Augenblick seine Gefühle zu verraten. Jetzt fragte Mado manchmal nach dieser Spanierin. Er wußte nicht, was zu antworten, und ärgerte sich.

Sie hatte versprochen, um fünf Uhr zu kommen. Schon am frühen Morgen zitterte er vor Erregung; er begann im Atelier aufzuräumen, um sich zu beruhigen. Als er sich über das Chaos auf dem Tisch hermachte, entdeckte er plötzlich einen Handschuh Mados; sie hatte ihn im Winter vergessen, als sie ihm Modell stand. Er streichelte das Leder und wurde wütend: so eine Narretei! Schluß damit!... Aber wenn auch sie...? Wer kennt sich denn in einem fremden Herzen aus? Hatte sie Neujahr nicht gesagt: „Sie sind mir mehr als ein Freund..." Gewiß, vierzehn Jahre sind keine Kleinigkeit. Aber wie oft hatte er von solchen Ehen gehört. Dumm? Vielleicht. Doch in diesen Dingen sind alle Narren.

Solcherart waren die Gedanken, denen sich Sembat bis zu Mados Kommen hingab; als aber Mado kam, dachte er nicht mehr, genoß nur ihren Anblick, atmete ihre Nähe, lebte nur für sie. Mado war ungewöhnlich erregt, stellte die Bücher um, wirbelte Wolken von Staub auf, setzte sich und sprang gleich wieder hoch, ging im Gespräch unvermittelt von häuslichen Neuigkeiten auf die Bonnard-Ausstellung, von Bonnard auf den Krieg über. Sembat hatte sie noch nie so gesehen. Mados Aufregung steckte ihn an, er wurde nervös. Jetzt sage ich es ihr!...

„Mado, wissen Sie, was das bedeutet, wenn ein anderer Mensch von einem Besitz ergreift? Man findet einen nichtigen Gegenstand, der mit ihm verbunden ist, und es verschlägt einem den Atem."

Sie unterbrach ihn:

„Hören Sie auf! Ich will nichts davon hören. Verstehen Sie, ich will nicht."

Er wandte sich ab. Sie schwiegen lange. Mado sprach als erste:

„Seien Sie nicht böse, Roger, ich bin heute ganz durcheinander. Oder schelten Sie mich, wie Sie es früher taten, sagen Sie, daß ich ein Farbenkleckser bin, die Tochter eines reichen Mannes, die aus Langeweile Blumensträußchen malt. Wissen Sie noch?... Oh, wie wohl war mir damals... Seien Sie nur nicht böse! Wissen Sie, gestern erinnerte ich mich an Sie, sah mir Bonnard an und dachte, wie schön ist das!"

Sembat beruhigte sich, begann über Bonnard zu sprechen:

„Wenn man das sieht, vergißt man Raum und Zeit, darin unterscheidet sich die Malerei von der Dichtkunst." Er lächelte. „Ist Ihnen aufgefallen, Mado, daß selbst das Äußere anders ist? Die Dichter sehen Vögeln ähnlich, während die Maler Bäumen gleichen."

Mado hörte nicht hin.
„Mado, was ist Ihnen?"
„Mir?"
„Ja, Ihnen."
„Ich weiß nicht. Nein, ich weiß es, aber das ist unwichtig. Eine Kleinigkeit, als hätte man ein Armband verloren... Es ist doch töricht, über den Verlust einer Armspange zu weinen? Sagen Sie schnell, daß das dumm ist! Ich beschwöre Sie, schimpfen Sie mich aus! Ich habe keine Armspange verloren..."

In ihrer Stimme spürte man Tränen, doch sie unterdrückte sie rasch. „Roger, helfen Sie mir, ich werde wahnsinnig! Das ist so furchtbar, das sitzt hier, und nichts kann man da tun. Und wenn wir uns sehen, rede ich Dummheiten..."

Sembat zuckte zusammen: also auch sie!... Er trat zu Mado und streichelte ihr ungeschickt die Hand, wie er zuvor den Handschuh gestreichelt hatte. Einige Male setzte er zum Sprechen an, konnte aber kein Wort hervorbringen, endlich sagte er gepreßt:
„Mado, ich werde auch wahnsinnig."
Sie lächelte vertrauensvoll.
„Deswegen entschloß ich mich auch... Sie haben mir erzählt, was Sie in der Bretagne erlebten, Sie werden mich verstehen. Sie allein können mir helfen, Sie, mein Freund, mein alter, guter Freund. Ich will Ihnen alles sagen, niemandem sonst, nur Ihnen. Ich dachte, das wäre nur in Romanen so, daß ein Mensch einen sofort packen kann, dachte, man müsse sich lange kennen, viel miteinander gesprochen haben. In Wirklichkeit ist es aber anders... Gleich am ersten Abend fühlte ich: das ist das Schicksal... Sie waren ja damals auch da... Können Sie sich noch erinnern, wie dumm ich mich aufführte? Ich wollte ihm Böses sagen, ihn treffen, nein, noch mehr — verwunden. Was bin ich aber für ihn? Ein törichtes Mädchen, eine Französin — eine Puppe, so denken sie doch von den Französinnen. Und keine Wunden waren das für ihn, sondern Nadelstiche, die er nicht einmal spürte. So war es auch gestern. Ich begegnete ihm in der Ausstellung. Ich sagte Ihnen, daß ich an Bonnard dachte. Das ist nicht wahr! Ich sprach mit ihm über Bonnard, dachte aber an etwas anderes — wie schrecklich, daß er bald wegfährt. Ich flehe Sie an — bringen Sie ihn her, ich muß ihn sprechen."

„Wie denn, Mado, wie soll ich ihn denn herbringen?" Er wollte etwas anderes sagen und murmelte, auf sich selbst böse: „Was habe ich damit zu tun?"
Doch sie hörte ihn nicht.
„Ich muß ihn sprechen, einfach, ohne dumme Ausfälle. Wissen Sie, was ich ihm gestern gesagt habe? Ich sagte, daß man die Russen liebgewinnen könne, aber keinen Russen, weil bei ihnen alles en gros ist — die Steppen, die Wälder, die Menschen. Wie dumm ist

das! Ich muß ihn sprechen. Mag er für mich auch nichts empfinden, aber ich will nicht, daß er mich verachtet. Wenn Sie ihn nicht herbringen, gehe ich zu ihm."

Sembat dachte: man muß ihr das ausreden, vom Stolz sprechen. Der Russe könnte das mißverstehen... Doch als er Mado ansah, ihre fiebernden Augen, ihre Lippen, die sich bewegten, obwohl sie nicht mehr sprach, erwiderte er leise:

„Gut, ich werde ihn rufen."

Ein Wahnsinniger kann einen anderen Wahnsinnigen nicht heilen; das läßt sich ja auch nicht heilen... Hat er denn aufgehört, Mado zu lieben? Jetzt fürchtet er nur eins: sie wird bald gehen...

Und Mado erhob sich. Sie verließ ihn genau so erregt, wie sie gekommen. Sembat sah vom Fenster aus, wie sie bis zur Ecke ging, verschwand, dann zurückkam, stehenblieb und wieder weiterging, als wüßte sie nicht, wohin sich zu wenden.

Lange stand er am Fenster, eine große ruhige Trauer hatte ihn erfaßt. Jetzt ist alles ausgesprochen, die Spanierin kann vergessen werden. Der Russe ist jünger, vor allem ist er ein lebender Mensch, nicht zerfressen von... Und Sembat blickte voller Entsetzen auf seine Bilder. Eines von ihnen ließ ihn aufmerken, er trat näher heran. Diese Landschaft hatte er im vergangenen Sommer gemalt, als Mado in „Gellinotte" war... Wie schlecht!... Der Baum ist nicht echt. Warum hatte sie dem Russen das vom Wald gesagt?... Der Baum ist alt, Gott weiß wie alt, und er steht doch... Sie haben feste Wurzeln... Doch auch Bäume werden gefällt. Er muß ihn neu machen, anders, lebensecht...

Es dunkelte. Auf der Straße riefen die Jungen Zeitungen aus, dann flüsterten verliebte Pärchen, dann wurde die Straße still. Gramvoll, doch ruhig dachte Sembat: mit vierzig Jahren erschießt man sich nicht aus unglücklicher Liebe. Und wenn man ihn auch aus dem Leben stößt, es gibt ein anderes Leben, ohne Erklärungen und ohne Absagen, jenes Leben wird nicht geschenkt, sondern geschaffen, in Feuer, Qualen und Weisheit — dieses Leben heißt Kunst.

* 12 *

Sembat und Sergej schlossen schnell Freundschaft. Die Beine ausgestreckt, saß Sergej auf dem für ihn viel zu niedrigen Hocker und lächelte schweigend, wenn ihm ein Bild gefiel.

Sembat fragte ihn nach der russischen Landschaft. Sergej erzählte ihm von der Steppe, den Wäldern.

„Unsere Landschaft möchte man nicht darstellen, sondern singen; sie fließt und ist unfaßbar wie Musik. Man sieht etwas und

scheint doch nichts zu sehen, bis plötzlich die Sonne aus den Wolken bricht und einen Streifen im Feld bestrahlt; oder es geht ein Mädchen auf einem Pfad; oder alles wird dunkel vor einem Gewitter — wie verzaubert! Und der Schneesturm! Oder die Stille — das ist doch auch Musik."

„Ich schaue Sie an", sagte Sembat, „und überlege immerzu, warum es so schwer ist, Sie zu malen. Sie haben es mir eben selbst erklärt — Ihr Gesicht ist wie Ihre Landschaft, ändert sich fortwährend; ich sehe keine Form, sondern nur Ausdruck. Es würde verteufelt schwer sein, Sie zu malen, und doch wäre es verlockend... Bleiben Sie noch lange in Paris?"

Sergej hatte noch nicht geantwortet, als es an die Tür klopfte. Es war Mado. Sie fragte erstaunt:

„Sie haben Besuch, Sembat?"

Dann begrüßte sie Sergej freundlich, doch zurückhaltend. Auch Sergej war anfangs verlegen. Dann aber verflog die Befangenheit der ersten Minuten, es entspann sich ein lebhaftes Gespräch. Worüber sprachen sie nicht alles! Über die Jahrmärkte in der Bretagne und über die stillen Flüsse Rußlands, auf denen die Stämme gefällter Bäume schwimmen, über die Sonette Ronsards, die voll Glück sind, gemischt mit leichter Trauer, über süßen Wein, der einen bitteren Beigeschmack hat, darüber, daß die Franzosen von einem Menschen, der im Rausch trübselig wird, sagen: „Er hat einen traurigen Wein", und darüber, daß es im Norden weiße Nächte gibt.

„Dort möchte ich gern leben", sagte Mado. „Dort kann man träumen... Sehen Sie mich nicht so an! Ich weiß, daß bei Ihnen alle arbeiten. Ich würde auch arbeiten, am Tage. Nachts aber... Das ist wundervoll, die Welt nicht so zu sehen wie am Tage! Wahrscheinlich ist in der weißen Nacht alles anders — die Häuser, der Himmel, die Menschen."

„Und dann der Winter, Tag und Nacht Dunkelheit."

„Das macht nichts... Welches Glück, auch nur für eine Stunde in einer anderen Welt zu leben."

„Sie leben in ihr", sagte Sembat, „wenn Sie arbeiten."

„Was bin ich in der Malerei? Eine Schülerin. Zehn Jahre werde ich mich noch mit den Anfangsgründen herumschlagen. Ich möchte aber jetzt schon etwas Eigenes schaffen, sei es auch zerbrechlich, vergänglich, aber etwas, in das ich alles hineinlegen kann."

Sembat saß und staunte; so kannte er Mado von früher her. Ihm fiel eine drollige Geschichte aus ihrer Schulzeit ein. Die Mädchen erhielten ein Thema: „Das Pflichtgefühl in den Werken Corneilles". Mado schrieb über einen Stern, der einen verliebten Astronomen sah und in Ohnmacht fiel. Ihm wurde ein Festgewand mit

langer Schleppe geschenkt, weil es bequemer ist, in einem langen Kleid in Ohnmacht zu fallen. Der Schneider suchte aber vergeblich nach dem Stern, er war schon längst zu goldenem Staub zerfallen, und nur der Astronom entsann sich noch, wie einst ein Komet am Himmel entlangjagte... „So ein Unsinn!“ entrüstete sich der Lehrer. Mado erklärte: „Ich habe bei Corneille von einem fallenden Stern gelesen...“ Seither sind elf Jahre vergangen, und Mado ist immer noch die gleiche...

Auf dem Tisch stand ein Strauß Feldblumen. Sie fragte: „Zupft man bei Ihnen auch Margeriten?“

„Gewiß. ‚Er liebt mich, liebt mich nicht, wird mich ans Herz drücken, wird mich zum Teufel schicken.‘“

„Das ist hübscher als bei uns. Die französischen Mädchen wollen mit dem Herzen handeln: ‚ein wenig, über alle Maßen, ganz rasend‘. ‚Ein wenig‘... ‚wird mich zum Teufel schicken‘ gefällt mir besser. Sagen Sie mir diese Worte auf russisch.“

„Mado, zupfen Sie nicht an den Blumen. Sie machen mir das Stilleben kaputt.“

Mado sang ein altes Roussillon-Lied. Sie hatte eine tiefe, zarte Stimme.

Zehn Jahre stand der Soldat im Feld,
Zehn Jahre durchzog er die weite Welt.
Nachts war's, da kam er zu Hause an.
Die Frau blickt heraus: ein fremder Mann.
Und der Frau gefiel der fremde Mann.
Sie küßt und sie herzt ihn, drückt ihn an die Brust,
Er möchte vergehen vor Schmerz und vor Lust.
Soldat, du hast gefunden dein Glück!
Soldat, es ist entschwunden, dein Glück!
Deine Frau verlacht dich jetzt ohne Scheu,
Deine Frau bricht dir mit dir selber die Treu.
Er kann sie nicht töten, er liebt sie ja heiß,
Und kann nicht verzeihen, da er alles weiß...
Als der Morgen graute, nahm der Soldat...

„Ich mag nicht mehr.“

„Was tat der Soldat?“

„Er ging fort. Vielleicht war er gar nicht bei seiner Frau, sondern eine Fremde lag in seinen Armen, vielleicht irrt er noch heute durch die Welt.“

Mado hatte jetzt nur einen Gedanken: wenn Sembat sie doch allein lassen wollte! Nur für einen Augenblick!... Kommt er denn wirklich nicht auf den Gedanken? Sie muß doch Sergej sagen... Was

sie sagen mußte, wußte sie nicht, sie wußte nur, daß sie etwas sagen mußte.

„Sembat, lieber Freund, wenn Sie Wasser aufsetzen, mache ich Kaffee, ja?"

Endlich begriff Sembat, er ging in die kleine Küche. Mado fragte Sergej:

„Wann fahren Sie?"

„Ich weiß nicht, wahrscheinlich bald."

Ihr schien, daß nicht sie das sagte, es war eine fremde Stimme:

„Gut, daß es bald ist. Sonst werden Ihre Freunde noch glauben, Sie hätten sich in Paris verliebt."

Er zuckte mit den Achseln. Wie unausstehlich sie ist! Und wie lieb!... Womit hatte sie ihn bezwungen? Vielleicht mit ihrer Weltfremdheit, mit jener wehmütigen Heiterkeit, die wie ein leichter Sommernebel über Paris liegt?

„Habe ich Sie gekränkt?"

„Nicht doch! Sie erzählten so interessant von Ihrem Land. Ich bin Ihnen sehr dankbar, sehr..." Sie erhob sich. „Sembat, wo stecken Sie so lange?"

In der Küchentür wandte sie sich zu Sergej um und das Gesicht drollig verziehend, wiederholte sie die eben gelernten russischen Worte „wird mich zum Teufel schicken".

„Sembat, wo ist die Kaffeekanne? Was haben Sie hier gemacht?"

„Ich dachte, Sie wollten..."

„Ich will Kaffee. Gehen Sie zu Ihrem Gast, ich werde alles selbst machen."

Eine halbe Stunde verging. Sembat beschloß, nach dem Kaffee zu sehen. Er fand Mado in Tränen.

„Gehen Sie! Nein, warten Sie... Sagen Sie ihm, daß mir schlecht geworden ist, daß ich ein krankes Herz habe. Denken Sie sich irgend etwas aus... Ich kann nicht hineingehen. Ich kann nicht..."

In dieser Nacht schlief Sergej schlecht: er dachte an Mado. Wodurch hatte er sie abgestoßen? Oder machte sie sich über ihn lustig? Nein, so spielt man nicht... Warum muß er nur immer an sie denken? Unaufgefordert, ohne die Rechte, die eine alte Freundschaft verleiht, ohne vertraute Aussprachen, ohne leidenschaftliche Umarmungen ist dieses fremde, im vollsten Sinne des Wortes fremde Mädchen in sein Leben getreten, ist ihm so nah, so traut geworden, daß er mit ihr spricht, sie fragt, sie tröstet... Er warf sich unruhig hin und her, war wütend auf sich und dachte dennoch an Mado. Aber dann mußte er lachen, ihm fiel ein, wie drollig sie auf russisch „zum Teufel" gesagt hatte.

Am Morgen brachte man ihm einen kleinen blauen Briefumschlag.

„Gestern habe ich mich wieder dumm benommen. Seien Sie mir nicht böse, ich leide darunter. Sie sagten, daß es in Ihrem Lande Julias gibt, denen es an Worten fehlt. Ich bin auch eine stumme Julia, nur eine französische. Ich kann und will nicht in Ihr Leben treten, alles, worum ich Sie bitte, ist eine Begegnung. Vielleicht werde ich Ihnen das sagen können, was ich gern sagen möchte. Ich erwarte Sie heute um acht Uhr abends am Quai Voltaire am Denkmal. Wenn Sie nicht kommen können oder nicht kommen wollen, werde ich nicht böse sein, ich werde dann mit Ihnen aus der Ferne sprechen. Ich habe diesen Ort gewählt, weil dort um diese Zeit wenig Menschen sind und wir uns ruhig unterhalten können. Verzeihen Sie die schlechte Schrift, ich bin in Eile und kann mich nicht entschließen, den Brief umzuschreiben. Mado."

Feiner Regen fiel. Sergej erschien vor der Zeit am Quai; Mado war schon da. Sie redeten hastig drauflos, vom Regen, von Voltaire, von den Bildern Sembats; beide wollten ihre Erregung verbergen. Bald gingen sie langsam, blieben stehen, als wüßten sie den Weg nicht, bald schritten sie schnell aus, daß man glauben konnte, sie hätten es eilig; doch sie wußten nicht, wohin sie gingen. Sie kamen an das rechte Ufer bis zur Place de la Concorde, die wie ein Ballsaal strahlte, gingen die Champs-Elysées hinauf, geblendet von den Lichtern, niemanden sehend; dann fanden sie sich im Bois de Boulogne. Sonst gab es hier viele Spaziergänger, doch der Regen hatte alle vertrieben. Sie gingen durch eine einsame Allee; es roch nach nassem Gras, nach Herbst. Sie hatten sich wohl schon alles erzählt, doch mit keinem Worte das gesagt, wovon ihre Herzen übervoll waren. Sie brauchten Worte, weil sie das Schweigen fürchteten. Aber auch die Worte versiegten; nur der Regen rauschte im Laub.

Mado blieb stehen, blickte Sergej an, wich schweigend zurück, als hätte sie in seinen Augen etwas Furchtbares gesehen, kam dann, immer noch schweigend, auf ihn zu, umschlang seinen Hals, küßte ihn. Sergej vergaß alles ringsum, wiederholte nur leise: „Mado... Mado..." Auf ihrem Gesicht aber mischten sich Tränen mit Regentropfen.

„Nun habe ich doch nicht gesagt, was ich sagen wollte."

„Was denn?"

„Das, was ich eben sagte."

So begann ihre Liebe. Jetzt sahen sie sich fast jeden Abend. Niemand wußte davon. Oft zürnten sie einander, stritten, söhnten sich aus, doch selbst diese leichten Schatten waren ein Teil ihres großen, innigen Glücks.

Schirke kannte keine kleinen Dinge — er tat alles mit Eifer. Die Herausgabe eines französischen Reiseführers durch die alten Städte Deutschlands sollte die Reputation des Reisebüros „Europa“ festigen und den Franzosen zeigen, daß die Deutschen nicht an Krieg denken. Schirke glaubte, der Reiseführer würde einen soliderea Eindruck machen, wenn ein Franzose das Vorwort dazu schriebe. Seine Wahl fiel auf Nivelle, den französischen Nationalisten, den Menschen mit untadeligem Ruf und zudem auserlesenen Dichter.

Schirke wollte die „Maske der Circe“ bewältigen.

Nie wird Licht Demeters Tochter schauen,
Hört nicht der Sirenen Klagechor,
Hebt die schmalen Hände zu dem blauen,
Goldnen Morgen nimmermehr empor.

Er warf das Buch mit einem gemischten Gefühl von Neid und Verachtung beiseite. Er konnte dieses zwiespältige Gefühl in Frankreich nicht loswerden. Vier Jahre lebte er schon in Paris, war Leiter des Reisebüros und erfüllte spezielle Aufgaben. Er hatte Frankreich studiert und oftmals seinen Landsleuten gesagt, daß es Verachtung verdiene. Welche Rückständigkeit, welche Schlaffheit! Kurzsichtige, unbedeutende Menschen, die nur ihren Gewinnen oder kleinen Vergnügungen leben, käufliche Zeitungen, kurzlebige Regierungen, eine Sorglosigkeit, die zum Kult erhoben wurde. Doch im tiefsten Innern beneidete er die Franzosen, ihn entzückte ihre Redegewandtheit, der Schick der Pariser Schneiderinnen, die Lebensfreude der Menge und natürlich ihre Küche. Ja, diese Menschen verstanden zu leben! Doch in seinem Entzücken sagte er sich immer wieder, daß jeder beliebige Deutsche diesen Kennern und Nörglern überlegen sei.

‚Hübsch‘, meinte er von den Gedichten Nivelles, ‚aber dumm und sinnlos...‘

Rudolf Schirke mißtraute den neuen Jüngern der Partei. Er selbst war vor zehn Jahren Nazi geworden, als der Ausgang des Kampfes noch ungewiß war, und voller Rührung dachte er an jene Zeiten zurück — Flucht aus dem Polizeirevier, falsche Papiere, Schießereien mit den Kommunisten, verräucherte Bierkneipen, in denen zwischen Theke und Billard über die bevorstehende Aufteilung der Welt gesprochen wurde.

Schirkes Jugend war stürmisch verlaufen. Er hatte von der Laufbahn eines Rechtsanwaltes geträumt; statt dessen mußte er als Vertreter der Firma „Prima“ verarmten Kaufleuten Rechenmaschinen aufschwatzen. Abends vertiefte er sich in Dostojewski, Nietzsche, Spengler, redete sich ein, daß die Einsamkeit das Schick-

sal der Auserwählten sei, hielt um die Hand der dicken Emma an, die bald darauf einen reichen Schweden heiratete. Schirke versuchte sich in der Presse, schrieb in einem Abendblatt Theaterkritiken; ein halbes Jahr später erschien jedoch der rothaarige, sommersprossige Katz und verdrängte ihn. Ein Landtagsabgeordneter stellte Schirke als Sekretär ein. Der Abgeordnete kommandierte: „Rudolf, holen Sie mir Zigarren." Schirke heiratete ein häßliches Mädchen, deren Vater ein Wäschegeschäft hatte. Und wieder äffte ihn das Schicksal — der Schwiegervater wurde ein Opfer der Warenhauskonkurrenz, die Frau aber entpuppte sich als geizig, gierig und zänkisch. Schirke war der Verzweiflung nahe, als ihm sein Schulkamerad Grimm, dem er zufällig begegnete, erklärte: „Ganz Deutschland steht wie du am Rand des Abgrunds. Man muß den Menschen ihren Glauben wiedergeben. Das bringt nur ein Mensch fertig, ich will ihn dir zeigen!"

Obwohl im Raum nicht mehr als hundert Anhänger waren, sprach Hitler sehr laut, mit heftigen Gesten; er blickte über die Menschen hinweg, als sehe er etwas, was den anderen verborgen blieb. Als Schirke ihn hörte, wurde ihm klar, daß er nicht deshalb schlecht lebte, weil er etwa dumm und träge war. Er entsann sich, wie er als Junge die eroberten französischen Städte auf der Karte markiert hatte, und wie später, als das besiegte Heer in die Heimat zurückkehrte, ein kriegsbeschädigter Soldat rief: „Eine Schmach! Die Etappenhengste haben uns verraten!" Er entsann sich auch der Jahre, in denen gutgekleidete Ausländer auf dem Kurfürstendamm herumspazierten und Bilder, Pelze, Wertsachen aufkauften. Schirke hatte damals keinen Groschen für ein Glas Bier. Er hätte ein glänzender Journalist werden können, wurde aber von einem geriebenen Juden verdrängt. Der Abgeordnete behandelte ihn wie einen Lakaien. Hitler schrie: „Deutschland erwache!", und Schirke schien es, als sei er tatsächlich aus einem Alptraum erwacht. Er wurde zu einem fanatischen Anhänger der Nazibewegung.

Als Hitler siegte, dachte Schirke, im Gegensatz zu vielen anderen, nicht an ein vorteilhaftes Pöstchen: für ihn ging der Kampf weiter; er freute sich, als man ihn mit einer wichtigen Arbeit im Ausland betraute. Da er gewitzt war, lernte er schnell, mit den Franzosen umzugehen: in Paris hielt man ihn für einen schlechten Nazi und einen Freund Frankreichs. Als solcher wurde er auch Nivelle empfohlen.

„Ich will Ihnen erklären, warum ich diesem kleinen Büchlein solche Bedeutung beimesse. Wir leben in einer unruhigen Zeit, die Politiker machen viele unvorsichtige Gesten, sowohl unsere als auch die Ihrigen. Man muß den Menschen zeigen, daß es für Kunstanhänger keine Grenzen gibt. Ich weiß nicht, warum die Parteitage in Nürnberg veranstaltet werden. Das ist eine Museenstadt,

eine Perle der Gotik! Ich entsinne mich Ihres Poems über Rouen, ich bin überzeugt, daß Sie die Seele Nürnbergs spüren. Und Weimar! Das ist die beste Antwort an diejenigen, die Deutschland als das Land der Roboter hinstellen wollen. Wir alle finden uns in einem zusammen: im Goethe-Kult. Wer könnte die Franzosen besser in die Welt Werthers einführen als Sie."

„Die Leute können sich heute nicht einmal entschließen, nach Deauville zu fahren. Wer wird dann nach Deutschland reisen?"

„Mein lieber Meister, das ist ein Nebel, der bald verfliegen wird. Ein Buch aber ist keine Zeitung... Ich bin überzeugt, daß im nächsten Jahr Tausende Ihrer Landsleute den Wunsch haben werden, die alten deutschen Städte aufzusuchen."

„Ich habe auch nicht daran geglaubt, daß ein Krieg möglich sei, doch Leute, die aus Deutschland kommen, behaupten, dort herrsche ein kriegerischer Geist..."

„So einen Eindruck gewinnt nur der oberflächliche Beobachter... Wir sind im Vergleich zu den Franzosen ungeschlacht, grob. Bei uns liebt man zu schreien, zu marschieren, Soldat zu spielen!"

„Ein gefährliches Spiel! Wir sind sehr friedfertig gestimmt, und wir marschieren nicht gern, nicht einmal auf Paraden. Doch wenn bei Ihnen die Wahnwitzigen die Oberhand gewinnen sollten... Die Franzosen können sich auch schlagen."

„Wir wissen und schätzen das auch. Gewiß, wir haben Hitzköpfe. Der Führer ist gezwungen, mit den Schreiern zu rechnen. Aber er ist ein ehemaliger Frontsoldat, er weiß, was Krieg ist, er wird keinen Krieg zulassen. Ich habe in diesen bewegten Tagen noch einmal die ‚Maske der Circe' gelesen. Es bedarf einer jahrhundertealten Kultur, bis ein Land solche Dichter hervorbringt. Wir können nur davon träumen... Mit Ihrem Vorwort werden Sie den Deutschen helfen, die den Gedanken der Einheit unserer westlichen Zivilisation vertreten. Mögen die Wahnwitzigen mit den Waffen klirren. Der französische Dichter Nivelle aber schreibt über den Geist Goethes, über das alte Häuschen Dürers und die Phantasiegebilde E. Th. A. Hoffmanns."

Nachdem Schirke Nivelle hinausbegleitet hatte, lächelte er spöttisch: eine überzüchtete Forelle, weiter nichts... Schliff hat er, ohne Frage... Doch was ist schon Verwunderliches dabei, sie hatten verdammtes Glück, diese Muttersöhnchen der Geschichte: Weinstöcke, Nizza, Goldreserve, den Louvre, nahezu die Hälfte Afrikas... Das wird sich bald ändern. Gewiß, ein wundervolles Land, und niemand denkt daran, es zu vernichten. Gott behüte! Nur daß nicht wir hier den Hut vor ihnen ziehen werden, sondern sie vor uns, so ist das!

Nivelle sah auf die Uhr. Für die Präfektur war es noch zu früh... Er setzte sich auf die Terrasse eines Cafés und begann zu grübeln.

Schirke ist liebenswürdig, aber dumm. Sie sind naiv wie die Kinder, darin liegt das Geheimnis vom Erfolg Hitlers. Aber auch Hitler selbst hat etwas von einem Kind an sich — ein verdorbenes Kind... Natürlich, es ist gefährlich, wenn Kinder Streichhölzer in die Hand bekommen... Den Deutschen geht das Gefühl fürs Maßhalten ab; Schirke hat recht, wenn er sagt, sie seien ungeschlacht. Immerhin sind sie keine Bolschewiki, sind Menschen unserer Kultur. Er erinnerte sich an Wlachow und verzog das Gesicht. So einem Menschen wird es nicht schwerfallen, ganz Europa in Brand zu stecken. Ohne jede Ironie nannte er seine Kommunistinnen „Julias“. Während der Kommune übergossen solche „Julias“ die Schätze der Vergangenheit mit Petroleum. Sollten sie wirklich siegen können? Dann ist es aus mit allem, mit Goethe, Racine und mit uns...

„Guten Tag, Herr Nivelle!“

Muß der sich gerade an diesen Tisch setzen! Neben ihm ließ sich Lejean nieder. Nivelle antwortete lässig, das Thema war ja auch nicht interessant. Nur gegen Ende des Gesprächs, als Lejean von den Moskauer Verhandlungen sprach, wurde er lebhaft.

„Die Russen wollen uns in den Krieg zerren, um selber ungeschoren zu bleiben. Wir aber sind keine Kinder.“

„Ganz im Gegenteil, ich finde, die Engländer zerren, wir zerren... Und die Russen sind auch keine Kinder, sie denken nicht daran, unseretwegen in den Krieg zu ziehen.“

Beide schwiegen. Lejean drehte sein blaues Siphon im Munde, und das Siphon röchelte wie ein Mensch. Nivelle spürte, daß er die Ruhe verlor. Gut, Wlachow ist ein Russe, aber dieser hier, dieser ist doch ein Franzose und spricht wie Wlachow, blickt nur auf Moskau, glaubt nur den Russen. Furchtbar! Sie haben die Nation in zwei Teile gespalten. Die sind noch hundertmal schlimmer als die Deutschen! Was kann schon Hitler tun? Er wird Danzig besetzen, noch irgendeinen Fetzen Land... Diese aber vergreifen sich an dem Wichtigsten — am Geist, an Frankreich, an der Kunst.

Beim Abschied sagte Lejean versöhnlich:

„Wir werden sehen, wer von uns recht behält. Alle warten, wie das enden wird... Meine Frau ist nicht in die Bretagne gefahren, sie hat Angst, daß es Krieg gibt.“

Nivelle hielt an sich, erwiderte ruhig:

„Krieg wird es nicht geben — er ist bereits im Gange, er hat 1934 begonnen; ich weiß nicht, wie lange er dauern wird, es gab ja einen siebenjährigen, einen hundertjährigen Krieg. Klar ist eins — die Franzosen können nicht gegen die Deutschen kämpfen, weil die Franzosen gegen Franzosen kämpfen. Madame Lejean kann also ruhig an die See fahren, das Wetter scheint sich zu halten...“

* 14 *

Unentwegt floß der Menschenstrom aus der U-Bahn; in die Theater und Kinos eilende Menschen; müßig herumstehende Gaffer; über die Menschen, die Häuser, die Lichter staunende Ausländer — Engländer, Tschechen, Schweden; hin und her flitzende Zeitungsjungen, Verkäufer von Stadtplänen und pornographischen Postkarten. Sergej merkte gar nicht, daß Mado plötzlich neben ihm war. Sie gingen schweigend, ringsum aber glänzte, drehte sich alles — die Feuerlettern der Reklamen, Spazierstöcke, Hüte, kleine grellrote Rosen.

Sie kamen auf einen breiten, stillen Boulevard, und es war, als erwartete sie hier die leere Bank — die Stätte alter Frauen, die hier am Tage stricken, und der Verliebten, die stundenlang einander öde und doch betörende Dummheiten sagen —, eine gewöhnliche Bank unter einer gewöhnlichen Kastanie.

„Sergej, wann fährst du?"

„Warum fragst du immerzu danach?"

„Du weißt selbst, warum. Aber dir ist es gleich."

„Das scheint schon bei dir ein Spiel geworden zu sein, dein ewiges es sei mir gleich."

„Und dein Spiel ist, zu schweigen!"

„Ich kann ja gehen, wenn ich dir über bin."

„Sergej!"

„Was?"

„Nichts..."

Aus einem offenen Fenster tönten Radioklänge; jemand krächzte zum tausendstenmal:

Alles ist gut, schöne Marquise...

„Ich kann das von der Marquise nicht mehr hören!"

„Bei euch singt man wohl: ‚Alles ist gut, Genossin Traktoristin...' Ist das besser?"

„Warum willst du Streit?"

„Ich?"

„Ja, du. Du bittest mich, ich soll dir von Moskau erzählen, und hinterher ärgerst du dich."

„Wahrscheinlich bin ich eifersüchtig. Ich bin doch nur ein dummes Ding. Wenn du aber erzählst, glaube ich dir. Ihr habt wahrscheinlich viel Gutes — Fabriken, Häuser, Bänke, Schuhe..."

„Keine Spur, die Schuhe sind schlecht."

„Warte doch, du läßt mich nicht aussprechen... Euch fehlt eins: die Kunst. Das kommt daher, weil ihr alles in den Alltag hineinpressen wollt. An Stelle der Kunst habt ihr eine Auskunftei — soundso viel Bilder, soundso viel Bücher."

„Du sprichst, weißt aber selbst nicht...“
„Ich weiß wohl. Du willst auch die Liebe unbedingt in den Alltag hineinpressen.“
„Ich will gar nichts... Du fragst doch immer: ‚Und was weiter?‘“
„Warum traust du mir nicht?“
„Ich traue mir selbst nicht. Weißt du, Mado, warum Frankreich zerfällt? Ihr seid zu nachsichtig gegen euch selbst.“
„Du kannst über Frankreich herziehen, soviel du willst, das kränkt mich nicht. Über dich selbst sprichst du einfach, sobald man aber auf dein Land zu sprechen kommt, steigst du aufs hohe Roß. Weißt du, was mich an den Sowjetmenschen abstößt? Ihre Selbstzufriedenheit.“
„Das stimmt nicht. Wir sind mit uns unzufrieden, aber wir glauben an uns. Euch aber fehlt der Glaube an euch selbst.“
„Glaube? Wozu?“
„Um zu leben.“
Mit veränderter Stimme, ganz leise, sagte Mado plötzlich:
„Und wenn man nicht leben kann? Sergej, nimmst du mich mit?“
Er antwortete nicht. Sie erhoben sich, schritten schnell aus, als fürchteten sie, zu spät zu kommen. Hundert Schritte weiter stand aber wieder eine Bank und eine andere Kastanie, die sie mit ihrem Laub vor dem grellen Laternenlicht schützte: Mado war ihr dankbar — sie wollte nicht, daß Sergej jetzt ihre Augen sah.
„Mado, ich habe zwei Leben, das eine, wirkliche, ist mein Leben, und das andere bist du.“
„Ich will nicht in dein Leben treten, will dich nicht stören. Doch wenn du wegfährst...“
Eine Frau blieb neben ihnen stehen und rief heiser: „Paris Soir!“
Sergej lief mit der Zeitung zur Laterne.
„Entschuldige, aber die Ereignisse überstürzen sich jetzt so.“
Sie lachte unfroh auf:
„Großer Gott, wie sind wir verschieden! Das ist wirklich eine Katastrophe — Baum und Wind... Gib nichts darauf, daß ich lache, weinen möchte ich. Aber das ist komisch, schrecklich komisch, Baum und Wind... Bist du denn wirklich in Paris zur Welt gekommen? Du bist ganz anders, als wärst du auf dem Mars geboren.“
„Warum auf dem Mars?“
„Ich weiß nicht, ein kriegerischer Name...“
„Krieg wird aber sein, und zwar bald.“
„Ich bemühe mich, nicht daran zu denken.“
„‚Alles ist gut, schöne Marquise...‘ Und dann fällt eine Bombe auf Frau Marquise, auf diese Bank...“
„Das freut dich wohl?“

„Ich bange um Paris, um dich. Du bist wie Paris, fremd und doch mein, froh und unglücklich, sehr klug und sehr dumm. Was wird mit dir werden? Du bist doch so ... schutzlos..."

„Und du?"

„Ich?... Wir leben ein anderes Leben. Wir sind an vieles gewöhnt. Wir halten es aus."

„Was haltet ihr aus?"

„Alles."

„Und ich halte die Trennung von dir nicht aus..."

Sie erhoben sich, stiegen die steilen Straßen des Montmartre hinan. Sie hielten sich an den Händen wie Kinder. Ab und zu fiel aus den Schaufenstern, den Restaurants grelles Licht auf ihre gespannten, gleichsam erstarrten Gesichter. Dann wurde die Stadt still, provinziell; jemand weinte im Dunkeln; ein Mädchen schob seinen Strumpf zurecht und lief davon; auf dem Fahrdamm saß ein Stromer, eine leere Flasche an die Brust gedrückt. Sterne blinkten auf. Mado atmete schwer; ihre Hand war kalt. Und endlich lag Paris vor ihnen, in orangefarbenem Nebel gehüllt; es wogte, toste wie das Meer.

Sergej fühlte eine kalte Hand auf dem Gesicht; Mado fragte leise:

„Warum verschmähst du das Glück?"

Er antwortete nicht, drückte nur behutsam, abergläubisch ihre Hand, küßte die Handfläche. Eine Katze schrie. Der Betrunkene lallte im Finstern:

Geliebte, schweig; was sollen uns jetzt Lieder...

Sergej sprach dumpf, langsam, unsicher, als entziffere er einen unleserlichen Brief:

„Ich will dir vom alten Paris erzählen, als hätte ich damals gelebt... Die Stadt war die gleiche und doch eine andere, dieselben Häuser, Cafés; die Menschen aber lachten anders, fröhlicher. Und es gab viele Dichter. In Droschken wurden die Vorhänge heruntergelassen, küßte man sich... Jaurès erklärte, bald komme die Zeit der Brüderlichkeit. Und es kam Verdun... Ich bin abgeschweift, nicht davon wollte ich erzählen... In dieses Paris nun kam ein russisches Mädchen, das vordem ein Jahr im Gefängnis gesessen hatte. Stell dir diesen Übergang vor — Gefängnis, Gendarmen, Schneewehen und plötzlich Paris... Das Mädchen aber war bescheiden... Ich weiß nicht, wie es kam, doch sie lernte einen jungen Franzosen kennen, er war Student, schrieb Gedichte. Sie gingen durch die Straße, wie wir beide, nur daß es Karnevalszeit war, in den Straßen lag so viel Konfetti, daß die Füße wie im Schnee versanken. Harlekins, Pierrots... Am nächsten Tag sollte das Mädchen fahren — man schickte sie nach Rußland mit ‚Literatur'. Er liebte

sie oder glaubte sie zu lieben, das ist gleich, er wollte sie nicht fortlassen. Er sagte: ‚Warum wollen Sie dem Glück entsagen?', sie erwiderte: ‚Das Glück ist verschieden, für den einen — das eine, für den anderen — das andere.' Das ist alles."

„Sie fuhr?"

„Am nächsten Tag... Nach einem Jahr kehrte sie zurück, aber sie sahen sich nicht mehr."

Mado zitterte am ganzen Körper, sprach stockend, außer Atem: „Du bist von Sinnen, Sergej! Sag doch einfach, daß du morgen fährst! Du mußt mich nicht quälen!... Wozu hast du dir das alles ausgedacht?"

„Ich habe mir nichts ausgedacht. Meine Mutter hat es mir erzählt."

Sie waren außerstande, weiterzusprechen. Der Betrunkene lallte wieder:

Was sollen Lieder, ist doch alles klar...

Paris verschwand im Nebel. Es war, als ob auch die Liebe verschwand. Dann aber küßte ihn Mado, und plötzlich erfaßte beide kindliche Freude. Sie liefen hinunter in die Straßen, in denen noch die letzten Bars ein schwaches Licht spendeten. Sie tranken am Stehtisch Kaffee, inmitten von Bummlern, Chauffeuren, Arbeitern; der Morgen dämmerte, Sergej sagte:

„Du bist so blaß. Und die Augen glühen, die Augen leben für sich, als gehörten sie nicht zu dir..."

Sie lachte. Er kaufte Levkojen, und die Blumen dufteten nach Sommer, Kindheit, Glück. Sie trennten sich, als hätte es diese qualvolle Nacht nie gegeben. Erst als Mado, gedankenlos noch und glücklich, sich niederlegte, strömten ihr Tränen aus den Augen — er wird fahren und mich nicht mitnehmen... Und schon im Einschlafen tröstete sie sich: eine Bombe wird fallen — auf Paris, auf jene Bank, auf mich...

* 15 *

Das Dienstmädchen von Professor Dumas, die pausbäckige Marie, liebte zu schwatzen: im Grünkramladen oder bei der Concierge erzählte sie:

„Als ich die Stelle antrat, sagte man mir: er ist ein zerstreuter Mann, immer in Gedanken versunken; wie das Essen zubereitet wird, spielt keine Rolle, kein Wort verliert er darüber. Und was glauben Sie? Die Gäste merken nichts, aber der Hammelrücken braucht nur ein bißchen stark gebraten sein, und schon flüstert er mir zu: ‚Na, Marie, da haben wir uns aber blamiert...' Wein schenkt

er ein, dreht das Glas in den Fingern, streichelt es und trinkt, als spüle er den Mund. Vierundsechzig Jahre ist er alt, Sie sollten aber sehen, wie er tanzt! Auf die Jagd ist er gegangen, brachte zwei Rebhühner mit, dreckig von Kopf bis Fuß kam er heim, drei Tage hatte ich zu putzen. Im Dorf hatten wir auch so einen Unentwegten, der nahm sich mit siebenundsechzig Jahren eine junge Frau und trank auf der Hochzeit alle unter den Tisch. Na, der war ja auch vom Land, aber daß mein Herr ein Gelehrter ist, das werd' ich nie glauben!"

Im Grunde genommen vergötterte Marie ihren Professor; immer war er fröhlich, nie hörte sie ein böses Wort, und hatte er Gäste, dann ließ er sie kommen und sagte: „Trinken wir auf das Wohl unserer Küchenfee, was ist allein die Sauce wert!..." Heute hatte sie Fleisch in Rotwein gedämpft, der Professor sagte: „Es kommen Ausländer, passen Sie auf, daß wir uns nicht verkriechen müssen."

Obgleich Marie behauptete, ihr Herr sei „kein Gelehrter, sondern ein Spaßmacher", war doch der Name des Professors Dumas über die Grenzen Frankreichs hinaus bekannt. Die Freude Johann Kellers war daher nur verständlich, als Dumas ihm sagte: „Ich habe Ihre Arbeit gelesen. Man kann über manches streiten. Aber Sie sind ein tüchtiger Mann!... Sind Sie allein hier? Mit Ihrer Frau? Sehr schön, dann kommen Sie doch mit Ihrer Frau am Freitag zu mir essen."

Keller war befangen, als er Dumas in seiner häuslichen Umgebung sah: er hatte sich das Leben des großen Gelehrten anders vorgestellt. Beim Essen sprach Dumas begeistert von Chaplin, gab Ratschläge für die Zubereitung einer Zwiebelsuppe, wobei er Marie zur Konsultation hinzuzog, und ließ dann unvermittelt Marseiller Witze vom Stapel, über die er selbst schallend lachte, sich die Augen mit der Serviette wischend. Keller nahm alles andächtig auf, seine Verehrung für Dumas ging so weit, daß ihm selbst die Witze klug erschienen.

Keller war ein blonder Mann mit großer schwarzer Brille, korrekt und schüchtern; vergeblich schenkte Dumas ihm Chablis ein in der Hoffnung, der Gast würde auftauen — Keller war immer so. Auch in seiner Kindheit hatte er nie herumgetollt; der Anblick einer zerbrochenen Tasse oder einer zerrissenen Hose beleidigte ihn, er zog die Bücher den lärmenden Spielen vor. Und auch später, als Jüngling, hielt er sich abseits von seinen Kameraden; die einen Studenten bummelten, droschen Skat, jagten sich gegenseitig rotwangige Kellnerinnen ab; die anderen begeisterten sich für Politik und schrien, man müsse die Kommunisten und Juden kaltmachen, den „Korridor", Elsaß und noch etwas eingliedern; Keller aber träumte vom stillen Leben eines Gelehrten in einem sauberen Städtchen, in dem Linden blühen, Mädchen verschämt über Geranien-

töpfen lächeln und die Alten ohne Hast ihr letztes Pfeifchen schmauchen. Bald kamen die Nazis zur Macht; Keller verhielt sich gleichgültig dazu: was geht einen Anthropologen der Parteienkampf an? Brüning oder Hitler, das war ihm einerlei... Er hatte seine Arbeit, seine Bücher.

Vier Jahre lang war Gerda Kellers Verlobte; sie trafen sich in Konditoreien, spazierten in Parks, küßten sich mitunter. Er hatte es nicht eilig mit der Eheschließung, wollte erst selbständig werden, wollte auch die Beständigkeit ihrer Gefühle prüfen. Er glaubte Gerda zu kennen, doch er irrte sich. Als Mädchen hatte sie ein schwärmerisches Wesen, war hager und schüchtern, seufzte vor Freude oder vor Rührung. Als Gattin des Herrn Keller und Mutter zweier Kinder ging Gerda aber in die Breite, ihr Charakter änderte sich, sie wurde herrisch. Gerda hielt ihren Mann für lebensuntüchtig, war überzeugt, daß ihn alle betrogen, und setzte Keller, sich ihrer Verantwortung für die Zukunft der Kinder bewußt, arg zu; er durfte nicht ohne Wollschal auf die Straße gehen, mußte beim Dekan nach der Gesundheit der Tante fragen und hatte als erster seinen Beitrag für die „Winterhilfe“ zu entrichten.

Als Keller sich an seine Arbeit „Über einige Rasseneigentümlichkeiten der Indianer Südamerikas“ machte, sagte Braun: „In der heutigen Zeit ist das ein heikles Thema.“ Gerda regte sich auf, bat ihren Mann, das Thema zu wechseln; er aber blieb fest, war er doch ganz in seiner Arbeit aufgegangen.

Professor Dumas hatte Kellers Buch mit Interesse gelesen und die Ränder mit Frage- und Ausrufungszeichen verziert.

Die blauäugige, vollbusige Gerda verglich Professor Dumas unwillkürlich mit ihrem Mann. Wie jung ist doch dieser Franzose! Und dabei über dreißig Jahre älter als Johann! Johann arbeitet zu viel, er versteht es nicht, auszuspannen... So ist es auch jetzt... Wie kann man nur nach Paris kommen und tagelang über irgendwelche Indianer sprechen! Solch ein Glück widerfährt einem doch nicht jedes Jahr! Wie oft schon hatte sie ihn gebeten, ins Folies-Bergère zu gehen, er schob es immer wieder auf. In einer Woche fahren sie fort. Man muß sich ja schämen, noch nicht einmal auf dem Eiffelturm sind sie gewesen!... Der Franzose ist aber sehr gastfreundlich, er macht nur einen so unsoliden Eindruck. Am Ende ist er gar nicht so ein großer Gelehrter, wie es Johann scheint? Das Mittagessen ist gut, die Einrichtung aber ärmlich und das Geschirr billig... Bei uns lebt ein einfacher Lehrer besser. Seltsam, wie kann nur ein Gelehrter so dumme Witze erzählen? Übrigens sind alle so, ein unsolides Volk! Dabei hatten sie doch einen Napoleon... Vermutlich sind sie entartet, wie dieser Professor... In seinem Alter und mit solch einem Namen wie ein Dorfjunge zu grölen!...

„Hat Ihnen Paris gefallen, Frau Keller?“

Sie hob ihren vollen Busen:

„Oh, Herr Dumas, wie kann einem Paris nicht gefallen? Ich glaube, es ist die fröhlichste Stadt der Welt."

Als habe er ihren Gedanken erraten, sagte Dumas:

„Das stimmt, eine fröhliche Stadt. Sie ist aber nicht nur fröhlich — Herr Keller weiß, daß wir auch zu arbeiten verstehen. Ich begreife nicht, warum bei Ihnen einige Leutchen so geringschätzig von uns sprechen. Sie sehen sich den Montmartre an und schon ist ihre Meinung fertig — ‚entartet'."

Dumas lachte. Wie widerwärtig er lacht, er grunzt, dachte Frau Keller. Ihr Mann aber wurde rot, räusperte sich und sagte:

„Man sollte nicht alles beachten, was bei uns geschrieben wird. Die Politik..."

„Ich weiß, ich weiß! Ich lasse diese Politik nicht über die Schwelle. Hier nimmt man auch manchmal die Zeitung zur Hand und möchte am liebsten ausspucken — so ein Stuß! Nur kann man bei uns noch ausspucken, während in Deutschland... Bei Ihnen sollen sogar die Spucknäpfe registriert sein — in welche gespuckt werden darf und aus welchem Anlaß."

„Ich versichere Ihnen, Herr Dumas, daß es genug Menschen bei uns gibt, die solche Dummheiten anwidern... Was muß ich denn empfinden, wenn einige Leute um der Politik willen versuchen, die französische Kultur zu verunglimpfen? Ich bin Ihnen doch so sehr verpflichtet..."

„Und Sie können offen aussprechen, daß Blödsinn geschrieben wird?"

„Natürlich. Ich sage das auch in meinem Kreis."

„Wie ist das zu verstehen ‚in meinem Kreis'? Etwa Frau Keller...? Wissen Sie, das ist eher demütigend."

„Sie müssen verstehen, Herr Dumas, daß in Deutschland die Verhältnisse anders sind... Unser Volk ist an innere Disziplin gewöhnt, es bedarf der moralischen Scheuklappen. Mich stören diese Scheuklappen, doch mein Hauswirt ist begeistert, mein Bäcker nicht weniger und desgleichen alle meine Nachbarn. Für sie bedeutet das neue Regime vor allem Ordnung. Ich selbst gehöre nicht der Partei an. Ich bin mit ihrer Ideologie nicht einverstanden. Doch man soll gerecht sein — sie haben die Arbeitslosigkeit beseitigt... Was unser Forschungsgebiet angeht, so berührt es zwar die Grunddoktrine der Partei, doch wir können nach wie vor frei arbeiten."

Dumas eilte in sein Arbeitszimmer und kehrte mit Kellers Buch zurück.

„Einen Augenblick, einen Augenblick bitte!... Sie sagen, Sie können frei arbeiten? Wollen wir mal sehen... Lassen Sie mich die Seite finden... Hier!... Sie geben die Blutgruppen der Indianer nach Quellen an, die in Santiago veröffentlicht wurden.

Äußerst interessant und lehrreich! Daraus ergibt sich, daß die Gruppe O, die Ihre Holzköpfe so rühmen, bei den Indianern einundneunzig Prozent ausmacht. Doch Sie sprechen nicht zu Ende, lieber Freund! Ich meine nicht die Schlußfolgerungen, sondern nur die Zahlen. Das gilt von der nächsten Seite, wo Sie allgemeine Angaben bringen. Sie stützen sich auf Ramm und Sokarras, Lippschutz aber lassen Sie aus irgendeinem Grunde unter den Tisch fallen. Wenn Sie allgemeine Schlußfolgerungen ziehen, wie kann man da stillschweigend über folgende Tatsache hinweggehen, sehen Sie her, ich habe es notiert: Gruppe O — sechsundfünfzig Prozent bei den hochnordischen Isländern und haargenau soviel bei den Jemen-Juden!"

„Ich kenne diese Zahlen, aber Sie begreifen doch, daß ich mich nicht darauf berufen konnte."

„Was heißt das, warum konnten Sie nicht? Glauben Sie, daß Galilei sich im Gefängnis wohlgefühlt hat? Nein, haben Sie sich schon einmal an die Wissenschaft herangemacht, dann halten Sie auch bis zu Ende durch. Das ist kein Kartenspiel, bei dem man ‚passe!' sagt..."

Er sah Kellers gekränktes Gesicht und schwieg. Der Teufel hat mich geritten!... Erst setze ich ihm ein Essen vor und dann lasse ich ihn nicht in Ruhe verdauen...

„Na, Schluß damit... Frau Keller sind solche Dispute sicher schon über. Ihr Buch ist trotzdem interessant. Zum Kaffee aber empfehle ich diesen Armagnac."

Und Dumas übertraf sich selbst: er war so leutselig, herzlich, daß selbst Frau Keller ganz entzückt war. Sie zeigte dem Professor ein Bild ihrer Kinder, und Dumas sagte von dem fünfjährigen Rudi:

„Der wird bestimmt Kapitän. Sehen Sie nur genauer hin, ein richtiger Seebär!"

Frau Keller war gerührt. Alles wäre gut verlaufen, wenn nicht Anna Roth erschienen wäre. Als sie die Gäste sah, wurde sie verlegen.

„Ich komme nur für einen Augenblick, Herr Dumas. Sie wollten mir ein Buch geben."

Dumas nötigte sie, eine Tasse Kaffee zu trinken. Sie schwieg. Die Kellers schwiegen auch. Um das Eis zu brechen, sagte Dumas:

„Anna, Herr Keller ist ein hochbegabter Gelehrter. Glauben Sie bitte nicht, daß er Nazi ist! Er hat mir selbst gesagt, daß es heute in Deutschland viele Holzköpfe gibt. Denken Sie nur, sogar in seinem Fach kann er nicht frei schalten und walten! Sie brauchen also nichts zu befürchten!" Dann wandte er sich an Keller und erklärte: „Ich sage das, weil Frau Roth mit Ihren Schreiern in Fehde liegt. Sie ist Kommunistin, war in Spanien. Sie können in ihrer Gegenwart ganz offen sprechen."

Wieder trat Schweigen ein. Endlich preßte Keller hervor:

„In Spanien soll es im Sommer unerträglich heiß sein."
„Ja, im Sommer ist es dort sehr heiß."
Frau Keller erhob sich:
„Sie entschuldigen... Es ist schon halb fünf, wir haben versprochen, um vier Uhr zurück zu sein."
Auf dem Wege zum Hotel schwiegen sie; im Hotelzimmer kam es zu einer scharfen Auseinandersetzung.
„Du bist naiv wie ein kleiner Junge! Ich habe dir doch gesagt, daß man erst Dr. König fragen muß, bevor wir die Einladung annehmen. Dieser alte Esel... "
„Wie sprichst du nur, Gerda, er ist ein großer Gelehrter."
„Und ein großer Dummkopf. Jetzt wird er überall ausposaunen, daß du ein Gegner des Regimes bist! Als wüßtest du nicht, daß alle Franzosen hoffnungslose Schwätzer sind! Die deutsche Kommunistin da hat er absichtlich eingeladen. Er will uns ein Bein stellen. Du hast wohl noch zu wenig Feinde? Nach deinem Buch warten sie nur auf eine Gelegenheit..."
„Du übertreibst. Professor Borhardt hat sich über mein Buch sehr lobend geäußert."
„Ein Borhardt macht noch keinen Sommer. Du weißt doch sehr gut, daß Klitsch sehr scharf geschrieben hat. Wenn sein Artikel noch nicht veröffentlicht wurde, so heißt das nicht, daß er überhaupt nicht veröffentlicht wird. Sie brauchen nur Wind davon zu bekommen, wie du dich in Paris aufgeführt hast... Wenn man Kinder hat, ist man vorsichtiger. Du kannst alles verlieren."
„Ich habe nicht gedacht, daß Dumas über Politik sprechen wird."
„Du bist naiv wie Rudi. Sie hassen uns alle. Komisch, daß du das nicht spürst. Hier muß man überall auf Tücken gefaßt sein. Mit einer deutschen Kommunistin zusammenzukommen!... Woher weißt du, ob sie nicht an der Ermordung des Botschaftsrates beteiligt war?"
„Gerda, wer konnte denn das ahnen?"
Frau Keller saß in einem dunklen Winkel und weinte. Anstatt sich und ihr Zerstreuung zu verschaffen, machte er fürchterliche Bekanntschaften. Allein schon für solche Gespräche konnte man eingesperrt werden. Und nun noch diese Kommunistin... Dr. König hatte Johann gewarnt, daß man hier auf der Hut sein müsse... Was wird aus den Kindern, wenn Johann aufs Pflaster fliegt? Ihr fiel ein, wie Dumas gesagt hatte, Rudi werde Kapitän werden. Jetzt rührte sie das nicht mehr, sondern entrüstete sie — dieser alte Narr! Er hat den gutgläubigen Johann in die Falle gelockt!
„Höre, Johann, du mußt Dr. König erzählen, daß du dieser Anna Roth bei Dumas begegnet bist."
„Wahrscheinlich heißt sie weder Roth noch Anna..."

„Das ist gleich, dann beschreibst du eben, wie sie aussieht. Sie verkehrt bei Dumas, man wird ihre Personalien leicht feststellen können. Wenn in dir noch ein Funke von Vernunft ist, so fährst du gleich in die Botschaft. Dr. König empfängt bis sechs Uhr."

Keller saß lange in dem großen, ungemütlichen Empfangszimmer. Er ärgerte sich über seine Frau, über Dumas, über Dr. König, über die ganze Welt. Wie dumm und unwürdig ist das! Er, Keller, ist ein Gelehrter, seine Arbeit wird von Borhardt und Dumas anerkannt und er soll Anzeige erstatten wie ein Spitzel. Widerwärtig! Doch was ist da zu machen?... Man darf es mit den Nazis nicht verderben... Klitsch wartet nur auf eine günstige Gelegenheit. Er behauptet ja, ich sei ein Anhänger Lamarques. Morgen werde ich vielleicht schon ein Marxist für sie sein... Genug schlaflose Nächte hab' ich verbracht und die Gestapo erwartet... Gerda hat recht... Doch wie widerwärtig ist das alles!... Dumas kann schwatzen, was ihm in den Sinn kommt, und dann noch wagen, von Galilei zu sprechen. Er sollte mal ein Weilchen bei uns leben!... Warum haben die Franzosen sich so einrichten können? Die Deutschen sind doch nicht schlechter, nicht dümmer. Sie, die Franzosen, haben mit ihrem „Diktat" Deutschland zur Verzweiflung getrieben. Die Franzosen sind schuld daran, daß wir einen Hitler haben... Und selbst sind sie zufrieden, essen, trinken und verhöhnen uns noch obendrein. Was hat er zu Dumas gesagt? Nichts Besonderes. Er hat sogar betont, daß dieses Regime für Deutschland geeignet sei. Natürlich, verdrehen kann man ja immer — so wie Klitsch mit dem Buch... Und zu alledem noch diese verfluchte Kommunistin!... Er muß es erzählen, sonst kann man ihm noch wer weiß was anhängen... Und doch, wie beschämend ist das!...

Nachdem er Dr. König alles erzählt hatte, fühlte er sich erleichtert: Gott sei Dank, endlich war es vorbei! Dr. König drückte ihm fest die Hand.

„Ich danke Ihnen! Sie haben wie ein echter Deutscher gehandelt. All das ist sehr wichtig."

Beruhigt verließ Keller die Botschaft. Man kann sagen, was man will, aber er dient der Heimat. Deutschland bleibt Deutschland... Was fand er eigentlich so beschämend daran? Vorurteile! Das sind doch keine Familienangelegenheiten, vielleicht ist jene Frau wirklich eine Terroristin... Er tat nur seine Pflicht...

Und Keller wurde so gutgelaunt, daß Gerdas Wunsch sich endlich erfüllte: sie gingen ins Folies-Bergère. Der Anblick der halbnackten Mädchen löste bei Frau Keller bald Entzücken, bald Mißbilligung aus. Sie tanzen ja graziös, verstehen es, sich darzubieten. Doch muß man wirklich schon entartet sein, um eine Frau zu lieben, der man nicht einmal auf die Schenkel klopfen kann... Linie, nichts als Linie, und wo bleiben Brust, Hüften? Lange machen

solche nicht mit... Und doch — ergötzlich und phantastisch graziös. Bei uns ist alles gröber... Da wird es was zu erzählen geben in Heidelberg. Nur gut, daß der arme Johann ein wenig Zerstreuung findet. Er arbeitet soviel, und dann diese dumme Geschichte...

Aber der Anblick der schönen Mädchen konnte Keller nicht zerstreuen. Alles verschwamm in Nebel: Dumas, der Wein, Gerdas Tränen, Dr. König... Er dachte nicht daran, ob er gut oder schlecht gehandelt habe, er fühlte nur, daß er zerquält war, daß er weder Musik noch Frauen noch Wein brauchte.

Abends fiel Dumas das gekränkte Gesicht Kellers ein. Wie habe ich das nur fertiggebracht?... Er hat es ohnehin schwer. Ein reizendes Regime, da ist nichts zu sagen! Nicht einmal alle Angaben über die Gruppe O darf er anführen. Bei uns würde sich das niemand gefallen lassen... Es ist schade um Keller, ein begabter Mann und ehrlich, das sieht man ihm gleich an.

Marie murrte:

„Da habe ich mich nun abgeplagt, Ragout, Béchamelle... Haben Sie gesehen, Herr Dumas, wie er aß? Hat nicht einmal gemerkt, was er hinunterschluckte. Und sie ist eine richtige Kuh. Und giftig. Wenn sie das nächstemal kommen, werde ich Salzkartoffeln kochen, sollen sie daran ersticken."

Dumas lächelte:

„Marie, Sie sollten nicht über die beiden herziehen, das sind gute Leute. Es ödet einen nur an, mit ihnen bei Tisch zu sitzen."

* 16 *

Noch gestern abend war Mado glücklich gewesen; den ganzen Abend streifte sie mit Sergej durch die Vororte von Paris; sie schlüpften in Gäßchen, die Spalten glichen, liefen auf die Lichter der Plätze zu, besuchten den Jahrmarkt, lauschten den Klängen eines alten Leierkastens, und eine Elster prophezeite Mado mit einem rosa Zettelchen Glück: „Mag dein Herz sich beruhigen, das Objekt deiner Liebe wird dich nicht verlassen." Und obgleich Mado über die Worte „Objekt deiner Liebe" lachte, beruhigte sie sich. Vielleicht deshalb, vielleicht auch darum, weil der ganze Abend so licht war — keine Kränkung, kein Mißton, sie hatte Sergej nicht einmal danach gefragt, ob er bald fahre, wie sie das sonst immer tat, wenn sie sich trafen.

Und nun fuhr er fort. Gleich wird sie ihn zum letztenmal sehen...

Sergej hatte gewußt, daß er bald fahren werde, und war dennoch auf die Trennung nicht gefaßt. Oft dachte er über sein Gefühl nach, wollte ergründen, was ihn zu diesem Mädchen zog, diesem

Mädchen mit ihren komplizierten, oft widerspruchsvollen Seelenregungen, und konnte es nicht. Er wußte nur, daß das Leben, das früher bis zum Rand ausgefüllt war, jetzt, wo Mado von ihm ging, finster und leer schien. Und doch stand Mado außerhalb seines Lebens, nie hatte er mit ihr von seiner Arbeit, von seinen Hoffnungen und Sorgen gesprochen; nie hatte er sie nach „Corbeille", nach ihren Freunden, nach dem fremden und unverständlichen Leben gefragt. Vielleicht war das alles ein Traum? Und sofort widersprach Sergej sich selbst: nein, er liebt eine lebendige Frau, er kennt sie, als habe er lange Jahre mit ihr verbracht, obgleich er weder ihre Sorgen noch ihre Freunde kennt.

Und dennoch kam er kein einziges Mal auf den Gedanken, daß er Mado in sein Leben einbeziehen könnte. Die nahe Trennung fühlend, tröstete er sich: es kann nicht sein, daß wir uns nie mehr wiedersehen!...

Erst jetzt wurde er sich bewußt, was er tat. Wie oft hatte Mado gebeten: „Nimm mich mit." Warum hatte er nicht darauf gehört, warum wollte er nicht hören? So etwas kommt doch nicht wieder. Mado hat recht, warum entsagt er dem Glück?...

Was aber sollte mit Mado in dem ihr fremden Land werden, ohne Freunde, ohne die Kleinigkeiten des Lebens, die man erst wahrnimmt, wenn sie fehlen und wenn sie notwendig werden? Er kennt das, er hat sich in Paris nach den Moskauer Gassen, nach den Laternen am Puschkin-Denkmal, nach einem Lied, nach einem Wort, einem nichtigen Gegenstand gesehnt... Wie wird Mado, nur durch Sergej mit dem Leben verbunden, leben können? Er wird irgendwohin geschickt, und das Fädchen reißt... Er weiß, das Leben ist anders, als es zu sein scheint, solange man einem Leierkasten auf einem Pariser Jahrmarkt lauscht. Er ist älter, hat mehr erlebt, er muß für zwei denken. Wie kann er Mado von diesen Lichtern, von ihren Bildern, von der Heiterkeit und der Wehmut dieser Stadt losreißen?... Sembat hat erzählt, daß Kastanien nicht verpflanzt werden dürfen, sie gehen ein...

Jedoch Sergej gestand sich die Hauptsache nicht ein. Vor zehn Jahren hatte er viel gelesen, sich für Tolstoi, Dickens, Stendhal begeistert; die Helden der Romane schienen ihm lebendig zu sein, er kannte sie besser als seine Kameraden; im Laufe des Tages kehrte er immer wieder in die erdichtete, aber reale Welt zurück. Vielleicht war auch Mado für ihn solch ein wundersames Buch? Es war ja nicht der Blutkreislauf des Alltags, der sie verband. Er liebte Mado; wenn er sie sah, veränderte sich sein Gesicht, und dennoch konnte er selbst im Traum diese Frau nicht mit seinem Leben verbinden: Mado blieb immer abseits. Das rührte nicht von einer Schwäche seines Gefühls her, sondern von Mados Wesen. Einmal sagte er ihr: „Es will mir mitunter scheinen, daß du ‚nein' hörst, wenn ich ‚ja'

sage. Du bist aus anderem Ton geknetet." Sie war so warm, so lebendig, so liebenswert, und blieb dennoch ein Traum.

Und er sagte ihr das Wort nicht, auf das sie immer noch wartete. Sie wollte stark bleiben, weinte nicht, fragte nach nichts. Sie erreichten die Allee, in der ihre Liebe geboren ward, blieben inmitten des frühen Goldes der Bäume stehen und gingen weiter; lange wanderten sie durch die Straßen ihres Glückes, lächelten den Bäumen, den Laternen und den beiden Schatten auf dem bläulichen Trottoir zu; sie erkannten die Bänke — hier gingen Wochen, Jahre, das Leben vorbei... Und bei ihrer Blumenfrau kaufte Sergej die letzten Blumen für Mado, kleine Teerosen.

Doch zum Schluß konnten sie sich nicht mehr bezwingen, versuchten einander mit hoffnungsreichen Worten zu betrügen.

„Vielleicht komme ich im Frühjahr wieder... "

„Ich werde warten. Und wenn du merkst, daß es dir zu schwer wird, dann schreibe mir nur ein Wort, und ich komme. Versprich, daß du schreibst."

„Ich werde schreiben, bestimmt. Ich weiß schon jetzt, daß es mir schwer sein wird."

„Warum dann... ?"

„Ich weiß nicht... Mado, ich kann nicht anders... Glaube mir, ich bin älter, kenne das Leben besser... Vielleicht verstehe ich das nicht auszudrücken, aber es ist so... Jetzt ist das unmöglich... Sicher werde ich im Frühjahr kommen... Die Kastanien werden blühen, und plötzlich wird Mado vor mir stehen, im grünen Kleid; ich weiß nicht, warum, aber es wird ein grünes Kleid sein... Ich weiß bestimmt, daß wir uns bald wiedersehen."

Sie schüttelte den Kopf.

„Warum Verstecken spielen?... Sergej, ich will dir etwas sehr Wichtiges sagen. Es ist richtig, daß du älter und klüger bist, ich bin gern bereit, auf dich zu hören, du weißt alles. Ich habe doch wie in einem Treibhaus gelebt, während du gearbeitet, gekämpft hast. Aber eines weiß ich besser. Widersprich nicht, ich bin doch eine Frau... Und das weiß ich besser als du... Vielleicht werden wir uns niemals wiedersehen. Du wirst dein Leben leben. Glaube nicht, daß ich eifersüchtig bin, ich sage das einfach, wie wenn ich sagen würde, daß du atmen, gehen, sprechen wirst. Eine andere Frau... Und sie wird neben dir leben, wird alle deine Erlebnisse kennen, Freude und Leid mit dir teilen. Und trotzdem denke daran, daß es eine Mado gibt. Wer weiß? Vielleicht wird dir niemand so nahe sein, wie ich es war. Und dann wirst du es fühlen, auch nach einem Jahre, nach zehn Jahren. Mach dir keine Vorwürfe, daß du mich verlassen hast, doch behalte alles im Gedächtnis, dann wird dir leichter sein... Ich schwöre dir nichts. Wie soll ich wissen, was morgen mit mir wird? Vielleicht werde auch ich ein anderes

Leben haben... Doch höre, Sergej, wenn ich fürchten muß, vor Sehnsucht den Verstand zu verlieren, wenn ich mich vor mir selbst verstecke, nachts das Kissen zerbeiße, dann sage ich: es gibt einen Sergej! Hast du verstanden? Wir haben soviel Herzblut dafür hergegeben... Und wenn etwas im Leben nicht stirbt... "

Sie konnte nicht weitersprechen, fühlte, daß ihr die Kräfte schwanden; sie fragte, wann der Zug abgeht.

Auf dem Bahnhof, in den hohen verräucherten Hallen, herrschte Lärm und Unruhe: Pfiffe, Gepäckkarren, Gedränge, Abschiedsworte, belegte Brötchen, Tücher, Rufe.

„Ist das Coupé sehr besetzt?"

„Ja."

„Wie wirst du schlafen?"

„Es wird schon gehen."

„Sergej, entsinnst du dich: ‚wird mich ans Herz drücken'... Du mußt jetzt einsteigen... Komm, laß dich umarmen!"

„Mado!... "

Und schon entflohen die Lichter des Bahnhofs, der Fabriken, der Vorstädte. Er aber stand am Fenster, sagte immer wieder: „Mado!" Dann brach die Nacht herein, eine Nacht, wie es sie in der Stadt nicht gibt; sie verdrängte den Rauch durch den Geruch nasser Felder, betäubte durch ihre Finsternis. Sergej versuchte zu schlafen, vermochte es aber nicht. Im Takt der stoßenden Räder suchte er nach Worten, zärtlichen Namen, abgerissenen Sätzen. „Ans Herz drücken, zum Teufel schicken..." Und die Räder verstummten nicht. Gegen Morgen schlief er ein, um eine Stunde später aufzuschrekken: was war geschehen?... Und entsann sich gleich: Mado ist fort!

Er wußte, daß auf die heilsame Kraft der Zeit kein Verlaß war, er muß mit dieser Wunde leben; Sergej unterhielt sich, schlug erregt die Zeitung auf — was ist mit den Moskauer Verhandlungen? Er betrachtete die sauberen, langweiligen Landschaften Deutschlands. Dann zogen sich die herzbeklemmenden Felder Polens hin, die Vorboten Rußlands. Bald werden Hütten, Wälder, Margeriten, Glockenblumen, blonde Mädchen auftauchen! In Negoreloje hätte er fast einen stupsnasigen Rotarmisten umarmt, der beim Lesen der „Prawda" sagte: „Den Franzosen fehlt die Einheit."

Und da ist schon Moskau, stickiger Sommer, Asphaltgeruch, Menschen in Sommerkleidern mit Aktentaschen, ein Bengel, der sich mit Kirschsaft bekleckert, das Haus mit den Löwen, von dem Puschkin schrieb... Sergej log nicht, als er der Mutter sagte: „Du kannst dir nicht vorstellen, wie glücklich ich bin, wieder bei euch zu sein..." Er verschwieg nur, daß das Herz groß ist, und daß sich in sein Herz für lange — wer weiß, vielleicht für immer — der Schatten getrennter Liebe gesenkt hatte.

* 17 *

Obwohl Sergej zu Anna Roth gesagt hatte, daß er nicht gern durch die Geschäfte geht, konnte er doch nicht aus Paris zurückkehren, ohne ein Geschenk für Olga mitzubringen. Die Schwester war für ihn ein kleines Mädchen. Als Nina Georgijewna ihm lachend sagte: „Du sprichst mit ihr wie mit einem kleinen Mädchen, dabei ist sie klüger als ich", warf Sergej den Kopf zurück, betrachtete verwundert die Schwester und meinte: „Gewachsen ist sie ja, und doch ist sie klein."

Olga war unmerklich dem Backfischalter entwachsen und hatte sich jene Nüchternheit des Denkens und Fühlens zu eigen gemacht, die mit grauen Haaren zu kommen pflegt. Sie war wohlgebaut, hochgewachsen, mit regelmäßigen Gesichtszügen; so sahen die auf alten Teekannen oder Zigarettenetuis abgebildeten Bojarentöchter aus. Eines fehlte ihr jedoch, um zu bezaubern — das innere Feuer; ihre Augen waren groß, hell und unbeweglich. Wahrscheinlich glaubten auch deshalb viele Leute, sie sei nicht klug, obwohl sie schlagfertig war und die Gedankengänge des Gesprächspartners schnell erfaßte. Sie bewohnte mit der Mutter eine kleine Stube in einer Gemeinschaftswohnung; die Nachbarn waren unfreundliche Menschen; sie würden Nina Georgijewna das Leben zur Hölle gemacht haben, stände Olga nicht der Mutter bei, die nachts vor Ärger keinen Schlaf finden konnte, wenn sie von der Nachbarin hörte: „Interessant, woher Ihre Tochter das ausländische Kleid hat. Vielleicht von Ihrem Quasselberuf?"... Olga verstand es, jeden Angriff abzuwehren. Wenn die Mutter über die rohen Sitten seufzte, zuckte Olga die Schultern: „Ihr Geschimpfe rührt mich wenig, aber den elektrischen Teekessel gibst du ihnen nicht mehr, solch einen kriegen wir nicht sobald wieder."

Olga arbeitete in der Redaktion eines Amtsblattes. Ihre Arbeitsstelle hatte sie sich nach vielen Überlegungen, Gängen, Erkundigungen und Vergleichen gewählt. Doch sie arbeitete ausgezeichnet, alle waren mit ihr zufrieden.

Alle, mit Ausnahme der Mutter... Aber wer konnte verstehen, was Nina Georgijewna eigentlich wollte?... Natürlich wünschte sie der Tochter keinen Kummer. Aber was ihr an Olga mißfiel, war ihre unerschütterliche Ruhe, nie quälten sie innere Zweifel und Kämpfe... Sie hatten nie Streit miteinander; alle hielten Nina Georgijewna für eine mustergültige Mutter und Olga für eine zärtliche, aufmerksame Tochter. Es herrschte zwischen ihnen große Liebe und große Entfremdung.

Um Olga zu verstehen, rief Nina Georgijewna sich ihre eigene Jugend in Erinnerung, aber der Schlüssel paßte nicht zum Schloß. Sie waren wohl auch zu verschieden — die leidenschaftliche, zu

jedem Opfer bereite, zartbesaitete Mutter und die ausgeglichene Olga, die gegen die Schicksalsschläge des Lebens wenn nicht durch Gleichgültigkeit, so doch durch ihre Ruhe gewappnet war. Im Alter von zwanzig Jahren hatte Nina Georgijewna danach gedürstet, ihr Leben der Sache der Freiheit hinzugeben, hatte es als hohe Ehre angesehen, ein Päckchen Proklamationen zu befördern, hatte Zitate aus dem „Kapital“ und Gedichte von Nekrassow in ein Heftchen abgeschrieben. Wie konnte sie Olga verstehen, die von einem eleganten Kleid träumte und über ein Buch nur zu sagen wußte „interessant“ oder „langweilig“, und das Gelesene sofort vergaß. Nina Georgijewna sagte sich, es ist eine andere Zeit, sie brauchen nicht mehr zu kämpfen... Olga ist von Natur nicht schlecht, sie kann auch mitfühlen und helfen, wird nie etwas Unwürdiges tun und arbeitet nicht nur des Geldes wegen; sie sagt selbst, daß man das, was man einmal begonnen hat, auch ordentlich zu Ende führen muß... Was hat sie nur an der Tochter auszusetzen? Vielleicht ist sie selbst erstarrt, will eine fremde Jugend nicht verstehen?

Olga versuchte einmal, Sergej zu erklären, warum sie es mit der Mutter so schwer habe. „Sie spricht, wie man in alten Romanen spricht... Sogar ihr Wortschatz ist danach. Gestern unterhielten wir uns über Literatur. Ich blieb natürlich ganz kaltblütig, während Mama sich ereiferte: ‚Die Begeisterung fehlt.‘ Nun, was kann man darauf erwidern? Ich habe selbst von vielen Büchern keine hohe Meinung. Wenn sie noch sagen würde, daß man nicht zu schreiben versteht oder daß das Thema uninteressant ist, aber wenn man solche Worte hört, dann vergeht einem die Lust zu sprechen.“ Sergej verstand seine Schwester nicht, vielleicht hatte er auch gar nicht zugehört, aber Olga hatte recht: die Mutter und sie sprechen verschiedene Sprachen.

„Die Fähnchen sind für Olga“, sagte Sergej.

„Das kommt ja gelegen — zur Hochzeit... Oletschka heiratet doch. Das hast du wohl nicht gedacht?... Ihren Chef.“

Nina Georgijewna führte Sergej lächelnd zu seiner Schwester. Er küßte Olga. Das war eine Überraschung!... Olga — und auf einmal verheiratet!... Gewiß, sie war doch kein kleines Mädchen mehr, für das er sie immer hielt...

„Mama, warum hast du mir nichts geschrieben?“

„Ich habe es ja selbst erst vor drei Tagen erfahren, Olga hatte geschwiegen...“

Nina Georgijewna bereitete ein Festessen, deckte den Tisch, kaufte Blumen. Sie tranken Muskateller, lächelten einander zu. Sergej blickte um sich und dachte: Gut ist's, nun kommt alles ins Geleise!... Wenn es nur keinen Krieg gibt...

Er erzählte viel von Paris. Die Mutter verschlang jedes Wort; sie erkannte die Stadt ihrer Jugend, und doch war es zugleich ein

anderes Paris, ein schönes, aber unruhiges, als betrachte sie es durch ein rotes Glas, alles stand in Flammen: die Straßen, die Häuser, die Menschen... Glaubt man denn dort auch, daß es Krieg geben wird?... Wie furchtbar! Eben erst hat man hier ein wenig aufgeatmet... Vielleicht übertreibt Sergej?

„Serjoshenka, sind denn die Franzosen bereit zu kämpfen?"

„Ihren Reden nach schon. Aber sie haben gar keine Lust..."

„Wer hat denn Lust..."

„Siehst du, Mutter, niemand will kämpfen; der Unterschied ist nur: wir wollen nicht und werden kämpfen, sie aber wollen nicht und werden nicht kämpfen. Wenn sie es doch tun, dann nur so, anstandshalber."

„Ich glaube nicht an Frankreich", sagte Olga. „Bei denen ist alles passé, nur die Moden sind vielleicht Gegenwart... Ich höre dir zu und denke bei mir — wie sind sie doch zurückgeblieben! Gewiß, sich das anzusehen, ist interessant, aber wenn man mir sagen würde, fahre, wohin du willst, würde ich nach Deutschland oder nach Amerika fahren. Dort gibt es wenigstens Technik, Komfort, während die Franzosen erledigt sind."

„Was redest du da, Olga?" Nina Georgijewna ereiferte sich. „Wie kann solch ein Volk plötzlich erledigt sein? Ich habe gestern meinen Schülern aus Victor Hugo vorgelesen. Du hättest sehen sollen, wie sie jedes Wort mitempfinden."

Olga lachte.

„Aber wann hat er denn gelebt, dein Hugo? Alles gehört der Vergangenheit an."

„Wieso nur der Vergangenheit? Romain Rolland schreibt heute noch. Leider willst du ihn nicht lesen. Ein edler Mensch."

„Er gehört auch zu den Alten. Alles ist bei ihnen Vergangenheit. Und dann geht es ja nicht um die Schriftsteller, die Technik ist zurückgeblieben, der Staat zerfällt, und Sergej sagt, daß sie sich nicht verteidigen werden. Wofür soll man sich da begeistern? Für die Erinnerungen?"

„Serjoshenka, setz du es ihr auseinander! Du hast doch gesehen..."

Wenn Nina Georgijewna erregt war, rauchte sie viel. Jetzt paffte sie eine Zigarette nach der anderen.

„Gewiß, ich habe es gesehen. Das Volk ist wundervoll... Ich war dort in einer Fabrik. Ein Meister trat an mich heran, fast noch ein Knabe: ‚Sie sind Russe? Dann sagen Sie dem Genossen Stalin, daß er hier sehr viele Freunde hat, er soll den Zeitungen nicht glauben.' So einer wird natürlich bis zum letzten Atemzug kämpfen... Ein begabtes Volk. Alles geht ihnen von der Hand, alle sind Erfinder... Und fröhlich sind sie, sie können einen Toten zum Lachen bringen. Aber ich habe Angst um sie, Mutter. Frankreich ist so, als

hätte man es mit einem ungeliebten Mann verheiratet — es kann ihn nicht verlassen, aber auch nicht mit ihm leben, und lebt dennoch, und dabei so, daß die Deutschen sich die Lippen danach lecken. Aber es ist so schutzlos..."

Er brach plötzlich ab: allzu aufgeregt kamen die letzten Worte — der Schatten Mados war an ihm vorübergeglitten. Er wandte sich zur Schwester:

„Und du, Oletschka, wirst nicht verheiratet, sondern heiratest selbst... Komm, laß uns auf dein Glück trinken! Wie komisch, es ist doch noch gar nicht so lange her, daß ich dir Puppen gekauft habe?"

„Serjosha, Lieber, wie schön, daß du gekommen bist! Als hättest du es geahnt... Die Hochzeit feiern wir aber schon in der neuen Wohnung. Du mußt möglichst bald Semjon Iwanowitsch kennenlernen, er wird dir gefallen. Und nun möchte ich, daß du mir in einer Sache beistehst. Es handelt sich um Mama... Der Arzt sagt, sie habe hohen Blutdruck und müsse sich schonen. Erstens raucht sie zuviel."

Nina Georgijewna lächelte schuldbewußt und drückte die Zigarette aus.

„Das ist nur heute so, ich habe mich aufgeregt... Weißt du, Serjosha, ich stopfe sie mir jetzt selbst, man raucht so viel weniger..."

„Aber die Zigaretten sind noch halb so schlimm", fuhr Olga fort. „Die Hauptsache ist die Arbeit. Mama muß die Schule aufgeben, das Institut ist schon genug. Für die paar Groschen, und dazu noch ganz am Ende der Welt."

„Olga, wie kannst du dabei nur von Geld reden? Ich habe dort prächtige Schüler! Soviel Freude! Ich sehe, wie sie heranwachsen, wie sie anfangen zu verstehen. Serjoshenka, du kannst dir nicht vorstellen, was für eine Generation heranwächst! Sie ist noch besser als die eure... Gewiß, sie haben es leichter. Aber sie sind irgendwie lebendiger, ihre Seelen sind ein offenes Buch... Ich entsinne mich noch, wie sich früher manche lustig machten: ‚Alter Kram.' Und diese hier trinken jedes Wort. Da wachsen richtige Menschen heran. Deshalb graut mir ja auch, wenn du vom Krieg sprichst... Die Schule aber werde ich nicht aufgeben."

„Sag doch lieber Serjosha, wieviel Gehalt du bekommst. Und dazu noch anderthalb Stunden in der fürchterlichen Straßenbahn... Der Arzt hat gesagt, du sollst dich schonen."

Sergej fühlte, daß der Mutter dieses Gespräch peinlich war; er fragte nach Wassja.

Olga ging in die Redaktion. Nina Georgijewna wollte die Tochter vor Sergej rechtfertigen.

„Du mußt nicht glauben, daß sie geizig ist. Sie hat mir sofort Geld angeboten, als ihr das Gehalt aufgebessert wurde. Olga redet nur so... Sie ist um mich besorgt, das gute Kind..."

„Mutter, billigst du ihre Wahl?"

„Semjon Iwanowitsch?... Ich kenne ihn nur wenig. Olga ist glücklich, das ist die Hauptsache... Erzähle mir noch von Paris."

Sergej sprach lange — von den Ufern der Seine und von den Faschisten, von Sembats Bildern, von Fabriken, Arbeitern, Bäumen. Er erzählte auch von der Nacht auf dem Montmartre, als Paris unten brodelte wie ein riesiges Meer. Er verschwieg nur, daß er dort nicht allein war. Nina Georgijewna fühlte, daß er etwas verbarg...

„Hast du dich dort in niemanden verliebt, Serjosha?"

„Verliebt? — in Paris."

Nachdem er fort war, dachte Nina Georgijewna: nun hat auch Serjosha ein Geheimnis vor mir... Wassja ist schon so verschlossen... Und Olga...

Als Sergej gefragt hatte: „Billigst du ihre Wahl?", mußte Nina Georgijewna sich sehr zusammennehmen, um nicht die Wahrheit zu sagen.

Vorgestern war es. Olga kam ruhig, setzte sich zum Essen, und erst da merkte Nina Georgijewna, daß Olga sehr erregt war; sie schob ihren Teller fort, bewegte die Lippen.

„Was hast du, Olga?"

„Nichts Besonderes."

Ein wenig später aber sagte sie:

„Semjon Iwanowitsch und ich haben beschlossen, uns registrieren zu lassen, so daß ich im Oktober zu ihm ziehen werde. Ich bin nur um dich besorgt, Mama, daß du allein bleibst... Ich werde aber oft kommen."

Nina Georgijewna hatte sich abgewandt; sie konnte ihre Erregung nicht verbergen.

„Mama, bist du dagegen?"

„Warum hast du mir nichts gesagt?"

„Ich wußte es doch selbst nicht..."

„Oletschka... Liebst du ihn?"

„Mama, mir fällt es ohnehin schwer zu sprechen, und du fragst noch wie im Fragebogen... Ich finde, Labasow ist ein feiner Mensch. Außergewöhnliche Gefühle verspüre ich nicht, und das ist auch nicht unbedingt nötig. Aber man spricht gut von ihm. Ich selbst sehe es auch — ich arbeite doch nun ein Jahr dort... Wir leben ja eigentlich schon lange so, als wären wir registriert. Vorgestern aber hat sich das mit der Wohnung geklärt, sie ist in einem neuen Haus auf der Moshaiskaja. Er hat vorgeschlagen, die Sache perfekt zu machen..."

Nina Georgijewna fragte nicht mehr, sie beherrschte sich, um Olga nicht zu kränken, gratulierte ihr.

Erst jetzt, als Serjosha fortgegangen war, ließ sie ihren Tränen freien Lauf. Sie sah Semjon Iwanowitsch vor sich, seine schlaffen, grünlichen Backen, die kleinen schläfrigen Augen, und Olga tat ihr

brennend leid. Dann sagte sie sich immer wieder, Olga sei kein Kind mehr, sie kenne Labasow. Man darf nicht nach dem Äußeren urteilen... Und wenn er ein ruhiger Mensch ist, um so besser. Olga ist ja auch so... Vielleicht liebt sie ihn und wollte es nur nicht sagen, sie ist doch so stolz. Doch wie schrecklich sie sich ausdrückte: „die Sache perfekt machen"... Oder kommt mir das nur so vor, weil ich alt geworden bin und nichts mehr verstehe?...

Nina Georgijewna weinte über sich selbst, über ihre Träume. Jetzt ist sie einsam... Die Nacht wollte ihr das Herz abschnüren. Da überwand sich Nina Georgijewna, nahm am Tisch Platz und holte die Hefte hervor. Hugo begrüßt die Freiheit... Und sie lächelte, noch ganz verweint — ihr Herbst ist nicht leer und nicht kalt!

* 18 *

Beim Abschied hatte Mado gesagt, die Liebe würde ihr eine Stütze sein, doch es kam anders, die Liebe wurde zu einem Stein am Hals. Mado konnte weder in ihr früheres Leben zurückkehren noch von einem Wiedersehen mit Sergej träumen. Ganze Tage saß sie in ihrem Zimmer, gleichgültig gegen alles.

„Warum arbeiten Sie nicht?" fragte Sembat. „Ich bin vielleicht auch traurig, aber ich arbeite."

„Ich bin nicht traurig. Ich bin nicht da."

Sembat brummte:

„Er wird ja bald wiederkommen."

Sie schüttelte den Kopf.

„Ich denke nicht an ihn."

Mado sprach die Wahrheit. So heftig war der Schlag gewesen, daß sie an nichts mehr denken konnte. Mitunter betrachtete sie verwundert die ihr vertrauten Gegenstände — die Flakons, den Teppich, die Staffelei mit der längst vergessenen Skizze. Sergej hatte sie aus dem früheren Leben gerissen. Etwas Neues aber war nicht da.

Marceline fragte sich besorgt: Was ist mit Mado? Erst vor kurzem noch war sie so heiteren Mutes, lachte, verschwand irgendwohin. Und nun spricht sie kein Wort, starrt vor sich hin... Der Mutter will sie sich nicht anvertrauen, ist unzugänglich. Marceline wollte mit ihrem Mann sprechen, doch dieser meinte:

„Du darfst nicht von dir auf andere schließen, das ist eine andere Generation, heutzutage erlebt man nicht so tief. Doch alles, was recht ist, Mado sieht wirklich nicht gut aus, man müßte Morillot zu Rate ziehen. Schade, daß wir nicht nach ‚Gellinotte' fahren können, dort würde sie sich gleich erholen... Doch was soll man tun, alles spricht vom Krieg."

Doktor Morillot war schon lange Hausarzt bei den Lanciers, er kannte Marcelines Blutdruck auswendig, wußte, wo bei Maurice

was „rumorte“. Morillot war ein gutmütiger Zyniker, ewig mit Zigarettenasche bestäubt; auf der Nase in seinem riesigen fleischigen Gesicht hüpfte drollig ein winziges Pincenez. Morillot meinte:

„Mein lieber Freund, wenn die Ärzte solche Krankheiten heilen könnten, worüber sollte dann Nivelle schreiben? Sie ist sehr sensibel... Bei Leuten wie Sie sind die Kinder immer überspannt. Sie sind durchs Leben geflattert und flattern auch heute noch, widersprechen Sie bitte nicht! Tabaksdosen, Soupers, dies und jenes... Denen aber ist das ein Ekel. Danken Sie dem Schicksal, daß Louis sich für die Fliegerei begeistert und nicht Opium raucht oder auf seine Geliebte schießt.“

„Die Fliegerei ist aber jetzt das gefährlichste... Gewiß, ich persönlich glaube nicht an den Krieg.“

„Meiner Meinung nach stehen die Dinge faul. In Moskau kommt man nicht vom Fleck... Ich fürchte, es wird noch mit einer Katastrophe enden.“

Es war im Eßzimmer beim Morgenkaffee, Lancier schlug die Zeitung auf und rief plötzlich ungewöhnlich erregt:

„Die Russen haben uns verraten!“

Marceline bekam einen Schreck; noch nie hatte sie erlebt, daß Zeitungsmeldungen ihren Mann aus der Fassung bringen konnten; wenn er den anderen Familienmitgliedern Neuigkeiten mitteilte, handelte es sich entweder um Theaterklatsch oder um eine amüsante Geschichte wie die, daß eine fruchtbare Kanadierin Fünflinge zur Welt gebracht hat. Jetzt aber war Lancier ganz außer sich. Marceline wußte sehr gut, was diese dünne, sich überschlagende Stimme bedeutete.

Mado trat zum Vater:

„Was hast du gesagt?“

„Das, was ich gesagt habe. Sie sind mit den Deutschen handelseins geworden.“

„Das ist nicht möglich.“

„Bitte schön... Havas-Telegramm aus Moskau.“

Mado zog sich schweigend in ihr Zimmer zurück. Sie hörte noch das Kreischen des Vaters, die entrüstete Stimme Louis': „Das habe ich von denen nicht erwartet. Jedenfalls ist das nicht das Verhalten eines Sportsmannes.“ Es war Mado, als sprächen sie von Sergej. Das ist nicht wahr, das kann nicht sein! Er hatte die Liebe seiner Idee geopfert, hatte mit Mado gesprochen und sich plötzlich auf die Zeitung gestürzt... Und wie oft hatte er gesagt, der Krieg sei unvermeidlich, die Faschisten müßten vernichtet werden... Oder hatte sie auch das geträumt? War Sergej seinen Idealen untreu geworden? Oder quält er sich jetzt, weiß nicht, wie er leben soll? Vielleicht haben die Ideale Sergej verraten?... Sie muß mit jemandem sprechen, Klarheit erlangen. Das, was Mado, gleich ihrem Vater, mit

„Politik“ bezeichnete, war in ihr Leben eingebrochen, verschmolz mit ihrem persönlichen Leid.

Sie suchte Sembat auf. Er war erregt.

„Der Teufel hole sie alle! Jetzt gibt es bestimmt Krieg. Und mit den Deutschen wird man nicht so leicht fertig werden. Wenn wir 1914 vier Jahre brauchten, dann werden wir uns jetzt acht Jahre herumschlagen müssen...“

„Sembat, was haben die Russen getan?“

„Furchtbar einfach: sie haben sich mit den Deutschen geeinigt.“

„Aber das ist doch unmöglich!“

„Da braucht man sich absolut nicht zu wundern. Wir wollten schlauer sein als sie, sie aber haben uns überlistet, weiter nichts.“

Mado sagte sich, daß Sembat auch nichts verstehe. Er kennt nur seine Malerei. Alle lesen sie die Zeitungen und glauben ihnen... Ja, aber das ist doch ein Telegramm aus Moskau... Wer wird es ihr nur erklären können? Da fiel ihr plötzlich ein: Lejean. Warum sie nicht gleich auf ihn gekommen war? Sergej hatte ihr oft gesagt: „Lejean versteht uns... Das ist ein treuer Freund.“ Wenn er Sergej verstanden hat, dann wird er ihr alles erklären können...

Selten steht das Äußere eines Menschen in einem solchen Widerspruch zu seinem Innern, wie es bei Henri Lejean der Fall war. Weder die gütigen, ein wenig abwesenden Augen noch die weichen Bewegungen verrieten den eisernen Willen dieses Mannes. Lancier war mit gutem Grund auf ihn stolz: Lejean war einer der befähigsten Ingenieure von Paris; wenn er in der kleinen Fabrik Roche aîné stekkenblieb, so nur deshalb, weil sein Name wie rotes Tuch auf die Großindustriellen wirkte; nur wenige Menschen haßten sie so wie ihn. Die Rechten reizte seine Fähigkeit, in jeder Lage auf der Höhe zu sein, seine Selbstbeherrschung, seine Gelehrsamkeit. Nivelle sagte einmal: „Ich kann einen Habenichts verstehen, der die ‚Humanité‘ liest, aber ein Kommunist, der Dante liest, das ist unnatürlich und widerwärtig.“ Henri Lejean stammte aus einer Intellektuellenfamilie. Er war der Sohn eines Rechtsanwaltes, eines der ersten Sozialisten von Lille, und Enkel eines Arztes, der in seiner Jugend fast mit dem Leben büßte, daß er verwundete Kommunarden beherbergte. Den Weg zum Kommunismus hatte er nach langen Überlegungen gefunden, ging jedoch, nachdem er sich einmal entschlossen, mit ganzer Seele in der politischen Tagesarbeit auf. Die Arbeiter sagten: „Unser Henri wirft nicht mit Worten um sich.“ Man liebte ihn, weil er streng und ergeben war und eine Seele, rein wie Kristall, hatte. Eigentlich trügte sein Äußeres auch nicht: hart gegenüber den Feinden, war er liebevoll, aufmerksam zu den Genossen. Eine rechte Zeitung nannte Lejean einen Heuchler, behauptete, er liebe Luxus, elegante Mätressen und teure Bars. Lejean aber lebte mit seiner Frau und zwei Kindern, von denen das Älteste vor kurzem

sechzehn Jahre alt wurde, in einer kleinen Wohnung, die als einzigen Luxusgegenstand ein Klavier aufwies — Josette, Lejeans Frau, liebte Musik.

Mado besuchte hin und wieder die Familie Lejean. Im Vergleich zu „Corbeille" schienen ihr die einfachen Stühle mit geflochtenem Sitz, die alte Anrichte, das bescheidene Mahl, bei dem die Hausgenossen über einfache, verständliche Dinge sprachen, das Glück zu sein. Für Mado war Lejean kein drohender Tribun, kein hervorragender Ingenieur, sondern ein ruhiger, lieber Mensch, der mit der siebenjährigen Mimi Verstecken spielte und Paul bei seinen Aufgaben half. Oft beneidete sie Josette um ihr Los.

Josette lebte nicht in einem Puppenheim, sondern auf der schwarzen, harten Erde. Sie war ein Arbeiterkind, hatte sich „heraufgearbeitet", wurde Lehrerin in einer Bergarbeitersiedlung, in der alles mit Ruß bedeckt war — die Gesichter, die Häuser, die Bäume. Von Natur heiter, hatte sie Leid, Hunger, Kränkungen kennengelernt. Etwas Kindliches war in ihrem Gesicht, doch die Runzeln um die Augen und auch die Augen selbst, müde, mitunter finstere Augen, zeugten von Lebenserfahrung. Lejean war vor achtzehn Jahren dem lachlustigen und zugleich wehmütigen Mädchen begegnet; er gab ihr den Glauben — bevor sie ihn kannte, war für sie das Leben ein harter Kampf um Brot, um Geld, um eine Stellung; an Henris Seite wurde der Kampf für sie zum Leben. Einige Jahre lang konnte Henri keine Stellung finden, und sie lebten von dem bescheidenen Gehalt Josettes; doch sie verlor nicht den Mut, sie wußte nun, warum sie lebte.

Wie sollte Josette die exzentrische Mado verstehen? Und Mado wiederum fürchtete sich vor ihr. Einmal sagte sie zu Lejean: „Ihre Frau ist sehr streng." Er lachte: „Aber nein! Sie sind an Treibhauspflanzen gewöhnt, daher scheint es Ihnen so, Josette aber ist im Frost großgeworden."

Lejean war, wie alle, durch das kurze Telegramm aus Moskau erschüttert. Mados Besuch verwirrte und ärgerte ihn — er war nicht in der Stimmung, Gäste zu empfangen. Doch fühlte er sogleich, daß Mado etwas bedrückte, und er war sehr freundlich zu ihr.

„Sie allein können es mir erklären... Den andern glaube ich nicht, die hassen die Russen... Ich weiß, daß Sie auf ihrer Seite sind. Ich kann nicht verstehen... Sagen Sie mir, ist es wahr, daß sie uns verraten haben?"

„Uns verraten?" Lejean lächelte bitter, und sein bekümmertes Gesicht wurde noch bekümmerter. „Wie sollten sie uns verraten? Wir haben sie doch schon lange im Stich gelassen, das heißt nicht wir, sondern diejenigen, die in Frankreich am Ruder sind. München, dann der Pakt mit Ribbentrop... Sie wollten, daß die Deutschen über Rußland herfallen."

„Und die Mission in Moskau?"

„Die sollte uns Sand in die Augen streuen... Sie wollten die Russen 'reinlegen. Lesen Sie doch einmal das Interview mit Woroschilow. Sehen Sie ‚Aggressor' — das gilt den Faschisten. Die Polen haben sich geweigert, die Rote Armee durchmarschieren zu lassen, die Franzosen und Engländer aber unterstützen Beck. Die Russen hatten keinen anderen Ausweg."

„Ich habe aber sooft von ihm gehört..." Mado hielt inne. „Ich habe sooft gehört, daß der Hauptfeind die Faschisten sind. Wie konnten sie dann einig werden? Und noch dazu gegen uns. Hier gibt es doch nicht nur Bonnets, nicht nur Nivelles, hier sind doch Sie, Sembat, die Arbeiter, das Volk..."

Es dunkelte. Lejean wollte Licht machen, unterließ es aber. Josette war mit der Tochter ausgegangen. Lejean sagte:

„Wir müssen eben für fremde Sünden büßen. Glauben Sie nicht, daß ich abseits stehe. Ich bin ein Franzose... Freilich, wir werden nichts zu lachen haben... Doch unsere russischen Genossen haben richtig gehandelt — sie sammeln Kräfte. Wenn Moskau sich hält, dann wird auch Frankreich leben. Den Prüfungen aber werden wir nicht entgehen, schweren Prüfungen, sehr schweren... Lassen Sie den Kopf nicht hängen; wenn man Ihnen sagt, die Russen hätten uns verraten, dann denken Sie daran: da sprechen Verräter. Man wird uns jetzt hetzen, einsperren, töten. Die Prüfung beginnt — nicht mit Worten, sondern mit Eisen."

Unerwartet mischte sich Paul ins Gespräch und sagte mit Baßstimme — er hatte Stimmbruch:

„Das wichtigste ist jetzt die Treue."

Lejean lächelte:

„Sehen Sie, wenn wir vernichtet werden, führen die den Kampf zu Ende."

Mado verließ ihn in tiefer Bestürzung. Ein Spiel, ein schreckliches Spiel. Dieser Knabe sagte „Treue". Wem aber Treue wahren? Es gibt keine Treue, das sind Märchen für Kinder, dann wachsen die Kinder heran und den Erwachsenen steht nicht der Sinn nach Märchen, man mobilisiert sie, jagt sie ins Grab, sie aber sträuben sich, wenden List an, drücken sich. Lejean aber ist kein Feigling, er wird sich nicht verstecken. Da verstehe ich etwas nicht... Sollte der kleine Paul klarer sehen?... Sie sind anders, stärker. Mit der Treibhauspflanze hat Lejean mich gemeint, jetzt ist die Scheibe zerbrochen und ich friere im Frost... Wie gern würde ich mit Josette tauschen! Sie hat Lejean, Sergej aber hat mich verlassen... Nein, nicht das ist es... Sie hat Lejean, das stimmt, aber auch in ihr selbst ist etwas... Ich aber bin leer. Wenn ich an Sergej denke, wird mir nicht leichter. Und das ist doch das Schrecklichste — ich habe Sergej nicht mehr, er ist bei Lejean, bei Josette, bei diesem komischen Knaben, bei allen, nur nicht bei mir...

Die Ereignisse überstürzten sich derart, daß Lancier keine Zeit zum Überlegen fand. Krieg, die Lichter erlöschen, Frauen weinen auf den Bahnhöfen. Louis ist fort, auch Marceline weint. Die Zeitungen aber bringen schlimme Nachrichten, die Deutschen stehen vor Warschau. Um der Polen willen haben wir uns in Händel eingelassen, und die verstehen nicht einmal zu kämpfen! Wo ist denn die polnische Marne? Nein, das sind keine Franzosen!... Lancier kochte. Er vergaß seine Tabaksdosen, und wenn er den Sudanbock sah, schalt er sich selbst: alter Dummkopf, was hast du dir nur gedacht? Über kurz oder lang fällt ja doch eine Bombe auf „Corbeille“... Seine Freunde kannten ihn nicht wieder, er war gereizt, suchte Streit.

Als Lejean zu ihm kam, um über den Ersatz für zwei eingezogene Meister zu sprechen, kreischte Lancier plötzlich:

„Also Ihre Freunde sind für Hitler?“

„Ich denke, daß unsere Faschisten für Hitler sind.“

„Und die Kommunisten? Die Franzosen kämpfen...“

„Ich sehe nicht, daß die Franzosen kämpfen. Die Polen kämpfen... Die französische Armee tut alles andere als kämpfen.“

„Ein Pferdedieb kann immer dem Pferd eine andere Farbe geben. Ich frage Sie, wie können Sie nur dem Moskauer Pakt zustimmen? Sie sind doch, zum Teufel noch mal, ein Franzose, oder sind Sie vielleicht ein Tatar?“

„Ich bin Franzose, doch ein anderer als Sie... Aus einem anderen Frankreich.“

„Sind Sie für oder gegen Hitler?“

„Eine törichte Frage! Wir sind gegen Hitler und gegen die französischen Faschisten!“

„Hören Sie, Lejean, mit solchem Gerede können Sie dumme Jungen an der Nase herumführen. Ich bin aber vierundfünfzig Jahre alt... So viel verstehe ich, daß die Russen nicht dumm gehandelt haben. Das sind regelrechte Egoisten. Doch wie können Sie, ein Franzose, das rechtfertigen? Aha, jetzt schweigen Sie, wissen nicht, was zu sagen! Ich frage Sie in aller Freundschaft, vielleicht stehen wir auf verschiedenen Seiten der Barrikade, doch das ist eine französische Barrikade und keine sibirische!“

„Gut denn, ich will Ihnen antworten, wenngleich Ihnen meine Antwort kaum gefallen dürfte. Dafür wird jeder französische Arbeiter mit mir einverstanden sein. Die Sowjetunion ist für uns keine Utopie. Es mag dort noch manches mangelhaft sein, Menschen sind eben Menschen, aber sie haben das verwirklicht, wovon mein Großvater träumte, wofür die Föderierten kämpften. Wenn Moskau siegt, dann werden wir eine Heimat haben, ein echtes Frankreich.

Fällt aber Moskau, so gehen auch wir zugrunde, dann kommt Hitler — ein deutscher oder ein französischer, das ist ganz gleich. Sie behaupten, die Russen seien Egoisten, und ich antworte Ihnen, daß von ihrem Schicksal auch das Schicksal Frankreichs abhängt."

„Fahren Sie zu Ihren Tataren, Herr!" Lancier war außer sich. „Wir werden das nie verzeihen! Wir werden nicht in Berlin haltmachen, wir gehen nach Moskau!"

„Man kann Ihnen nicht böse sein, Herr Lancier, Sie verstehen nichts und wollen nichts verstehen, Sie wiederholen nur die Dummheiten aus dem ‚Paris Soir'."

Im Korridor wurde Lejean von Milet angesprochen:

„Henri, ich muß dich sprechen. Nicht alle Kollegen begreifen die Taktik der Partei. Verstehst du, sie reden Unsinn, schwatzen, Thälmann mache jetzt gemeinsame Sache mit Hitler. Ich schimpfe sie gehörig aus, aber das genügt nicht, verstehst du?"

Milet war zweiundzwanzig Jahre alt, sah aber kaum älter als siebzehn aus, ein hagerer Jüngling; was er auch tat, ob er Flugblätter klebte oder für Spanien sammelte oder den alten Jacques zu überzeugen suchte, daß die Arbeiter mit Blum nichts erreichen, er tat es mit großer Begeisterung.

„Nazis bleiben Nazis", erwiderte Lejean. „Das setze ihnen auseinander. Sie werden Thälmann unter keinen Umständen freigeben. Wenn die Franzosen wirklich gegen Hitler kämpfen, dann werden die Russen helfen. Wer hat den Spaniern geholfen?... Die Regierung hat die ‚Humanité' verboten, aber der ‚Je suis partout' erscheint ruhig weiter, von den Deutschen finanziert... Das heißt, die Regierung denkt nicht im Traume daran, gegen Hitler zu kämpfen. Krieg werden sie führen, aber gegen uns."

Milet schüttelte Lejean die Hand.

„Klar. Es ist nämlich nicht leicht, verstehst du?... Sogar meine alte Mutter murrt schon: ‚Ihr seid also für die Boches?' Ich verstehe natürlich, daß die Partei keine gemeinsame Sache mit Hitler machen wird, und das sage ich ihnen auch... Uns aber, Henri, werden sie nicht kleinkriegen... Weißt du, ich wäre gern für einen einzigen Augenblick Mäuschen im Kreml, um zu hören, was Stalin jetzt sagt. Verstehst du?"

Gegen Abend kam Nivelle zu Lancier:

„Entschuldigen Sie, daß ich unangemeldet erscheine. Ich hielt es aber für meine Pflicht. Im Dienst erfuhr ich, daß Lejean auf der Liste der Personen steht, die der Verhaftung unterliegen. Ich will nicht darüber diskutieren, ob das richtig ist oder nicht, aber ich weiß, welche Rolle er bei Roche aîné spielt, und ich wollte nicht, daß es Sie überrascht."

Marceline rief entrüstet:

„Weiß der Himmel, was das bedeuten soll — sie kämpfen gegen die Deutschen und sperren die eigenen Leute ein! Niemals werde ich glauben, daß Lejean ein Spion ist. Er mag seine eigenen Ideen haben, aber er ist ein grundehrlicher Mensch."

Nivelle erwiderte:

„Ich denke, daß niemand an der persönlichen Anständigkeit des Herrn Lejean zweifelt. Es geht jedoch um andere Dinge, und zwar, ob seine Ideen mit der Sicherheit Frankreichs vereinbar sind. Übrigens habe nicht ich in diesen Fragen zu entscheiden, und es steht mir auch nicht zu, Daladiers Politik in Schutz zu nehmen. Ich wollte Sie nur freundschaftlich warnen."

Nivelle ging. Im Lichtkegel seiner Taschenlampe sah er Mado, die sich nicht von ihm verabschiedet hatte, um die Ecke biegen. Sie hatte es eilig: jede Minute war kostbar! Jetzt hatte sie ein Recht, nicht an sich, an ihr zweckloses Leben zu denken. Für eine Stunde hatte ihr Dasein einen Sinn bekommen...

Josette öffnete ihr die Tür. Mado begriff sofort: zu spät. Auf dem Fußboden lagen Bücher, Kleidungsstücke, Kissen.

„Ich dachte, ich könnte noch rechtzeitig warnen."

Da umarmte Josette sie stürmisch und küßte sie. So ungewöhnlich war diese Zärtlichkeit, daß Mado Tränen in die Augen traten.

„Sie haben ihn um sechs Uhr abgeführt. Ich hatte noch keine Zeit aufzuräumen."

Paul drückte Mado die Hand:

„Ich danke Ihnen, Genossin."

Als Mado nach Hause zurückkehrte, tobte der Vater immer noch.

„Ich rede schon nicht davon, was für ein Schlag das für Roche aîné ist, Lejean war meine Stütze... Aber er ist wirklich ein grundehrlicher Mann. Ich hatte gestern mit ihm Streit, war wohl zu hitzig... Alle haben endgültig den Verstand verloren. Wozu wollen sie die Arbeiter aufbringen? Uns fehlt die Einigkeit. Aber die Deutschen — die folgen Hitler... Gewiß, wir sind reicher, stärker, trotzdem habe ich Angst, Angst um Frankreich. Lejean aber tut mir leid..."

Überraschend für den Vater, erwiderte Mado:

„Du brauchst ihn nicht zu bedauern, beneiden kann man solche Menschen... Sie glauben, und ihnen wird geglaubt. Und was sind wir? Wir fürchten alles, zweifeln an allem."

Ihr fiel ein, daß Paul sie „Genossin" genannt hatte, und sie errötete.

Nivelle ging über den langen Korridor der Präfektur und stieß plötzlich auf Lejean, der von Polizisten abgeführt wurde. Lejean grüßte ihn spöttisch:

„Sie erkennen mich wohl nicht, Herr Nivelle?"

„Verzeihung... Hier ist es so dunkel." Dann wurde er plötz-

lich böse und fügte hinzu: „Sehen Sie, was Ihre Russen angerichtet haben?“

„Die Russen werden Frankreich noch retten.“

Vom ersten Kriegstage an führte Nivelle Tagebuch; er wollte, wenn auch nicht für sich, so doch für andere, die Erlebnisse der schweren Zeit festhalten. Nach der Begegnung mit Lejean notierte er:

„An der Front herrscht Ruhe. Der Krieg im Innern nimmt seinen Fortgang. Lejean wurde verhaftet. Ich bin ihm begegnet, es war sehr peinlich. Natürlich verstehe ich, daß die Kommunisten sich außerhalb der Nation gestellt haben. Aber es ist schwer und ausweglos. Ich weiß nicht, wer diesen Krieg braucht, jedenfalls nicht wir, ich glaube, auch die Deutschen nicht. Übrigens bleibt schon keine Wahl mehr. Hitler hat gewählt, er geht aufs Ganze, sogar einen Pakt mit den Bolschewiki ist er eingegangen. Mich überrascht seine Blindheit, ein Hasardspieler, der bereit ist, alles aufs Spiel zu setzen — seine Angehörigen, die Heimat, die Ehre, um sich dann zu erschießen, wenn er verspielt hat. Ein Spiel Karten, ein blasser Kerzenstummel im Morgengrauen und Trümmer — das ist das Ende Europas. Ich entsinne mich an ein Gespräch mit Schirke. Er sprach von der organischen Einheit der westlichen Zivilisation. Vielleicht ist Schirke schon eingezogen und steht an unserer Grenze... Wir kämpfen ja gerade für den Sieg der westlichen Zivilisation, für ihr Weimar gegen ein nazistisch-kommunistisches Reich. Morgen melde ich mich an die Front. Im Unterstand fühlt man sich jetzt wohler als am Schreibtisch. Elende Stimmung. Ganz Europa ist in Dunkelheit versunken wie diese Stadt. Dunkelheit herrscht auch im Bewußtsein. Die geraubte Persephone weint im Bombenkeller, und mir fehlt die Gabe, diese Tränen in die menschliche Sprache zu übertragen.“

Er wollte sich niederlegen, führte aber sein Vorhaben nicht aus, schritt auf und ab. Um ihn schwirrten, kreisten Worte, er wollte sie einfangen, sie flatterten aber davon. Eine Zeile hing in der Luft, wie ein gebrochener Zweig. Dann tönte plötzlich die schwarze, leere Welt; Worte kamen auf Nivelle zu, Töne, Gezwitscher, Schwingungen. Er schrieb bis zum Morgen und es schien ihm, daß er noch nie so flammend geschrieben habe.

Dann tagte es... Er rasierte sich, wollte ausgehen, da überkam ihn die Lust, das Geschriebene durchzulesen, doch etwas hielt ihn zurück; schließlich las er doch. Wie schlecht war das, wie verkrampft. Weder Harmonie noch Gefühl... Wahrscheinlich war jetzt nicht die Zeit, um Verse zu schreiben. Er knüllte die dünnen Blätter zusammen und entsann sich plötzlich des spöttischen Lächelns Lejeans im halbdunklen Korridor der Präfektur. In aufflammendem Zorn verzerrte sich sein Gesicht. Jetzt muß gekämpft werden, und wir werden euch besiegen, Herr Lejean!

Die Sitzung verlief stürmisch. Gegen Sergejs Projekt sprach sich Beltschew aus, der behauptete, daß Genosse Wlachow erstens kein Realist sei und die Möglichkeiten einer standardisierten Herstellung von Einzelteilen übertreibe, daß er zweitens im Sumpf alter Formeln schwimme und die lokalen Hilfsquellen ignoriere und schließlich, daß Genosse Grigorjew hundertmal recht habe. Beltschew sprach hitzig und glaubte an das, was er sagte, obwohl er gestern Sergej recht gegeben hatte. Grigorjews Rede hatte ihn umgestimmt. So war es immer: es brauchte nur jemand, der eine höhere Stellung bekleidete, ein Wort zu sagen, und schon hatte Beltschew ganz aufrichtig vergessen, was er einen Tag oder eine Stunde vorher behauptet hatte. Er verstand Sergej nicht: wenn Grigorjew etwas sagt, dann ist es eben so... Sergej beharrte jedoch auf seinem Standpunkt. Es wurde beschlossen, das von Sergej eingereichte Projekt noch einmal zu überprüfen. Sergej verfluchte im stillen Beltschew; mit den Ergebnissen der Sitzung war er jedoch zufrieden.

In grellen Farben ging der Oktobertag zur Neige. Auf den Boulevards spielten Kinder. Pärchen gingen spazieren. Eine Frau in buntem Kopftuch sagte zu einem Rotarmisten: „Und was für Weingläser ich gekriegt habe! Hauchdünne." Die frische Luft war voller Klänge, der Himmel kaum gefärbt. Sergej dachte: ein Glück, daß wir nicht Krieg führen... Er wollte sich das verdunkelte Paris vorstellen und konnte es nicht. Im Gedächtnis waren die Lichter der Freude haftengeblieben.

Und Mado?... Was ist mit ihr? Von brennender Sehnsucht übermannt, ließ er sich schwer auf eine Bank fallen, schloß die Augen. Mado kam ihm entgegen, im grünen Kleid, lächelnd... Er wird sie nie wiedersehen! Nicht einmal Briefe wird er erhalten... Zwischen ihnen steht der Krieg. Paris ist verschwunden, in Telegrammen, Deklarationen, Bulletins untergetaucht wie in Nebel. Wo ist Mado jetzt? Das stimmt schon, mit dem Schicksal kann man nicht Verstecken spielen.

Manchmal schien es Sergej, er vergesse Mado, und er empfand keine Erleichterung, sondern Schrecken, als verlöre er sich selbst; dann kehrte die Trauer wieder, und er beruhigte sich. Zu Unrecht warf er sich Leichtsinn vor: er konnte sich freuen, sogar fröhlich sein, doch in der Tiefe seines Herzens lebte Mado.

Er ging restlos in dem Moskauer Leben auf; jede Kleinigkeit berührte ihn hier. Während er in der Anlage auf der Bank saß, setzte er den Streit mit Beltschew fort. Warum sollte man nicht die Standardproduktion einführen können? Grigorjew ist ein tüchtiger Mann, er kann sich aber irren. Und Beltschew spricht ihm nach wie ein Papagei... Hier stand im vergangenen Jahr ein kümmerliches

Häuschen, und jetzt steht da ein prächtiges Gebäude. Moskau ist schöner geworden. Im Westen glauben sie nicht, daß wir das Bauen gelernt haben. Sie glauben überhaupt nichts. Sie wollten uns ans Messer liefern. Womit werden sie sich vor den Deutschen schützen? Mit Chamberlains Regenschirm? Nicht Hitler wollen sie zu Fall bringen, sondern uns. Man braucht nur Nivelle zu hören... Wir müßten wenigstens ein paar Jahre gewinnen... Grigorjew hält sich an die Schablone, so eine Stümperei... Gewiß, die Deutschen sind eine Macht, aber jetzt kann man leichter atmen — die Grenze ist weitergerückt.

Er dachte an die Felder Polens. Dort ist jetzt Asche, Blut.. Was wird mit Paris? Die Bank unter der Kastanie... Nein, Mado ist von Paris nicht zu trennen! Wäre es denn möglich, daß er mit ihr auf dieser Bank säße? Niemals!...

Neben ihm saßen jetzt zwei kräftige, braungebrannte Mädchen. Eine von ihnen erzählte lachend: „Als er mich sah, hat er sofort den Ton gewechselt." Sergej lächelte. Die Mädchen gingen fort. Die eine, die gelacht hatte, sah Olga ähnlich... Olga ist gut, sie ist nur noch ein Kind, auch ihr praktischer Sinn ist kindlich. Mutter muß sich behandeln lassen, sie sieht sehr elend aus... Was Wassja wohl auf seiner Reise ausgerichtet hat?

Sergej sah auf die Uhr, erhob sich hastig und sprang wie ein Junge auf die Straßenbahn.

Die Labasows feierten gleichzeitig Hochzeit und Einzug. Olga hatte darauf bestanden, auf Wassja zu warten, der auf einer Dienstreise war. Außer den Verwandten hatte sie ihre Schulfreundin Natascha Krylowa eingeladen. Labasow hatte zwei Mitarbeiter aus der Redaktion mitgebracht: den Sekretär Petja Drosdow und den Spezialisten für auswärtige Politik, den sechzigjährigen Samkow.

Der Hausherr führte als erstes die Gäste in der Wohnung herum; sie war nicht groß, zwei Zimmer, doch Semjon Iwanowitsch erläuterte umständlich jedes Detail. Vor der Toilette sagte er im Flüsterton: „Und hier — na, Sie wissen schon."

Labasow war zweiunddreißig Jahre alt; wohlbeleibt, von ungesunder Gesichtsfarbe, sah er älter aus, als er war, und wirkte ständig verschlafen. Seine kleinen Augen wurden erst lebhaft, wenn er glaubte, jemanden überlistet zu haben. Zum Redakteur war er vor zwei Jahren ernannt worden, vorher hatte er in einer Gewerkschaftsorganisation gearbeitet. Die Zeitungsarbeit liebte er nicht, war aber eifrig bei der Sache, las nachts zehnmal die Korrekturbogen und fand immer etwas „Zweifelhaftes", wie er sich ausdrückte. Stieß er auf einen neuen Vergleich oder auf ein originelles Epitheton, so griff seine Hand krampfhaft zum Rotstift. Zu seinen Mitarbeitern sagte er: „Das Kunststück besteht darin, sich nicht zu irren." Olga aber gestand er: „Auf den ersten Blick ist alles schön und

gut, doch plötzlich... Es ist leichter, im Feld einen Floh zu finden." Er war mit seiner Stellung zufrieden und machte sich über Petja Drosdow lustig, der immer höher hinaus wollte: „Wart nur, du wirst schon einmal ausgezeichnet werden — mit einem Nasenstüber!"

Die kleine, mit Sachen überladene Wohnung sah aus wie ein Kommissionsgeschäft. Semjon Iwanowitsch zeigte den Gästen stolz den Electrola, die Mahagonibetten, das Sofa mit einem Dutzend Seidenkissen und die eine Erdkugel darstellende Bronzeuhr.

Sergej sagte zu seiner Schwester:

„Wieviel Vasen ihr habt! Ich komme mir vor wie ein Elefant im Porzellanladen."

Olga lachte:

„Auch kein Malheur, wenn du eine umwirfst. Nur die Gläser mach mir nicht kaputt, davon habe ich wenig."

„Früher hatte ich auch nichts", meinte Semjon Iwanowitsch, „aber die Zeiten haben sich geändert, jetzt schaffen sich alle was an — neues Werden..."

Der sonst schweigsame Wassja sagte plötzlich, und wie Nina Georgijewna fand, sehr taktlos:

„Und ich kann das Gerümpel nicht leiden, ohne dieses Zeug hat man viel mehr Bewegungsfreiheit."

Das Essen war pompös: Kulebjaka, Krabben, Salat und Lachs von jener jungfräulichen Farbe, wie sie besser zur Hochzeitsfeier nicht passen kann, ein Spanferkel mit einer Papierrose; dann eine Torte, so rosig, daß Lachs und Rose verblaßten; reiner und gewürzter Schnaps, vier Weinsorten, Sekt. Semjon Iwanowitsch aß viel und hastig, doch irgendwie gleichgültig, als erfülle er eine Pflicht. Dafür aß Olga langsam, genoß jeden Bissen, so daß der schon satte und beschwipste Petja, als er sie ansah, nicht anders konnte und nach der Torte wieder zum Spanferkel zurückkehrte. Samkow schien die Leckerbissen gar nicht zu bemerken, als säße er in der Speisehalle. Wassja wurde, nachdem er getrunken, lebhaft und erzählte seiner Nachbarin Natascha von einer Zirkusvorstellung, in der ein Hypnotiseur beteuert hatte, er könne in die Menschen hineinsehen; jemand hatte dem Hypnotiseur die Uhr gestohlen, und er schrie: „Wo bleibt denn die Miliz?" Aus dem Publikum aber wurde ihm zugerufen: „Wenn du in die Menschen hineinsiehst, wozu brauchst du da die Miliz?" Natascha lachte so herzhaft, daß alle mitlachten, sogar Samkow, obwohl niemand die Geschichte mit angehört hatte.

Sergej wurde gebeten, von Paris zu erzählen; man hörte ihm aufmerksam und befremdet zu, als spräche er von den Sitten des Mittelalters oder von Sternenansammlungen. Nur Nina Georgijewna war erregt: sie wollte erfahren, was Sergej in Paris zugestoßen war.

Samkow zückte sein Notizbuch und fragte:

„Auf welche Karte setzt jetzt das große Finanzkapital?"

Natascha aber fand es sehr lustig, daß in Paris auf den Caféterrassen im Winter Öfen aufgestellt werden. Lachend wiederholte sie immer wieder: „Sie heizen die Straße, die komischen Käuze!"

Wassja fragte, ob vor dem Krieg in Paris viel gebaut worden sei; er war Architekt und träumte von den Städten der Zukunft — weißen, grünen, stillen Städten. Dann sagte er:

„Minsk ist nicht wiederzuerkennen, es ist eine große europäische Stadt geworden."

Alle wurden lebhaft, und Sergej merkte, daß ihn Minsk, das er niemals gesehen hatte, mehr interessierte als Paris. Das eine war ein Traum, wenn auch ein schöner, das andere war das Leben, wie der Baß des stämmigen Wassja, wie das Lachen Nataschas, wie die knarrende Stimme Samkows, hing doch von den Häusern von Minsk, von seinem Projekt — Grigorjew irrte sich doch! —, von tausend anderen Einzelheiten das Schicksal aller hier am Tisch Versammelten ab.

Wassja erwähnte die Schulen, und das Gespräch ging von der Architektur auf die Erziehung über.

„Die Kinder sind zu verwöhnt", erklärte Labasow. „Mein Vater hatte mich versohlt, und das hat nicht geschadet."

Nina Georgijewna war entrüstet:

„Auf diese Weise kann man auch zur mittelalterlichen Haus- und Eheordnung zurückkehren. Die Pädagogen müssen feinfühlig sein, es fehlt ihnen an Kultur, das Kind aber ist ein Bäumchen, man kann es leicht brechen."

Semjon Iwanowitsch schaltete das Radio ein:

„Wollen wir mal hören, was es in der Welt gibt."

Der Ansager berichtete von einer Kundgebung in Baranowitschi, dann von einem ungeheuren Kürbis; er sprach mit solchem Pathos, als hätte er diesen Kürbis selbst gezogen und damit die Menschheit gerettet... „Hören Sie jetzt Auslandsnachrichten..." Und der Ansager zählte die Bruttoregistertonnen auf, die die Deutschen tagsüber versenkt hatten.

Labasow schmunzelte:

„Immerhin rupfen sie die anderen, da kann man nichts sagen; das Kriegführen verstehen die."

Sergej ärgerte sich. Die Deutschen verstanden sich wirklich aufs Kriegführen. Von Chamberlain und Daladier aber war nichts zu erwarten... Doch worüber freute sich Labasow?

„Ich meine, wir haben keinen besonderen Grund, uns über die Erfolge der Faschisten zu freuen."

„Eh, eh! Ihre Terminologie ist veraltet." Semjon Iwanowitsch sagte immer „eh, eh", sobald er in der Redaktion zum Rotstift griff

„Ich bin kein Diplomat — aber schwarz bleibt schwarz."

„Wie man's nimmt", schnarrte Samkow, „im gegenwärtigen Moment... Kürzlich habe ich auf einer Versammlung der Lebensmittelarbeiter einen Referenten gehört, der hat das Problem auf neue Weise beleuchtet."

„Auch die Referenten können sich irren. Ich war in Deutschland nur auf der Durchreise. Aber in Paris bin ich einer deutschen Kommunistin begegnet..."

Und Sergej erzählte von Annas Leid.

„Diese Schufte!" rief Natascha aus.

Nina Georgijewna hatte Tränen in den Augen. Wassja sagte:

„Wir kommen um den Krieg mit ihnen nicht herum, früher oder später. Lieber später, inzwischen sammeln wir Kräfte."

Petja Drosdow brannte darauf, ein Wörtchen einzuwerfen; alle glaubten, er werde Öl ins Feuer gießen, doch er sagte:

„Wissen Sie, wie die Deutschen im Volk genannt werden? Unsere geschworenen Freunde."

Alle mußten lachen. Semjon Iwanowitsch zog das Grammophon auf. Petja tanzte mit Olga, Wassja mit Natascha.

„Sind die Französinnen hübsch?" fragte Labasow Sergej.

Sergej lachte:

„Geschmacksache. Es gibt solche und solche."

Petja lächelte verträumt.

„Im Film sind sie sehr hübsch... Aber wahrscheinlich sind sie käuflich."

Sergej zuckte die Achseln. Nina Georgijewna sah, wie er das Gesicht verzog, oder schien es ihr nur so? Da lachte Semjon Iwanowitsch plötzlich auf und sagte:

„Käufliche gibt es auch bei uns!"

Alle verstummten. Er ist doch widerlich, dachte Sergej. Natascha griff nach einer Zeitung, tat, als ob sie lese. Olga ging in die Küche und kehrte mit der Teekanne zurück.

„Wir werden gleich Tee trinken, er muß noch ein wenig ziehen."

Samkow nahm vom Eingemachten, leckte den Löffel ab und sagte:

„Schön haben Sie sich eingerichtet, Semjon Iwanowitsch. Und eine gute Frau haben Sie bekommen. Das ist ein großes Glück. Sie wissen es vielleicht selbst nicht, was für ein Glück das ist."

Samkows Frau, mit der er über dreißig Jahre gelebt hatte, war vor zwei Jahren gestorben; er machte einen traurigen, vernachlässigten Eindruck; wenn Samkow arbeitete oder über Politik sprach, fühlte er sich rüstig, doch jetzt, da er auf Olgas Hände blickte, während sie den Tee einschenkte, sah er plötzlich alt aus; greisenhaft murmelte er noch einmal:

„Ein großes Glück."

Labasow erwiderte:

„Ja, meine Frau ist, wie sie sein soll... Schade, daß wir schon den Urlaub hinter uns haben... Im nächsten Sommer fahren wir nach Sotschi. Olga will unbedingt ans Schwarze Meer, nicht wahr, Olga?“

Sie erwiderte nicht. Labasow fuhr fort:

„Ich ziehe ja etwas anderes vor: sitzen und angeln. Die Nachtarbeit, die Verantwortung — wie leicht kann etwas durchrutschen — nehmen die Nerven mit... Wenn man aber die Angel auswirft, das ist eine Erholung!“

Sergej mußte lächeln: vielleicht ist er gar nicht so schlimm? Nur sein wenig einnehmendes Äußere... Und Olga liebt er doch...

„Dieses Vergnügen ist nichts für mich“, sagte Petja, „unbeweglich auf einer Stelle sitzen und dann mit Gründlingen protzen!“

Petja, ein quicklebendiger, ewig beschäftigter Mensch, der sich mit grandiosen Plänen trug, hatte mit 26 Jahren zwei Ehen und zwei Scheidungen hinter sich, wechselte häufig die Wohnung, wobei er zu schwierigen Kombinationen griff, wechselte auch verschiedentlich seinen Beruf — vor der Redaktion hatte er im Volkskommissariat für Holzindustrie gearbeitet und noch früher in einer Filmfabrik. Jede Woche erschreckte er Semjon Iwanowitsch mit seinen Vorschlägen zur „Belebung der Zeitung“. Labasow erinnerte sich an Petjas letzten Einfall und sagte:

„Du würdest ja nicht einmal einen Gründling fangen! Mit deinem Temperament verscheuchst du nur die Fische. Bei Gott, der reinste Dynamo. Wissen Sie, was er mir gestern vorgeschlagen hat? ‚Riesenschlagzeilen‘ in der Zeitung zu bringen, können Sie sich das vorstellen? Als ob wir ein Boulevardblättchen wären. Wenn ich auf ihn hören würde... Und das kommt alles vom Ehrgeiz. Er ist wie besessen darauf hochzukommen.“

„Das will jeder“, erwiderte Petja. „Außerdem hat das gar nichts mit Ehrgeiz zu tun, das ist einfach schöpferisches Suchen.“

„Na, na, rede nicht! Sieh mich mal an, ich bin dick, gebe mich aber nicht für einen schlanken Jüngling aus. Unser Bildberichterstatter hat mir gesagt: ‚Wenn wer geknipst wird, ist Petja immer prompt zur Stelle‘ — er hofft, mit auf die Platte zu kommen. Im Frühjahr wurde er krank, verlor den Appetit, der Arzt sprach von Magengeschwür, fünf Kilo hatte er verloren. Und was glaubt ihr?... Keine Spur von einem Magengeschwür — Gudalow hatte das ‚Ehrenzeichen‘ bekommen, und Petja trocknete ein wie 'ne Zitrone, mit Mühe habe ich ihn wieder auf die Beine gebracht.“

„Das mit Gudalow stimmt nicht! Natürlich habe ich mich aufgeregt, geärgert... Aber Gudalow hat die Auszeichnung verdient... Und mit den ‚Schlagzeilen‘ verhält es sich ganz anders... Was hat das mit Ehrgeiz zu tun? Ich weiß sehr gut, daß es dafür keine Belohnung gibt. Hinausfliegen kann man... Aber

man möchte doch zu gern mal was wagen. Wie Majakowski schrieb: ‚Wettlauf rührt als Gott des Herzens Trommel uns an.'“

Labasow sagte, er lese Gedichte nur, wenn es der Dienst verlange. Sergej schwieg. Natascha gestand schüchtern, sie ziehe Lermontow vor. Nur Wassja unterstützte Petja:

„Ich verstehe zwar nicht viel von Gedichten, aber Majakowski ist wundervoll.“

Worüber sprachen sie noch am runden Tisch unter der großen Lampe? Über Pogodins Theaterstück, über das Schachturnier, darüber, daß auf der Landwirtschaftlichen Ausstellung herrliche Zitronen zu haben sind, über Wohnungen, Hochzeiten, Scheidungen und wieder über Kinder — wann werden sie endlich Anstand lernen? — und wieder vom Krieg: welche Befestigung wird wohl stabiler sein, die Maginot- oder die Siegfriedlinie? Rundum aber herrschte tiefer Friede, auf dem Tisch das duftende Himbeergelee, darüber die hellen, ruhigen Augen Olgas. Unwahr schien, daß irgendwo Bomben Wohnhäuser zerstörten und Reste versenkter „Bruttoregistertonnen“ trieben, von denen der Ansager gesprochen hatte, daß Menschen in Rettungsbooten, auf Flößen, auf Brettern gegen haushohe Wellen ankämpften.

Dann saßen sie ermüdet eine Weile schweigend, und die Uhr, die die Erdkugel darstellte, sprach leise von der Dauer und Gemessenheit des Daseins.

Die Gäste gingen. Olga räumte schweigend auf. Semjon Iwanowitsch zog den Rock aus, öffnete den Kragen und verwandelte sich sogleich in den ländlichen Labasow, der stillvergnügt mit der Angel am Wasser sitzt. Er war bei glänzender Laune: ein gutgelungener Abend. Und Olga — das war in der Tat ein Glück, der alte Samkow hatte recht... Doch plötzlich sagte Olga, ihn starr anblickend:

„Wenn du glaubst, mich hat deine Stellung gereizt, dann irrst du dich. Ich kann morgen wieder zur Mutter zurück.“

„Warum dieses Theater?“

„Weil es mich anekelt. Du glaubst wohl, du hast mich gekauft?“

In diesem Augenblick hätte niemand Olga wiedererkannt: ihre hellen Augen waren dunkel geworden, das schöne, aber leblose Gesicht wurde hart. Und sie sprach im Flüsterton:

„Du irrst dich, mein Lieber!“

Semjon Iwanowitsch sah Olga nicht zum erstenmal in einem solchen Zustand. Er wußte, daß er sie nur zu umarmen brauchte, damit sie gleich wieder ruhig, schwach und gefügig wurde. Selbstbewußt ging er auf sie zu, nahm sie bei den Schultern. Sie riß sich los:

„Faß mich nicht an! Ich gehe jetzt schlafen! Laß es dir nicht einfallen, mich zu wecken!“

Sie schlüpfte schnell ins Bett und zog die Decke über die Ohren. Semjon Iwanowitsch kratzte sich betrübt die Hängebacken. Sie hatte doch nur wenig getrunken... Ein schwieriger Charakter. Und so ruhig im Beisein Fremder. Wenn er sie reizt, geht sie wirklich noch auf und davon... Dann posaunt es Petja in der ganzen Stadt aus...

Olga machte sich Vorwürfe: warum bin ich nur zu ihm gezogen? Jetzt glaubt er, daß er mich gekauft hat. Wenn ich wirklich ausgesucht hätte, dann würde ich auch etwas Besseres gefunden haben... Und das Schlimmste ist, daß er recht hat. Gewiß, nicht mit Geld, aber er hat mich gekauft... Heute habe ich noch Charakterstärke bewiesen, aber morgen? Jetzt ist er mein Mann, das ist nicht so, daß ich vorbeikomme — wir wohnen zusammen... Oh, wie ist das schwer! Ich arbeite besser als er und doch bin ich ein Weib, wollte Geborgenheit, Glück, und dafür quäle ich mich...

Wassja fragte Natascha, wo sie wohne.

„In der Tschistygasse bei der Kropotkinstraße."

„Da haben wir ja den gleichen Weg. Nicht ganz, aber nach einer solchen Nacht tut frische Luft gut."

Wassja ging neben ihr und schwieg. Er war erst gestern von Minsk nach Moskau zurückgekehrt, und mit stiller Freude nahm er alles rings um sich auf: die bekannten Straßen, die Lichter und besonders die Tatsache, daß Natascha neben ihm ging. Immer wieder dachte er: ein lieber Kerl!

Natascha war verlegen: warum schweigt er? Bringt mich nach Hause und schweigt. Vielleicht glaubt er, daß ich nichts verstehe? Gewiß, ich habe dort manch dummes Zeug geschwatzt, wir haben Sekt getrunken, getanzt... Voller Bitternis dachte Natascha: mein Beruf ist so begrenzt, das interessiert nur wenige. Dann aber beschloß sie: wie dem auch sei, soll er sehen, daß ich nicht nur tanzen kann! Und ohne jede Einleitung erzählte sie ihm von den Arbeiten Professor Bubnows: alle Pflanzen hungern, ihnen fehlt es an Feuchtigkeit, die Welt würde aufblühen, wenn man den Pflanzen mehr Nahrung gäbe... Sie sprach ohne Unterbrechung, fast bis zu ihrem Haus, fürchtete, ihren Begleiter anzublicken — wenn er sie nun auslachte?... Und sie verstummte ebenso unvermittelt, wie sie begonnen hatte. Wassja sagte:

„Interessant! Und Sie können so gut erzählen."

Er wollte noch etwas sagen, aber die Worte fehlten ihm, beim Abschied drückte er ihr fest die Hand, und Natascha fühlte, daß er sie nicht lächerlich fand. Als sie sich auszog, dachte sie sogar: ich scheine ihm zu gefallen... Und befahl sich sogleich: Quatsch! Sofort schlafen!

Wassja aber lief durch die ganze Stadt nach Hause und lächelte. Ein lieber Kerl! Mit den Pflanzen hatte sie wohl etwas durcheinandergebracht... Aber — ein sehr lieber Kerl!

Sergej begleitete Nina Georgijewna. Sie sagte:

„Oletschka ist glücklich. Vielleicht ist es besser so, ohne stürmische Gefühle. Mir fällt es schwer, das zu verstehen... Aber Olga ist ruhig, auch ihre Liebe ist ausgeglichen. Nicht wahr, Serjosha?“

Er hatte zerstreut hingehört und sagte auf einmal:

„Mir gefällt es, daß er gern angelt.“

Nachdem Sergej die Mutter nach Hause gebracht hatte, streifte er noch durch die Stadt. Über ihm waren die herbstlichen Sterne, doch er sah sie nicht. Er dachte weder an die Nächte von Paris noch an Mado. Die Ereignisse des Tages waren versunken: sein Projekt, der Streit mit Grigorjew, der Abend bei Olga. Es kommt vor, daß der Mensch an etwas Wichtiges denkt, und seine Gedanken sind so verschwommen, so erhaben, daß er sich nicht bewußt wird, woran er denkt, während Worte und Gestalten vorüberziehen. So ging es Sergej in dieser Nacht. Mit seinem ganzen Wesen empfand er den tiefen Frieden Moskaus — die Spiele der Kinder, das Lachen der stupsnasigen Natascha, das bleischwere Herz Olgas, die Einsamkeit der Mutter, den Atem der Tausende von Häusern, in denen Menschen zusammenkommen, auseinandergehen, in denen Greise sich ruhelos herumwerfen und Neugeborene schreien, diesen Frieden, alt wie die Erde, wie ihr Grün, wie der Schnee. Aber Sergej ahnte schon den Krieg; nicht der Rundfunk röchelte, sondern die Menschen, und eine Nacht — ohne Lichter, ohne Liebe, ohne Glück — eine furchtbare Nacht zog herauf.

Er ging an den Fluß, und plötzlich lag im kalten Grün der Morgendämmerung der Kreml vor ihm — Festung, Schönheit, Wille. Da lächelte Sergej, machte eine unbewußte Handbewegung und ging langsam, an nichts mehr denkend, sterbensmüde, aber beruhigt, nach Hause, zur Kudrinskaja.

* 21 *

Irgend jemand hatte Nataschas Vater, Dmitri Alexejewitsch Krylow, im Scherz einen „Don Quichotte aus Lipezk“ genannt, obgleich er keineswegs diesem Ritter von der traurigen Gestalt glich — er hatte rosige Wangen, war rundlich und von unverwüstlichem Humor. Don Quichotte nannte man ihn, weil er sich fremden Leids annahm. „Bist du ein Deputierter?“ murrte Warwara Iljinitschna, die um die Gesundheit ihres Mannes besorgt war, der nie zu Ende aß, wenig schlief und mit seinen fünfzig Jahren von früh bis spät unterwegs war. Dmitri Alexejewitsch erwiderte ihr: „Ich bin Kommunist, meine Liebe, und das verpflichtet einen immerhin zu verschiedenem.“

Er war Arzt, arbeitete in einem Krankenhaus, doch wandten sich an ihn Leute mit Fragen, die nichts mit Hals und Nase zu schaffen hatten: es hieß, Krylow könne in allen Dingen helfen. Einmal sagte der Parteileiter zu ihm:

„Dmitri Alexejewitsch, Sie müssen auch an sich denken, Sie sind doch kein Jüngling mehr. Warum kommt sie mit Wohnungsfragen zu Ihnen?... Dafür gibt es spezielle Behörden."

Dmitri Alexejewitsch brauste auf:

„Ich staune nur, wie ein Parteimitglied so reden kann! Behörden bleiben Behörden, und Mensch bleibt Mensch. Wie soll ich die Polypen dieser Bürgerin heilen, wenn man ihr zu Unrecht die Wohnung genommen hat? Sie wohnt jetzt bei ihrer Schwester, und die Schwester hat Tuberkulose, kapiert? So kommt es, daß man seine Nase nicht nur in fremde Nasen stecken muß. Es genügt nicht, lieber Genosse, die Heilmethoden einer Krankheit zu entdecken, man muß sie auch anzuwenden verstehen. Die Methoden werden von Genies entdeckt, hören Sie, von Ge-nies! Wenn aber der Arzt ein Stümper ist, dann befördert er trotz aller genialen Entdeckungen seinen Patienten ins Jenseits. Den Kommunismus werden Sie ohne Kommunisten nicht aufbauen! Nehmen Sie eine Krankheit, sie hat Millionen von Varianten, das heißt, hier setzt eben die individuelle Behandlung des Menschen ein. Sie aber haben viel gelesen und nichts verstanden! Wenn ich Kommunist bin, dann geht mich buchstäblich alles an. Oder glauben Sie, daß ich mir ein Schildchen vor die Brust hänge mit der Aufschrift: ‚Ausschließlich für Rachenfragen zuständig.' Kurzum, wenn Sie nicht helfen wollen, dann nehme ich mich selbst der Sache an, heute noch gehe ich in den Bezirkssowjet!"

Dmitri Alexejewitsch liebte das Leben. Sprach Natascha von Pfropfreis oder Nährböden, dann sperrte er die Augen auf und hörte fasziniert zu. Seine Frau war Bibliothekarin; wenn er ein Buch gelesen hatte, rief er: „Warja, was sagen die Leser? Ich finde, die Heldin ist eine dumme Gans!" Wochenlang konnte er Betrachtungen anstellen, ob der Held recht gehandelt habe oder nicht, und wenn ein Roman ihm mißfiel, kanzelte er den Verfasser ab, als säße er ihm gegenüber: „Wozu mußte das in die Welt gesetzt werden? Der Mensch ist schließlich kein Infusorium und keine Walzmaschine, sondern ein bißchen komplizierter! Entweder du kriechst in ihn hinein oder du läßt die Schreiberei, kein Mensch zwingt dich dazu; stell lieber Papier her, damit Tolstoi gedruckt werden kann. Überlegt euch doch, Papier ist knapp, und die Zeit ist auch bemessen, um alle guten Bücher zu lesen, zehn Leben reichen nicht aus, der aber steckt uns einen solchen Unsinn zu." Wenn Natascha mit dem Vater ins Theater ging, wurde ihr heiß und kalt — Dmitri Alexejewitsch regte sich auf wie ein Kind, fragte während der Vorstellung: „Was glaubst du, versteht sie, was los ist?" Er bangte, die Heldin werde zu spät hinter die Schliche

des Bösewichts kommen, oder der in seiner Eifersucht verblendete Mann würde sich nicht rechtzeitig besinnen. War Krylow auswärts, so unterhielt er sich mit allen, war entzückt, entrüstet. „So wunderbare Äpfel!" „Und das nennt sich Schule? Eine Schweinerei!" Stundenlang schwatzte er mit langeingesessenen Bewohnern, konnte sich von einer Maschine nicht losreißen, deren Mechanismus er nicht verstand. Sich die Finger schleckend, aß er Wareniki oder Pelmeni und sagte begeistert: „Ha, was haben wir doch für ein Land!"

Und so kam es, daß Doktor Krylow von Walja Steschenko aufgesucht wurde, die weder ein Nasen- noch Halsleiden hatte und nach wie vor ein Filmstar werden wollte, obwohl kein Mensch im Institut ein besonderes Talent in ihr entdecken konnte. Als Walja vor Dmitri Alexejewitsch stand, wurde sie verlegen. Sie hatte sich Krylow klein, still, bebrillt vorgestellt, vor ihr aber stand ein Herkules, der kräftig durch seine Zigarettenspitze pustete. Der Doktor bellte:

„Was haben Sie? Legen Sie los, aber kurz, sonst verspäte ich ins Krankenhaus."

„Golubewa hat mir geraten, mich an Sie zu wenden, vielleicht entsinnen Sie sich — Antonina Wassiljewna."

„Nein, ich entsinne mich nicht. Warum muß ich mich entsinnen? Golubewa, meinetwegen Golubewa. Könnten Sie sich nicht kürzer fassen?"

Walja hatte sich alles, was sie sagen wollte, gut überlegt, doch jetzt verlor sie die Geistesgegenwart.

„Sie haben sie behandelt, sie hatte Mandelentzündung, Sie haben ihr zur Anmeldung verholfen."

„Ich entsinne mich nicht! Golubewas gibt's auf der Welt hunderttausend, mit Mandelentzündungen ebenso viele, und ohne Anmeldung gibt es eine Million, kapiert? Na und? Man will ihr nicht verlängern?"

„Nein, bei der ist alles in Ordnung, sie hat mir nur geraten... Sie müssen nicht glauben, daß ich mich gleich entschlossen habe, ich habe an die Zeitung geschrieben, die Briefabteilung hat geantwortet, daß sie die Sache weiterleiten wird, und hat sie wieder an Semipalow überwiesen..."

„Sagen Sie mir bitte: Werden Sie mit Ihrer Einleitung bis zum Abend fertig oder nicht? Vielleicht werden Sie für mich die Kranken empfangen? Reden Sie frei von der Leber weg, was Ihnen so Absonderliches zugestoßen ist."

„Ich spreche nicht von mir... Hören Sie mich bitte bis zu Ende an. Sie ist ganz bestimmt unschuldig! Glaskow hatte sechzig Meter vom Lager angefordert, sie wollte eine Quittung haben, da hat er sie angeschnauzt: ‚Sie mißtrauen dem Chef!' Sie hat erst zwei

Monate dort gearbeitet. Sie ist neunzehn Jahre alt, die Mutter arbeitsunfähig. Bei Glaskow ist alles glatt abgegangen — sein Schwager ist Staatsanwalt. Sie aber hat drei Jahre bekommen. Die Mutter ist in furchtbarer Verfassung."

„Ich verstehe kein Wort!"

„Und wenn einem Menschen das Leben verpfuscht wird, ist das zu verstehen?"

„Seien Sie still! Antworten Sie nur auf meine Fragen! Wie heißt die Bürgerin, die den Stoff geklaut hat?"

„Gestohlen hat der Chef, Glaskow, sie aber ist völlig unschuldig."

„Beantworten Sie die Fragen! Wie heißt sie, na, die Unschuldige?"

„Nadja Karnauchowa."

„Ihre Schwester?"

„Keine Spur! Ich bin aus Kiew. Sie ist meine Nachbarin, ich wohne dort. Hin und wieder habe ich ihrer Mutter geholfen, sie ist Vollinvalide. Und Nadja hat sich bei mir Bücher ausgeliehen."

Walja lächelte schuldbewußt, und ihr gewöhnliches, wenig ausdrucksvolles Gesicht wurde auf einmal so anziehend, daß Dmitri Alexejewitsch seinen Ton dämpfte.

„Also nicht einmal eine Verwandte?... Und warum sind Sie so überzeugt, daß Ihre Nadja nicht in diese üble Geschichte verwickelt ist?"

„Sie kam damals verzweifelt zu mir, weil sie den Stoff ohne Quittung ausgegeben hatte. Ich habe ihr einen ordentlichen Schrekken eingejagt und geraten, sofort Meldung zu erstatten. Wir haben das Schreiben zusammen aufgesetzt... Semipalow hat aber die Meldung an Glaskow weitergegeben. Der beschloß, Nadja zugrunde zu richten, wo sein Schwager doch Staatsanwalt ist. Ich habe Ihnen alle Dokumente mitgebracht... Der Verteidiger hat mir ein paarmal versichert, sie sei völlig unschuldig, aber eine unglückliche Verquickung — sein Schwager..."

„Hat sich was, auch ein großes Tier, Bezirksstaatsanwalt! Leben wir vielleicht im Dschungel? Und Sie lassen auch gleich den Kopf hängen, schämen Sie sich! In Ihrem Alter muß man stürmen... Na gut, ich werde mich der Sache annehmen. Nun machen Sie aber, daß Sie fortkommen! Ich muß mich noch umziehen, kapiert?"

Zwei Monate verwandte Krylow für diese, wie er selbst sagte, „dreimal verflixte Karnauchowa". Warwara Iljinitschna brummte: „Ich bin überzeugt, daß sie geklaut hat, alle klauen sie... Du kannst ohne Aufregungen nicht leben! Aus einer Lagerarbeiterin wird ein Dreyfus gemacht!" Aber Krylow hörte nicht hin. Er suchte Labasow auf, den er bei Natascha kennengelernt hatte.

„Ein himmelschreiender Fall, Semjon Iwanowitsch! Ich brauche dringend Ihre Hilfe, die Stimme der Presse!"

Er erzählte Labasow ausführlich alle Einzelheiten. Semjon Iwanowitsch hörte mißlaunig zu, blickte Krylow dann mit seinen verschlafenen Augen an und sagte:

„Dmitri Alexejewitsch, Sie sollten sich das nicht so zu Herzen nehmen. Hat sie drei Jahre bekommen? Hat sie. Also wird das schon seine Bewandtnis haben. Da ist doch nichts Schlimmes dabei, sie wird ihre Zeit abarbeiten und ein Mensch werden. Lassen wir lieber die Finger davon!"

Krylow verließ ihn wutentbrannt; zu Natascha sagte er: „Deine Olga hat einen Gefrierfisch geheiratet, kapiert?"

Dmitri Alexejewitsch war nicht der Mann, der nachgab. Er war überzeugt, daß Nadja Karnauchowa unschuldig litt, und erreichte sein Ziel: der Staatsanwalt der Republik ordnete eine Revision an. Bald darauf wurde Nadja Karnauchowa entlassen, Glaskow wurde vor Gericht gestellt und die Kontrollkommission nahm sich Semipalow vor. Krylow strahlte, er ließ sogar ganz ruhig die Seufzer Warwara Iljinitschnas über sich ergehen: „Das ist alles sehr schön, aber an dich denkst du kein bißchen."

„Nun überleg doch mal, Warja, ist es nicht schwer, einen Menschen zur Welt zu bringen? Du weißt es selbst, neun Monate hast du Natascha getragen, wie am Spieß gebrüllt. Und dann? Wieviel Jahre hast du für sie hergegeben? Bald waren es die Zähnchen, bald Masern, bald Hirngespinste, bald Unentschlossenheit bei der Berufswahl. Aber einen Menschen zugrunde richten, das ist im Handumdrehen geschehen, drei Minuten, ein Federstrich. Du meinst, weil wir eine so zahlreiche Bevölkerung haben, kommt es auf einen Menschen mehr oder weniger nicht an? Gewiß, eine schwere Zeit. Diese Weißfinnen — Kampfaufklärung, sie wollen uns auf den Zahn fühlen... Ich verstehe, man muß achtsam mit Stoff umgehen, klar. Viele haben noch nicht mal genug, um ihre Blöße zu bedecken. Ich würde diesem Glaskow zehn Jahre aufbrummen, mag der Schuft Erde schaufeln oder Holz fällen. Aber sage selbst: soll man mit dem Mädchen nicht auch achtsam umgehen? Ist sie vielleicht weniger wert als Stoff?"

Walja kam, um sich zu bedanken, brachte einen Topf Treibhausflieder; sie hatte ihn kaum tragen können, der Strauch schien größer zu sein als sie selbst.

„Sobald Nadja wieder in Moskau ist, kommt sie zu Ihnen. Und ihre Mutter läßt Ihnen auch danken. Die Blumen aber sind von mir."

„Was fällt Ihnen ein? Das hätten Sie lieber einem Jungen schenken sollen, einem, der Phantasie hat... Ah, wie das duftet! Halt! Sie bleiben zum Essen. Warja, da ist sie, die Walja... Wie ist Ihr

Nachname? Steschenko? Gut, Steschenkos gibt es nicht so viele, das merke ich mir. Natascha! Ich empfehle sie dir bestens. Sie hat sich für ihre Nachbarin eingesetzt, kapiert? Mögen sie im Ausland schreiben, was sie wollen, wir aber ziehen sie doch groß..."

* 22 *

Lancier lachte hell auf, als er Leo in Uniform sah.

„Weißt du, wie du aussiehst? Wie ein Komödiant!"

„Dann ist alles in Ordnung — das ist ja auch ein richtiger Mummenschanz."

„Ja, erstaunliche Sache, fünf Monate führen wir Krieg und spüren nichts davon. 1914 war es anders."

Leo lächelte.

„Und dennoch sind Opfer zu beklagen: im Schützengraben hat sich ein Aufklärer aus Langeweile erhängt!"

„Ha, ha, ha! Prächtig!... Aber du in Uniform, das ist noch komischer!... Wann fährst du?"

„Morgen. An die belgische Grenze. Kannst du dir diese Langeweile vorstellen?"

„Du wirst Chinesisch lernen oder Patience legen müssen. Louis schreibt, daß sie nicht wissen, wie sie die Zeit totschlagen sollen. Ich habe ihm zehn Kriminalromane geschickt."

„Mir scheint, nur Leontine glaubt, das sei ein richtiger Krieg. Es fällt mir schwer, sie allein zu lassen. Du weißt doch, daß sie in andern Umständen ist."

„Mach dir keine Sorge, wir lassen sie nicht im Stich... Wie lange kann das alles dauern? Es heißt, daß wir im Sommer die Siegfriedlinie stürmen werden."

„Ich habe gehört, nicht vor Frühjahr 1941. Wenn es nur keine Überraschungen gibt."

„Ich glaube, es wird Überraschungen geben. Oberst Finelot sagte mir, daß Operationen im Norden beginnen werden, wenn die Finnen sich noch halten. Es heißt, Weygand beabsichtigt, Baku anzugreifen."

„Diese Idioten! Als hätten wir nicht genug mit den Deutschen! Wozu noch mit den Russen anbändeln?"

„Da spricht dein Blut", Lancier schlug Leo aufs Knie. „Nichts für ungut. Du bist mehr Franzose als ich. Und die Russen läßt man wirklich besser in Ruhe, es sind ihrer so viele, und alles Fanatiker! Aber verstehst du, Leo, überall nur Politik. Man könnte meinen, daß wir nicht im Krieg stehen, sondern in einer Wahlkampagne. Es hängt mir schon zum Halse heraus!"

„Und mir erst recht! Nun trage gefälligst diesen Sack und grüße jeden Unteroffizier. Ich träume schon von Urlaub im Juni oder

Juli. Und wenn nun alles bis zum Sommer vorbei ist?... Leontine wird nach der Niederkunft nach Bidart gehen. Maurice, fahrt doch für den Sommer dorthin. Meiner Frau wird nicht so einsam sein. Vielleicht komme ich auch los. Du wirst sehen, es ist das reinste Paradies. Freilich, ‚Gellinotte‘ ist luxuriöser, dafür habe ich das Meer. Du wirst den dortigen Wein probieren. Ich weiß, daß du gern ‚Muscadet‘ trinkst. Aber der ‚Jurançon‘ erhitzt, das ist die Sonne im Glas. Und Mado wird arbeiten können, die Berge haben dort eine wundervolle Farbe, lila sind sie, aber anders als Flieder und auch anders als Veilchen... Wie Feldhyazinthen.“

‚Komisch‘, dachte Lancier, ‚jetzt ist es viel ruhiger als vor dem Krieg. Damals hatten wir Gott weiß was erwartet, schon das Wort „Krieg“ hatte uns um den Verstand gebracht. Auch in den ersten Tagen hatten wir uns aufgeregt, liefen ständig mit der Gasmaske herum, reisten in die Berge. Nivelle wollte an die Front gehen. Lächerlich! Wie sich erweist, kann man auch im Krieg leben. Gewiß, Paris ist abends dunkel, doch das hat auch seine Reize, so sah es wahrscheinlich zu Villons Zeiten aus. Viel zu tun gibt's. Lejean halten sie immer noch im Gefängnis. Und nun ist Leo einberufen. Als gebe es ohne ihn nicht genug Soldaten!... Übrigens ist Murren eine Sünde; wenn auch ein komischer Krieg, so ist es doch ein Krieg. Schlimm, daß Marceline sich aufregt, sie glaubt, Louis könnte fallen. Sie ist sehr gealtert, früher hat sie die Kirche nur an großen Feiertagen besucht, jetzt geht sie öfter hin. Ja, als wir Krieg geführt haben, war es anders... Angriff, Rückzug, Granaten, MGs, die Hölle... Und heute unterhalten die Deutschen unsere Soldaten mit Musikstücken. Schlägt man die Zeitung auf, so versteht man nicht, gegen wen Krieg geführt wird. Einige Zeilen über die Deutschen und alles übrige über die Russen. Paradox!... Wie witzig hatte das doch Villon damals ausgedrückt:

In Not erwart vom Feinde Nutz,
Nur was der Lügner spricht, ist wahr,
Beim Feigling findst du sichern Schutz,
Und der Verliebte nur sieht klar.

Übrigens, nicht immer sehen Verliebte klar. Ich gehe jede Wette ein, daß Berty Mado gegenüber nicht gleichgültig ist. Man braucht ihn nur anzusehen, wenn er nach ihrer Gesundheit fragt... Aber wenn ich ihn zu uns bitte, so lehnt er ab. Habe ihn auch heute erfolglos angerufen, er sagt, er sei verhindert... Die arme Mado, sie ist blaß und dünn geworden, aber es steht ihr gut, sie ist so noch hübscher. Sie könnte allen den Kopf verdrehen und lebt wie eine Nonne...‘

Es dunkelte. Mado wollte Licht machen und schrak zusammen: es schien ihr, als stünde Sergej neben ihr. Zum erstenmal nach seiner Abreise hatte Mado seinen Namen ausgesprochen. Voller Gram dachte sie: ich habe niemanden, mit dem ich über ihn sprechen könnte. Sembat glaubt in mich verliebt zu sein. Wie kann ich da mit ihm über Sergej sprechen?...

Noch nie zuvor hatte ihr Elternhaus so sehr auf ihr gelastet wie in diesem Winter. Die Mutter weinte oder betete. Der Vater schrie, daß die schwere Artillerie siegen werde, und beruhigte sich selbst hinterher: es gibt ja gar keinen Krieg; wie Beschwörungsformeln wiederholte er Küchenrezepte: „Ausgiebig in Weißwein und Estragon weichen, dann reichlich spicken." ... Ringsum nicht eine Menschenseele! Die Zeitungen schreiben, daß es die Russen in Finnland schwer haben, strenger Winter, Menschen erfrieren. Vielleicht ist Sergej dort?... Er kämpft und weiß wofür. Josette weiß es auch...

Sie fühlte, daß sie nicht länger im Zimmer bleiben konnte, zog sich an und verließ schnell das Haus, ohne zu wissen, wohin sie geht. Der Vater rief ihr nach:

„Mado, komm rechtzeitig zum Essen, wir haben heute Besuch. Es gibt Klößchen und Ente à la Rouen."

Die Gäste besprachen lange die Kriegsaussichten — alle waren Strategen, und die Streichhölzer auf dem Tisch illustrierten die kühnsten Pläne. Nur Professor Dumas beteiligte sich nicht an der Diskussion. Als Lancier ihn fragte, was er vom Durchbruch der Siegfriedlinie halte, erwiderte er:

„Sparen Sie lieber die Streichhölzer."

„Der Schlag muß gegen die empfindlichste Stelle geführt werden", sagte Nivelle. „Folglich ist die vernünftigste Variante: Finnland, dann Leningrad."

Doktor Morillot polterte:

„Sie haben ja viel vor!... Als wüßten Sie nicht, daß wir vor Saarbrücken haltgemacht haben und umgekehrt sind, ohne einen Schuß abzufeuern? Das ist kein Krieg, sondern eine Posse!"

Mados Unaufmerksamkeit verstimmte Lancier, er hatte ihr doch gesagt, daß er auf dieses Essen sehr viel Phantasie verwandt hatte, und nun kam sie nicht... Lanciers kulinarische Möglichkeiten hatte der Krieg nicht beeinflußt; der anspruchsvolle Nivelle fand keine Worte, um den Hechtklößchen gerecht zu werden. Mußte doch Doktor Morillot den schönen Abend verpatzen! Er hatte es übrigens ohne jede böse Absicht getan. Morillot neckte gern seine Mitmenschen, sagte ihnen die Wahrheit ins Gesicht; heute war er aber glänzend gelaunt und unterhielt alle mit verschiedenen Sensationen. Er behandelte Arme und Reiche und war stets mit Anekdoten, Klatsch, Gerüchten bis an den Rand gefüllt. Als Nivelle den neuen Bombertyp erwähnte, sagte Morillot:

„Apropos Fliegerei, unsere Machthaber haben beschlossen, den Apparat zu erneuern. Die Kontrolle über die Flugzeugindustrie soll einem Neuling übertragen werden."

Lancier war mit seiner Ente beschäftigt und fragte ohne jedes Interesse, aus purer Höflichkeit:

„Wem denn?"

„Ich kenne ihn nicht, kann mich nicht einmal entsinnen, ob ich dem Namen schon begegnet bin... Ein gewisser Gaston Roy."

Lancier fand noch die Kraft, einen Ruf des Erstaunens zu unterdrücken; er schob nur den Teller fort und wischte sich mit der Serviette die Stirn. Es geschah aber etwas ganz Unvorhergesehenes. Doktor Morillot behandelte Frau Lancier über zwanzig Jahre, war ein häufiger Gast in „Corbeille" und hatte es noch nicht erlebt, daß Marceline sich an einem Gespräch über Politik beteiligte. Jetzt aber rief sie:

„Wozu halten sie Louis an der Front? Wenn man militärische Angelegenheiten einem Spion anvertraut, dann muß Louis entlassen werden. Wieviel junge Leben geben sie dem Verderben preis!"

Morillot, höchst verblüfft über die Wirkung seiner Worte und ahnungslos, was Frau Lancier in solche Erregung versetzen konnte, murmelte:

„Ich wundere mich nicht, die Leute haben keinen Verstand."

Marceline erwiderte:

„Sie haben kein Gewissen."

Sie ging. Alle schwiegen. Lancier konnte seinen Freunden nicht erklären, warum Marceline so erregt war. Er sagte sich: vielleicht bin ich damals zu hitzig gewesen? Wenn diesem Roy so eine verantwortungsvolle Sache anvertraut wird, ist er wohl ein ehrlicher Mensch und guter Franzose. Gewiß, er hat mit den Deutschen gearbeitet, aber damals war kein Krieg... Und Lancier sagte:

„Marceline ist in letzter Zeit sehr nervös. Was wollen Sie — sie ist doch Mutter. Gewiß, augenblicklich wird nicht gekämpft, sobald sich aber die Front bewegt... Louis ist immerhin bei den Jagdfliegern."

„Eine dumme Geschichte, es ist Zeit, Schluß damit zu machen", sagte Dumas, und erläuterte, als er Lanciers Unverständnis bemerkte: „Ich meine, mit dem Krieg muß Schluß gemacht werden, wenn wir nicht die Absicht haben, ihn zu beginnen."

Doktor Morillot mußte sich zu Frau Lancier hinaufbegeben; sie hatte einen Anfall. Die Gäste gingen. Nur Dumas blieb, er wartete auf Morillot.

Zu Hause schrieb Nivelle in sein Tagebuch:

„Die tragische Posse nimmt ihren Fortgang. Es ist Krieg und ist doch kein Krieg. Jedermann erwartet den Untergang, spricht aber vom Durchbruch durch die Siegfriedlinie. Es gab grausigere Kriege,

doch einen dümmeren hat es wohl nicht gegeben. Bei Lanciers kam es zu einem schweren Zwischenfall. Als Morillot von der Ernennung eines gewissen Roy erzählte, rief Frau Lancier dazwischen, er sei ein Spion, und war nahe daran, das Bewußtsein zu verlieren. Die Spionemanie hält an. Ich kenne Roy nicht, halte es aber für möglich, daß er deutsch orientiert ist, alles ist jetzt durcheinandergeraten. Schirke ist ein Deutscher mit französischer Orientierung. Vielleicht hat man auch ihm eine verantwortungsvolle Arbeit übertragen. Es gibt nur eine Möglichkeit, dem Krieg eine Seele einzuhauchen — wir müssen uns gegen die Bolschewiki wenden. Es heißt, der Duce versteht das. Doch leider ist Hitler nicht klug, in seiner Art groß und trotzdem nicht klug. Das Ende wird der allgemeine Zusammenbruch sein, und in tausend Jahren wird man die Statue Maillols ausgraben, wie man einst auf Milo meine armlose Liebe ausgrub. Gedichte mache ich nicht mehr. In der Präfektur aber — Schlangen von Verhafteten, Kälte, Tabakrauch, Öde."

* 23 *

Milet war bei Josette; er hatte ein blasses, mageres Mädchen mitgebracht, das den Eindruck einer Halbwüchsigen machte.

„Das ist Marie. Ich habe dir von ihr erzählt. Gestern hat sie die ganze Nacht Flugblätter geklebt. Am Morgen hab' ich gesehen, wie alle standen und lasen, verstehst du? Sie wollen wissen, was unsere Partei denkt... Du mußt dich nicht daran stoßen, daß sie wie ein kleines Mädel aussieht, sie versteht buchstäblich alles."

Marie hatte etwas von der wehmütigen Heiterkeit, die Josette an ihre Jugendzeit erinnerte. Josette sah, wie Milet das Mädchen anblickte, wie dieses mit einem Lächeln erwiderte, freudig und verschämt, und diese schüchterne Liebe inmitten der Gespräche über Haussuchungen, Verleumdungen, Hetze machte das Herz beklommen.

Als Mado eintrat, unterhielten sie sich gerade darüber, was man den Verhafteten schicken solle. Mado spürte sofort, daß sie überflüssig war, störte. Warum bin ich gekommen?... Diese Menschen haben andere Sorgen... Ihr war, als habe sie die Langeweile, die Lüge der „Corbeille" mitgebracht. Sie müssen mich hassen...

Milet und Marie zogen sich ins Nebenzimmer zurück. Mado fragte:

„Haben Sie Nachricht von Henri?"

„Ja. Im Herbst war er krank, jetzt ist alles gut. Obgleich die Bedingungen schwer sind..."

Mado wußte nicht, was sie noch sagen sollte, erhob sich. Sie schien so verwirrt, daß Josette sich ihrer erbarmte.

„Sie lieben doch Musik?... Ich spiele Ihnen etwas vor."

Was spielt sie nur? dachte Mado. Feierlich und einfach. So rauschen die Bäume, der Regen... Also liebt auch Josette die Kunst? Führt ein Doppelleben... Aber Josette ist nicht so... Musik ist das Höchste, man braucht nichts zu schildern, nichts darzustellen. In der Musik liegt die Zeit. Zuerst eine Vorahnung, dann eine Allee, Regen, Leben, jetzt verhallt alles. Gleich geht der Zug ab. Dumpfer. Aus...

„Ich danke Ihnen."

Mado verabschiedete sich.

„Auf der Straße ist es sehr dunkel", sagte Josette. „Milet hat eine Taschenlampe, er bringt Sie zur Metro."

Die Lampen der Fußgänger erinnerten an Leuchtkäfer. Milet leuchtete eifrig — er tat alles eifrig. Und plötzlich sagte Mado:

„Bitte, bestellen Sie Frau Lejean, daß Wlachow sie und Henri grüßen läßt. Ich vergaß es zu sagen... Wie dumm, ich kam ja deswegen!"

Warum lüge ich so widerwärtig? fragte sich Mado. Eigenliebe? Nein!... Ich konnte nicht anders, ich mußte „Wlachow" sagen, und sei es auch nur zu diesem Jungen. Gut, daß es dunkel ist. Ich werde ihn aber nie wiedersehen...

„Selbstverständlich richte ich das aus. Ich kenne den Genossen Wlachow, er war in unserer Werkstatt. Er versteht aber auch alles, ich habe mit ihm gesprochen... Die können lügen, soviel sie wollen, ich weiß aber, daß die Russen mit uns sind. In meinem Zimmer hängt ein Bild, ich habe es aus den ‚Regards' ausgeschnitten, der Kreml... Wissen Sie, wer dort wohnt?"

Lancier hatte Mado sehnsüchtig erwartet. Er sah, wie Marceline litt, war wie vor den Kopf geschlagen — er fühlte, daß er ihr nicht helfen konnte, schrieb das seiner männlichen Unbeholfenheit zu. Mit Tränen in der Stimme sagte er zu Mado:

„Mama fühlt sich sehr schlecht. Sei leise, ich glaube, sie ist eingeschlafen. Es war furchtbar... Doktor Morillot sagt, es sind die Nerven, vielleicht wollte er mich aber nur beruhigen?"

Marceline schlief nicht, sie lächelte kläglich der Tochter zu. Der Anfall war vorüber. Sie überlegte, warum ihr so schrecklich zumute war. Fürchtet sie etwa den Tod? Nein... Es ist nur schwer, die Lebenden zurückzulassen. Maurice ist hilflos wie ein Kind, ihn kann jeder betrügen, kränken, zum Schlimmsten verleiten. Louis ist an der Front. Mado aber ist aus der Bahn geschleudert, ist wie benommen. Marceline hatte ihren Mann geliebt, die Kinder gehegt und gepflegt, ihr Leben der Familie gewidmet, und jetzt war alles im Begriff, in alle Winde zu zerstieben.

Gegen Morgen wollte Lancier sich niederlegen. Marceline schlief. Er sagte zu Mado:

„Ich habe mich so erschrocken. Mama hatte um den Priester gebeten."

Mado saß am Bett der Mutter. Welch ein Glück ist es, zu glauben! Man kann den Priester rufen, und gleich wird einem wohler. Sergej sagte: „Man muß glauben." Gewiß, er glaubt an etwas anderes... Und Milet glaubt. Das ist sehr viel, wenn man glaubt, das ist mehr, als zu wissen, das ist — wissen und noch etwas... Wenn man nicht glaubt, ist es furchtbar. Und Louis?... Ich weiß nicht, ob er an etwas glaubt... Er ist sehr abergläubisch, sagt etwas und faßt gleich Holz an, wird sich nie als dreizehnter an einen Tisch setzen. Vielleicht weil er Flieger ist?... Er ist mutig, schreibt aber traurige Briefe. Sie wissen nicht, was dieser Krieg soll... Wenn Sergej in Finnland ist, so weiß er es... Er fürchtet den Tod nicht. Mama fürchtet ihn auch nicht... Aber sie sind doch so verschieden. Da bringe ich etwas durcheinander...

Sie trat ans Fenster. Es war eine mondhelle Nacht, und der Mond war groß, sehr hell, sehr kalt. Warum wurde der Mond den Verliebten zugesprochen? Wenn man ihn ansieht, möchte man heulen... Der Mond ist da zum Sterben, und in seinem Schein ist alles vergiftet, erfroren, leblos. Und wenn Mutter stirbt?...

Es tagte. Mados Augen waren geöffnet, sie sah aber nichts, dachte an nichts, horchte nur mechanisch auf die schwachen Atemzüge der Mutter.

Milet kam so aufgeregt zu Josette gelaufen, daß er kein Wort hervorbringen konnte. Er umarmte Josette, wollte Marie umarmen, genierte sich aber und schoß endlich los:

„Wlachow läßt dich grüßen und auch Henri. Verstehst du? Kannst du dir das vorstellen? Er hat uns nicht vergessen!... Wundervoll! Siehst du, was für Freunde wir haben!"

Er dachte eine Weile nach und fragte plötzlich leise:

„Josette, gehört diese Frau zu uns?"

„Nein."

„Und ich dachte, daß sie zu uns gehört. Ich verstehe nicht, warum sie so niedergeschlagen ist... Josette, hast du noch Flugblätter?"

„Paul hat ein Päckchen nach Ivry gebracht."

„Gut, gib mir noch hundert Stück; ich mache mich nach Montrouge auf, Marie aber muß nach Hause gehen, sie muß sich ausschlafen."

Sie faßten sich bei den Händen und gingen.

Josette dachte an Mado. Warum hatte sie nicht gleich von Wlachows Brief gesprochen?... Ein wunderliches Mädchen, alles in ihr ist aufrichtig, kommt vom Herzen, und ist doch ersonnen... Henri muß erfahren, daß der Russe geschrieben hat... Es ist schon spät, wo steckt nur Paul? Vergeblich bemühte sich Josette, den Sohn

von der illegalen Arbeit fernzuhalten! „Du bist noch zu jung, warte ein wenig." ... Er lächelte nur: „Wenn du es nicht willst, dann gehe ich zu meinen Jungkommunisten." Er ist doch noch ein Kind... Wie drollig pries Milet sein Mädchen: „Sie versteht buchstäblich alles." Kinder! Sie müßten tanzen, rudern, herumtollen. Aber die Zeit ist hart... Henri schreibt, daß alles gut sei, doch die Genossen erzählen, daß man unsere Leute beleidigt, quält, zermürben will. Sie werden sie nicht unterkriegen... Wieviel Kraft steckt in diesen Kindern!... Und wir sind viele... Sicher klebt jetzt an einem anderen Ende der Stadt ein anderer Milet Flugblätter. Und in Lyon und in Nizza... Und in London. Vielleicht auch in Berlin... Dieser Gedanke beruhigte Josette, sie fühlte die Wärme von Freundeshänden. Ermüdet streckte sie sich auf dem Sofa aus. Bald muß Paul kommen... Henri hatte sich immer drei Kissen unter den Kopf gelegt, wenn er ausruhte, und gesagt: „Ich träume." Was tut er jetzt?... Voller Zärtlichkeit, mit mütterlichem Gefühl dachte sie an ihn: an die Zellenpritsche, die Kälte, an Krankheiten, Einsamkeit. Selten schaute sie in sich hinein, doch jetzt fuhr es ihr ungewöhnlich feierlich durch den Sinn: unsere Liebe ist stark, bis ans Ende, bis zum Tod.

* 24 *

„Sind es wirklich die Nerven?" fragte Professor Dumas den Arzt, als sie „Corbeille" verließen.

„Angina pectoris. Der erste Bote."

Sie schwiegen lange, beide bedauerten Frau Lancier und beide waren in dem Alter, wo der Tod vor der Türe lauert. Und auch der Zwischenfall bei Tisch hatte sie verstimmt, von Marceline wandten sich ihre Gedanken unwillkürlich Frankreich zu.

Es war schwer zu sagen, worauf die Freundschaft dieser beiden Männer beruhte; sie glichen einander nicht und paßten auch nicht zueinander. Dumas war ein großer Gelehrter, Doktor Morillot aber ein mittelmäßiger Bezirksarzt, der medizinische Neuerungen nicht anstrebte, genau wußte, daß seine Möglichkeiten begrenzt waren, und sich zur Wissenschaft wie zu einem schweren Handwerk verhielt. Dumas konnte man einen lebensfreudigen Enthusiasten nennen. Morillot dagegen spöttelte über alles, glaubte weder an Entdekkungen noch an Reformen und sagte: „Je mehr sich alles ändert, um so mehr bleibt alles beim alten." Und trotzdem fanden sie aneinander Gefallen. Der Hagestolz Dumas fühlte sich bei Morillot wie zu Hause. Einst ließ er jeden Sonntag die beiden Söhne Morillots, Pierre und René, auf seinem Rücken reiten. Das war schon lange her.

„Von René habe ich gestern einen langen Brief bekommen", sagte der Arzt. „Er ist an der Maginotlinie. Witzelt: ‚Wir sind hier in einer Stimmung, als hätten wir schon hundert Jahre Krieg geführt, und lechzen nach Frieden — ein Katzenjammer, ohne getrunken zu haben.' Pierre soll im April eingezogen werden. Vorausgesetzt, daß diese Geschichte sich noch hinzieht..."

Wieder schritten sie schweigend nebeneinander her und dachten an das gleiche.

Endlich sagte Morillot:

„Blöde Sache... Wer konnte das aber ahnen?... Ich bin immer noch nicht schlau daraus geworden, woher sie diesen Roy kennen. Wenn man es sich genau überlegt, ist doch gar nichts Erstaunliches dabei. Bekommt heutzutage jemand eine hohe Stellung, dann ist er entweder ein ausgemachter Dummkopf oder aber ein Erzgauner. Vielleicht hat Marceline recht, daß er ein Spion ist... Wie wollen wir unter solchen Voraussetzungen Krieg führen?"

Dumas widersprach nicht, stimmte auch nicht zu. Sie gingen langsam durch die Finsternis, mißtrauisch mit den Füßen das Trottoir abtastend.

„Macht nichts, werden uns schon hochrappeln", knurrte plötzlich Dumas.

„Das bezweifle ich. Frankreich ist fraglos ein schönes Haus, aber niemand will es verteidigen. Wahrscheinlich, weil niemand sich als Hausherr fühlt. Vorgestern wurde ich zu einem kranken Arbeiter aus den Berty-Werken gerufen, eitrige Pleuritis. Dort war einer seiner Kollegen. Wir kamen ins Gespräch. Beide sind natürlich Kommunisten oder so etwas Ähnliches. Sie machen sich keinen Begriff, wie gereizt die sind, glauben kein Wort, behaupten, daß alles Hohn und Spott sei, die Cagoulards seien nicht besser als die Nazis und so weiter. Ich habe Berty lange nicht gesehen, bin aber überzeugt, daß er solchen Landsleuten die Deutschen vorzieht. Das Land ist aus den Fugen gegangen. Eigentlich ist dabei nichts Verwunderliches — die Völker werden altersschwach, wie Menschen. Die Amerikaner aber werden das Rennen machen. Einen Corneille haben sie nicht, nur Kaugummi, dafür sind sie verdammt jung. Wir aber sind abgetakelt, haben also nichts Gutes zu erwarten... Sie sagten einmal, wir würden Prag nicht ausliefern, würden uns mit den Russen verständigen, Hitler würde es nicht wagen anzufangen. Ich bin neugierig, wann Sie Ihren Optimismus aufgeben, fünf Minuten vor zwölf oder fünf Minuten nach zwölf?"

Dumas zog so heftig an seiner Pfeife, daß die Funken in die Nacht stoben.

„Und warum sollte ich ihn aufgeben? Die Geschwüre sind an der Oberfläche. Wer ist Roy? Ich frage Sie, wer ist Nivelle? Pickel, sonst nichts! Kann sich denn ein Volk plötzlich erschießen? Was meinen

Sie — ist es vielleicht ein Pennäler? Oder ein Makler? Das Volk — das ist Brot, Schweiß, Genie. Ich weiß nicht, was das Volk tun wird, wenn es sich endlich in diese Schweinerei einmischt. Zum Teufel nochmal, Frankreich kann doch nicht mit einem Säufer Daladier, mit einem langnasigen Spitzbuben Bonnet enden, und dies nach einem Robespierre und Saint-Just! Wenn ich sehe, wie der Malermeister eine Wand streicht, wie der Schuster Schuhe besohlt, wie der Monteur Drähte zieht, dann überkommt mich gleich eine wundervolle Stimmung — es gibt noch ein Frankreich. Hören Sie, Doktor, vielleicht werden wir den Morgen nicht mehr erleben, doch es ist unmöglich, an eine so fluchbeladene Nacht zu glauben."

Ringsum war stockdunkle Nacht, kein Licht, nicht einmal jener dunkelgraue Wattenebel, der mitunter die Finsternis dämpft; die verdunkelten Häuser schienen versunken, die Stadt glich einem Wald. Plötzlich kam aus der Dunkelheit das Weinen eines Babys. Doktor Morillot meinte lustig:

„Die Ablösung, lieber Professor, der Anthropologe des einundzwanzigsten Jahrhunderts. Können Sie sich vorstellen, wie es Sie um Ihre Marie mit ihren Saucen, um Ihre Pfeife, Ihren Optimismus beneiden wird. Ich bin überzeugt, daß in sechzig Jahren unsere Zeit wie eine Idylle, ein Schäferspiel, ein Paradies anmuten wird."

Dumas antwortete mit einem spöttischen Pfiff:

„Eh, Sie... Anatole France! Ich verstehe nicht, wie Sie Kranke heilen, Sie können ja einen gesunden Menschen mit solchen Tiraden ins Grab befördern... Wenn man bergauf steigt, sagt man sich immer, wärst du doch lieber zu Hause geblieben. Bis zum Kamm... Aber geht man schon einmal, dann muß man auch bis zum Ziel durchhalten..."

„Und nicht straucheln. Vorsicht, hier ist, glaube ich, eine Stufe."

ZWEITER TEIL

* I *

OBWOHL Walja vier Jahre älter war als Natascha, hatten sich die beiden Mädchen schnell angefreundet. Es gefiel Natascha, daß Walja jede Zuspitzung in Worten oder Gedanken vermied. Sie ist irgendwie unfaßbar, dachte Natascha von ihr, so sind wohl alle Schauspielerinnen... Walja fühlte sich in Moskau einsam, trauerte um die Freunde vom „Pickwick-Klub"; in Gesellschaft der lustigen, gesprächigen Natascha wurde ihr wohler.

Natascha feierte ihren Geburtstag — sie wurde zwanzig Jahre alt. Der Vater schenkte ihr eine entzückende Uhr. Natascha hielt fortwährend die große rote Hand ans Ohr und sagte verwundert „sie geht"; ihr schien, das winzige Ührchen müßte an ihrem Handgelenk stehenbleiben.

Es war ein wundervoller Tag; das funkelnde, lärmende Frühjahr begann. Am Abend kamen die Gäste: Walja Steschenko, Olga und natürlich Wassja. Wenn Bekannte sich jetzt überlegten, wen sie zu einer Feier einladen sollten, sagten sie stets: „Natascha und Wassja" — man konnte sich die beiden nicht mehr getrennt vorstellen. Sie kamen oft zusammen, ohne daran zu denken, was sie zueinander trieb. Gewöhnlich sprach Natascha, Wassja schwieg und lächelte. Wie am ersten Tag ihrer Bekanntschaft sagte sich Wassja, wenn er an Natascha dachte: ein lieber Kerl! Dmitri Alexejewitsch meinte einmal: „Dein Wlachow gefällt mir. Kapiert?" Natascha erwiderte ohne jede Verlegenheit: „Kapiert. Mir auch."

Natascha hatte auch Sergej eingeladen. Sie hatte lange hin und her überlegt, ob Olga es übelnehmen würde, wenn man sie ohne Mann einlud. Dmitri Alexejewitsch konnte Labasow nicht leiden. Auch Natascha konnte sich nicht an ihn gewöhnen: er war irgendwie leblos... Sie lud ihn nicht ein. Olga war gekränkt, zeigte es aber nicht, und erzählte nur, daß Semjon Iwanowitsch einen guten Artikel über „Feingefühl und Takt" geschrieben habe.

Die Jugend vergnügte sich, doch am vergnügtesten schien Dmitri Alexejewitsch. Er eröffnete den Tanz mit einem Walzer, bei dem er nach Großväterweise hopste, doch tanzte er so, daß Walja flehentlich bat: „Dmitri Alexejewitsch, mir schwindelt." Dann wurden Gesellschaftsspiele vorgenommen, Rätsel geraten, Scherzverse gedichtet, und wieder war es Dmitri Alexejewitsch, der alle übertraf. Um sein Pfand zu lösen, mußte er Karten legen. Er band sich ein Frottiertuch um den Kopf, ging in Nataschas Zimmer, legte ein Spiel Karten aus und suchte sich krampfhaft zu erinnern, was höher sei, die Dame oder der König. Als erste kam Natascha herein. Der Vater schnauzte:

„Du bist auch schon da? Raus mit dir! Du weißt ja selbst alles! Schick lieber ihn her..."

Als aber Wassja erschien, vergaß Dmitri Alexejewitsch das Wahrsagen; er nahm ein Bändchen vom Regal, vertiefte sich in die Gedichte und rief, mit dem Bändchen herumfuchtelnd:

„Erstaunliche Sache! Aneinandergereihte Worte und doch erschütternd!

Rauschen hör ich hinter deinem Rücken
Schwingen ohne Fehl,
Mich durchbohrt mit seinen hellen Blicken
Der Gewitter Engel Asrael!

...Das ist Poesie! Anders als wenn Labasow ins Telephon brüllt: ‚Zweiunddreißig Zeilen zum Frauentag!'"

Natascha fragte:

„Was hat dir Vater geweissagt?"

„Sehr Gutes! Hat den Nagel auf den Kopf getroffen", erwiderte Wassja.

In die ruhigen Augen Olgas blickend, sagte Dmitri Alexejewitsch hastig:

„Augenblick mal, gleich werde ich Ihnen alles erzählen. Meine Mutter hat immer geweissagt, ‚was das Herz beruhigt'. Und es wird bestimmt ruhig! Ich kann Ihnen den ganzen Zauber vorführen: Aufregungen, dann Cœur — das verstehen Sie wohl selbst, was das darstellt, nun und dann eine glückliche Reise; was Sie vorziehen, Anapa im Süden oder Malachowka bei Moskau, das entzieht sich bereits meiner Kenntnis."

Sergej bekam Krylows Weissagungen nicht mehr zu hören, der Arzt hatte schon genug von dem Spaß.

„Erzählen Sie, wie sich das Volk in Paris vergnügt. Tanzt sicher so, daß der Fußboden kracht."

Lange hörte er Sergej zu. Dann wurde er plötzlich finster.

„Ich habe Angst um sie. Dort muß eine heillose Unordnung

herrschen. Die Deutschen haben sich doch den ganzen Winter über vorbereitet. Es ist gut, daß sie fröhlich sind. Wir sind auch keine Mönche... Aber man muß auch Schweres tragen können."

Walja wartete geduldig an der Tür: sie wollte sich schrecklich gern von Dmitri Alexejewitsch wahrsagen lassen. Der aber hatte schon das Spiel vergessen und war auf und daran, Walja, als sie eintrat, wie eine Patientin anzufahren. Dann besann er sich — er war ja Fakir —, brachte mit dem Ärmel die Karten durcheinander und orakelte:

„Bardy, alasagardy, ballasagardy... Ich sehe alles... Sie ist gekommen. Er ist gekommen. Sie blickt. Er blickt. Allasabardy... Kapiert? Übrigens erzählt er wundervoll von Paris, fragen Sie ihn nur. Und nun fort zum Tanz! Er wird Sie so durcheinanderwirbeln, daß Ihnen Hören und Sehen vergeht."

Walja zerbrach sich den Kopf: wieso hat Dmitri Alexejewitsch gemerkt, daß Sergej mir gefällt? Unbegreiflich. Ich habe es doch mit keiner Miene verraten... Es stimmt, er gefällt mir. Sein Bruder ist gewöhnlich. Er aber nicht... Merkwürdig, daß ein Ingenieur wie ein Dichter oder Schauspieler aussieht... Es wäre schön, mit solch einem Menschen befreundet zu sein.

„Auf Wiedersehen!" Sergej lächelte. „Ihren Vatersnamen kenne ich nicht."

„Alexejewna."

„Walentina Alexejewna. Aber vielleicht darf ich wie Dmitri Alexejewitsch einfach Walja sagen?"

Sie dachte dann noch lange daran zurück: er sprach „Walja" so aus, als sei ich für ihn keine Fremde mehr...

Auf dem Rückweg von Natascha begegnete Sergej Samkow. Sie gingen zusammen weiter. Samkow ließ sich über die Kriegslage aus: demnächst würden Kämpfe im Westen beginnen. Die Deutschen könnten wohl die Oberhand gewinnen, doch dürften sie nach solchen Schlachten nicht mehr gefährlich sein. Sergej war zerstreut, dachte an Paris, an Mado. Samkow schwieg, dann sagte er:

„Entsinnen Sie sich an Petja? Er war auf Labasows Hochzeit... Damals neckte ihn Labasow, daß er immer hochkommen wolle... Er ist gefallen. Wir haben es erst gestern erfahren. Silvester haben wir noch zusammen gefeiert, dann hat er sich nach Finnland gemeldet. Wir haben ihn alle für einen Wichtigtuer gehalten... Er aber hat sich als Held gezeigt... Beim Sturm auf die Mannerheimlinie ist er gefallen... Ihm wurde eine Auszeichnung zugesprochen. Seine Mutter war bei uns. Um aber auf die internationale Lage zurückzukommen..."

Sergej verabschiedete sich, bog in eine Nebengasse ein. Unklar erinnerte er sich an Petjas Gesicht. Der Krieg war sofort merkwürdig

nahe gerückt... Er hatte getanzt, gelacht, gesagt, daß er Skizzen schreibe... So wird es auch uns ergehen. Ich weiß nicht, wie die Franzosen... Der Arzt hatte recht, als er sagte, man muß auch Schweres tragen können...

* 2 *

Die Geburt dauerte lange und war schwer. Alle gaben die Hoffnung auf; selbst der für seine Kaltblütigkeit bekannte Professor Richet war der Ansicht, Leontine würde nicht wieder aufkommen.

Sie aber genas und freute sich in den strahlenden Frühlingstagen von Paris ihres Sohnes; lange blickte sie in seine klaren Augen, die zwei blaßblauen Emailletropfen glichen; sie schienen ihr voll tiefem Sinn. Leontine erkannte in ihm nicht nur die Züge Leos wieder, sondern auch seinen Ausdruck; sie war stolz auf die winzigen Händchen, erzählte ihm lange Geschichten, erstarrte vor Glück, wenn er seine Lippen an ihre Brust legte. Der Sohn hatte sie von der drückenden, unerträglichen Furcht um Leo befreit.

Bisher hatte sie nur für ihren Mann gelebt. Er hatte sie, die kleine Grisette, die zehntausenden anderen Mädchen glich, in den staubigen Anlagen einer Pariser Vorstadt gefunden und glücklich gemacht. Er war zwölf Jahre älter als Leontine; ging mit ihr in die Theater, erklärte ihr die Geheimnisse der Kunst, erzählte ihr von Büchern, brachte sie durch Geschichten aus seiner stürmischen Jugend zum Lachen. Er legte in sie seine Seele, die Seele des gescheiterten Dramatikers, des Goldsuchers, der in eine Welt jahrhundertealter Vorurteile gestoßen worden war. Als er nach Lyon, nach Amerika oder — im vergangenen Sommer — nach Kiew fuhr, versank sie in einen Traumzustand, wie der Wald im Winter. Acht Jahre schon waren sie zusammen, doch ihre Liebe war ebenso feurig und unbedacht wie in den ersten Tagen ihrer Bekanntschaft, als sie, ein dummes kleines Mädchen, sich Leo hingab, ohne an die Zukunft zu denken.

Schon lange hatte sie sich ein Kind gewünscht. Das Schicksal war grausam mit ihr: im dritten Monat ihrer Schwangerschaft brach der Krieg aus. Als sie Leo in Uniform sah, weinte sie bitter: sie sah ihn verwundet auf einem weiten, öden Feld liegen. Vergeblich erklärte er ihr, daß ihm an der Grenze des neutralen Belgiens nicht feindliche Kugeln, sondern schlimmstenfalls langweilige Winterabende drohen; sie konnte sich nicht beruhigen. Als Leo fort war, ließ sie ihren Tränen freien Lauf. Einige Tage ohne Post bedeuteten heftige Qualen für sie, und erst jetzt hatte sie Beruhigung gefunden: der Sohn war die Gewähr für ein baldiges Wiedersehen; in dem winzigen, bald naiven, bald greisenhaft weisen Gesichtchen erkannte sie Leo, und auf die blühenden Kastanien vor ihrem Fenster blickend,

lächelte sie über das wiedergekehrte Glück. Sie hatte so weit wieder Lebensmut geschöpft, daß sie begann, Vorkehrungen für ihre Reise nach Bidart zu treffen.

Das Telegramm ging verloren, und Leo erfuhr von der Geburt des Sohnes erst zwei Wochen später. Lärmend in seinem Glück, las er allen den Brief Leontines vor: seinen Kameraden aus dem Zug, dem Leutnant Garchay, der Gastwirtin, den Einwohnern der Siedlung, in der sie in Quartier lagen; oft wiederholte er die wichtigsten Stellen: der Junge habe normales Gewicht, er sei guter Dinge, die Mutter versichere, daß er dem Vater ähnlich sei, und Madame Chardonnet — Leo konnte sich beim besten Willen nicht entsinnen, wer diese reizende Person war — habe gesagt: „In meinem ganzen Leben habe ich kein so prachtvolles Kind gesehen."

Nur eines betrübte Leo: der Sohn hatte den Namen Robert erhalten. Es war nichts Überraschendes daran: im Herbst schon hatten sie beschlossen, wenn ein Sohn geboren werde, ihm den Namen Robert zu geben. Leo verstand sehr gut, daß ein Pariser nicht Naum heißen konnte, doch dachte er jetzt häufig an seinen Vater und wollte, sei es auch nur im Klang des Namens, den Schatten des verrückten Schneiders aus der Slobodka aufleben lassen. Auch die alte Mutter wird es übelnehmen, daß der Enkel nicht den Namen ihres verstorbenen Mannes trägt... Doch da ist wohl nichts zu machen: sein Sohn ist ein Franzose... Und Leo sagte zu seinen Kameraden: „Ich finde, Robert ist ein schöner Name."

Am nächsten Tag schrieb er Leontine; es wurde ein langer Bericht über sein Vaterglück. Er hatte den Brief noch nicht beendet, da stürzte Sergeant Dublé ganz außer Atem herein:

„Die Deutschen sind durchgebrochen!"

Das war so widersinnig, daß Leo losschimpfte: Dublé hat am frühen Morgen schon einen über den Durst getrunken!... Er beendete seinen Brief, klebte sorgfältig den Umschlag zu und ging dann in die Siedlung. Hier begriff er sofort alles. Die Straße floß wie glühende Lava: Frauen mit Handkarren, Stabswagen, übervolle Omnibusse mit Belgiern, Nonnen, Artilleristen, Zollbeamte, Kinder, die ihre Eltern verloren hatten, Trainsoldaten, Soldaten ohne Offiziere und Offiziere ohne Soldaten, Fuhren mit Möbeln, Panzer, Viehherden — alles war durcheinandergeraten, alles eilte nach Süden. An den Straßenrändern lagen umgekippte Wagen, Sessel, Kisten. Die Panik war jäh ausgebrochen, und keine Befehle vermochten diesen Strom aufzuhalten. Niemand wußte, was eigentlich geschehen war; es hieß, deutsche Panzer seien ins Hinterland durchgebrochen, die Pioniere hätten die Brücken nicht mehr sprengen können, die Generale seien bestochen; man sprach von der Kapitulation zweier Armeen, von brennenden Städten, von der Stärke der Deutschen; die Gerüchte wuchsen wie die Massen der Flüchtenden. Die vom

Süden heranrückenden Truppen stießen mit dieser Masse toll gewordener Menschen zusammen, mit angstschlotternden Präfekten, mit bleichen Ordonnanzen, die ihre Generale suchten, mit Frauen, die in Wolken ätzenden heißen Staubes hysterisch zwischen Fuhren, Autos, Treckern umherirrten; und die Soldaten, die zu den vorderen Linien eilten, kehrten um und vermehrten den in panischem Schrekken fliehenden Haufen.

Jemand rief, es sei zwecklos zu fliehen: vorn sind die Deutschen. Doch die Menschen beschleunigten nur die Schritte. Leo ließ sich vom Strom mittreiben. Der Schlag war zu überraschend; am Morgen noch hatte er Leontine gesehen, als stände sie vor ihm, rosig und warm; sie gab dem Sohne die Brust. Der Krieg war weit, weit abseits, in Norwegen... Was ist denn geschehen? Woher kamen die Deutschen?... Frankreich ist doch stärker, sagte er sich stumpfsinnig und lachte wütend auf: Wie hat man uns betrogen!... Er hatte den Wunsch, Zeitungen zu zerreißen, Nivelle zu schlagen, in die Deputiertenkammer zu stürmen und lange, unflätig zu schimpfen.

Todmüde warf er sich nachts unweit der Straße nieder. Als er erwachte, dämmerte es. Er blickte auf die Straße, die immer noch mit Fahrzeugen verstopft war, und erinnerte sich mit einem Schlag an alles. So eine Schweinerei!... Er empfand keine Furcht mehr, nur Wut. Nachdem er zwei Trainfahrer angefahren hatte, die wie am Spieße brüllten: „Die Deutschen!“, wurde ihm wohler. Er wusch sich. Im Haferfeld sang ein Vogel. Und ihm zur Antwort sang auch Leo; er war nun einmal so ein Mensch, es war schwer, ihn unterzukriegen; er sang sein Lieblingslied:

Kommt erst der Lenz zurück,
So lächelt uns das Glück...

Gegen Abend gelang es ihm, einige Männer aus seiner Kompanie ausfindig zu machen. Leutnant Garchay hatte ungefähr fünfzig Soldaten aus den verschiedensten Truppenteilen gesammelt. Sie übernachteten in einem geräumten Dorf. Am nächsten Tag wurden sie einem Reserveregiment zugeteilt, erhielten den Befehl, sich zu verschanzen. Hie und da begann man dem Feind Widerstand zu leisten. Leo arbeitete emsig mit der Schaufel, lag auf dem Bauch, als deutsche Bomber erschienen, und griff wieder zur Schaufel: sie bestatteten die von Bomben getöteten Kameraden. Der Regimentskommandeur war zum General gefahren und nicht zurückgekehrt. Leutnant Garchay mühte sich vergeblich, mit dem Divisionsstab Verbindung zu bekommen. Auf der Chaussee erschienen mehrere deutsche Panzer. Die Soldaten schrien:

„Was tun wir noch hier?“

„Das ist eine Falle!“

„Der Satan hole sie alle! Der General ist sicher schon in Paris!“

Sie zogen nach Süden ab, bemüht, die Straße soweit wie möglich zu umgehen. Am Fluß gingen sie in Stellung; Brücken gab es nicht. Garchay sagte, hier wäre es ein leichtes, den Feind aufzuhalten. Gegen Morgen zeigten sich deutsche Späher. Leo schoß einen nieder, er schoß nicht schlecht. Er freute sich wie ein Kind: der Alpdruck war gewichen, es war also möglich, die Deutschen zum Stehen zu bringen!... Der Morgen verlief ruhig, die Soldaten schöpften Mut, frühstückten. Gegen Mittag aber traf ein Major ein, nahm, ohne den Wagen zu verlassen, den Rapport Garchays entgegen und sagte:

„Gratuliere. Ich werde es dem General melden. Die Lage ist schwierig; der Befehl lautet: Stellungen räumen, sich an der Oise festsetzen."

So ging es einen Monat lang. Leo kannte jetzt die Regeln dieses furchtbaren Spiels: sie zogen sich von Fluß zu Fluß zurück, von Hügel zu Hügel, lagen unter deutschen Bomben, schlugen sich in der Dunkelheit auf Waldwegen durch, und jedesmal waren die Deutschen vor ihnen; die Offiziere suchten vergeblich bei den Stäben Auskunft zu erhalten; mitunter kamen schriftliche Befehle zu einem neuen Rückzug; dann und wann schrie jemand verzweifelt den Trainsoldaten zu: „Bleibt stehen, Kanaillen!" Der Oberst sagte zum Hauptmann: „Alles ist verloren!", und legte Zivilkleidung an; der Priester versicherte, die deutschen Panzer wären die Strafe für die Volksfront; und nichts ließ sich machen — sie gingen zurück, gingen jeden Tag zurück, zurück; mit ihnen flohen die Einwohner; und einen Monat lang sah Leo den gleichen Weg der Schmach mit zurückgelassenen Geschützen, Gasmasken, Strohhüten, Sesseln.

Es flohen nicht mehr Menschen, nicht ein Regiment, nicht eine Stadt, es floh Frankreich, das den Verstand verloren hatte, das noch lebendige, ergrimmte und erschrockene Frankreich, das zu sterben bereit war und doch einen Koffer, ein Ballkleid, einen Tennisschläger zu retten suchte. Das Land war nicht wiederzuerkennen: verwüstet, verlassen, leidvoll, glich es einer riesigen Wüste, die zu durchqueren vierzig Jahre nicht ausreichen würden.

Nun hatten sie auch die Seine überquert!... Sie wandten sich nach Südwesten. Und wieder Spaten, wieder Bomben, wieder Rückzug. Schrecklicher als die Ruinen waren die friedlichen Häuser, die dem Haus in Bidart glichen, Mauern, mit duftenden Glyzinien geschmückt, Gärten mit Rosen und Levkojen, offenstehende Fenster, die das einfache Geheimnis der letzten Minuten preisgaben — eine umgeworfene Tasse vor einem Kinderstuhl, ein Buch, das auf den Fußboden gefallen war, ein Rasierpinsel mit eingetrocknetem Schaum.

„Das ist mein Dorf", sagte ein Soldat neben Leo und lachte allzu laut auf. Die Kameraden sahen sich um, niemand sagte ein Wort. Das Dorf war verlassen, nur in den Höfen brüllten herzzerreißend die ungemolkenen Kühe.

Die Soldaten räsonierten nicht mehr, ja schimpften nicht einmal; selten wechselten sie kurze Sätze: „Deutsche Panzer", „Marais wird sich nicht bis zum Dorf hinschleppen können", „Gib was zu rauchen".

Inmitten der Ruinen sah Leo ein Schild: „Orléans!" Hier hatte er mit Leontine auf dem Rückwege von Bidart nach Paris haltgemacht. Leontine bewunderte die alten Häuser, sie sagte: „Wie seltsam das ist, da haben Menschen gewohnt, sind schon lange vergessen, aber die Häuser stehen, schöne Häuser, schöner als die neuen." ... Dann saßen sie in einem Café am Ufer der Loire, tranken blassen, würzigen Wein und Leontine sprach: „Ich begehre dich wie am ersten Abend!"

Leo hielt sich die Nase zu, es stank fürchterlich; der Tag war heiß; rundum lagen hunderte Leichen kreuz und quer: Frauen, Kinder, Soldaten, Pferde, ein dicker Priester und neben ihm ein grellweißes Hündchen, wie aus Plüsch gemacht...

An der Wand fand Leo Aufschriften: „Jean, ich war hier am 6. VI. morgens, Roger lebt", „Lacet mit Familie ging nach Angoulême", „Wer Hauptmann Delombard sieht, bestelle ihm bitte, daß ich am Mittwoch mit dem Kind hier war", „Pierre, ich kann nicht warten..." Leo fühlte etwas im Halse aufsteigen. Sicher war Leontine auch hier gewesen, hatte nur keine Zeit gehabt, um aufzuschreiben: „Leo, ich lebe noch und Robert auch." ... Jetzt liegt sie mit dem Sohn unter den Trümmern dieses Hauses. Er aber hält sich die Nase zu — es stinkt...

„Es stinkt", sagte ein Kamerad, „nicht auszuhalten! Komm, gehen wir!"

Leo folgte ihm gehorsam; er blickte nur noch aufmerksam in das Gesicht der Frau, die an der Wand lag. Wahrscheinlich hatte auch sie eine Nachricht hinterlassen...

In allen Städten und Dörfern, durch die sie kamen, suchte er gierig die Mauern ab, die weißen, grauen, ockerfarbenen Kirchen, Mairien, Schulen. Da gab es Jeanne, Louise, Denise, Lucie, Thérèse, Marie, Françoise — eine Leontine aber war nicht dabei...

Er verspottete sich selbst: wie kann man einen Menschen unter Millionen herausfinden! Und suchte dennoch.

* 3 *

An dem grausigen Tag, an dem Paris, ganz von Sinnen, aus Paris floh, suchte Mado Leontine auf. Die Lippen eingekniffen, starrte Leontine mit großen, leeren Augen vor sich hin. Die Ereignisse der letzten Tage hatten sie zerbrochen. Dutzende Male am Tag griff sie nach der Zeitung, wollte verstehen, was da geschrieben stand, schaltete das Radio ein, und ihr Weinen übertönte die Stimme

des Ansagers, der von Kämpfen in Norwegen sprach. Sie wußte nicht, wen sie fragen sollte, was geschehen ist. Wo ist Frankreich? Wo die Armee? Wo Leo? Ihr schwebte ein grauenvolles Bild vor: mitten in einem öden, weiten Feld liegt Leo, das Gesicht voll Blut, grelles und dickes Blut wie Farbe. Sie drückte das Kind an sich und wiederholte stundenlang: „Rob!... Rob!"

In Mado war die Ruhe eines großen, nicht wiedergutzumachenden Unglücks. Sie wunderte sich nicht, fragte nicht; von allen Menschen, mit denen sie zusammenkam, war sie die einzige, die nichts erhoffte. Vielleicht hatten sie die furchtbaren Worte Sergejs auf die Katastrophe vorbereitet?... Lancier war immer noch wie vom Fieber geschüttelt. Als Morillot ihm sagte, die Deutschen seien in Rouen, holte er einen Koffer hervor und stopfte ihn krampfhaft mit allem möglichen überflüssigen Krimskrams voll. Eine Stunde später kam Sembat gelaufen: „Gratuliere! Rußland hat Italien den Krieg erklärt."... Lancier glaubte das, umarmte Mado: „Ich habe immer gesagt, man soll sich mit den Russen nicht überwerfen." Er ließ den offenen Koffer stehen, stürzte zum Radio, mühte sich eine Stunde lang, Moskau zu bekommen, und hörte endlich eine Sendung in englischer Sprache: Moskau berichtete von der Landwirtschaftlichen Ausstellung. Lancier schrie: „Wieder haben sie uns hintergangen!... Fahren wir!"

Mado mußte besonnen, ruhig bleiben, für die ganze Familie denken. Vor zwei Wochen hatte die Mutter den zweiten Anfall gehabt. Die Professoren hatten gesagt: „Die Hauptsache ist völlige Ruhe!" Gewiß, in Friedenszeiten kann man vor einem Kranken Geldsorgen oder häusliche Unannehmlichkeiten leicht verbergen, doch wo sollte man jetzt die Ruhe hernehmen?... Die Stadt war von Sinnen. Es schien, als würden im nächsten Augenblick selbst die Bronzefiguren von ihren Sockeln springen, über die Loire davonstürmen... Und dennoch beruhigte Mado die Mutter, erzählte, daß die Hauptstadt planmäßig geräumt werde, daß man die Deutschen wie 1914 kurz vor Paris zum Stehen bringen wird, daß von Louis Nachrichten gekommen seien — er sei gesund und befinde sich in der Etappe. Lancier konnte diese Gespräche nicht mit anhören, er griff sich an den Kopf, lief fort — ihn würgten Tränen.

Nachdem die letzten Zweifel geschwunden waren und Lancier beschlossen hatte abzureisen, ging Mado Leontine holen. Sie sagte leise:

„Wissen Sie, was geschehen ist?"

Leontine schrie auf:

„Leo?..."

„Nein, nein, beruhigen Sie sich! Ihrem Mann ist nichts zugestoßen. Sie können mir glauben, ich gebe Ihnen mein Wort. Nichts!...

Sie aber müssen sich sofort anziehen. Ich bin mit Mühe bis zu Ihnen durchgedrungen, die Straßen sind vollgestopft von Wagen. Mama geht es sehr schlecht, doch wir können nichts tun... Morgen wird es vielleicht schon zu spät sein. Die Deutschen haben die Seine überquert."

Leontine hatte es sich in den Kopf gesetzt, daß Leo sie bestimmt abholen werde. Wie kann sie denn fortfahren? Er kommt und findet eine verlassene Wohnung vor? Sie wird ihn nie wiederfinden, es gibt doch keine Armee, kein Frankreich mehr. Wenn er noch am Leben ist, wird er sie holen. Wenn es aber stimmt und er liegt mitten auf einem Feld?... Dann mögen die Deutschen ruhig kommen, sie und den Knaben töten... Sie muß Leo in Paris erwarten.

Sie begriff, daß ihre Argumente niemanden überzeugen konnten, und belog Mado — ruhig, sehr ruhig erklärte sie ihr, der Arzt käme in zwei Stunden zu ihrem Kind, der Junge sei krank, dann aber werde sie nach Bordeaux fahren, ihr Nachbar, Professor Sauger, nehme sie mit.

Mado war hartnäckig, redete ihr zu, sie dürfe das Leben des Sohnes nicht aufs Spiel setzen. Die sonst willensschwache und fügsame Leontine aber gab nicht nach. In ihren großen, glänzenden Augen war eine so beharrliche Kraft, daß Mado still wurde, Leontine ungestüm küßte und ging.

Den ganzen Tag über saß Leontine reglos und wartete auf Leo. Die Straße lärmte, ohne zu verstummen — es war Paris, das fortfuhr, fortging, floh: mit Kindern beladene Lastwagen suchten einander zu überholen, Radfahrer, Menschen mit Handwagen, Schubkarren. Schwer zu sagen, was die Verzweiflung deutlicher wiedergab — die Sirenen der Sanitätswagen oder der Schrei der Kinder „Mutter!". Nachts war es stockfinster, die Menschen fürchteten, sich durch ein winziges Streichholz zu verraten: nie hatte diese Stadt eine solche Finsternis erlebt... Und nicht einen Augenblick setzten die Hupen, das Stampfen, die Schreie aus. Leontine aber lauschte nach der toten Treppe, die niemand hinaufstieg — alle hatten das Haus verlassen, sie wartete auf Leo.

Am nächsten Morgen wurde ihr plötzlich klar, daß Leo nicht kommt: sie packte das Kind und stürzte auf die Straße, lief über den langen Boulevard zur Porte d'Orléans, fürchtete, den Deutschen nicht mehr entfliehen zu können. Jetzt dachte sie: wenn ich nur die Loire erreiche, dann bin ich gerettet — dort ist Leo... Bald schwanden ihre Kräfte; sie ließ sich auf einen herausgeworfenen Stuhl nieder. Wagen gab es nicht mehr: wer einen besaß, hatte die Stadt schon verlassen. Menschen gingen zu Fuß, einige trugen Kinder auf den Schultern. Leontine erblickte ein kleines Auto, das sich durch die Menge wand, und winkte. Am Steuer saß

ein Mann in einer Schirmmütze. Der Wagen hielt. Der Mann in der Mütze fragte nicht, was sie wolle, alles war ohne Worte klar. Im Fond saßen zwei Frauen und ein kleines Mädchen, schrien ihm etwas zu. Der Mann in der Mütze hob schweigend einen großen Koffer heraus und sagte zu Leontine:

„Steigen Sie ein.“

Sie legten vierzig Kilometer zurück, langsam, Wagen an Wagen; dann hatten sie eine Panne, standen bis zum Morgen. Die Frauen kümmerten sich um Rob. Leontine verstand nicht, wovon sie sprachen, sagte aber kläglich lächelnd: „Dank! Tausend Dank!“ Der Mann in der Mütze aber schwieg.

Am dritten Tage erblickten sie die breite Loire; eine Brücke war nicht da; sie fuhren am rechten Ufer entlang. Bald mußten sie wieder stehenbleiben: zahllose Wagen hatten sich gestaut, es hieß, zwei Lastwagen wären zusammengestoßen und versperrten den Weg. Plötzlich surrte der Himmel. Der Mann in der Mütze schrie: „Lauft weg und legt euch hin!“ Leontine lief in ein Kartoffelfeld, warf sich zu Boden. Am meisten fürchtete sie, das Kind könnte getreten werden. Die Explosion war furchtbar; Erde überschüttete Leontine. Sie glaubte, das sei der Tod, freute sich sogar anfangs — sie brauchte nicht mehr zu gehen, dann aber erschrak sie: das hätte wirklich der Tod sein können!... Rob schrie, und sie beruhigte sich. Doch vergeblich suchte sie den Mann in der Mütze und die beiden Frauen, sie waren verschwunden. Waren sie tot oder waren sie fortgelaufen?...

Leontine blieb einige Stunden liegen, dann raffte sie sich auf. Spätabends klopfte sie an ein Haus; bat um ein Nachtlager. Sie bot Geld an. Der Hausherr sagte: „Das ist nicht nötig.“ Die Frau aber nahm flink das Geld, vor sich hinmurmelnd: „So ein Unglück!“ Sie gab Leontine zu essen, führte sie dann nach oben: „Schlafen Sie sich aus.“ Leontine hatte zwei Nächte nicht geschlafen; sie legte sich in das hohe Bauernbett und schlief sofort ein.

Leontine erwachte von einem Gepolter, ihr schien, jemand schlage die Tür ein. Sie sprang auf, sah Feuer. Sie drückte das Kind an sich und lief aus dem Haus. Der Rauch trieb Tränen in die Augen: sie begriff nichts, lief zur Seite und setzte sich auf einen Stein. Das Feuer kroch über den Himmel, einen schwarzen, rötlichen Himmel. Sie öffnete die Bluse, wollte Rob stillen. Und schrie plötzlich auf, schrie so, daß es wohl zehn Meilen weit zu hören war. Doch niemand hörte sie: die Leute waren darauf bedacht, ihre Habe aus den brennenden Häusern zu retten.

Als es dämmerte, kam der Bauer, der Leontine nachts Obdach gewährt hatte, auf sie zu; er sah sie an und trat stumm zurück. Frauen kamen gelaufen, weinten, riefen: „Warum haben Sie ihm den Kopf nicht umwickelt?“

Krampfhaft drückte Leontine das tote Kind an die Brust. Sie bewegte die Lippen, die Augen aber standen weit offen, waren starr. Sie wiegte Rob, wiederholte lautlos das Wiegenlied, das einst ihre Mutter gesungen:

Schlafe, mein Kindchen, schlaf ein...

Mittags kamen vier Deutsche; sie blickten Leontine an, wandten sich ab. Sie saß auf dem gleichen Stein einen Tag, einen Abend, eine Nacht. Am nächsten Morgen blieb ein deutscher Soldat neben ihr stehen; auf seinem Ärmel war eine Rote-Kreuz-Binde. Er wollte das Kind nehmen. Sie gab es nicht her; wehrte sich. Da rief er seine Kameraden heran; einer von ihnen sprach Französisch; er sagte:

„Madame, es muß bestattet werden."

Sie brachten einen Priester, einen Deutschen in Militäruniform; er entnahm seinem Ranzen eine Spitzendecke, ein Gebetbuch, murmelte. Die Soldaten schwitzten, sie hoben ein winziges Grab aus, als wollten sie eine Blume pflanzen. Leontine wurde festgehalten — immer wieder versuchte sie, ihnen den Körper des Sohnes zu entreißen. Der französisch sprechende Deutsche wollte sie beruhigen:

„Grämen Sie sich nicht, Madame, Sie sind noch jung, Sie werden noch viele Kinder haben."

Ein Offizier prüfte lange ihre Papiere, sagte endlich:

„Schmidt, bringen Sie sie zum Sammellager. Sie ist eine Pariserin."

Leontine wurde in einen kleinen Wald gebracht; dort waren schon einige hundert Menschen versammelt — Frauen mit Kindern, Greise. Leontine weinte nicht; sie war teilnahmslos gegen alles; selbst das Schreien kleiner Kinder konnte ihre Starrheit nicht lösen. Eine alte Frau gab ihr Brot und Schokolade, Leontine dankte.

Die Frauen mit Kindern wurden in Lastwagen abtransportiert. Leontine ging einige Kilometer auf der heißen, weißen Straße und brach zusammen. Sie wurde in einen Lastwagen gehoben. In Paris erreichte sie mechanisch ihr Haus; die Wohnungstür stand offen. Leontine überlegte: ich habe ja nicht abgeschlossen, als ich fortging... In den Zimmern herrschte Unordnung; jemand hatte wohl etwas in den Schränken gesucht. Auf dem Fußboden lagen Kleider, Leos Anzüge, Schlipse, ein Badeanzug. Als Leontine die Windeln sah, weinte sie endlich. Unter dem Fenster aber sangen die Deutschen bis spät in die Nacht hinein:

Valleri-vallera!
Juchheirassassa!

* 4 *

Mit Schrecken dachte Mado an den Abend bei Tours. Es war einer jener hellen Abende im Frühsommer, an denen der Jasmin blüht und die Erde, von der Julisonne noch nicht verbrannt, zutraulich grün ist. Ringsum waren Weinberge, Schieferdächer, ein Gockel auf dem Kirchturm. Lancier stand an der Straße neben einem blühenden Faulbeerbaum. Auf dem niedergetretenen Grase lag Marceline; ihr Gesicht war schmerzentstellt, sie hatte ein Gefühl, als drücke ihr jemand einen Stein auf die Brust. Sie begraben mich lebendig, dachte sie.

Sie hatten keinen Brennstoff mehr; drei Stunden standen sie schon. Ein Sergeant, der auf einem Motorrad vorbeikam, sagte, die Deutschen seien zwanzig Kilometer entfernt. Lancier wiederholte in einem fort: „Sie sind bei Tours! Hörst du, Mado, bei Tours!" Über sein Gesicht rannen Tränen. Mado blickte die Mutter an und wußte nicht, wie sie ihr helfen sollte.

Berty rettete sie. Lancier schrieb sein Erscheinen einem Wunder zu; doch Berty gestand Mado, er wäre ihnen die ganze Zeit über gefolgt und hätte, als sie nicht weiter konnten, in Tours einen geräumigen Wagen ausfindig gemacht; Madame Lancier wird die Reise unter den für sie denkbar geringsten Schwierigkeiten fortsetzen können; der Brennstoff reicht bis Bordeaux. Alles dies erzählte Berty später. Damals beeilte er sich nur, Lancier zu beruhigen: die Spitzen der Deutschen seien hundertfünfzig Kilometer entfernt, und Madame Lancier werde in Tours ruhig übernachten können; er fügte hinzu, er habe mit Mühe ein Zimmer aufgetrieben, das er natürlich der Kranken zur Verfügung stelle.

„Sie haben Marceline gerettet", sagte der gerührte Lancier. „Schon zum zweitenmal helfen Sie mir aus der Patsche. Mit Geld ist das etwas anderes, doch in solchen Augenblicken erkennt man wirklich die Freunde."

Wozu die Weinberge? dachte Mado. Dort das Schloß. Dichter schrieben Gedichte, der Kastellan zeigte den Touristen die Säle mit den geschnitzten Decken, im Garten rauschten Springbrunnen... Eine zerbrechliche, erfundene Welt, sie ist verfallen. Eine Limousine wird für einen Kanister mit Brennstoff hergegeben. Alles lassen die Menschen im Stich, die Läden, Häuser, Bilder. Und der Dichter flucht wegen eines Glas Wassers. Als hätten sich alle ihrer Kleidung entledigt. Frankreich ist nackt. Unwichtig ist, daß es einen Poussin gab, daß in diesem Park der taube Ronsard dem Klang der Verse lauschte. Alles das sind Berlocken. Die Menschen leben von etwas anderem — von Brot, vielleicht noch von Blut...

Mit Bertys Hilfe kamen sie wohlbehalten nach Bordeaux. Hier wurde Lancier wieder ein wenig lebendiger: vielleicht werden die

Deutschen doch zum Stehen gebracht?... Ihn beruhigten die bekannten Gesichter: auf Schritt und Tritt begegnete er Pariser Freunden; obwohl alle sagten, es gäbe keinen Ausweg, schien Lancier die Gegenwart von Menschen, mit denen sich für ihn die Jahre des Wohllebens verbanden, eine Gewähr zu sein, daß Frankreich nicht verloren war. Er sagte auch selbst, die Situation sei hoffnungslos, doch sprach er diese bitteren Worte mit kaum merklichem Lächeln, im tiefsten Herzen hoffend, daß er sich wie sooft zu sehr ereifere und übertreibe. Marceline fühlte sich besser. Jemand hatte gesagt, Louis sei gesund und munter — man habe ihn an der Schweizer Grenze gesehen. Lancier dachte schon an Bidart, dahin würden die Deutschen beim besten Willen nicht gelangen. Leontine ist bestimmt dort, vielleicht wird auch Leo kommen... Und den Brennstoff wird Berty besorgen.

Bordeaux war nicht wiederzuerkennen, die einheimische Bevölkerung verlor sich inmitten der lärmenden, verwirrten und dennoch selbstbewußten Pariser; noch fühlte sich niemand als Flüchtling; die Menschen lebten wie auf einem Schiffsdeck, schliefen in den Cafés, drängten sich neben den Zeitungsredaktionen, indes sie nach ihren Verwandten forschten, auf den Tagesbericht warteten, einander allerlei Gerüchte wiedergaben: über die Einmischung Amerikas, über eine Regierungskrise, über Friedensverhandlungen.

Lancier überlegte: es bleibt wohl nichts übrig als ein Halbpartfrieden, die Lage ist wirklich aussichtslos.

Zwei Tage später griff die Panik auch auf Bordeaux über. Die Stadt wurde bombardiert; es waren zahlreiche Opfer zu beklagen. Die Menschen sahen Tragbahren, Leichen, Blut auf dem Asphalt. In Scharen rückten Soldaten an, unrasiert, schmutzig, hungrig, erzählten, die Deutschen stürmten vor wie bei einem Wettlauf; es gäbe keine Panzerabwehrgeschütze; die Verbindung sei unterbrochen. Die Empfindsamsten reisten an die spanische Grenze. Es mangelte an Brot. Ungeniert hörten die Leute deutsche Rundfunkmeldungen. Stuttgart versicherte, Bordeaux erlebe seine letzten Stunden.

Lancier sagte:

„Mado, ich kann nicht verstehen, was geschehen ist!... Ich habe Verdun mitgemacht; sollen die jungen Leute erzählen, was sie wollen, ich weiß doch, daß die Franzosen keine Feiglinge sind. Aber die Deutschen kommen jetzt gefahren, als sei das ein Ausflug. Gestern sind sie wieder um hundert Kilometer vorgerückt. Wo ist denn unsere Panzerabwehrartillerie? Sage mir doch, was geht vor?“

„Du fragst mich? Ich weiß doch nicht einmal, wie man schießt... Alles war labil. Ein Kartenhaus. Und wir waren überzeugt, Seifenblasen könnten beständig sein... Waren überzeugt, wollten nicht glauben — an nichts.“

Mado dachte: ich wiederhole die Worte Sergejs. Ich denke so selten an ihn, er aber spricht für mich... Dumm — woran hätte ich überspanntes Ding schon glauben können?... Jetzt erst sehe ich das Leben...

Lancier schrie:

„Nein, meine Liebe, Frankreich ist keine Seifenblase. Überlege dir, was du sprichst! Die Sache verhält sich anders — zu viel Politik. Man sagt, die Generale sind schuld — ich weiß es nicht, aber die Politiker, die sind jedenfalls schuld. Wir brauchten Flugzeuge, sie aber inszenierten Diskussionen, Krisen, Streiks... Wenn sich Pétain entschließt, an die Spitze Frankreichs zu treten, wird das die Rettung sein. Er wird die Deutschen zum Stehen bringen — er ist kein Politiker, sondern ein alter Soldat."

Die Familie Lancier war in einem kleinen Gasthof am Hafen untergekommen; früher stiegen hier kleine Kolonialbeamte, Matrosen und Soldaten ab, die ihre Ersparnisse in den umliegenden Schenken und Bordells versoffen. Alles zeugte von Trinkgelagen, Schlägereien — der zerbrochene Spiegel, der beschmierte Tisch, die Flecken an der Wand. Die Umgebung entsprach durchaus dem Seelenzustand Maurice Lanciers; er fühlte sich einsam und bettelarm, man hatte ihm Frankreich gestohlen... Noch vor kurzem war ihm sein Leben aus einem Guß, harmonisch erschienen: die Jugendzeit im Quartier Latin, Marceline, Verdun, die Arbeit, Familie, seine Sammlung in „Corbeille"... Wenn er jetzt an die Vergangenheit dachte, begriff er deren Nichtigkeit: ein Traum, wenn auch ein angenehmer, doch nur ein Traum... Er hatte so viele Freunde gehabt, und jetzt war keine Menschenseele da, mit der er über das Wichtigste sprechen könnte. Alle sind auf der Suche nach einem Obdach, nach Essen, Brennstoff, sind nervös, schimpfen. Berty, der ist ruhig; mit dem kann man aber nicht sprechen — er ist, wie immer, verdammt logisch, es gibt aber Augenblicke, in denen Logik unerträglich ist...

Und in dieses widerwärtige Zimmer trat eines Tages Leo... Schweigend umarmten sie sich, beiden fehlten die Worte. Leo war in Zivil, hager, erschöpft; doch das sonnengebräunte Gesicht ließ ihn jünger erscheinen; Lancier dachte: komisch, er sieht nicht schlecht aus...

„Leo, woher kommst du?"

„Aus Bidart. Wo ist Leontine?"

„Sie ist mit Sauger gefahren!"

„Ich habe die Saugers getroffen, sie wissen nichts."

„Ich nehme an, sie ist in Paris geblieben", sagte Mado.

Lancier wollte Leo trösten:

„Wenn sie dageblieben ist, hat sie gut daran getan. Du kannst dir nicht vorstellen, was das für eine Reise war!"

„Ich habe es gesehen."
„Wie hast du uns gefunden?"
„Ich wußte, daß du in Bordeaux bist. Wo solltest du denn sonst sein, hier ist doch ganz Paris. Gestern habe ich dich den ganzen Tag gesucht, alle haben dich gesehen, aber niemand weiß, wo du wohnst. Gut, daß ich auf den Gedanken kam, Berty zu fragen. Weißt du etwas von Louis?"
„Er soll an der Schweizer Grenze sein, das ist die ruhigste Ecke, von dort kann er nach Genf kommen, da sind doch unsere Freunde, die alten Sergents. Sag, Leo, kannst du verstehen, was passiert ist?"
„Nein, ich verstehe das nicht. Oder genauer, ich fürchte, daß ich es nur zu gut verstehe. Das ist ein Hohn! Wir wollten kämpfen. Selbst die Feigsten... Immer nur Fersengeld zahlen und dazu noch in Bombenbegleitung, das ist doch ein sehr zweifelhaftes Vergnügen... Ich weiß aber nicht, was mit dem Oberkommando los ist. Niemand weiß etwas. Die Generale gehen freiwillig in die Gefangenschaft. Die Offiziere legen Zivilkleidung an und sagen: ‚Sowieso ist alles verloren.' ... Wie oft haben wir die Deutschen zum Stehen gebracht, aber der Befehl lautete ‚Rückzug'. Nichts war vorbereitet — weder Panzerabwehrgeschütze noch Flugzeuge. Du hast mir oft gesagt, ich sei ein echter Franzose. Wahrscheinlich stimmt das, weil ich mich jetzt am liebsten aufhängen möchte. Diese Herrschaften haben gespielt und verspielt. Kommt es zu einer Revolution, so gehe ich als erster mit. Es ist besser zu sterben, als das mit anzusehen."
Lancier war im Herzen mit Leo einverstanden, doch die laute Stimme, die Schärfe der Worte gefielen ihm nicht.
„Eine Revolution ist jedenfalls kein Ausweg, das Land ist ohnehin verheert, neue Erschütterungen wird niemand aushalten. Bist du denn mit dem Kriegführen fertig?"
„Keine Spur! Die Generale, die haben aufgehört. Ich habe diesen Anzug angezogen, um dich nicht zu erschrecken — alles ist in Fetzen gegangen... Mein Truppenteil existiert nicht mehr. Eben war ich beim Kommandanten, bat ihn, mich einem anderen Regiment zuzuweisen. Dort sagt man aber, es sei an der Zeit, den Laden zuzumachen... Die Schufte! Wo ist Leontine? Mein Sohn? Nichts ist da!... Bankrott haben sie gemacht!"
Abends saßen sie zusammen im Restaurant. Für einen Augenblick schien es ihnen, als wären sie in Paris, als gäbe es keine Deutschen, keinen Zusammenbruch: weiße Tischtücher, fröhliche Mädchengesichter, dienstbeflissene Kellner... Sie rauchten schweigend. Plötzlich wurde es ringsum still: Pétain sprach im Rundfunk. Eine brüchige Greisenstimme. Er sagte, daß weiterer Widerstand sinnlos sei, er habe sich an den Feind mit der Bitte um Waffenstillstand gewandt.

Lancier traten die Tränen in die Augen.

„Hast du gehört, Leo?... Das ist ein echter Franzose! Kein Politiker, sondern ein Soldat!"

„Eine Schmach!" rief Leo aus. „Niederträchtig!... Ich habe dir einmal gesagt, daß mein Bruder ein Fanatiker ist, ich verstand nicht, wie sie so leben können... Jetzt aber bedauere ich, daß ich kein Fanatiker bin, verstehst du? Ich würde auf die Straße gehen, den Kameraden zurufen... Wir sind zusammen durch diese verfluchten Felder gestrolcht. Ich würde ihnen zurufen: Feuer! Feuer gegen die Deutschen, Feuer gegen diesen Mummelgreis!"

Lancier brauste auf: wie untersteht sich Leo, den Helden von Verdun zu schmähen? Außer sich, kreischte er mit dünner Stimme:

„Du sprichst so, weil du kein Franzose bist! Dein Vater, dein Großvater haben nicht hier gelebt. Sie haben diese Städte nicht gebaut, sie haben auf diesen Feldern nicht gearbeitet. Dir ist es einerlei, was aus Frankreich wird, du brauchst Ideen, Politik. Der Marschall aber braucht Frankreich. Er will die französischen Städte retten, die französischen Kinder. Verstehst du mich oder kannst du das nicht verstehen — die französischen!..."

Leo warf seine Serviette hin und verließ schweigend den Raum.

Als Lancier zu sich kam, zürnte er sich: wie konnte er nur Leo beleidigen? Natürlich ist Pétain der einzige Ausweg. Man darf sich doch aber um der Politik willen nicht mit dem besten Freund überwerfen. Leo ist selbstverständlich ein echter Franzose, er hat wohl einfach die Nerven verloren, war mit Kommunisten zusammen, die haben ihn so beeinflußt... Spätabends machte Lancier mit Bertys Hilfe Leo wieder ausfindig.

„Ich hatte unrecht, war zu hitzig. Wir sind alle mit den Nerven herunter, das ist ganz natürlich. Zu allem noch Marceline... Freundschaft bleibt aber Freundschaft. Umarme mich, zeige mir, daß du nicht mehr zürnst."

Leo lächelte. Schien es aber Lancier nur so oder konnte Leo wirklich die Kränkung nicht vergessen, sie fühlten sich unfrei, suchten nach Worten, schwiegen lange.

Zwei Tage darauf sagte Leo:

„Ich fahre nach Paris, Leontine ist sicher dort."

Lancier dachte nach: das ist gewagt, die Deutschen werden doch gleich erkennen, daß Leo Jude ist. Wie sollte er es ihm nur sagen? Er könnte es wieder übelnehmen...

„Hältst du das nicht für voreilig?"

„Hunderttausende sind zurückgekehrt. Natürlich würde ich um nichts in der Welt hinfahren. Aber Leontine..."

„Es will alles bedacht sein. Du weißt selbst, was für Vorurteile die Deutschen haben..."

„Vielleicht nicht nur die Deutschen", erwiderte Leo hart. „Aber in Paris sind Leontine und mein Sohn. Das ist alles, was ich noch besitze."

Nach Leos Abreise fühlte sich Lancier wieder einsam. Berty hatte für Lancier zwei anständige Zimmer gefunden; er war fürsorglich, doch schweigsam, und taute nur auf, wenn er Mado sah.

Im trüben Morgenlicht eines Regentages starb Marceline. Sie starb unter Qualen, bei vollem Bewußtsein. In welcher Stunde mußte sie ihre Lieben verlassen!... Louis war verschollen, vielleicht tot; Mado war schon lange wie tot, und Maurice war ein Greis geworden. Frankreich lag darnieder und starb wie sie... Und weder das Abendmahl noch Mados Augen, die sie voll Liebe anblickten, konnten ihre Leiden lindern.

„Wenn Louis zurückkehrt, sage ihm..."

Sie konnte nicht zu Ende sprechen; es waren ihre letzten Worte.

Ein trübseligeres Begräbnis war wohl kaum denkbar, obwohl Berty alles tat, was in seinen Kräften stand. Der Wind wirbelte den Staub auf, blendete. Vorn ging Lancier. Plötzlich hielt der Leichenwagen — den Weg überquerten deutsche Panzer; die Deutschen ließen den Leichenzug nicht durch. Über eine Stunde stand der Wagen an der Straßenkreuzung. Staub wirbelte auf. Die Deutschen sangen. Lancier aber schluchzte laut, er sah aus wie ein altes Weib.

Als Mado die Schaufel gereicht wurde, damit sie das Häuflein Erde auf den Sarg schütte, war ihr, als trüge sie nun alles zu Grabe; der letzte Faden, der sie mit dem Leben verband, riß.

Berty stand abseits; dann brachte er Lancier und Mado nach Hause. Lancier schluchzte.

„Mit Marceline war ich hier auf der Hochzeitsreise und später noch zweimal. Sie hat Bordeaux geliebt, sagte, hier rieche alles nach Vanille und Bananen... Warum hat mich nicht eine deutsche Bombe getötet?"

* 5 *

In ihren letzten Tagen hatte Marceline fortwährend an den Sohn gedacht; Louis war in Bordeaux, er wußte nicht, daß seine Mutter nebenan im Sterben lag. Mado traf er zufällig auf der Post. Sie fuhren sofort zum Friedhof.

„Mama wollte dir noch etwas sagen lassen, hat aber nicht mehr sprechen können."

Louis hatte die Mutter vergöttert: er, der Lärmende, stets von einer Leidenschaft Besessene, Ehrgeizige, liebte an der Mutter das Weltfremde, Naive, Weiche. Lange stand er an dem frischen Grab-

hügel mit dem Kranz verwelkter Rosen, dann schüttete er sorgsam eine Handvoll Erde in sein Taschentuch.

„Das ist keine Sentimentalität... Später wirst du das verstehen."

Lancier war gekränkt — warum hatten sie ihn nicht zum Friedhof mitgenommen? —, doch schnell söhnte er sich wieder aus, zu groß war die Freude: Louis am Leben, nicht einmal in Gefangenschaft! Er betrachtete den Sohn als ein Kind, sagte: „Können denn solche Krieg führen?" Auch jetzt hörte er ihm mit einem nachsichtigen Lächeln zu — was versteht der schon?... Ein Glück, daß der Junge sich herausgerettet hat...

Am Abend sagte er:

„Nun ist auch Louis bei uns. Nur die arme Mama fehlt... Mir ist sehr schwer ums Herz, doch wir müssen an die Zukunft denken."

Er suchte bei den Kindern keinen Rat, sprach nur laut mit sich selbst.

„Alper ist sicher schon in Paris, doch ist kaum damit zu rechnen, daß es ihm gelingt, Roche aîné zu retten, für die Deutschen ist er doch kein Franzose... Gewiß, mich persönlich lockt Paris nicht, doch wir müssen leben. Wenn ich nicht zurückkehre, können mir die Deutschen die Fabrik und ‚Corbeille' nehmen."

Überraschend unterbrach ihn Louis:

„Willst du etwa für die Deutschen arbeiten?"

Lancier war beleidigt.

„Ich verstehe deinen Ton nicht!... Ich bin durch Mamas Tod zu sehr erschüttert, als daß ich mich mit Geschäften befassen könnte. Ich dachte eben zum erstenmal daran... Und vielleicht gerade deswegen, weil du gekommen bist. Ich habe kein Recht, Mado und dich mittellos zu lassen."

„Ich brauche nichts", sagte Mado. „Und ich will nicht nach Paris."

Louis aber hob die Stimme:

„Um mich brauchst du dich nicht zu sorgen. Ich bin im Militärdienst."

„Jetzt wird demobilisiert."

„Ich habe nicht die Absicht, mich einem Verräter zu fügen."

„Von wém sprichst du so?"

„Von Pétain."

„Louis!"

„Ja?"

„Du bist noch zu jung, um über den Helden von Verdun Gericht zu halten. Außerdem bist du Leutnant, wie kannst du es wagen, so über einen Marschall zu sprechen? Wo bleibt denn die Disziplin, von der du eben erst gesprochen hast?

„Ich sprach von ehrlichen Vorgesetzten. Pétain aber ist ein Verräter. Ich, ein kleiner Leutnant, habe das Recht, ihm die Epauletten herunterzureißen! Ich bin an der Front gewesen. Wir hätten uns noch halten können... Und dann... Man hätte nach Algerien, nach dem Kongo, Gott weiß wohin gehen können! Alles wäre besser gewesen als diese Schmach!"

„Du sprichst so, weil du zwanzig Jahre alt bist. Ein Glück nur, daß nicht Grünschnäbel über die Geschicke des Landes entscheiden! Kannst du etwa begreifen, was eine Mutter fühlt?"

„Das hängt davon ab, was für eine... Die Schufte haben auch Mütter... Wenn Mama am Leben wäre, würde sie verstehen, warum ich so spreche."

„Du willst wohl sagen, daß ich anders denke als Mama. Du glaubst wohl, ich habe keine Ehre im Leibe?" Lancier wußte nicht mehr, was er sprach. „Es ist nicht schwer, mit dem Säbel zu rasseln, wenn der Waffenstillstand unterzeichnet ist. Du hast selbst gesagt, daß du kein einziges Mal im Einsatz warst. Was gibt dir ein Recht, über den Marschall zu urteilen? Er war in Verdun. Ich war auch in Verdun, ich weiß, was das heißt... Und du grüner Junge wirfst einen Stein..."

Er verstummte, wischte sich das verschwitzte Gesicht. Louis schwieg lange, dann erwiderte er:

„Wozu war Verdun gut, wenn ein Vierteljahrhundert darauf derselbe Pétain Frankreich verschachert? Ich wollte keinen Streit, doch du zwingst mich dazu... Du bist darum besorgt, wie du mir Roche aîné als Erbe hinterlassen kannst. Sage aber: hast du dir überlegt, was ihr uns hinterlaßt — Frankreich oder ein deutsches Tingeltangel? An nichts hast du gedacht. Und uns hat man zu ebensolchen gedankenlosen Menschen erzogen... Jetzt muß alles von vorn angefangen werden."

Die verstorbene Marceline hatte oft gesagt: ein Unglück kommt selten allein. Einige Tage später sagte Mado zu ihrem Vater:

„Gestern habe ich Louis das Geleit gegeben."

„Wieso ‚Geleit'? Wohin konnte er denn fahren?"

„Ich weiß nicht. Wahrscheinlich kämpfen..."

Lancier setzte sich, bedeckte das Gesicht mit den Händen und saß so bis in die Nacht hinein. Er verfluchte den Sohn und bewunderte ihn; doch mehr als an den Sohn dachte er an sich, bedauerte er sich; die Familie fiel auseinander, zerstob, wie Frankreich... Wozu noch leben, sich mit öden Geschäften befassen, nach Paris zurückkehren, in dessen Straßen grobe, hochnäsige Fremde flanieren...

Mado erinnerte sich, wie sie vom Bruder Abschied genommen hatte, er war in Eile, wiederholte immer: „Geh, geh." Sie umarmte ihn.

„Mado, verurteilst du mich?“
„Ich beneide dich.“
„Warum? Du kannst doch auch...“
„Nein, Louis, ich kann nicht. Ich glaube an nichts. Verstehst du? Ich bin leer. Wurde wohl so geboren. Dich aber liebe ich. Ich möchte, daß du glücklich bist. Ich weiß, ich müßte etwas anderes sagen... Ich möchte, daß ihr siegt...“
Es war am Abend, in einer dunklen Straße, und Louis sah nicht, daß Mado weinte.

* 6 *

In den letzten Monaten war Sergej viel auswärts, war in Jaroslawl, in Rostow, in Gorki. Er ging ganz in seiner Arbeit auf, spöttelte über sich selbst, als er Nina Georgijewna erzählte: „Wenn ich arbeite, existiert für mich nichts mehr, dann scheint mir, daß von einer kleinen Brücke das Schicksal der Menschheit abhängt.“
Doch entsprach das nicht der Wahrheit: finster, schwermütig verfolgte er die Ereignisse im Westen. Jeden Morgen griff er hastig nach der Zeitung: sind die Deutschen zum Stehen gebracht?... Und einmal kam ein kurzes Telegramm auf der vierten Seite: „Deutsche Truppen haben Paris besetzt.“
Mado!... Sein Herz krampfte sich zusammen. Er dachte nicht oft an Mado, die Tage waren mit Zeichnungen, Plänen, Zahlen ausgefüllt. Er wußte jetzt, daß die Vergangenheit nicht wiederkehrt, machte sich Vorwürfe: Warum hatte er den Trieb des Herzens nicht unterdrückt? Er ist schuld an Mados Tränen. Aber vielleicht hat sie ihn vergessen? Sie sagte doch: „Das ist außerhalb des Lebens.“ Und trotzdem ist er schuld... Nur sehr selten, mitten in der Nacht, erschien ihm Mado; dann gestand er sich, daß er niemals wieder so lieben werde; ihr hatte er das Größte, die Glut seines Herzens, sein Traumbild gegeben. Am Morgen aber wußte er nichts mehr von diesen Bekenntnissen — das Leben forderte sein Recht.
Jetzt war gleichsam der Vorhang gefallen. Und von all den einander widersprechenden Gefühlen, von all den seelischen Verwicklungen und dem inneren Hader verblieb nur eins: Mado geht es schlecht. Ihr geht es wie Paris...
Die Deutschen in Paris!... Er bemühte sich, das Geschehene zu verstehen, und vermochte es nicht. Wie oft hatte er zu Mado und zu seiner Mutter gesagt, daß Frankreich, das von kleinen, ehrlosen Leuten regierte, von inneren Kämpfen zerrissene, unbekümmerte, schutzlose Frankreich zusammenbrechen werde, sobald ihm die gut ausgerüsteten Armeen Hitlers gegenüberstehen. Dennoch hatte er sich einen solchen Ausgang nicht vorgestellt, hatte Kampf er-

wartet, wenn auch nur kurzen, aber verzweifelten Kampf, Heroismus, Heldentaten. Ihn erschütterte, daß Paris ohne einen Schuß gefallen war. Er schimpfte, als stünde vor ihm der General, der es gewagt hatte, die Stadt der vier Revolutionen zu einer „offenen Stadt“ zu erklären. Diese Schufte ließen sie herein wie in ein Gasthaus!...

Er dachte an Lejean, an den jungen Arbeiter, mit dem er in der Fabrik Roche aîné gesprochen hatte, an die Leute von Billancourt, Suresnes, Ivry. Die hätten nicht kapituliert... Sie wurden aber eingesperrt, in Lager verschleppt, gehetzt... Elende Kreaturen! Sie wollten ein Frankreich ohne Kommunisten, ein Frankreich ohne Volk. Nun haben sie auf der Place de la Bastille die Deutschen!

Dann dachte er an das, was sein Leben ausfüllte: an Moskau, an seine Projekte, seine Mutter, an das verschleierte Lächeln Waljas (er sah sie oft, etwas an ihr zog ihn wohl an, auch jetzt dachte er wieder an sie), an dieses Land, diese Bäume und Blumen. Noch ist hier alles ruhig, noch zupfen die Mädchen Margeriten, wie Mado es tat, noch überlegt er, ob Walja ihn heute anrufen wird, noch wiegen die Mütter ruhig ihre Kinder, lernen die Kinder deklinieren, noch werden Häuser gebaut, wird bedacht, wo eine Zwischenwand errichtet werden soll, womit man das Sofa bezieht, noch steht der Frieden, ein blauer Frieden mit leichten Federwolken, wie ein Junitag über diesem Land. Und dort.... Wie schnell sind sie mit Frankreich fertig geworden... Sie sengen, rauben, morden... Sergej dachte an Annas Erzählung. Solche fallen auch über uns her... Sie brauchen nur Frankreich verdaut zu haben, und in zwei, drei Jahren werden sie bestimmt über uns herfallen...

Beim Mittagessen bekam Sergej Streit mit Beltschew. Nach einem Blick in die Zeitung grinste Beltschew befriedigt, kaute sein zähes Fleisch zu Ende und sagte:

„Tüchtig haben sie die Franzosen verdroschen!“

Sergej ärgerte sich. Beltschew mag Paris nicht lieben, das ist seine Sache, er war nicht dort und er liest auch wenig. Ein guter Arbeiter ist er, doch ein beschränkter Mensch. Und trotzdem!... Paris, auch das Paris der Vergangenheit, ist ein Band Geschichte, und zwar einer Geschichte, die uns teuer ist! Außerdem ist ein Sieg der Faschisten eine Gefahr, dazu noch ein so leichter Sieg. Das steigt zu Kopf... Hier handelt es sich nicht mehr um einen Streit darüber, ob Paris schön ist oder nicht, das geht bereits uns an... Jedermann versteht das. Doch Beltschew wollte nicht verstehen:

„Warum regst du dich auf? Sie wurden doch klassisch geschlagen!“

Sergej reizte die Seelenruhe, mit der diese Worte vorgebracht wurden. Seelenruhe aber war der hervorstechendste Charakterzug Beltschews, der es für notwendig hielt, täglich, ja stündlich seine Zufriedenheit mit allem zum Ausdruck zu bringen. Sagte man ihm:

„Ist das aber eine Kälte", so erwiderte er: „Frost ist gesund, dann ist es nicht feucht", aber auch an einem regnerischen, trüben Tag freute er sich: „Es ist nicht kalt." Dabei grinste er und strich sich mit der Hand über die Backen oder die große, fleischige Nase. Heute blieb er sich treu, grinste ebenso, sagte ebenso: „Wozu die Aufregung?"

Sergej beharrte auf seinem Standpunkt. Da ging Beltschew zum Angriff über: er warf Sergej „mangelnde Dialektik" und „Rührseligkeit" vor. Erschöpft schlürfte er dann den trüben Zuckersaft des Kompotts und sagte:

„Hol sie der Teufel!... Ich kann es nicht glauben, daß sie dort bewußte Leute haben."

„Du hast wohl die Kommunisten vergessen? Die Arbeiter, das Volk?... Was bist du denn für ein Bolschewik?"

„Wir haben genug an unseren Angelegenheiten."

Überraschend mischte sich Pawel Sergejewitsch Lukutin ein, der sich sonst nie an Diskussionen beteiligte. Er galt als tüchtiger Arbeiter, aber politisch unentwickelter Mensch. Er war schüchtern, verschlossen, so daß selbst Kollegen, die mehrere Jahre mit ihm zusammengearbeitet hatten, von seinem Privatleben nichts wußten. Er war vierzig Jahre alt, doch alles an ihm schien altmodisch — die Manieren, die Ausdrücke. Als Beltschew erklärte: „Wir haben genug an unseren Angelegenheiten", warf Pawel Sergejewitsch, der anscheinend gar nicht zugehört hatte, ein:

„Verzeihen Sie, daß ich mich einmische, doch ich muß Ihnen widersprechen. Wir alle sind von unseren Angelegenheiten in Anspruch genommen, doch Ihre Überlegungen scheinen mir falsch zu sein. Ich habe nicht geglaubt, daß es bei uns — ich kann kein anderes Wort dafür finden — Isolationisten geben kann. Nehmen Sie dieses Messerchen, ein gewöhnliches Messer unserer, wie man jetzt sagt, vaterländischen Produktion. Ich wage zu behaupten, daß die Herstellung eines solchen Messers für die ganze Menschheit von Bedeutung ist. Die einen sind begeistert, weil sie von uns die Rettung erwarten, die anderen aber hassen uns, weil wir Messer herstellen, und nicht nur Messer, sondern weil wir existieren. Das kommt daher, weil unser Schicksal vom Schicksal der ganzen Menschheit nicht zu lösen ist. Wenn wir siegen, werden alle siegen. Ich weiß nicht, ob ich klar ausgedrückt habe, was ich sagen wollte. Aber es ist so, wenn ein anderes Volk verwundet wird, spüren wir es hier..."

Er wies auf sein Herz.

Beltschew erhob sich.

„Mit Ihnen will ich nicht streiten. Sie sollten sich lieber erst mit der einschlägigen Literatur vertraut machen, ehe Sie andere Leute belehren."

Am Abend suchte Sergej seine Mutter auf, er wußte, daß sie die Nachrichten tief betrübten. Nina Georgijewna begrüßte ihn mit den Worten:

„Serjoshenka, wie konnte das geschehen?"

Sie stellte ihm die Frage, die er sich am Morgen selbst vorgelegt hatte, eine Frage, die von Millionen und aber Millionen gestellt wurde.

„Paris aufzugeben!... Und das Volk, die Arbeiter?"

„Die Arbeiter sind zu stark, als daß die Bourgeoisie es wagen würde, ernstlich gegen Hitler zu kämpfen, und die Arbeiter sind zu schwach, um die Macht an sich zu reißen. Die Spießer aber, die Durchschnittsfranzosen, verstehen überhaupt nichts. Fünf Jahre lang bewies man ihnen, daß Hitler besser sei als die Volksfront, sagte man, die Kommunisten würden den Leuten ihr Gärtchen mit den Wicken fortnehmen, ihnen verbieten, Apéritif zu trinken, wahrscheinlich auch die Frauen nationalisieren. Du kannst dir nicht vorstellen, wie leicht es ist, einen Durchschnittsfranzosen übers Ohr zu hauen. Sie halten sich für Skeptiker, für gewiefte Leute, und in Wirklichkeit sind sie Kinder, nichts als Kinder... Jetzt werden sie ja sehen, was Faschismus ist. Das letzte Wort ist noch nicht gesprochen."

„Ich weiß, daß das Volk siegen wird; ich fürchte nur, es wird siegen, wenn dort nichts mehr übriggeblieben ist. Ich denke nicht an Notre-Dame oder an den Louvre, ich will, daß die Franzosen mit ihren Traditionen, ihrer Freiheit, ihrer Leichtigkeit und ihrem komplizierten Wesen erhalten bleiben. Das brauchen alle... Aber wenn sich die Faschisten dort zwanzig Jahre halten werden?... Sieh doch, was aus Deutschland geworden ist... Mir ist weh ums Herz, Serjosha."

Sergej schwieg, wieder kam ihm Mado in den Sinn. Und es war, als habe Nina Georgijewna seine Gedanken erraten, sie drückte ihm warm und verlegen die Hand. Diese Geste war so ungewöhnlich für die Mutter, daß Sergej sich gerührt abwandte.

Lange saßen sie schweigend. Dann entsann sich Nina Georgijewna:

„Heute sagte im Institut ein Student: ‚Paris haben sie genommen, aber die Fahne der Kommune ist bei uns, im Mausoleum!'"

„Das ist die beste Antwort an Beltschew! Weißt du, Mutter, wer Paris retten wird? Die Unseren! Davon bin ich überzeugt. Heute ging ich über die Kalajewskaja, da kamen mir Rotarmisten entgegen, sie gingen in die Badeanstalt und sangen... Da ist er, der Hoffnungsstrahl! Auf sie blickt jetzt die ganze Welt!" Er lächelte und sagte dann nachdenklich, mit veränderter Stimme: „Wenn es solch einen Wundertelegraph gäbe, unmittelbar von Herz zu Herz,

ich würde nach Paris telegraphieren, wie unsere Rotarmisten über die Kalajewskaja gingen und sangen..."

Scherzhaft, zärtlich fragte ihn Nina Georgijewna:

„Einem Mädchen?"

Er schüttelte den Kopf.

„Nein... Einem Burschen in Roche aîné."

Als er nachts nach Hause kam, dachte er an Walja und wies sich zurecht: es gibt Krieg! Wenn nicht jetzt, so in einigen Jahren... Sergej erinnerte sich dunkel daran, wie er als Junge „Perekop" gespielt hatte; ein Kind der Friedenszeit, konnte er nicht verstehen, daß Menschen zwischen zwei Fliegerangriffen feinstes Glas blasen, Häuser bauen, Rosen pflanzen. Hätte ihm jemand in dieser Nacht gesagt, daß man eine Stunde vor dem Kampf ein Mädchen zu küssen vermag, er hätte es nicht geglaubt.

Am Morgen aber strahlte der blaue Himmel des Friedens mit den leichten Federwölkchen. Sergej dachte öfter an das heraufziehende Gewitter als viele seiner Altersgenossen — er hatte das andere Lager kennengelernt, und die Faschisten waren für ihn nicht nur ein Zeitungsbegriff; doch soviel er auch an den Krieg dachte, er konnte ihn nicht empfinden. Triumphierend sagte er zu Grigorjew: „Sehen Sie, es ist doch keine Utopie. Wir werden noch vor der Frist mit allem fertig." Am Abend rief er Walja an.

* 7 *

Der September war regnerisch, unfreundlich; dann aber kam ein schöner Tag. Ein großer Zauber liegt in dem russischen Herbst; es ist, als eiferten die noch in ihren Schmuckresten prangenden Bäume und die noch warme Sonne im Ahnen des langen Winters danach, den Menschen zu trösten, aufzurichten: es grünen ja wieder im Frühling die Gärten und durch die Doppelfenster dringt wieder die Sonne.

Pawel Sergejewitsch Lukutin rief seine Frau an, um ihr zu sagen, daß er zum Essen nicht nach Hause käme. Als er dann auf die Straße trat und den ganz in Gold getauchten Alexandergarten, die rötlichen warmen Mauern des Kreml sah, lächelte er vertrauensvoll.

Lukutins Leben wurde nicht durch äußere Ereignisse erschwert, sondern durch seine Veranlagung. Sein Vater, ein Professor der Botanik, hatte die Ideen des vorigen Jahrhunderts aufgenommen, in seinen Sympathien zwischen der Predigt Tolstois „Widersetze dich nicht dem Bösen mit Gewalt" und den Wunschträumen von einer liberalen Verfassung schwankend. Über die Revolution freute er sich, doch gar bald wurde er unsicher: „Schon wieder Blut!" Er wurde bettlägerig, verließ nur selten das Haus und las Plato.

Als ihn ein Freund fragte: „Sie sabotieren wohl?“, brüllte er: „Ich sabotiere nicht, Väterchen, ich bin empört!“... Bald darauf starb er.

Pawel Sergejewitsch hatte gleichsam die Fortführung des Haders, den sein Vater mit der Geschichte aufgenommen hatte, übernommen. „Gegen den Strom“ hatte er als Jüngling in ein Heft niedergeschrieben. Er begeisterte sich für Literatur, für die Romantiker, las Byron und Lenau im Original, entschloß sich aber, die Baukunst zu studieren, weil er sich sagte, das Volk sei stets im Recht und man habe dem Volk zu dienen. Nach Abschluß der Hochschule arbeitete er in Kasan, an den Neubauten in Beresniki, Kusnezk und die letzten Jahre in Moskau. Die Arbeit befriedigte ihn, doch plagten ihn oft Zweifel an der Richtigkeit der Sache, der er seine Jahre und seine Seele hingab. Ihn entrüsteten die groben Manieren, die Herzlosigkeit dieses oder jenes Beamten. Er sagte sich: das kommt daher, weil wir der Vortrupp sind, in zwanzig Jahren werden die Menschen anders sein... Doch manchmal dachte er verzweifelt: solche sind nicht zu ändern... Wie den Vater, empörte auch ihn jede Ungerechtigkeit, doch hatte er nicht den väterlichen Charakter: während der für Tolstois Lehren schwärmende Professor sich gern in Händel einließ, war Pawel Sergejewitsch schweigsam, ging niemals aus sich heraus. Er verspottete sich selbst: reizend ist das, ich protestiere in meinen vier Wänden. Es war das nicht Kleinmut, ihn hemmte ein innerer Zwiespalt, vielleicht die Folge seiner Erziehung, vielleicht das Schicksal allzu verschlossener Charaktere.

Wer weiß, wieviel er während der zwanzig Jahre gegrübelt hatte, in den Gemeinschaftswohnungen, in den Baracken, in den russischen Fernzügen, die für Betrachtungen wie geschaffen sind! Seinem Jahrhundert näherte er sich langsam, qualvoll, mißtrauisch gegen die ihn umgebenden Menschen, gegen sich selbst. Irrtümlich hielt man ihn für einen Menschen, der dem gesellschaftlichen Leben gleichgültig gegenübersteht, er hatte nicht nur viel gelesen, sondern war auch bemüht, das Gelesene mit dem zu verbinden, was er sah; seine Arbeit trennte er nicht vom Gedanken an die kulturelle Entwicklung. Der Faschismus hatte ihn erschüttert: wenn er auch lange an der Natur des Guten gezweifelt hatte, das Böse erkannte er sofort, und der Haß gegen das Böse half ihm, von vielen Widersprüchen freizukommen; er schwankte seltener, dachte mit größerer Sicherheit an die Zukunft, wußte, daß ein Zweikampf bevorstand, der vieles entscheiden wird.

Er hatte sich in seinem Leben nicht selten verliebt, doch hinderte ihn angeborene Schüchternheit, seine Gefühle zu gestehen. Er heiratete spät; eigentlich kann man nicht sagen, daß er heiratete — Katja entschied alles. Katja war ein Mädchen mit himmlischen

Augen (so schien es wenigstens Lukutin) und selten praktischem Sinn, für das Gefühle Dummheiten waren. Sie hatte keine Lust, in die Provinz zu gehen. Lukutin war zu jener Zeit in gesicherter Stellung. Als Katja bemerkte, daß er rot wurde, wenn sie mit ihm sprach, bestellte sie ihn eines Tages nach Hause und schickte ihre Freundin fort. Eine Woche darauf sagte sie ihm sachlich: „Nun können wir uns einschreiben lassen." ... Sie gebar ihm eine Tochter und verlieh seinem Zimmer ein wohnlicheres Aussehen. Lukutin nahm Katja hin wie ein unvermeidliches Übel: sie verlangte, daß er mehr verdiene, und langweilte ihn mit Klatschgeschichten oder Berichten über ihre Gänge durch die Kommissionsgeschäfte.

Er war froh, nicht nach Hause fahren zu müssen, beschloß, in einem Café etwas zu sich zu nehmen. Er wählte sich ein Tischchen am Fenster und blickte lange in den herbstlichen Sonnenuntergang; er merkte nicht, wie ein hochgewachsener Mann in kariertem Sportanzug auf ihn zukam. Lukutin sah ihn verwundert an: helle, ein wenig abwesende Augen, dünnes, gewelltes Haar... Offenbar ein Bekannter, aber wer, konnte er sich nicht besinnen... Der Fremde wandte sich auf deutsch an ihn:

„Erkennen Sie mich nicht? Ich habe Sie gleich erkannt. Entsinnen Sie sich: Kusnezk, Juli 1932?"

Vor acht Jahren war in Kusnezk eine Gruppe von Deutschen eingetroffen; unter ihnen befand sich auch der junge Berliner Architekt Kurt Richter. Er fiel auf durch sein poetisches Äußere und sein expansives Wesen, er begeisterte sich buchstäblich für alles: für die Baugruben, die Kühnheit der Ingenieure, die Taiga, die malerische Tracht der Kasachen; fortwährend rief er: „Kolossal!" Nach dem sauberen, ordentlichen und langweiligen Deutschland schien ihm alles märchenhaft. Ich werde Kommunist, sagte er sich.

In Kusnezk verbrachte er eine Woche und lernte dort Lukutin kennen, der die deutsche Sprache gut beherrschte. Unversehens wurde Pawel Sergejewitsch zum Fremdenführer; das war ihm lästig. Als Richter auf die Erdhütten wies, erklärte ihm Lukutin: „Vor kurzem gab es hier noch keine Menschenseele." Der Deutsche hörte aber gar nicht zu und rief: „Kolossal! Wie malerisch!" Richter, der sich mit der Absicht trug, Kommunist zu werden, fragte Pawel Sergejewitsch: „Sie sind doch schon lange in der Partei?" Lukutin errötete, als hätte man ihn eines Verbrechens überführt, und erwiderte: „Ich bin parteilos."

Das war so lange her und sie hatten inzwischen so vieles erlebt, daß es erstaunlich war, wie Richter Lukutin erkannt hatte und wie Pawel Sergejewitsch sich noch ihrer Begegnung entsann.

Richter hatte sich wenig verändert, war vielleicht etwas zurückhaltender geworden. Als er den Russen ansah, erinnerte er sich

seiner Jugend, seiner Begeisterung, seiner Irrungen. Lukutin aber versuchte zu ergründen, welcher Wind Richter nach Osten verweht haben konnte; war er ein armer Teufel, einer von denen, die durch die Welt strolchen, oder ein Faschist in Amt und Würden?...

Richter war trotz seines Entschlusses 1932 nicht Kommunist geworden. In die Heimat zurückgekehrt, beschloß er, sich von Politik fernzuhalten. Gab es auf der Welt nicht genug andere Leidenschaften? Er begegnete Hilde. Sie war ein kleines Mädchen mit einem Wuschelkopf, sah aus wie eine blonde Negerin. Richter verlor den Kopf; zwei Jahre warb er um sie, war eifersüchtig auf alle, verdächtigte selbst den alten Englischlehrer. Als er endlich am Ziel war und Hilde heimführte, vergrößerten sich seine Qualen; er bildete sich ein, Hilde liebe ihn nicht und hintergehe ihn stündlich, wenn auch nicht im Leben, so doch in Gedanken. Nachts fürchtete er einzuschlafen, hörte wiederholt, daß seine Frau im Schlaf sprach, und lauerte darauf, daß sie den Namen des unbekannten Nebenbuhlers nenne. Hilde machte den Eindruck eines stillen Menschen; blickte er aber in ihre kindlichen und zugleich rätselhaften Katzenaugen, so wußte er, daß das Herz dieser Frau ein Abgrund war.

Wozu brauchte er die Politik? Er verdiente gut, ging mit Hilde ins Theater, begeisterte sich für Psychoanalyse. Aber die ungebetene Politik stellte sich von selbst ein. Die „Nazis" kamen zur Macht. Richter war der Ansicht, das „neue Regime" könne zwar für Deutschland von Nutzen sein — wer weiß das? —, doch beenge es die gebildeten Deutschen. Wie viele willensschwache Menschen, hielt er sich für charakterstark und glaubte, wenn er fremde Worte wiederholte, er spräche seine ureigensten Gedanken aus. Freunde flüsterten ihm Witze ins Ohr, in denen die Führer des Dritten Reiches verlacht wurden. Hilde sagte: „Ich fürchte mich hinauszugehen... Gestern haben SA-Leute eine junge Frau durch die Straßen geschleift. Sie soll mit einem Juden gelebt haben... Man hat ihr ins Gesicht gespuckt. Das ist scheußlich! Wen geht es an, mit wem sie lebt?... Der Staat hat nicht ins Bett zu kriechen!... Und die Kinder?... Hast du gesehen, was sie machen? Sie zwingen die kleinen Kinder, wie Soldaten zu marschieren! Daraus wird nichts Gutes!" Richter dachte: sie hat Mitgefühl mit jener Frau, weil sie mich betrügen will, ganz gleich mit wem, selbst mit einem Juden!... Trotzdem begriff er, daß Hilde recht hatte: wie können SA-Leute den Staat regieren!...

Als Hitler Österreich anschloß, meinte Richter jedoch: „Man kann sagen, was man will, dieser Mensch hat einen genialen Riecher!... Denk doch nur: ohne einen Tropfen Blut einen alten deutschen Traum zu verwirklichen!" Hilde widersprach nicht. Vor

einigen Jahren war sie mit dem Vater in Wien gewesen, die Grazie dieser alten Stadt, der Ring, die Eleganz der Frauen hatten sie benommen gemacht. Wien ohne Krieg zu erobern! Vielleicht haben die Bengels recht, die auf der Straße grölen?... Doch Wien wird nun ebenso verrohen wie Berlin...

Auf Wien folgte Prag. Richter war der Ansicht, daß es genug sei, er dachte an die Erzählungen seines Vaters von 1918. Und wenn der Führer plötzlich die Nerven verliert?... Richter hatte Angst vor dem Krieg — er fürchtete sowohl eine Niederlage als auch die Aussicht, kämpfen zu müssen. Es muß doch furchtbar sein, im Graben zu sitzen und zu warten, bis man von einer Granate zerfetzt wird... Und Hilde?... Wie kann er Hilde verlassen?... Sechs Jahre gemeinsamen Lebens, die Kleinigkeiten des Alltags, gemeinsame Mahlzeiten, Dienstbotenrechnungen, Medizin, die vertraut gewordene Wohnung — alles das hatte nicht vermocht, Richter von seiner krankhaften Eifersucht zu heilen. Er hatte Bedenken, für drei Tage nach Bremen zu reisen, kehrte zu ungewohnter Stunde vom Dienst heim, zwang sich, Symphonien mit anzuhören, nur damit Hilde nicht allein ins Konzert ging. Er war überzeugt, daß sie, die sich aus einem drolligen Mädchen zu einer schönen Frau entwikkelt hatte, nur auf eine Gelegenheit lauerte, um das Versäumte nachzuholen.

Der Krieg brach aus, Richter wurde Uk. gestellt. Den ganzen Winter über quälte ihn der Gedanke: bald kommt die Reihe auch an mich... Sein Vater hatte ihm einmal von der Treffsicherheit der französischen Artillerie erzählt, von den Bajonettangriffen der Senegaler. Wird er das wirklich mitmachen müssen?... Und da fiel Frankreich. Richter schrie mit allen anderen bis zur Heiserkeit „Sieg Heil!". Und doch lastete ein Druck auf ihm... Wenn alles nun mit einer Katastrophe endete? Niemand kennt Amerikas Absichten. Und Rußland?... Was wird Rußland sagen? Und das Wichtigste: es ist nicht abzusehen, wann der Führer haltmacht und ob er haltmacht...

Nach einem Gespräch mit einem befreundeten Nazi (alles ging jetzt durcheinander) gelangte Richter zu dem Glauben, Deutschland habe die hohe Mission, Europa zu organisieren. Er las Nietzsche noch einmal, und es schien ihm, daß er stark, einsam und stolz werden könnte. Unvermittelt schlug er mit der Faust auf den Tisch und rief, Hilde erschreckend: „Wir Deutschen müssen ruhelos leben!" Sie blickte ihn erstaunt aus ihren runden Katzenaugen an und erwiderte: „Ich wünsche mir vor allem Ruhe. Wer braucht diese Eroberungen?... Jeden Augenblick kannst du einberufen werden." Und Richter dachte: sie hat recht. Man darf das Leben nicht zu einem Hasardspiel machen! Am schönsten war es doch in der Kaiserzeit, man durfte frei denken, komfortable Häuser wurden gebaut

und dann war auch eine richtige Macht da... Sie haben Paris wie einen Apfel beim Straßenhändler gestohlen, man wird dafür büßen müssen — in einem Jahr oder in zehn Jahren...

Hildes Bruder brachte ihr aus Frankreich Parfüm, Strümpfe, Schokolade; sie freute sich wie ein Kind bei der Weihnachtsbescherung, doch als sie erfuhr, daß ihr Bruder ausziehen sollte, um England zu erobern, brach sie in Tränen aus, das Stück Schokolade schmolz in ihrer Hand. Der Bruder aber sagte: „Dummheiten! Mit denen werden wir in drei, vier Monaten fertig. Wir müssen nur hinüberkommen, das übrige... Unseren Panzern kann nichts widerstehen." Diese Worte erschütterten Richter. Vielleicht hat der Führer Fehler, doch er überragt alle um Haupteslänge. Gewiß, es ist schade, so alte Städte wie Rouen in Trümmer zu legen, doch ohne Opfer geht nichts ab, ein neues Europa ist jetzt im Werden.

In der Nacht sagte Hilde: „Dich können sie auch nach England schicken." Er erwiderte: „Ich weiß. Es ist furchtbar, wir sind in einen Sturm geraten; die Menschen gelten nichts... Versprich mir nur, daß du mir treu bleibst."

Als ihm die Firma, bei der er arbeitete, eröffnete, daß er für drei Wochen nach Rußland fahren müsse, freute er sich; zärtlich dachte er an das Land der Wunder. Doch wie sollte er Hilde allein lassen?... Er forderte von ihr Schwüre, peinigte sie, sie sagte: „Du bist verrückt. In solch einer Zeit!" Er erwiderte: „Gerade in solch einer Zeit."

Vor seiner Abreise ließ ihn Oberst Wilke zu sich kommen, sagte, Rußland sei eine Sphinx, und es wäre gut, wenn Richter versuchen würde, das russische Rätsel zu lösen. Richter sei schon in Rußland gewesen, sicher werde er alte Bekannte finden, es wäre interessant festzustellen, wie die Russen sich zu den Bolschewiki verhalten, ob dort die Vorzüge des deutschen Regimes bekannt seien und ob Aussichten für eine „friedliche oder halbfriedliche Durchdringung" bestünden, wie er sich ausdrückte. Richter verheimlichte dieses Gespräch vor Hilde, er sagte ihr nur: „Früher war es angenehmer zu reisen. Ich fühle mich nicht mehr frei." Nach kurzem Schweigen fügte er hinzu: „Du weißt doch, daß ich ihnen nie Honig um den Mund geschmiert habe. Vielleicht vertrauen sie mir deswegen."

Als Richter im Café an Lukutin herantrat, dachte er nicht an die Direktiven des Obersten; er war gerührt, schwelgte in Erinnerungen an vergangene Zeiten, sprach ungezwungen, scherzte. Wie naiv und hitzig war er doch in der Jugend gewesen! In Kusnezk hatte er diesem Russen gesagt, er wolle Kommunist werden, Lukutin aber bekannte damals, daß er parteilos sei... Da kam Richter plötzlich eine Erleuchtung: Lukutin kann helfen! Das Schicksal

selbst war ihm zu Hilfe gekommen; er wird die Meinung der russischen Opposition hören, wird die Journalisten und besoldeten Nachrichtenleute ausstechen.

Um die Sympathie des Gesprächspartners zu gewinnen, begann Richter zu erzählen, wie er am Triumph der „Nazis“ gezweifelt habe. Er kam in Schwung und vergaß für einen Augenblick sein Vorhaben, den anderen auszuhorchen.

„Ein Mensch, der an selbständiges Denken gewöhnt ist, hat es bei uns nicht leicht, alles wird fix und fertig serviert — die Wahrheiten, Verhaltungsmaßregeln, sogar die Phantasie. Ich habe lange an ihnen gezweifelt, kritisierte durchweg alles. Und jetzt... Man muß den Mut haben, seine Fehler einzugestehen. Ich will nicht sagen, daß ich immer unrecht hatte, aber ich habe überspitzt. Viele lachten bei uns, als Göring sagte, Kanonen seien besser als Butter, aber wenn wir jetzt Butter zum Brot haben, so nur dank der Kanonen. Deutschland wurde in Versailles Unrecht getan, das wissen Sie selbst... Irgendein kümmerliches Holland hat hundertmal besser gelebt. Jetzt wird diese historische Ungerechtigkeit korrigiert. Ich verhehle jedoch nicht, daß mir einige Einzelheiten mißfallen... Gewiß, die Juden sind ein Geschwür, aber das, was in Polen vor sich geht... Vielleicht bin ich rückständig — ich kann das nicht akzeptieren. Immerhin sind das Kleinigkeiten. Ein neues Europa ist im Werden. Sie können sich nicht vorstellen, wie froh ich bin, daß wir nicht gegen Sie kämpfen. Es gibt zwar Unterschiede in der Ideologie, doch unser Feind ist der gleiche. Sie klammern sich auch nicht an die Vergangenheit. Vieles aber... Nehmen Sie es mir nicht übel, ich sage das, weil ich Sie achte... Ich weiß, daß Sie selbständig denken. Vieles ist bei Ihnen veraltet... Nehmen wir zum Beispiel den Internationalismus...“

Er brach ab: wenn immer nur ich spreche, werde ich nichts erfahren...

„Warum schweigen Sie, Herr Lukutin?“

„Ich höre Ihnen zu. Es ist doch das erstemal, daß mir ein Faschist in natura begegnet. Interessant...“

„Was bin ich für ein Faschist? Faschisten sind die Italiener, die man bei uns übrigens verachtet. Wenn Sie aber glauben, ich sei ein Nazi, so irren Sie. Ich bin in einer ganzen Reihe von Fragen anderer Meinung. Sie können ganz offen mit mir sprechen, ich bin kein stupider SA-Mann. Was halten Sie von unserer Annäherung?“

„Die Außenpolitik ist eine komplizierte Sache. Ich persönlich aber kann den Faschismus... Verzeihen Sie, ich bin an diesen Ausdruck gewöhnt... Ich persönlich hasse den Faschismus. Das muß ausgemerzt werden, sonst geht alles zugrunde... Entschuldigen Sie, ich habe es eilig.“

Er zahlte und ging, ohne Richter die Hand zu geben.

Vielleicht war ich zu schroff? Aber ich bin ja kein Diplomat... Das ist doch die Höhe! Und so was will noch Würde wahren... Es wird nichts übrigbleiben, wir werden gegen sie kämpfen müssen, und es wird ein harter Kampf werden. Hitler hat sie gut dressiert. So ein Richter hatte früher noch über dies und jenes nachgedacht, jetzt aber hat er alles fahren lassen: Gedanken, Gewissen, den primitivsten Anstand. Sieh mal einer an, und das im Lande der Philosophen!...

Er ging die Gorkistraße entlang. Die hohen Häuser zeichneten sich deutlich vom Abendhimmel ab; ihm gefielen diese Häuser nicht, doch jetzt empfand er Zärtlichkeit für sie, als holte auch gegen sie ein Mörder mit den Augen eines zerstreuten Träumers zum Schlage aus. Man muß leben, sagte sich Lukutin, sei es auch nur, um diese Richter nicht hierherzulassen...

Als er in der Sitzung Sergej traf, fiel ihm der Streit mit Beltschew ein. Er wollte von der Begegnung im Café erzählen, doch er schwieg, drückte Sergej beim Abschied nur fest die Hand — auch für ihn empfand er die gleiche Zärtlichkeit wie für die Häuser, die Stadt, die Projekte der neuen Werke, für dieses strenge, klare und doch so heiße, verworrene, leidenschaftliche Leben.

* 8 *

Bald nach dem Gespräch mit Lukutin verließ Richter Moskau. Als er Hilde wieder sah, war er betroffen: wie schön doch diese Frau ist! Seine Augen saugten sich an ihr fest, und mit gespielter Nachlässigkeit sagte er:

„In Moskau gibt es viele hübsche Mädchen."

Gleichgültig erwiderte sie:

„Ja?"

Er dachte: sie ist in jemanden verliebt... Und nie wird er erfahren, was im Herzen dieser Frau vor sich geht!

Hilde fragte, was er gesehen habe.

„Die Stadt hat sich sehr verändert, sie haben viel gebaut. Gekleidet sind sie schlecht. Zu essen gibt es viel, ich habe fünf Stück Kuchen auf einem Sitz 'runtergeschluckt. Die Leutchen sind ganz lustig. Das furchtbarste sind die Dimensionen; bis nach Moskau ist es schon weit, ich erinnere mich aber, wie ich nach Sibirien fuhr... Und wie viele Menschen! Das brodelt nur so auf den Straßen... Weißt du, Hilde, es ist einem doch irgendwie ungemütlich zumute, daß dies da existiert... Der Führer sieht ja weiter, aber vom rein menschlichen Standpunkt aus wäre es besser, sich auf den Westen zu stützen. Paris oder London kann man ja doch nicht ko-

lonisieren, das verstehen sogar die Rotznasen aus der Hitlerjugend. Rußland aber ist ein Hohlraum. Ich traf dort einen Bekannten, kein Kommunist, ein gebildeter Mann, spricht gut Deutsch. Wie der aber denkt... So sprachen unsere Kommunisten bis dreiunddreißig. Die Russen sind keine schlechten Menschen, sie bedürfen aber der Führung, wir müssen ihnen nicht nur Feldmarschälle des Gedankens geben, Staatsmänner, Gelehrte, sondern auch geistige Feldwebel: Volksschullehrer, Ärzte, sogar Verkehrspolizisten — sie haben keine Ahnung, wie man die Straße überquert... Das alles ist eine kolossale Aufgabe, doch ohne sie ist das neue Europa undenkbar."

„Kurt, ich verstehe nicht. Werden wir etwa gegen die Russen Krieg führen? Das ist doch Wahnsinn! Wie lange kann man denn Krieg führen?"

„Einen Krieg im gewöhnlichen Sinne des Wortes braucht es gar nicht zu geben. Mir sprach ein maßgebender Mann von einer friedlichen oder halbfriedlichen Durchdringung. Ich weiß selber nicht, was er damit sagen wollte... Vermutlich werden die Russen sich noch schneller ergeben als die Franzosen. Ich bin der Ansicht, daß die Schwierigkeiten später auftreten, wenn so ein Land verdaut wird... Ich habe vorhin diesen Bekannten aus Kusnezk erwähnt. Vielleicht hat er den Unversöhnlichen gespielt, weil er Angst vor der GPU hat, ist aber die Macht auf unserer Seite, dann kommt er zu uns... Ich weiß es nicht. Auf jeden Fall stehen historische Ereignisse bevor, das liegt in der Luft."

Er machte einen Spaziergang. Berlin entzückte ihn durch seine Exaktheit: lange, gerade Straßen mit gleichförmigen Häusern. Er dachte: in dieser Phantasielosigkeit liegt schönste Phantasie.

Im Tiergarten spielten Kinder. Die Statuen badeten wohlig im Sonnenlicht der letzten warmen Tage. Alte Herren rauchten gemächlich helle Zigarren. Viel Militär war da; an der selbstbewußten Art, wie sie die Mädchen an sich drückten, erkannte man — das sind die Sieger.

Richter lauschte auf die Gespräche:

„Franz schreibt, daß bei ihnen alles für eine Landung fertig sei..."

„In Wilmersdorf ist eine Fünfzimmerwohnung mit Bad..."

„Ab Montag wird holländischer Käse ausgegeben, wissen Sie, echter, von dort..."

„Schmidt sagt, daß am 1. Mai alles zu Ende sein wird..."

Richter freute sich: so eine Ruhe! Die Londoner zittern jetzt: wohin sollen sie sich verkriechen, in die U-Bahn, in ein Mauseloch?... Hier aber herrscht Zuversicht, Kraftbewußtsein. Man müßte Lukutin nur in diesen Park führen, zu diesen Statuen, diesen Kindern, und er würde begreifen, daß seine Bäuerlein nie im Leben

einer solchen Organisation standhalten. Es ist angenehm, in Rußland herumzureisen, doch leben kann man dort nicht. Robert hatte es richtig formuliert: das ist „Polarafrika“... Warum war Robert zweimal bei Hilde?... Mit den Zeichnungen hätte er warten können... Vielleicht hat sich Hilde in ihn verliebt? Ein verrücktes Weib... Richter betrachtete sich plötzlich kritisch und lächelte schief: Othello... Doch was kann man machen, er ist nun einmal so veranlagt. Im Beisein anderer beherrscht er sich, aber Hilde weiß, wie toll er ist. Das ist das Geheimnis des deutschen Charakters: das ewig Dynamische. Die Franzosen philosophieren, die Engländer sind Geschäftsleute, die Russen Phantasten, wir aber stürmen, sind die Bewegung. Der Führer hat das deutsche Wesen erfaßt, er gab uns ein Ziel, jetzt verbinden wir das innere Dynamit mit einer vorzüglichen Organisation. Warum habe ich den Sturm so gefürchtet? Sogar Hilde habe ich in Schrecken versetzt... Mögen sich die anderen fürchten, wir haben nichts zu befürchten, der Sturm, das sind wir.

* 9 *

Wenn im Theater der Vorhang fällt, die Heldin ausgelitten und der Held gesiegt hat, wenn die Schauspieler es schon verschmähen, sich auf den letzten spärlichen Applaus hin zu zeigen, in der Garderobe aber die Menschen sich drängen, über ihre alltäglichen Sorgen sprechen, dann kann man im verödeten Zuschauerraum ein junges Mädchen sehen, dessen Augen noch nicht in die Wirklichkeit zurückgekehrt sind und das noch in den abgeklungenen Leidenschaften der Tragödie lebt. Ist es nicht das gleiche Mädchen, das in der Bildergalerie lange vor einem alten, keineswegs bemerkenswerten Bilde verharrt und das Geheimnis des dahingegangenen Lebens zu enträtseln sucht? Und ist es nicht das gleiche Mädchen, das plötzlich lautlos seine Lippen bewegt, während die Freundinnen munter über Shenja oder Mascha tratschen, und vor sich hinmurmelt:

Die Liebe ist, sagt die Legende,
Der Seelen Bündnis licht und hehr,
Ihr Sichvereinen bis ans Ende,
Verschmelzen zweier Feuerbrände,
Ein Zweikampf grimm und schicksalsschwer...

So war Walja. Sie hatte davon geträumt, Schauspielerin zu werden, doch ihr fehlte das Talent; nur der hohe Drang war ihr eigen, der den Menschen zwingt, der Kunst zu leben. Einmal sprach ein

alter Regisseur mit ihr; er empfand Mitgefühl für dieses rührende und, wie ihm schien, einfältige Mädchen. „Suchen Sie sich einen anderen Beruf. Was gibt Ihnen der Film?... Das ist eine Kunst für die Zuschauer und noch für ein-, zweihundert Auserwählte. Für Sie wird es nichts weiter sein als eine schwere Arbeit. Sie werden tagelang frieren oder schwitzen, dann kommt die Massenaufnahme, und niemand wird Sie bemerken. Wenn Sie aber Glück haben, wird man Ihnen in zehn Jahren eine Rolle geben, Sie werden dem Vorsitzenden eines Bezirkssowjets ein Ferkel vorführen und vielsagend flöten: ‚Wir schicken es nach Moskau. Zur Ausstellung!‘ Und das ist alles... Haben Sie das nötig? Sie werden sich die Augen und sich selbst verderben." Diese Worte machten Walja traurig, doch sie ließ von ihrem Traum nicht ab, sie war bereit, den Musen zu dienen, und sei es als Aufwaschfrau.

Sie war sechsundzwanzig Jahre alt, aber ihr Leben blieb verschwommen, wie das Morgengrauen. Sie konnte, um einer Freundin zu helfen, die ganze Stadt ablaufen, war aber nicht fähig, auch nur das Geringste für sich selbst zu tun, nicht von ungefähr hatte die Mutter sie „Traumsuse" genannt. Wenn Doktor Krylow sie ansah, wunderte er sich: bald schien dieses Mädchen häßlich, bald berükkend, bald lebenssprühend und fröhlich, bald wieder abwesend.

Den Sommer verbrachte Walja in Kiew; sie freute sich auf das Wiedersehen mit den Freunden aus dem „Pickwick-Klub", die Einsamkeit hatte sie aufgerieben. Die Mutter stopfte in Walja hinein, was sie konnte. Der Vater fragte schüchtern: „Was sagen sie denn in Moskau, wird was aus dir?" Walja hüllte sich in Schweigen.

Sie erkannte Raja nicht wieder, die launisch, fahrig, mißtrauisch geworden war. Ossip war immer noch an der Petschora, und Raja sagte zu Walja: „Es ist klar, daß er mich vergessen hat... Ich warte nicht mehr auf ihn." Sina war unauffindbar: sie hatte die alte Wohnung aufgegeben, und niemand wußte recht, wo sie war. Galotschka kam jeden Abend bei Walja vorbei, fragte sie über Moskau aus, über den Roten Platz, die Theater. Walja aber verhielt sich zu Galotschka wie alle, mit einer gewissen Nachsicht: eine Lachtaube.

An einem der ersten Tage in Kiew suchte Walja Borja auf. Wera Platonowna öffnete ihr die Tür.

„Er ist nicht da, meine Liebe. Er ist nach Tarnopol gefahren."

Sie wischte sich mit der Schürze die Augen, sagte dann hastig:

„Setz dich! Sieh mal einer an, eine richtige Moskauerin ist sie geworden! Geht es dir gut dort?"

Walja konnte sich nicht länger beherrschen und brach in Tränen aus. Wera Platonowna vertraute sie an, was sie selbst der Mutter nicht zu sagen vermochte:

„Talentlos bin ich, nichts wird aus mir werden."

„Warum sprichst du nur so? ‚Nichts wird werden...' Ein Mensch wird aus dir werden. Ohne Qualen kommt nichts zustande. Einen Augenblick mal, ich mache Tee, dann erzählst du mir alles."

Vor der Abreise nach Moskau unternahm Walja eine Bootsfahrt. Ihr war weh ums Herz, das Ufer war weiß, grün, golden, die Mädchenzeit mit ihren Träumereien lebte auf. Sollte sie nicht bleiben? Hier sind Raja und Galotschka, Borja wird wiederkommen... Sie kann Wera Platonowna ihr Herz ausschütten... Und dann die Hauptsache — Kiew! Wer hier aufgewachsen ist, der kann in einer anderen Stadt nicht glücklich sein... Das war aber nur ein Augenblick der Schwäche: in Moskau war das Institut, die Kunst. Und Walja kehrte nach Moskau zurück.

Sie klammerte sich leidenschaftlich, hingebungsvoll an Sergej, nach der zweiten oder dritten Begegnung wußte sie, daß sie ihn liebte. Früher hatte sie das Gespenst der Liebe verscheucht, die Männer, die sie umwarben, schienen ihr kleinlich, banal. Sie fürchtete flüchtige Zärtlichkeit, wie andere sich fürchten, an einem Glas Wein zu nippen — konnte man nicht den Kopf verlieren? Es ist besser, allein zu bleiben. Und ist denn das die Liebe?... Solche Menschen können nicht tief empfinden, für sie ist die Liebe ein Zeitvertreib. Wodurch hatte Sergej ihr die Sinne verwirrt? Er war doch weder Schauspieler noch Dichter. Vielleicht durch die weichen, grauen Augen in dem gebräunten Gesicht, durch das Ungestüme seiner Bewegungen? Oder weil er mit solcher Wärme von Dingen sprach, die Walja früher öde erschienen? Oder war die Liebe einfach so, über Nacht gekommen, weil sie ja einmal kommen mußte?... Die Begegnungen mit Sergej füllten ihr Leben aus; morgens, beim Erwachen, wußte sie nun, wozu es Tag war, mit ihr sprachen die Nummern der Straßenbahnen, der Uhrzeiger brachte sie zur Raserei.

Der Frühling kam; und an einem windigen, sonnigen Tag begann in Moskau ein Lärmen und Tosen; von überall her tropfte es, in den Gassen schäumten Bäche, von den Dächern wurde der Schnee geschaufelt; die Schritte auf den im Nu ausgetrockneten Gehsteigen hallten wider; laut lachten die Menschen. Mimosen wurden feilgeboten, sie froren nicht mehr, schrumpelten nicht ein, waren glücklich und flaumig. Glücklich und flaumig waren auch Waljas Augen, als sie zu Sergej kam. Es dämmerte schon, und im Zimmer webte die Dämmerung, veränderte alles, machte aus dem Schrank einen Baum, aus dem Teppich eine Wiese, stäubte feinen Puder auf die Studentin Walja, zerzauste sie, träufelte ihr Belladonna in die Augen, und sie blickte Sergej aus übergroßen schicksalhaften Pupillen an.

Unruhig und froh schlug ihr Herz.

„Nichts wird aus mir. Ich wollte Schauspielerin werden... Doch was will man nicht alles! Dazu muß man geboren sein."

„Man muß intensiv leben, in einem Leben hundertmal leben und mehr..."

„Lermontow starb noch ganz jung... Wie hatte er es geschafft? Vielleicht hatte er nicht gefühlt, sondern vorausgefühlt?"

„Es ist merkwürdig, wenn man vorausfühlt... Wissen Sie, Walja..."

„Nein, ich weiß es nicht! Sprechen Sie nicht davon!"

„Heute ist es in Moskau wie auf dem Meer vor dem Sturm..."

„Ich habe das Meer noch nie gesehen... Aber das stimmt... Serjosha!..."

Sie gab sich ihm hin, gab ihm die noch unberührten Lippen, die verborgene Leidenschaft, die lange gedämmt, lange schwieg, und nun doch durchbrach, und eine Kraft, eine Schwere war in ihr, die die Augen trübte und den Atem stocken ließ. Walja wurde wie im Märchen sofort zur Frau, weise in jeder Bewegung ihres Körpers, launisch und folgsam, zärtlich, wahnsinnig, nicht mehr die Walja, die schamhaft erwog, ob sie Sergej besuchen dürfe, sie wurde erfahren, wissend Sie spürte bei Sergej die Jahre, seine früheren Erlebnisse, die männliche Unbeständigkeit, die Gedanken an etwas anderes — vielleicht an Paris oder an Brücken oder an Sterne, gleichviel an was, nur nicht an sie. Er ist neben ihr, er atmet noch heftig, findet nicht den gewohnten Rhythmus, gehört noch ihr, zerzaust, warm, schwach — so wird er nicht auf die Straße gehen, nicht einmal sprechen; aber die Uhr, es gibt doch einen Uhrzeiger!... Und nun werde ich verrückt, wie Raja!... Nein, man darf nicht denken, keine Pläne schmieden, nicht nachforschen!

Und wieder umschlang Walja Sergej, suchte seine Lippen. Als er Licht machte, staunte er: noch nie hatte er sie so gesehen, ihr Gesicht war schön vor Glück. Mitunter ist das Wasser eines tiefen Flusses besonders klar, und der Mensch, der sich über den Bootsrand beugt, sieht bis auf den Grund; so kann man in Augenblicken eines großen vollkommenen Glücks die Seele der Geliebten schauen.

Aber Walja kam zu sich, rief:

„Du bist ja verrückt! Mach das Licht aus!"

Auf gewundenen Pfaden bewegt sich das Leben in Stunden starken Empfindens. Warum huschte ein fremder Schatten heimlich durch dieses dunkle Zimmer? Das Blattwerk einer Allee, das graue Kräuseln eines fernen Flusses, der Duft von Rosen und Benzingeruch, ein Atelier voller Bilder... Sergej erinnerte sich an alles; noch warm von den Umarmungen, überkamen ihn Zweifel, warf er sich Leichtsinn vor. Er sagte nichts, doch alle Sinne in Walja

waren so wach, daß sie fühlte, wie er sich von ihr trennte; sie fragte nichts, machte ihm keine Vorwürfe, bat nicht.

„Du liebst mich nicht ein bißchen. Das ist aber gleichgültig... Ich bin so glücklich, so glücklich..."

Und in die Küsse mischte sich das Salz der Tränen.

Die Lebende siegte; jetzt, da Walja glaubte, daß Sergej weit fort sei, war er bei ihr, besiegt, ergeben; er küßte ihre schwachen Hände, sagte:

„Das ist nicht wahr! Ich liebe dich! Und habe dich gleich liebgewonnen... Schon im Herbst, als ich dich bei Natascha sah!"

„Dmitri Alexejewitsch hat mir damals Karten gelegt. Er hat mir von dir gesprochen. Serjosha, ich bin so glücklich, daß ich mich schäme! Ich bitte dich, sieh mich nicht an, ich flehe darum!"

Und sie lachte. Sie sprach vom Sommer — sie werden beide am Meer sein, selbstverständlich am Meer, sie hat es doch noch nie gesehen!... Da fiel ihr ein, daß Sergej vom Sturm gesprochen hatte, und wieder überfiel sie Unruhe.

„Serjosha, wir werden uns doch nicht trennen?"

„Nein."

„Ist das wahr?"

„Natürlich."

„Und wird es keinen Krieg geben?"

„Nein."

Er hatte aufrichtig geantwortet. Warum? Zu Mado hatte er doch etwas anderes gesagt, hatte gewußt, daß der Krieg unvermeidlich war. Doch jetzt glaubte er, daß alles gut werde, so stark ersehnte er das Glück, nicht einen Wunschtraum, nicht Paris, das einem Phantom glich, nicht Mado, die in den Alleen des Bois de Boulogne umherirrte, inmitten von Gold und Asche, nein, das alltägliche, das warme Glück, sein Glück, wie der Garten am Morgen, wie die Kindheit. Er sah das zerknüllte Kleid Waljas und dachte unklar: Kattunglück... Er konnte sich den Krieg nicht vorstellen: ein Hirngespinst, schreckliche Worte, die sich im Äther überschlagen... Aber Waljas Wange, ihre Brust, ihre Hände — das ist das Glück.

Sie gingen zusammen fort. Der Abend war kalt, der Wind war in Moskau eingebrochen, er blies so plötzlich, stoßweise, wütend, als wollte er die Bäume umwerfen, die Laternen ausblasen. Sergei fiel ein — der Sturm... Und ein neues Gefühl überkam ihn: Mitleid, Mitleid mit dem Alltag, mit den warmen Flecken der noch erleuchteten Fenster, aber am meisten mit Walja, die vertrauensvoll seine Hand hielt... Sie schützen, schirmen, retten!...

Maurice Lancier hatte sich sehr verändert, ging gebeugt, war kahl geworden. Fragte man ihn nach seiner Gesundheit, so erwiderte er: „Danke, schleppe mich so hin...“ Lange hatte er geschwankt, ob er nach Paris zurückkehren sollte. Er liebte die Deutschen nicht, und es war auch schmerzlich, im Alter nach der Pfeife fremder Menschen zu tanzen, dazu noch so ungehobelter Leute. Das Nichtstun aber, das er in glücklichen Zeiten so sehr geschätzt hatte, war ihm jetzt lästig, von morgens bis abends dachte er an Marceline.

Berty kam aus Paris, erzählte, die Deutschen verhielten sich korrekt, das Leben kehre nach und nach in die gewohnten Bahnen zurück. Berty war es gelungen, „Corbeille“ vor der Beschlagnahme zu retten. Mit Roche aîné wäre es schwieriger, die Deutschen nähmen Anstoß an Alpers Abstammung. Wenn aber Lancier käme, würde er alle Mißverständnisse beseitigen können.

Lancier freute sich: das Schicksal ließ ihm keine Wahl. Er sagte zu Mado:

„Es bleibt nichts übrig, Berty entführt uns nach Paris.“

Als er hundert Schritt von „Corbeille“ die deutsche Aufschrift „Offizierskasino“ las, seufzte er schmerzlich: „Mama ist zur rechten Zeit gestorben...“ Vielleicht sollte er lieber alles stehen- und liegenlassen, nach Lyon oder Marseille fahren? Dort gibt es wenigstens keine Deutschen... Dann aber dachte er an die mit Flüchtlingen überfüllten Städte, an die verdreckten Hotels, die langen Tage der Untätigkeit. Wozu das sinnlose Widerstreben? Sogar der Held von Verdun hatte sich nach Montoire begeben, um mit Hitler eine Verständigung herbeizuführen. Da ist eben nichts zu ändern, wir haben den Krieg verloren. Jetzt kämpfen die Deutschen nicht gegen uns, sondern gegen die Engländer. Wir haben damit nichts zu schaffen... Warum sollen die Engländer besser sein als die Deutschen? Sie wollten unsere Flotte versenken... Die Herren Emigranten verteidigen nicht uns, sondern ihre neuen Herren. Meine Fabrik wird Franzosen Brot geben. Jawohl, meine Herren, die französischen Arbeiter verstehen Ihre Aufrufe zur Sabotage nicht! Für euch ist die Hauptsache Politik, Politik und noch einmal Politik. Aber der Arbeiter hat Kinder, sie wollen essen... Während Lancier sich diese Philippika hielt, dachte er an Louis. Der Bengel, wo war er nur hingefahren? Er ließ sich von edlen Motiven leiten — hatte wohl zu viel Gedichte gelesen. Romantik... Auf solch einen Sohn kann man stolz sein... Was versteht er aber von Politik? Andere halten Reden, bekommen Orden, verdienen Geld, der Junge aber wird daran glauben müssen... Ein dummes und verbrecherisches Abenteuer! Es ist doch klar, daß die Deutschen siegen wer-

den. Man darf das Schicksal Frankreichs nicht an die Trümmer von London ketten!

Als Lancier aus der Kommandantur zurückkehrte, sagte er zu seiner Tochter:

„Selbstverständlich wäre es mir lieber, wenn die sich nach Hause scheren würden, aber gerecht muß man sein: sie sind höflich und kennen sich vorzüglich in unseren Angelegenheiten aus. Sowie ich meinen Namen nannte, begannen sie auch schon von Roche aîné zu sprechen, sagten ihre Unterstützung zu... Schade, daß wir nicht so energische und unternehmungslustige Leute hatten."

Lancier nahm die Arbeit auf. An den Abenden sortierte er Tabaksdosen oder Bücher, lud hin und wieder Freunde ein. Er wollte das frühere Leben wieder beginnen, doch alles hatte einen bitteren Beigeschmack. Ihm schien, die Arbeiter blickten ihn feindselig an; einer von ihnen sagte einmal: „Wir dienen also Hitler!" Lancier brauste auf; „Das haben Sie aus den Flugblättern. Ich spucke auf die Politik. Ich diene Frankreich." Der Arbeiter lächelte: „Ich habe ja nur Spaß gemacht." Und das kränkte Lancier am meisten: sie fürchten sich, haben kein Vertrauen zu ihm... In „Corbeille" erinnerte jede Kleinigkeit an Marceline. Auch die Freunde konnten Lancier nicht mehr aufheitern, sie sprachen verdrossen, unlustig. Selten fragte jemand, ob die Deutschen wohl bald in England landen werden, und da die Menschen selbst im engsten Kreise auf der Hut waren, konnte man nicht wissen, ob der Fragesteller von einem Siege Deutschlands träumte oder dessen Niederlage wünschte. „Paul Valérys Gedichte sind vorzüglich, doch kalt", sagte Lancier; niemand antwortete; das Gespräch glitt schnell auf andere, prosaischere Themen über, drehte sich um Verwandte, die wundervolle Butter aus der Normandie schickten, um eine gewisse Tonny, die es fertigbrachte, ein Kilo echten Kaffee zu beschaffen. Weder die Miniaturen noch die vergilbten Photos konnten Lancier erfreuen; er legte plötzlich ein Lieblingsnippes beiseite und gähnte gelangweilt. Wie uninteressant!... Und früher hatte er doch darin gelebt...

Der Stolz von „Corbeille", der Sudanbock, kam unter das Messer. Lancier wollte dieses traurige Ereignis zu einem Fest gestalten; er lud alte Freunde ein und bereitete eine hochpikante Sauce zu, die dem alten Bock den Geschmack eines zarten Lämmchens verlieh. Es erschienen Sembat, Nivelle, Doktor Morillot, Dumas. Lancier freute sich, als er den Professor erblickte — Dumas war nämlich Einsiedler geworden, sagte: „Ich gehe nicht mehr aus, alle Straßen stinken nach ihnen." Leo kam nicht, obwohl Lancier ihn eingeladen hatte. Wenn man im Beisein Lanciers von seinem früheren Kompagnon sprach, brauste er auf: „Das ist furchtbar!..." Warum muß Leo leiden? Die Deutschen sind vernünftige Leute, sie haben eine fortgeschrittene Wissenschaft, doch in diesem

Punkt sind sie besessen... Warum sind ihnen ausgerechnet die Juden ein Dorn im Auge? Lieber nicht daran denken. Mußte da doch Dumas ausgerechnet die Frage stellen:

„Wird Alper kommen?"

„Sie können mir glauben, ich habe ihn eingeladen. Er zieht aber die Einsamkeit vor."

„Und er tut gut daran", knurrte Dumas, „so sieht er weniger Schufte."

Nivelle wollte die Atmosphäre entspannen und sagte etwas von der Größe der Anachoreten. Schweigend wurde der Sudanbock verzehrt. Lancier begann über Musik zu sprechen. Nivelle erwiderte: „Was Wagner angeht..." Dumas erhob sich, klopfte seine Pfeife auf den Teppich aus und sagte:

„Wir haben gegessen, geplaudert, nun kann man gehen... Weißt du, Maurice, das alles mutet an wie eine Parodie."

Ein solches Parodieleben lebte die Stadt. Die Zeitungen erschienen unter den alten Namen, „Paris Soir", „Petit Parisien", „Matin", bekannte Verfassernamen tauchten in ihnen auf. Vor kurzem noch hatten diese Blätter die Deutschen beschimpft, jetzt sangen sie Hymnen auf Hitler. Niemand nahm das wunder. Auch daß elegante Pariserinnen mit deutschen Offizieren auf den Champs-Elysées herumspazierten, verwunderte niemanden. Man arbeitete für die Deutschen, verkaufte an die Deutschen, kaufte bei den Deutschen. Die Schauspieler, die sich vor den Vorhang klatschen ließen, verbeugten sich zu der Loge hin, in der ein deutscher General saß. Schirke, der als Sieger nach Paris zurückgekehrt war, sagte bescheiden: „Wir wollen nichts aufzwingen, wir wollen nur anregen." ... Und in den Salons der Gesellschaft wurde von Rassenreinheit gesprochen, von der Rückkehr zu den gesunden ländlichen Sitten, wurde der Freigeist verurteilt, der Frankreich ins Verderben gestürzt hatte, pries man die geistliche Hierarchie und die strenge Erziehung. Theater, Modeateliers, Banken, Bordelle waren geöffnet; es fehlte nur der Wille, der den einzelnen Muskelzuckungen den Pulsschlag des Lebens verleiht. Der Schein konnte niemanden trügen. Komplizierte Frisuren sollten neue Kleider ersetzen, allein die modisch frisierten Schönheiten sahen kümmerlich aus: ihre Gesichter verrieten Gram, Entbehrungen, Angst. Gespräche über eine Theaterpremiere oder über die Eröffnung einer Gemäldeausstellung wurden plötzlich von Ausrufen unterbrochen:

„Roger hat einen Liter Provenceöl erstanden."

Die Deutschen waren bemüht, sich auserlesen zu benehmen, machten in der Metro den Damen Platz, sagten „Bitte", „Verzeihung", „Danke". Verhaftet wurde nur nachts; und nachts horchten die Menschen auf das Hupen der Wagen, auf die Schritte im Treppenhaus.

Die Schriftsteller, deren Bücher in den Fenstern der Buchhandlungen zur Schau lagen, empörten sich über die Französinnen, die sich mit Deutschen eingelassen hatten. Die Straßendirnen aber rümpften die Nasen, wenn sie an den Buchläden vorbeigingen. Irgendwo versammelten sich insgeheim mutige Leute, zogen auf selbstverfertigten Apparaten winzige Flugblätter ab, riefen zum Kampf auf, zu Heldentaten, zu Opfern; doch ihrer waren nur wenige, und die menschlichen Worte verloren sich im Geflüster, Geraune, Gekreisch und Getrampel. Die Menschen verachteten einander, und schlimmer als der Hunger nagte am Herzen von Paris die Selbstverachtung.

Lancier hatte sich endlich entschlossen, mit Leo über die Auflösung ihrer geschäftlichen Beziehungen zu sprechen. Berty hatte Roche aîné gerettet. Zu anderen Zeiten hätte Lancier den Mitinhaber entschädigen können. Jetzt war das allzu schwer... Lancier sagte sich: natürlich ist das nicht schön von mir, doch es gibt keinen anderen Ausweg... Warum soll ich Leo zuliebe Mado berauben?...

Lancier war schon lange nicht mehr bei seinem Freund gewesen. Sicher war Leo finsterer als die Nacht. Es wird zugehen wie auf einem Begräbnis... Leo aber grüßte ihn vergnügt:

„Eh, mein Lieber! Du wirst ja kahl. Weißt du, wie du aussiehst? Wie ein römischer Senator."

Leontine war bleich, mager, sie konnte sich nach dem Tode des Kindes noch immer nicht erholen. Leo aber hatte sich nicht unterkriegen lassen, er bastelte an etwas herum, begoß Blumen, pfiff vor sich hin. Lancier holte weit aus, sprach von der Wahnwitzigkeit der deutschen Anordnungen. Die Freundschaft habe ihre eigenen Rechte... Man müsse aber leben... Mado... Leo unterbrach ihn:

„Maurice, du brauchst dich nicht zu bemühen. Ich bin kein kleiner Junge. Ich habe keine Ansprüche und erwarte nichts."

Lancier freute sich, das Schwere war überstanden. Jetzt sitzt vor ihm der alte Freund, mit dem er sich aussprechen kann. Interessant, was Leo über den Krieg denkt. Ob die Engländer noch Chancen haben? Immerhin ist Louis dort. Und dann, selbst wenn man zugibt, daß die Deutschen besser sind als die Engländer, wäre es doch recht angenehm, wenn sie über Nacht davongejagt würden... Im übrigen, genug von der verfluchten Politik! Berty macht Mado den Hof, ein goldenes Herz hat dieser Mensch, sie aber scheint gleichgültig zu sein — die Launenhaftigkeit eines verwöhnten Mädchens... Dumas ist unversöhnlich, betrachtet alles von der prinzipiellen Seite, es ist jetzt langweilig mit ihm... Nivelle ist immer der gleiche, hat ein neues Buch herausgebracht. Seltsam — irgendwo fallen Bomben, versinken Schiffe, sterben Griechen, in Paris aber kehrt das Leben langsam in seine Bahnen zurück...

Der Sudanbock war zwar sehr saftig, aber das Fleisch so zäh, daß es erst in Essig geweicht und dann lange geschmort werden mußte.

„Wir haben so bedauert, daß du nicht dabei warst. Sogar Dumas ist aus seiner Höhle herausgekrochen... Versprich mir, daß du das nächste Mal kommst."

„Nein, Maurice, ich werde nicht kommen. Und du lade mich auch nicht ein. Ich weiß, daß du ein treuer Freund bist. Aber wir gehören jetzt zwei verschiedenen Kasten an... Warum soll ich dich kompromittieren? Du bist Arier, wie sie das nennen. Sehr schön, ich freue mich für dich, immerhin respektieren sie dich ein wenig. Mich wollen sie durch ihre Verachtung vernichten. Das wird ihnen bloß nicht gelingen, ich habe starke Nerven. Zunächst aber ist das scheußlich..."

„Glaubst du, daß mir sehr heiter zumute ist?"

„Nein, das glaube ich nicht. Bevor die Deutschen kamen, ging es dir besser. Dir haben sie aber nur die Trüffeln genommen, und auf mir trampeln sie herum."

Lancier war gekränkt: Leo glaubt wohl, daß es mir nur um Trüffel, um alte Bequemlichkeiten zu tun ist? Schließlich bin ich doch Franzose!

„Vielleicht setzen sie dir mehr zu, das ist nun mal ihr Steckenpferd... Doch es geht nicht um private Kränkungen. Ich bin Franzose! Verstehst du? Wenn Frankreich vom Erdboden verschwindet, so kannst du nach Kiew, nach Amerika, wer weiß wohin fahren. Und was werde ich tun? Ich, Maurice Lancier, aus Niort?"

Leo gähnte laut:

„Laß das! All das kenne ich zur Genüge aus den deutschen Zeitungen. Du erweist dich übrigens als recht empfänglich, berechtigst zu den besten Hoffnungen... Erzähl mir lieber, wie ihr diesen afrikanischen Büffel gefressen habt."

Lancier kochte vor Wut. Er konnte sich kaum soweit beherrschen, um höflich von Leontine Abschied zu nehmen. Beim Hinausgehen dachte er: nie mehr setze ich meinen Fuß über diese Schwelle! Unten angelangt, kehrte er aber um, stieg wieder die Treppe hoch; zwiespältige Gefühle bewegten ihn: Reue, Erbitterung, Kränkung, Mitleid. Er sagte zu Leo:

„Ich dachte, ich hätte meine Handschuhe vergessen, dabei stekken sie in der Manteltasche. Ich bin in letzter Zeit furchtbar zerstreut... Leo, höre, wir dürfen uns nicht zanken. Du brauchst mich nicht zu besuchen, das ist deine Sache. Doch wenn du meine Hilfe brauchst, dann wisse, daß ich vor nichts zurückschrecke."

Leo war gerührt. Als Lancier gegangen war, sagte er zu Leontine:

„Wenn etwas passieren sollte, dann wird Lancier sich einsetzen. Wir dürfen den Mut nicht verlieren! Es gibt noch viele Möglichkeiten."

„Ich sehe sie nicht, Leo."
„Bitte sehr! Die Engländer kann die Wut packen und sie werden zum Beispiel in Hamburg landen. Oder die Amerikaner erklären den Krieg. Und die Russen? Hast du vergessen? Das ist ein Kapitel für sich, ich habe sie gesehen, das sind Fanatiker! Die werden sich nicht gefangengeben und Hamburger Beefsteaks aus einem Sudanbock machen. Oder Hitler kann sterben. Oder er wird ermordet. Weshalb findet sich unter den Deutschen kein Mann mit Kopf? Oder..."
Er brach ab. Trübe lächelnd fragte Leontine:
„Oder?..."
„Wir können abends einschlafen und morgens im Paradies aufwachen. Zu zweit. Die See, Olivenhaine, Möwen... Und kein Mensch... Meine Liebe, mein Leben, mein Paradies!..."
Und mit dem gleichen trüben Lächeln schlief Leontine ein, den Kopf auf Leos Arm.
Lancier konnte sich nicht beruhigen, am meisten erregt hatte ihn der geschäftliche Teil der Unterredung, in dem Leo völligen Gleichmut bewahrt hatte. Lancier schämte sich, deshalb beschuldigte er Leo. In der Nacht schien ihm, er habe einen Herzanfall wie die verstorbene Marceline. Er konnte kaum den Morgen abwarten, um Morillot anzurufen.
Der Arzt untersuchte ihn und lächelte:
„Die Lebensmittelschwierigkeiten haben sich auf Ihre Leber günstig ausgewirkt. Und das Herz ist wie das eines Jünglings."
„Was war dann mit mir in der Nacht? Ich habe keine Luft bekommen, konnte nicht einschlafen."
„Nerven. Weltschmerz. Vermutlich hat Sie etwas erregt."
„Das stimmt, ich hatte eine unangenehme Unterredung mit Alper. War wohl ein wenig hitzig... Sie wissen doch, wie ich um ihn leide... Man muß aber ihren Anordnungen Rechnung tragen, in diesem Punkt sind sie unerbittlich. Ich habe ihm mein Herz ausgeschüttet. Er aber wollte mir beweisen, daß ich kein Gefühl habe. Sie müssen doch zugeben, daß so etwas kränkt. Ich habe doch schließlich Verdun mitgemacht... Und wer erteilt mir patriotische Lehren? Er kann morgen irgendwohin fahren. Ohne Frage, begabte Leute sind sie, aber sie verstehen sich überall weich zu betten. Und wenn man es recht überlegt..."
Morillot lachte dröhnend, lachte unverschämt laut.
„Sehen Sie, wie schnell Ihr Organismus mit jeder Gefahr fertig wird. Eben noch waren Sie drauf und dran, an Melancholie zu erkranken, und schon ist ein Ausweg gefunden — ‚wenn man es sich recht überlegt'. Nun, ich habe es eilig, mich erwartet ein Patient, der leider keinen Weltschmerz hat, sondern einen ganz ordinären Krebs."

* II *

Äußerlich lebte Mado wie alle. Sie hatte jetzt für einen griesgrämigen Vater zu sorgen, der sie als mustergültige Hausfrau sehen wollte. Sie ging auf die Märkte, besprach mit den Frauen ihre kleinen Nöte, war bemüht, anderen zu helfen, besuchte häufig die Alpers, brachte Leontine auf andere Gedanken.

Wenn Mado über die Begegnungen und Gespräche nachdachte, war ihr, als seien alle ringsum gestorben und als führten Tote aus unerfindlichen Gründen eine Komödie des vergangenen Lebens auf. Hätte man doch lieber Paris verbrannt!... Ja, der Tod ist hundertmal bessei als diese Vortäuschung eines menschlichen Daseins. Aber die Menschen klammerten sich mit solcher Beharrlichkeit an den Schein des Lebens, an eine Tafel Schokolade, ein Paar Strümpfe, daß Mado sich fragte: vielleicht haben sie recht?...

Sie fragte Sembat:

„Was soll man jetzt tun?“

Sembat wurde verlegen. Wie alle, hatte er Lärm geschlagen, hatte geschimpft und war zu seiner Arbeit zurückgekehrt. Mados Frage erregte ihn.

„Nicht mich müssen Sie fragen, Mado. Ich bin kein Held... Vor dem Kriege warf mir Lejean vor, ich grenzte mich vom Leben ab. Ich erwiderte ihm: wenn es hart auf hart geht, dann bin ich da... Ich weiß nicht, wenn auf der Straße Schüsse fielen, würde ich vielleicht mitmachen... Doch wo bleibt der Kampf? ... In der Kunst gebe ich nicht nach. Aber mit dem Kopf durch die Wand rennen?... Das kann ich nicht.“

Mado dachte: auch er ist wie alle... Er malt Bilder, ein anderer klammert sich an seine Stellung, ein dritter hat einen jüdischen Laden bekommen und freut sich... Sembat erwähnte Lejean. Schon oft hatte Mado an ihn gedacht, an Josette, an den jungen Arbeiter in der dunklen Straße. Was sie wohl machen? Sicher haben sie sich nicht ergeben, glauben, kämpfen... Josette ist nicht aufzufinden, sie ist verzogen, vielleicht hält sie sich unter anderem Namen verborgen...

Einmal war Mado bei Doktor Morillot. Er war unruhig, blickte fortwährend auf die Uhr. Sie dachte, er müsse zu einem Patienten. Er aber stürzte auf einmal zum Radioempfänger, zischte „Pssst“. Plötzlich ein Klopfen, als habe jemand an die Tür gepocht. Dann berichtet der Sprecher, Asmara sei genommen. Morillot flüsterte: „Ausgezeichnet!“ Mado wußte nicht, wo Asmara liegt. Der Sprecher sagte, die echten Franzosen setzen den Kampf fort, gemeinsam mit England. Er spricht von Louis, dachte Mado... Aber auch Louis ist fern wie Asmara, wie Josette... Als der Apparat verstummt war, fragte Mado den Doktor:

„Glauben Sie, daß die Deutschen vertrieben werden?"

„Ich weiß es nicht... Jedenfalls nicht von den Franzosen. Wir waren ein großer Staat, jetzt sind wir ein deutscher Stützpunkt und möglicherweise ein Kriegsschauplatz."

Auch Morillot glaubt an nichts!...

Abends sagte Lancier zu Mado:

„Ich kann mir vorstellen, wie die Russen sich über unsere Schmach freuen."

„Woher weißt du das?"

Der Vater arbeitet für die Deutschen, es ekelt ihn an, er möchte die ganze Welt gemein sehen, dann ist ihm wohler... Was denkt jetzt Sergej? Sie weiß es nicht, wird es nie erfahren.

Öde war es um Mado. Nur ein Mensch wandte kein Auge von ihr, folgte ihr, lebte nur für sie — das war Berty, den alle Welt für einen trockenen und gefühllosen Mann hielt.

Es war einer der ersten Frühlingsabende. Die Kastanien — was kümmerten sie die Deutschen? — reckten bereits ihre weißen Kerzen zum Himmel. Mado und Berty gingen eine Allee entlang. Mado dachte verschwommen: auch das ist nur Schein... Berty sprach:

„Können Sie sich das Herz eines vierzigjährigen Mannes vorstellen, der mit Erzen, Werkzechen, Lieferungen, Aktien zu tun hat? Eine Wüste hat mehr Grün. Ich will Ihnen aber sagen, es gibt noch Wunder. Ich habe versucht, dagegen anzukämpfen. Zwei Jahre habe ich mich geprüft. Jetzt weiß ich es genau: ich kann ohne Sie nicht leben. Sie sagten kürzlich, daß Sie meine Freundschaft schätzen. Mado, das ist keine Freundschaft, das ist Raserei... Warum soll ich es verheimlichen? Ich bin kein Schuljunge und fürchte mich nicht, lächerlich zu erscheinen. Sie müssen meine Frau werden."

Sie war verstört — so überraschend kam das und so viel Wille lag in Bertys Stimme.

„Aber das ist unmöglich...", sie suchte nach Worten. „Seien Sie mir nicht böse, aber das ist unmöglich... Ich schätze Ihr Verhalten zu mir hoch ein. Sie haben so viel für den Vater, für meine verstorbene Mutter getan... Ich bin nie auf den Gedanken gekommen... Nein, das ist unmöglich."

„Warum?"

„Sie wissen nicht, was mit mir ist..."

„Sie leiden?"

„Nein, ich bin gebrochen."

„Ich werde Ihnen das Leben zurückgeben. Sie müssen meine Frau werden."

„Aber das ist unmöglich... Ich liebe Sie nicht."

„Das weiß ich, und ich weiß auch, daß Sie mich liebgewinnen werden. Sie müssen meine Frau werden."

Sie konnte das nicht aushalten, lief davon. Am nächsten Tag

aber war er wieder neben ihr und wiederholte mit der gleichen verhaltenen, doch gebieterischen Stimme: „Sie müssen..." Und am übernächsten Tag wieder. Und so jeden Tag. Er schrieb ihr lange Briefe voll eiserner Logik und knappe Zeilen mit Worten, die in der Raserei nicht zu Ende geschrieben waren. Er flehte, beharrte, forderte. Er rief sie an, erwartete sie an der Tür, füllte ihr Zimmer mit duftenden Blumen, Briefen, Geflüster. Tag und Nacht hörte sie: „Sie müssen..." Er war toll in seiner Leidenschaft. Und sie? ... Was konnte sie seinem Gefühl entgegensetzen, seinem Willen, seiner Beharrlichkeit? Nur stille Verzweiflung, abgestumpften Schmerz, Gleichgültigkeit.

Und eines Tages rief der gerührte Lancier aus:

„Für solch ein Ereignis wird sich auch guter Sekt finden, ich habe eine ganze Kiste vor mir selbst versteckt. Als hätte ich das geahnt..."

Mado hatte nachgegeben. Sie nahm die Glückwünsche entgegen; die einen, die Begeisterten, sprachen vom Verstand, von der Schönheit, von den Talenten des Herrn Berty; die anderen, die Neider, betonten, daß sich in unserem Zeitalter Kupido mit goldenen Pfeilen bewaffnet habe. Sie lächelte allen zu, dankte. Lancier war wie berauscht.

„Wie traurig, daß Mama das nicht miterleben konnte... Jetzt kann ich es dir sagen: als ich in einer kritischen Lage war, hatte er uns gerettet. Er hat so viel für unsere Familie getan! Und dann, er ist ein echter Franzose. Ich habe gehört, wie er mit den Deutschen spricht; wenn alle soviel Würde wahren wollten."

Nivelle überreichte Mado seinen Gedichtband mit der Widmung:

Kannst du sterben, stirb mit festem Blick,
Sprich nicht, wein nicht, blicke nicht zurück.

Mado dachte: er verhöhnt mich und hat recht. Übrigens ist er genau so — schreibt Verse über Persephone und bleibt in der Präfektur, dient den Deutschen. Er ist nicht der Mann, der über mich zu richten hat...

Nur Sembat rüttelte sie auf:

„Alles hätte ich von Ihnen erwartet. Sie konnten Gift nehmen oder den König von Siam heiraten oder irgendwo in Madrid umkommen. Aber Madame Berty werden... In der Tat, es hat sich nicht gelohnt..."

Sie vergrub ihr Gesicht in den Händen, als hätte sie einen Schlag erhalten. Ich muß auch das über mich ergehen lassen... Ich wußte, wozu ich mich entschloß. Folgsam legte sie das Brautkleid an, folgsam antwortete sie mit „Ja". Und als sie mit Berty in dem riesigen leeren Haus allein blieb, versank sie in einen Zustand

der Erstarrung. Alles, was in ihr noch lebte, konzentrierte sich auf den Willen, nicht aufzuschreien, sich nicht zu verraten.

Der Morgen brach an. Sie blickte auf Berty, er schlief; sein langes Gesicht erinnerte an einen alten Stich: wachsbleiche Wangen, schwarze Haare, Hakennase, dünne, farblose Lippen. Sie fühlte keine Empörung, keine Kränkung; sie verspürte Brechreiz, als erfüllten dieses allzu saubere, leere Zimmer der ganze Schmutz von Paris, die Nächte mit den Deutschen, das an die Sieger so freigebig verschwendete, schamlose Lächeln, die Denunziationen, die mit „Chanel" parfümierten Gestapoleute, die Schlangen in den Ambulatorien für Geschlechtskranke, die Spekulanten, die in teuren Restaurants rülpsten, die Ragoûts aus Katzenfleisch im Kessel der armen Leute, der Schweiß der Tanzlokale, in denen SS-Leute mit den Töchtern der Lieferanten tanzten, zerkaute Zigarettenstummel, der Schweißgeruch der Trödelmärkte, aller Unrat, der ganze Gestank der Stadt. Jetzt bin ich auch so eine... Der wievielte ist heute? Der Zwölfte... Vor einem Jahr fiel Paris. Wozu Theater spielen, ob dieser oder ein anderer, das ist ja so gleich... Schon gut, daß es kein Deutscher ist...

Sie stand am Fenster, das auf den Boulevard hinausging. Es war noch früh am Morgen, und die Feierlichkeit der Stunde wurde noch nicht durch Menschen entweiht. In den Bäumen sangen die Vögel. Die Fenster der Mansarden färbten sich rosig wie Gletscherspitzen. Warum mußte Mado gerade in diesem Augenblick an Sergej denken, an den sie schon lange nicht mehr gedacht hatte, an ihre letzte Begegnung, an die Worte von der rettenden Kraft der Liebe? Die Empfindung war so stark, daß sie, die schweigend eine grausame Nacht durchlebt hatte, aufschreien mußte. Berty erwachte nicht, aber wäre er auch erwacht, er hätte kein Wort aus ihr herausbekommen. Die Morgenfrische atmend, sprach sie mit Sergej, versprach ihm, dieses Grauen abzuschütteln, rief die Liebe um Hilfe an, vielleicht zu spät, aber leidenschaftlich, streng, zur Heldentat, zum Opfer bereit.

In jenen Stunden fühlte sie sich stark, voller Tatkraft; am nächsten Tage aber kehrte das Gefühl der Mutlosigkeit und des Verdammtseins wieder. Sie sagte zu Berty:

„Sie sehen doch, daß wir nicht zusammenleben können."

Ihre Stimme verriet Schwäche. Berty erwiderte ruhig:

„Ich verlange nichts von Ihnen. Sie können hier Ihr eigenes Leben führen. Oder sollte es Sie nach ‚Corbeille' ziehen?"

Und wie gerufen, kam im gleichen Augenblick der strahlende Lancier ins Zimmer gestürzt:

„Ich bin so glücklich für dich, Mado!... Ich habe beschlossen, anläßlich des neuen Buches von Nivelle ein kleines Souper zu veranstalten. Ihr kommt natürlich. Ich werde mich bemühen, ein richtiges Vorkriegssouper zusammenzustellen."

Und Mado dachte: warum sollte wirklich „Corbeille“ besser sein?...

Die jungen Eheleute lebten nebeneinander her wie Fremde. Mado schien ruhig, ja gleichgültig. Berty war seiner kaum mächtig. Er war zu allem bereit, um ihr eine Zärtlichkeit abzubetteln. Früher hatte er gehofft, die Zeit werde alles glätten, jetzt wußte er, daß ihm das Herz Mados niemals gehören werde, und das unerwiderte Gefühl brachte ihn von Sinnen.

Mado verließ oft das Haus. Berty war eifersüchtig, zermarterte sich in Vermutungen. Sie aber irrte in den grauen Vorstädten umher. Der Wind, der vom Kanal her wehte, tat ihr wohl, als streife sie fremdes Leben. Dieser Wind war die schwache, verhallende Stimme der Atlantikstürme. Mado ging ihm entgegen, und ein leichtes Lächeln leuchtete auf ihrem zerquälten, doch immer noch schönem Gesicht. Sie wußte selbst nicht — war das der Anfang der Heilung oder die Agonie?

* 12 *

In den Schenken von Dijon kannte man den Gefreiten Keller gut, der sich auf französisch verständigte, die Laute „b“ und „p“ nicht wie die anderen Deutschen verwechselte und sogar den Unterschied zwischen altem Burgunder und schlechtem Algierwein feststellen konnte, dem seine Kameraden begeistert zusprachen. Außerdem war Keller dadurch bekannt, daß er das Herz der Kellnerin Mimi erobert hatte, die offen zugab, daß sie ihren Deutschen gegen niemanden eintauschen würde. Das Regiment lag seit dem vorigen Sommer in der Stadt, und Keller fühlte sich als Alteingesessener.

Hätte man vor drei Jahren dem bescheidenen Heidelberger Dozenten gesagt, daß er ein braver Soldat, ein Stammkunde von Schenken, der Liebhaber einer lockeren Französin werden würde, er hätte das nicht geglaubt. Dachte er früher an den Krieg, so stellte er ihn sich als eine grausame und sinnlose Angelegenheit vor. Als er in seinen Studentenjahren Remarques Roman gelesen hatte, begriff er, daß der Mensch inmitten berstender Granaten nicht existieren kann; er war der Meinung, daß alle das begriffen hätten, und kam in seinem Beisein die Rede auf die Möglichkeit eines nahen Krieges, dann lächelte er — Dummheiten, diplomatische Manöver...

Er wußte nicht, wie ihm geschah, als er sich schon in Belgien befand. Er hatte große Angst vor den bevorstehenden Kämpfen, schämte sich seines Kleinmuts und prahlte vor seinen Kameraden: „Das nennt sich Krieg!“ Allein ihm wurde schon übel beim fernen Donner der Korpsartillerie. Sein Regiment nahm an den ersten Kämpfen nicht teil; es rückte vor, als die Front durchbrochen war. Die Offiziere sprachen davon, daß ein angenehmer Spaziergang

durch die Weinkellereien der Champagne bevorstehe. Doch vor Epernay stießen sie unerwartet auf Widerstand — ein halbes Hundert Franzosen hatte sich in einem Wäldchen verschanzt. Der Lastwagen, auf dem Keller saß, wurde beschossen, zwei seiner Kameraden wurden getötet, vier verwundet. Keller war vor Schreck erstarrt, richtete sich auf, anstatt sich niederzuwerfen, und rieb aus unerfindlichen Gründen die Brillengläser blank. Das Kommando eines Offiziers brachte ihn zur Besinnung; er warf sich nieder und schoß wie die anderen. Eine Stunde später war das Wäldchen vom Feind gesäubert. Als Keller ein Dutzend Franzosen mit erhobenen Händen sah, erfaßte ihn Freude, er begriff, daß er am Leben war, und das wiedergegebene Leben schien süßer als das frühere. An jenem Abend wich er von seinen Gewohnheiten ab, betrank sich in einem kühlen Keller, in dem es nach Wein roch, und schlief dann mit einem unbekannten Mädchen. Als er am nächsten Morgen an Gerda dachte, empfand er keine Gewissensbisse: dafür ist Krieg, tagsüber riskiert man das Leben, nachts vergnügt man sich...

Der Krieg war bald vorbei, während die Vergnügungen blieben, es blieb auch die neugewonnene Selbstsicherheit. Als Keller im Winter Heimaturlaub hatte, erkannte Gerda ihn nicht wieder: lächerlich zu sagen, aber Johann war mit zweiunddreißig Jahren ein Mann geworden! Er sprach sehr laut, trank Kirsch, und als sie ihn bat, den ersten Besuch dem Dekan abzustatten, schnauzte er: „Das geht dich nichts an!" Sie war gekränkt und erfreut: dieser neue Johann gefiel ihr besser als der alte. Am Abend küßte und neckte er sie; sie dachte an die charmanten Französinnen aus den Folies-Bergère und seufzte verwirrt, wie in ihrer Jungmädchenzeit. Natürlich betrügt Johann sie, es wäre töricht, ihm einen Vorwurf zu machen — es ist ja Krieg...

Als sie ihren Mann fragte, ob es im Krieg schrecklich sei, erwiderte er:

„Ja, schrecklich. Und spannend. Wahrscheinlich steckt im Menschen doch etwas von einem Kinde, denn das ist ein Spiel, ein grausames, aber hinreißendes Spiel."

Er wußte, daß er über vieles nur nach Büchern urteilte. Gewiß, er hatte an keiner richtigen Schlacht teilgenommen, aber er hatte immerhin gekämpft, seine Kompanie hatte sechs Mann verloren. Er war berechtigt, wie ein Frontsoldat vom Krieg zu sprechen. Furcht haben wohl alle, doch ist die Furcht wie eine appetitanregende Medizin vor dem Essen, sie steigert den Geschmack am Leben. Als Keller seinerzeit zu Hause in Filzpantoffeln gesessen und die Gestapoleute erwartet hatte, war es schrecklicher gewesen... Der Krieg hat etwas an sich, das der menschlichen Natur entspricht. Die Schriftsteller hatten das nicht verstanden, hatten sich auf humane Überlegungen und Tränen beschränkt. Hitler aber hat das verstanden. Liegt nicht

vielleicht darin der Schlüssel für seinen Erfolg? Er hat uns vereinigt, die kriegerischen Instinkte geweckt, uns in den Kampf geführt, nun sind wir alle durch die gemeinsame Verantwortung verbunden. Bin ich etwa ein Nazi?... Ich sehe sehr gut, wie sie die Anthropologie verunglimpft haben... Im Augenblick aber bin ich für Hitler — London muß genommen werden, sonst werden wir alle für Paris bluten müssen...

Als er nach Dijon zurückkehrte, schien ihm Mimi noch reizvoller. Sie sagte:

„Weißt du, warum ich dich liebe? Du bist ein Tier, ja, ja, widersprich nicht, ein Tier! Obwohl du ein Professor bist, versichere ich dir, du bist ein richtiges Tier. Die Franzosen sprechen viel von Liebe, aber sie verlieren nie den Kopf. Sie lachen immer... Du aber brauchst nur deine Brille abzunehmen, um dich in einen Bullen zu verwandeln."

Er verstand dieses Mädchen nicht, sie brach plötzlich in Tränen aus, machte sich Vorwürfe, sagte ihm, daß sie sehr glücklich sei, und in den zärtlichsten Augenblicken flüsterte sie: „Bulle! Verfluchter Bulle!" Er blickte ihr in die verliebten und sündhaften Augen und dachte: wieviel Grazie und wieviel Schamlosigkeit steckt in ihr!...

Er vergaß seine Familie nicht, schickte Schokolade, Wurst, Seife; regelmäßig jeden zweiten Tag schrieb er an Gerda und fügte am Ende eines jeden Briefes hinzu: „Tausend Küsse".

Ihm gefiel Frankreich mit seinen Hügeln und Weinbergen, den gotischen Kirchen, den schmalen, steilen Gassen und ihren Stufen, den festverschlossenen Fensterläden, mit den Frauen in Schwarz, der klangvollen Sprache, der schlagfertigen Rede, der Lebendigkeit der Augen. Er fühlte sich wie ein Tourist, dem man die öde Pflicht abgenommen, bei jedem Schritt die Brieftasche zu zücken. Seine Sprachkenntnis erleichterte ihm das Leben, er betonte, daß er dieses Land verstehe und liebe. Bemerkte er Feindseligkeit in den Augen oder in der Stimme, so sagte er freundschaftlich: „Sie müssen mir nicht böse sein, ich bin hier nicht freiwillig. Der Krieg ist etwas Furchtbares!" Aber das kam selten vor, und Keller war der Ansicht, daß die Franzosen keinerlei feindliche Gefühle für die Deutschen hegten, obwohl ihnen die fremden Garnisonen eine Last waren.

Zwei Wochen sah er Mimi nicht, langweilte sich und grollte. Endlich kam sie. An ihrem Körper bemerkte er blaue Flecke.

„Was ist das?"

„Ich bin gestürzt."

„Du lügst, und dazu sehr dumm."

„Und du laß diese Fragerei. Das geht dich nichts an."

Er verstand, daß es töricht wäre, eine Eifersuchtsszene zu machen, außerdem war er guter Stimmung. Nachdem er sich satt

geküßt, wollte er plaudern, laut denken. Gewiß, Mimi ist ein schlechter Gesprächspartner... Doch sie ist bei ihm, Freunde aber hat er nicht, die Kameraden schlafen, saufen oder stecken, wie er, bei ihren Mädchen.

„Ich habe mich an dich gewöhnt, Mimi, und du bist doch eine echte Französin. Erstaunlich, wie dieser Krieg alle einander nähergebracht hat! In meiner Kompanie sind prächtige Burschen, die hatten nicht die geringste Vorstellung von Frankreich, und jetzt sagen sie: ‚Es sind gute Leute, und sie leben gut.' Natürlich gibt es Reibereien, wir sind doch ungebetene Gäste... Aber ich finde, daß die Franzosen uns verstehen und sogar gern haben. Du kommst doch mit verschiedenen Leuten zusammen, interessant, was man im Städtchen sagt."

Mimi lachte laut auf:

„Man hat mich so verdroschen, daß ich mit Mühe nach Hause kam."

„Wer?"

„Ich weiß es nicht... Franzosen."

„Ich verstehe nichts... Weshalb denn?"

„Und ich verstehe das... Ich liebe dich, aber ich weiß auch, daß das eine große Schweinerei ist. Sobald ihr von hier verschwindet, werden sie mich kaltmachen, darauf kannst du dich verlassen."

Keller dachte: es steckt doch viel Tücke in ihnen. Sie lächeln, und hinter dem Rücken... Gerda hat recht, ich bin zu naiv.

Er betrat ein Café, trank an der Theke ein großes Glas Kognak. Ihm war sehr traurig zumute, und da er ein ausgeglichener Mensch war, konnte er die seelischen Erschütterungen, die ihn selten heimsuchten, nicht ertragen. Er hatte den Wunsch, zu sprechen, zu erklären, daß er Frankreich liebe, die verborgenen Feinde zu entlarven. Leider war niemand im Café außer einem Greis, der ärmlich, aber ordentlich gekleidet war, ein Bändchen im Knopfloch hatte, wahrscheinlich ein Lyzealprofessor im Ruhestand oder ein vom Krieg gerupfter Rentier... Keller machte sich an die dicke, verschlafene Wirtin heran:

„Ein prächtiger Abend, Madame, der richtige Frühling."

„Kein Wunder, Monsieur, es ist doch Ende Mai."

„Wollen Sie vielleicht schließen und ich halte Sie auf?"

„Nein, Monsieur, Sie haben noch eine Stunde Zeit."

Sie zog sich ins Hinterzimmer zurück. Der Alte lächelte freundlich. Keller trat an ihn heran, fragte höflich:

„Gestatten Sie, daß ich mich zu Ihnen setze?"

Der Alte erwiderte nicht; das brachte Keller auf; sein weiteres Verhalten wurde durch das Gespräch mit Mimi und den Kognak bestimmt. Er setzte sich rittlings auf den Stuhl, spreizte breit die Beine.

„He, Sie, wollen Sie mit mir nicht sprechen?"
Der Alte schwieg nach wie vor lächelnd.
„Es ist Zeit, diese Faxen zu lassen! Ich werde Ihnen schon das Sprechen beibringen... Sie brauchen gar nicht zu lächeln. Verdun ist schon nicht mehr wahr, ich aber habe gesehen, wie eure Generale sich ergeben. Glauben Sie etwa, daß Sie mich mit Ihrem Schweigen niederschmettern können? Eine Unverschämtheit ist das!"
„Monsieur, Sie regen sich grundlos auf. Herr Champillot ist taubstumm, alle wissen das, bei ihm wohnt einer Ihrer Offiziere."
Keller stieß einen Fluch aus und schlug die Tür hinter sich zu. Der Satan mag sie holen, sie stellen sich alle taubstumm!... In der Nacht konnte er nicht schlafen, sein Schädel brummte, der rosige Greis mit dem widerlichen Lächeln, die blauen Flecke auf Mimis Rücken kamen ihm nicht aus dem Sinn... Scheiße! Alles ist Scheiße: die Franzosen, der Krieg und ich selbst, ein schöner Gelehrter, der randaliert...
Eine Woche später erfuhr Keller, daß sein Regiment nach Deutschland kommt. Er freute sich über das Wiedersehen mit Gerda und den Kindern. Dann aber dachte er betrübt: also ist der Krieg für mich aus. Vor ihm liegt ein fades Leben, Gespräche mit Gerda über Lebensmittelkarten, Klitschs Intrigen. In einem Jahr wird niemand mehr daran denken, daß er Frontsoldat gewesen ist, werden alle über seine Erzählungen lachen. Doch da ist nichts zu machen, so ist das Leben...
Der Abschied von Mimi fiel ihm schwer, sie verkörperte in seinen Augen Frankreich, das sündige und liebe Frankreich. Er glaubte, sie werde weinen, ihn bitten, sie mitzunehmen. Mimi aber sagte ruhig, als sie erfuhr, daß Keller fort müsse:
„Wahrscheinlich wird man dich nach Ägypten oder weiß der Himmel wohin schicken. Ich bin überzeugt, daß ihr alle erschlagen werdet. Du tust mir leid, weil ich eben dumm bin. Mit den anderen aber habe ich kein Mitleid und auch nicht mit mir selbst. Mich werden sie bestimmt umbringen, und mit gutem Grund."

* 13 *

Berty fand in der Arbeit eine gewisse Beruhigung. Außer Mado hatte er noch eine andere Leidenschaft — den Ehrgeiz. Früher hatte er sich einen Altersgenossen des zwanzigsten Jahrhunderts genannt; jetzt sagte er lächelnd: „Mein Jahrhundert hat gesiegt." In seiner Vorstellung hatten nicht die Fremden gesiegt, sondern die neuen Ideen, Normen, Gewohnheiten. Sprach er mit den Deutschen, dann merkte er, daß sie seine Gedanken zum Ausdruck brachten; innerlich war er mit ihnen einverstanden, widersprach ihnen aber klug

und höhnisch, um seine Unabhängigkeit zu betonen. Sollen die Deutschen sehen, daß ich mit Komplimenten nicht zu fangen bin. Wer lief zu ihnen über? Der Abschaum, zehn törichte Fanatiker und zehntausend Spitzbuben. Sie brauchen mich, das steht außer Zweifel. Aber ich bin kein verblödeter Pétain. Ich habe Ideen, Ansprüche, Willen. Niemals werde ich ein Lakai der Deutschen werden. Wenn sie aber klug und elastisch genug sind, können sie in mir einen Verbündeten finden. Das wird echter Patriotismus sein — nicht nur seinen Platz in Frankreich zu behaupten, sondern auch Frankreichs Platz im neuen Europa.

Bertys Werke arbeiteten auf vollen Touren. Sie lieferten Lastwagen für das deutsche Heer, und Berty fühlte sich in das große Geschehen einbezogen: seine Wagen laufen über alle Straßen Europas, von den norwegischen Fjorden bis zu den Thermopylen. Sie sind auch in Afrika... Sie werden in England sein. Berty war vom Siege Deutschlands überzeugt, und als Mado ihn einmal fragte, was aus Frankreich werden sollte, erwiderte er: „Es ist besser, einfacher Soldat in der Armee der Sieger zu sein, als Marschall in der Armee der Besiegten."... Als Doktor Morillot eines Tages Mado aufsuchte, hörte er Berty an, der vom Triumph der neuen Grundsätze sprach, und fragte ihn dann burschikos:

„Fürchten Sie nicht, daß die Engländer Ihre Werke zusammenböllern werden?"

Berty lächelte:

„Das ist ausgeschlossen."

Morillot überraschte diese Antwort dermaßen, daß er später zu seiner Frau sagte: „Wahrscheinlich ist Berty mit den Engländern liiert, er tritt zu sicher auf."

Berty aber war sich dessen sicher, daß die Niederlage Englands bald bevorstand.

Er hatte es erreicht, daß ihm die Deutschen Achtung entgegenbrachten. „Kein Deutscher wird ohne meine Erlaubnis bei mir erscheinen", hatte er gleich zu Beginn der Besetzung erklärt, und in der Tat behandelten die Deutschen seine Werke wie einen kleinen Staat.

Unter den einflußreichen Deutschen, mit denen er zu tun hatte, war auch Rudolf Schirke. Der frühere Eigentümer des „Europa"-Büros hatte überall seine Hände im Spiel: bei der Presse, beim kulturellen Leben Frankreichs, bei Unterredungen mit maßgebenden Leuten der Pariser Gesellschaft (Schirke nannte solche Unterredungen „unsentimentale Erziehung"). Berty schätzte an Schirke die Kenntnis Frankreichs, die Vielseitigkeit, vor allem aber den Mut — während die anderen Deutschen sich ausschwiegen, Entscheidungen auf die lange Bank schoben, in Berlin anfragten, antwortete Schirke sofort mit ja oder nein.

An einem der ersten heißen Tage sagte Berty zu Mado:

„Heute wird Herr Schirke bei uns essen. Ich verstehe, daß das Ihnen nicht angenehm ist. Mir ist es auch unangenehm, doch man muß sich mit manchem abfinden... Geschäftlich habe ich mit diesem Deutschen nichts zu tun; ich habe ihn nur eingeladen, um auf die Unzulässigkeit einiger Maßnahmen der Besatzungsbehörden hinzuweisen."

Schirke übertraf sich an Liebenswürdigkeit, richtete einige Komplimente an die Hausfrau, äußerte sich begeistert über die Einrichtung: „Sie haben nordischen Geschmack." Berty sprach von der Borniertheit und Unverfrorenheit der Deutschen. Schirke hörte aufmerksam zu, notierte sich hin und wieder etwas, sprach weich, sogar schuldbewußt: „Leider gibt es bei uns viele Landsknechtnaturen."

Dann ging das Gespräch auf allgemeine Themen über. Alle beschäftigte in jenen Tagen die Frage: wohin wird sich das deutsche Heer nach dem glänzenden Abschluß der Operationen auf dem Balkan wenden? Berty merkte, daß Schirke erregt war, und führte das auf den alten „Châteauneuf-du-pape" zurück — er paßte scharf auf das Glas seines Gastes auf. Schirke sprach:

„Ich plaudere kein Kriegsgeheimnis aus, wenn ich sage, daß wir an der Schwelle des letzten Feldzugs stehen. Das Schicksal des Britischen Reiches wird im Osten entschieden werden."

„Ich war vom ersten Tage an davon überzeugt, daß Sie sich früher oder später gegen den Kommunismus wenden werden. Der Kampf wird aber schwer sein, sehr schwer. Es wird von Ihnen abhängen, ob wir in diesem Kampf mit Ihnen sein werden. Ein Jahr ist vergangen, ohne daß Sie etwas getan haben, um unsere Völker einander näherzubringen. Wenn Sie die Franzosen einschüchtern oder übertölpeln wollen, so sind Sie auf dem Holzwege. Die Frage lautet eindeutig: Welchen Platz soll Frankreich im neuen Europa einnehmen?"

Schirke verlor einen Augenblick das seelische Gleichgewicht — vielleicht, weil der Wein so vorzüglich war und Schirke seine Widerstandskraft überschätzt hatte, vielleicht, weil er eine Stunde vor dem Essen vom Entschluß des Führers erfahren hatte — kurzum, er wischte sich die Stirn mit der Serviette und sagte:

„Der Platz Frankreichs im neuen Europa? Sie haben ein gutes Sprichwort: die Ziege rupft das Gras dort, wo man sie festgebunden hat."

Mado erhob sich und verließ stumm den Raum. Schirke merkte sofort, daß er zu weit gegangen war. Mit betonter Liebenswürdigkeit kehrte er zu Bertys Prätentionen zurück, versprach, Maßnahmen zu treffen, erklärte, Deutschland und Frankreich würden im bevorstehenden Kriege Verbündete werden, wiederholte einige Male: „Uns wird die soldatische Freundschaft verbinden."

Dennoch behielt Berty nach diesem Gespräch einen widerwärtigen Nachgeschmack. Der Abend war stickig, der Kopf schmerzte ihm. Berty schritt lange in den großen und leeren Zimmern seines Hauses auf und ab. Endlich klopfte er schüchtern an Mados Zimmertür. Sie antwortete nicht. Er öffnete ein wenig die Tür. Mado saß im Sessel am Fenster. Er rief sie an, sie reagierte nicht. Er näherte sich ihr vorsichtig, sagte, „Sie müssen mir verzeihen", wollte ihr die Hand küssen. Sie zog die Hand zurück und sagte leise, fast flüsternd:

„Rühren Sie mich um Gottes willen nicht an! Ich fürchte, ich könnte Sie umbringen."

* 14 *

Keller hatte vor seiner Abreise aus Frankreich noch Paris besuchen können. Er hatte schon lange den Wunsch gehegt, die Stadt wiederzusehen, die ihm vor dem Krieg so märchenhaft erschienen war. Damals hatte er sich durch Gerdas Fürsorge, die Anweisungen Dr. Königs und die Feindseligkeit der Franzosen beengt gefühlt. Jetzt ging er einsam, frei und stolz durch die Straßen von Paris — er empfand weder Furcht noch die Beengung von einst, und obwohl die Stadt verblaßt, verblichen war, fesselte sie ihn doch.

Gleich am ersten Tage beschloß er, Professor Dumas aufzusuchen. Gewiß, durch das eine Jahr bin ich in der Wissenschaft stark zurückgeblieben, doch der Professor wird verstehen, daß der Krieg keine Gelehrtenstube ist. Es ist angenehm, mit einem Franzosen zusammenzukommen, den man kennt. Und Dumas wird sich auch freuen, daß ihm ein deutscher Gelehrter seine Aufwartung macht... Keller gestand sich den wahren Grund nicht ein: er dachte ungern an den Besuch bei Dumas zurück, hatte er sich doch damals wie ein dummer Junge aufgeführt; jetzt wollte er sich dem französischen Gelehrten in einem besseren Lichte zeigen.

Als er die steile Treppe emporstieg, kam ihm plötzlich der Gedanke: vielleicht will Dumas gar nicht mit ihm sprechen? Es gibt doch unter ihnen Unversöhnliche... Nein, das kann nicht sein, er und Dumas sind vor allem Wissenschaftler, zwischen ihnen kann es keine Kluft geben.

Marie öffnete ihm: sie erkannte in dem deutschen Soldaten nicht den Gast, der sich einst so gleichgültig zu ihren kulinarischen Künsten verhalten hatte, und lief zum Professor mit dem Schrei:

„Die Deutschen!"

Dumas sagte ruhig:

„Nun, mögen sie suchen. Aber vielleicht wollen sie mich holen?"

Er knöpfte seinen Rock zu und knurrte, in den Flur tretend: „Wenn Sie mich mitnehmen wollen, ich halte Sie nicht auf.“

„Erkennen Sie mich nicht, Herr Professor? Johann Keller. Vor dem Kriege erwiesen Sie mir die hohe Ehre...“

„Ah, das sind Sie! Indianer... Gut, treten Sie näher. Bei der jetzigen Maskerade kennt sich ja niemand aus... Nehmen Sie Platz, genieren Sie sich nicht, es ist ohnehin hier alles verdreckt... Vorsetzen kann ich Ihnen leider nichts, Ihre Landsleute haben mir alles abgeknöpft. Warten Sie mal, da ist noch was in der Flasche, wenig, aber dafür exzellent! Alter Calvados. Woran arbeiten Sie jetzt?“

„Ich bin schon ein Jahr aus der Arbeit heraus.“

„Sie nehmen Städte? Widerwärtige Beschäftigung! Zuerst nehmen Sie sie, dann nimmt man sie Ihnen, von den Städten wird wenig übrigbleiben. Und auch von Ihnen... Ich erinnere mich, einer Ihrer Professoren hatte sich über die Übervölkerung beschwert. Passen Sie auf, daß man am Ende nicht Sie reduziert... Entschuldigen Sie, daß ich Sie so anfalle. Ich lebe in völliger Einsamkeit... Ich weiß ja, daß Sie mit dieser Schweinerei nichts zu tun haben.“

„Ich meide nach wie vor die Politik, Herr Professor.“

„Ich habe sie auch gemieden. Aber sie ist von selbst zu mir gekommen, verstehen Sie?... Trinken Sie den Calvados, das ist heutzutage eine Seltenheit. Jammerschade, daß Sie in diesem Kostüm herumlaufen. Sie sind doch ein anständiger Mensch, ein Gelehrter, der zu den besten Hoffnungen berechtigte, und nun in solch einem widerwärtigen Aufzug, daß einem speiübel wird!... Dürfen Sie denn in der Stadt nicht in Zivilkleidung gehen?“

„Aber Herr Professor, warum spitzen Sie denn alles so zu? Ich denke, daß unsere Völker in dieser schweren Zeit einander nähergekommen sind, einander verstehen gelernt haben.“

„Was sagen Sie? ‚Nähergekommen‘?“ Dumas sprang auf und lachte. „Marie, kommen Sie schnell her! Sehen Sie sich doch diesen Herrn an, er sagt, daß wir jetzt den Deutschen ‚nähergekommen‘ sind!... Wenn also ein Bandit einen Menschen zu Boden wirft und ihm einen Knebel in den Mund stopft, so bedeutet das, er ‚kommt ihm näher‘?“

Keller saß die ganze Zeit wie auf glühenden Kohlen, dachte immerzu daran, daß er es mit einem berühmten Gelehrten zu tun habe; jetzt aber konnte er nicht mehr an sich halten.

„Ich dachte, die Ereignisse hätten den Franzosen einiges beigebracht, zumindest Bescheidenheit.“

Dumas lief rot an und brüllte:

„Nun aber ’raus! Bringen Sie Ihre Gestapoleute her. Aber spielen Sie sich nicht als Gast auf! Marie, schaffen Sie ihn hinaus! Nun, ein bißchen schneller!“

Keller ging stumm hinaus. Marie weinte.

„Was haben Sie nur angerichtet, Herr Dumas!... Jetzt werden die Boches Sie holen."

Er nahm ihre rauhe Hand.

„Eh, Marie!... Man muß richtig leben können — froh sein, singen, tanzen und trinken, solange es etwas gibt. Aber sterben muß man auch können wie ein Mensch. Wenn ein Hase angeschossen wird, weint er wie ein kleines Kind. Legt man einen Baum um, so fällt er stumm. Man soll den Tod nicht fürchten, das ist auch eine edle Sache, sofern du nur ein Mensch bist und nicht ein Waschlappen... Öffnen Sie das Fenster, damit frische Luft hereinkommt."

So waren Keller die letzten Tage in Frankreich vergällt worden. In Aachen holte er seinen Truppenteil ein. Sie wurden nach Polen gebracht. Die Soldaten orakelten, wo der neue Krieg beginnen würde.

„Man sagt, in Rußland", meinte der Feldwebel. „Die Russen lieben uns nicht."

Keller lächelte trübe:

„Jetzt ist überall Krieg. Glauben Sie, daß man uns in Frankreich liebt? Die warten bloß auf eine günstige Gelegenheit, um über uns herzufallen... Ich bedauere, daß ich einen Schuft nicht zur Kommandantur gebracht habe. Ich wollte mir die Hände nicht besudeln. Wir Deutschen sind zu vertrauensselig und auch zu edel."

* 15 *

Raja tanzte mit Polonski. Vorher hatte sie ein Glas Muskateller getrunken, sie wollte fröhlich sein; als sie ihrem Partner zum Tanze gefolgt war, hatte sie gelächelt; jetzt fürchtete sie sich, doch sie lächelte immer noch — das Gesicht war erstarrt. Der Körper aber fügte sich dem Rhythmus des Tanzes. Dieser Rhythmus hatte etwas von der Unerbittlichkeit des Schicksals. Das Saxophon heulte wie ein verlassener Hund, die Trommel zählte den Takt, und inmitten des Pfeifens, Heulens, Dröhnens schluchzte kindlich die Geige. Plötzlich brach alles ab: Leere, Abgrund, Stille, bei der einem schwindelt. Was muß ich tun? dachte Raja. Und gleich lebte das Saxophon wieder auf, heulte: sie muß gleiten, sich wiegen, im Kreise drehen!...

Im „Continental" waren trotz der Hitze viele Menschen. Morgen ist Sonntag, wäre es nicht besser gewesen, nach Swjatoschin, Darniza oder Puschtscha-Wodiza zu fahren, wo es duftendes Harz, frisch gemähtes Gras gibt?

„Morgen fängt dem Kalender nach der Sommer an..."

Draußen ist schon längst Sommer. Glühende Hitze. Warum machen sie keine Bootspartie, warum sind sie hierhergegangen?...

Von der Musik, vom Wein, von den Worten wird einem doch noch wärmer...

„Petja, was glaubst du, gibt es Krieg?“

Wer hatte da gefragt? Wahrscheinlich der junge Leutnant. Oder vielleicht der Mann im graukarierten Anzug? Oder Jaschtschenko?

Auf den Märkten erzählt man, die Deutschen würden bald angreifen. Die alte Chana war am Morgen ganz verstört nach Hause gekommen.

„Rajetschka, es soll Krieg geben.“

Jeder glaubte im Innersten: das kann nicht sein!... Der junge Leutnant hatte gestern erst geheiratet, tanzte mit seiner Warjenka. Wie konnte er an Krieg glauben? Wie konnte der Mann im graukarierten Anzug an Krieg glauben? Er war hierhergekommen, um einen Sieg zu feiern — sie hatten den Plan übererfüllt, bald werden ihre Tassen mit den Röschen, den Kornblumen und dem Goldrand alle Geschäfte überfluten. Das Mädchen, mit dem er tanzte, soll in drei Tagen ihre Dissertation über die Stickstoffnahrung der Pflanzen verteidigen. Krieg?... Nein, das kann nicht sein! Und Petja, den man gefragt hatte, ob es Krieg gäbe?... Er hatte ein neues Mittel für bunten Wandputz erfunden, es heißt, er soll eine Prämie bekommen. Heute feiert er seinen Geburtstag. Und plötzlich Krieg?... — Nein!

„Nein“, sagte am Morgen Chana, „das kann nicht sein! Die Menschen haben doch eben erst aufgeatmet!“

Chana schien es, der Krieg habe vor sehr langer Zeit begonnen, gleich nach der Abreise ihres Mannes. Naum wurde getötet. Chanas Bruder fiel bei Przemysl. Vier Jahre später fiel der zweite Bruder im Kaukasus. Die Leute sagten, es werde Frieden geben, aber in den Straßen wurde geschossen. Irgendwelche Petljuraleute, Polen, Gott weiß wer... Dann kamen die Karten, die Schlangen... Chana war inzwischen alt geworden. Dann wieder die Weißfinnen... Jetzt wird gottlob das Leben normal, Häuser werden gebaut, in den Läden ist alles zu haben... Und nun heißt es wieder: Krieg!... Aber der Krieg war doch eben erst zu Ende gegangen. Nein, das kann nicht sein!

„Das kann nicht sein“, murmelte der Geographielehrer Steschenko, im stickigen Zimmer vom Landleben, von einem Garten mit Petunien und einer Hängematte träumend.

„Das kann nicht sein“, sagte Sina. In ihrem Köpfchen spukten die Heldentaten der Junaken, doch das war Literatur... Im Nebenzimmer aber schlief der Sohn der Hausmeisterin, der einjährige Schurik, er soll wachsen, spielen, lernen...

Man glaubte nicht an Krieg, und trotzdem war man beunruhigt. Wer weiß, was die Deutschen im Schilde führen?... Doch morgen ist Sonntag, die Jugend kann nach Herzenslust tanzen.

Wie unbedeutend war Rajas Drama, gemessen an den Sorgen der Welt! Sie verstand das selbst, doch das Herz wollte mit den Ereignissen nicht rechnen. Polonski war nicht einfach ein „Flirt“, wie sie ihrer schon viele gehabt hatte — man liebäugelte, tanzte und vergaß. Polonski war das Glück. Das Glück oder der Untergang...

Ossip hatte über ein Jahr im Norden zugebracht. Er freute sich wie ein Kind, als er den weißen Sand des Dnjepr sah und dann die steile Straße und die langen Wimpern Rajas; er wollte in die Hände klatschen, durch das Zimmer wirbeln. Doch er sagte nur: „Rajetschka, ich bin so froh, daß ich wieder da bin.“ Und am selben Abend lief er fort: „Ich muß mit Jaschtschenko sprechen.“ In der Nacht flüsterte Raja: „Ich habe so auf dich gewartet! Du weißt — ich bin dir treu!...“ Er wunderte sich nicht. Raja war entrüstet: ich bin für ihn ein Kasten, als er wegfuhr, schloß er ab, jetzt ist er zurückgekehrt und findet alles vor... Die Jugend aber vergeht, lebt ihre letzten Tage...

Sie hatte es mit ihrem Mann noch schwerer als vor seiner Abreise. Er sprach nur über seine Arbeit oder darüber, daß die Griechen irgendein Kortscha besetzt haben. Er fragte sie nicht danach, woran sie dachte, was ihr Leben ausfüllte. Sie sagte ihm: „Die Musik habe ich jetzt ganz aufgegeben.“ Er erwiderte: „Schade“, und blätterte die Zeitung um. Mitunter küßte er ihr heiß, fast andächtig die kleinen Hände, flüsterte: „Raja, Rajetschka!...“ Und ging fort. Die Arbeit bereitete ihr keine Freude. Der Chef blickte sie aus glasigen Augen an und brummte: „Sehen Sie denn nicht, daß ich beschäftigt bin?“ Alenka war bei der Großmutter; das war ganz von selbst so gekommen — früher hatte sich Raja wenig mit dem Kind beschäftigt, wollte ins Theater gehen, tanzen, und jetzt liebte Alja die Großmutter mehr als sie. Niemand braucht Raja, sie könnte auf der Stelle sterben, niemand würde traurig sein...

Das stimmt nicht, Ossip liebt sie. Doch eine seltsame Liebe ist das! Vielleicht liebt man so auf einem anderen Planeten... Im Mai wurde er wieder an die Petschora geschickt. Er freute sich: „Ich bin neugierig, wie die Sache dort vorangeht... Du mußt nicht traurig sein, Raja, dieses Mal ist es bestimmt nur für einen Monat.“ Vielleicht wird er bald zurückkehren, wie er es versprochen hat, vielleicht wird er wieder ein Jahr fortbleiben, er kann es ja selbst nicht wissen... Ist er denn ein normaler Mensch? Und dennoch liebt er sie. Kurz vor seiner Abreise gestand er ihr: „Weißt du, Raja, ich bin dort einmal spazierengegangen... Es war Winter, ganz dunkel. Und plötzlich kam mir der Gedanke, du seist nicht mehr da, hättest mich vergessen, verlassen... Mir war, als sei ich erblindet, als werde ich nie mehr Kiew, das Leben sehen. Wie im Roman, es klingt so dumm, aber ich kann mir ein Leben ohne dich nicht vorstellen.“

Und ich?... Ich liebe ihn doch auch, ich denke an ihn, leide seinetwegen. Vielleicht ist das nur Gewohnheit?... Ich weiß es nicht. Mit Polonski ist es aber etwas ganz anderes. Wenn er mich ansieht, ist mir wohl und so bang, als müßte ich gleich sterben... Ich werde wieder mit ihm tanzen, muß nur immer lächeln, dann sieht er nicht, was mit mir ist...

Polonski war größer als Raja und blickte sie beim Tanzen von oben an; er lächelte nicht; sein Gesicht war immer traurig, ein wenig gekränkt — lag das am Schnitt des Mundes, der Augen? Und doch war er weder traurig noch gekränkt, er freute sich, daß er den ganzen Abend mit Raja zusammen war. Er hatte sich ernstlich verliebt, seine Reise nach Sotschi aufgegeben — er konnte sich nicht trennen. Sie trafen sich nicht oft und stets im Beisein anderer. Er sah, daß es Raja zu ihm trieb, daß sie sich fürchtete... Er machte sich keine Gedanken um die Zukunft, lebte von einer Begegnung zur anderen. Sie sprachen wie zufällig, oft von unwichtigen Dingen, die ihnen aber bedeutungsvoll schienen, sie stellten einander Fragen, freuten sich, waren gekränkt; es war das ein Netz von Halbheiten, unklaren Andeutungen; von Gedichten gingen sie auf Straßennamen über, von Straßen zum Regen, vom Regen zu Chopin.

Sie verließen das „Continental". Raja wußte, daß sie nach Hause gehen, von Belanglosem reden muß, doch sie ging langsam in einer anderen Richtung, sie ging, als merke sie nicht, daß Polonski neben ihr war.

„Warum fahren Sie nicht nach Sotschi?"

„Ich weiß es nicht."

„Glauben Sie, daß es Krieg gibt?"

„Nein."

„Waren Sie in Sotschi?"

„Nein, ich war in Suchumi."

„Ist es schön?"

„Am besten gefiel mir die Fahrt von Odessa aus."

„Sonne und blaues Meer, ja?"

„Nein, wir hatten starken Sturm. Viele wurden seekrank... Ich blieb die ganze Nacht über an Deck. Grausig ist das und doch sehr schön. Kennen Sie das Gedicht:

Der Sturmwind schrillt,
Der Ozean brüllt...
Die fliehende Zeit jagt vorbei..."

„Ich finde es grausig bei Sturm... Ich habe das noch nie gesehen... Wann fahren Sie denn? Im August?"

„Ich weiß nicht... Der Krieg kann dazwischenkommen..."

„Sie haben doch gesagt, es wird keinen Krieg geben."

„Wirklich? Ich weiß nicht... Ich dachte eben, werden wir uns noch einmal sehen?“

Sie gingen durch eine verlassene, dunkle Straße. Ringsum blühten Gärten. Über ihnen leuchteten die Sterne. Er hakte sich bei ihr ein, fühlte, daß sie sich an ihn schmiegte. Er dachte an nichts, als er sie küßte; sie erwiderte den Kuß, dann entzog sie ihm den Arm.

„Nein.“

„Warum nicht?“

„Ich weiß nicht...“

Er griff nach ihrer Hand, sie riß sich los.

„Warum wollen Sie nicht?“

Sie schwieg. Sie beschleunigte die Schritte; jetzt gingen sie bergab, zum Kreschtschatik. Er sah in ihren Augen Tränen. Sie sprachen nicht; erst als sie Rajas Haus erreichten, sagte sie:

„Seien Sie mir nicht böse... Ich kann nicht anders, ich fühle es, doch ich kann es nicht erklären, weder Ihnen noch mir selbst. Nicht etwa, weil ich nicht will... Früher sagte man: ‚Lebe nicht, wie dir's gefällt...‘ Nun ist Gott kein Hindernis mehr, und trotzdem lebt man nicht, wie's einem gefällt.“

Das Erlebnis hatte sie so erregt, daß ihr nicht einfiel, sich herzurichten; verweint betrat sie die Wohnung. Unglücklicherweise schlief Chana noch nicht. Als sie Raja sah, schrie sie auf:

„Was ist geschehen?“

„Nichts...“

„Antonina Petrowna war hier, sie sagt, die Deutschen werden bestimmt angreifen, ich weiß nicht mehr, von wem sie das hat... Was hast du gehört, Rajetschka?“

„Ich? Nichts.“

Raja zog sich aus, wollte sich hinlegen, hörte aber, daß Chana weinte.

„Was hast du?“

„Ljowa ist sicher gefallen... Womit haben wir Gott erzürnt?“

„Glaubst du denn an Gott?“

„Ich weiß nicht... Wenn alles gut ist, dann denke ich nicht daran. Aber wenn etwas passiert... Du, Rajetschka, sei mir nicht böse, hast Bücher, gehst ins Theater... Aber ich habe nur das — wenn ich mich erinnere, wie ich früher gebetet habe, wird mir wohler. Ich habe Angst um Ljowa.“

„Wenn Krieg ausbricht, wird Ossip auch gehen...“

„Ossja ist stark. Ljowa aber ist wie der selige Naum... Ossja wird nicht schlapp machen. Ehrlich gesagt, habe ich Angst vor Ossja. Es ist lächerlich — ich habe ihn großgezogen, aber ich fürchte ihn.“

„Warum denn?“

„Er schweigt."

„Er ist wie ein Kind, kann nicht über sich selbst sprechen. Ich glaube, ich verstehe ihn jetzt... Ist man bei ihm, dann braucht man kein Glück. Es ist nur schwer, so schwer! Ich spreche nicht von ihm. Es ist schwer zu leben. Und ich habe doch noch gar nicht gelebt, nur gespielt. Und doch ist es schwer..."

Chana drückte sie an sich, wie sie es immer mit Alja tat:

„Ich weiß, ich weiß alles... Es darf nur kein Krieg kommen! Das andere wird schon gut werden... Nun, siehst du, es ist ja schon gut, gleich wirst du einschlafen."

Ermattet schlief Raja neben Chana ein; ein leichtes Lächeln lag im Schlaf um ihre Lippen, nicht so wie beim Tanz mit Polonski, ihr Lächeln war jetzt gelöst, ruhig. Auch Chana war eingeschlafen. Gleich einer Uhr maß der Atem die Zeit ab. Die Juninacht aber war kurz.

* 16 *

„Man müßte wenigstens ein Stündchen schlafen", sagte Feldwebel Grün, dem man den Spitznamen „Küchenschabe" gegeben hatte, weil er seinen dünnen langen Schnurrbart so komisch sträubte.

Bald aber erhob er sich unter Schimpfen und Gähnen:

„Ich kann nicht schlafen."

In dieser Nacht konnte niemand schlafen. Zehn Tage lagen sie schon in dem Dorf, kamen um vor Hitze, vor Mücken, vor Ungewißheit; nun sollte ihre Qual ein Ende haben.

Ein blutjunger Soldat, mit dem pausbäckigen Gesicht eines Kindes und sehr hellen, verwunderten Augen, riß Zoten und spuckte um sich, oder richtiger, er tat so, als spucke er, sein Mund war ganz ausgetrocknet. Es war Klepper, der Sohn einer Hamburger Hausbesitzerin. Er hatte Angst, wollte aber tapfer sein: soll Lotte wissen, daß er ein Mann ist und kein Schuljunge!... Die Angst saß ihm irgendwo in der unteren Partie des Bauches. Klepper philosophierte:

„Paul hat gesagt, sie hätten in Niederstein schon alle fertiggemacht, nur ein Kommunist wäre übriggeblieben, ein Linkshänder. Paul sagte, man hätte ihn mit dem kleinen Finger zerdrücken können, aber sie konnten ihn nicht erwischen und kamen in des Teufels Küche. Er hat Stramer mit einem Rasiermesser erledigt, und als sie das Haus umstellten, in dem er sich versteckt hielt, brachte er zwei SA-Leute um, dieser verfluchte Linkshänder. Er hat sie die ganze Nacht schwitzen lassen. Wenn es in Rußland viele Kommunisten gibt, dann kommen wir auch in des Teufels Küche..."

„Na, na, Junge, nicht so hitzig", sagte Küchenschabe. „Dein Linkshänder war ein Deutscher, hier aber sind Russen. Ich habe einen Russen gesehen, der wußte noch nicht mal, wie man sich

schneuzt. Die konnten Krieg führen, als man mit Sensen oder Mistgabeln losging, vor unseren Spielsächelchen werden sie nicht mal Zeit zum Japsen finden."

Küchenschabe hatte Polen und Frankreich mitgemacht und sprach sehr herablassend mit den Rotznasen, die noch kein Pulver gerochen hatten.

„Das sind dir keine Wahlen, Junge, ob Kommunist oder nicht, keiner wird zur Besinnung kommen. Ich bedauere nur eins, daß wir keine Panzerleute sind. Wir kommen immer zu spät... Mein jüngerer Bruder ist bei den Panzern, diese Dreckkerle schöpfen den ganzen Rahm ab. Bis wir ankommen, sind die alten Flaschen schon leer und die jungen Mädchen verdorben."

Klepper gab sich einen Ruck und lachte schallend. Er dachte, es wäre ganz gut, sich mit einem Mädchen photographieren zu lassen und das Bild Lotte zu schicken. Soll sie nur wissen, daß er ein richtiger Mann ist... Doch die Angst wollte nicht weichen, verzog sich jetzt in die Magengrube. Er fragte Küchenschabe beiläufig:

„Sind Sie schon mal ins Gedränge gekommen?"

„Ich bin aus dem Gedränge gar nicht herausgekommen. Als wir vor Saumur waren, standen unsere Panzer schon in La Rochelle. Und auf einmal waren sie da, wie aus dem Boden gestampft... Du glaubst wohl, Franzosen? Keine Spur, Schwarze, und die krochen auf uns zu, als wären wir afrikanische Ziegen. Bis zum Abend hatten wir zu tun... Natürlich ist das ein Dreck, diese Senegalneger, aber das stirbt wie alle Menschen. Die Russen können sich, wenn's ihnen gefällt, die Fresse mit Stiefelwichse einschmieren, vor unseren Spielsächelchen werden sie nicht mal Zeit finden, blaß zu werden."

Der Gefreite mit dem Eisernen Kreuz unterstützte Küchenschabe:

„Als sie ihre Zaren und deutsche Generale hatten, da konnten sie sich noch verteidigen. Jetzt können sie nur noch agitieren. Das ist ein Koloß auf tönernen Füßen."

„Die Straßen sollen dort sehr schlecht sein."

„Na, wenn wir durch Polen durchgekommen sind, werden wir wohl auch durch den Orkus kommen."

Klepper konnte sich nicht beruhigen. Er spuckte wieder aus und sagte:

„Der Führer hat doch gesagt, daß sie uns angreifen wollten. Demnach müßten sie eine große Armee haben."

„Du glaubst wohl, Junge, hier wäre Luxemburg? Natürlich haben sie eine große Armee. Das heißt aber nur, daß wir große Lager für Kriegsgefangene errichten müssen."

Der vierzigjährige Unteroffizier Bauer, im Zivilberuf Zeichenlehrer, verzog das Gesicht: so eine Niederträchtigkeit!... Was haben wir in Rußland zu suchen? Müssen denn die Russen auch

Nazis werden?... Es genügt doch vollauf, daß sie uns zwingen, nach dem Kommando dieser Rotzjungen zu marschieren. Was ist aus mir geworden? Ich klaue bei Polenfrauen Hühner... Genau vor zehn Jahren, nein, nicht im Juni, es war im August, sollte ich nach Moskau fahren, ich hatte mich im „Intourist" Unter den Linden eingetragen... Ich war mit Fritz dort. Dann lud mich aber Krause nach Heringsdorf ein, und ich fuhr nicht... Weshalb bin ich hier? Was haben mir die Russen getan? Nicht das geringste. Aber die Nazis haben aus mir einen Lumpen gemacht. Wahrscheinlich habe ich das Mädchen in Kelzy angesteckt... Janina hieß sie... Widerlich! Und diese Idioten freuen sich...

Klepper beschloß, an Lotte zu schreiben; er schrieb geschroben, bemüht, seine Gefühle nicht zu verraten: die Mädchen lieben kaltschnäuzige Herzensbrecher. „Die furchtbare Nacht der letzten Erwartung..." Er strich sorgfältig das Wort „furchtbare" durch und schrieb darüber „verhängnisvolle". „In Polen gibt es viele schöne Mädchen, die Kameraden haben mit ihnen poussiert. Meine Gedanken aber schweifen in die Ferne. Dorthin, nach dem Osten, wo die Sonne aufgeht und wo vielleicht mein Leben zur Neige geht!... In einer Stunde beginnt der Angriff. Denkst Du noch an unseren Spaziergang in Oberwalde? Ich werde alles einhalten, was ich gesagt habe. Ich grüße Dich von der vordersten Linie..." Nachdem er den Brief beendet hatte, nahm er das Notizbuch, das ihm Lotte geschenkt hatte, und notierte: „21. Juni, nachts. Befehl. Niemand schläft; wir bereiten uns vor. Furchtbar." Er wollte sich mit Schokolade trösten, biß ein Stück ab, spuckte es aber gleich wieder aus — ihm stieg etwas im Halse hoch.

Richter sprach nicht, hörte nicht zu, er dachte an Hilde. Jetzt schläft sie. Oder nicht... Wenn nun Robert bei ihr ist?... Auf dem Bahnhof hatte er neben ihr gestanden... Er ist in Berlin geblieben. Vielleicht ist er bei Hilde? Er kam um neun, sie ließ ihn eine halbe Stunde im Wohnzimmer warten. Er blätterte im „Gothaschen Almanach" und gähnte nervös. Sie aber zog sich um, legte den Kimono an, den blauen mit den Kranichen, betupfte mit dem Parfümstöpsel den Hals, die Brust, trat ins Zimmer, blickte Robert mit runden, traurigen Augen an: „Mein Freund, Sie sind hier?..." Als wüßte sie nicht, wer sie erwartet! Dann rief sie: „Oh, Robert!... Was tun Sie?..." Und jetzt sagt sie: „Wenn Kurt es erfährt? Ich möchte ihm nicht weh tun..." Und Robert bedauert ihn: „Der arme Kurt..." Nein, das kann nicht sein! Warum quäle ich mich mit solch dummem Zeug? Und noch dazu in einer solchen Nacht?... Ich muß das vergessen. Und Richter zwang sich, dem Gespräch zu folgen.

„Alles, was recht ist", sagte der Gefreite, „mit Napoleon sind sie fertig geworden. Damals fuhr man aber mit der Pferdepost,

während heute die Motoren alles entscheiden, heutzutage können Entfernungen niemanden schrecken."

Bedrückt dachte Richter: die wissen nicht, was Rußland vorstellt. Das ist kein Land, das ist eine Welt. Man fährt und fährt, und ein Ende ist nicht abzusehen... Der Mensch empfindet ständig seine Nichtigkeit. Dort kann man sich auch ohne Krieg verlieren — man stirbt, und niemand erfährt davon... Gewiß, die Russen haben nicht unsere Organisation. Sie sind seltsame Leute, auf die man sich nicht verlassen kann. Man spricht mit jemandem und kann nicht wissen, was er im nächsten Augenblick für ein Ding dreht... Sie kriegen es fertig, uns mit Blumen zu empfangen, mich würde das nicht wundernehmen. Aber sie kriegen es auch fertig, sich wie Wahnsinnige zu schlagen. Ich bin dort gewesen, aber kenne ich sie etwa? Auch Oberst Wilke kennt sie nicht, wenn er von einer „halbfriedlichen Durchdringung" sprechen konnte. Man kann einen Franzosen, einen Engländer, einen Holländer verstehen, aber hier — das sind Asiaten. Selbst der Führer ahnt wohl nicht, was für eine Nuß das ist...

„Gewiß, die sind zahlreich", sagte Küchenschabe, „Chinesen gibt's aber noch mehr. Der Krieg ist keine Arithmetik... Ich habe gesehen, wie ein französischer General sich gefangengab, er hatte achtzehn Ordensbänder auf der Brust, also sicher kein Grünschnabel, aber er heulte wie ein Schloßhund, weil er sah, daß er, mit den Deutschen verglichen, doch ein Grünschnabel ist. Es gibt vielleicht mehr Russen als Ameisen, das spielt absolut keine Rolle. Ich sage dir, Junge, gegen unsere Spielsächelchen kann man nicht mit Mistgabeln anrennen. Man sagt, die Kosaken haben gute Pferde; ich möchte mal diese Pferdchen sehen, wenn unsere Panzer anrücken."

So ein Esel, dachte Richter, er glaubt wohl, die Russen hätten keine Panzer. Und wozu haben sie Kusnezk?... Wir scheinen den Gegner zu unterschätzen. Was bedeutet „halbfriedliche Durchdringung?"... Aber man darf ja das Maul nicht aufreißen, sonst ist man am Ende noch ein Panikmacher. Man soll ja auch nicht miesmachen, da nun mal Krieg ist, muß eben gesiegt werden, dann ist alles vorbei. Allmächtiger, wenn es nur schnell vorbei wäre!... Hilde hat gesagt: „Ich werde warten, selbst wenn es ein, zwei Jahre dauert." Weiß man aber, was im Herzen einer Frau vor sich geht?... Wir müssen siegen — wir haben die Organisation und den Dynamismus. So eine Küchenschabe macht nicht halt, sie drängt vor, weil sie nicht denkt; man kann sie erschlagen, aber umstimmen kann man sie nicht — darin liegt unsere Kraft. Wir werden siegen, daran ist nicht zu rütteln. Doch bei weitem nicht alle werden aus Rußland zurückkehren... Selbstverständlich hat der Führer alles berechnet. Polen, Frankreich, Norwegen, die Thermopylen — dieser Mensch versteht das Kriegshandwerk... Schlimm wird es nur, wenn wir

nicht bis zum Winter mit ihnen fertig werden. Der russische Winter ist eine richtige Schweinerei. Ich war im Winter nicht dort, aber mich schüttelte es schon, wenn sie nur von ihren Frösten sprachen...

„Richter, willst du Rum? Jamaika-Rum aus Bordeaux."

Richter trank einen halben Becher in einem Zuge aus.

„Er riecht gut, aber man kriegt Kopfschmerzen danach. Der russische Wodka ist ganz was anderes, er stinkt, ist aber trotzdem so eine wunderbare Mixtur, daß du zwei solche Becher trinken kannst und am Morgen frisch wie ein Neugeborenes aufwachst."

„Ich hab' einmal Wodka im russischen Restaurant in der Motzstraße getrunken."

Richter lächelte:

„Alles hat erst seinen Wert an seinem Ort; ich habe Wodka in Sibirien getrunken."

Er war plötzlich gewachsen — alle blickten ihn mit Achtung an, selbst die Veteranen, die am Frankreichfeldzug teilgenommen hatten. Wer kennt Frankreich nicht?... Richter aber hatte mit eigenen Augen dieses geheimnisvolle Rußland gesehen...

Klepper fragte:

„Glaubst du, daß sie sich wehren werden?"

„Das weiß ich nicht. Je länger man sie beobachtet, um so schwerer sind sie zu verstehen. Das sind Menschen ohne seelische Organisation. Wenn sie Wodka trinken, verziehen sie das Gesicht, ächzen und schimpfen, das sieht aus, als hätte man sie Chinin schlucken lassen. Ich habe aber russische Mädchen beim Mauern gesehen, ein toller Anblick, ihre Finger waren blutig, die Nägel fortgerissen, und diese Mädchen lächelten wie bei einer Hochzeit. Man kann sich den Kopf zerbrechen und kennt sich doch nicht in den Russen aus. Ihnen fehlt aber unsere Organisation, und wir werden sie kurz und klein schlagen, das ist klar wie Kloßbrühe. Wozu sollen wir herumraten, — ob sie sich wehren werden oder nicht, das ist ihre Sache. Wir werden in jedem Falle in Moskau sein; und ich gebe dir mein Wort, daß ich mit großem Vergnügen ein ganzes Pfund Kaviar aufessen werde."

„Das schmiert man aufs Brot?" fragte Küchenschabe.

„In Berlin tut man's aufs Brot, in Moskau aber ißt man's mit Löffeln."

„Du verwechselst da was, ich weiß, daß man das Zeug aufs Brot schmiert wie Butter."

„Bald werdet ihr ja selbst sehen, wie ich den Kaviar löffelweise esse."

„Und wie sind die Weiber dort? Kommen die an die Polinnen 'ran?"

„Verschieden. Keine üble Auswahl."

Küchenschabe bewegte den Schnauzbart:

„Die erste Moskauerin werd' ich an meinem Geburtstag in meine Arme schließen!"

„Wann haben Sie Geburtstag?" fragte Klepper schnell.

„Am achten August."

Klepper rechnete nach — siebenundvierzig Tage... Schöner Schiet!

Der Gefreite sagte:

„Du bist überzeugt, daß der ganze Klamauk am achten August aus ist?"

„Felsenfest! Daß man Kaviar mit dem Löffel ißt, daran glaube ich nicht, aber daß wir am achten August in Moskau sein werden, darauf kann ich um die erste Moskauer Schöne wetten. Rechne doch selbst nach — dreißig Kilometer am Tag, das ist nicht viel, zehn Tage für die Umgruppierung, Heranziehen der rückwärtigen Dienste... Ich kenne den Laden aus dem Effeff."

„Ich werde ihnen schon zeigen, was das heißt, einen Stoß in den Rücken vorzubereiten!" Klepper schimpfte, in seinen naiven Augen aber stand Furcht. „Sie werden schon erfahren, was es heißt, in des Teufels Küche zu kommen! Wenn ich in Moskau bin, wollen wir mal sehen, was von ihren Mädchen übrigbleibt..."

Klitsche, ein hochaufgeschossener Jüngling mit Brille, Student der Philosophie, saß abseits. Alle mieden ihn; er störte sowohl durch sein Schweigen als auch durch seine unverständlichen Bemerkungen. Während andere tranken, mit Mädchen schäkerten, gemeine Witze erzählten, kritzelte er in einem großen Heft herum oder hatte ein Buch in der Hand. Nie sah man diesen Menschen lächeln. Er verachtete Küchenschabe, die Kameraden seiner Kompanie; nur mit Richter sprach er hin und wieder über die militärischen Aussichten, über Nietzsche, über die ägyptische Architektur. Man hatte ihn „Marabu" getauft, er glich tatsächlich einem Vogel mit seiner Hakennase, den unmäßig langen Armen, der Stimme, so scharf wie ein Adlerschrei. Er legte sein Heft beiseite und sagte:

„Wir gehen nicht um der Mädchen willen nach Moskau. Habt ihr die Worte des Führers verstanden? Jeder von uns hat jetzt nur eine Braut..." Er stockte, rief dann mit schriller Stimme: „Den Tod!"

Klepper gähnte trübsinnig. Küchenschabe brummte:

„Mir wäre lieber, deine Braut würde die Russen küssen."

Die kurze Nacht erstarb. Der Himmel, der auch bisher nicht geschlafen, sondern nur geschlummert hatte, färbte sich rosig, wurde lebendig. Dort, jenseits dieses Flüßchens, ist Krieg, dachte Richter. Wie viele Bücher wurden über den Krieg geschrieben, und trotzdem versteht man ihn nicht. Das gleiche gilt von der Liebe — man schreibt, schreibt und dann kommt so eine Hilde, die Tochter eines ehrenwerten Kaufmanns, spricht Englisch, spielt Klavier, ist das

anständigste Mädchen von der Welt, und alles entpuppt sich als ein furchtbares Spiel, als fahre man in einem brennenden Panzer. Jenseits des Flüßchens ziehen sich die gleichen trüben Felder hin, die Hühner gackern ebenso wie hier, Frauen tragen Eimer, semmelblonde Kinder drängen sich um Geschütze... In vierzig Minuten geht es los... Richter wollte empfinden, daß er jetzt historische Stunden erlebte. Ich nehme an einem großen Ereignis teil, die Urenkel werden von mir lesen. Doch die Gedanken zerflatterten, bald sah er das unaufgeräumte Schlafzimmer Hildes, bald eine riesige grüne Fläche; ihm schwindelte.

„Dieser Rum ist das reinste Gift."

Klepper erwiderte:

„Ich habe einen ganzen Becher gekippt und spüre nichts... Das richtige Soldatengesöff. In Moskau werde ich deinen gepriesenen Wodka kosten. Aber diese Russen werden schon erfahren, was des Teufels Küche ist."

„Sachte, Junge, das ist hier keine Kegelbahn, das ist Krieg!" Küchenschabe dachte daran, wie solch eine Rotznase bei Beauvais gefallen war.

Alle schrien munter durcheinander, der eine von Mädchen, der andere von Moskau, der dritte grölte einfach in die Luft hinein — es dämmerte, zu Ende war die Warterei, der Marsch begann. Marabu ging wieder abseits und öffnete sein Heft. Die grüne Rakete am lichten Himmel schien blaß, ja traurig. Richter dachte an Hildes Augen und kniff die seinen zusammen. Die Dorfhähne krähten. Küchenschabe kommandierte laut:

„Eins, zwei!"

* 17 *

Wassja arbeitete seit dem Winter in Minsk. Wer sollte da Natascha Glauben schenken, als diese plötzlich mit der Erklärung herausrückte, sie werde für den Sommer nach Minsk geschickt. „Ein reiner Zufall, daß es so gekommen ist..." Je mehr sie sich in Erklärungen verlor, um so klarer wurde, daß sie ihrer Phantasie die Zügel schießen ließ. Irgendwelche Flugzeuge, die Obstgärten gegen Schädlinge bestäuben sollten... Alles gut und schön, doch warum ausgerechnet in Minsk?... Dmitri Alexejewitsch interessierte sich anfangs für das Bestäuben, dann aber polterte er los:

„Natascha, warum führst du mich an der Nase herum? Und ich Esel höre noch zu... Ich habe dir doch schon längst gesagt, daß er mir gefällt. Und dir gefällt er auch, wozu dann das Theater? Einundzwanzig Jahre ist das Mädchen, wohl schon mündig..."

Natascha lachte. Wassja wird es auch nicht glauben, wird denken, sie habe es nicht ausgehalten. Ein bißchen ärgerlich. Vielleicht hätte

sie es aber wirklich nicht ausgehalten... Warum die Kalte spielen? Mag er denken, was er will. Dafür wird er sie sehen und sagen... Aus ihm ist ja kein Wort herauszuholen, und dabei muß doch reiner Tisch gemacht werden, ja oder nein. Das Komischste bei der Sache ist, daß sie wirklich nach Minsk geschickt wird. Ein unerhörtes Glück, wie im Märchen... Drei Stellungen hatte man ihr zur Auswahl angeboten, aber Minsk hätte ja ebensogut nicht darunter sein können.

Dmitri Alexejewitsch sagte:

„Sie strahlt, als fahre sie nach Neapel. Dein Frätzchen hat keine Fensterläden, alles ist zu sehen. Du solltest dich doch hin und wieder zusammenreißen, zum Beispiel, wenn du deinen Vater anführen willst.“

Der Juni war grün und heiß. Wassja begriff selbst, daß es an der Zeit war, sich zu erklären, Natascha war doch nicht zufällig hergekommen... Hier ist es einfacher — weder die Mutter noch Dmitri Alexejewitsch sind da, niemand wird Fragen stellen. Man schreibt es ihnen, und damit ist die Sache erledigt... Aber wie es Natascha sagen? Wassja dachte voller Neid an Sergej, der würde es fertigbekommen, der verstand sich aufs Reden...

Zwei Tage zerbrach sich Wassja den Kopf und beschloß, hochtrabende Worte zu vermeiden. Wenn er mit Liebe anfängt, kann Natascha losprusten: wie kitschig! Von Liebe darf er nicht sprechen, das gibt es nur in Büchern. Dmitri Alexejewitsch hatte das schön gefunden: „Rauschen hör ich...“ Wenn man das aber sagen soll, klingt es dumm... Wahrscheinlich hatte Majakowski mit seinem Mädchen anders gesprochen, vielleicht überhaupt nicht über Gefühle geredet. Am besten, er sagt: „Laß uns zusammenleben.“ ... Nein, das ist grob. „Willst du für immer...“ ist zu pompös; warum „für immer“? Wieder Kitsch...

So konnte er sich zu nichts entschließen. Alles ging ohne Worte ab. Die schalkhaften Augen Nataschas lächelten, und Wassja sagte: „Du bist ein Teufelchen...“ Sie genierte sich, verkroch sich in eine Ecke, er zog sie hervor und umarmte sie plötzlich. Sie lachten wie toll, küßten sich, faßten sich an den Händen, wirbelten im Zimmer herum. Dann nahm er sie auf die Arme: „Leicht bist du! Wie eine Feder...“ Sie sagte: „Wollen wir erst mal sehen. Und wenn ich einen schweren Charakter habe?“ Und prustete: ihr schien es komisch, daß sie einen „schweren Charakter“ haben sollte. Dann wurden sie still, erschrokken vor dem Übermaß an Glück. So ist das also, dachte Natascha, ganz anders, als man gesagt hat... Man kann den Verstand verlieren... Wassja erinnerte sich, wie verlegen Natascha zu ihm gekommen war, und lachte wieder: „Weißt du noch, du sagtest: ‚Ehrenwort, Bestäubung aus der Luft‘... “ Sie ließ ihn nicht aussprechen, küßte ihn.

Den Sonntag wollten sie zusammen verbringen, und der Tag, der

schon graute, schien ihnen die Fortsetzung dieser wundervollen Nacht zu sein. Sie schämten sich voreinander; bald sagte er, bald sie: „Warum siehst du her?“ „Dreh dich um“; im nächsten Augenblick aber vergaßen sie alles und küßten sich. Natascha setzte Tee auf, spielte die Hausfrau. „Ich werde dir Marmelade kaufen; du glaubst wohl, ich habe nicht gesehen, wie du bei uns immer dreimal zugelangt hast.“

Er wollte ihr „seine“ Häuser zeigen. Es war ein sonniger, windiger Tag. Wassjas Schlips wehte im Winde; Natascha konnte nur mit Mühe ihren Rock bändigen.

„So ein Wind...“

„Dafür ist es nicht heiß. Nachher fahren wir in den Wald, ja?“

Er erzählte ihr von den neuen Häusern:

„Mir gefallen diese Verzierungen nicht, doch da ist nichts zu machen, das Material ist schlecht, man muß es verdecken... In zwei, drei Jahren wird es gutes Material geben, dann können auch die Formen strenger sein.“

Natascha runzelte die Stirn, dann lächelte sie:

„Ich verstehe nichts davon, Wassja. Aber du wirst sehen, in zwei, drei Jahren werde ich alles verstehen. Das paßt dann gut zusammen, du wirst solides Material und eine solide Frau haben.“

Sie gingen schweigend nebeneinander her, kosteten ihr Glück aus. Plötzlich packte jemand Wassja am Arm. Er wandte sich um — es war sein Kollege Lipezki.

„Gleich wird er sprechen! Die Deutschen haben es schon gemeldet...“

Aus einem offenen Fenster drang die Stimme Molotows. Den Worten folgte Musik. Wassja und Natascha aber standen immer noch da, konnten nicht zu sich kommen.

Die Welt brauste wie ein riesiger aufgescheuchter Bienenstock. Dmitri Alexejewitsch wiederholte, rot vor Zorn: „Barbaren! Was sind das nur für Barbaren!“ In Polen und Litauen wurde schon gekämpft. Richter deckte das Geschütz mit Birkenzweigen zu. Die Zweige strömten einen bitteren Geruch aus. In Heidelberg stockte der dicken Gerda vor Aufregung der Atem; ihr Johann wird in den nächsten Tagen Moskau nehmen. In Berlin sangen die Menschen, brüllten, warteten auf Siegesnachrichten. Weit oben im Norden hielt Ossip eine Rede: „Die ruchlosen Faschisten haben hinterrücks...“ Das Gesicht in die Kissen vergraben, weinte Walja. In Paris aber sagte Milet zu Marie: „Jetzt ist es mit den Faschisten aus. Die Russen werden herkommen, verstehst du?“ Nivelle schrieb: „Das Los ist gefallen — wir oder sie...“ In den litauischen Wäldern ratterten Motorräder. Bjelorussische Dörfer brannten. Ein verwundetes kleines Mädchen schrie: „Mama!“ In Moskau rief jemand in der Radiozentrale: „Was wird mit dem Programm? Laßt Lieder-

platten laufen!" Und durch die erschütterten Städte strömten Lieder, Lieder des tiefsten Friedens, von Gärten, von Nachtigallen, vom Glück. Die Kanonen donnerten, das Dröhnen wuchs, wurde stärker.

Und die kleine Natascha, der alles auf dem Gesicht geschrieben stand, die soeben erst erfahren hatte, warum die Menschen lebten, stand da, unfähig sich zu rühren: das Schicksal hatte auch sie gepackt, das Schicksal der Menschen, Rußlands, der Welt.

Ringsum war ein Lärmen und Tosen:

„Schufte!"

„Das hab' ich gewußt..."

„Du hast immer schon alles gewußt..."

„Ohne jede Kriegserklärung... Bestien!"

„Und wo bleiben die deutschen Kommunisten?..."

„Jetzt werden sie sich bemerkbar machen..."

„Großartig hat er das gesagt: ‚Der Sieg wird unser sein!'"

„Wir sind nicht Frankreich!..."

„Ich fürchte, sie werden Luftangriffe unternehmen."

„Glaubst du, daß der Krieg lange dauern wird?..."

„Bei der modernen Technik..."

„Sicher haben unsere Truppen schon die Grenze überschritten..."

„Du kommst auch dran, Mischenka..."

„Mama, alle gucken dich an..."

„Ich habe Angst, daß sie Minsk bombardieren..."

„Regen Sie sich nicht auf, man wird sie nicht durchlassen."

„Begreifen die denn nicht, daß wir unerschöpfliche Hilfsquellen haben?..."

„Wir wohnen an der gefährlichsten Stelle, gleich neben dem Elektrizitätswerk..."

„Ich gehe ins Kriegskommissariat!..."

„Ach, dieses Unglück!"

Wassja ging auf seinen Bau, Natascha in die Universitätssiedlung.

Beim Abschied sagte sie:

„Wie seltsam das ist... Gerade heute..."

„Natascha, was auch kommen mag, wir gehören jetzt zusammen... Für immer."

Er schämte sich nicht mehr, diese Worte auszusprechen.

DRITTER TEIL

* I *

NATASCHA hatte auf dem Dach Wache zu stehen. Nachts war die Stadt schwarz wie der Wald. Natascha schauerte — die Finsternis schreckte sie. Am Tage darauf heulten fortwährend die Sirenen, feindliche Flieger führten Erkundungsflüge durch. Natascha schien das ein amüsantes Spiel, sie dachte, die Faschisten werden nicht durchgelassen. Der Ansager im Rundfunk hatte eine so frohe Stimme, wenn er sagte: „Die Gefahr eines Luftangriffs ist vorüber..." Und gleich kamen alle aus den Kellern und Gräben hervor.

Gegen Abend machte sich Natascha für eine Stunde frei, lief zu Wassja hinüber. Er war finster, besorgt.

„Im Kriegskommissariat sagt man ‚warten Sie'. Wie soll man aber warten? Ich habe Flüchtlinge aus Westbjelorußland gesehen... Die Deutschen haben uns hinterrücks überfallen, in einigen Tagen wird sich aber alles ändern, wir führen unsere Truppen heran. Zu dumm, daß ich bei der Korpsartillerie bin, das Wichtigste ist jetzt die Panzerabwehr."

Natascha hatte es eilig — der Dienst rief. Sie ging, kam aber gleich wieder zurück:

„Ich habe vergessen, dir zu sagen... Ich eile, man wartet auf mich... Ich will versuchen, morgen zu kommen... Wassja, höre, sollten wir uns nicht wiedersehen, so denke daran, du hast jetzt eine Frau."

Sie gab ihm einen Kuß, trotz der Menschen um sie herum.

Als sie auf ihr Dach zurückkam, wurde sie mit einer freudigen Nachricht begrüßt: vier Flugzeuge waren abgeschossen worden. Nachts hatte sie keine Furcht, der Donner der Flaks machte ihr Freude — seht, wie stark wir sind! Natascha kam sich vor wie ein Soldat: auch ich kämpfe.

Am Dienstag früh erblickte sie zahlreiche Flugzeuge, sie glitzerten am klaren Himmel, es sah schön, feierlich aus. Natascha sagte zu einem Studenten:

„Da sind sie, unsere Flugzeuge!"

Plötzlich erbebte der Boden, eine heftige Detonation erfolgte, eine zweite, dritte... Der Student drückte sie zu Boden. Sie verstand nicht und richtete sich auf. Und wieder... Sie legte die Hände vors Gesicht, als wollte sie die Augen schützen. Als sie wieder aufsah, war alles in schwarzen Rauch gehüllt, ein großer Häuserblock stand in Flammen. Ihr wurde bange, das Feuer schreckte sie. Dann packte sie die Wut: die Schufte, sie morden wehrlose Einwohner!... Und ich bin machtlos. Ich stehe da und sehe zu, das ist das Schlimmste...

Nun brannten auch die Häuser bei den Werken. Dort ist Wassja!... Natascha fühlte keine Furcht mehr, fühlte nichts mehr außer loderndem Zorn: die Schläfen klopften, sie atmete schwer. Wenn sie doch abgeschossen würden!... Und als ein Bomber aufflammte, rief Natascha wie toll: „Abgeschossen, abgeschossen!" Die übrigen Flugzeuge bombardierten weiter die Stadt.

„Brandbombe!"

Natascha begriff nichts, tat aber, was zu tun war.

Der Student gratulierte ihr, schüttelte ihr die Hand. Wieder vernahm sie ein Dröhnen, als rase ein Eisenbahnzug direkt auf sie zu; sie duckte sich, doch eine Explosion erfolgte nicht. Endlich flogen die Flugzeuge ab.

Natascha lief zu den Werken; unter den Füßen knirschten Glassplitter. Frauen schrien, schleppten Kinder, Bündel. Es war kaum durchzukommen — Trichter, Steine. Mehrere Häuser brannten. Sie traf Wassja nicht an: er war ins Parteistadtkomitee gegangen. Lipezki beruhigte sie: „Ich habe ihn nach der Entwarnung gesehen. Wir haben viele Opfer."

In die Universitätssiedlung zurückgekehrt, sah Natascha am Gebäude der physikalischen Fakultät einen Blindgänger liegen. Der war es also... Ihr Herz klopfte wild bei dem Gedanken: ich hätte jetzt tot daliegen, nichts mehr sehen können, weder die Sonne noch Wassja, nichts! Furchtbar — dieses Nichts!... Vor dem Medizinischen Institut fuhr ein Wagen vor; Leichen wurden ausgeladen: eine Frau von vierzig Jahren, ein Mann in einem weißen Hemd mit Stickerei, ein kleines Mädchen mit abgerissenen Beinen, das Gesicht aber, als sei sie nicht tot, als schlafe sie — wie eine zerbrochene Puppe; ein alter Jude, eine schwangere Frau... Noch nie hatte Natascha Tote gesehen, sie wollte sich abwenden, zwang sich aber hinzusehen. So werde vielleicht auch ich gebracht werden — morgen oder in einer Woche... Wovor sich eigentlich fürchten? Sie haben jetzt keine Angst, keine Schmerzen mehr. Die Angehörigen, ja... Daß nur Wassja am Leben bleibt, das ist das Wichtigste... Wie schön ist die Kleine!... Die Leichen wurden mit Segeltuch zugedeckt. Dann wurde eine alte Frau gebracht, sie schrie vor Schmerz, ihre Hände waren verkrampft.

Als man sie aus dem Wagen trug, blieb eine dünne Blutspur hinter ihr im Sand. Ringsum aber sprach alles noch von Frieden: die Anlage, der Springbrunnen, die grünen Bänke mit den Aufschriften „Warja", „7/5 1941", „Bestanden", „Trau Mascha nicht"...

Abends hieß es, das Elektrizitätswerk sei zerstört. Der Komarowski-Wald war in Brand geraten, die Luft wurde heiß, stickig. Die ganze Nacht blickte Natascha auf das Feuer und dachte an Wassja. Am Morgen kam er; das erste, was er sagte, war:

„Meine Häuser!... Nichts ist von ihnen übriggeblieben, Schutt... Wir werden aber trotzdem andere bauen... Schrecklich, daß man im Kriegskommissariat sagt: ‚Warten Sie!' Ich sorge mich um dich, du mußt fort von hier."

„Und du?"

„Ich bin Reservekommandeur, ich kann jeden Augenblick einberufen werden. Aber du mußt fort. Vorläufig haben sie die Oberhand. In einigen Wochen wird es anders werden, jetzt aber ist die Lage schwer."

„Wie soll ich denn ohne dich wegfahren?"

„In dieser Zeit trennen sich alle, Natascha. Du mußt auf mich hören, ich übersehe das besser. Bis Borissow wirst du mit dem Wagen mitgenommen, und von dort fährst du mit dem Zug nach Moskau... Sie fahren gleich ab, du mußt dich beeilen."

Das alles kam so überraschend, daß Natascha sich der Trennung gar nicht bewußt wurde. Sie stand auf dem Lastwagen inmitten anderer Frauen; man drängte sie zurück, sie aber wollte einen letzten Blick auf Wassja werfen und sah noch, daß er zu lächeln versuchte. Vielleicht sehe ich ihn nie wieder!... Alles erstarb in ihr. Sie fuhren an brennenden Häusern vorbei; die Frauen drückten ihre Kinder an sich, weinten vor Angst und Rauch; alle sprachen nur von einem: wird es gelingen wegzukommen?

Auf der Chaussee fuhren Autos, Bauernwagen; alte Frauen schleppten Bündel; eine Frau trug eine Nähmaschine; ein älterer Mann hatte sich einen großen Sack mit Büchern aufgeladen, setzte sich fortwährend in den heißen Staub und sagte: „Das ist meine Arbeit von dreißig Jahren." Eine Frau suchte ihr Kind, überfiel jeden mit der Frage: „Haben Sie nicht ein Mädchen im rosa Kleidchen gesehen?" Der Lastwagen, auf dem Natascha stand, kam nur langsam vorwärts; mitunter hüllte der Staub alles ein, die Menschen wurden unsichtbar, nur Stöhnen, Kinderweinen, Hupen waren zu hören.

Plötzlich bremste der Fahrer scharf:

„Lauft!"

Die Frauen mit den kleinen Kindern krochen in den Straßengraben. Natascha lief hinter den anderen her; dann sah sie sich um — was war geschehen? Neben ihr stand ein Mann, der eine Aktentasche an die Brust drückte; er blickte zum Himmel hinauf, die

Augen mit der Hand beschattend. Natascha sah drei Flugzeuge. Wie niedrig!... Sie mußte auf einmal an alte Träume denken: Professor Karzew wollte sie zu seinen Versuchen mitnehmen — sie bestäubten Apfelbäume vom Flugzeug aus... Sie stellte sich einen Apfelbaum in voller Blüte vor. Da knatterte es sehr laut. Sie warf sich unwillkürlich nieder, wahrscheinlich, weil der Mann mit der Aktentasche sich hingeworfen hatte. Es wurde geschossen. Sie lag der Länge nach, wollte ganz flach werden, in die Erde hineinwachsen.

Als alles still war, erhob sie sich, schüttelte die Erde ab; fröhlich sagte sie zu dem Mann mit der Aktentasche:

„Vorbei! Wir können weiterfahren..."

Er antwortete nicht. Wahrscheinlich ist ihm schlecht geworden... Man müßte ihm den Kragen öffnen... Sie berührte seine Brust und riß sofort die Hand zurück — das Blut war dick, klebrig. Immer noch drückte er die Aktentasche an sich. Natascha legte — wie der Vater es tat — das Ohr an seine Brust; das Herz war still. Sie hatte sich ganz mit Blut beschmutzt, rief; die Leute winkten. Nataschas Augen hingen wie gebannt an dem Gesicht des Toten, irgendwie erinnerte er sie an ihren Vater, nur war er jünger... Vom Lastwagen rief man, sie solle sich beeilen. Natascha wollte die Mappe nehmen, doch die Hand hielt sie fest umklammert.

Bald darauf hielt der Lastwagen. Vorn wurde geschossen. Eine Menschenmenge stürmte ihnen entgegen, schrie, die Deutschen hätten Landetruppen abgesetzt.

„Fallschirmjäger bei Borissow!"

Militär war nicht zu sehen. Die Leute liefen wirr durcheinander, gingen in die Wälder. Einige sagten, es sei besser, nach Hause zurückzukehren, die Deutschen seien überall... Ein pockennarbiger Mann von etwa vierzig Jahren schrie:

„Sind sie vielleicht Wölfe?... Wir sind keine Kommunisten... Ja, wenn man Jude ist, das ist was anderes."

Natascha war außer sich.

„Was unterstehen Sie sich? Sind Sie Faschist?"

„Ein Mensch bin ich.. Aber wer bist du denn, daß du mich ins Gebet nimmst?"

„Ich? Ich bin Studentin, Komsomolzin."

Er lächelte spöttisch:

„Nun, dann lerne, wenn du Studentin bist. Mir aber brauchst du keine Lehren zu erteilen, bin schon gelehrt genug."

Natascha wurde rot vor Empörung:

„Ich bin die Frau eines Kommandeurs und Sie sind ein Verräter!"

Als sie sagte, sie sei die Frau eines Kommandeurs, nahmen mehrere Frauen ihre Partei. Eine von ihnen schrie:

„Zwei meiner Söhne sind Kommandeure. Und du Aas freust dich auf die Deutschen?"

Der Pockennarbige verschwand in der Menge.

Es wurde geschossen, aber auf wen, war nicht klar. Der Fahrer schimpfte:

„Wenn man mich in den Kampf schickt, würde ich nichts sagen, aber so mir nichts, dir nichts draufgehen?“

Natascha sah ihn an, er war bleich, alles Blut war aus seinem Gesicht gewichen, die Lippen zitterten. Er ließ seinen Wagen stehen, ging fort.

Natascha war allein; viele Menschen waren um sie, doch sie kannte niemanden. Einige Stunden ging sie, ohne zu rasten. Die Straße wurde zweimal beschossen, sie eilte auf Waldwegen weiter. Einen Augenblick lang schien es ihr, als sei nichts geschehen, als ginge sie einfach spazieren — da steht eine Walderdbeere, eine zuckersüße... Niemand wird sie pflücken. Es ist doch Krieg... Der Mann mit der Aktentasche blieb an der Straße liegen... Sicher ein Arzt oder Lehrer... Was ist mit Wassja?... Jetzt brennt wohl ganz Minsk... Wenn man ihn nur bald einem Truppenteil zuteilen würde, dort sind alle beisammen, da ist es nicht so schlimm... In der Stadt aber ist es furchtbar, alle sind davongelaufen, er allein steht da und versucht zu lächeln...

Sie schlief bis zum Abend, dann ging sie weiter. Der Wald hörte auf. Sie bat eine Bäuerin um Wasser. Die Frau brachte ihr Milch, bemitleidete sie, sagte:

„Wo willst du denn hin? Die Deutschen fahren auf Wagen, sie sind schneller als du.“

Natascha verspürte unaussprechliche Angst, sie fürchtete den Tod nicht, ihre Angst kam von der fremden Angst, von den fremden Tränen, von diesem Mitleid. Sie irren kopflos umher, und die Deutschen töten sie in aller Ruhe... Und die Kinder weinen, und die Bauernwagen weinen, und alles dreht sich wie ein Kreisel, ohne Sinn, ohne Ausweg...

Am nächsten Tag konnte sie kaum noch laufen, sie war erschöpft, seelisch gebrochen. Plötzlich sah sie Militär: es waren Artilleristen. Sie fragte:

„Sind vor uns Deutsche!“

Der Rotarmist lachte:

„Du glaubst wohl, in Moskau sind Deutsche?“

Ein anderer blickte Natascha aufmerksam an, sagte freundlich:

„Lach nicht! Du siehst doch, daß die kleine Bürgerin ganz verstört ist. Das ist ihr doch alles neu... Sie müssen sich nicht aufregen, Bürgerin, Sie werden Ihre Nerven noch brauchen. Gewiß, die Deutschen sind durchgebrochen, warten Sie aber ein paar Wochen, wir werden sie schon wieder hinauspfeffern.“

Sie hätte diese Menschen umarmen mögen. Die sprachen wie Wassja. Warum hatte sie den Mut verloren? Schämen sollte sie

sich!... Frauen mit Kindern — da war noch Panik verständlich... Es gibt auch Feiglinge... Diese aber sind stark, lachen... Mit einer solchen Armee — das stimmt: ein paar Wochen, einen Monat, und alles ist aus. Dann werden unsere Truppen durch Deutschland marschieren...

Gegen Abend nahm sie ein Lastwagen mit. Sie kamen bis Smolensk. Hier erlebte Natascha wieder einen Fliegerangriff. Sie kontrollierte sich. Ich fürchte mich nicht, wahrhaftig, ich fürchte mich nicht! Kann schon unterscheiden, welches unsere und welches feindliche Flugzeuge sind... Fürchten darf man sich nicht, man muß kämpfen wie Wassja, wie jene Artilleristen, wie das ganze Volk...

Dmitri Alexejewitsch war wie aus den Wolken gefallen, als er Natascha sah: hatte es die Erschöpfung oder all das Erlebte bewirkt — sie war anders geworden, erwachsener.

„Bist du auch wirklich gesund? Paß auf, jetzt ist nicht die Zeit zum Kranksein. Ich werde dich nicht behandeln, ich habe genug mit den Verwundeten zu tun!... Schon gut, geh, wasch dich, dann ißt du und schläfst dich aus, morgen kannst du erzählen."

Aber er brachte es doch nicht fertig zu warten, fragte sie aus, wie sie sich durchgeschlagen habe. Sie erzählte alles; und zwischen den furchtbaren Bildern des brennenden Minsk schlüpfte unbemerkt (so schien es ihr wenigstens) die beiläufig gemachte Bemerkung „Wassja und ich haben geheiratet" durch.

„Du kommst gerade zur rechten Zeit", sagte Dmitri Alexejewitsch, „ich schicke Mutter zu Tante Olga nach Atkarsk. Du fährst mit Mutter, hierzubleiben wäre dumm — Moskau wird bombardiert werden, das ist klar. Euch braucht niemand hier, ihr stört nur..."

Natascha schüttelte den Kopf:

„Nach Atkarsk fahre ich nicht. Reg dich nicht auf, ich fahre sowieso nicht. Ich fahre an die Front. Ja, ja, das ist keine Marotte, ich habe mir alles überlegt, das ist mein fester Entschluß..."

„Nun sag doch bitte, wozu sind Vater und Mutter da? Was hast du an der Front zu suchen? Das ist keine ‚Bestäubung'! Wassja kämpft, also muß sie auch hin!... Das ist Krieg, meine Liebe, verstehst du das?"

„Jawohl. Und Wassja hat damit nichts zu tun... Ich kann nicht im Hinterland bleiben, mein Gewissen wird mir keine Ruhe lassen... Ich habe gesehen, wie sie Kinder morden. Einen Mann haben sie getötet, dicht neben mir... Die Aktentasche hab' ich dummes Ding liegenlassen, man hätte doch seinen Angehörigen schreiben müssen... Ich hasse sie! Laß mich, Vater, es ist mir sehr ernst damit... Ich habe mich selbst geprüft, ich werde nicht davonlaufen, ich halte durch."

Die Mutter brach in Tränen aus. Dmitri Alexejewitsch umarmte plötzlich seine Tochter:

„Ein Prachtmädel bist du!... Nein, diese wilden Horden werden uns nicht kleinkriegen, da sind sie an die Falschen geraten! So ist unser Volk — ein Mädel, ein Springinsfeld, und kämpft mit!... Ach, Natascha, die Mutter tut mir leid, ich rücke ja auch ins Feld, einsam wird sie sein. Einsam wirst du sein, Warenka, ich fühle es, doch du mußt tapfer durchhalten, es geht nicht anders... Natascha hat recht, das Gewissen würde einem keine Ruhe lassen.“

* 2 *

Wassja sagte zu Leutnant Awanessjan:

„Ein schöner Batteriechef ist das! Weiß noch nicht einmal die elementarsten Dinge. Da ist es wirklich nicht verwunderlich, daß wir geschlagen werden.“

Wirklich erschien Wassja alles, was um ihn her vorging, erstaunlich, unfaßbar. Vergeblich suchte er nach einer Erklärung. Vor einigen Tagen hatte er Blagow die Schuld an allem gegeben: dieses Aas hatte die Stirn zu sagen, wir würden mit den Deutschen sowieso nicht fertig werden! So was wuchs auf, lernte, lebte herrlich und in Freuden, und wendet sich jetzt vom Volk ab, ist bereit, den deutschen Stiefel zu lecken!... Dann kam ein Mechaniker vom Flugplatz, erzählte, bei Grodno hätten die Flugzeuge Wasser statt Benzin getankt. Wassja war erschüttert: es gibt also Verräter! Sie hatten sich versteckt und jetzt beißen sie... Vielleicht daher?... Gestern hatte Awanessjan erzählt, zwei Batterien seien vorgeschickt worden, aber Munition habe man ihnen nicht mitgegeben. So eine Schlamperei! Es gibt offenbar Menschen, die auch an der Front schludern, wo es hier doch auf jede Kleinigkeit ankommt. Im Augenblick entrüstete sich Wassja über die Unwissenheit des Oberleutnants Dolgopjatow:

„Es ist doch klar, daß so einer von Truppenführung keine Ahnung hat!“ Nach kurzem Schweigen setzte er hinzu: „Habe ich vielleicht eine?“

Der Heeresbericht war wieder schlecht: „Die überlegenen Kräfte...“ Ist es denn wirklich nicht möglich, sie zum Stehen zu bringen? Wir sind doch stärker... Gewiß gibt es Feiglinge, Verräter, Dummköpfe. Doch wie viele sind das?... Nur Ausnahmen. Das Volk hält sich ja prächtig. Und das Rückgrat haben wir doch auch, die Partei ist da und Stalin. Kann man denn die Faschisten mit unseren Kämpfern vergleichen? Warum gehen wir zurück? Schrecklich, daß niemand das erklären kann!... Vor drei Tagen hatte Wassja den Hauptmann Nenaschin gefragt, der hatte ihn angefahren: „Machen Sie Panik?“ Awanessjan blickt Wassja aus gutmütigen, traurigen Augen an und schweigt — er versteht es auch nicht.

In den ersten Tagen glaubte Wassja, daß es nur an seinem Abschnitt schlecht stünde. Jetzt sah er klar: überall ging es zurück, also herrschte allerorts ein „Riesenkuddelmuddel“, wie Awanessjan zu sagen pflegte. Die Leute schlugen sich gut. Gestern bekam Wolkow einen Bauchschuß, er wand sich vor Schmerzen und fragte: „Wer wird nun laden...?“ Sie hatten im fürchterlichen Feuer standgehalten, dann aber erfuhren sie, daß die Infanterie schon lange zurückgegangen war. Dreimal täglich hörte man das verfluchte Wort „Umzingelung“, einer sprach es aus, aber bei allen spannten sich die Nerven, angestrengt lauschten sie, woher die Schüsse kamen. Geschossen aber wurde von allen Seiten. Panzer brachen durch, Motorräder... Es war nicht in Erfahrung zu bringen, wohin man gehen, was man tun sollte. Es hieß, sie würden einer Division zugeteilt, die aus Brest durchgebrochen war, aber von der Division war nichts zu sehen. Niemand wußte, wer sie eigentlich führte... Man mußte sich also auf eigene Faust durchschlagen. Näherte man sich einem Dorf, so überlegte man: liegen da nicht vielleicht Deutsche auf der Lauer?... Wieviel Kilometer hatten sie auf diese Weise schon zurückgelegt? Sicher schon zweihundert, wenn nicht mehr. Am Fünfundzwanzigsten wurde er eingezogen, heute ist der Dritte oder Vierte, eine Woche nur.

„Kannst du diese Schweinerei verstehen?“ fragte Awanessjan. Er sprach das aus, was Wassja quälte. Und überraschend für sich selbst, erwiderte Wassja:

„Da muß man sich nicht wundern, die führen doch schon zwei Jahre Krieg. Wir lernen es auch noch... Vorläufig ist es aber bitter!... Wir kämpfen, wie Kinder ihre ersten Schreibübungen machen. Vielleicht kennen sich die Berufssoldaten besser aus, aber auch für sie ist das neu... Weißt du, warum wir’s so schwer haben? Uns fehlt die Erfahrung. Nimm zum Beispiel mich, mir kam das Leben wie ein gerader, glatter Weg vor. Vater und Mutter, die hatten noch gekämpft: der Vater wurde verbannt, die Mutter saß im Gefängnis. Und ich kam ins fertige Nest, brauchte nichts zu entscheiden. Ich war in Minsk, ging mit einem Mädchen, und auf einmal — bauz! — war Krieg!... Ich glaube, so bringt man den Vögeln das Fliegen bei, man wirft sie aus dem Nest, entweder sie fliegen oder sie zerschellen. Wir freilich werden nicht zerschellen, wir sind nicht so... Man muß jetzt nur sein Gehirn umstellen, wie, das weiß ich selbst nicht, aber umstellen muß man es.“

„Wenn man wenigstens erfahren könnte, welche Aufgabe wir haben!“ Awanessjan gähnte trübsinnig. „Ein Riesenkuddelmuddel!“

Sie waren jetzt über hundert Mann; die Reste eines Pionierbataillons, das sich aus einem Kessel durchgeschlagen hatte, waren zu ihnen gestoßen.

Schien es Wassja nur so oder war es wirklich so: die Natur war in diesen Tagen besonders schön, erhaben und zu Herzen gehend.

Wassja sah bald auf die Wiesen mit ihrer bunten Blütenpracht, den Glockenblumen, Nelken, dem Löwenmaul, bald auf die dunklen Wälder, die geheimnisvolle Frische bargen, und dachte: auch dies geben wir hin, das Einfachste, das Liebste, die Margeriten, die Blaubeeren, das Echo im Walde, den Baum, der den Großvater noch sah, das zarte duftende Moos — die Erde, ja, das ist es, die Erde!... Er fühlte, Erde ist nicht ein Begriff, nicht Boden, nicht einfach das, was unter den Füßen liegt — für diese Erde, für diese warme schwarze oder grüne Erde, für diesen Strauch mit den vielen weißen Flöckchen gibt man das Leben hin...

Sie übernachteten im Wald. Ringsum wurde geschossen. Die Leute waren erschöpft, sie würden wohl auch nicht aufstehen, wenn neben ihnen Geschosse krepierten. Der Morgen graute, alles färbte sich rosig. Eine Viertelstunde lang blieb es ruhig; sogar das Klopfen eines Spechtes war zu hören. Und plötzlich knatterte ganz in der Nähe ein MG los... Bis zur Hauptstraße waren es drei Kilometer. Einige Leute meldeten sich: „Wir sehen mal nach..." Eine Stunde später kehrte einer zurück: auf der Straße waren Deutsche.

„Wo sind Gorjew und Kowaltschuk?" fragte Wassja.

„Gorjew ist gefallen."

„Und Kowaltschuk?"

„Als wir losgingen, sagte er: ‚Was gibt es da schon zu sehen?' Er sagte auch, er habe hier in der Nähe seine Familie. Als wir die Deutschen sahen, warf ich mich hin. Und er, dieses Aas, kroch zu ihnen 'rüber..."

Lukatschow sagte: „Klar."

Lukatschows Gesicht war angstverzerrt, als hätte er Essig getrunken; seine Stimme überschlug sich, als er sagte:

„Wir werden uns sowieso nicht durchschlagen... Sie haben Minsk genommen, und wir tappen hier wie die Idioten herum. Gefangengeben müssen wir uns, sonst nichts! Wenn jemand von den Kommandeuren sterben will..."

Einer der Jungens fragte schüchtern:

„Ob sie Kowaltschuk umbringen?"

Wassja trat zu Dolgopjatow:

„Genosse Oberleutnant, befehlen Sie, ihn zu erschießen."

Dolgopjatow schwieg. Wassja sah, daß seine Augen trübe, erloschen waren. Lukatschow aber brüllte weiter:

„Uns werden sie nichts tun, wir sind einberufen worden!"

Da trat Wassja dicht an ihn heran, schoß. Lukatschow fiel auf den Bauch und schrie, doch die Worte waren nicht zu verstehen. Wassja schoß noch einmal, in den Kopf. Der Rotarmist, der mit zur Straße gegangen war, schimpfte:

„So ein Aas!"

Wassja schwieg; das Blut klopfte in den Schläfen; immer wieder wischte er sich das nasse Gesicht. Als er sich beruhigt hatte, sagte er zu Awanessjan:

„Der erste, den ich getötet habe, ist einer von uns."

„Ein Riesenkuddelmuddel", erwiderte Awanessjan.

Gegen Abend verließen sie den Wald. Hunde bellten: in der Nähe war ein Dorf. Sie machten halt — dort können Deutsche sein. Doch die Leute plagte der Hunger, selbst der Zwieback war ausgegangen. Freiwillige gingen vor; im Dorf waren keine Deutschen. Die Leute machten sich über das Brot her, über die Milch, den Speck.

Wassja und Awanessjan saßen in einem Bauernhaus. Ein kräftiges, vollbusiges Mädchen backte Pfannkuchen und lächelte. Ein Kind quengelte. Die Wanduhr tickte. Der Honig war süß und duftig. Friede, tiefster Friede. Wie soll man glauben, daß in der Nähe gekämpft wird, daß Menschen zu Boden stürzen, röcheln, sterben?

Auf dem Ofen lag ein Mann von etwa dreißig Jahren. Wassja bemerkte ihn nicht gleich. Der Mann beugte sich vor, betrachtete die Soldaten. Als Wassja fragte, wie man durch den Wald zur Mogilew-Chaussee käme, erwiderte er:

„Ich bin hier fremd... Ihr werdet sowieso nicht wegkommen, ihr seid zu Fuß und die haben so viele Wagen, Motorräder."

Wassja wurde böse:

„Junger Mann, warum bist du eigentlich nicht bei der Armee? Fahnenflüchtig, wie?"

„Warum fahnenflüchtig? Mir fehlt ein Finger."

Die alte Bäuerin erklärte ihnen den Weg, dann brach sie in Tränen aus:

„Mein Sohn ist auch in der Armee. Er irrt herum wie ihr... Nehmt doch vom Honig."

Der Mann auf dem Ofen begann wieder:

„Die Deutschen sind stark. Und die Unseren? Laufen davon."

Der sonst so ruhige Awanessjan wurde wütend:

„Sieh dich doch um, du Holzkopf, was für ein Land wir haben! Was meinst du, die werden bis zum Kaukasus vorgehen? Hinterrücks haben sie uns überfallen, wie Straßenräuber, und so ist der Riesenkuddelmuddel zustande gekommen... Wart mal ab, wir schaffen bald Ordnung! Ein Finger, sagst du, fehlt dir? Das macht nichts, neune hast du noch, da kannst du mitmachen. Der Kopf fehlt dir, das ist schlimmer."

Das vollbusige Mädchen hatte Augen wie Perlen, leuchtend und starr; man konnte nicht schlau daraus werden, was in ihr vorging. Die Bäuerin schluchzte, wischte sich die Augen mit dem Ärmel. Der Großvater zog an seiner Machorka, räusperte sich und sagte:

„Ach, wie schwer das ist, mein Sohn, wie schwer!"

Diese Worte taten Wassja wohl. Das Volk ist gut, wird standhalten... Wenn wir uns nur durchschlagen! Er ließ den Kopf auf den Arm sinken und schlief ein.

Bis zum Mittag gingen sie auf Waldwegen; dann kam offenes Gelände. Die Sonne brannte. Jetzt war kein MG-Geknatter zu hören, auch das Geschützfeuer hatte sich entfernt. Alle beruhigten sich. Wassja quälte der Durst. Er dachte an den Kiosk in Minsk, an das eiskalte Sodawasser... Warum hatte er damals nicht alles ausgetrunken!... Ein Schlückchen! Es war aber nicht einmal ein Tropfen da.

Als die Sonne unterging, knatterte ganz in der Nähe ein MG los; sie waren auf den Feind gestoßen. Zuerst begriffen sie nicht, woher das Feuer kam, dann orientierten sie sich — aus der Schlucht. Dort hatten sich die Deutschen festgesetzt. Die Schlucht lag vor dem Flüßchen. Wassja war überzeugt, daß jenseits des Flusses russische Truppen standen. Das Feld bot keine Deckung. Dolgopjatow erwachte gleichsam aus langem Schlaf; mit dünner, fast kreischender Stimme schrie er: „Hurra!", und rannte voraus; fast im gleichen Augenblick stürzte er zu Boden, eine Kugel hatte ihn in die Brust getroffen. Sie liefen, warfen sich vor jeder kleinen Böschung hin, liefen wieder. Wassja wußte nichts mehr, sein Blut wallte, er schimpfte; er lief mit dem Revolver in der Hand; ein Mann gab ihm ein Gewehr, das er einem Verwundeten abgenommen hatte, und Wassja lief mit gefälltem Bajonett weiter. Er tötete zwei Deutsche. Dann brachen sie zum Fluß durch und überquerten ihn. Awanessjan hatte eine Armwunde, freute sich aber wie ein Kind:

„Denk doch nur — Artilleristen, Pioniere — und haben im Nahkampf gesiegt!... Da hast du deine Wissenschaft!... Und du hast dich aufgeregt, daß Dolgopjatow diesen oder jenen Ausdruck nicht kennt... Ein Riesenkuddelmuddel. Schade um Dolgopjatow, er starb wie ein Held! Wir haben aber die Deutschen tüchtig verdroschen!"

Sie gingen noch einige Stunden, dann begann wieder eine Schießerei. Dieses Mal waren es die eigenen Leute, die sie für Deutsche hielten. Glücklicherweise kam niemand zu Schaden, nur ein Pionier wurde leicht verletzt. Hinterher wurde dafür geflucht, gutmütig, aber saftig. Das Regiment war erst kürzlich aus Mogilew eingetroffen; die Männer hatten noch nicht an Kämpfen teilgenommen, waren nervös. Unter ihnen gab es viele Kaukasier. Einer wollte von Awanessjan wissen:

„Wie sind die Deutschen? Bösartig? Haben sie viele Panzer?"

Der Leutnant gab Wassja und Awanessjan zu essen. Eine Schwester kam, dick und verschlafen, mit freundlichen Augen. Sie verband Awanessjan den Arm.

„Das ist mein erster Verband an der Front. Der Knochen ist heil, eine Lappalie."

Sie schliefen sich ordentlich aus. Kaum wurde es aber hell, setzten deutsche Fliegerangriffe auf das Wäldchen ein. Die Schwester fürchtete sich, sagte immerzu „uff, uff!", als verrichte sie eine schwere Arbeit. Zwei Burschen beruhigten sie:

„Hab keine Angst! Dich werden sie nicht aufs Korn nehmen!"

Und mit Vergnügen streichelten sie ihren breiten, warmen Rücken.

Wassja war glücklich; er merkte gar nicht, daß der Wald bombardiert wurde. Sie haben sich durchgeschlagen, so ein Glück! Ihm schien, als wäre alles Schreckliche überstanden. Gestern noch hatte er nicht an Natascha denken können, sie war so endlos weit. Jetzt aber fragte er den Leutnant:

„Bekommen Sie Post?"

Heute schreibe ich ihr, daß wir uns durchgeschlagen haben. Nein, lieber nicht darüber schreiben, sie regt sich nur auf... Wozu brauchen sie in Moskau davon zu wissen?... Sollen sie nur glauben, daß alles gut geht. Bald wird es gut sein, bestimmt. Ich mache erst zehn Tage mit und habe doch schon etwas gelernt. Früher habe ich immer herumgeraten — fürchtet man sich oder nicht? Dachte, vielleicht mache ich schlapp? Jetzt weiß ich aber: bevor es anfängt, ist es unheimlich, man hat keinen Appetit, verspürt Brechreiz. Aber als ich auf sie losstürmte, war es gar nicht schrecklich, da fühlt man nichts, es bleibt nur eines, man muß ans Ziel kommen, und der Schädel brummt... Gut, daß wir auf dieses Regiment gestoßen sind, bei denen ist alles in Ordnung, auch das Gerät, die Kommandeure scheinen vernünftig zu sein... Offenbar soll hier eine Verteidigungslinie errichtet werden. Es wird aber auch Zeit! Der Leutnant hat vor kurzem gesagt, die Deutschen seien schon an der Beresina. Wahrscheinlich einzelne Panzer, die man abschneiden kann... Natascha wird sich über den Brief freuen... Und wenn sie es nicht geschafft hat?... Nein, das ist unmöglich. Sie haben die Stadt am Fünfundzwanzigsten verlassen, damals war es auf der Chaussee noch ruhig. Gewiß, Fliegerangriffe, doch die verursachen mehr Lärm als Schaden... Jetzt ist sie in Moskau, denkt an mich... Nataschenka!

Noch nie hatte er sie so genannt, jetzt aber sprach er es laut aus. Awanessjan fragte:

„Was ist?"

Wassja antwortete nicht, lächelte nur.

Dann gingen sie in das Zelt zu Major Balaschow. Wassja berichtete, wie sie Rakow verlassen hatten, daß Oberleutnant Dolgopjatow und sechs Mann gefallen sind; drei wurden schwer verwundet, Leutnant Ruben führte die Pioniere. Der Major bot ihnen Zigaretten

an, und Wassja rauchte glückselig eine „Bjelomor“. Balaschow aber sagte:

„Unser Regiment ist umzingelt. Wir warten auf den Befehl. Sie werden sich mit uns durchschlagen.“

* 3 *

Die Tage gleichen einer Perlenschnur, Perle reiht sich an Perle, und wenn die Perlenschnur reißt, so heißt das, in das Haus des Menschen ist das Unglück eingekehrt. In jenem heißen, grünen Sommer riß die Perlenschnur eines Volkes: der gestrige Tag rückte in weite Ferne und wurde unverständlich. War es denn so lange her, daß Sergej Streit mit Beltschew hatte, als er sich für sein Projekt einsetzte; daß Nina Georgijewna sich für den Schüler begeisterte, der Hugo deklamierte; Lukutin seine Not mit der Beschreibung eines neuen Baustoffes hatte, als ginge es um die Strophen eines mitreißenden Poems? War es denn so lange her, daß die Menschen von Erholungsheimen, von Reisen sprachen, sich freuten, wenn sie eine Wohnung zugewiesen bekamen, nach dem Preis eines bequemen Sessels fragten, Eifersucht kannten, sich über die schlechte Note des Sohnes im Rechnen aufregten, über die Aufführung von „Madame Bovary“ diskutierten? War es denn so lange her, daß das Leben trotz seiner tausendfachen Enttäuschungen, Kränkungen, Schwierigkeiten festgefügt, beständig, fröhlich erschien? Da war jemand gekommen, hatte die Schnur zerschnitten — und die Tage, die Jahre, das Leben fielen auseinander.

Vor den Einberufungsämtern standen schweigende Frauen; karge Tränen wurden vergossen, zu starke Gefühle bedrängten das Herz. Überröcke, helle Sommerjacken hingen an den Nägeln wie Verurteilte. Die Theater leerten sich; auf den Bahnhöfen pulsierte das Leben.

„Ich fahre vom Kiewer Bahnhof...“

„Um 13^{00} auf dem Bjelorussischen...“

Nachts standen Greise, Frauen, Jugendliche bei den Häusern Wache; allen war das neu, die Menschen waren stolz und besorgt. Goldgelber Sand wurde gebracht; wenn ein Kind zu dem Sandhaufen lief, weil es glaubte, der Sand sei zum Spielen da, blutete der Mutter das Herz.

In das Leben war ein Wesen mit heiserer Stimme getreten, es blickte die Menschen aus rundem Gesicht an, hatte weder Augen noch Ohren, nur einen Mund, der furchtbare Worte hervorstieß: „Bei Ostrow... Am Dnjepr...“ Wenn sich Menschen begegneten, sagten sie finster zueinander:

„Heute ist wieder eine neue Richtung angegeben...“

Mit jedem Tage rückte der Krieg näher an Moskau heran. Die ländlichen Vororte verödeten: in den Gärten blühten Levkojen, Goldlack, Tabakpflanzen; und neben den Blumenbeeten hoben Flakartilleristen Deckungsgräben aus. Kinderheime und Schulen wurden evakuiert.

Aus dem Osten trafen Truppentransporte ein; die Soldaten schwiegen finster, gespannt; selten nur waren Scherze, Lachen zu hören. In entgegengesetzter Richtung bewegten sich langsam die Evakuierten; die Frau eines Kommandeurs aus Kaunas hatte ein fremdes, viel zu enges Kleid an, sie war auf die Straße gelaufen, als die Stadt bombardiert wurde, und kam nicht mehr dazu, sich anzuziehen; eine alte Jüdin, die bei Bjelostok ihre kleine Enkelin verloren hatte, hielt noch immer die Puppe des Kindes in der Hand; auf den Zwischenstationen zündeten die Frauen offene Feuer an, kochten; Säuglinge schrien.

In Moskau traf der erste Verwundetentransport ein. Die Schwestern hörten die erstaunlichsten Geschichten von Grenztruppen, die Panzerwagen in die Luft gesprengt hatten, und gaben einander die Worte der Soldaten weiter: „Wir werden sie schon zur Strecke bringen.“ Aus dem Lautsprecher schallten bald furchterregende Berichte, bald frohe Lieder, doch die Lieder stimmten niemanden froh. Am Puschkin-Denkmal spielten die Kinder „Krieg“ — sie konnten nicht wissen, was „Richtung Smolensk“ bedeutet.

Wenn Lukutin die Kinder sah, packte ihn die Wut: er erinnerte sich an Richter. So einer ist zu allem fähig...

In den ersten Tagen des Krieges hatte Lukutin Frau und Tochter an die Wolga geschickt. Zuerst wollte Katja nicht:

„Du benutzt die Gelegenheit, um mich loszuwerden? ... Kannst du dir denn vorstellen, was das für ein Leben in Saratow ist?“

Er erwiderte nicht, wollte Katja nicht aufbringen. Er empfand für diese Frau mit dem goldgelb gefärbtem Haar und den wie in Blut getauchten Fingernägeln weder Liebe noch Haß; eine Fremde, die eine Laune des Schicksals an seine Seite gestellt hatte. Er duldete sie; er war zu schüchtern, um sein Leben zu ändern; auch konnte er sich von Polenka nicht trennen. Lukutins Tochter war vier Jahre alt, es schien ihm aber, daß sie ihn zu verstehen und zu trösten vermochte; halb im Schmerz, halb im Ernst sagte er zu Polenka: „Du bist mein Freund.“ Er wollte, daß seine Frau Moskau verlasse, weil er um Polenka bangte; abergläubisch fürchtete er, die Faschisten würden gerade solche töten... Die gutmütigen Augen Richters verflossen in Lukutins Vorstellung mit dem Blut von Madrid und Warschau, mit etwas Furchtbarem, Perversem, Brutalem... Katja wehrte sich nicht lange; nach ihrer ersten Wache auf dem Dach sagte sie:

„Ich eigne mich absolut nicht für so ein Leben.“

In den ersten Kriegstagen lebte Lukutin wie alle anderen von den Heeresberichten, den Berichten von Augenzeugen, von Gerüchten; leicht schlug bei ihm hoffnungsvolle Stimmung in Verzweiflung um. Jemand hatte ihm gesagt, russische Truppen seien in Ostpreußen einmarschiert, und er glaubte es. Einige Stunden später traf er einen Kollegen, der ihm erzählte: „Meine Schwester ist mit knapper Not aus Witebsk herausgekommen..." Lukutin konnte nichts verstehen und zermarterte sich.

Es war ein prächtiger Sommermorgen. Lukutin war nach der Abreise seiner Frau nur selten zu Hause, verbrachte die Nächte auf der Arbeitsstelle. Er trat auf die Straße, um die frische Morgenkühle zu atmen. Die Straße war noch leer; zwei Arbeiter gingen vorüber, ein Lastauto mit Militär fuhr vorbei, ein altes Frauchen schleppte ächzend ein großes Bündel. Plötzlich hörte Lukutin eine bekannte Stimme: Stalin sprach. Lukutin erschütterte die Herzlichkeit dieser Stimme, die Besorgnis und zugleich die Sicherheit, jene seelische Kraft, die der Mensch, der sich seines Rechtes bewußt, in den Augenblicken schwerster Prüfungen besitzt. Es schien Lukutin, als wende Stalin sich an ihn, als meine er ihn mit der Anrede „Freund". Wie oft hatte Lukutin früher Zweifel gehegt, sich die Frage gestellt: „Bin ich ein Fremder?" Und nun, an diesem Julimorgen, begriff er, wie innig er mit jedem Haus, mit jedem Wort, mit jedem Vorübergehenden verbunden war; er begann den Boden unter den Füßen zu spüren, als dieser Boden ins Schwanken geriet.

Der Juli war heiß. Die Heeresberichte konnten einen zum Wahnsinn treiben — immer neue und neue Richtungen! Viele Kollegen Lukutins waren schon an der Front. Die Moskauer Straßen hatten sich verändert: die Kinderschar war verschwunden, die Stadt war stumm geworden wie ein Wald ohne Vögel.

An einem glühend heißen Tage marschierten durch eine der trüb gewordenen Gassen des Samoskworetschje-Stadtteils Landsturmleute. Sie sangen:

Bringt Leben in die Bude,
Heran mit den MGs...

Sie sangen nicht im Takt; kamen auch immer wieder aus dem Tritt, man sah gleich, daß sie nicht das Gewehr, sondern die Feder oder den Zirkel zu halten gewohnt waren; es waren ältere Leute dabei, sehr korpulente, kleine und große, hagere, Asthmatiker, Herzkranke mit gedunsenen Gesichtern, Philologen und Buchhalter, Botaniker und Maler, Bühnenarbeiter, Kassierer, Buchbinder, Bibliothekare, Tischler, Monteure, Menschen der verschiedensten Berufe. Beharrlich machten sie sich die Anfangsgründe der Kriegswissenschaft zu eigen; am schwersten fiel ihnen der Gleichschritt.

Unter ihnen war auch Lukutin. Jetzt hatte er sich beruhigt; selbst die Heeresberichte regten ihn weniger auf; er war nicht mehr Zuschauer, riet nicht mehr herum, was geschehen würde; er war ein Teil der riesigen Kriegsmaschine.

Nachts konnte er vor Übermüdung nicht einschlafen; dann überlegte er, angestrengt, hastig, als wollte er bis zum ersten Kampf alles durchdenken, was er in den langen Jahren seines Lebens nicht verstanden hatte. Er sagte sich: den Jungen ist alles klar, sie verteidigen ihre Ideen, ihre Welt. Und ich? ... Wie oft habe ich innerlich den Genossen widersprochen? ... Warum sind jetzt alle Meinungsverschiedenheiten geschwunden? Als ich Stalin hörte, wußte ich, daß er für alle sprach. Heute zogen wir an einer alten Kirche vorbei. Ich bin nicht gläubig, aber sie ist mir lieb wegen der Birken, den Kindheitserinnerungen. Gegenüber liegt die Schule, dort ist ein Einberufungsamt — wenn wir durchhalten, wird Polenka diese Schule besuchen... Der alte Shurawljow sagte gestern, daß wir Rußland verteidigen. Nein, mir ist nicht Rußland schlechthin lieb, sondern gerade dieses, das lebendige, gegenwärtige Rußland. Es hat die Vergangenheit in sich aufgenommen. Die Vergangenheit aber vermag nichts mehr aufzunehmen... Ich hatte kritisiert, gezweifelt, — jetzt sehe ich, daß ich ohne all das nicht leben kann...

Er schlief ein, am Morgen aber begann wieder die Schulung, und er war froh — zum erstenmal in seinem Leben quälten ihn keine Zweifel, stritt er nicht mit sich selbst; jetzt ist er Soldat: wohin man ihn auch schickt, was man ihm befiehlt, er wird es erfüllen. Der Krieg erschien ihm als etwas Exaktes und Klares: der General macht eine Eintragung auf der Karte; der Bataillonskommandeur gibt den Befehl an den Kompaniechef weiter, er aber, Lukutin, kriecht vor, schießt, sitzt im Schützengraben.

Später lächelte er spöttisch, wenn er daran zurückdachte: der Krieg war anders...

Sie übernachteten in Wjasma, in einem kleinen, schiefen Häuschen, das mit Strohmöbeln, Bündeln, allerlei Hausrat vollgestopft war. Die Wirtin hatte eine geschwollene Backe, mit traurigen Augen blickte sie die Rotarmisten an, seufzte. Lukutin sah auf die Heiligenbilder und fragte nachdenklich:

„Glauben Sie an Gott?“

Sie schüttelte den Kopf:

„Viele hängen sie jetzt an die Wand... Sollten die Deutschen kommen, dann ist es sicherer so... Ich würde aber gern an etwas glauben, das Leben ist dann leichter.“

„Glauben Sie nicht an unser Volk?“

Sie seufzte:

„Bei den Deutschen sollen alle auf Wagen fahren... Ihre Soldaten kriegen Schokolade.“

Lukutin war mit einem Kameraden zusammen — Fedossejew hatte vor dem Krieg im Moskauer „Kugellagerwerk“ gearbeitet —, er schrieb seiner Frau gerade einen Brief. Als er die letzten Worte vernahm, hob er den Kopf und sagte:

„Ein echtes Weibsbild... Warte nur, wenn wir auf Wagen ankommen, wirst du noch Augen machen...“

Die Wirtin seufzte wieder: der Zahn schmerzte, und sie hatte Angst — erst wird es Bomben hageln, dann kommen die Deutschen.

Als Lukutin und Fedossejew gegen Morgen aufbrachen, sagte sie schluchzend:

„Laßt die Deutschen nicht 'ran! Wir gehören doch zu euch...“

Diese Worte verfolgten Lukutin; er sah die Augen dieser Frau vor sich, traurige und ausdruckslose Augen, wie sie mitunter abgehetzte Pferde haben... Fedossejew denkt wahrscheinlich an seine Frau. Andere haben Frauen, Eltern, Freunde... Er hat nur Polenka, und der kann er nicht einmal schreiben. Sie begreift nicht, wohin der Papa verschwunden ist... Sie muß beschützt werden, wie diese Frau mit der dicken Backe... Für alle muß gedacht werden, für alle das Leben hingegeben werden...

Wenn er aber den Mut verliert? Er hielt sich für kleinmütig. Hatte er denn jemals gewagt, anderen zu widersprechen, in einer Versammlung den Mund aufzutun? Sogar Katja gegenüber war er schüchtern gewesen. Wie wird er sich denn in den Augenblicken halten, in denen selbst die Tapfersten den Kopf verlieren?

Nachts flogen deutsche Flugzeuge das Dorf an, in dem die Batterie stand; Raketen machten die Nacht taghell. Jemand fluchte:

„Die Aaskerle! So viele hinzuhängen.“

Lukutin lag auf dem Bauch und fragte sich stumpf: warum habe ich solche Angst? Das ist schon mehr als merkwürdig!... Bin ich denn wirklich eine Ausnahme, ein erbärmlicher Feigling?... Alles in mir ist wie erstarrt. Aber fortlaufen, nein, das kommt nicht in Frage.

Zwei Tage später war die Hölle los: es kam ganz plötzlich. Vielleicht kannte der General die Lage, der Kompaniechef jedenfalls ahnte nicht einmal, daß deutsche Panzer durchgebrochen waren. Gewiß, man hatte ihnen oft gesagt, sie brauchten vor den Panzern keine Furcht zu haben, es gäbe Granaten, „Flaschen“, die Hauptsache sei, die Nerven zu behalten, abzuwarten, bis der Panzer ganz nah herangekommen ist... Als der Bataillonskommissar davon gesprochen hatte, schien alles einfach und gar nicht schrecklich. Aber die Leute verloren trotzdem den Kopf. Leutnant Shigatsch schrie:

„Wo sind die Flaschen? Schtschegoljew sagt, er hätte sie am Morgen geschickt...“

Lukutin war in einem engen Graben, in dem Brennesseln wucherten; neben ihm lagen Fedossejew, Lewin. Es waren Bierflaschen, und Fedossejew versuchte zu witzeln:

„Fehlen nur noch die Krebse."

Lewin erwiderte mit einem Fluch. Lukutin schwieg. Er dachte an nichts, starrte nur gespannt in die Ferne. Wie lange saßen sie schon so? Mechanisch sah Lukutin auf das Zifferblatt der Uhr, doch sein Bewußtsein nahm nichts auf. Er sah nichts, hörte aber, wie der Spitzenpanzer näher kam. Das Dröhnen und Rasseln wurde stärker. Lukutin duckte sich noch mehr; Brennesseln verbrannten ihm das Gesicht. Die Straße machte hier eine scharfe Kurve. Der Panzer fuhr langsamer. Lukutin sah, wie aus der Turmluke ein Deutscher auftauchte. Vermutlich ein Offizier... Lukutin richtete sich auf und schleuderte die Flasche. Vor seinen Augen wogte es wie Nebel, er sah nichts mehr.

Es wurde geschossen. Lukutin preßte sich wieder an die Erde. Die Furcht war gewichen. Furcht verspürte er erst wieder am Abend, als Leutnant Shigatsch sagte:

„Ich werde alle drei zur Auszeichnung vorschlagen."

Da wachte Lukutin auf, erinnerte sich an das hagere, dunkle Gesicht des Deutschen. Es war der Tod, der die Zähne fletschte... So kann man Fatalist werden. Mit dem Schicksal Fangball spielen... Komisch und verdammt unheimlich. Aber wenn's morgen befohlen wird, geh ich wieder hin, werde mich in die Brennesseln legen und warten... Für den Menschen gibt es hier keinen Gewinn... Doch, es gibt einen: den Krieg werden wir gewinnen... Später wird es mehr Geschütze geben, gute Geschütze, vorläufig machen wir es eben mit Flaschen... Blöd, daß es ausgerechnet Bierflaschen sein müssen...

Fedossejew staunte: Lukutin, über dessen altmodische Höflichkeit sich alle Welt lustig machte, stand mitten auf der Straße und schimpfte so, daß selbst zwei Fahrern der Mund offen blieb.

„Pawel Sergejewitsch, was ist Ihnen?"

Lukutin lächelte verlegen:

„Nichts... Wir kämpfen."

* 4 *

„Das ist Männersache", sagte Chana. „Den armen Ljowa haben sie wohl schon getötet. Jetzt wird Ossja in den Krieg ziehen. Er weiß, worum es geht, und kann es auch den anderen erklären... Aber wohin willst du?... Sie haben anderes zu tun, als sich mit dir abzumühen."

Raja lächelte nur zerstreut. Das Lazarett hatte sie zuerst als etwas Unvermeidliches hingenommen. Natürlich wäre es in einer Abwehrabteilung besser. Aber sie kann ja auch nicht schießen... Bleibt eben nur das Lazarett. Die Hauptsache ist, daß sie an die Front

kommt. Was die Front eigentlich war, konnte sie sich nicht vorstellen, sie fühlte nur, daß dort das Herz schlug, während hierher kaum der Pulsschlag des Krieges drang, die Straßen erkalteten, erstarben.

Waljas Vater, Alexej Nikolajewitsch Steschenko, war entrüstet, als er erfuhr, daß Raja mit einem Feldlazarett abzieht.

„Kindliche Romantik! Kein Mensch braucht sie... Und dann, wer hat so etwas gesehen — sie ist Gattin, Mutter, und vergißt ihre Pflichten... Gut, daß Walja bei ihrem Mann ist...“

Kurz vor Kriegsausbruch hatten Waljas Eltern einen kurzen, aber inhaltsreichen Brief erhalten, in dem Walja mitteilte, daß sie den Ingenieur Wlachow geheiratet habe und glücklich sei. „So ein Unglück“, seufzte Antonina Petrowna, „jetzt wird man ihn an die Front schicken, man läßt die Leute nicht zur Besinnung kommen.“ Im übrigen hinderten Hausfrauensorgen Antonina Petrowna, sich ihrer Unruhe hinzugeben, sie beschaffte Mehl, Graupen, Zucker, deckte sich für einen schweren Winter ein. Dennoch fand sie Zeit, Chana auf einen Sprung zu besuchen.

„An Ihrer Stelle würde ich es Raja verbieten, solche Dummheiten zu machen.“

Chana sagte nichts. Als ob Raja auf sie hören würde! Sie hatte Naum gesagt, daß es töricht sei, nach Paris zu fahren. Er wurde dort getötet. Als sie Ossja klarmachen wollte, daß man eine junge Frau nicht allein läßt, hatte er abgewinkt. Nur Alenka hört noch auf sie. Und Alenka allein ist ihr geblieben. Sie beide werden die Abende zusammen verbringen, werden warten, bis dieser verfluchte Krieg ein Ende nimmt. Warum führen die Menschen Krieg? Ljowa war aus Paris gekommen, hatte glänzend ausgesehen, hatte ein Photo von seiner lachenden Frau gezeigt. Also ging es ihm gut in Paris. Und Ossja ging es hier gut... Wahrscheinlich ging es den Deutschen in ihrer Heimat auch gut, es heißt, sie haben viele Waren, saubere Straßen... Wozu brauchen sie Kiew? Warum muß man sich gegenseitig umbringen? Verrückte! Vielleicht kommt es daher, weil die Menschen Gott vergessen haben?... Und Chana wollte sich an ein Gebet erinnern. Die unverständlichen Worte ließen sich aber nicht ordnen. Raja erzählte vom Lazarett: „‚Macht uns wieder gesund‘, bitten sie, ‚damit wir mit ihnen abrechnen können‘.“ Antonina Petrowna lief mit dem Ruf herein: „Holz, die Hauptsache ist Holz, es wird nicht geheizt werden...“ Polonski kam, um sich zu verabschieden. Er sollte zur Binnenflotte. Über Korosten sagte er: „Die Deutschen drängen mit aller Gewalt vor...“ Verrückt sind sie geworden, wie Naum!

Raja küßte Polonski ungezwungen und einfach, als hätte es keine Versuchungen, keinen Kampf, keine fieberheiße Nacht gegeben,

die letzte Nacht des Friedens. Als er gegangen war, dachte sie: ein Glück, daß ich mich damals rechtzeitig besonnen habe! Jetzt fühle ich mich frei. Und an Ossip schrieb sie: „Denke daran, daß ich Dich liebe und auf Dich warte.“

Von Ossip kam ein kurzer Brief, er schrieb Raja und der Mutter: „Morgen geht es ins Feld. Bei allen herrscht gehobene Stimmung. Wir wurden von den Faschisten hinterrücks überfallen, doch der Feind hat sich verrechnet, er wird geschlagen werden.“ Chana las das Briefchen immer wieder, dann suchte sie Steschenko auf:

„Ossja schreibt, der Feind wird geschlagen werden.“

Alexej Nikolajewitsch verzog gereizt das Gesicht:

„Das haben wir gelesen... Überkleben Sie lieber Ihre Fensterscheiben, wenn die Ihnen ’rausfliegen, kriegen Sie keine neuen.“

Chana war gekränkt: wie konnte Steschenko gelesen haben, was Ossja schrieb? Sie hat einen klugen Sohn, der nicht mit Worten um sich wirft. Wenn er sagt, daß die Deutschen geschlagen werden, dann weiß er es auch...

Wera Platonowna besuchte Chana.

„Borja ist in Tarnopol. Ich fürchte, er ist nicht mehr weggekommen. Wo ist Ihr Sohn?“

Chana las Ossips Brief vor. Wera Platonowna kamen die Tränen:

„Schön hat er das geschrieben. Das stimmt, daß wir siegen werden. Ich kann mich noch an die Deutschen erinnern... Vielleicht haben sie viele Geschütze, aber ein Herz haben sie nicht... Wie hat er doch da geschrieben!... Wir siegen bestimmt. Und Raja ist ein Prachtmädel!... Wenn wir ein wenig jünger wären...“

Sie sah sich nach allen Seiten um, als wollte sie sich vergewissern, daß sie allein waren, dann umarmte sie Chana:

„Wir beide dürfen auch ein bißchen weinen, uns wird es keiner übelnehmen.“

Das Lazarett zog ab. Raja nahm die Tochter auf den Arm, und plötzlich wurde ihr so angst und bang, sie wußte selbst nicht warum, sie machte sich Vorwürfe — jetzt trennen sich alle. Sie bezwang sich, umarmte gefaßt Chana, sagte: „Beunruhige dich nicht, wir sind doch immer in der Etappe.“

Als sie fortging, verspürte sie wieder diese Angst... Sie wußte selbst nicht, wie sie ins Lazarett fand, alles schien wie in Nebel getaucht. Im Lazarett kam sie aber gleich zu sich, lebte nur der Arbeit.

War es wirklich kindliche Romantik, wie Steschenko gesagt hatte? Das Lazarett war schon lange nichts Rätselhaftes mehr für Raja. Sie wußte jetzt: Lazarett, das bedeutet Karbolgeruch, Betten, Gips in Fässern, Wattebündel, Mullbinden mit Blut und Eiter, Nachttöpfe, Bettschüsseln, Schreie, Stöhnen, Röcheln und eine

Luft, geschwängert von Arzneien, Fieberdünsten, Todesschweiß. Wie hatte die zarte Raja, die von ihren Angehörigen verwöhnt, vor den kleinsten Mißhelligkeiten behütet wurde, hier ihre innere Ruhe finden können?

Ossip würde von richtiger Erziehung sprechen, und er hätte recht und unrecht. Raja war über die Faschisten aufs tiefste empört, sie liebte die Heimat, ersehnte den Sieg; doch alle ihre Freundinnen und Altersgefährtinnen hatten die gleichen Gedanken und Gefühle, allein nicht alle versuchten, den feinen, fast unmerklichen Strich zu überschreiten, der in den Tagen der Prüfungen die Menschen, die die Geschichte machen, von denen trennt, die diese Geschichte als einen Sturm, als ein Verhängnis hinnehmen. In Raja waren viele unverbrauchte Gefühle, war das Verlangen nach einem eigenen Weg, die Sehnsucht nach lebendiger Tat. Ihr Mann gab ihr nicht die innere Ruhe, die Arbeit nicht die notwendige Befriedigung, es blieb in ihr Raum für Träume, die am Herzen nagten, wie das Wasser den Stein höhlt. Sie war eine Frau wie alle anderen: maßvoll eitel, maßvoll bescheiden, dem Fragebogen nach eine Angestellte, dem Familienstand nach eine geliebte Frau, die Mutter Aljas; sie hatte getan, was alle tun: ging ins Theater, seufzte, steckte den Petroleumkocher an, versank in Träumereien über einem alten Roman — wie wundervoll war das Leben dieser schwergeprüften Heldinnen — , um eine Stunde später dem Mann zu sagen, der in der Kommode nach einem Paar Socken suchte: „Gleich stopfe ich sie dir, obwohl ich eigentlich zur Arbeit muß", und dabei flüchtig zu erwägen: die Zeiten sind vorbei, ich bin eine Sowjetfrau, gleichberechtigt, habe eigene Angelegenheiten... Kurzum, solche Frauen wie Raja gab es sehr viele, und wenn sie jemandem auffiel, so vielleicht nur durch ihre übermäßig langen Wimpern. Sie war nicht ausgefüllt, dachte oft: Walja hat es gut, sie wird Schauspielerin, wird von einem ungewöhnlichen Menschen geliebt, der überall herumgekommen ist... Sina geht in ihrer Arbeit auf, und überhaupt kann man sich mit Sina nicht vergleichen, sie hat einen seltenen Charakter. Galotschka? Galotschka kann wohl ein bißchen traurig sein, weinen, aber im nächsten Augenblick lacht sie wieder... Nur ich weiß nicht, was mit mir anzufangen... Ich wollte lieben, wie man in alten Romanen liebt, und es kam sehr dumm heraus — ich habe Ossip nur bei der Arbeit gestört. Er ist nicht schlecht, er ist sogar sehr gut, aber er läßt sich nicht lieben... Es hätte nicht viel gefehlt und ich hätte Polonski nachgegeben, doch das wäre nur für eine Stunde, für einen Monat gewesen — so kann man sein Herz verzetteln...

Und in den Tagen, in denen der Boden bebte, Bomben auf die Stadt fielen und Schlangen von Flüchtlingen, die ihre alten, trautgewordenen Stätten verließen, über die langen Brücken zogen,

in diesen Tagen fühlte Raja Boden unter den Füßen. Man brauchte sie. Gewiß, Klawdja Iwanowna oder die Sorokina waren bei weitem erfahrener, aber die Verwundeten sagten: „Ruft Rajetschka!“ Irgendwie brachte sie ihnen Trost, vielleicht durch ihre Unerfahrenheit, ihre Befangenheit, ihren erstaunten Gesichtsausdruck, der von ihren langen Wimpern herrührte. Ein alter Pionier mit grauen Bartstoppeln bat: „Sitz doch ein wenig bei mir, Liebe.“ Ein Leutnant, der wie ein Schüler aussah, flüsterte kindlich: „Raja, sind Sie aus dem Paradies?... “ Er hatte Gangräne; der Arzt meinte, ihm müsse das Bein bis über das Knie amputiert werden. Raja wandte sich ab — in ihren Augen standen Tränen.

In ihren Armen starb Sergeant Gusilow. Er sah Raja aus fiebernden, heißen und dennoch verschleierten Augen an, so ausdrucksvoll war der Blick, daß sie aufschreien, den Tod abwehren, ihn retten wollte. Solche Augen hatte Ossip auch einmal gehabt. Das war lange her... Gusilow bewegte die Lippen: „Schreibe Mascha...“ Er konnte nicht zu Ende sprechen, und Raja wußte von seinem Leben nur das eine: irgendwo lebt eine Mascha. Dann wurde er plötzlich kalt, hart; mit Mühe konnte Raja ihre Hände von ihm lösen. Noch nie hatte sie einen Menschen sterben sehen, erschüttert empfand sie, wie einfach und unverständlich das ist. Eben noch hatte Gusilow um einen Schluck Wasser gebeten, hatte erregt „Mascha“ gesagt... Jetzt war sein Gesicht streng, ruhig... Der Tod half Raja, das Leben neu zu verstehen: alles wurde vertrauter, kostbarer. Zärtlich dachte sie an Polonski. Wo ist er? Was macht Ossip?... Sie hatte den Wunsch, seine allzu harten Haare zu streicheln, ihm etwas ganz Einfaches und Wichtiges zu sagen. Wie viele Jahre hatten sie doch nebeneinander gelebt, und sie hatte ihm das nicht gesagt... Vielleicht fiebert er jetzt, flüstert: „Schreibe Raja... “ Was ist mit Alenka? Was mit Mutter? (So nannte Raja im stillen Chana.) Heute ist der Heeresbericht wieder schlecht...

Das Lazarett, in dem Raja arbeitete, lag bei Poltawa. Hin und wieder flogen des Nachts Bomber an, Häuser brannten. Ein verwundeter Knabe wurde gebracht... Der Tod wurde etwas Alltägliches, Gewohntes; und immer stärker wurde in Raja die Liebe zum Leben, zu diesen weißen Häuschen, zu den bunten Handtüchern, zur Morgenfrische, zu den Nächten, die so schwarz, so still waren, daß es schien, hier bist du, dort ist der Stern, fliege hinüber, und niemand wird es bemerken. Früher hatte Raja des Nachts Träume gehabt. Sie standen ihr noch frisch im Gedächtnis, wenn Ossip, von einer Sitzung zurückgekehrt, sie in morgendlicher Stunde weckte — bald fuhr sie in einer Gondel auf den Kanälen Venedigs, bald spielte sie Klavier, ein riesiger Saal mit Säulen, und die Menschen weinten... Jetzt aber fand sie eine saure Holunderbeere und lachte vor Glück:

Ich lebe! Ich lebe gut, schwer und primitiv wie ein Ackergaul, aber gut...

„Haben Sie von Kiew gehört?“

Raja griff nach der Zeitung. Dann ging sie zu den Verwundeten; sagte kein Wort. An diesem Abend starb Hauptmann Nikitenko; sein Tod war qualvoll, er wollte sich erheben, streckte die Arme weit von sich, spuckte Blut. Raja blieb bis zum Ende bei ihm. Auch sie litt Todesqualen: Kiew, mein Kiew!...

* 5 *

Unerschöpflich war die Lebenskraft Dmitri Alexejewitsch Krylows; weder die schwere Arbeit noch die Ereignisse konnten ihn unterkriegen. Das Lazarett lag im Wald. Der September war besonders farbenreich; es schien, als wollte die Natur, durch die Nähe des Todes erschüttert, ihren ganzen Reichtum verschwenden. Gemessen zogen die Dreiecke der Zugvögel am allzu hohen Himmel dahin. Es roch nach Gras, Pilzen. Die Sonne wärmte liebevoll die Menschen. Am hohen Flußufer sprachen die grauen Hütten von der friedlichen Wehmut der Kinderspiele, der Werbungen, Hochzeiten, Gedenkfeiern, die Eberesche aber erzählte von der Glut des Herzens, von heißblütiger Jugend. Und inmitten dieser Pracht sah Dmitri Alexejewitsch das furchtbare Schauspiel der Not des Volkes. Tag und Nacht zogen Flüchtlinge die Straßen entlang; auf den Fuhrwerken stöhnten Greisinnen, weinten erschrockene Kinder, während Junkers die Straßen mit Blei überschütteten. Die Deutschen rückten vor, es schien, als könnte ihnen nichts widerstehen.

Dmitri Alexejewitsch sprach wiederholt mit verwundeten Deutschen; auch als Gefangene führten sich diese wie Sieger auf; sie hatten etwas vom Übermut junger, spielerischer Tiere; braungebrannt und gesund, wie sie waren, bezwangen sie den Schmerz und lächelten spöttisch.

‚Hol sie der Henker, wann wird man ihnen endlich beikommen können?‘ seufzte Dmitri Alexejewitsch im stillen. Der Kommissar Bukow aber erzählte:

„Dnjepropetrowsk ist geräumt... Tallinn ist geräumt... Sie rücken mit Musik an, wie bei einer Parade — psychologische Attacke... Versteht sich, daß da einem die Nerven durchgehen.“

„Nerven, das ist was für Dämchen“, brauste Dmitri Alexejewitsch auf. „Wenn es die Deutschen mit den Nerven haben, müssen wir doch noch lange nicht unsere verlieren.“

„Übermacht an Panzern, an Flugzeugen... “

Krylow wußte nichts zu erwidern. Auf dem ihm anvertrauten Arbeitsgebiet stand er seinen Mann. Gestern hatte er aus der Leber

des Sergeanten Gorbunow einen Splitter von achtzig Gramm herausgeholt, keine Kleinigkeit, was? Dem Politleiter Tschirkess hat er das Bein gerettet, der wird noch tanzen können, Ehrenwort!... Doch wer wieviel Panzer hat, das weiß Krylow nicht.

Bukow fuhr fort:

„Luftlandungen sind ein beliebtes Mittel bei ihnen, sie setzen ihre Leute ab, und gleich wird die Igelabwehr organisiert. Überall stecken ihre MP-Schützen, unsere Jungens hört man nur immer von ‚Baumschützen' reden. Dann kommen sie auf Motorrädern angesaust, das macht auch Effekt. Natürlich ist bei all dem eine tüchtige Portion Abenteurertum, aber es wirkt auf die Nerven."

„Kommen Sie mir schon wieder mit Ihren Nerven? Wissen Sie, ich kenne diese Hengste. Kann mich gottlob auf deutsch verständigen, habe mit ihnen gesprochen... Sie können noch nicht einmal denken."

„Vielleicht stoßen sie gerade deswegen so vor..."

„Genosse Kommissar, verschonen Sie mich mit so was. Wollen Sie vielleicht sagen, wenn einer ein Idiot ist, muß er der Stärkere sein? Sie sind zwar Kommissar, aber verzeihen Sie mir, Sie haben es mit den Nerven. Wer hat Ihre Panzer erfunden? Ein Kopf oder ein Idiot? Marschieren kann man auch ohne Kopf, aber weit kommen sie nicht... "

Ein verwundeter Deutscher wurde gebracht. Es war ein blutjunger Panzermann. Als Krylow die Wunde untersuchte — ein Granatsplitter hatte die Hüfte verletzt —, überkam den Deutschen das Zittern.

„Wovor fürchten Sie sich eigentlich?" fragte Krylow.

Der Deutsche schwieg. Dann gestand er:

„Man hat uns gesagt, die Roten kastrieren die Gefangenen. Töten Sie mich lieber."

Krylow lief rot an vor Entrüstung, beherrschte sich aber, verband den Verwundeten zu Ende.

„Die Verletzung ist unbedeutend. Sie aber...", er winkte mit der Hand ab. „Die Beine werden wieder in Ordnung kommen. Um den Schädel ist es aber schlimmer bestellt. Totale Leere."

Der Deutsche verstand nicht, erschrak aufs neue:

„Herr Major, sind Sie Psychiater?"

Krylow lachte auf:

„Alles andere als das... Aber wenn Sie um Ihr Gehirn besorgt sind, so wird Ihnen kein Psychiater helfen können. Es sei denn ein Tierarzt... Was dachte sich wohl Ihre Mutter, he? Hitler hin, Hitler her, aber sie hätte doch wenigstens aus Ihnen halbwegs einen Menschen machen können."

Für ein, zwei Wochen besserte sich die Lage. Die russischen Truppen gingen zum Gegenangriff vor, überquerten die Desna. Ein paar Panikmacher wurden erschossen, es wurde Ordnung geschaffen. Die Bauern, die in die Wälder geflüchtet waren, kehrten wieder nach Hause zurück. Krylow strahlte: ich habe es doch gleich gesagt, daß sie nicht weit kommen werden!... Er bekam Briefe von seiner Frau aus Atkarsk, von Natascha aus Moskau. Sie waren gesund und munter — ausgezeichnet —, mehr konnte man im Augenblick nicht verlangen.

Dann kam wieder ein Rückschlag; Bukow berichtete täglich:

„Tschernigow wurde geräumt... Romny... Kiew... Unbegreiflich, wo man sie endlich zum Stehen bringen wird."

Krylow mußte für einen Tag nach Orel, um Arzneien zu holen. Ermutigt kehrte er zurück, erzählte den Verwundeten:

„Was die Deutschen zusammenlügen, wollte man ihnen glauben, so hätten wir rein nichts mehr. In Orel ist es aber wie vor dem Krieg — Geschäfte, Restaurants, Kioske. Mädchen spazieren herum... Straßenbahnen fahren, richtige Straßenbahnen. Die Hauptstraße ist schön, Grünanlagen, es blitzt vor Sauberkeit, wie eine Großstadt. In den Restaurants wird Portwein verkauft. Selber habe ich ihn nicht probiert, aber ein leeres Fäßchen habe ich für die Kranken füllen lassen, das stärkt... Wenn es schon in Orel so ist, dann muß es in Moskau großartig sein. Diese Hengste werden bald wieder zurückgaloppieren müssen."

Er wußte seine sprühende Lebensfreude auf die anderen zu übertragen. Die Kranken vergötterten ihn. Kommissar Bukow sagte einmal: „Ich glaube, wir werden die Rollen tauschen müssen: ich werde Medizin studieren und Krylow wird mein Kommissar sein." ... Der junge Arzt Sabrodski, ein nahezu krankhaft empfindsamer Mensch, betrat Krylows Zelt und sagte:

„Dmitri Alexejewitsch, ich kann nicht mehr..."

„So eine Krankheit behandle ich nicht", brummte Krylow, „besonders bei Leuten sogenannten medizinischen Ranges. Warum können Sie denn nicht mehr? Wenn Sie sich aufregen, weil Belajew erhöhte Temperatur hat, so ist das nicht weiter schlimm, er wird schon durchkommen."

Herbstregen setzte ein. Die Natur war ebenso wie die Menschen voller Trauer. An einem solchen grauen, hoffnungslosen Tag kam Sabrodski gelaufen:

„Dmitri Alexejewitsch, es geht los!"

„Wovon sprechen Sie?"

„Die Deutschen sind am ganzen Frontabschnitt zur Offensive übergegangen. Der Heeresbericht ist fürchterlich. Man braucht ihn gar nicht zu lesen, ein Blick auf die Chaussee genügt."

Dmitri Alexejewitsch hatte große Lust zu fluchen, beherrschte sich aber — er ließ sich nie zu Flüchen hinreißen — und zischte nur: „Elende Kreaturen, daß sie...“

Als er sah, daß Sabrodskis Lippen zuckten, polterte er los:

„Sie sind wohl ganz aus dem Häuschen! Kranke sollen Sie behandeln, aber wenn man Sie ansieht, wird man selber krank. Die Deutschen greifen an? Große Sache... Das heißt eben, der erste Akt ist noch nicht abgeschlossen. Und wie der zweite Akt aussehen wird, darüber brauchen Sie nicht die geringsten Zweifel zu hegen. Kennen Sie unser Volk? Oder sind Sie vielleicht auf dem Mond groß geworden? Das Volk, kann ich Ihnen sagen, ist ein prächtiges Volk... Ich war noch in Moskau, als uns die Flieger einmal mächtig einheizten, bei uns flogen alle Fensterscheiben 'raus. Wie staunte ich aber, am nächsten Tag war schon der Glaser da, nahm genau Maß, verglaste die Fenster. Vor dem Krieg hatte ich einmal eine Scheibe eingeschlagen, da habe ich drei Wochen auf ihn gewartet und gewartet, immer hieß es: ‚morgen‘, ‚morgen‘... Neben der Manege war eine Bombe explodiert, sofort wurde der Trichter zugeschüttet. So ist unser Volk — in schwerer Zeit offenbart es sich. Offensive? Tut nichts, wir werden schon in Schwung kommen. Sie sollen mal sehen, wie die Deutschen zurückstiefeln werden. Und nun wollen wir einen Sprung zu Dshaparidse machen, mir gefällt nicht, daß die Wunde so langsam heilt.“

Die aufmunternden Worte fielen Krylow nicht leicht, das Herz blutete: so ein Elend!... Wir haben gebaut und gebaut, und nun vernichten uns diese Hengste alles. Das Getreide haben sie zertrampelt, morden Kinder. So etwas ist noch nicht dagewesen... Doch eines wußte Krylow sicher: wir werden wieder auf die Beine kommen!

Der verhängnisvolle Tag brach an: es hatte eine Division gegeben und gab nun keine mehr. Der Feldfernsprecher schwieg. Auf der Straße liefen Kommandeure, Rotarmisten der verschiedensten Waffengattungen: Infanteristen, Pioniere, Nachrichtenmänner. Von allen Seiten wurde geschossen... Etwas Unheilvolles lag in der Luft.

Krylow sprach einen unbekannten Kommandeur an:

„Genosse Hauptmann, wohin?“

„Ich habe meinen Truppenteil verloren.“

„Ich frage Sie nicht, was Sie verloren haben, sondern was Sie tun wollen?“

Der Hauptmann zuckte die Achseln.

„Ich weiß es nicht... Offenbar sind wir in einem Kessel.“

Diese Worte waren in jenen Tagen auf aller Lippen. Niemand wußte recht, wo die Deutschen standen; die regellosen Schießereien, die massenhaften feindlichen Anflüge und die Straßen, die mit

Bauernfuhren, ausgebrannten Lastwagen, verlassenen Autos verstopft waren, hatten den Wirrwarr vergrößert.

Krylow faßte den Hauptmann beim Arm:

„Da Sie nun mal Ihren Truppenteil verloren haben, so tun Sie mir einen Gefallen!... Das Lazarett muß weggebracht werden. Ich kann doch nicht die Verwundeten diesen Hengsten ausliefern. Mein Name ist Krylow, Oberstabsarzt. Trommeln Sie Leute zusammen. Sie sehen doch, wie sie da sinnlos hin und her rennen und dazu die Köpfe hängen lassen. Haben sicher auch ihren Truppenteil verloren. Hier muß aber etwas gefunden werden... Ich meine, hier muß ein Ausweg gefunden werden."

Er sprach mit solcher Leidenschaft, daß der Hauptmann erwiderte:

„Ich will's versuchen."

„Verzeihen Sie, ich habe nicht gefragt, mit wem ich das Vergnügen habe."

„Hauptmann Sujkow."

Krylow stellte sich mitten auf die Straße, hielt die Soldaten auf.

„Wo rennst du hin?... Als einzelner kommst du sowieso nicht durch... Wir haben hier unsere Not mit dem Lazarett... Dein Gesicht ist gut, man sieht gleich, daß du ein Sowjetmensch bist, wirst doch deine verwundeten Kameraden nicht im Stich lassen?... Geh dort nach rechts, den Befehl hat der Rangälteste, Hauptmann..."

Krylow war wütend auf sich: er hatte doch wirklich den Namen des Hauptmanns vergessen!

Es gelang, etwa zweihundert Mann außer dem Lazarettpersonal zusammenzubekommen. Als es dunkelte, brachen sie auf. In der Nähe brannte ein kleines Städtchen, im Feuerschein zeichneten sich deutlich die Wagen mit den Verwundeten ab. Leuchtkugeln, Raketen — einen Augenblick lang hatte Krylow seine Freude daran: ein Feuerwerk! Doch gleich besann er sich — er muß ja wie ein Luchs aufpassen, daß sie nicht auseinanderliefen. Dieser Shukow oder Saikow ist ein Schlappschwanz...

Krylow ließ es sich nicht anmerken, daß er kaum gehen konnte, er hatte einen heftigen Rheumaanfall, Sabrodski kam aber doch dahinter:

„Dmitri Alexejewitsch, setzen Sie sich auf einen Wagen."

Krylow wurde böse:

„Die Wagen sind für die Verwundeten da, mein Lieber. Wenn wir erst aus diesem, wie Sie es nennen, Kessel heraus sind, werde ich Ihnen eine Quadrille aufs Parkett legen, daß Sie vor Neid platzen."

Das war so unerwartet — im schwarzen Wald, zwischen zwei Fliegerangriffen —, daß selbst die Verwundeten lächeln mußten.

Sie marschierten nachts, tagsüber verbargen sie sich im Wald; sie waren durchnäßt, durchfroren. Dann stießen sie auf einen Hinterhalt, mußten den Kampf aufnehmen; die Deutschen hatten sich in einem Dorf festgesetzt, Maschinengewehre auf den Dächern aufgestellt. Es stellte sich heraus, daß Hauptmann Sujkow alles andere als ein Schlappschwanz war. Das Dorf wurde im Sturm genommen. Hütten gingen in Flammen auf, halbverbrannte Leichen deutscher Soldaten lagen herum. Krylow umarmte den Hauptmann. Dann ging es weiter. Als die vierte Nacht im Verblassen war, erblickte Krylow durch das dichte Regennetz in der Ferne Soldaten.

„Nun, Hauptmann, geben Sie Ihre Befehle."

Es bedurfte keiner Befehle, denn es waren Rotarmisten. Krylow sah sich um: auf dem Tisch standen Speck, Honig, Milch. Wunder über Wunder! Aber er aß nicht, warf sich, wie er ging und stand, auf ein breites Bett und schlief bis in den Nachmittag hinein. Dann sprang er auf und lief, sich unterwegs das schüttere, aber widerspenstige Haar glättend, zu den Verwundeten.

Am Abend sagte er zu Major Schwezow:

„Kessel... Ich frage Sie, sind denn die Deutschen nicht eingekesselt? Alles kesselt sie ein, unsere Truppen, die Bewohner, die Wälder. Natürlich ist es eine Schweinerei, daß wir zurückgehen müssen... Der Kommissar sagt, das liegt nur an den Panzern, an den Flugzeugen. Ich weiß es nicht, ich bin kein Stratege... Aber ich meine, daß es auch am Verstand liegt. Die Deutschen kennen doch nichts als diesen Klamauk, sie marschieren ja schon von den Windeln an. Wir haben aber von anderem geträumt... Macht nichts, wir werden es schon lernen. Sie sind im Rausch zu uns gekommen, nachdem sie sich am französischen Sekt vollgesoffen haben. Haben sie etwa in Frankreich gekämpft?... Dort hat es keinen richtigen Widerstand gegeben. Ein Ingenieur, der dort war, hat mir erzählt, das Volk ist tapfer, aber sie haben schlapp gemacht. Politik... Ich habe da einen Hauptmann getroffen. Ich glaube, Sutschkow ist sein Name... Seinen Truppenteil hatte er verloren, das ist natürlich schlimm, aber Leute hat er trotzdem gesammelt, sie haben sich selber durchgeschlagen, haben das Lazarett herausgeholt und haben obendrein noch zwei Dutzend Deutsche erledigt... Warum? Weil er Kommunist ist, weil er sich Gedanken macht. Diese Hengste marschieren und denken nicht. Gut, sie haben eine Armee. Eine Armee haben auch wir. Aber was ihnen fehlt, das liegt tiefer, das bedeutet, auch einer allein vermag viel. Wenn ich keinen Kommandeur neben mir habe, so habe ich doch einen Kommandeur im Kopf. Ich kann Stalin Tag und Nacht hören, wenn ich wirklich Kommunist bin... Wissen Sie, Genosse Major, wir haben vier Deutsche aufgelesen. Die dachten, ich würde sie kastrieren, diese Idioten! Dabei haben wir sie gerettet, nicht weil sie das verdient haben, sondern

weil wir Kommunisten sind, das bedeutet schließlich etwas... Na gut, wenn Sie einen Schnaps haben, trinke ich mit, ich bin noch nicht richtig warm geworden."

Als Krylow nachts seinen Rundgang beendet hatte, setzte er sich auf die Stufen des Hauses, steckte sich eine Zigarette an. In der Nähe saß ein Pärchen, das ihn nicht bemerkt hatte. Der Soldat redete, vernehmbar flüsternd, auf das Mädchen ein:

„Wir räumen Städte, sprengen Brücken, du aber wehrst dich."

„Die Städte werdet ihr zurücknehmen. Ich aber will noch glücklich sein. Ich habe einen Bräutigam im Feld."

Krylow war gerührt, nur mit Mühe hielt er sich zurück, um nicht aufzuspringen, dieses Mädchen zu umarmen: das sind Menschen!... Er mußte an Natascha denken und lächelte — ein prächtiges Mädel!... Wo Wassja wohl sein mag?

Dann dröhnten lange die Bomber, die Flaks bellten, in der Nähe explodierte eine Bombe. Krylow aber saß, in Gedanken versunken, er dachte an Natascha, an das fremde Mädchen, den Hauptmann (wie war doch nur sein Name? Ich habe es vergessen, bei Gott!), dachte verschwommen an das große, unbesiegbare Volk.

„Fliegeralarm!"

Krylow lächelte spöttisch: die Nachtschwärmer, und summte:

Schwarzer Rabe, ziehst vergebens deine Kreise über mir.
Denn ich freu mich noch des Lebens, falle nicht zur Beute dir...

Verwirrt brach er ab: wieder eine Tonlage tiefer gerutscht! Manchmal packt mich so die Lust zu singen, aber es geht nicht! Eine Gemeinheit...

* 6 *

Die Welt Chanas war wie die eines Kindes; vielleicht fühlte sie sich deshalb so wohl bei ihrer kleinen Enkelin. Die Ereignisse, von denen ringsum gesprochen wurde, die Hoffnungen, Erfolge, Nöte des Volkes gingen ihr zu Herzen wie ihre eigenen, wie Familienangelegenheiten; kleine Beobachtungen, Begegnungen ersetzten ihr die Bücher. Das Wachsen des Landes beurteilte sie nach den Neubauten, die sie selbst sah, nach dem Lächeln der Bekannten, den Arbeiten Ossips. Geriet sie an einen unhöflichen Verkäufer oder an einen stupiden Milizionär, so sagte sie zu Raja: „Ossja glaubt, sie haben die Menschen umerzogen, aber das ist nicht so einfach." Sie war in einer anderen Welt aufgewachsen — der Welt des grimmen Gottes, der sich selbst durch Fasten nicht erweichen ließ, eines ebenso grimmen Revieraufsehers, der die Macht hatte, zu verhaften, auszuweisen, in einer Welt dumpfer Hoffnungen und häuslicher, alltäglicher

Verzweiflung. In ihrem Kopf vermengten sich die Worte alter Gebete und Ossips Redewendungen, die einem Leitartikel entnommen schienen, alter Volksglaube, Vorzeichen und Gespräche über den Fünfjahrplan, über Planung, über Klassenbewußtsein. Sie wußte selbst nicht, ob sie an Gott glaubte. An Ossip aber glaubte sie. Ljowa war gekommen, elegant, fröhlich, lächelnd, und doch hatte sie Mitleid für ihn empfunden, wie für ihren verstorbenen Mann. Raja las Bücher, ging ins Theater, spielte Klavier; Chana aber wußte, daß Raja nachts heimlich weinte, so wie sie geweint hatte, als ihr Mann fortfuhr. Auch andere Menschen schienen Chana in ihren Schwächen verständlich (im stillen sagte sie von ihnen „Verrückte wie Naum!"). Nur Ossip imponierte ihr durch seine Sicherheit, Selbstbeherrschung, seinen Verstand. Sie fürchtete und vergötterte ihn: was Ossip sagte, war ihr heilig. Deshalb bewahrte sie Ruhe, als die Stadt wie ein Typhuskranker fieberte, als die Leute von ihren mißglückten Fluchtversuchen wieder heimkehrten und riefen: „Die Deutschen sind bei Borispol", als die Scheiben im näher rückenden Geschützdonner klirrten. Sie nahm ihre Enkelin auf den Schoß: „Hab keine Angst, das ist der Krieg." ... Chana wußte, daß im Krieg geschossen wird, und der Kanonendonner erschien ihr natürlich.

Es war ein klarer Herbstmorgen; die Kastanien wurden gelb; nach dem Lärm des Krieges herrschte plötzlich Stille. Chana trat aus dem Haus — sie wollte Milch für Alenka besorgen... Plötzlich schrie sie auf — auf der Saksagonskistraße kamen ihr Deutsche entgegen. Alles hätte sie erwartet, nur das nicht. Ossja hatte doch geschrieben, daß man sie schlagen wird... Es waren junge, ausgelassene Leute, die lachten und im Gehen etwas kauten. Sie trippelte aufgeregt herum wie ein Huhn, Alja mit ihrem Körper verdeckend. Ein Deutscher bemerkte sie, lachte und zielte mit einer Pistole nach ihr; auch seine Kameraden lachten; denen war das ein amüsanter Scherz. Chana erreichte mit knapper Not ihr Haus. Sie setzte sich neben Alja und redete auf sie ein: „Das macht nichts... Das wurde mit Absicht gemacht, um sie in die Falle zu locken... Bald werden unsere Leute kommen. Bald kommt auch Vater." Sie beruhigte nicht die Enkelin, sondern sich selbst. Alja hatte gar keine Angst; als sie Musik von der Straße hörte, klatschte sie in die Hände.

Gegen Abend wollte Chana zu Steschenko gehen — vielleicht weiß er, wann die Unsrigen wiederkommen?

Alexej Nikolajewitsch empfing sie unfreundlich; sie fragte sogar: „Sind Sie vielleicht krank?"

„Nein."

„Das ist gut. In so einer Zeit noch krank zu sein... Haben Sie sie gesehen?"

„Ja. Vorbildliche Ordnung. Man sieht sofort — eine andere Schule. Sie haben ja auch anders gelebt, ohne diese ‚Experi-

mente'... Unsere aber... Was soll man da viel reden, sie haben ausexperimentiert..."

Chana verstand nichts.

„Von wem sprechen Sie, Alexej Nikolajewitsch?"

„Klar von wem, nicht von Ihnen und nicht von mir, von den Kommunisten."

Chana drückte Alja an sich; vor Kummer und Entrüstung konnte sie kaum sprechen.

„Wie können Sie so reden? Walja war mit Rajetschka zusammen im Komsomol, als sie herkam, hat sie erzählt, daß sie um Aufnahme in die Partei angesucht hat."

„Unter Zwang hat man noch ganz anderes gemacht."

Antonina Petrowna mischte sich ein:

„Sie brauchen sich nicht auf Walja zu berufen... Kann sich denn ein Mädel in der Politik auskennen?"

Alexej Nikolajewitsch hatte anfangs nur unwillig gesprochen, jetzt aber brauste er auf:

„Meine Tochter trifft absolut keine Schuld. Sie suchen wohl einen Sündenbock? Das wird Ihnen nicht gelingen! Wir sind nicht gegangen, man hat uns getrieben!"

„Wer hat Sie getrieben?"

„Solche Leute wie Ihr Sohn. Es ist verständlich, warum die Juden zittern..."

Chana erhob sich:

„Komm, Alenka."

Antonina Petrowna war verlegen, kam mit in den Flur hinaus:

„Jetzt sind alle mit den Nerven herunter... Vielleicht sind Sie knapp mit Brot? Ich werde Ihnen etwas geben, ich habe ein bißchen zurückgelegt."

„Ich will nichts von Ihnen wissen!" schrie ihr Chana ins Gesicht.

Sie legte die Kleine schlafen, setzte sich neben das Bettchen, blickte in das helle, ruhige Kindergesicht und weinte still. Nun sind wir ganz allein... Zwei Waisen — die eine kann sich noch nicht allein anziehen, die andere steht schon mit einem Bein im Grab. Wer hätte ahnen können, daß Steschenko ein Antisemit ist? Vor langer Zeit schlugen solche die Scheiben ein, demolierten die Möbel, schlitzten die Kissen auf. Aber das waren unaufgeklärte Menschen, während Steschenko Lehrer ist, Kinder erzieht... Am Ende hat Ossip auch phantasiert wie Naum?...

Gegen Morgen schlummerte sie im Sitzen ein, wachte aber bald durch Aljas munteres Geplapper auf. Sofort fiel ihr ein: die Deutschen, Steschenko... In den Straßen herrscht Ruhe — die Unsrigen sind nicht zurückgekehrt.

Es klopfte. Chana zuckte zusammen: sind das vielleicht die mit den Gewehren?... Wera Platonowna trat ein.

„Ich bin mit großer Mühe durchgekommen... Viermal haben sie mich angehalten. So ein Unglück!"

Chana wurde sofort leichter ums Herz: wir sind doch nicht allein auf der Welt.

Sie erzählte Wera Platonowna, wie ein Deutscher auf sie schießen wollte:

„Denken Sie nur, ich bin mit Alenka gegangen. Das sind doch keine Soldaten, das sind Banditen!"

„Bestien sind sie! Eben wie ich zu Ihnen ging, ich kann es kaum erzählen, so furchtbar ist das... Es war beim Theater. Drei Deutsche und ein Russe, ein Kriminalverbrecher... Sie hatten einen Greis gepackt, rissen ihm den Bart aus. Ich konnte nicht an mich halten: ‚Was tut ihr nur?'... Der Kriminelle sagte: ‚Das ist doch ein Jude.' Sie haben kein Gewissen im Leibe! Lange werden sie es nicht treiben. Als unsere Truppen abzogen, sagte mir ein Kommandeur: ‚Wartet, wir kommen bald wieder.' Dürfen denn Bestien über Menschen herrschen?"

„Wera Platonowna, ich war bei Steschenko. Sie werden es nicht glauben... Er schrie, die Kommunisten und Juden seien schuld, ich habe meinen Ohren nicht trauen wollen."

„Ich mochte ihn nie. Walja ist ein gutes Mädchen. Aber er ist kein aufrichtiger Mensch, spricht immer so süßlich und guckt einem dabei nicht in die Augen. Chana Lwowna, Sie dürfen nicht mehr hingehen. Sollten Sie Unannehmlichkeiten haben, so nehmen Sie Aletschka und kommen Sie zu mir. Der Kriminelle hat geschrien, sie würden die Juden auf die Straße werfen, da dachte ich, es wäre besser, wenn Sie zu mir ziehen, es wird ein bißchen eng für Sie sein, aber dafür sicherer."

Chana umarmte sie, versprach, bald zu kommen. Als Wera Platonowna gegangen war, dachte Chana: Ossip hatte doch recht. Steschenko ist eine Schlange. Doch wie viele solcher Menschen gibt es?... Wera Platonowna, die redet wie Ossja. Und Walja, hätte sie denn anders sprechen können? Oder Borja?... Die Jungen sind gut. Sie kämpfen. Also werden diese Bestien bald wieder vertrieben werden.

Zwei Tage später schreckte sie am frühen Morgen lautes Getöse aus dem Schlaf. Sie lief auf die Straße. Halbbekleidete Menschen sprachen aufgeregt durcheinander. Vom Kreschtschatik her zog schwarzer Rauch, dicht wie Nebel. Chana lächelte still vor sich hin: das sind die Unsrigen, sie nähern sich der Stadt. Jetzt dauert es nicht mehr lange. Sie nahm Alja auf den Arm und flüsterte:

„Hab keine Angst, gleich kommt der Vater."

* 7 *

Wera Platonowna saß zu Hause und strickte. Wenn Borja wiederkommt, braucht er das für den Winter... Wie immer war es bei ihr in der Stube sehr sauber, als hätte sie eben erst Großreine gemacht. Drei Kissen übereinander, eine Pikeedecke, ein rotbrauner, wie mit Sonne übergossener Fußboden. An der Wand hing ein großes Photo von Borja in Uniform — er hatte es ihr aus Tarnopol geschickt; daneben alte verblichene Photos, von dem verstorbenen Mann, der Schwester, den Neffen. In der Ecke glänzte matt ein Heiligenbild: Wera Platonowna hing an ihm — „es ist noch von meiner Mutter". Borja hatte sie einmal gefragt: „Wozu behältst du es? Du bist doch nicht gläubig." Sie hatte nicht gleich geantwortet, hatte überlegt und dann gesagt: „Wen stört es?... Ich weiß nicht, Borenka, was ich dir sagen soll. In die Kirche gehe ich nicht und beten tue ich auch nicht. Aber ob es einen Gott gibt oder nicht, das weiß ich nicht. Wenn es einen gibt, dann nicht in der Kirche, sondern im Herzen."

Sie strickte und dachte: wie schwer doch alles ist! Daß ich so etwas noch erleben mußte... Im vorigen Krieg waren sie auch da, aber damals war es anders, da haben sie geplündert, gemordet, aber die Menschen nicht am hellichten Tage gequält! Woher kommen nur solche Leute? Sie grölen, schießen... Das sind keine Menschen. Die Unsrigen haben es schwer — wieviel Geschütze, Wagen, Gespanne die haben... Das wird ein langer Kampf werden, ich werde das Ende gar nicht mehr erleben...

Sie lauschte. Im Treppenhaus wurde geschrien: „Ich habe nichts... Lassen Sie mich!" Jemand schimpfte auf deutsch. Dann klopfte es an ihrer Tür. Sie strich ihr Haar glatt, öffnete ruhig. Drei Deutsche traten ein. Einer von ihnen — der Anführer — sprach Russisch, sehr schlecht, doch verstehen konnte man ihn.

„Wer wohnt hier? Juden? Militärs? Kommunisten?"

Sie schüttelte den Kopf.

„Ich wohne allein hier."

„Welche Nationalität?"

„Ukrainerin, Dorf Letki."

Die Deutschen warfen die Wäsche aus den Schubfächern der Kommode, Borjas Hefte, alte, mit einem Bändchen verschnürte Briefe, verschütteten die Graupen.

Der Anführer blickte auf Borjas Bild.

„Wer?"

„Mein Sohn."

„Kommunist?"

Wera Platonowna erwiderte streng:

„Ihr habt euren Glauben, wir den unsrigen."

Der Deutsche verstand das nicht, aber Wera Platonownas Ton ärgerte ihn. Er riß das Photo von der Wand, zerfetzte es.

„Kein Sohn mehr, kaputt."

„Schämen Sie sich", sagte Wera Platonowna, „einer alten Frau weh zu tun. Haben Sie keine Mutter?"

„Maul halten!"

Wütend zertrampelte der Deutsche die Fetzen des Photos, die Hemden, den Wollknäuel, die Briefe. Plötzlich entdeckte er unter dem Heiligenbild eine Postkarte: das Bild Lenins.

„Kommunist? Hier hast du!"

Er holte aus und schlug Wera Platonowna ins Gesicht. Sie fiel hin; ihre Brille zersplitterte, das Gesicht wurde blutig, aber sie verlor die Besinnung nicht. Sie blickte auf ihren Peiniger, und dieser Blick brachte ihn zur Raserei. Die beiden anderen waren gegangen, stiegen höher hinauf. Von dort her drangen Schreie, das Geräusch splitternden Glases. Auch der Anführer wandte sich schon zur Tür, doch plötzlich packte ihn wieder die Wut. Alte Hexe! Solche Weiber sprengen die Häuser, schießen einen hinterrücks über den Haufen... Seiner selbst nicht mehr mächtig, ging er auf Wera Platonowna zu, trampelte mit den Füßen auf ihr herum, wie er es zuvor mit der Wäsche getan. Dann zerrte er sie auf die Treppe, ihr Kopf schleifte über die Stufen; sie war schon tot, als er sie auf den Hof hinausschleppte. Lange stand er über sein Opfer gebeugt und fluchte heiser, unflätig. Der Himmel hatte sich rot gefärbt — der Kreschtschatik brannte. Und das von Grauen erfaßte Haus schrie bis zum Morgen.

* 8 *

Als Chana mit Alenka zum Markt ging (es war an einem Sonntag, eine Woche nach dem Einmarsch der Deutschen), sah sie an einer Mauer eine Bekanntmachung. Vielleicht darf man nicht mehr ausgehen?... Sie blieb vor dem bläulichen Blatt stehen, las: „Juden der Stadt Kiew und Umgebung! Am Montag, den 29. September, habt ihr euch um 7 Uhr früh mit Sachen, Ausweisen und warmer Kleidung auf der Dorogoshizkaja am Jüdischen Friedhof zu melden. Nichterscheinen wird mit dem Tode bestraft."

Immer wieder las sie den Befehl durch. Was haben diese Bestien ausgeheckt?... Neben ihr stand ein älterer Mann; Chana hielt ihn für einen Gleichgesinnten. Sie fragte:

„Verstehen Sie, was die sich ausgedacht haben?"

Der Mann sah sich erschreckt um und ging fort. Eine Frau aber sagte:

„Das ist doch klar. Die Juden sollen ausgewiesen werden."

„Wohin?“

„Das weiß ich nicht.“

Chana ging langsam nach Hause zurück. Sie war in dieser einen Woche sehr gealtert, der Kopf wackelte, die Beine versagten. Wohin können diese Bestien einen verschicken?... Von denen ist nichts Gutes zu erwarten, sie werden auf eine Greisin und ein Kind keine Rücksicht nehmen... Bald aber kommt der Winter... Zärtlich und wehmütig blickte Chana die kleine Alja an: was wird aus dem Kind werden? Wenn ich sterbe, wird sie niemand liebhaben. Und sie ist doch so klug und fröhlich. Spielen müßte sie, herumtollen... Ich habe meine Zeit gelebt, kann schon sterben. Aber Alenka... Wie nur das Kind retten?

Sie beschloß, Wera Platonowna aufzusuchen: ich werde sie bitten, das Kind zu sich zu nehmen, bis die Unsrigen wiederkommen... Eine fremde Frau öffnete ihr, blickte sie böse an.

„Sie ist nicht mehr da. Man hat sie geholt... Alle Kommunisten wurden geholt. Sie glauben es nicht? Erkundigen Sie sich bei der Polizei.“

Chana begriff: jetzt gibt es keine Rettung mehr. Sie muß sich dem Schicksal fügen. Vielleicht wird man nicht allzu weit verschickt... Irgendwie wird es schon gehen... Sicher gibt es auch unter den Deutschen anständige Menschen, sie werden Erbarmen mit einem Kind haben...

Und Chana rüstete zur Abreise. Alenkas Pelz ist zerrissen, er muß unbedingt ausgebessert werden. Die Strümpfchen müssen durchgesehen werden. Backen will sie noch... Die kleinen Sorgen lenkten sie von den düsteren Gedanken ab. Alja spielte, schlief dann ruhig ein, im Einschlafen sagte sie: „Großmutter, die Puppe Mascha wird auch mitfahren, ja?“

Am Morgen wollte Chana schon aufbrechen, doch als sie sah, daß die Straße voll war von Menschen mit Bündeln, von Fuhrwerken und Handkarren, begriff sie, daß sie nicht zu eilen brauchte: es ist schon gut, wenn man bis zum Abend durchkommt...

Die Lwowskaja war verstopft. Man fuhr in Karren, schleppte sich hin. Sehr viele Greise, viele Kinder. Chana überlegte: wo sind denn die jungen Leute?... Dann fiel ihr ein: die kämpfen doch. Hier sind solche wie Alja und ich... Zwei bärtige Alte trugen auf einer Decke eine alte gelähmte Frau. Ein Mann mit einer Beinprothese schob einen Kinderwagen, in dem ein Kleines sorglos lächelte. Kinder verloren ihre Mütter, weinten. Die Alten beteten, und die schwermütigen Klänge der östlichen Betgesänge mischten sich mit Frauenschluchzen. Zwei junge Mädchen gingen eng umschlungen, sie hatten schöne Kleider angelegt, lächelten krampfhaft. Alja blickte ängstlich um sich, drückte die große Puppe an ihre Brust.

Da sah Chana in der Menge den alten Doktor Weinberg, der

Raja und Alenka behandelt hatte. Nur mit Mühe konnte sie sich zu ihm durchdrängen.

„Doktor! Wohin verschicken sie uns?"

Er sah sie mit seinen guten, traurigen Augen an, beugte sich zu ihr und flüsterte:

„Ins Grab."

Sie schrie auf, faßte Alja fester.

„Das kann nicht sein! Das Kind?"

Der Arzt winkte mit der Hand, nahm die Brille ab, und Chana sah, daß Tränen in seinen Augen standen.

Es wurde immer schwieriger vorwärtszukommen: aus der Pawlowskaja, der Nekrassowskaja, der Dmitrijewskaja strömten unaufhörlich neue Menschen. Noch nie hatte Chana bemerkt, daß die Lwowskaja so lang war. Jetzt sind sie doch erst am Markt... Auf den Gehsteigen standen deutsche Posten. Mitunter fing Chana einzelne Sätze auf, die aus Torwegen, Einfahrten, aus offenen Fenstern zu ihr drangen.

„Mein Gott, wie viele es sind!... Wohin treibt man sie denn?"

„Es heißt — zur Arbeit!..."

„Das kann man ja gar nicht mit ansehen!..."

„Sascha, komm rechtzeitig zum Essen..."

„Ich gehe nur in die Bäckerei..."

„Auf dem Kreschtschatik brennt es immer noch..."

Irgendwo jenseits der deutschen Postenkette ging das Leben weiter... Alja konnte nicht mehr gehen, sie weinte. Chana nahm sie auf den Arm, hatte aber keine Kraft, das Kind zu tragen. Jemand sagte: „Setzen Sie sie doch auf den Wagen." Chana dankte. Der Greis auf dem Wagen antwortete nicht, er murmelte nur etwas vor sich hin. Vielleicht betete er? Oder hatte er den Verstand verloren?... So etwas kann einen doch um den Verstand bringen!

Vielleicht übertreibt der Doktor? Er ist immer so... Er hatte doch einmal gesagt, Raja hätte Lungenentzündung, und es war nur eine ganz gewöhnliche Grippe...

Eine Frau, die neben Chana ging, sagte:

„Wir sollen in kleinen Städten untergebracht werden..."

Selbstverständlich übertreibt der Doktor. Sie sind Bestien, aber sie können doch keine Kinder umbringen. Chana wollte sich selbst Mut zusprechen, aber das Herz krampfte sich zusammen. Nein, dieser Weg führt nicht ins Leben! Alle weinen, die Frauen zerreißen sich die Kleider, die Alten beten wie vor dem Sterben. Zu wem beten sie? Chana erinnerte sich, wie sie einst in der Synagoge gesessen hatte, ganz oben. Es war Versöhnungstag, die Alten flehten Gott um Gnade an. Und dann kam ein Pogrom... Wenn es wirklich einen Gott gibt, dann hört er nicht, ist gleichgültig — diese Kinder gehen ihn nichts an, sind nicht seine Kinder...

Und die Deutschen blicken mit schamlosen Augen umher, lachen. Da wendet sich einer ab, selbst der Bestie graut es... Wo bleiben denn die Unsrigen? Wo ist Ossja? Natürlich wird die Rote Armee siegen, aber wann? Diese hier werden doch alle zu Tode quälen...

Wo sind wir? Immer noch die Lwowskaja... Hier in diesem Hause hatte früher einmal Chanas älteste Schwester Fenja gewohnt, ihr Mann war Schneider, er hatte ein schönes Aushängeschild... Als Chana Naum kennenlernte, kam sie zur Schwester, weinte, bat sie wie eine Mutter um den Segen. Naum war gut, aber verrückt... Als er fortging, hatte sie es schwer mit Ossja. Sie arbeitete erst als Wäscherin, dann als Aufwartefrau. Und doch hat sie Ossja großbekommen. Gewiß, Ljowa hatte ein leichteres Leben, doch Ossja hat einen klaren Kopf. Er wird geschätzt, sicher ist er jetzt Kommandeur... Und eine gute Frau hat er sich genommen. Das ist schnell gesagt, daß Raja launisch ist, alle Frauen sind launisch, sie hat aber ein goldenes Herz. Und sie hat recht daran getan, in den Krieg zu ziehen, alle müssen kämpfen, wenn diese hier solche Bestien sind... Jetzt ist klar, warum Steschenko ihr das ausreden wollte. Die Schlange!... Wera Platonowna aber ist ein wahrer Freund. Was haben nur diese Bestien mit ihr gemacht? Vielleicht auch verschickt?...

Die Chaussee... Hier ist sie vor langer Zeit gewesen, als sie mit Naum zu Rosas Hochzeit fuhr. Naum hatte so komisch getanzt. Sie hatte damals auch getanzt — Polka... Nun ist das Leben vorbei. Doch Alenka... Sie darf Alenka nicht verlassen, Alenka fängt erst zu leben an... Wo sind sie jetzt? Das ist wohl die Melnikstraße...

Die Häuser hören auf. Ringsum Brachland, da ein Hügel, dort eine Schlucht und Sand, viel Sand. Alles bleibt stehen: man läßt sie nicht weiter. Einige nehmen rasch etwas zu sich. Frauen beschwichtigen die Kinder. Ein Greis betet inbrünstig: „Du hast uns aus Ägypten geführt..."

Es dämmerte, als sie die deutsche Sperre erreichten. Chana sah auf dem niedergetretenen Rasen Tische. Wie in einem Büro... Wahrscheinlich notieren sie dort, wer wohin verschickt wird... Die Leute wurden in kleinen Gruppen vorgelassen, zu je dreißig Mann. Neben Chana standen die beiden Mädchen in den schönen Kleidern und der irre Greis, der Alja auf den Wagen genommen hatte.

Ein Deutscher nahm Chana den Paß ab. Sie fragte:

„Machen Sie einen Vermerk?"

Er aber warf den Paß zu Boden, schrie sie an:

„Schweig! Wertsachen her!"

Chana gab ihm den Trauring und drei silberne Löffel.

„Alles?"

Dann hieß man sie weitergehen. Ein Deutscher schrie:

„Ausziehen! Dalli!"

Chana rührte sich nicht. Der Deutsche schlug sie.

„Ausziehen! Das Mädchen ausziehen!“

Was haben sie sich schon wieder ausgedacht, die Bestien?... Chana entkleidete Alja. Das Kind weinte:

„Großmutter, ich will nicht baden! Großmutter, mich friert!“

Chana nahm Alja auf den Arm, drückte sie an ihren ausgemergelten Körper, um sie zu wärmen.

Der Greis legte seinen Rock ab.

„Die Hosen runter! Dalli!“

Der Greis sagte: „Nein.“

Da schlug ihn der Deutsche ins Gesicht, er wankte, fiel aber nicht hin; seine Augen liefen rot an, mit gurgelnder, scharfer Stimme schrie er:

„Verflucht seist du, dein Same, dein Haus, dein Weg!“

Ein anderer Deutscher sprang auf den Alten zu, zertrümmerte ihm mit einem Kolbenschlag den Schädel. Alja weinte:

„Großmutter, ich fürchte mich.“

„Tötet mich, schont das Kind!“ flehte Chana.

„Maul halten! Vorwärts! Dalli!“

Die beiden Mädchen entkleideten sich. Die Deutschen betrachteten sie mit lüsternen, bösen Blicken. Lächelnd gingen die Mädchen weiter und stimmten plötzlich zum Erstaunen aller an:

Wacht auf, Verdammte dieser Erde...

Chana sah eine Schlucht vor sich. Sie hörte noch die Worte der Frau, die neben ihr ging: „Das ist Babi Jar.“ Dann packte ein Deutscher Alja, holte aus und warf das Kind in die Schlucht. Chana stieß einen gellenden Schrei aus und wurde gleich still. Sie wandte ihr Gesicht dem Deutschen zu, hob den Arm und rief:

„Ossja wird kommen! Die Rote Armee wird kommen! Alles werdet ihr bezahlen, ihr Bestien!“

Sie wurden bis an den Rand der Schlucht getrieben, dann knatterten Maschinenpistolen.

Bei einem Haufen von Sachen stritten sich zwei Deutsche.

„Ich habe dir doch gesagt, daß dies meine Uhr ist...“

„Das stimmt nicht, die habe ich mir beiseite gelegt.“

Er steckte sich einige Ringe in die Tasche, darunter auch den Ring, den einst der junge verträumte Schneider der erregten Chana an den Finger gesteckt hatte... Und da liegt Aljas Pelz, Chana hat ihn gestern noch geflickt... Niemand will ihn haben... Wäsche, Spielsachen, Handtaschen, Krücken, Gebetbücher, ein Hut mit großer Feder...

* 9 *

Der Herbst war kalt. Es regnete ohne Ende. Die tiefen, brunnenähnlichen Schützengräben füllten sich mit Wasser. Die Leute froren, niesten, schimpften. Tag und Nacht Bomben, Granaten, Minen. Es schien, als wollte der Feind jede Handbreit Boden abtasten. Wie lange kann man in solch einer Hölle sitzen? Ossip zuckte die Schultern — es ist befohlen durchzuhalten.

Die Post war lange ausgeblieben. Aber dann lächelte das Schicksal wieder — der Regimentsbriefbote Serdenko hatte sich kriechend durchgearbeitet. Das Wasser troff von ihm. Er holte unter seiner Uniformjacke die Freude der Menschen hervor: bläuliche, gelbe, graue Umschläge, Blätter aus Schulheften, die zu Dreiecken gefaltet waren, zwei Zeitungen — die Heeres- und eine Moskauer Zeitung.

„Gib mal den ‚Roten Stern‘ her.“

Ossip wußte, daß für ihn keine Briefe dabei waren. Wo ist Raja? Ob sie noch weggekommen sind?... Er wollte nicht daran denken, fürchtete, wie er sich sagte, „weich zu werden“. Den Kameraden erzählte er nichts, sie wußten nicht einmal, daß der Kommissar eine Familie hatte.

Ossip wurde ein wenig gefürchtet: er schien zu vernünftig, zu trokken. Er selbst spürte, daß irgend etwas nicht stimmte. Was bin ich denn für ein Kommissar?... Die Seele des Bataillons war der blauäugige, verträumte Hauptmann Bjelogorow, der zur rechten Zeit tapfer, zur rechten Zeit fröhlich war. Ihm vertraute man die persönlichen Angelegenheiten an, erzählte man von der Frau, den Kindern, von Freuden und Mißgeschicken. Und Bjelogorow selbst erzählte auch gern von seiner Klawa, sogar Ossip wußte, daß Bjelogorows Frau am Konservatorium studierte, daß sie kurz vor Kriegsausbruch geheiratet hatten und nach Alupka fahren wollten.

Die Briefe wurden gelesen und noch einmal gelesen, an die Kameraden herumgereicht.

Ein großer Bogen groben Papiers. Große, ungelenke Buchstaben. Gorjunzows Mutter, eine Kolchosbäuerin, schreibt: „Guten Tag oder guten Abend, mein lieber Sohn! Sende Dir meine herzlichsten mütterlichen Grüße und teile Dir mit, daß wir alle gesund sind, was ich auch Dir wünsche. Schura ist einberufen worden, Marussja hat eine Tochter geboren. Das Getreide haben wir eingebracht, um die Kartoffeln ist es aber schlecht bestellt, es fehlt an Leuten, man hat uns Städter aus Sysran versprochen. Mein lieber Sohn, schlage die Deutschen für die Wunden, die sie meinem Mutterherzen zufügen! Ich grüße Deine lieben Kameraden von ganzem Herzen und wünsche Euch Kriegsglück.“

Ossip las das und wollte etwas Warmes, Gutes sagen, fand aber keine Worte, in seinem Kopf spukten Worte wie „führende

Kolchosbauern", doch das war etwas für einen Leitartikel, während es sich hier um den Brief einer Mutter handelte...

Petrizki regte sich auf:

„Meine Frau schreibt, daß sie nach Usbekistan evakuiert wird. Ich weiß nicht, wie sie das schaffen soll. Der Junge ist acht, das Mädchen erst fünf Jahre alt."

„Ausgezeichnet, daß sie evakuiert werden", erwiderte Ossip. „Dort ist es ruhiger und wärmer... Ich persönlich war noch nie dort, aber ein Genosse erzählte mir — Melonen, Weintrauben, Korinthen. Warum regst du dich auf? Wir haben doch wohl einen Staat, und nicht eine Steppe voller Wölfe. Ich bin an der Petschora gewesen, da ist das Klima rauher. Und auch dort leben die Menschen — es gibt ein Kino, die Jugend tanzt, Familien, Kuchen wird gebacken..."

Ossips sichere Stimme wirkte nicht nur auf Chana. Petrizki beruhigte sich; er zeigte Belogorow die unbeholfenen Schriftzüge des Kindes:

„‚Lieber Papa'... Das schreibt meine Tochter... Wie hübsch sie schreibt."

Leutnant Sarubin kam auf Ossip zu:

„Wir sitzen hier, werden klitschnaß vom Regen. Von dem andern will ich schon gar nicht reden... Und woran denken die Leute in Pensa? Sie wollen meiner Mutter kein Brennholz geben."

Hier handelte es sich nicht um Gefühle, hier war alles klar. Ossip schrieb sofort an das Stadtkomitee von Pensa — über Sowjetpatriotismus, über den Mut des Leutnants Sarubin und darüber, daß der Mensch im Winter Brennholz braucht...

Bjelogorow war überglücklich, er mußte sich mit jemandem aussprechen. Ossip hielt er für einen Mann, dem menschliche Schwächen fremd waren, so einer konnte sich wohl auch nicht verlieben... Aber Ossip stand nun einmal neben ihm, und Bjelogorow reichte ihm einen blaßblauen Briefbogen. Man brauchte gar nicht erst zu lesen, um zu wissen, daß da eine junge adrette Frau schrieb.

„Mein Liebster, mein Einziger!

Ich weiß nicht, ob Dich meine Briefe erreichen, doch ich denke so innig, so intensiv an Dich, daß Du es fühlen mußt. Um mich sorge Dich nicht, ich versuche zu leben; am schlimmsten wäre es, den Mut zu verlieren; nur nachts, wenn es niemand sieht, weine ich wie ein dummes Ding in mein Kissen. Moskau würdest Du nicht wiedererkennen, es hat Uniform an wie Du. Zehn Tage war ich nicht zu Hause, wir haben bei (die Zensur hatte ein Wort gestrichen) Gräben ausgehoben, am Anfang war es schwer, bis ich mich gewöhnte, auch Flieger griffen uns an, doch wir haben es trotzdem geschafft. Die Deutschen haben dort blödsinnige Flugblätter abgeworfen, nannten uns ‚Damen', sie können sich wahrscheinlich gar nicht vorstellen, daß solche ‚Damen' wie ich Geige spielen und Gräben ausheben

können. Vielleicht werden wir von hier fort müssen, nimm Dir das aber nicht zu Herzen, wir leben jetzt in einer Zeit, in der sich alle umstellen müssen. Wenn Du schießen kannst, warum soll ich nicht in einem Kolchos arbeiten können? Die Hauptsache — wir erringen den Sieg. Obwohl die Nachrichten nicht gerade sehr erfreulich sind, bin ich doch überzeugt, daß es sehr bald sein wird. Ich entsinne mich an jeden Tag, an jede Stunde, die wir gemeinsam verbracht haben. Erinnerst Du Dich noch an das ‚Moskauer Meer', wie Du ins Wasser fielst, und dann abends... Ich kann darüber nicht schreiben, Du weißt ja selbst alles. Ich küsse Dich wie damals, und wenn der Krieg auch hundert Jahre dauert — ich warte, warte, warte!"

Ossips Gesicht verfinsterte sich: der Brief erinnerte ihn an Raja. Vielleicht hat sie sich auch herausgerettet, hebt Gräben aus oder arbeitet in einem Kolchos? Und wenn sie in Kiew steckengeblieben sind?... Nein, er darf nicht daran denken!

Er liest den Rotarmisten den Leitartikel vor: „Die Verteidigung Moskaus ist die höchste Pflicht des Sowjetkämpfers." Der Artikel gefällt ihm, alles ist verständlich, klar. Er sieht auf — die Leute hören zu, schweigen. Er denkt wieder an Raja... Sie hatte einmal gesagt: „Du verstehst nichts, gar nichts..." Vielleicht stimmt es, daß er nichts versteht? Bjelogorow hatte ihm das letztemal gesagt: „Es war gut, aber ein wenig trocken." Und Ossip setzt hinzu:

„Die Frau des Kommandeurs schreibt, daß Moskau jetzt Uniform angelegt hat. Es ist dort wie bei uns. Sie studiert Musik, muß ihre Hände schonen und geht trotzdem Gräben ausheben... Das bedeutet, daß wir durchhalten müssen. Moskau ist nicht einfach ein Verteidigungsabschnitt, Moskau ist hier..."

Mit einer ungelenken Bewegung zeigt er auf sein Herz und denkt dabei — dumm, wie in einem Roman.

Das war in einer kurzen Pause zwischen zwei deutschen Angriffen. Neun Tage saßen sie nun schon hier. Ein Flüßchen... Ist das vielleicht ein Schutz? Ein Kind kann es überqueren. Gleich in der ersten Nacht hatten die Rotarmisten tiefe Gräben geschaufelt und eine so schmale Öffnung angebracht, daß man kaum durchkriechen konnte. Die Deutschen griffen täglich zweimal an. Ringsum war kein heiler Fleck Erde, Trichter an Trichter. Am schlimmsten war, daß sie zu wenig Munition hatten — sie konnte nur mit Mühe herangebracht werden. Bjelogorow und Ossip hatten beschlossen, die Deutschen näher heranzulassen — „aus Sparsamkeitsgründen". Bjelogorow fragte: „Werden unsere Leute die Nerven behalten?" Ossip erwiderte nicht einmal — dafür war eben Krieg...

Gestern hatte Sarubin zu Ossip gesagt:

„Hast du denn wirklich keine Angst?"

Ossip wurde böse:

„Und wenn ich Angst habe? Warum muß ich dir davon erzählen? Unsere Aufgabe ist doch klar: durchhalten. Der Mensch kann viele Gefühle haben, er ist aber durchaus nicht verpflichtet, es allen auf die Nase zu binden. Wenn sich jemand an Gurken überfrißt und den Durchmarsch bekommt, so wird kein Mensch darüber einen Roman schreiben, geschrieben wird über andere Dinge."

Er blickte in Sarubins graues, eingefallenes Gesicht und fügte überraschend freundlich hinzu:

„Das wird vergehen. Das sind die Nerven. Ich hatte mal Zahnschmerzen, der Zahnarzt tat was hinein, es wurde noch schlimmer, dann aber hörte der Schmerz tatsächlich auf. Er sagte mir: ‚Ich habe Ihnen den Nerv getötet.' Im Krieg geht's einem besser ohne Nerven. Haben wir erst ein Weilchen hier gesessen, so werden wir uns die Gefühle schon abgewöhnen. Wenn wir aber wieder nach Hause kommen, da hast du wieder die Frau, die Nerven und alles, was du willst."

Die Deutschen hatten beschlossen, ihre Flieger einzusetzen. Es war gegen Abend. Der Himmel klärte sich gerade ein wenig auf, der Horizont war schmutzigrot. Ossip zählte: vierunddreißig... Und hörte auf zu zählen. So hat man sich wohl in alten Zeiten den Weltuntergang vorgestellt: die Erde bebt. Wie viele Flugzeuge diese Bande hat! Unwillkürlich mußte Ossip an eine Broschüre denken: Das Ruhrgebiet, Essen, der Kampf um die Rohstoffverteilung... Dann versank alles im Nebel, als hätte ihm jemand mit aller Wucht einen Stoß vor die Brust versetzt. Er kam zu sich, als Gorjunzow, der ihn in den Armen hielt, schrie:

„Der Kommissar ist tot!"

„Gib mir zu trinken. Ich habe Durst."

Er trank einen Schluck und verspürte Brechreiz; er erbrach. Der Kopf schmerzte heftig, er wollte sich erheben, schwankte aber und legte sich lang. Einen Augenblick schien ihm, er sei zu Hause, krank, Raja habe heißen Tee gebracht, Aspirin. Gleich wird der Schmerz im Kopf nachlassen...

„Ist Ihnen schlecht?"

Das war Sarubin, irgendwo weit, weit weg...

„Nein, das vergeht gleich."

„Bjelogorow... Tot."

„Was?..."

Ossip sprang auf.

Bjelogorow konnte man nicht wiedererkennen, so entstellt war er. Ossip stand über ihn gebeugt, bewegte die Lippen, wollte etwas sagen, brachte aber nichts hervor. Dann sagte er:

„Ich übernehme die Führung des Bataillons."

Nachts wurde Bjelogorow begraben. Nirgends war ein Brettchen zu finden, und Ossip schrieb auf eine Konservenbüchse: „Hauptmann I. A. Bjelogorow, starb den Heldentod am 12. 10. 1941." Sie gaben

eine Gewehrsalve ab. Die Deutschen ließen als Antwort einige Raketen steigen. Ossip dachte daran, wie Bjelogorow geträumt hatte: „Wenn der Krieg aus ist, fahre ich mit Klawa nach Alupka." Ein gutes Gesicht hatte er, gute Augen, fröhliche, kluge. Er muß Klawa schreiben. „Ich werde hundert Jahre warten..." Und Ossip freute sich, daß es dunkel war, daß niemand ihn sah, sein Gesicht hätte wohl verraten, wie erschüttert er war...

„Die Verbindung ist unterbrochen", sagte Sarubin. „Jetzt ist nichts mehr zu erwarten. Wir müssen zurück."

„Wir haben keinen Befehl dazu."

„Unsere Patronen sind knapp. Und morgen werden sie wieder angreifen."

„Der Befehl lautet: durchhalten."

„Was soll das — Starrsinn?"

Ossip lächelte:

„Hör mal zu... Ich bin eigensinnig, das stimmt. Selbst meine Frau hat gesagt: ‚Ich kann mit so einem starrköpfigen Mann nicht leben!'"

Die Tatsache, daß der Kommissar zum erstenmal seine Familie erwähnte, berührte Sarubin und die anderen angenehm. Alle lächelten. Ossip aber sagte jetzt ernst:

„Du glaubst wohl, wir allein hätten Verluste? Sieh doch mal hin, was auf dem anderen Ufer los ist. Nachts räumen sie ihre Toten fort, aber an das Flüßchen trauen sie sich nicht heran. Dort liegen gute Fünfzig von ihnen. Die werden schon nicht mehr nach Moskau marschieren. Wenn wir zurückgehen, nur weil sie auf uns drücken, dann werden sie auch bis zu deinem Pensa kommen."

Der Angriff — der elfte oder zwölfte, Ossip wußte es nicht mehr genau — begann am frühen Morgen, als es gerade zu dämmern begann. Unfreundlich war die Erde: Regen, gespaltene Bäume, aufgewühlter Boden, ein gelber, trüber Fluß. Doch Ossip war es, als schlage gerade hier das Herz des riesigen Landes. Hier haben wir uns festgekrallt, von hier weichen wir keinen Zoll!...

Sie ließen die Deutschen auf zweihundert Meter heran; dann eröffneten sie MG-Feuer. Und zum elften oder zwölften Male fluteten die Deutschen zurück. Ossip zählte: wieder an die vierzig... Wenn es überall so zugeht, dann bekommen sie Moskau nicht zu sehen.

Und wieder surrte der Himmel. Schweinerei, wo bleiben denn unsere Jäger? Aber — was weiß ich schon viel? — vielleicht ist es beim Nachbarn noch schlimmer? Oder unsere Truppen sind zum Gegenangriff übergegangen... Eines ist klar: es muß durchgehalten werden. Wenn wir Menschen, richtige Menschen, Sowjetmenschen sind, dann lassen wir uns nicht in die Flucht jagen. Klawa aber wartet auf Bjelogorow... Wo sind Raja, die Mutter, Alja?... Nein, nicht daran denken! Lieber zählen, wieviel Bomben krepieren, das beruhigt...

Keller blickte erbittert auf das wohlbekannte Bild: Regenstreifen, rotbrauner, fetter Schlamm, Kamine verbrannter Häuser, verstümmelte Bäume und in der Ferne dieses verdammte Flüßchen. Leutnant Krause hatte gestern gesagt: „Den Dnjepr haben wir überschritten, und vor dieser Pfütze tapsen wir herum." Dieses Mal hatte Krause recht, aber er ist ein schlechter Chef, grob und ungerecht, verteilt die „Eisernen Kreuze" an seine Lieblinge, aber kommt ihm ein einigermaßen intelligenter Mensch unter die Augen, so mäkelt er sofort an ihm herum.

Welcher böse Geist hat dieses Land erdacht? Hier kann man doch nicht leben... Mit Sehnsucht dachte Keller an die Ufer des heimatlichen Neckars, an die schmucken Häuschen, Gärten, Blumenbeete, die efeu- und weinumrankten Lauben. Und Frankreich... Erst jetzt wußte er, wie glücklich er in Frankreich gewesen war. Man kann natürlich die Franzosen auslachen, sie sind entartet, kommen nicht vorwärts, aber sie sind Menschen mit Kultur. Wenn es auch in Frankreich nicht den Komfort gibt, an den die Deutschen gewöhnt sind, so haben die Franzosen immerhin ihre guten Eigenschaften, sie sind geistreich, elegant, angenehm im Umgang. Und vor allem — sie haben uns gut empfangen. Mimi hatte sicher gelogen, die blauen Flecken hatte sie sich woanders geholt... In der ganzen Zeit bin ich nur einmal schlecht aufgenommen worden. Aber Dumas ist ein Stubengelehrter, ist in den Sechzigern, er kann nicht begreifen, daß sich alles in der Welt verändert hat. Gut, daß ich nicht die Gestapo benachrichtigt habe — ein Deutscher muß hochherzig sein. Außerdem gibt es doch so etwas wie berufliche Solidarität... Warum jetzt daran zurückdenken? Wie wohl hatte ich mich in Dijon gefühlt. Und Mimi... Was würde er alles geben für eine Nacht mit Mimi! Seit dem Frühjahr lebt er wie ein Mönch... Schön wäre es, Urlaub zu bekommen und Gerda zu besuchen. Gewiß, im Augenblick darf man nicht daran denken, erst muß Moskau genommen werden. Und auf einmal so ein dreckiger, kleiner Fluß...

Der Führer sagt, die Hauptkräfte der Roten seien vernichtet; er weiß, was er sagt. Wir sehen ja nur, was wir vor der Nase haben. Aber eins ist unverständlich: je weiter wir vordringen, um so schwieriger wird es... In Frankreich war es umgekehrt; die Kameraden haben erzählt, daß die Franzosen anfangs Widerstand leisten wollten und sogar zu Gegenangriffen übergingen. Und unser Regiment ist damals nicht einmal zum Einsatz gekommen... Woher nehmen die Bolschewiki nur die vielen Soldaten? Krause sagt, daß sie keine Maschinenpistolen haben. Davon wird einem das Herz nicht leichter — dafür rattern die MGs. Rein besessen

sind die! Sie wissen doch, daß sie geschlagen sind. Wozu dann noch der Widerstand? Von hier nach Moskau ist es ein Katzensprung. Klar, daß wir hinkommen. Sie richten ein fürchterliches Blutbad an, nur um einen Monat Aufschub zu gewinnen. Als die Franzosen erkannt hatten, daß alle Trümpfe in unserer Hand waren, gaben sie das Spiel auf, das gehört sich auch so, so benimmt sich jeder kultivierte Spieler. Aber die Russen sind wirklich Wilde, man braucht sich nur ihre Straßen anzusehen...

In den ersten Tagen des russischen Feldzuges hatte Keller versucht, seine Kameraden zu beschwichtigen, die in die Fenster schossen, Türen einschlugen, Mädchen herauszerrten. „Wir müssen ihnen zeigen, was deutsche Großmut ist." Er verteilte sogar Bonbons an die Kinder. Wenn er jetzt daran zurückdachte, lächelte er spöttisch. Gerda hat recht, ich bin unheilbar naiv. Es braucht nur ein altes Weib zu flennen oder irgendein Frauenzimmer zu lächeln, und schon bin ich bereit, eine neue Dummheit zu begehen... Gestern fiel Kurt Schramm. Er war Philologiestudent. Aus ihm hätte ein Gelehrter von Weltruf werden können. Aber irgendein Asiat, der noch nicht einmal weiß, was eine Universität ist, hat ihn getötet. Bonbons... Nein, hier gehört eine Peitsche her. Sie müssen gezüchtigt werden, daß ihnen Hören und Sehen vergeht!... Vielleicht wird man in fünfzig Jahren mit ihnen wie mit Menschen sprechen können, aber nicht früher.

Vor einem Jahr hatte Keller sorglos in Dijon gelebt, hatte geglaubt, ein strammer Soldat zu sein — immerhin hatte er an einem Scharmützel teilgenommen. Jetzt ist er nun wirklich ein Frontsoldat. Kurt starb in seinen Armen. Nicht nur Kurt — an diesem verdammten Flüßchen hatten sie ein Drittel der Kompanie verloren. Gestern hatte Keller eine Laus entdeckt; es ekelte ihn, er dachte: hier ist er, der wirkliche Krieg, mit Blut, mit Dreck, mit Schrekken! Da bleibt keine Zeit, an Mimi zu denken... Vielleicht haben die Kameraden recht, die russische Mädchen vergewaltigen. Schließlich wird man ihnen doch nicht mit Blumen aufwarten... Der Krieg hat seine eigenen Gesetze: mitunter überkommt einen das Verlangen, sich abzulenken, zu sengen, zu vernichten, zu würgen. Gerda würde mich nicht wiedererkennen, ich bin verroht...

In der Kompanie waren die verschiedensten Leute: Bauern, die von Morgen, von Düngung und von Milcherträgen sprachen, ein Musiklehrer, ein Kaufmann aus Halle, Studenten. Keller gefiel am besten der Unteroffizier Willy Weber, ein Jüngling mit einem zarten, mädchenhaften Gesicht und den harten Augen des Soldaten, der schon einiges erlebt hat. Man hätte ihn einen schönen Mann nennen können, wäre nicht der Adamsapfel, der immer anschwoll, wenn Willy sich erregte. In der Kompanie galt Weber als Draufgänger. Vor dem Krieg hatte er in Jena studiert, und Keller

war von seiner Belesenheit angenehm überrascht; er zitierte Schopenhauer, Chateaubriand, Dostojewski, sagte ganze Seiten Nietzsche auswendig her, dabei war er keineswegs ein trockener Bücherwurm, er trank gern, scherzte, verstand sich in Ruhestellung am besten von allen aufs „Organisieren". Keller wußte, wenn er mit Weber geht, dann gibt es Hühnchen, Sahne, ein weiches Bett. Sah er Willy an, dann dachte er: Professor Dumas versteht uns nicht, hier ist sie, die neue Rasse — der Soldat mit dem Buch, der Weise mit dem Gewehr!

„Ich träume von der Zeit nach dem Krieg", gestand Keller seinem jungen Freund. „Gewiß, um ein neues Europa aufzubauen, muß man vieles zerstören. Doch es kommt der Tag des Sieges... Wir werden zu unseren Büchern, zu unseren Familien zurückkehren."

Weber lächelte verächtlich:

„Bei Ihnen machen sich noch starke Überbleibsel aus dem 19. Jahrhundert bemerkbar. Jemand nannte es ein ‚dummes' Jahrhundert, und mit Recht. Freiheit für die Ungebildeten, Kultus der Toleranz und gleichzeitig der maisons de tolérance, Träume von bescheidenem Auskommen, pazifistische Schäfchen, kurzum Blödsinn, Fäulnis. Wir wurden für anderes geboren, dieses Jahrhundert wird ein deutsches sein. Sehen Sie, Johann, ohne Tragik gibt es keine Biographie, keine Geschichte eines Volkes. Solange die Holländer zu kämpfen verstanden, hatten sie einen Rembrandt. Und was haben sie jetzt? Käse!... Mein Vater war früher Verwalter eines großen Gutes, nahe an der böhmischen Grenze. Dort gab es einen Karpfenteich. Ich erinnere mich, wie ein Ichthyologe aus Dresden zu uns kam und sagte, man müßte ein paar Hechte in den Teich setzen und die Karpfen würden größer werden. Wenn keine Gefahr besteht, verflachen die Menschen. Die Franzosen wollten nicht kämpfen, sie waren zu fett geworden. Wenn Sie wollen, haben wir ihnen einen Dienst erwiesen, indem wir ihnen ein wenig Fett abnahmen, vielleicht werden sich diese Kapaune daran erinnern, daß sie einst gallische Hähne waren. Glauben Sie, die Russen wollen kämpfen? Man zwingt sie dazu. Hier finden Sie keine einzige Persönlichkeit, sie sind wie dieses Feld, krepieren kann man vor Langeweile. Es ist durchaus verständlich, daß wir sie schlagen. Der Krieg ist für uns keine Katastrophe, sondern die höchste Äußerung des menschlichen Geistes."

Keller widersprach nicht. Er blieb zwar bei seinem bescheidenen Wunschtraum: einem Häuschen, Gerda, Kaffee mit Sahne, Bücher, aber innerlich stimmte er Weber bei, dieser Bengel hatte das Wesen der Epoche erfaßt.

Ein Ruhetag wurde eingelegt: das Regiment bekam Nachschub. Ein trübes, nasses Dörfchen. Erschreckte Gesichter alter Frauen,

Die Soldaten trockneten ihre Mäntel, brieten Kartoffeln, sangen alte, noch von Kindheit her vertraute Lieder. Es war warm, gemütlich. Weber hatte irgendwo eine Flasche russischen Wodka aufgetrieben; sie tranken in kleinen Schlucken, um den Genuß hinauszuziehen, Keller war im Sitzen eingenickt. Er träumte von Mimi. Solch ein Teufelsweib gibt es doch nur in Frankreich!...

Plötzlich splitterte die Scheibe: jemand hatte einen Stein ins Fenster geworfen. Alle sprangen auf, griffen nach den Maschinenpistolen. Verfluchtes Land, immer muß man auf der Hut sein! Weber lief hinaus, in die Finsternis, in den Regen. Einige Augenblicke später zerrte er einen flachsblonden Knaben herein, der gellend schrie. Er war kurz geschoren, mit abstehenden Ohren, die Finger voller Splitter — kurz, von der Sorte, wie man sie auch in Heidelberg findet, nur daß sie dort sauberer sind...

Niemand verstand den Bengel, der unentwegt sprach. Webers Augen wurden stahlhart, am Halse trat der Adamsapfel hervor. Er hielt den Knaben ganz fest, und plötzlich — niemand hatte das erwartet — schmetterte er ihn mit dem Kopf gegen den Ofen.

Keller wandte sich ab. Immerhin ist das widerwärtig! Krieg gegen Kinder... Dann dachte er daran, wie Kurt gestorben war. Und der Stein war doch knapp an Willys Kopf vorbeigeflogen... Wilde! Es ist unmöglich, mit unseren Maßstäben an sie heranzutreten. Er bat Weber um etwas Wodka, leerte den Becher und schlief gleich ein.

Als er erwachte, war der Knabe nicht mehr da; die Kameraden rasierten sich, putzten die Schuhe, kochten Kaffee; Willy las Mark Aurels „Selbstbetrachtungen“.

Und dann wieder — das Feld, Baumstümpfe, Dreck. Krause sagte: „Wenn wir diesen blödsinnigen Fluß nicht forcieren, machen wir uns lächerlich. Unseretwegen können die anderen nicht vorwärts.“ Weber antwortete: „Früher hing das nicht nur von uns ab, jetzt aber hat das Regiment Nachschub bekommen. Ich bin überzeugt, daß wir morgen am anderen Ufer stehen werden.“

* II *

Die Deutschen wurden noch einmal zurückgeworfen. Die Sanitäterin Warja seufzte bekümmert, als sie Ossip den Arm verband; ein Granatsplitter hatte ihn oberhalb des Ellbogens verletzt. Ossip verzog das Gesicht, versuchte aber zu lächeln.

„Ich fürchte, der Knochen ist verletzt“, sagte Warja. „Sie müssen zum Verbandplatz gehen.“

„Nein, der Knochen ist heil... Außerdem ist es der linke Arm, das hat nichts zu sagen. Ich kann jetzt nicht weggehen, die

Vorstellung hat ja kaum begonnen. Einen haben wir gefangengenommen. Das Biest hatte sich in den Fluß gewagt... Bleiben Sie hier, er wird gleich hergebracht... Wie gut, daß der Dolmetscher bei uns hängengeblieben ist."

Zum erstenmal sollten sie einen lebenden Deutschen sehen, das interessierte alle. Nur der Dolmetscher Seldowitsch, Student des Pädagogischen Instituts, machte ein finsteres Gesicht. Vor einer Woche war er hier eingetroffen, um Gefangene zu verhören; es gab aber keine Gefangenen, und zum Gefechtsstand des Regiments konnte er nicht mehr zurück. Seldowitsch hatte seine Dolmetscherpflichten vergessen, saß mit einem Gewehr da und schimpfte virtuos, natürlich auf russisch. Jetzt regte er sich weit mehr auf als im Bombenregen. Er hatte deutsche Poesie studiert, aber im Divisionsstab war man ihm gleich mit solchen Fragen gekommen wie: „Was heißt auf deutsch Rokkade? Feuerüberfall? Zusammenwirken?" Selbstverständlich war er solchen Worten weder bei Schiller noch bei Heine begegnet.

Willy Weber sah recht jämmerlich aus, durchnäßt, im Gesicht ein großer blauer Fleck (als er gefangengenommen wurde, hatte er ausreißen wollen). Er sah alle der Reihe nach finster an; seine Augen hatten noch immer den harten, sogar hochmütigen Ausdruck, doch in der Hast, mit der er sich bald dem einen, bald dem anderen zuwandte und wie er der unverständlichen Rede zu folgen suchte, lag etwas Fieberhaftes.

Ossip sagte zu Seldowitsch:

„Frag ihn, von welchem Truppenteil er ist."

Anstatt auf die Frage zu antworten, brüllte Weber:

„Die Rote Armee ist zerschlagen. Eure Generale geben sich gefangen. Ich fordere euch auf, euch zu ergeben. Im Namen des Führers... Wir werden keinem etwas zuleide tun."

Seldowitsch war verlegen: man wird ihm nicht glauben, wird denken, er kann kein Deutsch...

„Genosse Kommissar, der Gefangene redet Stuß."

„Übersetze nur ruhig!"

Seldowitsch übersetzte Wort für Wort. Ossip blickte streng auf Weber.

„Wenn er es wagt, die Ehre der Roten Armee anzutasten, so wird er nicht mehr lange leben."

Diese Worte gefielen Seldowitsch; er sagte zu Weber: „Sie werden nicht mehr lange leben."

Weber schloß die Augen. Der Adamsapfel an seinem langen Hals geriet in Bewegung. Aus den Gesichtsporen trat Schweiß. Er wollte etwas sagen, doch seinem Mund entrangen sich nur heisere Laute. Dann schlug er die Augen auf, blickte voller Grauen auf Ossip und schrie:

„Man darf mich nicht erschießen! Ich wurde eingezogen. Ich habe nur nach Befehl gehandelt. Ich bin Student. Ich habe eine Mutter in Jena."

Ossip verzog verächtlich das Gesicht.

„Sage ihm, daß ihn niemand erschießen will. Er muß sich bloß anständig benehmen, hier hat er's nicht mit dem ‚Führer' zu tun, sondern mit Menschen. Von welchem Regiment?"

Weber erhob sich, stand stramm; er gab ausführliche Antworten, Seldowitsch hatte Mühe mitzukommen. Als das Verhör beendet war, trat Gorjunzow an Ossip heran:

„Genosse Kommissar, gestatten Sie, das Aas umzulegen?"

„Nein, das ist ein Gefangener. Ärgere dich nicht, du wirst ihnen noch im Kampf gegenüberstehen... Der Gefangene muß zum Gefechtsstand gebracht werden. Ein Unteroffizier, und dazu noch sehr schwatzhaft. Dort wird man mehr aus ihm herausbekommen. Nimm den Dolmetscher und kriecht hin... Ihr bringt ihn zu zweit; aber paß auf, daß er lebend ankommt. Klar?"

Sie erreichten das Dörfchen, in dem der Regimentsgefechtsstand lag. Seldowitsch ging in sein Quartier. Der Adjutant erklärte Gorjunzow, der Major habe zu tun, er müsse warten. Gorjunzow setzte sich auf einen Baumstamm, machte dem Deutschen klar, daß er sich auch setzen solle. Und obwohl Weber kein Russisch verstand, redete Gorjunzow auf ihn ein:

„Ein Aas bist du, ein richtiges Aas! Was habt ihr hier zu suchen? So ein Luder! Zu Hause ging's dir wohl nicht gut genug, du Parasit! Ihr kommt, brennt unsere Häuser nieder, quält unsere Leute. Ich tue dir nichts, hab keine Angst... Unser Kommissar versteht schon seine Sache. Aber eins will ich dir sagen: der allerletzte Scheißkerl bist du, damit du's weißt!"

Gorjunzow zog eine Zeitung hervor, den Tabaksbeutel, drehte sich eine Zigarette. Dann gab er Weber den Beutel:

„Da, rauch, du Parasit. Ich würde ja mit euch allen kurzen Prozeß machen... Läßt man dich aber nun schon leben, dann brauchst du auch was zum Rauchen. Bist zwar ein Parasit, aber rauchen will so was auch... Da, rauch, sag' ich dir."

Weber hustete von dem ungewohnten, beißenden Rauch, fühlte sich aber sofort erleichtert: er begriff, daß er am Leben bleiben würde, und freute sich, an nichts mehr denkend, über das geschenkte Leben.

Ossip aber entschloß sich, an Klawa zu schreiben. Lange saß er über dem sauberen Blatt Papier, endlich schrieb er: „Liebe Genossin und Freundin Klawa! Iwan Alexejewitsch hat mir viel von Ihnen erzählt, ich weiß, was für ein Herz Sie haben. Fassen Sie sich, Klawa..." Er legte die Feder fort, es gelingt nicht. Das verstehen doch nur die Schriftsteller... Vielleicht sollte er Sarubin bitten?...

Petrizki kam gelaufen:

„Die Verbindung ist wiederhergestellt. Major Krapiwzew will Sie sprechen... Die Deutschen kommen schon wieder, sehen Sie doch das Feuerwerk.“

Ossip nahm den Hörer.

„Am Apparat. Der Dolmetscher hat wohl schon erzählt... Das Wichtigste ist die Munition... Was die Deutschen machen? Sie kommen gerade wieder an. Ich höre Sie nicht... Wir? Es geht, wir warten ab...“

* 12 *

Im Bombenkeller war stickige Luft. Die trübe Birne konnte den großen Keller, die vielen mit Menschen vollgestopften Gänge und Winkel kaum erleuchten. Die einen schliefen, die anderen warteten gespannt, gähnten krampfhaft, horchten auf die Explosionen. Eine Alte hielt ein riesiges Bündel umklammert. Eine schwangere Frau schluchzte. Nina Georgijewna beruhigte sie:

„Haben Sie keine Angst. Das sind keine Bomben, das sind unsere Flakgeschütze.“

Jemand pfiff:

„Das war aber nah!“

Die Frau weinte noch heftiger. Nina Georgijewna gab ihr Bemühen nicht auf:

„Ich versichere Ihnen, daß es die Flak ist. Sie dürfen sich nicht aufregen, gleich wird Entwarnung sein.“

Sie umarmte die Frau, diese wurde ruhiger.

In solchen Augenblicken fühlte Nina Georgijewna eine große innere Ruhe. Kurz vor dem Krieg hatte Olga lachend zu Sergej gesagt: „Mama ist wie das Segel bei Lermontow — sie sucht den Sturm.“ ... Nina Georgijewnas Leben hatte sich, mit Ausnahme der frühesten Jugend, anders gestaltet, als sie es sich vorgestellt hatte. In den Jahren des Bürgerkrieges war sie an den kranken Mann gefesselt, der im eiskalten Zimmer lag und über den britischen Imperialismus schrieb. Damals glaubte sie, das Leben ginge an ihr vorbei. Dann kam das Leid, ein roter Katafalk, Reden, Kleinigkeiten, die täglich an den Verlust gemahnten — eine zerkaute Zigarettenspitze, Zeitungsausschnitte, alte Briefe. Die Sorge um die Kinder nahm Nina Georgijewna ganz in Anspruch, bald brauchte Olga Schuhe, bald Wassja eine Ausrüstung für das Pionierlager, bald hatte Serjosha sich die Ellbogen durchgeschabt... Gewiß, sie hatte ihre Arbeit: die Schule, das Institut, Parteiversammlungen, Berichte über den Fünfjahrplan, Serjoshas Erzählungen, aber das war ihr zu wenig, sie wollte alles hingeben. Und nun war die Öde der einsamen Abende, waren die ewigen Zweifel (braucht denn jemand

einen alten, kranken Menschen?) vergessen, sie lebte jetzt das Leben Moskaus. Im Parteibezirkskomitee erschien sie wie ein Soldat auf dem Gefechtsstand, um die Befehle entgegenzunehmen. Wo sie auch sein mochte, im Luftschutzkeller, auf dem Bahnhof, im Lazarett, überall war sie den Menschen eine Stütze, übertrug auf sie ihre Zuversicht.

Manchmal überkam sie nachts der Wunsch, jemand möge ihr beistehen: von Wassja hatte sie seit Kriegsausbruch keine Nachrichten. Immer wieder mußte ihr Natascha erzählen, wie sie sich in Minsk von Wassja getrennt hatte. Es heißt, in den Wäldern ziehen starke Abteilungen umher... Vielleicht ist er tot?... Nun ist auch Serjosha fort, er schreibt selten, beteuert, daß er in der Etappe sei, beruhigt sie... Nina Georgijewna bemühte sich, vernünftig zu denken: die Post arbeitet schlecht, Verwundete werden befördert, Munition, Flüchtlinge — die Briefe kommen zuletzt dran. Sicher gehen Briefe verloren... Und Wassja schrieb ja nie gern. Wenn es besser geht, wird er schreiben... Serjosha hat im September geschrieben... Aber wenn sie auch allen anderen Trost spendete, sich selbst konnte sie nicht trösten. Sie hatte schwere Träume. Ein Schiff sank, Wassja war an Bord. Serjosha lag tot auf dem Platz einer fremden Stadt. Von Grauen gepackt, wachte sie auf, trank Wasser, machte sich Vorwürfe: wie kann man sich so gehen lassen, die Nerven... In Minsk — ein Meer!... Serjosha ist noch in der Etappe — sein Truppenteil wird erst aufgestellt... Und trotzdem war das Herz beklommen. Doch dann ging sie zu anderen Menschen und vergaß das eigene Leid.

Früher war sie oft mit ihren Schwiegertöchtern zusammengekommen. „Wer gefällt dir besser, Walja oder Natascha?“ fragte Olga einmal. Nina Georgijewna vermochte keine Antwort zu geben. Sie liebte beide, jede auf eigene Art. Mit Walja konnte sie über Kunst, über Bücher, über Träume sprechen. Nina Georgijewna billigte Serjoshas Wahl: Walja ist eine feinfühlige, zarte Frau, wie man sie selten findet. Natascha hingegen war für sie ein Kind, sie verhätschelte sie, wie einst Olga. Natascha kränkte das ein wenig, aber sie dachte: na schön, die alte Frau hat ihre Freude daran... Als erste fuhr Walja fort, schon im August. Natascha meldete sich zu einem Kursus, wollte Sanitäterin werden. Sie kam nach Rjasan. Nina Georgijewna gab ihr Schokolade und Kekse auf den Weg mit, seufzte: „Du bist noch viel zu klein.“

Nur Olga blieb. Doch wie immer stand zwischen ihnen eine Mauer. Olga sprach von Lebensmittelkarten, Vorräten, erzählte, daß irgend jemand Labasow zu seinem „hervorragenden Leitartikel“ gratuliert habe... Vielleicht sagte sie das, um die Mutter von ihren traurigen Gedanken abzulenken, aber Nina Georgijewna blieb finster: woran Olga nur denkt!

Nina Georgijewna erkannte Moskau nicht wieder; Besorgnis stand nicht nur auf den Gesichtern, sondern auch auf den Steinen. Viele Gebäude bekamen Tarnanstrich: ein bösartiger Ausschlag bedeckte sie; auf den Brandmauern erblühten giftige Bäume, das Herz krampfte sich bei diesem Anblick zusammen. Märchenhafte Pfefferkuchentürme ragten auf den Plätzen. Ein bunter Schleier verhüllte das Gesicht der Moskwa. Besonders schmerzhaft empfand Nina Georgijewna die Tragik dieser Maskerade, als ein kleiner Junge fröhlich plapperte: „Mama, sieh mal, auf dem Haus ist eine Tanne, bald kommt Großväterchen Huckepack", und die Mutter weinte.

Die Straßen waren belebt, unruhig. Frauen schleppten Bündel, Säcke, Koffer. Vor den Bahnhöfen hörte das Gedränge nicht auf. Langsam stiegen gegen Abend Fesselballons, die wie Walfische aussahen, in den grauen, niedrigen Himmel; an den Eingängen der U-Bahn-Stationen drängten sich die Menschen. Die Nächte waren schwarz und geräuschvoll: Sirenen, Flaks, Bomben. Nach den wenigen warmen Tagen brach ein früher Winter an. Alarmierende Gerüchte gingen um über Orel, Wjasma, Mzensk. Moskau hatte die Ruhe des Friedens längst vergessen und die andere, die soldatische Ruhe noch nicht gefunden. Überall sprach man von Evakuierung. Viele Häuser leerten sich. Auch Nina Georgijewnas Nachbarn waren fortgezogen.

Olga kam:

„Du kannst mir gratulieren, wir werden evakuiert."

Sie war außergewöhnlich erregt. Nina Georgijewna beruhigte sie:

„Das ist richtig, solch eine Zeitung wird jetzt im tiefen Hinterland mehr gebraucht. Gräme dich nicht, Olga, sie werden Moskau nicht nehmen, davon bin ich überzeugt."

„Das glaube ich auch. Die Deutschen haben im Rundfunk erklärt, sie würden am zwanzigsten auf dem Roten Platz sein; da nehmen sie mal wieder den Mund voll. Sind Nachrichten von Serjosha da?"

„Nein."

„Mama, und du hast dich doch entschlossen, zu bleiben? Ich finde das kindisch."

„Solange man mir nichts sagt... Hier gibt es viel zu tun."

„Man wird dich auch fortschicken. Weißt du, in deinem Alter... Aber bei dir ist es nicht so schlimm, du hast nicht so viele Sachen. Ich weiß einfach nicht, was ich tun soll, wir haben furchtbar viele Sachen; man kann doch nicht alles mitnehmen, und sie dalassen, tut einem leid, man wird sie stehlen."

Und wieder verspürte Nina Georgijewna Entfremdung, fast Widerwillen. In solchen Tagen denkt Olga an ihre Sachen!

Olga war gekränkt: Mama glaubt, ich mache weniger durch als sie! Wie töricht! Als sei ich kein Sowjetmensch. Und trotzdem ist es jammerschade um die Sachen.

Sie trennten sich kühl, wie Fremde.

Zwei Tage später sagte man Nina Georgijewna: „Eine Kindergruppe muß evakuiert werden, die Eltern bleiben hier. Sie werden damit gut fertig werden."

Nina Georgijewna ging ein letztes Mal durch die Straßen Moskaus, sie ging langsam, während nasser Schnee vom Himmel fiel, und lächelte wehmütig. In diesem Hause hier hatte sie gewohnt, als sie festgenommen wurde. Ein Polizeiaufseher war gekommen, war mit seinen schweren Stiefeln umhergestampft, hatte sich lange ein Photo besehen, das eine Gruppe Gymnasiasten darstellte, und gesagt: „Das legen wir den Akten bei." In der letzten Zeit mußte sie oft an längst vergangene Jahre zurückdenken. Deutlich erinnerte sie sich an die Genossen aus der illegalen Arbeit, an Treffs, an den Abziehapparat, die Flugblätter, die Gefängniszelle, den rothaarigen Rittmeister, der sie verhört hatte, die Schenke in dem polnischen Flecken, die Zeitungspacken... Als sei es erst gestern gewesen! Und alles, was nachher kam, lag im Nebel. Vielleicht war das eine Alterserscheinung; in der Neige des Lebens erinnern sich die Menschen an ihre Kindheit und erste Jugend besser als an die späteren Jahre. Vielleicht aber hatten die sich dramatisch abrollenden Ereignisse Nina Georgijewnas Seele aufgewühlt, das rebellische Mädchen von einst erweckt.

Sie erinnerte sich jetzt, wie sie in die bolschewistische Organisation aufgenommen wurde. Genosse Jegor hatte sie mißtrauisch angesehen (ihr war, als durchdringe er sie mit seinen Blicken): „Werden Sie auch nicht schwach werden?" Sie hatte geantwortet: „Nein." Im Butyrki-Gefängnis war es traurig; drang das ferne Klingeln der Straßenbahn zu ihr, dann seufzte sie: wie schön ist es draußen! Selbst die Tauben haben da etwas zu feiern... Jetzt empfand sie auch für das Butyrki-Gefängnis Zärtlichkeit. Wie bitter, alles verlassen zu müssen... Doch die Genossen wissen es besser... Jeder muß auf seinem Posten sein.

Und nun der halbdunkle Bahnhof. Fliegerangriff. Lange Güterzüge. Nichts ist zu sehen... Sie rief die Namen der Kinder: und wenn ich eins verliere?... Warum fertigt man sie nachts ab? Wahrscheinlich wegen der Luftangriffe... Sechsundzwanzig. Die Älteste, Wera, ist vierzehn, der Jüngste, Wassja, acht. Alle sind beisammen. Wassja ist die ganze Zeit an ihrer Seite.

Was ist mit Wassja? In vier Monaten hat er kein einziges Mal geschrieben. Jetzt ist auch keine Nachricht mehr zu erwarten. Wohin soll er denn schreiben? Natascha ist auch fort... Nur nicht denken, alle haben ihr Leid...

Es dämmerte. Der Zug hielt auf einem Knotenpunkt. Nina Georgijewna stieg aus, um zu rauchen. Sie sah Dutzende von Güterzügen, offene Loren mit Maschinen; ja, auch die Maschinen sind Flüchtlinge geworden. In den geschlossenen Güterwagen: Familien, Teekessel, Windeln — aus Kursk, aus Orel, aus Kalinin. Zwei Wochen sind sie schon unterwegs. Der riesige Bienenstock ist aufgescheucht, ganze Städte ziehen aus, Fabriken, Schulen. Unter Bombenregen, im Feuerschein hatte man diese Bauerntruhen und Bilder, das Vieh, die Archive, die unverständlichen, komplizierten Geräte verladen... Und nun schneit es... Ihr wurde bang; so groß ihre Zuversicht auch war, irgend etwas vibrierte in ihr. Der Lokomotivführer sprach sie an:

„Genossin, haben Sie eine Zigarette für mich?"

Gierig zog er den Rauch ein.

„Jetzt geht's wieder. Sechzig Stunden habe ich nicht geschlafen, Sie sehen doch, was für ein Zug das ist."

Seine Augen waren vor Müdigkeit gerötet, doch ruhig. Ein älterer Mann, in meinem Alter... Und Nina Georgijewna schämte sich ihrer vorübergehenden Schwäche: kann man denn mit solchen Menschen untergehen?

Sie hatte sich mit den Kindern schnell angefreundet, kannte die Geschichte eines jeden. Wassjas Vater war bei den Panzern, die Mutter arbeitete im Telegraphenamt. Olegs Vater war Flieger, die Mutter Sanitäterin. Wassja erzählte: „Vater sagte: ‚Ich werde sie glattbügeln', die Mutter hat das nicht verstanden." Und Warja erzählte: „Papa ist an der Front und schreibt keine Briefe." Nina Georgijewna antwortete hastig: „Er wird bald schreiben. Jetzt haben sie dort anderes zu tun."

Auf einer Station wollte man versehentlich den Wagen abhängen.

„Es müssen Waggons mit Wertgegenständen vorgelassen werden."

Nina Georgijewna regte sich auf, rief:

„Und hier sind Kinder! Oder wissen Sie vielleicht nicht, daß das unsere Goldreserve ist?"

Später fand sie es selbst lächerlich: sie eine Rednerin... Aber hatte sie nicht recht? Bäume waren gefällt, Straßen und Städte gebaut worden. Und wir hatten kein „Goldfieber". Ein anderes Fieber — nach Menschen... Diese hier werden heranwachsen, werden aufbauen. Und nicht nur Fabriken... Natürlich braucht man Häuser, Schuhwerk, Maschinen. Doch darüber hinaus will der Mensch staunendes Bewundern, Musik und Glück. Wer aber bringt das alles hervor? Nur der Mensch. Ich werde es nicht erleben, das ist jetzt klar; erst muß noch fertiggebaut, ausgebessert werden. Doch diese hier werden es sicher erleben...

Sie war traurig, daß Sergej nicht bei ihr war, daß niemand da war, dem sie das Wichtigste hätte sagen können. Die Kinder schliefen. Der dunkle Vorortwagen war erfüllt von gleichmäßigen Atemzügen. Nina Georgijewna entnahm ihrem Reisebeutel einen Lichtstummel, einen Briefblock und schrieb. Sie erzählte Sergej von den letzten Tagen in Moskau, von der plötzlichen Abreise, schrieb, wie sehr sie sich aufregt, weil Wassja nichts von sich hören läßt. Walja hätte eine Postkarte geschickt, sie hat sich gut eingerichtet, wohnt in einem warmen Zimmer. Dann ließ Nina Georgijewna ihren Gedanken freien Lauf. „Serjoshenka, ich denke jetzt oft an den Tod; sorg Dich nicht, ich bin gesund, aber die Menschen haben schon immer daran gedacht, immer gesucht, dieses Problem zu lösen, die Wissenschaft durch Bekämpfung der Krankheiten — dem Menschen wurden noch ein paar Lebensjahre geschenkt —, die Christen durch die Illusion einer Auferstehung von den Toten, eine schöne Legende, doch wieviel kindliche Beschränktheit liegt in ihr — Auferstehung für die Ewigkeit mit der Kenntnis von fünfzig Lebensjahren, die Pantheisten waren bereit, sich im anonymen Chaos aufzulösen. Ich sehe die Kinderchen an und mir scheint, daß es tatsächlich eine Unsterblichkeit gibt — in den Menschen selbst. Es ist nicht wichtig, ob es deine Kinder sind oder fremde; die Unsterblichkeit liegt im Weiterleben der Gedanken, der Gefühle, in ihrer Entwicklung, im Fortschritt."

Immer noch atmeten ruhig die Kinder, stuckerten ruhig die Räder. Nina Georgijewna knüllte plötzlich die beschriebenen Blätter zusammen. Sie löschte den Lichtstummel, versuchte zu schlafen, doch der Schlaf kam nicht. Da schlug sie die Augen wieder auf und wartete, in die dunkle Trübe des Fensterchens starrend, geduldig auf den späten Anbruch des Tages.

* 13 *

Drei Monate lang lebte Sergej wie im Fieber; er wußte nicht, wird er an die Front geschickt oder nicht. Es drängte ihn mit der ganzen ungeduldigen Leidenschaftlichkeit seines Wesens hinaus. Nina Georgijewna meinte: „Du hörst ja gar nicht zu, wenn ich etwas sage... Wie ein Nachtwandler bist du." Als Walja wegfuhr, hatte er ihr kein liebes Wort gesagt. Im Zug weinte sie die ganze Nacht hindurch: er liebt mich nicht, ich weiß, daß er mich nicht liebt... Er aber war böse auf sich, als er zur Besinnung kam: wie konnte ich Walja nur so weglassen? Man sagt jetzt „auf Wiedersehen" und glaubt doch nicht an ein Wiedersehen...

Endlich bekam er den Befehl. Das Pionierbataillon wurde in einem kleinen Wolgastädtchen aufgestellt. Der Donnerschlag des

fernen Gewitters schien noch nicht bis hierhergedrungen. Honig, Äpfel, Sahne wurden verkauft, friedlich wurde über dies und jenes geklatscht. Die Ruhe hier erregte Sergej noch mehr. In der dienstfreien Zeit wußte er nicht recht, was anzufangen, er konnte nicht lesen, nicht mit den Kameraden sprechen. Der sonst so fröhliche, umgängliche Sergej wurde verschlossen. Die Heeresberichte verschlechterten sich von Tag zu Tag. Durchbruch in Richtung Moskau... Die Deutschen in Odessa... In Charkow... Im Donezbecken... In der Krim... Sergej starrte auf die Karte, als erwarte er von ihr die Antwort — was war geschehen?

Ein Kamerad sagte:

„Sind die aber stark!... Du warst doch in Frankreich, wie ging es dort zu?"

Sergej erwiderte:

„Ich weiß nicht, ich war dort vor dem Krieg."

Dann machte er sich Vorwürfe: wie kleinmütig bin ich!... Ginge es nur schneller an die Front! Das Schrecklichste ist, als Unbeteiligter zuzusehen...

Er hatte Glück: auf der Durchreise kam er nach Moskau. Es war ein grauer, nebliger Tag, nasser Schnee fiel. Streng klang der Tritt der Kommandanturstreifen auf dem Pflaster, streng blickten die Mädchen in den wattierten Jacken. Barrikaden, Schienensperren und Drahtigel ragten und lagen quer über dem Fahrdamm. Sergej schritt durch die Straßen und verzog leicht die Lippen: Moskau bekommen sie nicht!

Auf dem Roten Platz sah er Stalin. Stalin trug einen Militärmantel, eine Schirmmütze, dabei war es bitterkalt... Ruhig stand er da und ruhig sagte er: „Hitlerdeutschland muß zusammenbrechen."

Sergej dachte daran, wie schwach er gewesen, und schämte sich. Frankreich?... Dort waren ja alle auseinandergelaufen — angefangen vom Präsidenten der Republik bis zu den Offizieren, alles war aus den Fugen gegangen. Aber Stalin steht auf seinem Posten. Und die Parade wurde abgehalten, wie in jedem Jahr. Ist das nicht die beste Antwort? Gewiß, die Deutschen haben viele Panzer. Doch der Mensch kann Panzer in die Luft sprengen, kann Panzer herstellen. Und die Menschen haben wir.

Immer wieder mußte er im Schützengraben erzählen: „Ja, ja, er stand auf der Tribüne. Aus jedem Wort sprach Zuversicht. Moskau ist ein Heerlager, Geschützdonner, Fliegerangriffe. Allein die Tatsache, daß Stalin dort ist, genügt. Niemals werden sie Moskau nehmen, niemals!"

Anfangs hatte er oft gedacht: warum bin ich nicht bei den Panzern, warum nicht Artillerist wie Wassja? Sogar bei der Infanterie wäre es besser... Immer nur lesen, wie andere ins Feuer gehen,

den Feind rammen und selbst immer hinterherzotteln, Brücken schlagen, Minen legen... Es war kein Ehrgeiz, der aus ihm sprach, sondern Romantik, nicht umsonst hatte Nina Georgijewna gerade ihm ihre geheimen Gedanken und Gefühle anvertraut.

Und nun ist er an der Front. Vor ihm liegt eine Karte: sie ist viel größer als die Karte, auf die er vor einem Monat gestarrt hatte. Hier gibt es weder die Krim noch Leningrad; die größte Stadt ist Naro-Fominsk, jedes Hügelchen ist eingetragen, und jedes Hügelchen ist ihm jetzt wichtiger als alle Heeresberichte. Nur einmal dachte Sergej, als er auf die Karte sah: der Henker hole sie, das ist doch schon die Moskauer Umgegend, die Vororte. Wie weit sie vorgestoßen sind! Und gleich wurden seine Gedanken abgelenkt: hier ist eine ideale Verteidigungslinie... Es gibt ein sicheres Mittel gegen großes Leid: die Einzelheiten des Lebens, mühsame Kleinarbeit, tägliche, stündliche Anspannung. Sergej wußte, daß bei seiner Arbeit die Hauptsache Geduld war; zu seinem Kommissar Sonin sagte er einmal offenherzig: „Ameisen sind wir, richtige Ameisen. Andere fliegen, fahren, wir aber krabbeln. Ruten und Ameisenhaufen... Für den Krieg ist das nützlich, fürs Theater unbrauchbar — ein Theaterstück wird darüber nicht geschrieben. Und für dich und mich? Scheußlich, und doch, man sage, was man will, höchst reizvoll." Er war wieder besserer Stimmung, unterhielt sich in der Freizeit lange mit den Kameraden, wurde der alte Sergej; nur die Augen hatten sich verändert — sie blickten härter, ruhiger; er merkte das beim Rasieren: komisch, wie gealtert ich bin!...

Seine Briefe an Walja atmeten Zärtlichkeit, doch sie erinnerte sich an seine Kälte beim Abschied und ihr war, als fehlte ihnen etwas — die Glut, vielleicht die Leidenschaft.

Der Krieg war für Sergej ein hartes, schweres Handwerk. Viel Schnee war gefallen, man kam kaum vorwärts, oft aber hieß es, querfeldein laufen. Der Frost nahm zu; alle freuten sich darüber — das ist etwas für die Deutschen! Aber es war nicht leicht, im Wald zu übernachten; der Frost drang geradezu bis ins Herz, der Atem stockte. Die steifgewordenen Pelze aber hingen am Leibe wie Panzer. Das gesprochene Wort wurde zu schwerem Dampf, und dieser Dampf stieg unlustig, langsam zu dem niedrigen Himmel auf, der einer Schicht alter Watte glich. Sie krochen im Schnee, versanken in ihm. Die Finger wollten sich nicht krümmen. An den Straßenrändern lagen Überreste verbrannter Wagen, Pferdekadaver. Die Männer gingen im Gänsemarsch. Über ihnen flogen Fernaufklärer, dann Junkers, Messerschmitts, Focke-Wulfs; auf dem versengten Schnee blieben schwarze Flocken und winzige Trichter zurück — rasch gefror das Blut. Die Soldaten gingen schweigend, sangen nicht, sprachen wenig. Die Artilleristen schufteten wie Grubenarbeiter. Die Nachrichtenleute zogen im Geschoßhagel Fernsprechleitungen. Heiser gewordene

Mädchen wiederholten ohne Ende die blödsinnigen Worte „Reseda", „Komet". Sergej ging zum Verbandplatz: der von Kopf bis Fuß mit Blut bespritzte Chirurg rief „nicht stören"; er sägte Beine ab, öffnete Bäuche; einer wurde nach dem anderen hereingetragen; eben hatte der Chirurg einen Granatsplitter aus der Leiste eines Fahrers entfernt, der Konserven befördert hatte. Infanteristen starben, Setzer der Divisionszeitung, Granatwerferschützen, Bäcker, Flieger, Schwestern. Eine ungeheure Anspannung war in all dem, schwere Arbeit ging dem Tod voraus und folgte ihm — schwer war selbst das Bestatten, der hartgefrorene Boden wollte nicht nachgeben.

Sergej arbeitete, wie vor dem Kriege, voller Eifer; er begnügte sich nicht mit dem, was von ihm verlangt wurde, hatte immer etwas zu tüfteln, zu notieren, zu zeichnen. Als er mit Major Fomitschenko über Täuschungsbauten sprach, winkte dieser ab. Sergej dachte: auch hier gibt es Beltschews... Doch er gab nicht nach, suchte den Divisionsstab auf, sprach mit Oberst Gluchow.

„Major Fomitschenko sagt, man könne die Artillerie und Granatwerfer des Gegners nicht ausmachen — die Deutschen haben Schneewälle gebaut, sich gut getarnt. Ich habe ihm da einen Vorschlag gemacht, er hat ihn aber abgelehnt. Gestatten Sie zu berichten? Fünf bis sechs Täuschungsbauten aus Schnee. Statt der Schießscharten legen wir Bretter ein, den Schnee besprengen wir mit Wasser... Unsere Pioniere können das im Laufe einer Nacht machen."

„Und was dann?"

„Sie werden die Stellung ihrer Artillerie und Granatwerfer verraten."

„Wieso?"

Der Oberst hatte also gar nicht zugehört. Sergej mußte noch einmal von vorn anfangen. Jetzt sprach er anders — wie in der Akademie. Der Oberst blickte ihn verwundert an: offenbar ein intelligenter Mensch... Er fragte Sergej, welche Hochschule er absolviert, wo er vor dem Kriege gearbeitet habe. Als er erfuhr, daß Sergej in Paris gewesen war, sagte er:

„Sie bleiben bei mir zum Essen... Ja, ja!... Sie erzählen mir ein bißchen, was für ein Babylon die da haben."

Beim Weggehen fragte Sergej:

„Genosse Oberst, erlauben Sie anzufangen?"

„Na schön. Ich glaube ja nicht, daß Sie die Deutschen 'reinlegen werden. Bei denen hat jeder popelige Leutnant diese Wissenschaft studiert. Den Ort haben Sie aber richtig gewählt. Schaden wird's jedenfalls nicht."

Zwei Tage lang schossen die Deutschen auf die „Strohmänner", wie Sergej sie nannte. Er strahlte, hatte sich doch selbst Fomitschenko anerkennend geäußert: „Prima..." Vier deutsche Geschütze wurden vernichtet.

Es war ein ruhiger Tag. Das Gerücht ging um, die Deutschen wollten Moskau umgehen, rückten gegen Dmitrow vor. Sergej spielte mit Sonin Schach, gewann zwei Partien. Nachts wurde irgendwo geschossen.

Alles spielte sich ganz plötzlich ab. Am Morgen wurde die Post gebracht. Gähnend sagte Sonin: „In Moskau wird in der Filiale des Großen Theaters ‚Traviata' aufgeführt." Der Divisionsstab forderte zwei Züge an zur Errichtung eines neuen Gefechtsstands. Und auf einmal war die Verbindung unterbrochen. Die Deutschen hatten die Straße abgeschnitten, sie waren bis zur Bahnstation vorgedrungen, hatten an einem Tag acht Kilometer zurückgelegt.

„Sie kommen hierher!"

Zuerst glaubte es Sergej nicht, doch bald hörte er MG-Geknatter. Er überraschte Sonin durch seine Ruhe; langsam, fast träge, sagte er:

„Eigentlich sind die Pioniere zu etwas anderem bestimmt. Aber angesichts der Umstände... Kurzum — wir müssen uns zum Feldweg durchschlagen."

Er entfaltete die Karte.

Der Kampf dauerte nicht lange. Hundert deutsche MP-Schützen hatten ihnen den Weg abgeschnitten. An Rückzug war nicht zu denken: hinten waren die Deutschen. Sergej rief etwas, wußte aber dann nicht mehr, was. Sie verloren sechzehn Mann. Sonin versicherte, die Deutschen hätten noch mehr verloren, doch in der Hitze des Gefechts stand niemandem der Sinn danach, die Verluste des Gegners zu zählen. Sie schlugen sich zum Feldweg durch.

Am nächsten Tag gratulierte Oberst Gluchow Sergej:

„Ein tüchtiger Kerl sind Sie, daß Sie den Kopf nicht verloren haben. Ihr Äußeres ist ja sozusagen zivilistisch, aber Sie handeln entschlossen."

Sergej erwiderte:

„Genosse Oberst, die Deutschen sind auf der Chaussee beim Nachbar zur Linken durchgebrochen, wir haben dort keine Minen gelegt."

Den Kampf am Feldweg betrachtete Sergej als reinen Zufall; aber daß die Chaussee nicht miniert war ... immerhin sind sie doch Pioniere.

Er benutzte die Atempause, um ein wenig zu schlafen. Dann schrieb er Walja. Einen Augenblick lang wirbelten die Gedanken in seinem Kopf umher wie Schneeflocken: eine Kette MP-Schützen, im Schnee versinkende Beine... Und Selesnjow schrie: „Ich sterbe..." Vielleicht glich deshalb der Brief so gar nicht den anderen, er atmete lebendiges Gefühl, das Erinnern an einen Frühlingsabend, dunkles Verlangen nach Glück.

Als Walja ihn las, flüsterte sie: „Ich bin so glücklich, so glücklich“, während ihr die Tränen aus den Augen rannen; zum erstenmal überkam sie Angst, furchtbare Angst — und wenn er getötet wird?...

Sergej ging zu den Rotarmisten. Einer von ihnen sang lustig:

Es dreht sich, es krümmt sich der Hans auf dem Schnee,
Ganz blau ist er schon vor Frost und vor Weh...

Sergej lachte:

„Woher weißt du, daß es Hans ist? Vielleicht ist es Karl?“

Chomenko meinte:

„Fritz, Genosse Hauptmann, ganz bestimmt Fritz. In der Zeitung steht es auch...“

„Meinetwegen Fritz... Die Hauptsache ist, daß er sich krümmt.“

Sergej hörte nicht mehr auf die Worte, die Melodie aber war traurig, als drehe sich ein Karussell, als blinkten hinter einem Regenvorhang matte Lichter... Wo war das nur? In Paris, mit Mado. Welch ein langes Leben liegt hinter ihm, Schwüre, Fehler, Liebe, Nebel! Es dreht sich, es dreht sich... Sergej wurde auf einmal traurig; er freute sich, als Sonin rief:

„Komm arbeiten.“

* 14 *

Mado trennte sich jetzt nicht mehr von Sergej. Alles floß ineinander: die Erinnerung an ihr kurzes Frauenglück, die erste Liebe und die für sie neuen Gedanken. Sergej war überall, war für sie zum Leben selber geworden; ihr schien, als sprächen alle von ihm. Und er blieb der ihre, der Vertraute; unter dieser Platane hatten sie sich geküßt...

Jetzt sitzen Deutsche auf der Bank. Der eine hat ein nettes Gesicht, lächelt... Es wäre besser, sie würden Fratzen schneiden, drohen!

Mado erinnerte sich an die dunkle Gewitternacht, als Louis zum Segelboot eilte. Er hatte es gleich erkannt... Vielleicht stand er fester auf dem Boden. Wovon habe ich gelebt? Von Wortspielen, von den Lichtern eines Karussells. Aber das Karussell dreht sich schon lange nicht mehr... Ich habe wohl auch Sergej mehr gefühlt als verstanden. Ich habe ihn geliebt, das stimmt... Alle sagen, es sei erstaunlich, wie sich die Russen halten! Die Deutschen schreiben, sie hätten das nicht erwartet... Ich weiß warum... Sergej konnte scherzen, lächeln, träumen und plötzlich... Professor Dumas sagte, sie sind aus Eisen, das stimmt nicht, aber sie können eisern sein.

Mado lauschte gierig auf jedes Gerücht. Die Geschehnisse im Osten berührten alle. Anfangs hatte Lancier sich gefreut: „Die Deutschen werden jetzt bescheidener werden, Rußland ist ein zu großer Bissen, der kann einem leicht im Halse steckenbleiben.“ Doch die Deutschen brauchten nur die Einnahme von Smolensk bekanntzugeben, als Lancier brüllte: „Ich habe es doch gleich gesagt, daß sie mit den Russen noch schneller fertig werden als mit uns. Sie sind in Smolensk! (Wo Smolensk lag, wußte er nicht, hatte jedoch aus der Schulzeit den Namen behalten.) Morgen wird bestimmt Moskau in Flammen aufgehen...“ Berty war zurückhaltend, sprach von den Schwierigkeiten des Feldzuges, von der Wegelosigkeit, vom Mut der „Roten“. „Natürlich werden die Deutschen mit ihnen fertig werden, aber nicht so bald.“ Professor Dumas hörte dreimal am Tag den Londoner Rundfunk; er empfing Mado mit Neuigkeiten: „Die Deutschen haben unerhörte Verluste!... Ich habe mir irgendwo notiert, wieviel Divisionen sie verloren haben, weiß aber nicht mehr, wo. Es wird zwar gestört, aber man kann doch alles verstehen... Die Russen kriechen geradezu unter die Panzer, um sie in die Luft zu sprengen, so etwas ist noch nicht dagewesen!“ Marie sagte: „Mein Herr ist wieder guter Laune, gestern hat er getrunken, er hat mit mir und mit der Flasche angestoßen und gesagt: ‚Die werden abgeschossen wie die Rebhühner‘...“

Mado mied die Menschen nicht mehr; oft besuchte sie Dumas, Doktor Morillot, Leontine; fast täglich war sie bei Sembat. Unentwegt stand er vor der Staffelei und schimpfte: auf die schlechte Beleuchtung, auf die Deutschen, die ihm zum Halse heraushingen, darauf, daß kein Tabak da war... Einmal aber traf ihn Mado bei glänzender Laune an.

„Ich lese ihre Zeitungen nicht. Besitze keinen Radioapparat. Sie glauben vielleicht, ich sei von allem abgeschnitten? Ich habe meine eigenen Informationen... Gestern war ich im Café an der Ecke. Sitzen da Deutsche... Ich stand an der Theke, guckte sie mir an — sind ganz hübsch feist. Der eine bestellte sich einen Kognak, trank ihn in einem Zug aus und fing an zu heulen, mein Ehrenwort, die Tränen rannen ihm übers Gesicht: ‚Man schickt mich zur Schlachtbank nach Rußland...‘ Verstehen Sie, Mado, was das heißt, so einen Eber zum Weinen zu bringen? Nur die Russen konnten das schaffen. Schade, daß Nivelle nicht dabei war. Im Frühjahr hat er zu mir gesagt: ‚Starke Naturen — diese Siegfriede...‘ Sein Siegfried aber hat geheult wie ein Schloßhund.“

Er nahm aus einer Blechschachtel einige zurückgelegte Stummel, drehte sich eine Zigarette, rauchte.

„Mado, ich denke jetzt oft an Ihren russischen Freund.“ Und gleich fiel ihm ein — war das nicht taktlos?... Doch Mado lächelte:

„Ich auch.“

Mitunter fragte sie sich: was macht Sergej? Es ist doch ein furchtbarer Krieg... Und gleich beantwortete sie sich die Frage selbst: er lebt, natürlich lebt er, ich fühle es! Er kann auch gar nicht getötet werden...

Sie lebte immer noch in dem Hause des Menschen, den sie haßte. Manche Leute sagten verächtlich: „Sie hängt doch am Geld!“ Lancier beruhigte sich: Unstimmigkeiten kommen in der besten Familie vor. Mado ist stolz. Wenn sie Berty nicht verlassen hat, so hat sie ihn eben sehr gern. Es war im Sommer, als Mado langsam wieder zu sich kam. Sie wollte nicht an ihr Leben denken, das einem zerstörten, halb verfallenen Haus glich. Wenn sie sich mitunter fragte, was jetzt zu tun sei, so kam ihr nicht der Gedanke fortzuziehen, das Äußere ihres Daseins zu ändern, sie hatte den Wunsch, den erstbesten Deutschen anzufallen oder zur Gestapo zu gehen und zu sagen: „Ihr könnt mich foltern, ich werde niemanden verraten, denn ich weiß nichts, bin mit niemandem verbunden... “ Sie wußte, daß das kindisch war, sie ging durch die Straßen und träumte — vielleicht treffe ich Josette... Sie glaubte, Josette sei der Ausweg, der Weg zur verlorenen Reinheit, zur Befreiung.

Jeden Tag begegnete Berty am Mittagstisch dieser Frau, die ihn zurückwies. Er hatte es noch nicht vermocht, sein Gefühl zu unterdrücken, wurde verlegen, wenn sie ihn mit ihren weitgeöffneten, gleichgültigen Augen ansah. Nur ihr gegenüber rechtfertigte er sich, sagte er, daß er von den Deutschen weder Geld noch Ehre erwarte, daß sein Tun und Denken darauf gerichtet sei, die Last der Besatzung abzuschwächen, das Leben der Franzosen zu retten. Sie hörte ihm schweigend zu, sagte hin und wieder mit dem Gleichmut der Weltdame: „Das ist sehr interessant!“ und zog sich zurück. Er aber knüllte wütend seine Serviette zusammen und blickte lange auf ihre Zimmertür. Er verspottete sich: ein Ehemann in der Rolle eines abgewiesenen Verliebten, so eine Komödie! Es ist Zeit, damit Schluß zu machen!...

Doktor Morillot vergewisserte sich, daß niemand im Nebenzimmer war, und sagte zu Mado:

„Ich habe Moskau gehört. Wissen Sie, wovon sie dort sprechen? Von ‚Todesverachtung‘. Ich bin ein alter Zyniker, aber da hab' ich das Gruseln bekommen...“

Mado blickte aus dem Fenster — eine von Regen und Sonne polierte Straße, rotbraune Blätter der herbstlichen Platanen. Sie sah etwas anderes: Schnee, Blut. Das sind Sergejs Freunde, sein Volk... Wie einfach und unerreichbar! Wenn sie sehr mutig, eine wirkliche Heldin sein wird, dann wird sie vielleicht keine Angst vor dem Tod haben. Aber den Tod verachten?... Nein, das wird sie niemals können!...

Ein halbes Jahr war seit dem Tag vergangen, an dem sie, mutlos und gleichgültig gegen alles, Berty nachgegeben hatte, aber sie war nicht wiederzuerkennen. Es gab nicht mehr die Mado, die in Sembats Atelier Margeriten zupfte oder schicksalsergeben auf dem Nordbahnhof stand. Die glänzenden, ein wenig verwunderten Augen waren streng geworden. Jetzt mußte sie nicht nur für ihre Gefühle, sondern auch für jeden ihrer Schritte einstehen. Wenn sie trotzdem in Bertys Haus blieb und die neidischen oder mißbilligenden Blicke („die Frau desjenigen, welcher") ertrug, so war Doktor Morillot daran schuld oder genauer gesagt, ein hochgewachsener, dunkelhäutiger Mann mit provenzalischer Aussprache, den man „Robert" nannte. Mado wußte, daß er nicht Robert hieß, sie wußte jetzt auch etwas anderes — daß nicht nur jenseits des Meeres, wo Louis war, sondern auch hier, neben ihr, in den schmalen, verschlungenen Gäßchen von Paris, Menschen kämpften, fielen, starben.

Ein glücklicher Zufall hatte Robert gerettet. Madame Dubois, die Inhaberin eines Grünwarenladens, hatte den Verwundeten aufgelesen und anstatt die Polizei zu benachrichtigen, Doktor Morillot kommen lassen, der ihren Rheumatismus behandelte. Morillot glaubte nicht daran, daß man die Deutschen loswerden konnte, er hielt den Kampf für sinnlos. Er glaubte überhaupt an nichts; von Kindheit an, vom ersten Buch, vom ersten Kuß an war er vom Unglauben besessen, wie Menschen von einem Glauben besessen sein können. Diesen Unglauben pflegte er, in ihm lebte er. Als er zu dem Verwundeten kam, wußte er sofort, was gespielt wurde. Er wußte, daß die Gestapo keinen Spaß verstand, daß Madame Dubois und er verhaftet werden konnten. Aber er war doch kein Schuft! Der Mensch braucht keine Achtung vor Grundsätzen zu haben, doch wenn er keine Achtung vor sich selbst hat, dann lohnt es nicht zu leben.

Morillot kam der Gedanke, den Verwundeten bei Mado unterzubringen. Ja, das ist ein sicherer Ort — die Deutschen haben Berty ins Herz geschlossen. Und Mado hatte wiederholt gesagt: „Ich möchte so gern etwas tun..."

Mado fragte Robert nicht, unter welchen Umständen er verwundet worden war. Sie verstand: man durfte nicht fragen. Die Kunst des Geheimhaltens begriff sie schnell. Robert lag in einer kleinen Stube hinter ihrem Schlafzimmer. Davon wußte nur das alte Stubenmädchen. Berty kam nicht dorthin. Abends unterhielten sie sich, sprachen von der Friedenszeit, von Ausflügen, Büchern, Städten. Mado erfuhr, daß Robert Student der Naturwissenschaften war, sich für Botanik interessierte. Es belustigte sie: wenn sie auf Roberts sehr breite, harte Hände blickte, stellte sie sich immer vor, wie er eine Butterblume pflückt.

Er zeigte ihr ein Bild. Auf einem Felsen stand ein Mädchen im Sportkostüm; das Gesicht war schwer zu erkennen, doch Mado schien es sehr hübsch...

„Wie heißt sie?“

„Lucie.“

„Ist sie weit von hier?“

„Danach darf man nicht fragen.“

Mado war neidisch: Lucie gehört zu ihnen. Sie ist noch ganz jung, und doch vertraut man ihr...

„Was war Ihre Lieblingsbeschäftigung vor dem Krieg, Mado?“

„Ich glaube, die Malerei...“

Sie erzählte von Sembat, von den Hügeln bei „Gellinotte“. Von Sergej sagte sie nichts — es ging ihr zu nah, und außerdem brauchte es Robert nicht zu wissen...

„Geheiratet habe ich aus Dummheit. Ich schäme mich, es einzugestehen, mit fünfundzwanzig Jahren habe ich wie ein kleines Mädchen gehandelt. Er hat mich auf Schritt und Tritt verfolgt, ein schrecklicher Mensch ist das.“

„Ein Geschäftsmann.“

„Ja, aber ein vom Teufel besessener... Nur gut, daß jetzt alles vorbei ist.“

Robert genas. Doktor Morillot, der ihn oft besuchte (offiziell war Mado krank), sagte: „Sie können Ihr Spiel wieder aufnehmen. Bemühen Sie sich aber, besser zu spielen, — es gibt nicht viele Madames Dubois.“

Es war ihr letzter Abend: sie saßen in dem winzigen Stübchen auf Roberts Bett. Die Tür zu Mados Zimmer war angelehnt, das Licht fiel auf Robert.

„Wissen Sie nicht, wie es im Osten aussieht?“

„Ich glaube, es geht besser“, erwiderte Mado. „Sie sollen bei Moskau zum Stehen gebracht worden sein.“

„Moskau werden sie nicht bekommen“, sagte Robert. Sein Gesicht verfinsterte sich, und er wiederholte: „Sie werden es unter keinen Umständen bekommen.“

Mado spürte — er wiederholte es für sich selbst.

„Robert, glauben Sie an die Russen?“

Er lächelte.

„An wen sollte ich denn glauben, wenn nicht an sie? Ich bin Kommunist, ich habe Ihnen das nicht gesagt... Die Russen kämpfen jetzt auch für uns. Wir wollen ihnen helfen, doch wie viele sind wir?... Eine Handvoll. Und die anderen... Ich spreche schon nicht von Vichy... Die Ehrlichen... Sie hören London ab, flüstern sich Witze ins Ohr, wünschen von Herzen, daß die Deutschen geschlagen werden, und warten ab. Die Russen haben es sicher schwer. Ich war 1940 an der Front... Ich weiß nicht warum — ich sehe

immerzu Schnee und Feuer. Ich kann es mir nicht vorstellen, ich habe Rußland nie gesehen... Als ich meinen Verfolgern entfloh und durch die Straßen lief, das letzte Stück kroch ich — das war, bevor mich Madame Dubois bemerkte —, als ich so lag, wahrscheinlich hatte ich Fieber, da war mir, als läge ich bei Moskau..."

„Die Russen sprechen von ‚Todesverachtung'. Ich möchte das gern verstehen und kann es nicht."

Er erhob sich, schloß die Tür zu Mados Zimmer. Er schwieg eine Weile, sprach dann dumpf, mit Unterbrechungen.

„Lucie wurde am neunten Oktober verhaftet. Zuletzt sah ich sie im Juli. Ich war damals in der Zone, bei Perpignan... Sie erhielt den Auftrag, drei Genossen über die Grenze zu bringen. Wir verbrachten den Abend zusammen, die Nacht und den halben folgenden Tag. Sie fuhr drei Uhr vierzig ab... Damals hatten die Deutschen gerade Rußland überfallen, wir sprachen viel davon, sagten, daß uns jetzt nicht bange sei. Spätabends badeten wir, sie hatte einen gestreiften Badeanzug an. Sie neckte mich, stieg zuerst ins Wasser, bespritzte mich... Am Morgen zog sie sich lange an, sagte: ‚Ich muß elegant sein, ich bin doch den Papieren nach Schauspielerin.' Sie hatte einen deutschen Passierschein nach Nantes. Sie fragte mich, wie ihr der helle Lippenstift stehe, ich erwiderte: ‚Sehr gut.' Ich wollte sie küssen, aber der Zug ging um drei Uhr vierzig... Sie schrieb mir aus dem Gefängnis. Ich weiß, daß sie gefoltert wurde, sie hat nichts verraten... Sie schrieb mir vier Zeilen: ‚Ich liebe Dich wie damals, küsse Dich wie damals, ich, die Warme, Lebendige, Deinige. So bleibe ich. Leb wohl, Ives!'"

Er schwieg. Im Zimmer war es dunkel, sie sahen sich nicht. Morgen fährt er nach Nantes oder Dijon. Dann wird eine Nacht kommen, Eisenbahnschwellen, Patrouillen. Dann wird man ihn verhaften. Sie reißen die Fingernägel aus... Und es wird niemand da sein, an den er schreiben, von dem er Abschied nehmen kann. „So bleibe ich" — damit muß man sterben...

Schweigend verließ Mado das Zimmer; Tränen würgten sie, doch weinen konnte sie nicht.

Am Morgen verabschiedete sie sich von Robert, umfaßte mit beiden Händen seine große Hand:

„Robert, wenn Sie irgend etwas brauchen... Nicht nur Sie persönlich... Sie verstehen? ... Ich fürchte mich sehr vor Foltern, aber ich verspreche Ihnen, ich sage nichts!"

* 15 *

Voller Ungeduld erwartete Lancier Doktor Morillot — „die Leber quält mich“ —, in Wirklichkeit wollte er sich über die Vorgänge in der Welt unterhalten. Morillot ist eine wandelnde Zeitung, und dazu noch die einzige, man kann doch nicht diese Blättchen als Zeitungen bezeichnen. Sie wiederholen nur die deutsche Version... Und London abhören — das heißt die Nerven zerrütten, es wird gestört, und außerdem kann man angezeigt werden... Als Morillot kam, hatte Lancier eben im „Paris Soir“ einen Bericht von der Ostfront gelesen und war in schlechter Stimmung.

„Sehen Sie, Doktor, ich hatte recht — sie schreiben, daß sie Moskau sehen können...“

„Ja, die Optik läßt bei denen nichts zu wünschen übrig. Aber worüber freuen Sie sich eigentlich?“

Lancier war gekränkt.

„Ich freue mich nicht, ich habe das nur vorausgesehen. Sie glauben wohl, das sind Märchen?“

„Ich glaube, daß es vom Glas bis zu den Lippen weit ist. Und außerdem schreiben die Deutschen selbst von schweren Kämpfen.“

„Wissen Sie, lieber Freund, für uns ist das von Vorteil. Die Russen werden letzten Endes geschlagen werden, das wissen selbst die Engländer. Ich habe gestern London gehört, dort spricht man wie auf einer Leichenfeier... Aber die Deutschen werden in Rußland ihre Zähne und Krallen lassen. Der Marschall ist verteufelt schlau. Sie werden sehen, ihm wird noch neben Clemenceau ein Denkmal gesetzt werden... Etwas anderes ist es bei Laval. Das ist ein Gauner, er will, daß die Franzosen sich für Hitler abschlachten lassen. Glücklicherweise steht bei uns die Logik an erster Stelle, und die sibirischen Fröste dürften kaum jemanden locken... Ich will Ihnen offen sagen — die Buben, die auf die Deutschen schießen, sind nicht besser. Wir müssen abwarten wie der Marschall... Die Deutschen erschießen Geiseln, das ist niederträchtig. Aber wer hat ihnen den Anlaß dazu gegeben? Die Kommunisten. Sollen die Russen nur ruhig die Deutschen erledigen, wir haben nichts damit zu schaffen.“

Morillot lachte, laut und unangenehm; Lancier fuhr sich mit dem Taschentuch über das Gesicht, ihm war, als hätte Morillot ihn mit seinem Speichel bespritzt.

„Wenn ich der Herrgott wäre, würde ich Sie zum Kaiser des friedlichen Monako oder zum Präsidenten des neutralen Andorra machen. Wie steht es übrigens mit der Leber? Zeigen Sie die Zunge... Ei, ei! Ich habe Ihnen doch gesagt — keinen Tropfen Alkohol. Im Sommer werde ich Sie zu Ihrem Marschall schicken — Vichy ist für Sie die Rettung.“

„Das Gläschen Kognak ist nicht der Rede wert. Ich habe große Unannehmlichkeiten. Sie haben neuerdings Leos Beteiligung an Roche aîné ausgegraben. Zehn-, zwanzigmal habe ich ihnen erklärt, daß Alper schon längst ausgeschifft ist, sie aber berufen sich auf den Befehl vom siebenundzwanzigsten September vorigen Jahres über die Aktiengesellschaften mit auch nur einem Juden. Dabei habe ich ein Dokument, daß Roche aîné eine arische Firma ist."

Doktor Morillot war heute unausstehlich; anstatt Lancier zu beruhigen, schlug er wieder eine gellende Lache auf.

„Maurice, ich rate Ihnen, gehen Sie schnurstracks zu Stülpnagel und führen Sie ihm vor, daß Sie wirklich ein Arier sind."

„Ich verstehe nicht, worüber Sie lachen. Ich leide wie alle Franzosen."

„Sie haben mir erst vor kurzem bewiesen, daß Sie glücklich sind wie alle Franzosen."

Lancier war außer sich, kreischte:

„Ich lebe mit meinem Volk! Wie der Marschall... Ich bin weder Deutscher noch Schotte, noch Tatar geworden. Ich habe mir die geistige Unabhängigkeit bewahrt. Ich denke, was ich will, und sage, was ich will!"

„Leise, lieber Freund, ich bitte Sie, leise! Laut spricht man nur bei der Gestapo. Dort schreit man sogar... Keinen Tropfen Alkohol, Diät, Motion, Ruhe. Und die ‚geistige Unabhängigkeit' heben Sie sich auf, vielleicht werden Sie die noch einmal brauchen..."

Morillot ging und ließ Lancier in Gedanken versunken zurück. Ich glaube, ich war zu hitzig. Morillot ist ein alter Spötter, er sucht immer nach einer Gelegenheit, seine Späße anzubringen. Wenn sie aber wirklich Roche aîné eine Grube graben? Es war dumm, den Ruf einer alten französischen Firma mit Alpers Namen zu verbinden. Wer konnte das aber wissen? Leo ist ein guter Ingenieur, ein sympathischer Mensch. Und nun hat alles so eine schreckliche Wendung genommen...

Lancier entschloß sich zu einem Spaziergang — Motion, wie es Morillot nennt. Ein nebliger Novembertag, es roch nach Meer und Brand; Bäume streckten gespensterhaft ihre scharfen, stachligen Arme aus den weißen Schwaden. Ein trauriger Monat, dachte Lancier; das beruhigte ihn sofort. Das Leben geht seinen Gang. Die Jahreszeiten wechseln. Da kommen Kinder aus der Schule, was geht sie Hitler, Moskau, Roche aîné an, sie tollen herum. Auch ich war einmal so ausgelassen... Mado ist glücklich. Vielleicht werde ich übers Jahr ein Enkelkind haben. Im Frühjahr werden diese Bäume wieder grünen. Nur Marceline wird nicht wiederkehren. Die arme Marceline, sie starb in der schlimmsten Zeit. Damals schien alles einzustürzen... Aber Paris kommt wieder zu sich: Ausstellungen, Premieren, neue Bücher. Natürlich ist es unan-

genehm, überall auf Deutsche zu stoßen, aber die Deutschen sind immer noch besser als die Bomben... Ich kann mir vorstellen, daß in Moskau jetzt die Hölle los ist! Was wohl Herr Wlachow macht, ob er noch lebt? Ein Fanatiker, das ist richtig, aber ein sehr feiner Mensch, und er liebt die Kunst... Wie furchtbar, daß die Menschen Krieg führen, während man doch Gedichte lesen, sich mit Freunden unterhalten, Rosen züchten kann!

Gegen Abend beruhigte sich Lancier vollends, er dachte nicht mehr an die Kämpfe bei Moskau, auch nicht an die Gefahr, in der Roche aîné schwebte... Er las im Kochbuch und träumte: eines Tages, wenn alles wieder zu kaufen ist, veranstalte ich ein internationales Friedensdiner: russischen Borschtsch, Kaviar — mit den Tapfersten muß begonnen werden, dann Sauerkraut mit Würstchen — zu Ehren des Führers, dann englisches Roastbeef, Lyoner Poularde mit Trüffeln und Eis à la sicilienne. Das wird ein Glanzstück der Kochkunst. Bis dahin werden sich alle zehnmal verkrachen und letzten Endes aussöhnen. Dumas will von Nivelle nichts wissen, ich werde sie nebeneinander setzen. Lejean wird freigelassen werden. Vielleicht kommt auch der Russe wieder, wenn er nicht getötet wird... Mit derart angenehmen Gedanken schlief er ein.

Die entscheidende Auseinandersetzung über Roche aîné erfolgte am nächsten Tag. Als Lancier in das große, kalte Arbeitszimmer trat, zuckte er zusammen — auf dem sichtbarsten Platz, am Schreibtisch, saß Gaston Roy. Lancier wußte, daß Roy eine große Rolle spielte, konnte aber beim besten Willen nicht auf den Gedanken kommen, ihn unter solchen Umständen zu treffen. Roy begrüßte ihn liebenswürdig und wandte sich dann an die anderen (einer von ihnen war der Aussprache nach ein Deutscher):

„Wir werden mit Interesse den Ausführungen des Monsieur Lancier folgen."

Lancier entnahm seiner Aktentasche die Papiere; seine Erregung unterdrückend, legte er die Geschichte von Roche aîné dar. Er brachte alle Zahlen vor, die Angaben über die Aktionäre, sprach von den finanziellen Schwierigkeiten. Seine Stimme bebte, als er sagte:

„Mein Schwiegervater war Dreher, er kam aus Charleville nach Paris und gründete die Fabrik. Er war ein echter ‚selfmademan'. Der Vater meines Schwiegervaters aber arbeitete als Schmied beim Marschall Mac-Mahon."

„Sehr interessant", sagte Roy.

Der Mann mit dem deutschen Akzent stimmte ihm bei:

„Außerordentlich interessant. Wie in Zolas Romanen, nicht wahr?"

Lancier wischte sich die schweißnasse Stirn, steckte die Blätter wieder in die Mappe und wollte sich erheben. Roy hielt ihn zurück:

„Ich habe eine Frage... Wenn Monsieur Lancier behauptet,

daß Alper in Roche aîné absolut keine Rolle gespielt hat, wie ist es dann zu erklären, daß die russischen Bestellungen auf Kosten anderer, sagen wir der ‚Electra', bevorzugt wurden? Ich entsinne mich, im Hause des Monsieur Lancier einen Vertreter der Bolschewiki getroffen zu haben... Entweder waren das die Machinationen des Juden Alper oder aber Herr Lancier stand in engen Beziehungen zu den Roten. Ich möchte gern Ihre Erklärung hören."

Lancier wurde verlegen. Damals hatten alle mit den Russen gehandelt, sogar die Deutschen... Wozu aber mit Logik kommen? Dieser Roy will mich vernichten!...

„Warum schweigen Sie, Monsieur Lancier?"

„Ich weiß wirklich nicht... Ich muß meine Gedanken sammeln."

Alle gingen hinaus. Nur Lancier und Roy blieben im Zimmer. Das Zimmer war lang, ein schwerer Schreibtisch mit Tintenfässern, Löschern, Aschenbechern. Ein anderer Tisch mit grünem Tuch für die Sitzungen. An den Wänden hingen Bilder von Hitler, Marschall Pétain und das Bild eines alten Mannes mit einer Brille, ein Gelehrter oder ein Industrieller. Lancier saß weit weg von Roy. Roy kramte in den Papieren. Er ist erheblich jünger geworden, dachte Lancier, kein Wunder — jetzt ist seine Zeit gekommen. Aus irgendeinem Grunde dachte Lancier an die Jahreszeiten, daß die Bäume im Frühjahr wieder grünen... In Argentinien ist jetzt Sommer... Dieser Roy hatte Glück. Was will er aber von mir?... Als ob nur Wlachow in „Corbeille" gewesen ist... Ich hatte auch Roy eingeladen — zu einer Tasse Kaffee...

Endlich blickte Roy von den Papieren auf.

„Wir haben nicht die Absicht, Sie zu entfernen, aber eine Kontrolle ist erforderlich... Wenn Sie gewillt sind, nicht nur formell zusammenzuarbeiten, werden wir eine gemeinsame Sprache finden."

„Ich verstehe nicht."

„Sie dürfen sich nicht aufregen. Wahrscheinlich haben Sie hohen Blutdruck. Wissen Sie noch, was für ein Zetergeschrei Sie damals im Restaurant anstimmten: ‚Die Deutschen!... Die Deutschen!' In Ihrem Alter ist das gefährlich."

Lancier war entrüstet. Mochten sie ihn berauben! Aber wer hat ihm das Recht gegeben, ihn zu verhöhnen?

„Ich gestatte es nicht, so mit mir zu sprechen! Ich bin kein Politiker, das wissen alle. Ich bin ein gewöhnlicher Franzose. Wie der Marschall..."

Roy trat auf Lancier zu und sagte lächelnd:

„Erzählen Sie doch lieber, wo Ihr Sohn ist!"

Lancier stand auf und verließ wankend den Raum. Er sah keine Menschen, keine Häuser, nur Nebel — über der Stadt, über der See, über der Welt.

In dem kleinen Gärtchen scharrten mißvergnügt zwei Hühner. Eine junge Frau kam mit einer Schüssel heraus, die Hühner stürzten auf sie zu. Die Nachbarin fragte über den Zaun:

„Wie geht es Herrn Chevalier?“

„Danke, ein wenig besser. Ich glaube, die Schröpfköpfe haben geholfen... Er kann aber noch nicht aufstehen. Ich möchte doch den Arzt holen.“

„Nehmen Sie nur keinen jungen. Die jungen sind alle Scharlatane.“

Chevalier saß neben einem winzigen Empfänger und notierte: „Die Faschisten spannen alle Kräfte an, um nach Moskau durchzubrechen, aber unsere Truppen halten den Feind überall auf. Der Feind muß im Vorgelände der Hauptstadt der sozialistischen Heimat zum Stehen gebracht und vernichtet werden...“

„Margot, das ist für Michaud. Und nimm auch Fouriers Brief mit. Sie können es zusammen drucken.“

Fourier, ein lustiger Bursche, hatte Marseiller Witze erzählt, aus einer Kartoffel Bonnet mit seiner Hakennase ausgeschnitten... Sie hatten zusammen im Gefängnis gesessen, noch unter Daladier... Fourier war 1936 mit einer Delegation in Moskau gewesen, er erzählte: „Du kannst dir nicht vorstellen, was das für Menschen sind; ständig kämpfen sie — gegen die Feinde, gegen veraltete Ansichten, gegen die Dürre, gegen Schneeverwehungen...“ Das stimmt, die Russen waren innerlich vorbereitet, nicht so wie wir... Fourier hatte oft von seiner Frau gesprochen, hatte das Photo seines Töchterchens gezeigt...

„Margot, wo ist Fouriers Brief?... Werden sie ihn lesen können?... Jacques hat ihn abgeschrieben...“

„Meine Liebste! Mein Herz!

In einer Stunde wird man uns erschießen. Ich möchte Dir sagen, daß ich mit Dir so glücklich war, wie ein Mensch nur glücklich sein kann. Wir werden dem Tod würdig ins Auge blicken. Wenn Lolo größer ist, erzähle ihr alles. Ihr müßt leben. Die Rote Armee wird siegen, das ist so sicher wie unser Tod in einer Stunde. Frankreich wird frei sein. Leb wohl, Néné!“

Er kannte diese Zeilen fast auswendig, und dennoch erregten sie ihn. Er schritt im Zimmer auf und ab.

„Ist das alles? Ich gehe.“

Mechanisch schloß er die Tür ab. Wie seltsam wir leben! Ich wohne nun schon eine Woche mit Margot in diesem Haus und weiß nicht einmal, wie sie heißt, wer sie ist. Ich weiß nur, daß man ihren Vater getötet hat... Und sie ahnt nicht, wer ich bin. Dabei ken-

nen wir uns schon so gut, als hätten wir ein Jahr zusammen verbracht. Seltsam...

Es klopfte — zwei hastige Schläge und nach einer Pause ein dritter, leiser Schlag. Ein älterer Mann mit einer Reisetasche trat ein.

„Pünktlich bist du, Jacques, wie ein richtiger Deutscher."

„Du hast eine allzu wißbegierige Nachbarin. Sie hat mich gefragt, ob ich der Arzt sei. Gut, daß mich Margot gewarnt hat. Den Empfänger nehme ich als mein Gepäck mit, dem Arzt steht das zu, er mißt den Blutdruck. Übernachten darfst du hier nicht mehr. Hat Carrier dir die Dokumente ausgestellt?"

„Und was für welche! Sanitätsinspektor, außerdem Empfehlungen mit Bertys Unterschrift, dazu ein deutscher Passierschein in die Südzone mit einem Photo. Weißt du noch, was sie vor einem Monat fabriziert haben? Ein Kind konnte den Schwindel bemerken. Jetzt haben sie es gelernt. Was ist mit Pepe?"

„In Ordnung. Brauchst du jemanden?"

„Nein, ich nicht. Du mußt aber einen neuen Verbindungsmann statt Margot suchen. Sie verheimlicht, daß sie krank ist. Sie hat furchtbare Anfälle, darf nicht soviel laufen."

„Glaubst du, daß das mit Berty klappen wird?"

„Ich hoffe. Und deine Gruppe? Pepe?"

„Ich wollte dich fragen, was du für das Wichtigste hältst."

„Einen Offizier. Am besten einen Gestapomann."

„Warum soll man dafür Leute opfern? Ein Strolch weniger..."

„Es ist von größter Bedeutung. Als Fredo den Kerl in der Metrostation Barbès beseitigte, hat ganz Paris davon gesprochen. In Nantes haben die Unseren sofort auf die Erschießung der Geiseln geantwortet, Oberstleutnant Gotz war kein kleines Tier... Glaube nicht, daß ich auf Romantik aus bin, aber wir brauchen heutzutage eine Geste. Sie trichtern den Leuten ein, daß sie die Russen zerschlagen haben. Ich weiß, daß ihnen die Russen nichts schuldig bleiben werden, aber die Leute wissen nichts. Alle sind niedergeschlagen. Man will künstliche Ruhe schaffen, sieh dir doch die Zeitungen an: ‚Das Leben kehrt wieder in seine Bahnen zurück... Vorkriegsatmosphäre...' Es muß etwas ganz Großes sein, etwas, das alle in Atem hält. Verstehst du?"

„Ja. Man könnte Anna hinzuziehen..."

„Nur zur Vorbereitung, man darf sie keiner Gefahr aussetzen, wir werden sie noch brauchen."

Es klopfte. Der Hausherr sprang schnell ins Bett, deckte sich zu. Der Arzt öffnete die Tür. Die neugierige Nachbarin trat ein.

„Störe ich nicht? Der Doktor hat so ein sympathisches Gesicht, das sofort Vertrauen einflößt. Mich hat ein junger Arzt behandelt, ein richtiger Scharlatan... Wie finden Sie Herrn Chevalier? Ich

verstehe natürlich nichts von Medizin, aber meinem verstorbenen Mann hat siamesischer Balsam sehr gut geholfen, wie weggeblasen waren die Schmerzen."

Nur mit Mühe wurden sie die Frau los.

„Luc, du mußt sofort weg von hier. Ich gehe voraus, werde dieses Frauenzimmer beschäftigen... Ja, ja, ich werde sie abhorchen, untersuchen, Ehrenwort! Morgen läßt du von dir hören, ja? Verbindung über Margot!"

„Nein, über Pauline. Auf Wiedersehen, Jacques. Quäl die Nachbarin nicht zu sehr."

Luc sah sich im Zimmer um. Das Bildnis einer alten Frau mit Kopftuch, eine kaputte Uhr, auf dem Tisch ein Restchen Wurst, Medikamente, ein Kriminalroman... So endet das Leben des Posamentiers Chevalier und seiner jungen Gattin. Noch ein paar Minuten, und er verwandelt sich. Ich glaube, ich habe alles im Gedächtnis... Sanitätsinspektor Auguste Dreux, geboren am 5. Februar 1898 in Morteau, Departement Doubs, der Vater hieß Henri-Jacques, verstorben, die Mutter — Amélie, lebt in Bésançon, bin Witwer, war verheiratet mit Simone, geborene Rousset; Tochter Yvonne, elf Jahre, wohnt bei der Großmutter. Wie oft wird man noch den Namen wechseln müssen, den Beruf, die Eltern, die Frauen, die Kinder? Stolz strich er sich den üppigen Schnurrbart — der ist echt, graumeliert —, er hat ihn sich wachsen lassen; gerade der Schnurrbart macht ihn unkenntlich. Selbst die Genossen, die ihn vor dem Kriege gekannt hatten, ließen sich täuschen, für sie ist er der unbekannte Luc. Nur der Kellner aus dem Café hätte ihn um ein Haar hereingelegt; er traf ihn auf der Straße und schrie: „Guten Tag, Herr Lejean! Lange nicht gesehen..." Lejean tat erstaunt: „Sie irren sich — ich heiße Delambert." Die Kellner sind ein gefährliches Volk, haben von Berufs wegen ein vorzügliches Gedächtnis...

Er ging zu Fuß. Es war weit — durch die ganze Stadt. In der Metro werden fortwährend Razzien durchgeführt. Gewiß, die Papiere sind erstklassig, doch wozu das Schicksal herausfordern?... Er ging langsam, blieb oft stehen. Wie schwach ich bin! Unmöglich!...

Hinter Schildern, Gardinen, Fensterläden geht das Leben seinen gewohnten Gang. Überfüllte Cafés und Restaurants. Alle sind an ihrem Platz — die Maîtres d'hôtel, die Conférenciers, die Prostituierten und die Polizisten. Ein Deutscher mit einem Mädchen. Ein zweiter... Er sagt ihr auf französisch: „Willst du ins Kino oder ins Theater?" Sie haben es gelernt. Sie brauchen ja auch nicht viel — hundert Worte. Und die Franzosen?... Sie lernen es eben, die Worte zu vergessen. Wahrscheinlich ist der Mensch schon so beschaffen — wenn man ihn aus seinem Haus wirft, ihn auszieht, einschüchtert, so freut er sich über jeden Winkel, jede geflickte

Hose, jede scheinbare Ruhe. Sie treiben Handel, essen, küssen sich, gähnen... Ja, wir müssen zeigen, daß es in Frankreich noch Menschen gibt! Man kann verheimlichen, wie die Kommunisten in Chateaubriand aus dem Leben schieden. Aber als Frédo schoß — das konnte man nicht vertuschen... Pepe kenne ich. Damals hieß er nicht Pepe... So einer macht nicht schlapp. Sie können sagen, was sie wollen, unsere Leute haben die Prüfung bestanden. Das war früher einmal, daß man sich in die Partei eintragen ließ, Empfehlungen vorlegte, Beiträge entrichtete. Jetzt ist es anders. Jetzt wird die Prüfung vor der Gestapo abgelegt... Und die Kommunisten verstehen zu schweigen, das ist keine Phrase...

Bald werde ich Josette wiedersehen. Kaum zu glauben!... Wie lange haben wir uns nicht gesehen? Sie besuchte mich im Mai, dann wurde ich fortgebracht. Demnach sind es neunzehn Monate... Jacques weiß nicht, wer Pauline ist, er hat nicht einmal gemerkt, wie eilig ich es hatte...

Er war im September aus dem Konzentrationslager geflohen. Wald, welkes Laub. In der Nähe hörte er die Deutschen schimpfen. Gut, daß sie keine Hunde hatten... Er wurde nach Paris geschickt, stürzte sich sofort in die Arbeit. Josette war in der anderen Zone; erst vor kurzem hatte er erfahren, daß sie am Leben ist, daß sein Sohn in Limoges arbeitet. Roger sagte: „Er hat Leute gesammelt, ist aktiv..." Drollig, als man ihn abgeführt hatte, war doch Paul noch ein Kind... Sicher ist Josette sehr gealtert...

Er hatte sich auf die Begegnung vorbereitet, dennoch krampfte sich das Herz zusammen. Wie müde sie ist! Und ganz grau... Das verfluchte Leben!

Sie blickte ihn kindlich an, fast flehend, fürchtete, ein Wort zu sagen, eine Bewegung zu machen, die Augen abzuwenden. Sie standen sich in einem fremden Zimmer gegenüber, das mit Möbeln überladen war. Statuetten, Vasen, Seidenkissen... Aber sie sahen nichts. Nur schwach drückten Josettes kalten Hände Lejeans Hand... Dann schmiegte sich Josette an ihn, legte den Kopf an seine Brust. Wie einst, in den Tagen des Glücks... Josette war damals ein junges, wildes Ding gewesen, leidenschaftlich, stets zum Lachen bereit... Ganz leise sagte er immer wieder: „Meine Arme, meine Gute!"

„Sag die Wahrheit, Henri, hustest du? Ich habe warme Wäsche mitgebracht. Und deine Medizin. Sicher hast du sie kein einziges Mal eingenommen."

Er lächelte. Es hatte einmal eine Zeit gegeben, da pflegte man sich, fuhr in die Bretagne, hörte Ravel, löste Kreuzworträtsel...

„Ich habe nicht gedacht, daß wir uns wiedersehen werden, Josette. Und du?"

„Ich war immer davon überzeugt."

„Bleibst du in Paris?“

„Bis Donnerstag. Morgen werden wir den ganzen Tag zusammen sein. Jetzt ist es besser, du gehst. Bei Delay ist es sicherer, hier muß noch alles überprüft werden.“

Er schüttelte den Kopf, als wollte er zu sich kommen, und fragte plötzlich mit veränderter, geschäftlicher Stimme:

„Hast du das Flugblatt über die Kämpfe bei Moskau gesehen? Morgen muß ich noch zwei machen: einen Artikel aus der ‚Prawda‘ und Fouriers Brief.“

„Ich bringe sie weg, wir drucken sie dort. Oudinot ist hochgegangen.“

„Und Charlet?“

„Weißt du denn nicht? Sie haben ihn in Saint-Denis getötet. Pitou kam noch durch. Ja, stell dir vor, Robert hat sich wieder eingefunden.“

„Wer?“

„Robert. Du kennst ihn nicht, er war mit Bertier in Choisy. Bertier und Kiki wurden festgenommen, Robert entkam. Ich war überzeugt, daß man ihn auch gefaßt hat. Drollige Geschichte — Bertys Frau hat ihm Zuflucht gewährt. Du kennst ja noch nicht die Neuigkeiten aus den Gesellschaftskreisen, Bertys Frau ist Mado, die Tochter Lanciers... Robert ist begeistert von ihr; er sagt, man müsse sie mit einspannen, er ist wahrscheinlich in sie verliebt.“

„Mado — Bertys Frau?“ Er lachte. „Ein ruhmloses Ende... Aber warte... Du sagst, sie will helfen?... Das ist sehr wichtig! Josette, du mußt mit ihr sprechen. Prüf nach, ob man wirklich damit rechnen kann.“

„Henri, vertraust du ihr?“

„Das ist schwer zu sagen... Ich glaube aber, sie ist ein anständiger Mensch. Auf Wiedersehen, Josette, bis morgen!“

Wieder ging er durch die dunklen, nassen Straßen. Nebel... Und dort, hinter den Gardinen, fremdes Leben, vielleicht ein Scheinleben, aber mit einer Lampe, einem runden Tisch, mit Kindern. Morgen wird er Josette wiedersehen. Sie haben sich nicht einmal aussprechen können... Vielleicht wird er sie auch nicht sehen... Wohin ist sie gegangen? Jetzt werden große Razzien vorgenommen... Er verzog das Gesicht — die ganze Zeit spielen wir Verstecken mit dem Tod, aber ich brauchte sie nur zu sehen, um die Ruhe zu verlieren. Jetzt darf man sich keine Gefühle erlauben... Sollte man Pepe schicken?... Die Jungen sind zu bedauern, Josette und ich aber haben schon gelebt... Berty ist ein glänzender Organisator und Demagoge... Unverständlich, warum sich Mado mit ihm eingelassen hat... Eine exzentrische Frau! Aber ehrlich, das fühlt man...

Er übernachtete in einem leeren Zimmer — ein Feldbett und eine Schneiderpuppe, ein Körper ohne Kopf, ohne Hände. Im Einschlafen sah er — die Figur bewegte sich, atmete, flehte um Gnade. Und dann war nichts außer Schlaf, tiefem, ohnmachtsgleichem Schlaf.

* 17 *

Bill Coster freute sich über den Auftrag, als Kriegsberichter nach Rußland zu fahren: das war eine Gelegenheit, berühmt zu werden! In Frankreich hatte es zu viel bekannte Berichterstatter gegeben. Außerdem, wie lange hatte der Krieg in Frankreich schon gedauert? Es ist dumm, die Ereignisse in die Länge zu ziehen, aber man darf einen Krieg auch nicht in einigen Wochen beenden. Und Rußland ist ein großes Land, Bill wird die Leser an seinen Namen gewöhnen können.

Alles kam anders. Bill sah sich nach Kuibyschew verschlagen. Täglich mußte er tausend Worte depeschieren. Aber was? Es gab weder Sensationen noch Interviews, noch effektvolle Bilder. Der Redakteur wundert sich, schickt Telegramme, denkt, ich bin ein Feigling. Dabei bin ich bereit, ins Feuer zu gehen, nur um Material zu beschaffen. Aber die Russen antworten: „Warten Sie!“ Die Korrespondenten saufen Tag und Nacht (der Whisky ist alle, sie sind zu Wodka übergegangen), spielen Karten, gehen Wetten ein: wann wird man türmen müssen, im Winter oder im Frühjahr?

Schon in New York hatte Bill zu seinem Redakteur gesagt: „Ich werde die Agonie der Roten beschreiben.“ Man brauchte kein Prophet zu sein, um die Niederlage Rußlands vorauszusehen. Joe hatte Bill von den Mißerfolgen der Russen in Finnland erzählt. Und Bill ist in Frankreich gewesen, er weiß, was das deutsche Heer darstellt... Als er nach Rußland kam, meinte er: alles wird sich viel schneller abrollen, als ich erwartet habe... Man wies ihm ein altmodisches Zimmer an; er öffnete die Tür einen Spalt, in der Annahme, daß hier das Badezimmer sei, und nieste dann lange vom Staub; es gab nicht einmal ein Waschbecken im Zimmer — alle wuschen sich gemeinsam irgendwo am Ende des Korridors. Das Telephon funktionierte miserabel. Alle beeilten sich und alle kamen zu spät, der eine verwies an den anderen. Es ist klar: sie werden den Deutschen nicht standhalten. Die Russen gefallen ihm: sie sind patente Kerle, geben nicht an, verstehen Spaß. Und schließlich sind die Russen doch so etwas wie Verbündete... Aber das ändert nichts an der Sache, man wird sie trotzdem schlagen. Außerdem ist er ja auch gekommen, um Rußlands Agonie zu beschreiben. Nur ein schlechter Journalist weiß nicht im voraus, was er schreiben wird...

Bill Coster hatte schnell Karriere gemacht; noch vor zehn Jahren war er ein unbekannter Reporter in Atlanta, und der Leiter der Chronik strich säuberlich seine Notizen über Diebstahl und Feuersbrünste durch. Einen Namen machte er sich beim Konkurs des Bankhauses Davies & Co. Bill hatte einen Onkel, der sich mit Börsenspekulationen befaßte. Bill hielt ihn für herzlos — der Alte rückte keine zehn Dollar heraus —, und doch wurde gerade dieser Onkel zu seinem Wohltäter: „Schreib über Davies, du kannst mir glauben, das Haus kracht in einem Monat zusammen; das gibt einen Skandal für ganz Amerika.“ Bill veröffentlichte „Die Dämmerung Peter Davies'“ und wurde festbesoldeter Korrespondent eines großen New Yorker Blattes. Auch später hatte er durch fremdes Unglück Glück. Seine Berichte aus Paris, betitelt „Der Untergang Frankreichs“, hatten Erfolg. Eine andere Zeitung kaperte sich ihn. Er verdiente gut, kaufte sich ein Häuschen bei New York. Jetzt muß er die „Agonie der Roten“ beschreiben, das wird sein Triumph werden.

Gewiß, er würde es lieber sehen, wenn die Russen die Deutschen schlagen. In erster Linie ist er Amerikaner, und die Deutschen hetzen die Japaner auf, versenken Schiffe, spielen überall die Herren. Die Russen sind sympathisch, sie haben nicht die leiseste Vorstellung von Komfort, sind begriffsstutzig, haben sich ein unverständliches System erdacht. Doch wenn es ihnen gefällt — Gott hab sie selig... Sie bedrohen Amerika nicht, wie es die Deutschen tun. Schade, daß sie bald geschlagen werden...

Im übrigen ist das alles Politik, während er etwas ganz anderes vorzieht, zum Beispiel mit Freunden ans Meer zu fahren, Allotria zu treiben, blödsinnige Anekdoten zu erzählen. Alle wissen, daß Bill Coster es versteht, sich die Zeit zu vertreiben. In der Arbeit aber muß man darauf bedacht sein, die anderen zu überflügeln. Deshalb hatte er sich in Kuibyschew so schlecht gefühlt, deshalb ist er jetzt so glücklich. Er hatte unerhörtes Glück: man ließ ihn an die Front. Wahrscheinlich zerbeißt sich Sam alle Fingernägel vor Neid...

Das Flugzeug flog sehr niedrig; es schien, als werde es gleich die vom Schnee niedergedrückten Hütten streifen. Bill lächelte sogar den Hütten zu. Warum hat man mich an die Front gelassen? Aus den Russen wird man nie schlau. Ich hatte es schon aufgegeben, darum zu bitten, und dann mit einemmal der Anruf: „Machen Sie sich fertig.“ Und sollte ich auch nichts zu sehen bekommen, so habe ich trotzdem die Partie gewonnen. Ich werde schreiben können: „Ich war an der Front bei Moskau.“ In zwei Wochen bin ich in Teheran. Ich werde ergreifend, erschütternd schreiben — die letzten Stunden, die letzten Minuten...

An der Front brachte Bill drei Tage zu. Er wurde von General Schebuschew empfangen und bewirtet.

„Denken Sie sich noch lange zu halten?“ fragte Bill.
„Wir denken nicht daran abzuziehen.“
Bill überlegte — das könnte man sehr effektvoll aufmachen: eine tragische Umgebung, die letzten Kämpfe bei Moskau; der General, wahrscheinlich ein einfacher Arbeiter, hat ein gutes, offenes Gesicht, ist naiv, aber mutig; ein Amerikaner ist gekommen, der General sagt: „Ich werde sterben, wie ein Russe zu sterben hat.“ Das drückt auf die Tränendrüsen. Bill wurde selbst gerührt und sagte mit aufrichtiger Herzlichkeit: „Ich möchte auf Ihre Gesundheit trinken, Herr General.“
Als er fort war, schimpfte der General noch lange:
„Hier ist auch ohnehin der Teufel los!... Habe wohl keine anderen Sorgen! Ich frage dich: wozu schickt man mir so einen Hanswurst her?“
Der Adjutant seufzte ehrerbietig.
Man zeigte Bill eine feuernde Batterie, einen Unterstand, in dem wortkarge Rotarmisten sich wärmten; er wurde auf einen Hügel geführt, von dem aus die Stellungen des Feindes zu sehen waren. Er konnte nichts erkennen als Schnee und Tannen, beschloß aber zu schreiben, er habe die Deutschen bei ihren Vorbereitungen zum Sturmangriff auf Moskau beobachtet... Er hatte viele Eindrücke gesammelt, erlebte sogar einen heftigen Bomberangriff, lag im Schnee und freute sich. Sein Begleitoffizier erschrak: wenn dem Amerikaner etwas zustößt, gibt es Scherereien!... Als sie aufstanden, fragte er ihn: „Haben Sie sich auch nichts erfroren? So ein peinlicher Zwischenfall.“ Bill erwiderte: „Wo denken Sie hin! Das ist ein neuer Bericht. Glück muß der Mensch haben!“ Zu guter Letzt führte man ihn ins Lazarett zu Krylow, jemand hatte dem Begleitoffizier erzählt, Krylow sei ein interessanter Mensch und spreche ein wenig englisch.
Bill sah sich flüchtig in dem Raum um, befühlte mechanisch ein Bettlaken.
„Grobes Gewebe“, grunzte Krylow. „Wenn Sie etwas schicken wollen, werde ich es nicht ablehnen.“
Bill erwiderte eilfertig:
„Ich werde unbedingt darüber schreiben.“
Er schwieg, weil er nicht wußte, womit er das Gespräch beginnen sollte — dieser Arzt machte ihn irgendwie befangen:
„Ich bin überzeugt, daß die Amerikaner helfen wollen, aber es handelt sich hier um die Fristen... Der Weg ist weit und beschwerlich... Die Hilfe kann zu spät kommen.“
„Macht nichts, wenn sie auch erst im Sommer kommt, natürlich ist es schwer, aber wir haben Geduld.“
„Sie sind also ein großer Optimist. Ich habe bisher nur mit Militärs gesprochen, die kennen nichts als ihr Fach; unsere Mili-

tärs sind auch nicht anders... Ich verstehe, daß ein General an den Sieg seiner Armee glauben muß, selbst gegen jede Logik, das ist seine berufliche Pflicht, so wie es Ihre Pflicht als Arzt ist, einen unheilbaren Kranken zu behandeln. Bei Lille sprach ich mit einem französischen General, der sagte mir: ‚Die Schlacht um Frankreich beginnt erst.‘ Und am nächsten Tag hat er sich ergeben. Sie sind ein Mensch aus anderen Kreisen, Sie haben keine Scheuklappen. Was meinen Sie, wird sich das noch lange hinziehen?“

Krylow zuckte die Achseln:

„Das kann ich beim besten Willen nicht wissen. Ich war Spezialist für Nasen- und Halskrankheiten. Sie aber brauchen eine Pythia... Na, Scherz beiseite, anfangs habe ich gedacht, es werde schnell gehen, doch jetzt zweifle ich daran... Man muß sich mit Geduld wappnen, es kann ein Jahr, zwei Jahre dauern.“

Bill ließ das Notizbuch sinken, sah Krylow verdutzt an:

„Sie glauben wirklich, daß die Russen nach dem Fall Moskaus weiterkämpfen werden? Wo denn? An der Wolga?“

Erst jetzt verstand Dmitri Alexejewitsch, wonach ihn der Journalist gefragt hatte; er lief rot an, beherrschte sich aber.

„Ich weiß wirklich nicht, warum Sie so nervös sind. Vielleicht ist Ihnen die Umgebung ungewohnt. Wie ertragen Sie die Kälte? Gut? Sonst ist Wodka ein wunderbares Gegenmittel. Man darf nicht in Panik verfallen. Sie schreiben doch für die Zeitungen, sind demnach ein gebildeter Mensch... Mit Frankreich gibt's da nichts zu vergleichen, das war nur eine Spielerei... Bei uns aber... Bitte, sehen Sie sich das an!“

Er führte Bill an den Krankenbetten vorbei.

Schmerzgeweitete, glänzende oder erloschene Augen sahen Bill an, dunkle, helle, viele Augen. Ihm wurde ungemütlich. Krylow aber murmelte:

„Die hier haben sich nicht ergeben wie Ihr französischer General. Natürlich gab es Wirrwarr. Wie lange hatten sich auch die Deutschen darauf vorbereitet. Jetzt geht es schon, wir halten uns. Sie jedoch kann ich nicht verstehen, Ihr Präsident hat so eine schöne Rede gehalten, Sie sind gewissermaßen unser Verbündeter und auf einmal reden Sie solches Zeug. Ihr Glück, daß Sie es mit mir zu tun haben. Ein anderer hätte Ihnen das vielleicht übelgenommen. Es ist noch zu früh für eine Leichenfeier. Sie glauben wohl nicht, daß wir die Deutschen kurz und klein schlagen werden?“

Sie hatten die Rollen gewechselt: jetzt mußte Bill Rede und Antwort stehen. Er wollte nicht heucheln — dieser Arzt ärgerte ihn und gefiel ihm zugleich mit seiner Offenheit.

„Ich bin der Ansicht, daß die Deutschen im Endergebnis verlieren werden. Rußland ist doch nur eine Episode. Es gab schon andere Episoden — Polen, Frankreich. Nehmen wir das Schlimmste

an, die Deutschen werden nach Rußland England besetzen. Bleibt immerhin noch Amerika. Uns können sie nicht beikommen. Wir werden zehn, zwanzig Jahre arbeiten, und werden sie schließlich schlagen."

Er sah sich im halbdunklen Lazarett um: seine Augen begegneten wieder denen der Verwundeten; leise fügte er hinzu:

„Wir werden euch herausreißen..."

Schade, daß man ihn nicht anschnauzen kann, dachte Krylow. Diese Diplomatie ist so verzwickt, da kann man sich zu leicht verhauen; na, sollen sie wenigstens die Bettlaken schicken. Er streckte dem Gast die Hand hin:

„Ich muß mich um die Verwundeten kümmern. Wünsche Ihnen eine glückliche Heimkehr."

Er konnte es sich aber nicht verkneifen zu sagen:

„Und wer wen herausreißen wird, das wollen wir noch sehen."

Aus Teheran schickte Bill elf lange Berichte ab. Er beschrieb auch die Begegnung mit Krylow: „Ein urwüchsiger Mensch, ein russischer Bär, der die Sprache Shakespeares spricht, ein Bauer, der die Lanzette zu handhaben weiß. Wie alle Russen ist er natürlich ein Mystiker. Er weiß sehr gut, daß die Niederlage unabwendbar ist, glaubt aber an den Sieg. Die Russen glauben mit der gleichen Leichtigkeit, mit der die Amerikaner rauchen oder Kaffee trinken. Durch das Gespräch mit Krylow habe ich das Geheimnis des russischen Fanatismus ergründet: vom Leben nicht verwöhnt, gehen die Leute ruhig dem Tod entgegen. Der Arzt und seine Verwundeten können leicht sterben, weil sie schwer gelebt haben, vielleicht auch, weil sie überhaupt nicht gelebt haben..."

Als der Amerikaner fort war, wurde die Post gebracht. Krylow erhielt einen Brief von seiner Frau: „Lieber Mitja! Hier ist alles beim alten. Die wichtigsten Nachrichten betreffen Natascha. Du hast Dich grundlos gesorgt, sie ist gesund und augenblicklich bei mir. Von Rjasan aus kam sie an die Front. Sie sagt, sie hat Dir zweimal von dort geschrieben, aber es ist verständlich, daß Du nichts bekommen hast, sie hatte nämlich die alte Feldpostnummer, und ein Brief an mich ging verloren. An der Front war sie nur drei Wochen, sie wurde zurückgeschickt, weil sie ein Kind erwartet. Sie ist im sechsten Monat. Von Wassja sind keine Nachrichten da. Nina Georgijewna schreibt, daß auch sie nichts weiß. Ich habe beim Volkskommissariat angefragt, erhielt aber keine Antwort. Natascha ist äußerlich ruhig, ich aber weiß, wie sich das Mädel quält; solange sie dort war, fühlte sie sich besser. Sie ist abgemagert, arbeitet hier im Lazarett und hält sich im allgemeinen gut. Ich habe auf dem Bahnhof eine Betreuungsstelle für Rotarmisten eingerichtet, es gibt viel zu tun und immer nachts. Wir denken an Dich und an Moskau. Bleibe gesund, mein Teurer!"

Dmitri Alexejewitsch schneuzte sich laut. Natascha kann einem leid tun!... Alle tun sie einem leid. Und wer hat sich das ausgedacht?... Da haben Leute gesessen, ein Mittel gegen Schnupfen gesucht. Und dann auf einmal, bitte schön, Splitterbomben, Sprengbomben, eine ganze Auswahl... Jeder will doch glücklich sein. Wie hatte sich Natascha gefreut, als sie nach Minsk fuhr! Und warum muß man den anderen erst ein Stück Eisen in den Bauch jagen, um es später wieder herauszuziehen?... Wieder schneuzte er sich und ging dann plötzlich mit sich selbst zu Gericht: was soll dieses Lamentieren? Man könnte geradezu meinen, ich sei ungebildet, wüßte nicht, woher die Faschisten kommen. Schlagen muß man sie und nicht philosophieren. Und an allem hat dieser Amerikaner schuld, der hat mich so durcheinandergebracht. Schön, sie kämpfen nicht, sehen zu, schätzen ab, das ist ihre Sache, aber er ist ja schließlich unter Menschen geraten, sieht, wie das Volk blutet, und doch läßt das so einen kalt, schaff' ihm nur seine Sensationen. „Sehen Sie doch bitte, dieser Füllhalter — ein neues System." Und was wird er damit schreiben? Eine erbärmliche Krämerseele... Genug, Dmitri Alexejewitsch, ab zu den Verwundeten, sie warten!

* 18 *

Sie hatten sich am Waldrand eingegraben. Den fünften Tag hielten sie stand. Aber wie viele Tage waren sie vordem zurückgegangen!... Lukutin erinnerte sich dunkel an die Namen der Dörfer, an den schwarzen Rauch über der Straße, an verbogene Schienen. Und sie gingen nicht dorthin, wohin sie gehen wollten, sie verschanzten sich, schossen und gingen wieder zurück. Nur wenige von den Männern, die an dem heißen Sommertag mit Lukutin durch die Gassen des Samoskworetschje-Stadtteils marschierten, sind übriggeblieben. Sharow, Slepnikow, Korowin, Katz, Mischa noch. Sehr wenige! Bei Wjasma liegen die anderen, bei Gshatsk... Dann wurden sie abgezogen, einem anderen Regiment zugeteilt, auch die Richtung war eine andere, doch wieder gingen sie zurück, immer zurück. Klin, Solnetschnogorsk. Und nun haben sie sich festgesetzt.

Lukutin wußte, wie dieser Wald im Sommer aussah. Erdbeeren, Schatten, Farnkraut, Mädchen rufen. Sonntags kamen sie hierher. Gemütlich hingestreckt, las irgendein Familienpapa in Hemdbluse eine alte „Wetschernaja Moskwa", die Mama suchte Pilze, während die Kinder die Nußsträucher plünderten. Früher konnte Lukutin die übervölkerten Plätze nicht ausstehen, sah er ein Vorortwäldchen, in dem es mehr Eierschalen und Butterbrotpapier zu geben schien als Blätter und Grashalme, so verzog er das

Gesicht; jetzt aber dachte er an einen solchen Sonntag wie an ein schönes Märchenspiel zurück. Sollte ich das nie wiedersehen?...

Neunzehnhundertneununddreißig, nein achtunddreißig, bin ich hier oft gewesen. Snegirjows hatten in der Gegend den Sommer verbracht. Demnach muß Moskau ganz nah sein... Dort, wo der Wald, wo die Landhäuser aufhören. Ergötzlich war das: man schlendert dahin, im Garten trinken Leute Tee, scherzen — das Leben spielt sich wie in einem Schaufenster ab. Aber wie nah ist das doch, erschreckend nah! Noch ein wenig weiter und dann kommt Chimki und dann Sokol. Früher war dort der Petrowski-Park, er galt als Vorstadt. Moskau ist doch sehr gewachsen.

Er dachte an Moskau, und seine Kindheit verflocht sich mit Polenkas Kindheit, unvermittelt tauchten Ereignisse auf, Personen, Worte. Von solchen Augenblicken sagt man „der Mensch gibt sich Erinnerungen hin", doch können Erinnerungen verschieden sein, so wie verschiedene Wolken einander jagen, bald Federwolken, bald geballte, dicke Wolken. Erinnerungen können Ausgrabungen gleichen, einem Buch mit Kapiteln, Seiten, Anmerkungen; sie können wie Erzschichten sein, wie eine Handvoll Sand. Lukutins Erinnerungen waren ein verworrener Knäuel. Es begann mit dem Wort „Sokol". Ihm folgten Straßen- und Gassennamen. Er wollte sich erinnern, wie sie früher hießen und wie sie jetzt heißen — Glinischtschewskigasse hieß die heutige Nemirowitsch-Dantschenko-Gasse. Wie heißt aber jetzt die Mjortwygasse?... Ich komme nicht darauf... Merkwürdige Namen, vertraute Namen: Sobatschja Ploschtschadka, Dorogomilowo, Sazepa... Gut, daß wir uns festgesetzt haben! Fedossejew sagte: „Wir werden uns mit den Zähnen in die Erde festbeißen!" Er wurde bei Uwarowo begraben, dort blieb ein Stein mit dem Buchstaben „F". Er hatte im „Kugellagerwerk" gearbeitet. Das ist weit vom Zentrum. Welche Straßenbahn fährt dorthin? Ich weiß es nicht mehr, ich weiß nichts mehr... Jetzt wird eine U-Bahn bis zum Stalinwerk gebaut. Simonow-Kloster... Es heißt, Karamsins Lisa habe sich in jenen Teich gestürzt. Tolstois Natascha wohnte in der Worowskistraße, dort ist wohl der Schriftstellerverband. Kam da vorbei, als ich mit Polenka in den Zoo ging... Ihr gefielen so die kleinen Bären, und als sie den Elefanten sah, rief sie: „Onkel Petja!" Petja hat tatsächlich eine lange Nase. Jetzt ist er bei der Artillerie. Die Artilleristen sind Prachtkerle, wie oft haben sie uns aus der Patsche geholfen. Unerschrockene Burschen... Jetzt wird mächtig geschossen, noch stärker als am Morgen. Sie haben Tradition... Interessant, wie man wohl aus der Zarenkanone geschossen hat? Und der Kreml ist schön, einen zweiten gibt es nirgends, das ist nicht Byzanz, nicht Italien, das ist etwas anderes, Ureigenes — Reinheit, große Klarheit. Moskau ist alt, man sagt ja auch, es wurde nicht

auf einmal gebaut... Wie alt mag wohl solch ein Baum sein? Vater hätte es sofort gesagt. Wahrscheinlich sehr alt. Er wuchs, fror, die Blätter fielen ab, grünte dann wieder, und jetzt kann er ebenso sterben wie ein Mensch — eine Granate, und alles ist hin. Sie haben lauter Weitschüsse. Unsere aber hauen rein, und schon den ganzen Tag, wahrscheinlich sind Verstärkungen eingetroffen. Hier weiß man nichts, aber es wird, glaube ich, geschrieben, daß wir uns ernsthaft festgesetzt haben. Anders kann es auch nicht sein — es geht um Moskau. Sie haben Flugblätter abgeworfen, sie könnten Moskau sehen. Vielleicht sehen sie es auch im Fernglas... Mutter hatte ein komisches Fernglas aus Perlmutter, wie eine Muschel. Sie nahm mich ins Ballett mit. Was wurde doch gegeben? „Dornröschen“? Kann mich nicht besinnen. Ich konnte nicht begreifen, wohin die Leute in den Boden versanken, fragte danach, und Mutter genierte sich. Ich war damals in der Vorbereitungsschule, war sehr stolz auf die Uniform. Gegenüber vom Gymnasium war eine Grünanlage. Acht Jahre meines Lebens sind mit dieser Anlage verbunden. Nadja fand im Flieder eine Dreierblüte, obwohl sie nach einer Fünferblüte gesucht hatte, sie sagte, sie werde kein Glück haben, ich erwiderte, daß das Glück schon da sei, und lief plötzlich davon. Wie alt war ich damals? Fünfzehn. Oder sechzehn. Ja, und später war es auch so, ich konnte nie das Wichtigste sagen... Nun ist es dunkel geworden. Die Tage sind jetzt kurz, natürlich, es ist ja Dezember. Ehe man sich's versieht, ist es dunkel. Und so ist alles: es bleibt keine Zeit, den Bau zu beenden, die Liebe bis zur Neige auszukosten, das Leben auszuleben... Ich bin hier der Älteste. Sharow ist neunzehn. Als gesagt wurde, daß wir Rostow zurückgenommen haben, klatschte er in die Hände wie ein kleiner Junge. Das ist eine große Sache mit Rostow. Sie wollen um jeden Preis Moskau haben, drängen mit aller Macht... Schrecklich, daß es so nah ist! Doch sie bekommen es nicht, jetzt haben wir uns überall festgesetzt. Mischa sagt, in Moskau herrsche ideale Ordnung, nicht eine Spur von Panik. Könnte ich doch nur einen Blick hinwerfen! Sicher ist Moskau jetzt anders... Gestern sprach Mischa mit einem Gefangenen. Der Deutsche fragte, wo Stalin wäre. Mischa sagte: auf seinem Gefechtsstand, in Moskau. Das hat der nicht glauben wollen... Wie verdummt sie sind, man kann es sich gar nicht vorstellen — Goethe, Fichte, Hegel, das alles reimt sich nicht zusammen... Wäre Richter ein wenig klüger gewesen, hätte er anders mit mir gesprochen. Vielleicht ist er gar irgendwo hier, um Moskau zu stürmen? Warum auch nicht? Das ist einer, dem man den Hals umdrehen müßte!... Vor einem halben Jahr hätte ich nicht geglaubt, daß ich den Wunsch haben könnte, einen Menschen zu töten, das war mir unverständlich Vielleicht bin ich vertiert? Nein, auch der Vater hätte zum Gewehr

gegriffen. Ich glaube, selbst Tolstoi wäre nicht zu Hause geblieben. Sie sind doch nicht nur dumm, sie sind grausam, morden Kinder. Nur gut, daß Polenka weit weg ist... Wenn ich falle, wird sie den Vater vergessen, sie ist noch zu klein. Und Katja wird ihr nichts erzählen, das weiß ich. Aha, jetzt haben sie sich eingeschossen... Teufel noch mal, ist hier aber die Hölle los! Ich bin doch neugierig, ob das mal einer beschreiben wird. Aber es geht ja nicht um Beschreibungen... Was wohl Polenka dort macht? Katja hat nicht einmal geschrieben, ob sie ein warmes Zimmer haben... Und das Glück war doch da, es stimmt nicht, daß es nur aufleuchtet und verschwindet. Schon daß Polenka existiert, ist ein großes Glück. Dann war noch die Arbeit. Auf dem Papier waren es nur Zeichnungen, Zahlen, aber ich habe jedes Gebäude erlebt. Jammerschade, daß ich in Moskau nichts bauen konnte. Habe nie darüber nachgedacht, ob ich Moskau liebe, habe gesagt, Leningrad sei schöner. Erst jetzt fühle ich, wie teuer mir jede Straße, jedes Haus ist. Häuser aber — das sind Menschen...

Als die Nacht anbrach, schien sich der Wald mit vielen Menschen zu füllen. Sie umgaben Lukutin, einige traten nahe heran, unterhielten sich, andere gingen vorüber wie Passanten oder traten plötzlich in Reih und Glied zu einem unverständlichen Zug an. Hier waren Schulkameraden, war Sergej, waren Mitarbeiter des Volkskommissariats, Leute vom Bau, alte Botaniker — Freunde des Vaters, Nadja mit einem Fliederzweig, Arbeiter. Sie gingen seltsamerweise im ersten Schnee am Alexandergarten vorbei und trugen rote Särge. „Unsterbliche Opfer, ihr sanket dahin..." Lukutin erinnerte sich — das war nach der Oktoberrevolution. Zu dem Blitzen der Augen gesellten sich Klänge, die alles übertönten... Warum singen sie so laut? Dann merkte er: es singt in ihm. Auch die Menschen sind in ihm, niemand kann sie ihm nehmen; Nadja sagt, sie werde glücklich sein, Polenka spielt mit dem Wurfring... Wo ist das nur? Richtig, wie hatte er es vergessen können — im Kulturpark, rechts steht ein Kiosk... Sergej hat recht, sein Projekt ist interessant... Und Moskau ist nicht mehr jenseits der Chaussee, es ist nicht nah und nicht fern, es ist in ihm.

Bevor die Deutschen im Morgengrauen zum Sturmangriff übergingen, trat für einen Augenblick Ruhe ein, und nach dem Dröhnen der Nacht schien diese Ruhe besonders süß. Lukutin lächelte. Der Wald ist nicht mehr der Wald von gestern — ein gespaltener, abgeholzter Wald. Man glaubt kaum, daß es hier lebende Menschen gibt...

Die Deutschen hatten nicht mehr mit Widerstand gerechnet und stürmten über das Feld. Da knatterten die MGs los. Mischa schrie: „Reich her!" Auf Lukutins Gesicht perlte der Schweiß, der

grimmige Frost aber bedeckte alles mit Reif — die Augenwimpern, das Haar an den Schläfen.

Der Angriff wurde hier im Walde abgeschlagen. Es gab keine Ruhepause: ein neues Regiment, das erst gestern eingetroffen war, ging zum Gegenangriff vor. Darum also in der Nacht der Höllenlärm, dachte Lukutin. Er wollte es noch Mischa sagen, kam aber nicht mehr dazu, er stürzte vornüber in den Schnee.

Als ihn der Sanitäter bemerkte, war er schon ganz starr, die Blutstropfen waren zu Perlen geworden — auf dem Pelz, der Hand, dem Schnee. Die Rotarmisten der neuen Division zogen vorüber. Sie lächelten froh und unruhig: alle wußten, daß die Deutschen verjagt wurden. Vor dem toten Lukutin machten einige ältere Kämpfer halt, traten an ihn heran, standen schweigend eine Weile da — jeder dachte das Seine; dann beeilten sie sich, ihre Kameraden einzuholen.

* 19 *

Ist das ein Frost! Die trübe Sonne ist wie ein Stück Eis. Die Augen schmerzen, der Schnee ist zu grell. Und die Schatten sind violett... Der Atem stockt, eine weiße Wolke entströmt dem Mund, hängt hilflos in der Luft. Und der Rauch kann nicht aufsteigen, sich nicht verziehen — die Dörfer brennen. Alle denken nur an eins, sprechen nur von einem: „Wir greifen an!" Die Unüberwindlichen mit ihren Panzern und ihrer Schokolade, mit ihren Thermopylen, den Totenschädeln am Ärmel, den Messerschmitts, den portugiesischen Sardinen, mit ihrem „neuen Europa", mit ihren Jägern, Grenadieren, Oberfeldwebeln, Feldmarschällen, mit ihrem Führer, sie, die Unbesiegbaren, die Siegfriede, die Halbgötter — sie ziehen Hals über Kopf ab.

Sie lassen die funkelnagelneuen „Opel" im Stich, die Triumphbogen, den französischen Sekt, die Ferngeschütze, die frivolen Postkarten, sogar die Feldstecher, vielleicht gar dieselben, durch die Moskau so greifbar nah zu sehen gewesen war.

Alle waren guter Dinge, obwohl der grimmige Frost bis unter die Schafpelze drang. Soviel sich Sergej mühte, er konnte die drei Zeilen nicht loswerden, die ihm immerfort im Kopf herumgingen:

Den ersten Rausch der Russenmaid
Hegten der Frost und Winterstürme
Und Felder, schneeverweht und weit...

Sitzt da fest! Weiß nicht einmal, woher das ist — eine „Maid"! Wie dumm! Der Frost hat aber wirklich etwas Berauschendes. Warum nennt man den Winter „leblos"? Er birgt eine geheimnis-

volle Leidenschaft, er verbrennt das Herz wie Eisen die Finger... Die Deutschen haben nichts zu lachen.

Dann schrieb man über den Sturm auf Iwaschkowo; damit begann der Weg der Division nach dem Westen; man schrieb über die Treffsicherheit der Artillerie, über die Stoßkraft der Infanterie, darüber, daß der Divisionskommandeur alles im vorhinein bedacht hatte. Über die Pioniere stand nichts in der Zeitung, und doch hatten gerade die Pioniere den Anfang gemacht — die Deutschen hatten im Vorgelände von Iwaschkowo Minen gelegt. Sie mußten heimlich entfernt werden. Es war eine mondhelle Nacht gewesen. Wie hatte Sergej den schnöden Mond verflucht!...

Iwaschkowo ist weit im Rücken geblieben. Jetzt haben die Pioniere nur eine große Sorge — die Straße. Es ist die Straße des Vormarsches; sie gehen und die Sonne sinkt gerade vor ihnen, eine unfreundliche, geizige Dezembersonne. Alles ist neu — die verlassenen Kraftwagen (laß mal sehen, welche Marke?), die deutschen Wegweiser — kein Mensch versteht, was für Dörfer das sind —, die Flaschen mit den ausländischen Etiketten, die Zigarettenschachteln, die Fetzen bunter Zeitschriften, die Friedhöfe mit den langen Gräberreihen — gleich werden wohl auch die Toten losmarschieren...

„Die haben ausmarschiert", sagte Chomenko.

Wieder Leichen von Deutschen: sie sehen aus wie Wachsfiguren in einem Panoptikum. Einer steht an einen Baum gelehnt und blickt nach Osten. Vielleicht zitiert er noch Nietzsche? Oder überlegt er, was er aus Moskau nach Würzburg mitnimmt, wo er zur Schule ging (nie hat er seine Hose zerrissen), wo er in einer Bank arbeitete (keine einzige Fahrlässigkeit), Pfennige sparte, der Braut Malzkaffee mit Apfeltorte vorsetzte und selbst im Traume keine sibirischen Zobel oder Uraler Edelsteine sah? Dann aber wurde er Eroberer, ein Dschingis-Khan aus Würzburg, ein Tamerlan mit einer Brille und einer Braut mit zwei Kindern... Er steht an eine Birke gelehnt, rotbackig vom Frost, rüstig, doch tot. Andere haben ihr Gesicht im Schnee vergraben wie in ein Kissen oder liegen auf dem Rücken — Träumer, Sterngucker... Sergej geht durch einen verzauberten Wald — niedergebrochene Bäume, Drahtverhaue, deutsche Unterstände, diese Nibelungengrotten mit den Bildern von Kinostars, mit gefrorenem Kot und Blut. Die Minen aber sind gut gelegt (das anerkennt der Pionier in ihm), alles muß abgetastet, geprüft werden.

Der lebenslustige Chomenko flog beim Entminen in die Luft. Wie schön hatte er von seiner Ukraine gesungen! Sogar im Frost wurden die schwarzen Nächte des Südens lebendig, die weiße Kirschblüte, die weiße Brust Oksanas... Der ewig unrasierte Sablin mit seinen winzigen Maulwurfsaugen sagte böse:

„Es heißt schon ganz richtig — der Pionier irrt sich nur inmal."

Sie kamen an einem Dorf vorbei, das die Deutschen niedergebrannt hatten. Im rosa Feuerschein standen eine Frau und Kinder. Es fror Stein und Bein, und nur diese glimmenden Kohlen inmitten des steinharten Schnees hielten das Leben aufrecht. Warme Asche — das war alles, was von dem Hause übrigblieb. Hier hatte diese Frau Lieder gesungen, ihre Kinder zur Welt gebracht, den Mann ins Feld geleitet.

„Niedergebrannt haben sie's, die Blutsauger. Jetzt werden wir erfrieren."

Die Rotarmisten schwiegen: dafür gab es keine Worte. Nur Tschernych schimpfte leise. Er konnte nicht begreifen, warum man das Haus niedergebrannt hatte. So ein Haus hatte auch er, so eine Frau, solche Kinder. Man versteht noch, wenn eine Stadt niedergebrannt wird — es ist Krieg... Geschütze werden hergestellt, aus denen dann geschossen wird... Aber ist denn eine Hütte etwas Militärisches? Sie haben Raps und Gerste angebaut ... Wo hat man so etwas gesehen, mit Kindern bei solcher Kälte im Freien zu bleiben? Haben die denn keinen Verstand?... Gewissenlose Schufte... Wut wuchs im Herzen wie eine Geschwulst, würgte den Atem. Leise, damit es niemand hörte, schimpfte Tschernych vor sich hin: „Oh, du Biest! Parasit! Verfluchtes Aas!"

Sie gingen weiter. Und wieder Kamine an Stelle der Häuser. Von dem Dorf waren nur Starkasten und schwarze Flecken im Schnee geblieben. Die Menschen kamen aus den Schluchten, den Wäldern, irrten um die Asche, klagten. Das waren lange, endlose Erzählungen vom Leid; sie flossen zusammen, verschmolzen, schleppten sich hinter der Truppe her.

Gegen Morgen brach ein Schneesturm los, blendete die Augen. Und die Erzählungen wirbelten dahin, zerfleischten das Herz.

„Der Satan kam... Entführte das Mädchen..."

„Alles, alles haben sie niedergebrannt..."

„Der Schamlose zog das Mädchen aus..."

„Tante Mascha haben sie an den Haaren festgebunden..."

„Den Agafonow haben sie fortgeschleppt, hier haben sie ihn erschossen..."

„Der Junge verstand nichts, schrie, er aber ging auf ihn zu..."

Der Sturm wütete immer stärker; es wuchsen, wanderten, kreisten die Schneewehen. Die Menschen aber gingen, versanken im Schnee und gingen trotzdem.

Am vierten oder fünften Tag sagte eine alte Frau zu Sergej:

„Sie haben sie hier liegenlassen... Hatten sich an ihr ergötzt... Ermordet..." Sie verstummte, dann schrie sie auf: „Olenka!..."

Die Tote wurde ausgegraben. Das Mädchen war nackt, nur an einem Fuß stak noch der Filzstiefel. Keine Wunde, keine Verletzung. Es schien, als schlafe sie; sie war wunderschön in ihrem Schlaf, wie ein Steinbild aus fernen Zeiten; kleine Füße, ein fester, fraulicher Körper, ein breites strenges Gesicht — vorstehende Backenknochen, zusammengezogene Brauen, schmale Augen.

„Deckt sie zu."

Sergej spürte, wie etwas in ihm erstarrte. Von den vielen, wie die Adern der Blätter verschlungenen Gefühlen, von allem, dem er bisher lebte, blieb nur eins: wie ich sie hasse! Mit den Zähnen könnte ich sie zerfleischen! Das ist wie eine Leidenschaft — es hämmert im Schädel, hemmt den Schritt, raubt die Besinnung.

Gefangene wurden gebracht, jämmerliche, durchfrorene Gestalten. Doch allen preßte sich das Herz zusammen: Hier! Diese!... Waren es diese? Kaum vorstellbar, so verstört, erschrocken, erbärmlich sahen sie aus. In leichten, mit Tüchern umwundenen Feldmützen — alte Weiber mit geschwollenen Backen, lahm, hinkend, verrotzt, verdreckt, schluchzend, ihr einstudiertes, zur Zauberformel, zum Gebet gewordenes „kaputt" vorstoßend. Sollten diese wirklich gesengt, vergewaltigt, gefoltert haben?...

Einer von ihnen verstand Französisch. Sergej fragte:

„Warum seid ihr gekommen?"

„Ich bin Soldat, es wurde befohlen."

„Sie haben sich aber mit Vergnügen dem Befehl gefügt, nicht wahr? Sie haben gesengt und gemordet? Warum antworten Sie nicht?"

„Ich bin Kriegsgefangener, Herr Hauptmann, ich bin in Ihrer Gewalt."

Sergej überkamen Zweifel. Vielleicht hat der da nichts getan? Der Deutsche spürte die Verwirrung des russischen Offiziers und sprach schnell auf ihn ein:

„Ich habe nichts Schlechtes getan. Befehl ist Befehl, wenn es nach mir gegangen wäre, wäre ich lieber in Paris geblieben. Dort hatten wir's sehr gut, alle waren höflich zu uns..."

„Genug!"

Der Gefangene nahm sofort Haltung an, sah wie versteinert aus. Sergej aber stand nachdenklich da. Wie immer in Augenblicken der Verwunderung oder der inneren Konzentration hatte er den Kopf zurückgeworfen und kniff die Augen zusammen. Der Gefangene bekam es mit der Angst zu tun.

„Herr Hauptmann, man wird mich doch nicht töten?"

„Wer soll Sie töten? Dummheiten..."

„Ich werde also leben?"

Sergej lächelte spöttisch:

„Gewiß, wenn Sie nicht krank werden."
„Ich bin gesund, kerngesund."
Sergej bedeutete ihm durch eine Handbewegung zu gehen. Doch der Deutsche lief ihm nach:
„Herr Hauptmann, ich bin zwar gesund, aber von schwacher Konstitution. Ich darf keine schweren Arbeiten verrichten."
Sergej rümpfte verächtlich die Nase. Die haben auch Paris besudelt... Es ekelte ihn jetzt, an Paris zu denken. Gestern hatte ihn ein Mädchen angelächelt, er aber mußte sich abwenden — wer weiß, vielleicht hat sie auch den Deutschen so zugelächelt?... Er schlief in einem unversehrt gebliebenen Haus und konnte kaum atmen: die verbrauchte Luft ist wohl nicht mehr herauszubekommen... Dann schon lieber im Frost bleiben!... Sonin hatte ihm ein Feuerzeug gegeben: „Es sind doch keine Streichhölzer da... Das haben die Deutschen fein ausgeknobelt; sieh mal, damit es der Wind nicht auspustet." Sergej hatte es gedankenlos in die Tasche gesteckt; jetzt fand er es wieder und erinnerte sich, daß es ein deutsches war! Wütend stampfte er das Feuerzeug in den Schnee, so ein Mist!
Noch vor einem Monat hatte der Krieg für ihn eine furchtbare Notwendigkeit, den Zusammenstoß zweier Welten, den Schutz der Heimat, Strategie, Taktik, Heldentum dargestellt. Jetzt war der Krieg zum Leben geworden; alles in ihm kämpfte: das Blut, die Galle, der Atem, jedes Gelenk, jeder Pulsschlag.
Der Vormarsch schien zu stocken. Die Deutschen parierten jetzt nicht nur die Schläge, sondern versuchten sich festzusetzen, bauten richtige Abwehrstellungen... Ist uns wirklich schon die Puste ausgegangen?... Oberst Gluchow sagte zu Sergej: „Eine Woche stecken wir wohl fest..." Sergej dachte nur an eines: weiter! Er wollte vernünftig sein, spielte mit Sonin Schach, sprach mit den Rotarmisten über Moskau, über die fernen Wolgadörfer, über Kinder, über das einfache, alltägliche Leben. Aber seine Gedanken waren nur bei den Deutschen.
Selten schrieb er an Walja. Sie war weit in die Vergangenheit gerückt, in die warme, lebensvolle, bunte Vergangenheit, in der man sich verlieben, vergessen, über Theater diskutieren (welches ist besser, das Wachtangow- oder das Kammertheater?), unter Ahornbäumen träumen konnte. In dieser fernen Welt, die einem deutlich im Gedächtnis verbliebenen Traum glich, stand Walja neben Mado. Sergej dachte jetzt oft an Paris, dachte mit trübem Lächeln — Deutsche spazieren in den Alleen, durch die er mit Mado ging, sitzen auf der Bank unter den Kastanien, mischen sich in ihr langes, wichtiges und sinnloses Gespräch. „Der Pionier irrt sich nur einmal." Er ist nicht gestorben. Auch Mado ist nicht gestorben. Er hat Walja... Vielleicht hat Mado geheiratet, ist besonnen, glücklich

geworden? Was bekümmern Mado die Deutschen, sie hatte gesagt: „Ich hasse die Politik..." Er nahm dem Gefangenen eine Pariser Zeitung ab. Ballett, etwas über André Gide, Eröffnung einer Ausstellung von Derain... „Corbeille" lebt weiter. Bei der Eröffnung — Mado. Die Deutschen sind doch Kenner, Mäzene, feinfühlige Menschen...

Schämen sollte er sich! Wie kann man nur die Liebe in den Schmutz ziehen? Er allein ist schuld. Er hat Mado verlassen. Zwei Wochen hat er an Walja nicht geschrieben. Und Walja ist doch sein Leben... Er ist ärgerlich auf sich selbst und will Mado mit Schmutz bewerfen. Was die „Fritze" schon zusammenfaseln. Dieser Arbeiter bei Roche aîné — nie werde ich glauben, daß er zu Kreuze gekrochen ist... Einen drolligen Haarschopf hatte er... Er hatte nach Stalin gefragt, nach Moskau, ein guter Kerl war das und ein echter Franzose. So einer fällt nicht um. Sie haben es noch schwerer, wir sind immerhin beisammen, dort aber muß man allein kämpfen... Verfluchte „Fritze"!... Sergej sagte jetzt wie seine Soldaten „Fritz". Vor kurzem noch hatte er erwartet, daß Annas Freunde, die ehrlichen Deutschen, empört über ihre Armee, herüberkommen und sagen werden: wir sind mit euch... Keine Spur... Und wenn schon einer kommt, so sieht man gleich, daß es aus Angst geschah. Die „Katjuscha", das ist ihr Gewissen!... Schlimm sieht es da aus. Wir werden sie kurz und klein schlagen... Jetzt hat es auch Hitler begriffen, wenn er überhaupt fähig ist, etwas zu begreifen. Ich werde aber nicht mehr der alte sein können... Die Gläubigen haben gedacht, der Apfel der Erkenntnis sei süß. Besser ist es ohne solche Äpfel, sonst ist das Leben kein Leben mehr. Sonin sagt: „Wir beide sind klüger geworden, haben vieles dazugelernt." Gewiß, das stimmt. Doch einiges haben wir auch verlernt...

Er wollte Walja schreiben, doch es gelang nicht; er schrieb an Nina Georgijewna, erzählte vom Vormarsch, von den niedergebrannten Dörfern, von dem Gespräch mit dem Gefangenen. Er wollte auch von dem gemordeten Mädchen schreiben, vermochte es aber nicht, statt dessen setzte er hinzu: „Mutter, Du wirst mich überhaupt nicht mehr erkennen. Ich sehe jetzt, wieviel Kindliches, Unklares, wie viele unsinnige Phantasien in mir waren. Ich habe mich sehr verändert, möchte jetzt nur eines — sie alle erschlagen. Ich weiß, daß sich das geben wird, so ist es immer — die Zeit tut Wasser in den Wein, aber dieser Wein ist so stark, so böse, daß sehr viel Zeit erforderlich sein wird und sehr, sehr viel Wasser."

Zwei Tage darauf wurde Sergej ins Lazarett gebracht: ein Granatsplitter hatte ihn an der Schulter verletzt. Der Arzt sagte: „Zwei, drei Wochen, und alles ist wieder in Ordnung." Sergej rief ungeduldig: „Drei Wochen?..." Der Arzt lachte: „Wohin so eilig? Wir werden noch lange genug kämpfen."

Er kannte Sergej nicht. Aber auch Sergej hatte sich wiederum geirrt: er glaubte, er habe sich verändert, aber verändert hatte sich nur die Zeit; er war der Gleiche, der Leidenschaftliche geblieben, der ein klein wenig schneller ging als nötig, und vielleicht einen Zoll über dem Erdboden.

* 20 *

Richter konnte sich nicht erwärmen; er zitterte am ganzen Körper. Der alten Frau im schwarzen Tuch rief er zu:

„Heize besser, verstehst du? Du mußt besser heizen!"

Die Frau verstand kein Deutsch; sie wandte sich erschrocken zu Richter um, blies in den Ofen, stocherte mit dem Feuerhaken. Das feuchte Holz qualmte. Richter packte wütend einen Schemel, schlug ihn in Stücke und warf diese in den Ofen. Das Feuer flammte sofort auf. Richter machte sich mit einem kleinen Beil daran, die Bank zu zerhacken. Die Frau heulte laut auf und lief aus der Hütte. Küchenschabe lachte:

„Auch ein Wertobjekt! Rokoko!"

Richter fühlte, wie er langsam auftaute; selig lächelnd, putzte er sich mit einem schmutzigen Tuch die Nase und sagte zum Marabu:

„Setz dich hierher, hier ist es beinahe wie im Paradies. Was ist nur aus uns geworden! Es ist wie ein Märchen, aber offen gestanden ein scheußliches Märchen."

Küchenschabe hatte sich noch militärische Haltung und einen gewissen Lebensmut bewahrt.

„Stimmt schon", sagte er, „das ist eine schlimme Geschichte, doch im Frühjahr werden wir uns revanchieren. Wie lange können solche Fröste anhalten?"

Richter antwortete:

„Der Winter hört bei denen im April auf, so daß wir noch hundertmal erfrieren können. Mich persönlich interessiert aber etwas anderes: wann werden die Russen schlapp machen?"

„Sie werden schon schlapp machen", sagte Marabu, „doch das ist ein verhängnisvoller Zweikampf für unsere Generation. Wir sind dem Untergang geweiht. Es genügt, diese Landschaft zu betrachten, um zu wissen, wie wir enden werden... Man kann sich schwerlich eine größere Harmonie zwischen der Natur und den Ereignissen vorstellen."

„Ich sehe nichts Besonderes außer Raben, Schnee und scheußlichen Hütten", brummte Küchenschabe. Er wußte, daß Marabu ein echter Nazi und guter Soldat war, konnte aber sein Geschwätz nicht ausstehen — der begräbt einen bei lebendigem Leibe. Ziemt sich das etwa für einen Krieger?...

Marabu zuckte die Schultern — er spricht doch mit Richter.
„Sieh hin: Sonne, Schnee, Leere. In allem ausschließlich der Tod — in dieser blassen Sonnenscheibe, in dem Lazarettweiß, in der Leblosigkeit.“

Richter schwieg. Wovon man auch sprechen mochte — Marabu führte alles auf den Tod zurück. Die Nerven aber waren ohnehin zerrüttet... In drei Tagen hatten sie sechzehn Mann verloren. Heute früh war Klepper gefallen. Der Junge hatte Angst gehabt zurückzubleiben, schwang sich auf einen Lastwagen, — aber der Wagen bekam einen Volltreffer ab. Die russische Artillerie läßt nichts zu wünschen übrig. Richter erinnerte sich, wie Oberst Wilke von „halbfriedlicher Durchdringung“ gesprochen hatte, und schimpfte laut.

Auch Küchenschabe schimpfte — er hatte eine Laus gefunden. Er zog das Hemd aus, knackte die Läuse und zählte dabei: „Sieben Juden... Acht... Neun...“

Jetzt ist alles klar, dachte Richter, sie werden sich wie die Verrückten wehren. Vielleicht werden wir sie im nächsten Sommer erledigen, aber wie viele von uns werden am Leben bleiben?... Ehrlich gesagt, ist es mir jetzt ganz egal, wer siegen wird. Ich möchte ein Bad nehmen, ein Pyjama anziehen und in ein warmes Bett steigen. Sogar ohne Hilde... Jetzt ist mir endlich warm geworden; wenn einer sagen würde, der Sieg liegt gleich neben dem Haus — ich würde nicht hinausgehen... Haben wir vielleicht nicht genug Siege errungen? Brest und Minsk haben wir genommen, Smolensk, Wjasma und noch etwas, kann mich gar nicht auf alle Namen besinnen. Wir waren dicht vor Moskau und auch jetzt sind wir gar nicht so weit weg... Mir hängt alles zum Halse heraus — siegen, zurückgehen, unter Feuer auf dem Bauch kriechen, Kameraden beerdigen, das Unken vom Marabu und die Prahlereien der Küchenschabe, der erzählt, daß er mit drei Mädchen auf einmal geschlafen hat.

In den ersten Wochen des Krieges hatte Richter so etwas wie Wissensdurst bekundet; er fühlte sich als ein Tourist, der eine Reise durch ein exotisches Land macht, zweifellos eine gefährliche Reise, aber eine interessante. Er bereicherte seine Kenntnisse über Rußland. Früher hatte er nur Moskau und Kusnezk kennengelernt, und was hatte er dort schon gesehen? Gasthäuser, Museen, Bauten. Jetzt hat er Zutritt in jedes Haus. Er hat das russische Dorf kennengelernt. Ein rückständiges Volk, das uns dankbar sein sollte; wir können ihnen die Zivilisation erschließen. Wir fangen damit an, daß wir hier anständige Aborte bauen. Einmal schrieb er Hilde: „Du kannst Dir nicht vorstellen, was das für ein Land ist. Ich war zweimal in Rußland und hatte trotzdem keine Vorstellung davon. Wir übernachteten in einem Bauernhaus, plötzlich hörte ich selt-

same Laute. Wie sich herausstellte, übernachtete im Hause ein Kalb; die Wirtin erklärte durch den Dolmetscher, daß dies bei großer Kälte üblich sei, da sonst das Tier erfriere. Nicht wahr, ein exzentrisches Bild: ein Berliner Architekt, ein Anbeter der Urbanität, der mit einer Kuh in einem Raum übernachtet...“

Mitunter diskutierte er mit Bauer, der sagte: „Jedes Volk hat seinen Lebensstil. Jene trinken gern Tee, ich trinke gern Kaffee, die Kanonen aber entscheiden nichts... Jetzt haben sie keinen Tee und wir keinen Kaffee.“ Richter antwortete herablassend: „Man kann nicht mit der Psychologie einer Hausfrau an die Weltgeschichte herangehen. Wir müssen siegen, um aufzuklären.“ Bauer konnte das nicht begreifen, er war Zeichenlehrer in einer Mädchenschule gewesen, hatte sein ganzes Leben lang Stiefmütterchen auf Porzellan gemalt.

Später wunderte sich Richter nicht mehr über die russischen Sitten. Alles machte ihn gereizt, besonders der Fanatismus, mit dem sich die Russen verteidigten. Ihr Leben gilt ihnen nichts, das ist verständlich — welch einen Wert hat das Leben einer Ameise? Bei ihrem Untergang aber reißen sie die Blüte der deutschen Kultur mit.

Als Richter eine Gruppe gefangener Rotarmisten sah, trat er an sie heran, betrachtete sie genauer; ein komischer Gedanke war ihm gekommen: könnte Lukutin nicht darunter sein?... Die Gefangenen standen eng aneinandergedrängt. Ihr Anblick ärgerte Richter: stumpfe Gesichter, blicken wie Tiere, schweigen... Er erinnerte sich, daß russische Aufklärer tags zuvor den Unteroffizier Bauer getötet hatten, und schlug wütend einem Gefangenen ins Gesicht. Dann wischte er die vom Blut klebrige Hand ab und ging fort. Pack!...

Von einem Tag zum anderen erwarteten sie, daß Moskau fällt. Die Offiziere sagten, das sei beschlossene Sache, es sei schon bekannt, welche Divisionen an der Parade teilnehmen werden, ihre Division hätte man übergehen wollen, doch Oberst Schulze hätte darauf bestanden... Aber aus der Parade wurde nichts, statt dessen hieß es Fersengeld zahlen. Sie waren gerade in Ruhestellung, Richter rasierte sich sorglos, als plötzlich die Panik ausbrach. Er vergaß seinen Rasierpinsel, echt Dachshaar, so einen bekommt er nicht wieder...

Jetzt verspürt er nicht einmal den Wunsch, sich zu rasieren. Schon lange hat er sich nicht mehr gewaschen, er stinkt ekelhaft, besonders wenn er beim Schlafen den Mantel über den Kopf zieht... Er kratzt sich wie ein räudiger Hund. Marabu kritzelt noch immer etwas in sein Heft, spielt den Mutigen. Die anderen aber sind wie Richter nur darauf bedacht, sich den Bauch vollzuschlagen und in eine warme Stube zu kommen. Das einzige, was Richter mit dem Leben verbindet, sind Hildes Briefe. Sie schreibt jeden zweiten

Tag, numeriert die Briefe. Er kennt die langen strohgelben Umschläge gut. Und die Briefbogen besprengt sie immer noch mit dem gleichen Pariser Parfüm... Er drückt einen Bogen an die Lippen und glaubt, Hilde stehe neben ihm. Gott weiß, was sie treibt!... Vielleicht hat sie den zehnten Geliebten, das würde mich nicht wundern. Sie ist wie eine Katze, sie braucht das, und ich bin weit weg, niemand weiß, wann ich zurückkehre und ob ich zurückkehre... Sogar die Eifersucht konnte ihn nicht aufrütteln, er verspürte sie nur matt, träge; mitunter malte er sich obszöne Szenen aus, bei denen er Hilde bald mit Kose-, bald mit Schimpfnamen bedachte.

Alles widerte ihn an... Ein stechender Schmerz im Magen peinigte ihn. Was habe ich gegessen? Wahrscheinlich kommt das von der Kälte... Er brachte es nicht über sich, in den Frost hinauszugehen, schlich in einen Winkel und kauerte sich, schuldbewußt auf die Kameraden blickend, hin.

Jemand fluchte:

„Verdammte Schweinerei, du bist doch schließlich nicht alleine hier!"

Richter erwiderte weinerlich:

„Ich bin krank, verstehst du?"

Und dachte: weiß der Teufel, wie ein Wilder!... Und doch ist es gut, daß ich nicht hinausgegangen bin — hinterher kann man stundenlang nicht wieder warm werden. Das müßte er Hilde schreiben... Er dachte an ihr Schlafzimmer, die blaue Seidendecke, die Parfümflaschen und lachte auf.

„Was hast du?" fragte Küchenschabe.

„Ich denke daran, daß wir in Berlin ein hübsches Stück Geld verdienen könnten. Wir richten die Hütte eines Veteranen des russischen Winters ein und nehmen zwanzig Pfennig Eintrittsgeld."

„Der Veteran des russischen Winters hat vorerst Hunger", brummte Küchenschabe.

Sie kochten Kaffee, holten Konserven heraus. Richter wollte eigentlich nichts anrühren, fürchtete erneuten Durchfall, angelte sich aber trotzdem eine Sardine und schmatzte vor Vergnügen.

Braun, der Dolmetscher, kam. Der riecht doch gleich, wo es was zu essen gibt, dachte Richter, sagte aber gutmütig zu ihm: „Hier, hau rein!" Braun erzählte, daß im Dorf nur Frauen, Kinder und Greise seien, die Männer habe die Feldgendarmerie abgeführt.

„Wie heißt das Dorf?" fragte Richter träge.

„Golowljewo."

„Es ist leichter zu nehmen als auszusprechen."

Richter war satt, steckte sich eine Zigarette an. Jetzt erst sah er sich im Hause um — nichts Interessantes, solche Häuser hatte er schon zu Hunderten gesehen: ein Heiligenbild, ein zerschrammter

Tisch, ein Ofen mit Lumpen darauf, Tontöpfe und Tonschüsseln. Eine Frau im schwarzen Tuch, zwei kleine Mädchen mit dünnen Zöpfchen. Nichts, was sich lohnte anzuschauen... Plötzlich entdeckte er auf einem Brett zwischen Töpfen ein Buch in schmierigem Einband.

„Sieh mal einer an — eine Bibliothek! Schade, daß kein Kalb da ist, um es zu lesen... Sag mal, Braun, was ist denn das für ein Opus? Ich kann mich an ihre dämliche Schrift nicht gewöhnen."

„‚Anna Karenina'. Ich habe das im Kino gesehen."

„Komisch... Und wozu braucht sie das Buch? Zum Feuer machen?"

Die Frau bekam einen Schreck, antwortete nicht gleich. Der Dolmetscher schrie:

„Wozu brauchst du das Buch?"

„Das Buch gehört meiner Tochter; sie kam vor dem Krieg aus Smolensk, sie ist Studentin."

„Studentin?" Richter bog sich vor Lachen. „Sieh mal einer an, höhere Bildung! Tolstoi! Es wäre besser, sie hätte ein warmes Klo gebaut."

„Solange sie das aber noch nicht getan hat, werde ich doch hinausgehen", sagte Küchenschabe, „sonst ersticken wir hier."

Er kam sofort wieder zurück.

„Antreten! Der Leutnant sagt, die Russen sind durchgebrochen. Wir sollen den Stab bewachen."

Richter gähnte verzweifelt:

„Die Schufte, nicht einmal auftauen lassen sie einen!"

* 21 *

„Wo werden Sie Neujahr feiern, Herr Schirke?" fragte Berty.

„Zu Hause. In diesen Zeiten ist jede Stunde kostbar, die man im Kreise der Familie verbringen kann. Ich sagte Ihnen doch schon, daß meine Frau für zwei Monate hergekommen ist."

„Ich hoffe, Madame Schirke gefällt Paris?"

Sie saßen im „Goldenen Kapaun". Vor dem Krieg war der „Goldene Kapaun" ein bescheidenes Restaurant gewesen, das von den Angestellten der benachbarten Bank besucht wurde. Jetzt aber war es nicht leicht, hier Zutritt zu erlangen: Neophyten der Gastronomie, als da sind Spekulanten, Lieferanten, kleine deutschhörige Journalisten, Varietékünstler — alle baten untertänigst, ihnen ein Tischchen zu reservieren. Es hieß, der Wirt habe Beziehungen zur Gestapo, infolgedessen bekäme man Dinge vorgesetzt, die sonst nirgends erhältlich sind. Indes ließen sich Deutsche selten im „Goldenen Kapaun" blicken, und auch das förderte den Ruf des Unter-

nehmens: die Leute, die mit den Deutschen zusammenarbeiteten, zogen es vor, ihre Mußestunden ohne sie zu verbringen.

Berty hatte dieses Lokal gewählt, weil er wußte, daß Schirke gern dem Essen zusprach; es stand ein peinliches Gespräch bevor, und ein schmackhaftes Gericht sowie eine Flasche alten Weins glätten manche Unebenheit. Berty hatte Schirkes groben Ausfall, der Mado so erregt hatte, längst vergessen; vieles hatte sich seitdem verändert. Durch den Krieg im Osten war Klarheit geschaffen worden. Berty kam oft mit Schirke zusammen und gewann Achtung vor ihm: unter den Deutschen finden sich nicht wenige verständige, gebildete Menschen, doch klug sind sie in der Regel nicht, Schirke ist anscheinend eine Ausnahme... Schirke schätzte seinerseits Berty — das ist ein Franzose, den man nicht so leicht übertölpelt... Sie verhielten sich zueinander wie zwei Spieler; einer wollte den anderen begaunern, und der eine bewunderte die Raffinesse des andern.

Berty fragte Schirke, ob er gern Austern esse — er habe den Eindruck, die Deutschen seien Muscheltiere nicht gewöhnt. Schirke nickte.

„Sie haben französischen Geschmack und deutsche Beharrlichkeit."

Damit wollte Berty andeuten, daß er wüßte, worüber Schirke sprechen wolle. Die Deutschen verlangen beinahe Liebe, während sie selbst nicht einen Schritt entgegenkommen. Ich werde ihm alles sagen... Zunächst aber muß das Mittagessen erledigt werden.

„Nun, wählen wir Forelle im Ring, wenn Sie der Meinung sind, daß sie zart ist. Dann natürlich Kapaun. Périgord-Pastete... Haben Sie ‚Merceau'! Neunzehneinundzwanziger? Ausgezeichnet. Und ‚Chateau-neuf', wie das letztemal."

„Sie verstehen jetzt also langsam Napoleons Mißgeschick?" Berty sagte das scherzhaft, bemüht, die Schärfe der Frage durch den Tonfall abzuschwächen.

Schirke zerquetschte ein Stück Zitrone; er antwortete nicht gleich, schluckte erst die Auster, trank vom „Merceau", dann lachte er:

„Wenn Sie es wissen wollen, ja... Ich nahm mir gestern von Zukkows Memoiren vor, es gibt da eine gewisse Ähnlichkeit. Von allen russischen Generalen habe ich vor einem Respekt — vor General Frost... Unser Heer mag noch so stark sein, aber die Natur bleibt Natur. Man soll die Verzögerung weder unterschätzen noch übertreiben. Wir verlieren zweifellos ein halbes Jahr. Wenn die Zeitungen das beinah schon als unseren Sieg darstellen, dann überschätzen sie die Vertrauensseligkeit der Leser. Es ist aber lächerlich, in Pessimismus zu verfallen. Es gibt einen Schlager: ‚Auf jeden Dezember folgt wieder ein Mai...' Im Frühjahr werden wir die

Offensive von neuem aufnehmen. Wir haben einige Monate vor uns, um uns gut vorzubereiten. Im Sommer wird die Partie zu Ende gespielt."

Berty dachte: er schätzt es richtig ein... Man muß schon ein Tölpel sein, um von einem Sieg der Russen zu sprechen. Natürlich haben die Ereignisse bei Moskau großen Eindruck gemacht — der erste deutsche Mißerfolg. Am Endergebnis kann jedoch kein Zweifel bestehen, die Roten haben nur eine Galgenfrist erhalten...

Berty widersprach ihm dennoch, er wollte betonen, daß es sich um einen Mißerfolg der Deutschen handle.

„Sie glauben also fest an den kommenden Sommer, Herr Schirke? Ich bin nicht der deutsche Leser und leide nicht an übertriebener Vertrauensseligkeit. Meiner Ansicht nach ist es nicht richtig, wenn Sie dem Frost die ganze Schuld geben. Auch Napoleon richtete nicht nur der Frost zugrunde, er hatte den Fanatismus der russischen Bauern falsch eingeschätzt. Angenommen im Dezember hat die Temperatur alles entschieden, aber Sie sind ja auch im November nicht vom Fleck gekommen."

Er glaubte, Schirke würde wütend werden, machte sich auf einen Streit gefaßt. Schirke aber schluckte die letzte Auster und sagte:

„Sie haben recht, der Fanatismus der Russen spielt eine große Rolle. Sie sind entsprechend erzogen worden... Jetzt erkennen alle, welch eine Gefahr Rußland darstellte. Glauben Sie, daß der Bolschewismus nur uns allein bedroht?... Alles ist auf eine Karte gesetzt — entweder wir vernichten sie oder die Kommunisten kommen. Dann werden weder Sie noch ich eine solche Forelle essen. Dann werden wir, Herr Berty, nebeneinander baumeln — an zwei Pfählen..."

Berty lächelte schief — Schirke hatte dem Gespräch geschickt eine andere Wendung gegeben! Natürlich wird er jetzt die rote Gefahr an die Wand malen. Und ehe Schirke etwas sagen konnte, ging Berty zum Angriff über:

„Deutschland braucht augenblicklich die Zusammenarbeit, doch Sie tun alles, um uns abzustoßen. Ich will schon gar nicht von der Taktlosigkeit dieser roten Maueranschläge mit dem schwarzen Rand sprechen... Die Franzosen verstehen das Geiselsystem nicht und werden es nie verstehen. Ich weiß nicht, was törichter ist — Kinder wie Mocquets Sohn zu erschießen oder die Franzosen feierlich davon in Kenntnis zu setzen? Ich sagte Ihnen, daß ich in meinen Werken für Ordnung einstehen kann. Ihre Gestapoleute machen mit der Sabotage viel Lärm um nichts. Das ist dumm. Mir fehlen Arbeiter — Sie halten sie in Gefangenenlagern. Ich stelle Neulinge ein. Natürlich müssen sich Havarien ereignen. Kürzlich hat ein Mann aus Algier eine Werkbank beschädigt. Das ist eine

Kleinigkeit... Wozu Lärm schlagen? Sie verärgern die Arbeiter. Ich habe mit Ihren Behörden gesprochen, sie antworteten mir, ich verhielte mich ‚ausweichend'. Wenn Sie Lastwagen brauchen, dann lassen Sie mich in Frieden... Versuchen Sie den ‚Chateauneuf', es ist ein selten gelungener Jahrgang."

Schirke tat einen Zug aus dem Glase und lief rot an vor Wohlbehagen.

„Ungewöhnlich gut!... Ich bin überhaupt ein Liebhaber der Rhôneweine, sie bringen das Blut in Wallung, man spürt die Sonne des Südens... Sie regen sich unnötig auf, Gestapo bleibt Gestapo, alle Polizeibehörden in der Welt begingen, begehen und werden Dummheiten begehen. Wenn aber die französischen Industriellen nicht mit uns zusammenarbeiten wollen, so verlieren sie dabei nur. Sie verlieren, wie das Spiel auch ausgehen mag. Wenn wir gesiegt haben, werden wir daran denken, wer wirklich mit uns war und wer abgewartet hat. Nehmen wir das Schlimmste an — die Roten siegen. Das wird auch für Sie eine Katastrophe werden. Glauben Sie, ich wüßte nicht, wie die Franzosen zu uns stehen?... Ich bin kein großer Mann, kein Abetz, kein General, kein Gestapoagent, und dennoch spüre ich es an mir selbst. Man stellt mich einer Schauspielerin vor, plötzlich läuft sie davon, sie ‚leidet an nervösen Zuckungen'. Ihr Bekannter, ein Fabrikdirektor, nennen wir ihn X, erklärt mir, daß er aufs Land gehen und Kaninchen züchten will. Sehen Sie sich doch bitte um. Es wird gegessen, getrunken, gelacht. Sie sind glücklich und verdanken es uns. Die Leute sollten einmal versuchen, so in London oder in Moskau zu essen! Und wenn Sie diese Leute fragen, so werden sie Ihnen antworten, daß sie glücklich sind, ohne es uns danken zu müssen. Hier kennt man mich nicht, und diese Schieber sind froh, daß sie Kapaune essen können, ohne einen Boche zu sehen... Ich habe genug gelebt, um verstehen und vergeben zu können. Aber hat es sich ein solcher Herr X überlegt, was ihn erwartet, wenn das deutsche Heer nicht standhält? Er wünscht sich das Jahr achtzehn mit Clemenceau und Feuerwerk in Versailles. Wenn wir aber geschlagen werden, bekommt er Kosaken und die Diktatur des Proletariats."

Berty hörte lächelnd zu: Herr X, das bin ich, er will sagen, daß ich ein Doppelspiel treibe. Wollen wir sehen, was er dazu meint, wenn ich ihn daran erinnere, daß nicht alle Gegner der Deutschen Kommunisten sind...

„Rußland ist geschwächt, und zwar für lange Zeit. Selbst wenn die Deutschen eine Niederlage erleiden, werden die Bolschewiki keine Gefahr mehr darstellen, ihre Grenzen werden sie nicht überschreiten. Sie sprechen ganz unnötig immer vom Osten. Viele Franzosen blicken nach einer anderen Richtung. Amerika ist in den Krieg eingetreten, und die Amerikaner haben enorme Ressourcen.

Ich weiß nicht, wer dieser X ist, von dem Sie sprachen, ich nehme ihn als Beispiel — warum sollte er sich vor dem Sieg der Amerikaner fürchten? Er wird arbeiten und leben können wie vor dem Krieg. Es ist nicht erstaunlich, wenn er den Dollar nicht nur dem Rubel, sondern auch der Mark vorzieht."

Schirke sprach mit Vergnügen der Trüffelpastete zu: ja, Berty ist ein starker Gegenspieler! Er will sagen, daß er auch auf die Alliierten setzen kann... Interessant, wie er sich wohl in der Avenue Foche bei einem Verhör durch regelrechte Gestapoleute verhalten würde?... Nein, das geht nicht, man muß lavieren...

Der Kaffee wurde serviert, duftig und so stark, daß das Herz merklich klopfte. Schirke sagte:

„Die Amerikaner wie die Engländer sind ebenfalls an der Niederschlagung der Roten interessiert. Sie schicken den Russen Beileidstelegramme und hoffen zugleich, daß wir sie vernichten... Dann wird man die Welt aufteilen können. Sie können sich mit Messerschmitt oder mit Ford einigen, nicht aber mit den Bolschewiki... Ich will gar nicht, daß Sie sich mit dem Reich solidarisieren. Sie sind Franzose, haben Ihre eigenen Interessen. Ich erwarte etwas anderes von Ihnen — Unterstützung für unseren Kampf im Osten. Dort verteidigen wir auch Herrn X. Sprechen Sie es offen aus, nicht unter vier Augen, sondern in der Presse, daß der Hauptfeind Frankreichs der Kommunismus ist. Wir werden damit zufrieden sein."

Vor einem Monat hatte Schirke von Berty verlangt, er solle die Notwendigkeit einer engeren Zusammenarbeit und des Sieges Deutschlands propagieren. Jetzt war er bescheidener. Man muß nachgeben... Spöttisch lächelnd dachte er: wie vor Moskau...

Berty überlegte: sollte er ein solches Angebot annehmen? Gewiß, die Kommunisten sind der Feind Nummer 1. Das ist eine Binsenwahrheit. Es handelt sich nur darum, wann und wem das gesagt wird...

„Ich bin kein Anhänger der Kommunisten. Ich kann mich aber auch nicht für Ihre Methoden begeistern. Es braucht nur jemand zu lächeln oder zu husten, und Sie machen daraus eine Staatsaktion. Sie lassen sich zu sehr von der Propaganda hinreißen... Ich könnte den Kommunismus brandmarken... Doch Sie müssen zu der Ordnung zurückkehren, wie sie vor dem August bestand — keinerlei Kontrolle! Sonst bekommen Sie keine Lastwagen. Und welchen Sinn hat es, den Bolschewismus zu verurteilen, wenn ich mein Scherflein zum Sieg über die Roten nicht beitragen kann?"

So ein Biest, dachte Schirke... Aber im allgemeinen hat er recht — wir haben zu viele Instanzen. Die Gestapo will keine Rücksicht auf das Heer nehmen, das Heer keine Rücksicht auf die Zivilbehörden, Stülpnagel versteht Abetz nicht, Abetz entrüstet sich über Sauckels Eifer... Man hört mich an und tut das Gegenteil.

Ich bin ein alter Nazi, jetzt bin ich aber nur eine kleine Schachfigur...

„Gut, Herr Berty, ich werde Ihre Wünsche weiterleiten. Ich danke Ihnen für den angenehmen Abend. Ich weiß nicht, wovon mir so schwindlig ist, von diesem Armagnac? Oder", er lachte laut auf, „von der Findigkeit des Herrn X?"

Sie trennten sich als Freunde. Beim Abschied bat Berty Schirke, die Sache mit Roche aîné beizulegen:

„Mein Schwiegervater ist hundertprozentiger Franzose. Sorglos, faul und Feinschmecker... Es ist eine kleine Fabrik, doch sie tut das ihre... Sie haben sich über sie hergemacht wie die Raben über das Aas."

Am nächsten Tag kam Lancier zu Berty; zum zehntenmal begann er zu klagen:

„Alper ist ein grundehrlicher Mann, aber ich habe ihn schon lange ausgebootet, ich sehe ihn nicht einmal mehr. Und dieser Roy..."

Berty unterbrach ihn:

„Ich hoffe, daß sich alles klären wird."

Er war zurückhaltend, freundlich wie immer, lächelte und spielte mit dem Täubchen aus geblasenem Glas auf seinem Schreibtisch.

Lancier hatte Glück: Schirke rief an.

„Danke, und Ihnen?... Ja, ich höre. Ja... Wie vor dem August. Wann werden sie entfernt?... Ist das sicher?... Gut, ich bin bereit, ihn zu empfangen — am besten in der Form eines Interviews... Nein, erst nachdem alles erfüllt ist... In Ordnung? Danke sehr... Ich hoffe, Sie bald bei mir zu sehen..."

Berty griff wieder nach dem Täubchen. Lancier bewunderte ihn: diese feinnervigen Hände! Das wäre ein Modell für Greco — der Herrscher mit dem Spielzeug...

„Schirke hat mir mitgeteilt, daß Ihre Sache in Ordnung geht."

Lancier dankte überschwenglich:

„Wieder haben Sie mich gerettet! Fühle mich Ihnen so zu Dank verpflichtet!... Ich bin glücklich, daß Mado Sie gewählt hat... Ich werde ihr gleich sagen, daß Sie..."

„Mado ist nicht zu Hause, sie ist für einige Tage verreist."

„Verreist? Ich habe sie doch erst gestern gesehen, sie hat mir nichts davon gesagt... Wohin ist sie denn gefahren?"

„Zum Wintersport."

Berty lächelte nach wie vor. Plötzlich klirrte Glas — er hatte das Täubchen zu fest gedrückt. Lancier sah Blut auf der Hand des Schwiegersohnes.

„Mein Gott, Sie haben sich verletzt!... Auguste, wo sind Sie?... Schnell, Jod, Herr Berty hat sich verletzt."

Berty schickte den Diener fort, verband sich die Hand mit dem Taschentuch und geleitete Lancier höflich zur Tür.

„Ich habe sehr viel Arbeit. Diese Deutschen lassen einem keinen Augenblick Ruhe.“

* 22 *

Sie übernachteten bei Doktor Vacher — Jacques, Anna, Marie. Das war ein sicherer Ort: niemand konnte auf den Gedanken kommen, daß der Arzt „Terroristen“ bei sich beherberge. Jacques hatte ihnen gesagt: „Wir bekommen zu essen und können uns herrlich ausschlafen.“

Doktor Vacher, Spezialist für Frauenkrankheiten, hatte sich nie für Politik interessiert; in den Zeitungen las er nur Berichte über sensationelle Gerichtsverhandlungen und Romane in Fortsetzungen. Pünktlich versandte er seine Rechnungen an die Patientinnen. Er hatte auch inoffizielle Einnahmen — das Häuschen in Suresnes verdankte er dem durch Abtreibungen verdienten Geld. Seine Frau war vor langer Zeit gestorben, sein Sohn, ein Ingenieur, wohnte in Lille. Der Arzt lebte einsam, nur die Enkelin seiner Wirtschafterin, Lulu, brachte Leben ins Haus. Als die Deutschen einmarschierten, war er bekümmert, doch er gewöhnte sich schnell an die neue Ordnung, empfing Patientinnen, beschnitt im Garten die Bäume und spielte mit Lulu Lotto. Wurde Vacher gefragt, ob sein Sohn in Gefangenschaft oder auf freiem Fuße sei, so erwiderte er: „Ich weiß es nicht. Wir haben auch vor dem Kriege selten einander geschrieben — was wollen Sie, zwei erwachsene Männer, da kommt man ohne Gefühlsduselei aus.“

Anfang November wurde Vacher von einem unbekannten Mann aufgesucht:

„Ich muß Sie allein sprechen.“

Vacher nahm an, daß es sich um eine Abtreibung handle.

„Warten Sie. Zuerst muß ich zwei Patientinnen abfertigen.“

Dann führte er Jacques in sein Arbeitszimmer.

„Bitte, sprechen Sie.“

Jacques sagte ohne Umschweife:

„Die Deutschen haben Ihren Sohn erschossen. Er bat, Ihnen den Ring zu übergeben. Er sagte, er wäre von der Mutter...“

Vachers Gesichtsausdruck veränderte sich nicht.

„Wurde er zufällig erschossen?... Oder wegen irgendeiner Sache?“

„Er war Kommunist. Er starb für eine gute Sache.“

Jacques wollte gehen, Vacher hielt ihn aber zurück:

„Bleiben sie ein wenig... Wir werden zusammen essen.“

Jacques dachte, der Arzt werde ihn ausfragen, wie sein Sohn gekämpft habe, oder er werde sich in Erinnerungen ergehen, doch Vacher schwieg. Beim Essen sprach er vom Wetter, darüber, daß Lulu Ziegenpeter habe, klagte über die Verdunkelung: „gestern hätte ich mir fast das Bein gebrochen..." Jacques sprach von Vichy, von Laval; Vacher schüttelte den Kopf:

„Davon verstehe ich nichts... Ich wußte nicht, daß Henri Kommunist war. Merkwürdig... Er hatte gut verdient, litt keine Not... Sind Sie vielleicht auch Kommunist?"

Jacques nickte. Der Arzt schenkte ihm Kaffee ein.

„Ich habe noch etwas aus der Vorkriegszeit... Ich selbst trinke keinen Kaffee, kann danach nicht schlafen."

Für einen Augenblick zuckte es in seinem Gesicht, er sagte:

„Jetzt habe ich keinen Erben mehr. Für wen habe ich gearbeitet?"

Er faßte sich schnell.

„Wenn Sie etwas brauchen, ich werde es tun... Verfügen Sie über mein Haus." Nach einer Pause setzte er hinzu: „Ich weiß nicht, ob Henri recht hatte. Aber den Deutschen werde ich das nie verzeihen."

Es war nicht das erstemal, das Jacques seine Freunde hierherbrachte. Eben tauschte er die schweren, nassen Schuhe gegen die Hausschuhe des Doktors, setzte sich in den tiefen Sessel und räkelte sich:

„Schön, wenigstens einmal im Monat kann man sich ausschlafen."

Er holte ein kleines Flugblatt aus der Tasche und reichte es Anna.

„Hast du gelesen? Der sowjetische Heeresbericht. Sie haben fünfundachtzigtausend Deutsche bei Moskau vernichtet."

Marie lächelte:

„Mir gefällt, daß sie ‚vernichtet' sagen, als sprächen sie von Ungeziefer... Sind das denn Menschen? Ich wundere mich manchmal, daß sie Brauen, Schnurrbärte haben, daß sie sprechen, lachen..."

Sie verstummte plötzlich, blickte verlegen auf Anna: schon wieder habe ich es vergessen!... Anna wandte sich nicht ab; in ihren großen grauen Augen lag weder ein Vorwurf noch Verwirrung, nur große Trauer wie immer.

Oft vergaßen die Genossen, daß Anna eine Deutsche war. Im Scherz nannte Jacques sie einen „weißen Raben". Anna selbst vergaß es aber keinen Augenblick. Sie leistete eine schwere und gefährliche Arbeit: von Zeit zu Zeit zog sie eine graue Uniform an und wurde Lotte Hünner, die in einem Truppenteil Dienst tat. Dann blickten sie die Franzosen, die ihr begegneten, voller Haß

und Verachtung an, die Straßenjungen aber riefen ihr „graue Maus“ nach. Anna ging ins Kino oder in die Kasinos, machte Offiziersbekanntschaften, kokettierte, lächelte, tanzte, um zu erfahren, welche Truppen in Frankreich eingetroffen und welche an die Ostfront abgegangen waren; sie merkte sich die Regimentsnummern, die Namen der Majore und Obersten. All das übermittelte sie Jacques. Niemand, der sie in den Tanzdielen sah, konnte auf den Gedanken kommen, daß sie sich härmte; sie machte den Eindruck eines glücklichen Mädchens, das zum erstenmal nach Paris gekommen ist. Wurde ein junger Offizier allzu aufdringlich, dann sagte sie ihm verwirrt: „Liebling, bitte nicht... Ich habe einen Verlobten, er ist jetzt in Rußland, er kann fallen und ich werde mir dann nie verzeihen können, daß ich ihm untreu wurde.“

Niemand von den Genossen ahnte, wieviel seelische Kraft dieses Spiel erforderte. Nur Luc sagte einmal: „Wundervoll arbeitet sie... Weißt du, Jacques, ich möchte nicht an ihrer Stelle sein.“

Vacher setzte ihnen ein gutes Essen vor, Jacques hatte recht. Der Doktor selbst aß fast nichts („abends mäßige ich mich, dann kann ich besser schlafen“), er schenkte den Gästen Wein ein und erzählte monoton den Inhalt des letzten Romans, den er gelesen hatte: „Stevens dachte nicht daran, daß die Fingerabdrücke auf der Schatulle davon herrühren konnten, daß Eva sie berührt hatte, als der Schmuck nicht mehr darin war...“ Marie gähnte und ging, sobald man sich vom Tisch erhoben hatte, schlafen.

Anna berichtete Jacques:

„Die einundsiebzigste wird aus Reims nach Rußland geworfen. Ich sprach mit einem Leutnant; ihre Stimmung ist übel, besonders nachdem man ihnen gesagt hat, daß ‚die Front verkürzt wird‘. Das neunundfünfzigste Regiment ist soeben in Besançon eingetroffen, richtiger, die Reste des Regiments, es wurde bei Jelnja fast vollständig aufgerieben. Die Soldaten sind glücklich, daß sie von dort fortgekommen sind. Man hat ihnen verboten, über Rußland zu erzählen, befürchtet eine demoralisierende Wirkung. Zwei Divisionen aus der Ukraine werden hier erwartet, die neu formiert werden müssen. Ich will übermorgen versuchen, die Nummern herauszubekommen... Aus Nancy wurde eine aus zwei Regimentern bestehende Division, die dreihundertsiebenundzwanzigste, abtransportiert. In Lille hat General Draser einen Nervenschock bekommen, der Arzt wurde gerufen — Verfolgungswahn, er fürchtet sich vor Attentaten... Die SS-Leute lassen sich nichts anmerken, sagen, daß die Russen im Frühjahr geschlagen werden. Übrigens werben sie Belgier für die Division ‚Wiking‘ an... Die vierte Panzerdivision soll nach dem zwanzigsten Januar abgehen... Das ist, glaube ich, alles.“

Jacques machte sich Notizen. Dann sagte er:

„Ein Gestapomann muß beseitigt werden. Ich dachte an Scheller... Es kann auch ein anderer sein. Versuche herauszubekommen, wo er verkehrt, in welchem Café oder Kino.“

„Warum nur herausbekommen? Ich kann es selbst tun.“

„Was?“

„Ihn beseitigen.“

„Nein, dich brauchen wir. Bei dieser Sache kommt man schwer davon.“

Anna konnte nicht einschlafen, unklar, doch angespannt dachte sie: warum erlaubt man es mir nicht? Das ist leichter, als mit ihnen zu tanzen. Und dann ist es aus. Wie lange können sie einen schon foltern? Einen Tag, eine Woche... Ein Glück ist das — sterben zu können! Einschlafen und nicht wieder aufwachen... Ich kann nicht einschlafen... Halb sechs ist es schon, bald müssen wir gehen, um neun ist Sprechstunde... Aber schlafen darf ich nicht... Und sterben darf ich nicht, ich muß liegen, warten, tanzen...

Einige Tage später übernachtete Anna bei Professor Dumas. Sie besuchte ihn so selten wie möglich, um keinen Verdacht auf ihn zu lenken. Aber Jacques hatte ihr eine falsche Adresse gegeben, sie wußte nicht, wo sie bleiben sollte, und ging zu Dumas. Der Professor freute sich:

„Ich lebe wie ein Dachs. Wenn ich nicht den Radioapparat hätte, könnte ich mich aufhängen... Nun, was sagen Sie? Dieser wahnsinnige Gefreite will in allem Napoleon nachahmen. Ich kann mir gut vorstellen, wie sie dort überwintern!... Im Sommer hat mich mal ein Dummkopf besucht, so eine Art Kollege — ein Anthropologe, hat die Wissenschaft an den Nagel gehangen und beschlossen, Städte zu erobern. Er kam zu mir — sie wurden irgendwohin geschickt — und redete so dummes Zeug, daß ich ihn an die Luft setzte. Würde jetzt gern einen Blick auf ihn werfen, wie er so von Moskau zurückmarschiert. Die Russen sind patente Kerle! Wir haben versagt, und wie, sie aber haben standgehalten. Das ist etwas anderes, wenn das Volk geeint ist. Wir haben noch nicht einmal ein Volk. Pétain drückt ihrem Psychopathen die Hand, während sie Schulkinder morden. Einer denunziert den anderen. Ich weiß nicht einmal, wes Geistes Kind mein Nachbar ist. Die Leute haben Angst, miteinander zu sprechen. Ist das denn ein Volk? Das ist nur die Hälfte eines Volkes, die andere hat sich in Dunst aufgelöst...“

Sie saßen vor dem kleinen Öfchen. Dumas warf Kohlen auf, stopfte sich die Pfeife. Überraschend für sich selbst, sagte Anna:

„Sie wissen nicht, wie glücklich Sie sind! Ich habe wirklich kein Volk.“

Zum erstenmal in dieser Zeit sprach sie von dem, was sie bedrückte.

„Vielleicht entsinnen Sie sich — es war noch vor dem Krieg,

da war bei Lancier ein Sowjetingenieur. Man stritt darüber, ob die Russen kämpfen können. Er begleitete mich, wir kamen ins Gespräch... Er sagte, daß er meine Lage verstände. Und was soll er jetzt denken, da die Deutschen rauben, brennen, morden?... Sie sagen, bei Ihnen gibt es viele Verräter, aber Sie wissen: Verräter sein, heißt gegen das Volk sein. Und wo ist das deutsche Volk?... Als ich in Spanien war, glaubte ich noch, daß die Deutschen sich besinnen könnten, ich sah dort andere Deutsche. Wie viele waren das? Eine Handvoll. Jetzt aber sehe ich jeden Tag diese hier, spreche mit ihnen. Sie kaufen Parfüm, gehen ins Theater, haben es gelernt, sich im Wein auszukennen... Eine Französin sagte: ‚Ungeziefer', — furchtbar, daß das wahr ist! Ich denke doch in ihrer Sprache, bin dort groß geworden... Für mich kann es keine andere Heimat geben. Der Boden ist da, aber das Volk fehlt..."

„Dummheiten! Wie kann ein Volk verschwinden? Närrisch sind sie, das ist klar. Doch niemals werde ich glauben, daß das den Deutschen im Blut liegt. Ich bin wohl Anthropologe, aber einen Rassentheoretiker wird niemand aus mir machen. Und wer sind Sie? Eine Deutsche oder eine Australierin? Ich bewundere Sie, verstehen Sie — ich bewundere Sie. Die Deutschen werden sich besinnen, wenn nicht in einem, so in zehn Jahren, bestimmt werden sie sich besinnen, sie werden arbeiten, philosophieren, musizieren. Dann wird man sich an Menschen wie Sie erinnern... Ich verstehe, daß es Sie schmerzt, daß Ihresgleichen so wenige sind. Doch das lehrt man schon in der Elementarschule — Soldaten kann man verlieren, aber nicht das Banner... Ich bin kein Kommunist — eine andere Formation... Ich weiß aber, daß Sie Kommunistin sind, und das bedeutet mehr, als Deutsche zu sein. Ihre Herkunft konnten Sie sich nicht wählen, aber das haben Sie sich gewählt... Ich glaube nicht an Jesus Christus, meine Mutter glaubte an ihn... Doch wenn ich von Märtyrern lese, dann wirkt das auch auf mich. Ich frage Sie — wer ist jetzt fähig, sich für eine Idee zu opfern? Nur Ihre Genossen. Passen Sie auf, verfallen Sie nicht in Melancholie, Sie werden noch gebraucht — dort... Und jetzt wird Ihnen Marie das Bett machen und eine Wärmflasche hineinlegen, hier ist es hundekalt."

Dumas sprach barsch, qualmte seine Pfeife; die rauhe liebe Stimme tat Anna wohl. Sie schlief schnell ein, und am Morgen schien es ihr, als hätte sie gestern vor dem Einschlafen geweint. Dumas umarmte sie beim Abschied.

„Seien Sie vorsichtig, schonen Sie sich."

Sie lief zu Gilet, bei dem sie immer die Uniform der „grauen Maus" versteckt hielt. Am Abend tanzte sie mit einem SS-Mann. Am nächsten Tag saß sie sechs Stunden in einem Kino in den Champs-Elysées. Sie hatte Pech und wollte schon ihr Vorhaben aufgeben, als sie nach fünf Tagen Tanz, Flirt, Abendessen und fieberhaften

Suchens einem Hauptmann Kolle vorgestellt wurde, der Schellers Stellvertreter war. Der Hauptmann hatte blaue, rührende Augen, wie sie sehr kurzsichtigen und zerstreuten Menschen eigen sind. Anna war ungewöhnlich animiert, verlangte Sekt; sie lachte, dann flüsterte sie, Kolle vertraulich die Hand drückend:

„Ich bin glücklich, daß ich Sie getroffen habe! Fühle mich so einsam in Paris... Ich bin kein Soldat wie Sie, ich bin eine schwache Frau, ich fürchte mich hier."

„Wovor fürchten Sie sich? Vor Fliegerangriffen?"

„Nein, vor Terroristen."

„Vor denen brauchen Sie keine Angst zu haben, die haben den Schwanz eingezogen. Noch einige Aktionen und Sie werden vergessen, daß jemals Terroristen existiert haben. Oberstleutnant Scheller weiß mit ihnen zu sprechen."

„Er ist sicher ein Held... Ich würde ihn so gern sehen! Er ist wohl nicht mehr jung?"

„Vorsicht!" Kolle lachte. „Ich bin eifersüchtig. Und Scheller kann noch jedes Mädchen verführen. Wenn wir uns anfreunden, zeige ich Ihnen Scheller einmal. Er ist ein Kenner von schönen Frauen, von Havannazigarren und Burgunderwein. Er ist täglich in ‚Chez Jean', und das nur aus dem Grund, weil dort der Wein besser als sonstwo ist."

Anna schnitt ein Gesicht:

„Ich bin auch eifersüchtig — ich liebe keine Männer, die dem Wein zuliebe die Frauen vergessen. Wirklich, Hauptmann, ich ziehe Sie vor..."

* 23 *

„Prosit Neujahr, Herr Pepe!" sagte Vacher feierlich. Er trug einen schwarzen Anzug mit gestärktem Kragen und eine Fliege. Am Tisch saßen außer Pepe die alte Wirtschafterin und Marie. Vacher freute sich, daß er an einem solchen Abend Gäste hatte, lächelte immerzu und schenkte fleißig Sekt ein.

„Reichtum ist Unsinn, glauben Sie einem alten Mann. Ich glaube, daß auch der Ruhm nicht süßer ist — heute bewerfen sie dich mit Blumen und morgen spucken sie auf dich. Das Glück liegt in der Ruhe. Ich wünsche Ihnen Ruhe, Herr Pepe."

Die Wirtschafterin schüttelte den Kopf:

„Sie haben vergessen, was Jugend ist, Herr Vacher. Abends will man schlafen und nicht morgens... Sehen Sie doch nur, was für eine Frau Herr Pepe hat, da haben Sie das Glück! Gestatten Sie, auf Ihren festen Bund zu trinken."

Marie wurde verlegen, und wenn sie verlegen wurde, mußte sie immer lachen. Sie hob ihr Glas:

„Prosit Neujahr, Pepe!“

Ja, auch Marie nannte ihn jetzt Pepe. Nur in den seltenen Augenblicken, in denen sie allein waren, küßte sie ihn leidenschaftlich und flüsterte: „Jeannot! Mein Jeannot!“ Warum hatte man einem Pariser Jungen, der nicht über Fontainebleau hinausgekommen, einen spanischen Namen gegeben? Es war im vergangenen Winter, als sie eben die Arbeit aufnahmen; Jacques hatte vier Genossen zusammengesucht, von denen er keinen kannte. Als er Milet sah, fragte er: „Bist du Spanier?“ Alle lachten, und aus Milet wurde Pepe.

Vacher konnte sich immerhin noch erinnern, was Jugend heißt; er fing die Blicke auf, die sich Pepe und Marie zuwarfen, und als das Abendessen beendet war, hielt er sie nicht länger auf.

„Wir sitzen noch ein wenig“, sagte er zur Wirtschafterin. „Unsere Gäste aber sind müde. Machen Sie ihnen mein Schlafzimmer zurecht. Ich werde heute im Sprechzimmer übernachten.“

Der Sekt hatte Marie schwindlig gemacht, sie war sehr lustig. Kaum hatte die Wirtschafterin sie verlassen, brach sie in schallendes Gelächter aus.

„Sieh doch nur das Bett! Hast du schon in einem solchen Bett geschlafen? Guck mal — das ist ein Engel.“

„Nein, das ist ein Amor.“

„Das ist egal — er hat Flügel... Furchtbar komisch! Das ist kein Bett, sondern ein Thron, ich werde träumen, daß ich die englische Königin bin.“

„Ich finde, es sieht wie ein Katafalk aus.“

Marie lachte nicht mehr.

„Weißt du, ich fürchte mich vor diesem Doktor. Er hat Glasaugen, und er spricht nicht, sondern knarrt. Ein richtiger Blaubart.“

„Vor dem braucht man sich nicht zu fürchten. Wenn es Jacques gesagt hat, kann man ruhig schlafen. Jacques versteht absolut alles. Sicher hat er vor dem Krieg in der ‚Humanité‘ gearbeitet... Mir ist ein so kluger Mensch noch nicht begegnet... Außer Lejean... Wie schade, daß man ihn damals verhaftet hat!“

„Das Gefängnis haben sie doch verlegt, bevor noch die Deutschen einmarschiert sind. Wenn er im Süden ist, hat er's immerhin besser — dort sind Franzosen.“

„Was sind das schon für Franzosen! Sie haben Raymonde an die Boches ausgeliefert. Ich weiß noch nicht einmal, wen ich mehr hasse, die ‚Miliz‘ oder die Gestapoleute. Würde man mir sagen, beseitige Doriot, so wäre ich glücklich. Natürlich ist Scheller auch nicht schlecht... Weißt du, was sie mit Antoine gemacht haben? Er konnte einen Zettel herausschmuggeln... Vier Tage haben sie ihn gefoltert, Scheller hat ihn mit einem elektrischen Bügeleisen gebrannt... Ich dachte — heute, aber heute ist er zu Hause. Dieser

Schuft hat eine Familie... Vier Abende verbringt er bei der Familie — den Heiligen Abend, Silvester, den Geburtstag seiner Frau und Karfreitag. Verstehst du, was für ein Schwein das ist? Ich hatte Angst, er könnte sich heute besaufen und morgen nicht kommen, aber Jacques sagt: ‚Bei dem geht alles auf die Minute genau.'"

Marie zog gleich, nachdem sie das Zimmer betreten hatten, ihre Schuhe aus und begann sich zu entkleiden. Jetzt saß sie halbnackt auf dem hohen riesigen Bett, die schlanken Beine hochgezogen wie ein Kind... Sie dachte an das Furchtbarste: was wird morgen sein?...

Pepe aber war lustig, in angeregter Stimmung.

„Begreifst du, was für ein glücklicher Zufall das war? Ich habe nicht geglaubt, daß wir uns sehen werden. Jacques hat es eingefädelt. Er hatte erst gefragt, ob ich Silvester mit Genossen feiern wolle, dann sagte er: ‚Es ist besser, du ruhst dich aus', und meinte, daß ich hierher, zu dir gehen sollte... Das nennt man Glück haben!... Und gut, daß uns der Doktor laufen ließ... Marie, jetzt kann man doch richtig Prosit Neujahr sagen! Nein, nicht so... Komm, ich gebe dir einen Kuß."

Sie vergaßen alles ringsum. Plötzlich hörte er wie aus weiter Ferne Maries Stimme:

„Jeannot, hast du die Tür abgeriegelt? Ich fürchte, der Blaubart wird kommen..."

Er lachte. Und wieder küßte er sie.

„Mir war noch nie so wohl!"

„Marie, mach Licht an... Das ist gleich neben dir... Ich bitte dich sehr... Ich möchte dich sehen."

Er blickte sie an und lächelte: wie schön ist sie! Am Tag kann man das nicht sehen... Aber jetzt ist sie sehr schön. Ungewöhnliche Augen hat sie — umflort und glänzend...

Sie lagen nebeneinander unter dem bronzenen Amor und sprachen flüsternd vom Glück. Wie Kinder, die einem schrecklichen Märchen ein glückliches Ende geben, träumten sie von der Zukunft.

„Alles wird gut", flüsterte Pepe. „In diesem Jahr brechen sie zusammen, davon bin ich überzeugt. Du machst dir gar keine Vorstellung, was die Russen geleistet haben!... Jacques sagt, sie sind zweihundert Kilometer vorgerückt, das ist so weit, wie von hier nach Lille, verstehst du? Stalin führt sie, klar, daß die Boches geschlagen werden... Und die Generale sind jung. Unsere aber waren wie dieser Doktor... Erinnerst du dich noch, ich habe dir von Wlachow erzählt — er war in unserer Fabrik. Der versteht absolut alles... Sicher ist er jetzt General... Die Russen werden den Boches schon überall Beine machen, da braucht man sich nicht zu wundern... Das wird aber eine Freude sein! Kannst du dir das vorstellen?"

„Jeannot, glaubst du, daß wir zusammen sein werden?“

„Ganz bestimmt! Wir beide fahren ans Meer. Du warst doch auch noch nicht am Meer. Mutter war in der Bretagne, erzählte davon — es ist unbeschreiblich: nichts ist zu sehen als Wasser, und die Wellen sind haushoch. Oder wir fahren nach Marseille, die Leute dort sind so lustig... Man kann in zehn, in hundert Städte fahren. Natürlich zu zweit... Im Sommer gibt es Urlaub, morgens braucht man sich nicht zu beeilen. Ich bringe dir den Kaffee ans Bett, wir können frühstücken, die Läden schließen, und es ist wieder Nacht, und wieder kann man sich küssen... Ich könnte dich ein ganzes Jahr hintereinander küssen, verstehst du?“

Plötzlich erinnerte sich Marie, daß Jeannot gesagt hatte: „vier Tage haben sie ihn gefoltert“... Sie küßte ihn, die Tränen unterdrückend, küßte ihn so, als wolle sie von jedem Teil seines Körpers Abschied nehmen:

„Jeannot! Mein Jeannot!“

Und wieder vergaß sie alles; sie lag, glücklich, lächelnd. Und wieder küßte er sie. Sie sagte lachend:

„Und du hast gesagt, man kann hier ruhig schlafen.“

Sie wachten spät auf. Doktor Vacher war ausgegangen. Die Wirtschafterin machte ihnen das Frühstück. Sie verabschiedeten sich von ihr. Marie rief plötzlich:

„Ich habe den Kamm vergessen.“

Pepe folgte ihr, er verstand, es mußte Abschied genommen werden ohne Zeugen. Sie umarmte ihn, konnte sich nicht von ihm trennen.

„Auf Wiedersehen, Marie! Wir sehen uns bald.“

Die Straßen waren leer; die Pariser schliefen noch den Silvesterrausch aus. Pepe suchte einen Genossen auf und legte sich ein wenig hin. Der Revolver sollte um sieben Uhr gebracht werden, mit einem solchen Spielzeug herumzulaufen war zu riskant...

Noch zwei Stunden... Wieder überprüfte er seinen Plan: bis zum Kohlenlager laufen, dann über die Mauer setzen, und er ist auf der belebten Rue Dauphin, dort kann er leicht verschwinden... Er verspürte keine Angst; an das Bevorstehende dachte er wie an ein Kreuzworträtsel: er muß es unbedingt lösen.

Kurz nach sieben Uhr öffnete er die Tür des Restaurants und war freudig überrascht: den Tag hatten sie wirklich gut gewählt — nur ein Tisch war besetzt: weit hinten, am Telephon, saß ein dicker Herr mit zwei Damen. Sicherlich ein Schauspieler, er hat so ein komisches Gesicht...

Es war ein kleines Restaurant — acht Tische und eine Zinktheke. Merkwürdig, daß ein Deutscher dieses Lokal ausfindig machen konnte, wo selbst die Pariser Feinschmecker „Chez Jean“ nicht kannten. In einigen Monaten wird das Lokal berühmt werden, wie der „Gol-

dene Kapaun"... Jetzt ist es werktags zwar voll, doch nicht eng, und im Augenblick ist es sogar ganz leer...

Scheller war nicht da, doch das beunruhigte Pepe nicht, er wußte, daß der Deutsche um halb acht Uhr kommen würde — „auf die Minute genau"... Einen Zigarettenstummel auf der hängenden Unterlippe, betrachtete der Wirt Pepe mißtrauisch aus kleinen, schlauen Äuglein — was will denn der? So einer bestellt, ißt, trinkt und will dann nicht zahlen — „es ist zu teuer"... Vielleicht glaubt er, ich habe hier eine Garküche? Er trat an Pepes Tisch heran und wußte nicht, wie er den Gast hinausexpedieren sollte. Doch Pepe verstand mit Kneipwirten zu reden.

„Die Silvesterfeier ist mir ins Wasser gefallen — war unterwegs... Nun will ich nachholen... Mein Schwager hat mir gesagt: nur bei ‚Chez Jean'. Sie kennen ihn natürlich, Herr Duval aus dem ‚Crédit Lyonnais'. Sie können sich nicht entsinnen? Ein stämmiger Mann mit grauem Haar... Er hat bei Ihnen immer ‚Chambertin' bestellt."

Und obwohl sich der Wirt nicht erinnern konnte, wer dieser stämmige Mann mit dem grauen Haar war, wurde er doch gleich milder gestimmt.

„Mein Lokal suchen nur solide Gäste auf... Was wünschen Sie?"

„Ich weiß nicht... Was könnten Sie mir empfehlen?"

Mit Widerwillen schluckte Pepe die fetten Fleischstücke, tat aber so, als munde es ihm vorzüglich, trank schmatzend den Wein und sagte zu dem Wirt: „Der ‚Chambertin' ist wirklich sein Geld wert."

Endlich war Motorengeräusch zu hören. Pepe wußte, daß Scheller den Wagen erst wieder für neun Uhr bestellen würde — auf die Minute genau... Hochgewachsen, hager, auf der linken Backe ein Schmiß — so hatte ihn auch Jacques beschrieben... Scheller war in Begleitung einer Französin, die seine Hand umklammerte und fortwährend sagte: „Mein kleiner Schatz." Schade, daß man nicht auch die Hure beseitigen kann. Doch da ist nichts zu machen, wir sind keine Anarchisten, Disziplin — nur der Boche wurde befohlen. Aber dieses Weibsstück müßte man natürlich beseitigen. Wie sie ihn anhimmelt, die Hündin!... Lassen wir das, wenn erst die Deutschen vertrieben sind, wird auch sie drankommen.

Scheller legte den Mantel, das Koppel ab. Er saß gut — am zweiten Tisch von der Tür... Jetzt heißt es abwarten, bis der Wirt den Raum verläßt. Natürlich besteht das Risiko, daß ein neuer Gast hereinkommt. Doch der Wirt ist gefährlicher — er scheint mit den Boches fest liiert zu sein. Der Dicke ist weit weg. Außerdem mischt sich so einer nicht ein, bekommt es mit der Angst zu tun. Schade, daß ich die Gelegenheit verpaßt habe, als der Wirt in den

Keller stieg, um Wein zu holen. Doch der Boche hat seinen schon fast ausgeschlürft, wird wohl gleich eine zweite Flasche bestellen...

Pepe schoß nicht daneben, es war auch schwer zu fehlen, denn er schoß aus nächster Nähe. Als er die schmale leere Straße entlanglief, hatte er das Gekreisch der Frau noch in den Ohren.

Wenige Minuten später schlenderte er durch die Rue Dauphin wie jemand, der einen kleinen Bummel macht. Jetzt muß er den Boulevard Pasteur erreichen, dort wohnt Formigé, das ist die nächstgelegene Wohnung. Am Tage hatte er noch einmal nachgeprüft, gefragt, ob er bis zum Morgen bleiben könne. Formigé hatte das Gesicht verzogen, aber dennoch zugesagt. Pepe ging durch die Rue Vaugirard, das war ein Umweg, aber so vermied er den Bahnhof Montparnasse, wo oft Razzien stattfanden. Gewiß, er hatte gute Ausweispapiere. Aber mit einem solchen Spielzeug in der Tasche...

Als er das Haus erreicht hatte, in dem Formigé wohnte, sah er auf die Uhr: es war halb zehn... Gut, daß es nicht allzu spät ist, er hat eine ekelhafte Concierge... Aber die Gegend ist ruhig: dieser Formigé lebt ganz zurückgezogen...

Die Concierge gemahnte an ein altes Bologneser Hündchen — sie war klein, hatte schmutzig graue Löckchen, rötliche, entzündete Augen und eine quiekende Stimme.

„Herr Formigé ist nicht zu Hause."

Pepe stand bereits auf der Treppe. Er rief:

„Gut, ich hinterlasse ihm einen Zettel."

Ehe er sich's versah, waren ihm die Hände gebunden. Der Deutsche tastete ihn ab, fand den Revolver. Weit ausholend, schlug er Pepe ins Gesicht. Jemand sagte: „Nicht hier. Es kann noch jemand kommen." Pepe wurde nach unten geschleift, in einen Wagen gestoßen. Ein kalter Windhauch ließ ihn zu sich kommen, er spuckte Blut. Wie dumm — entkommen und in eine einfache Falle geraten! Doch wie es auch sei — Scheller ist beseitigt, das ist die Hauptsache...

* 24 *

Wie immer war der Februar launisch, nach warmen Frühlingstagen fiel nasser Schnee. Nivelle war in seelischer Erregung. Ihn beunruhigten nicht die Nachrichten von der Ostfront, er kannte die Starke der Deutschen und lächelte, wenn London von russischen Erfolgen berichtete Etwas anderes erregte ihn. Er hört da Londoner Sendungen, und obwohl alle wissen, daß er ein Anhanger der französisch-deutschen Annäherung, ein Beamter der Präfektur, kurzum ein loyaler Mann ist, braucht ihn nur irgendein Strolch

anzuzeigen, und man wird ihn als Gaullisten anprangern... Ich verstehe, sagte sich Nivelle, daß man das einfache Volk von der kommunistischen Propaganda abgrenzen muß. Etwas anderes ist es mit Leuten wie ich, wir können nicht von Griesbrei leben, wir brauchen auch Zutaten. Ich habe die Nazis begrüßt, weil sie den Grundsatz der geistigen Hierarchie proklamiert haben. Und jetzt scheren sie alle über einen Kamm. Was gilt ihnen die antike Kultur? Sie begeistern sich für den Kasernenhof. Ein Gemisch von Wildheit und Amerikanismus...

Dann kamen wieder Augenblicke gehobener Stimmung, und die düsteren Gedanken wichen. Man brauchte nur an einem schönen Tag in die Champs-Elysées zu gehen, um zu sehen, wie Paris wieder auflebt. Zweifellos ist alles ärmer geworden, wenig Wagen, die Mädchen haben keine Hüte, tragen die Taschen über der Schulter, gleiten auf Fahrrädern dahin. Sie sind zart wie die Grazien... Es gibt wenig zu essen, alles nur auf Karten — Martha quält sich, dafür lebt Magdalena herrlich und in Freuden. Nivelles neues Buch ist auf vorzüglichem holländischen Papier gedruckt, im „Aujourd'hui" erschien eine ausführliche Besprechung. So hat man nicht einmal über mich geschrieben, als es noch größere Möglichkeiten gab... Konzerte, Ausstellungen, Ballett... Die Deutschen sind grob, lächerlich das zu bestreiten, doch sie verhalten sich unserer Kultur gegenüber achtsam. Ein Barbar in einem Tierfell, der die Rose von Anjou betrachtet und fürchtet, ihre Blütenblätter zu verletzen — das ist ein Thema für ein neues Buch...

Nivelle ging immer noch jeden Morgen in die Präfektur. Es gab viel zu tun: die Deutschen trieben an. Bald wurde ein Jude entdeckt, der sich vor der Registrierung gedrückt hatte, bald eine Werkstatt für gefälschte Ausweise ausgehoben, dann wurden Polen vorgeführt, die sich für angestammte Einwohner der Picardie ausgaben. Nivelle tat ehrlich seine Pflicht, zeigte aber keinerlei Eifer. Wiederholt trat er, durch die Tränen der Verwandten gerührt oder vielleicht auch nur verärgert, für diesen und jenen Häftling ein. Abends befaßte er sich nach der schmutzigen Polizeiarbeit mit Gedichten.

Er wollte dazu beitragen, Franzosen und Deutsche auf kulturellem Gebiet einander näherzubringen. In Berlin sollte eine Ausstellung moderner französischer Malerei veranstaltet werden. Einige Maler gaben ihre Bilder, andere wichen aus, sagten, sie hätten nichts. Nivelle suchte Sembat auf, obwohl er ihn nicht mochte; er ist ein origineller, begabter Künstler, da darf man persönliche Gefühle nicht mitsprechen lassen...

Sembat brummte finster:

„Ich gebe nichts."

„Warum?"

„Ich kenne sie zur Genüge... Als ob sie viel davon verstehen!"

„Man muß ihren Geschmack entwickeln."
„Da braucht man keine Bilder... Eher Bomben."
Nivelle verabschiedete sich kühl. Wie viele andere will Sembat die Geschichte nicht verstehen. Frankreich war eine Großmacht, diese Zeit ist vorbei. Eine Kunst können aber auch die Besiegten haben. Athen ist sogar unter dem römischen Joch Athen geblieben. Die Deutschen haben uns ruiniert, daran ist nicht zu rütteln. Ich kann mir nicht mehr das leisten, was ich mir früher geleistet habe. Ich kann aber Gedichte schreiben, da bin ich mein eigener Herr... Die Deutschen vergreifen sich nicht an meiner geistigen Welt, das sind keine Kommunisten...

Es war ein schöner, lauer Abend. Nivelle atmete erleichtert auf: der Winter ist vorüber, der letzte Kriegswinter... Im Sommer geht der Krieg zu Ende. Er ging, in Gedanken versunken, die dunklen Quais entlang. Er erwartete nicht, jemanden zu treffen. Wie sollte man auch in dieser Finsternis einen Menschen erkennen.

„Guten Abend, Herr Nivelle!"

Sembat stand da, die riesigen Arme ausgebreitet, und lallte vor sich hin: man sah auf den ersten Blick, daß er betrunken war. Nivelle wollte weitergehen, doch Sembat ließ ihn nicht vorbei.

„Wie geht es Ihnen? Haben Sie die Bilder beisammen? Und was ist mit der Persephone? Ist sie in der Präfektur registriert?"

„Sie sind betrunken", sagte Nivelle entrüstet, „ich habe nicht die Gewohnheit, mit Betrunkenen zu sprechen."

„Betrunken", bestätigte Sembat, „die Siegfriede hängen mir zum Halse heraus, da habe ich mich besoffen... Sie sind es nicht gewohnt, mit Betrunkenen zu sprechen? Ich bin auch vieles nicht gewohnt... An die Siegfriede bin ich nicht gewohnt, an Sie, an nichts kann ich mich gewöhnen."

Nivelle beschleunigte seine Schritte auf dem öden Quai. Sembat holte ihn ein und schrie, ihm Fuselgeruch ins Gesicht atmend:

„Wenn Sie aufgehangen werden, wird Persephone nicht mit der Wimper zucken, Ehrenwort!"

Nivelle konnte sich lange nicht beruhigen. Man soll natürlich auf die Unart eines Betrunkenen nichts geben... Aber Sembat hatte das ausgesprochen, was sie denken. Die einen sind ins Ausland geflohen, um das schwere Schicksal ihrer Nation nicht zu teilen, die anderen blieben und schweigen, warten auf ihre Stunde. Sie träumen nur von einem — Rache... Ich will die französische Kultur retten, aber für diese Schurken bin ich ein „Bestochener". Ich bin zu edelmütig, um mich zu rächen. Ein Wort von mir genügte, und Sembat ginge nicht mehr durch Paris spazieren. Aber ich schweige und werde schweigen, weil ich Frankreich einen vorzüglichen

Koloristen erhalten will. Sie sind eifersüchtig auf meinen Erfolg. Wie erbärmlich! Natürlich verstehen die Deutschen meine Gedichte nicht, Schirke behauptet zwar, er schätzt sie, doch ich glaube es nicht, und trotzdem decken mich die Deutschen...

Im Herbst hatte sich der Redakteur des „Oeuvre" wiederholt an Nivelle mit der Bitte gewandt, etwas über den Krieg im Osten zu schreiben. Nivelle hatte abgelehnt, gesagt, er sei ein Dichter, nur ein Dichter. Der Redakteur war angenehm überrascht, als Nivelle anrief: „Ich werde für Ihre Zeitung schreiben, ich fühle, daß es meine Pflicht ist, an die europäische Solidarität zu erinnern."

Nivelles Artikel, „Der letzte Zweikampf" betitelt, unterschied sich von den anderen Artikeln im „Oeuvre" nur durch seine blumige Sprache und die unzähligen Hinweise auf die Mythologie, die dem alten Korrektor die letzte Kraft kosteten: „Wer schützt die Haine der Zivilisation — von den eleusinischen Zypressen bis zu den hyperboreischen Kiefern, unter denen Knut Hamsun schafft? Wenn ich in den Zeitungen die unmelodischen Namen wie ‚Suchinitschi', ‚Welikije Luki' lese, denke ich an den letzten Zweikampf zwischen Antäus und Herkules. Antäus, der ungeheuerliche Sohn der Gäa, mußte in Berührung mit der Erde bleiben, um siegen zu können; darin liegt das Pathos des Materialismus. Der Halbgott Herkules, der Bezwinger der Hydra, riß Antäus von der Erde los und erwürgte ihn. Wie sollten wir in dem bescheidenen Bürger des alten Weimar, in dem heiteren Sohne Venedigs oder in dem rauhen Holzfäller Suomis, die uns jetzt im Schnee der Skythen vor dem Ungeheuer Kommunismus schützen, nicht den unerschrockenen Herkules erkennen?" Natürlich las kaum einer diesen Artikel zu Ende, und auch Nivelle, der den Zeitungsausschnitt in das Album für neue Gedichte heftete, hatte nicht die Absicht, zur Journalistik zurückzukehren. Zwei Wochen später erhielt er jedoch einen Brief — kleine Perlschrift, gutes Papier, natürlich anonym: „Nivelle! Du bist in die Liste der Verräter aufgenommen. Du kannst Dich auf ein schmähliches Ende gefaßt machen. Es lebe das Kämpfende Frankreich! Die Kugel dem Verräter!"

In dieser Nacht fand er keinen Schlaf. Er fühlte sich wie ein Soldat am Vorabend einer Schlacht. Verwundert betrachtete er das Gedichtalbum und schob es in den Kasten — jetzt ist nicht die Zeit für Poesie! Sie sind stärker und frecher, als er gedacht hat. Die Schlacht wird nicht nur im fernen Rußland ausgetragen, sondern auch hier, und er, Nivelle, steht in der vordersten Linie...

Am Morgen war er grau und eingefallen, die Kollegen erkundigten sich nach seinem Befinden. Er sprach wenig, arbeitete mehr als sonst. Abends ging er durch die Straßen, befühlte von Zeit zu Zeit seinen Revolver. Er wollte schreien: nun, ihr Feiglinge, schießt doch!...

Nach und nach beruhigte er sich, fand aber zur Dichtkunst nicht mehr zurück. In sein Tagebuch schrieb er: „Ich bin ein anderer geworden, die Epoche der reinen Kunst ist abgeschlossen. Blut muß fließen, vielleicht das meine, vielleicht nur das ihre...“

Drei Wochen später wurde ihm eine Visitenkarte überreicht: „Yvonne de Portail“. Er dachte nach: wie aus einem Nebelschleier stieg die Kindheit auf. Nivelle war als Sohn eines Notars in einer kleinen Stadt der Provinz Anjou aufgewachsen. Über die bescheidenen Häuschen der Kaufleute und Handwerker, über das Hotel und die Mairie ragte ein großes Gutshaus aus dem achtzehnten Jahrhundert mit einem Park, mit Lauben und einem Gewächshaus. Immer, wenn Nivelle durch das Tor getreten war, glaubte er, im Paradies zu sein. Die Hofbesitzerin, die Witwe Yvonne de Portail, betrachtete den Notar nicht nur als ihren Testamentsvollstrecker, sondern auch als Freund. Der Sohn des Notars wurde der Spielkamerad ihres Sohnes. Mein Gott, wie ist das lange her!... Und sie lebt noch... Er erinnerte sich, daß Madame de Portail auf ihn wartete, und ging ins Empfangszimmer. Er küßte gerührt ihre Hand — seine Eltern waren schon lange tot, zum erstenmal nach langen Jahren sah er einen Menschen, der ihn mit der fernen Kindheit verband.

„Kennen Sie mich noch?“

Vor ihm stand eine uralte, verhutzelte Greisin, die einer zwischen Buchseiten liegenden gepreßten Blume glich, — als er sie ansah, erinnerte er sich dunkel an ihre einstige Schönheit.

„Ich hätte mich nie entschlossen, Sie zu behelligen, aber jetzt ist so eine Zeit... Und außerdem weiß ich, daß Sie alte Freunde nicht vergessen. Sie sind mit dem armen Roger aufgewachsen...“

„Ist denn Roger...?“

„Er ist im vergangenen Herbst in der Gefangenschaft gestorben. Den letzten Brief habe ich im Juli erhalten. Dann kam die Benachrichtigung... Ich muß Sie etwas in die Familienangelegenheiten einweihen, wundern Sie sich nicht, davon hängt Léons Schicksal ab. Und Léon ist mein Alles... Roger hat nie auf mich gehört, er war ein schwächliches Kind, ich wollte, er solle sich der Rechtswissenschaft oder der Literatur zuwenden, er aber wurde Offizier. Er begegnete einer Frau... Glauben Sie nicht, daß es mütterliche Eifersucht war; ich spürte sofort, daß sie nicht füreinander geschaffen waren. Sie ging und hinterließ ihm ein einjähriges Kind. Wir verheimlichten es... Ich habe Léon erzogen. Hier ist sein Bild. Er ähnelt dem Vater, nicht wahr? Ich gab ihm mehr, als ich dem Sohne einst gegeben hatte — meine Jugend war vorbei, nichts lenkte mich ab. Léon ist ein prächtiges Kind, die Professoren sagen, er sei hochbegabt. Er schreibt Gedichte. Wie Sie... Das gab mir den Mut, mich an Sie zu wenden. Ich habe sogar ein Gedicht mitgebracht,

es ist natürlich noch kindlich — in einem Monat wird er achtzehn... Und nun..."

Sie begann ohne Tränen zu weinen, ihrer Kehle entrangen sich leise, klägliche Laute, als schreie ein kleiner Vogel.

„Entschuldigen Sie... Ich werde Ihnen sofort alles sagen... Am dritten März kam die Polizei, Franzosen, Deutsche waren nicht dabei. Sie suchten einen gewissen Tinnet. Ich glaube, er ist Kommunist. Sie hatten sich geirrt, er versteckte sich einen Stock höher und entkam, so sagten sie wenigstens, ich weiß nicht, ob das stimmt, die Concierge hatte nichts gesehen. Bei uns fanden sie das Heftchen mit Léons Gedichten. Er ist noch ein Kind, in einem Gedicht hat er Dummheiten geschrieben, hat wohl zu viel Hugo gelesen... Ich gebe Ihnen mein Wort, daß er mit Politik nichts zu tun hat. Es war nur eine vorübergehende Stimmung... Sie haben Léon abgeführt."

Nivelle lächelte:

„Was konnte er denn geschrieben haben? Für Gedichte allein wird man doch nicht verhaftet. Haben Sie dieses Gedicht?"

„Nein, sie haben es mitgenommen. Er schrieb, Frankreich werde wiedererstehen, eine Nachahmung Hugos. Kindliche Zeilen, er wolle die Verräter erschießen. Noch nie hat Léon eine Waffe in der Hand gehabt. Er schrieb über die Deutschen, daß sie... Ich weiß nicht mehr das Wort, ich glaube, daß sie ‚Tiere' sind... Deshalb habe ich auch Angst... Ihn haben zwar nicht Deutsche verhaftet, aber wenn die Gedichte in die Hände der Gestapo gelangen?... Sie sind Franzose, Sie verstehen mich..."

Wieder waren die leisen, kläglichen Laute zu hören. Nivelle goß Wasser in ein Glas.

„Ich werde mein möglichstes tun, um alles aufzuklären... Regen Sie sich nicht auf. Die Deutschen sind ja keine Tiere, sie führen keinen Krieg gegen Kinder."

Als Madame de Portail gegangen war, wußte Nivelle nicht, was er tun sollte. Anfangs wollte er um Léons Freilassung bitten. Ich werde sagen, er ist ein angehender Dichter, ich kenne die Familie gut... Vielleicht wird aus ihm einmal etwas werden, das Gedicht ist naiv, aber melodisch... Dann fiel ihm der anonyme Brief ein. „Die Kugel dem Verräter!" Gerade solche schießen! Gerade die Knaben... Es ist klar, wer hinter ihm steckt. Nur gut, daß er verhaftet wurde, bevor er schießen konnte. Für ihn ist es besser...

Es vergingen zwei Tage. Ein Kollege kam zu Nivelle und sagte, nachdem er die gewünschte Auskunft erhalten:

„Ich war bei meiner Schwester in Soissons. Dort sind die Banditen ganz frech geworden. Vor kurzem haben sie Barreau, einen Kaufmann und grundehrlichen Menschen, erschossen. Er hatte die

Polizei auf die Spur eines Terroristen gebracht. Sie haben ihn im Laden erschossen und einen Zettel ‚Tod den Verrätern!‘ hinterlassen. Hier ist eine harte Hand nötig.“

Nivelle konnte seine Erregung nicht verbergen, und der Kollege, äußerst zufrieden mit der Wirkung seiner Worte, fügte hinzu:

„Leider wird das eine alltägliche Erscheinung, die Leute merken es nicht mehr...“

Oberst von Hallenberg rief ihn an:

„Ein Häftling beruft sich auf Sie, Léon de Portail, vielmehr seine Großmutter.“

„Ich kenne Madame de Portail. Was den Enkel betrifft... Das ist ein Knabe, der noch nichts verbrochen hat, doch es ist natürlich nicht ausgeschlossen, daß er mit den Terroristen in Verbindung stand...“

Der Oberst war gerührt: die Präfektur galt als Freimaurernest; von Nivelle hieß es, er treibe ein Doppelspiel, decke die Anhänger de Gaulles.

„Ich schätze Ihre Offenheit sehr. Wir haben die gleichen Ideale... Sie sind ein mutiger Mann und ein echter Franzose.“

„Herr Oberst“, die Stimme versagte ihm, „berücksichtigen Sie bitte, daß er nichts verbrochen hat, und dann das Alter — er ist ein Knabe...“

Der Oberst lachte; das Lachen gluckste im Telephonhörer wie Wasser im Hahn.

„Beruhigen Sie sich, Herr Nivelle, wir sind keine Tiere. Und nochmals vielen Dank.“

Man konnte kaum glauben, daß Galotschka einmal Lachtaube genannt wurde — schon lange hatte sie nicht mehr gelacht. Wenn sie aufwachte, war ihr, als sei alles ein Traum, sie brauche nur die Augen zu reiben, damit er verschwinde... Aber es blieb Wirklichkeit, die Deutschen waren in Kiew. Schon ein halbes Jahr...

Sie wollte damals wegfahren, doch Rudenko hatte gesagt: „Hast dich wohl auch von der Panik anstecken lassen?“ Er fuhr ab und Galotschka blieb. Wo sind jetzt die Freunde aus dem „Pickwick-Klub“? Raja ist an der Front, Boris ist verschollen, Walja lebt sicher in Moskau. Die Glückliche!... Sina war schon vor dem Krieg aus Galotschkas Gesichtskreis verschwunden. Wera Platonowna und Rajas Schwiegermutter wurden ermordet. Einige Male war Galotschka bei Steschenko. Alexej Nikolajewitsch hatte sich sehr verändert, war kühl, unfreundlich. Antonina Petrowna seufzte, wischte

sich oft die Augen. Als Galotschka das letztemal bei ihnen war, hatte Alexej Nikolajewitsch gesagt: „Warum gehen Sie nicht in die Stadtverwaltung? Arbeiten muß man, arbeiten!“ Galotschka hatte ihn verwundert gefragt: „Was wollen Sie denn bei den Deutschen tun?“ Er schrie: „Lehren werde ich, wie man Ordnung respektiert. Das Kopfstehen hat aufgehört! Die Deutschen — das sind die Waräger von heute...“ Antonina Petrowna brach in Tränen aus. Galotschka ging.

Es blieb nur noch ein Freund — der Bruder ihrer verstorbenen Mutter, Onkel Ljonja. Er hatte in der Fabrik „Arsenal“ gearbeitet und war in Kiew hängengeblieben. Als die deutschen Truppen kamen, lag er mit Pleuritis zu Bett. Jetzt stellt er Feuerzeuge her und verkauft sie auf dem Markt. Galotschka näht, stopft, wäscht. Abends sind sie oft beisammen, und obwohl Onkel Ljonja sechsundfünfzig Jahre alt ist, verstehen sie sich gut.

Der Kreschtschatik existiert nicht mehr — nur. Ruinen sind übriggeblieben. Die Stadt ist verödet, die einen sind in der Armee, die anderen evakuiert. Und wie viele wurden von den Deutschen umgebracht? Allein in Babi Jar sollen es siebzigtausend gewesen sein... Manchmal geht sie durch den Schewtschenko-Boulevard, und dann kommt es ihr einen Augenblick lang vor, als sei dies Kiew — vertraute Häuser, die Bäume bedeckt leichter, zarter Schnee, in der Ferne bellt ein Hund, pfeift eine Lokomotive... Und dabei gibt es doch kein Kiew mehr. Wenn ein Vogel tot niederstürzt, beginnt um ihn ein anderes, neues Leben — Würmer kriechen hin und her, glänzende Fliegen summen. Aus den Ritzen, den Winkeln von Kiew krochen dunkle Gestalten hervor. Sie lebten auch früher in der Stadt, doch niemandem waren sie aufgefallen. Der eine war Hausverwalter, der andere Angestellter der Staatsbank, der dritte Schriftführer, der vierte Lagerverwalter, der fünfte Zuschneider in einem Artel auf der Lwowskaja, der sechste arbeitete als Requisiteur, der siebente im Volkskommissariat für Gesundheitswesen. Jetzt laufen sie hin und her, summen. Sie haben aus den Wohnungen der führenden Funktionäre den Hausrat herausgeschleppt, den die Deutschen übrigließen, verkaufen, kaufen, vermitteln, raufen sich um die Kommode Wera Platonownas, verschmähen selbst Aljas Bettchen nicht. Sie spielen „Chemin de fer“ mit fettigen Karten, rufen heiser : „Ich halte die Bank“, streiten: „Deine neun ist gezinkt.“ Auf dem Markt verhökern sie Maschinenteile, ungarischen Kognak, die Jacken der Gehängten, deutsche Nähnadeln; sie tauschen Zigaretten gegen Moskauer Seife, Schokolade gegen Speck, Speck gegen Schnaps. Sie trinken Wodka, Rum, Fusel, schwören und fluchen. Es sind wenige, doch sie fallen auf, die anderen schweigen, sie aber irrlichtern umher, drängen sich vor. Der ehemalige Hausverwalter arbeitet in der Stadtverwaltung; der Lagerverwalter

hat ein Kommissionsgeschäft eröffnet, handelt mit Kronleuchtern, mit Speiseeismaschinen, mit der Wäsche der Aktivisten; der Bankangestellte wurde zum Literaten, schreibt in dem lokalen Käseblättchen, verherrlicht den Führer; der Angestellte des Kommissariats verkauft an die Italiener Sulfidin, das bei den Deutschen gestohlen wurde, und schwört, er „heile in drei Stunden“; der Requisiteur spürt Juden nach und singt, nachdem er die deutsche Prämie eingestrichen, alte Schlager; der Zuschneider schreit auf seinem Hof, er sei jetzt „Volksdeutscher“, und zeigt den Zweiflern eine gestempelte Bescheinigung.

„Magermilch“, seufzt Onkel Ljonja, „die Jungen sind an die Front gegangen, die Fabriken sind evakuiert. Wer blieb? Frauen mit Kindern, Invaliden oder Zufällige wie du und ich. Aber wir sind nur wenige... Da wird das Lumpenpack mutig.“

In Kiew sind viele Militärs — Deutsche, Rumänen, Ungarn, Italiener. Auf dem Wege zur Front machen sie hier halt. Sie spielen die Tapferen und verbergen abergläubisch Amuletts an der Brust, behaupten, sie werden bald ganz Rußland besetzen und dann nach Indien gehen, zucken aber bei jedem Gewehrschuß zusammen. Die Deutschen lassen sich mit Ruinen im Hintergrund photographieren. Die Rumänen sind darauf aus, zu kaufen und zu verkaufen. Die Italiener singen, spucken und stehlen hie und da eine Kleinigkeit vom Straßenhändler weg. Onkel Ljonja sagt: „Die haben wenigstens noch so was wie Scham. Die Deutschen nehmen ohne viel Federlesens was ihnen gefällt, die aber warten, bis man wegguckt, also genieren sie sich...“ Aus dem Osten kommen Züge mit Verwundeten, die denken nicht mehr an Indien; sie denken an den Frost, an die „Katjuscha“, an den Tod. Manchmal treiben die Deutschen eine Gruppe gefangener Rotarmisten vorbei; die Frauen blicken sie traurig an, stecken ihnen heimlich eine Semmel, ein Ei, ein Stück Speck zu. Die Deutschen rufen „Vorwärts“ und schlagen die Gefangenen mit den Kolben.

Überall Aufschriften: „Nur für Deutsche“. Galotschka sagte einmal zu Onkel Ljonja: „Eines Tages werden wir aufwachen und am Himmel lesen: ‚Nur für Deutsche‘.“ Deutsche Theater, Kinos, Klubs, Restaurants. Die Deutschen laden die Mädchen zu Tanzabenden ein. Die Mädchen verstecken sich, hüllen sich in Lumpen, beschmieren sich das Gesicht mit Ruß, Galotschkas Nachbarin aber schor sich den Kopf kahl. Wer geht denn mit den Deutschen? Es sind nicht viele, aber wiederum fallen sie auf. Die eine protzt mit einer riesigen Tasche aus Kunstleder, die andere gießt sich ein ganzes Parfümfläschchen über, die dritte erzählt, wie sie spazierengefahren und dann mit Sekt bewirtet wurde. Nina, ehemals Kassiererin in einem Kaufhaus, erzählte Onkel Ljonja: „Sie sind anders als unsere, galanter, küssen die Hand...“ Von solchen Frauen wandte man sich

ab, nannte sie „deutsche Matratzen“, „deutsche Schäferhunde“. Galotschka hörte, wie ein Blinder an der Kirche wehmütig sang:

Wie die deutschen Püppchen schminkt ihr Mund und Wangen,
Laßt das Haar euch locken, lebt in Saus und Braus.
Kehren heim die Helden — wird das nicht verfangen,
Und die jungen Burschen spucken vor euch aus...

Später hieß es, die Deutschen hätten den Blinden abgeführt. Oft fallen Schüsse, man schießt, um einzuschüchtern, in der Trunkenheit oder aus Angst. Man erzählt sich, nachts werde auf Deutsche geschossen, bald in Lipki, bald in der Slobodka, bald auf der Korolenkostraße. Wenn ich nur wüßte, wer schießt, denkt Galotschka. Vielleicht ist jemand von den Unseren in der Stadt geblieben?...

Der Winter war lang. Galotschka wurde immer trauriger. Onkel Ljonja konnte sie nicht trösten, er sagte selbst: „Es ist schwer zu sterben — die Hoffnung schwindet...“ Eines Tages entdeckte Galotschka einen Zettel unter ihrer Tür. Sie entfaltete ihn, schrie auf und blickte zur Decke, als sei der Zettel vom Himmel gefallen. Sie las und las immer wieder:

„BÜRGER DER STADT KIEW!

Glaubt nicht den Lügennachrichten der Deutschen. Die deutschen Horden wurden bei Moskau zerschlagen. Hitler ist gezwungen, alle seine Truppen nach dem Osten zu werfen. Die Stunde ist nicht mehr fern, in der die Engländer und Amerikaner in Europa landen. Die deutschen Städte haben zu spüren bekommen, was Fliegerangriffe bedeuten. In allen besetzten Ländern ist der Volkskrieg im Gang. Die Sowjetpartisanen in der Ukraine und in Bjelorußland versetzen dem Feind im rückwärtigen Gebiet täglich Schläge. Die Deutschen haben Moskau nicht genommen. Die Deutschen haben Leningrad nicht genommen. Die Stunde ist nah, in der die Rote Armee unser herrliches Kiew befreien wird. Arbeitet nicht für die Deutschen! Glaubt den Deutschen nicht! Seid echte Sowjetmenschen! Wenn Du eine Waffe hast, dann töte die Deutschen! Wenn Du keine Waffe hast, besorge Dir eine und töte die Deutschen! Denkt an die Worte des Dichters: ‚Niemals, niemals wird die Ukraine Sklave der deutschen Henker sein.‘ Gebt das Flugblatt an die Genossen weiter! Es lebe die Sowjetheimat! Es lebe unser Stalin, unsere Partei, unser Volk.

Die Komsomolzen von Kiew.“

Galotschka lief gleich zu Onkel Ljonja, begann ihm das Flugblatt vorzulesen und fing vor Aufregung an zu weinen. Dann erzählte sie:

„Weißt du, wie dumm ich bin — erst habe ich gedacht, ein Flugzeug hätte es abgeworfen, dabei fand ich es doch unter der Tür."

Und sie lachte auf — zum erstenmal, lachte fröhlich, wie eben eine „Lachtaube" zu lachen hat.

Onkel Ljonja blickte lange auf die blassen, verschwommenen Buchstaben.

„Das ist hier vervielfältigt... Tüchtige Kerle, deine Genossen, Galotschka... Jetzt ist der Tod auch nicht mehr so schrecklich..."

„Wenn ich sie nur finden könnte!"

Onkel Ljonja war ein guter, aber charakter- und willensschwacher Mann: deshalb war er seinerzeit auch nicht Ingenieur geworden, deshalb hatte er nicht geheiratet, deshalb hatte er auch nie im Leben etwas nach seinem Willen getan; er widersprach nie, und wenn ihn jemand kränkte, so zwinkerte er mit den trüben, kurzsichtigen Augen und erwiderte nichts.

Es war ein schöner Märztag. Die Sonne wärmte schon etwas. Onkel Ljonja saß mit seinen Feuerzeugen auf dem Markt und dachte: es ist doch schön, daß Frühling ist, es wird einem gleich leichter ums Herz... Ein junger Deutscher trat an ihn heran. Er kam Onkel Ljonja sofort verdächtig vor, doch es war schon zu spät, sich davonzumachen. Der Deutsche griff nach einem Feuerzeug, drehte es in der Hand, warf es wieder hin und sagte in gebrochenem Russisch:

„Schlecht!... Alle Russen schlecht!"

Onkel Ljonja blinzelte, erwiderte nichts. Der Deutsche schlug ihm mit dem Fuß die Mütze vom Kopf und lachte:

„Du Hund! Alle Russen Hunde!"

Es ist schwer zu erklären, was im Herzen Onkel Ljonjas vor sich ging: er war ja kein Held, stellte Feuerzeuge her, hatte sich noch vor fünf Minuten über den Frühling gefreut. Aber plötzlich brach es durch, er antwortete dem Deutschen mit den Worten, die in seinem Gedächtnis haftengeblieben waren:

„Moskau habt ihr nicht genommen! Leningrad habt ihr nicht genommen! Bald werdet ihr von hier vertrieben!"

Der Deutsche stieß einen Pfiff aus, andere Deutsche eilten herbei; sie schleppten Onkel Ljonja fort.

Als Leutnant Bach dem Major von Echtberger den Vorfall auf dem Marktplatz meldete, sagte der Major: „Schüttelt ihn ordentlich durch." Onkel Ljonja wurde geschlagen: ins Gesicht, auf die Fersen, gegen die Leiste, dann hängte man ihn mit dem Kopf nach unten auf.

„Herr Major, er hat nichts gesagt, meiner Ansicht nach weiß er aber auch nichts. Er macht auf mich den Eindruck eines stumpfen, eingeschüchterten Geschöpfes. Andererseits war der Gefreite Forst, der ihn festgenommen hat, nicht nüchtern."

Der Major steckte sich eine Zigarre an, kniff die Augen zusammen.

„Bitten Sie Leutnant Streubel und Hauptmann Groß zu mir. Ich habe es satt, über jeden einzelnen Fall Vorlesungen zu halten, ich will einige allgemeine Betrachtungen darlegen.“

Als sich alle versammelt hatten, sagte der Major:

„Das Unglück, meine Herren, besteht darin, daß Sie in Frankreich waren. Sie verstehen nicht, wie grundlegend sich die Situation hier von der in Frankreich unterscheidet, selbst Sie nicht, Leutnant Streubel, der Sie doch von Anfang an in Rußland sind. In Frankreich mußten wir überzeugen, wir wurden von Berlin aus gebremst, die Militärverwaltung war gegen strenge Maßnahmen. Wegen eines Franzosen wurde so viel Lärm gemacht, daß man krank werden konnte. Aber hier werden Ihnen von niemandem Beschränkungen auferlegt, Sie verstehen mich — von niemandem. Oberst Schramm hat mit dem Herrn Gauleiter gesprochen. Herr Koch hat erklärt, er werde sich nicht einmischen... Das sind keine Franzosen, hier beißen selbst die Kinder. Es ist lächerlich, in einem Lande, in dem die Bolschewiki das Zepter führten, von Rechtsnormen zu sprechen. Ich will damit nicht sagen, daß wir wahllos töten sollen. Das wäre dumm und auch nicht edel, besser gesagt — undeutsch... Wir brauchen eine Wohnung, so drückte sich der Gauleiter aus, und zwar eine Wohnung mit Dienstpersonal... Ich habe Leutnant Krämer, dem es einfiel, in die Fenster zu schießen, nur weil er gut zu Abend gegessen hatte, zur Truppe versetzt. Es darf nicht wahllos getötet werden. Aber es dürfen auch nicht, wie in Frankreich, große Umstände gemacht werden. Sie müssen eingeschüchtert werden, und dazu ist es erforderlich, einen gewissen Teil von ihnen zu vernichten... Wenn sich ein Mensch nichts zuschulden kommen läßt und ihn niemand verdächtigt, so mag er arbeiten. Ich hoffe, Sie haben mich verstanden?“

Leutnant Bach wagte zu fragen:

„Herr Major, und was soll mit diesem Mann geschehen?“

Die Frage kam dem Major so dumm vor, daß er lachen mußte; er verschluckte sich am Rauch der Zigarre, räusperte sich, wischte sich das Gesicht und lachte wieder.

„Vor kurzem schrieben die Engländer, die Gestapo sei ein ‚Schlangennest‘. Was sind Sie aber für eine Schlange? Sie sind ein Lämmchen. Was mit ihm zu tun ist? Ich will es Ihnen sagen... Piff-paff! Aus ihm wird ein kleines Veilchen wachsen, das Sie Fräulein Irma überreichen können.“

Er lachte so laut, daß Hauptmann Groß später zu Bach sagte: „Der Major hat sicher eine Auszeichnung bekommen. Ich habe ihn schon lange nicht so lustig gesehen.“

Erst eine Woche später erfuhr Galotschka, daß Onkel Ljonja erschossen wurde. Nun bin ich ganz allein... Wo sind Boris und Sina? Was soll ich in dieser fremden Stadt? Hier bin ich zur Welt

gekommen, bin ich aufgewachsen und jetzt habe ich niemanden... Aufmerksam blickte sie in die Gesichter der Menschen, in der Erwartung, einen der Genossen zu erkennen... Abends aber schrieb sie sorgfältig auf die Rückseite alter Frachtbriefe, die sie irgendwo gefunden hatte, immer den gleichen Flugblattext: „Bürger der Stadt Kiew!“ Hatte sie ein solches Blatt unter eine fremde Tür geschoben, dann wurde ihr leichter ums Herz, als habe sie mit einem unbekannten Freund gesprochen, ihn getröstet: bald ist das alles vorbei!

* 26 *

Obwohl die Schneiderin Kulik einen Kellerraum bewohnte, war sie bei den paar Dämchen von der „Neuordnung“ gut angeschrieben. Die Gattinnen der Mitglieder der Stadtverwaltung sagten: „Diese Schneiderin hat ausländischen Schick.“ Ihr Zimmer war sauber, an den Wänden hingen Illustrationen aus deutschen Zeitschriften, ein farbiges Hitlerbild. Wenn Mischa es sah, sagte er böse: „So ’ne Fresse!“ Mischa kam immer außer Atem an: „Im Heeresbericht: ‚Nichts Neues.‘ Aber das hier hat Stepan zusammengestellt — wie sie die Ukraine ausplündern. Reicht das Papier?“

Früher einmal hatte Sina sich darüber geärgert, daß die Mutter ihr das Nähen beibrachte: wozu denn? Ich hasse die Fähnchen. Jetzt kam es ihr zustatten. Bei Nacht wurden unter dem Bett der Abziehapparat des Bezirkskomitees (Mischa hatte ihn rechtzeitig fortgeschafft) und die alte Schreibmaschine hervorgeholt, mit der sich Sina herumquälte — sie schrieb kein „r“.

Oft verließ sie das Haus mit einem Päckchen. Die Deutschen sahen sie verwundert an: woher kommt so eine?... Mit ihrem bräunlichen Gesicht sah sie wie eine Italienerin aus; es gibt in der Ukraine solche Mädchen mit schmaler Nase, brennenden Lippen und Augen, so heiß und dunkel wie die Nächte des Südens. Manchmal hielten die Deutschen sie an, versuchten, sie in ihr Quartier zu locken. Sie antwortete auf deutsch: „Ich gehe zu eurem Offizier.“

Die Flugblätter brachte sie zu Schura, in die Demijewka. Dort wartete manchmal Stepan auf sie.

„Du kannst jetzt“, sagte er einmal zu ihr, „‚Stadtkomitee‘ unterzeichnen, wir haben Verbindung... An der Front ist es ruhig. Was meinst du, wie ist ihre Stimmung?“

„Wen sehe ich schon? Nicht einmal die Verräter — nur ihre Frauen, die sprechen über ihre Fähnchen. Die Front aber ist weit weg, sie lassen sich keine grauen Haare wachsen... Ein paar Deutsche haben ihre Frauen kommen lassen. Eine Dolmetscherin sagte mir: ‚Bald werden Sie neue Kundinnen bekommen. Die haben natürlich Toiletten, aber eine Dame hat ja immer was zu ändern oder

aufzufrischen, und Sie haben Geschmack, sprechen deutsch.‘ Stepan, gib mir eine andere Arbeit. Ich kann jemanden erschießen. Glaubst du's nicht?“

Er lächelte.

„Warum soll ich's nicht glauben? Ich glaub's. Doch jeder hat seine Arbeit. Dafür sind wir eine Organisation. Da, rauch.“

„Du weißt doch, daß ich nicht rauche.“

„Die kannst du ruhig rauchen — sie ist von drüben. ‚Kasbek‘... Gestern wurde auf der Lwowskaja ein Herr umgelegt, Spezialist für Rübenbau. Nicht von uns... Es sind also Jungens in der Stadt steckengeblieben. Es ist nur schwer, sie zu finden... Mit dir haben wir Glück gehabt... Übrigens, Sina, was ich dich schon lange fragen wollte... Als man dich neununddreißig vorgenommen hat, warum hast du eigentlich nicht alles klargestellt?... War nicht schön von dir, nicht kameradschaftlich. Jetzt habe ich dich gründlich kennengelernt, du bist, wie man zu sagen pflegt, echt... Aber damals hast du dich dumm benommen.“

Sina wurde nachdenklich, es schien, als blicke sie nicht auf die speckige Tapete, sondern weit in die Ferne, durch die Wände hindurch, in ihre Vergangenheit.

„Ich gebe zu, es war nicht schön. Du mußt mich aber verstehen, ich habe damals in der Versammlung aufrichtig gesprochen; aber man hat mir nicht geglaubt. Ich kenne meine Schwäche, ich war schon als Kind so, die Mutter hat oft mit mir gezankt, in der Schule haben sie mich deswegen geneckt und ‚die Stolze‘ genannt... Ich dachte, wenn ich komme, wird man gleich sagen, ‚sie hat Angst, nimmt alles zurück‘, oder wird annehmen, daß ich prinzipienlos bin und nur ein warmes Plätzchen suche... Dich habe ich damals kaum gekannt. Ich habe dich in Versammlungen gesehen, das war alles. Jetzt weiß ich, daß du ein guter Genosse bist; aber damals warst du für mich ein Komsomolsekretär wie jeder beliebige andere... Als die Deutschen kamen, bin ich bis Browary geflohen; aber auch dort waren sie schon. Ich hatte keine Waffe. Ich tröstete mich: ich gehe nach Kiew zurück, dort wird sich schon etwas finden, werde wenigstens einen umbringen. Und auf einmal, das war im Oktober, sehe ich Mischa. War das eine Freude! Einer von uns!... Versteh doch, Stepan, ihr kämpft schon ein halbes Jahr, ich aber muß tippen und als Zugabe mich noch mit diesen widerlichen Frauenzimmern unterhalten... Gib mir eine andere Aufgabe.“

„Warte...“

Als Sina gegangen war, dachte er: ein gutes Mädel! Wie falsch haben wir früher mitunter die Menschen eingeschätzt... Jetzt wird auf Herz und Niere geprüft. Krawtschenko... Den hielten wir für den zuverlässigsten. Ist geflohen... Von Iwantschuk hieß es: ein Feigling, dann wurde ihm häßlicher Eigennutz vorgeworfen.

Warum? Weil er um ein Zimmer gebeten hatte... Aber Iwantschuk hat einen Militärzug in die Luft gesprengt, ist als Held gefallen und wird noch nach dem Tode ausgezeichnet... Es war schwer, sich auszukennen — man lebte ruhig. Arbeit, Studium, der eine hatte eine Mutter, die ein Zimmer brauchte, ein anderer heiratete, Alltagssorgen... Alles war klar und doch wie im Nebel. Jetzt ist wirklich alles im Nebel und doch ist es klar...

Wieder vergingen einige Wochen. Der Abziehapparat, Flugblätter, die widerlichen Dämchen, das schmierige Lächeln der Okkupanten... Irgendwo tobt der furchtbare Krieg. Die Partisanen legen Minen und sprengen. Auch in der Stadt werden Attentate verübt... Sie aber muß sitzen und warten. Das mit dem Schneidern hatte sie sich ausgedacht, Stepan hat damals gesagt: „Tarnung... Kampfauftrag." Sie sitzt wie in einer Behörde!...

Stepan empfing sie lächelnd:

„Kennst du Boris?"

„Welchen?"

„Er sagt, ihr seid zusammen zur Schule gegangen."

Sina lachte:

„Natürlich kenne ich ihn. Ist er etwa in Kiew?"

„Bei den Partisanen. Ein Verbindungsmann von ihnen hat sich durchgeschlichen... Dieser Boris hat nach dir gefragt und gesagt: ‚Wenn sie in Kiew ist, ist sie unbedingt bei uns...' Na, und dann Sentiments, aus dritter Hand ist das nicht interessant, kannst du dir ja selbst vorstellen."

In dieser Nacht saß Sina nach getaner Arbeit noch lange auf ihrem Bett. Sie lächelte trübe. Sie dachte daran, wie Boris zu ihr gekommen war, ihr seine Gedichte vorgelesen hatte, wie sie sich dann trafen und miteinander sprachen — lange, leidenschaftlich. Sie konnte sich nicht mehr erinnern, wovon, aber damals schien ihr jedes Wort wichtig... Sie hatte schon damals gewußt, daß dies das Glück ist... Allein es war kein Glück, das Wichtigste blieb ungesagt. Er fuhr in die Westukraine... Wunderbar, daß er lebt und bei den Partisanen ist ... und gewußt hat er, daß auch ich in Reih und Glied stehe, hat nicht an mir gezweifelt... Also, es gibt doch Glück!... Für eine Stunde vergaß Sina die Deutschen, den Krieg, all ihr Denken war auf Boris gerichtet, auf den Wunsch, ihn zu treffen: dann sprechen wir uns aus, verstehen uns und trennen uns nie mehr...

Am nächsten Morgen kam die Dolmetscherin:

„Maria Iljinitschna, ich bringe Ihnen eine angenehme Nachricht — Frau von Echtberger bittet Sie zu sich. Sie ist so reizend, so freigebig! Mir hat sie ein Fläschchen ‚Chanel' und zwei Paar Strümpfe geschenkt. Was für Toiletten sie hat! Alles aus Paris! Wie aus dem Modejournal. Sie ist ein wenig voller geworden, man

muß die Kleider auslassen; Sie werden ja selbst sehen. Sie können sich bei mir bedanken, ich habe Sie empfohlen."

Erst am nächsten Tag konnte sie Stepan sprechen. Er hörte ihr aufmerksam zu, schwieg eine Weile. Sina hatte Herzklopfen: gleich wird sich alles entscheiden... Doch Stepan sagte:

„Das ist eine ernste Sache... Ich muß das mit den Genossen besprechen. Beginn vorläufig mit der Arbeit und sieh dir alles genau an..." Er lächelte. „Sieh zu, daß du ihr das Kleid nicht vermasselst, ich traue deinen Schneiderkünsten nicht recht."

Frau von Echtberger war nervös: ihr Mann hatte sie oft darauf aufmerksam gemacht, daß man sich in diesem Land auf niemanden verlassen darf, sie können nicht einmal ein Hemd richtig waschen... Sina machte einen günstigen Eindruck; und doch war es schrecklich, ihr ein Pariser Crêpe-Georgette-Kleid anzuvertrauen.

„Ich warne Sie; wenn Sie es mir verderben..."

Sie hielt es nicht für nötig, den Satz zu beenden.

Am nächsten Tag sagte Stepan:

„Die Genossen sind einverstanden. Höre, Sina, jede Einzelheit muß durchdacht werden... Wie wirst du davonkommen?"

Sina saß im Zimmer des Adjutanten und nähte das Kleid um. Nebenan war die Küche, wo zwei Mädchen herumhantierten, ein dicker deutscher Offiziersbursche auf einem Schemel saß und ein Liedchen vor sich hinsummte. Es roch nach gebratenen Zwiebeln. Das Zimmer des Adjutanten war hell und leer: Haarpomade, Zigarettenhülsen, ein Album mit Ansichten von Paris. An der Wand — eine große Karte mit deutschen Fähnchen, eines stak dicht bei Leningrad, ein anderes etwas links von Moskau. Sina seufzte. Schrecklich, wie weit sie vorgedrungen sind! Und überall müssen sich Unsere verteidigen... Auch da ganz oben, bei Murmansk... Wir halten stand. Von Moskau haben wir sie verjagt. Die Fähnchen hat er nicht umgesteckt. Der Bursche sang: „Du hast mein Herz mit einem Pfeil durchbohrt..." Stepan hat ihr erzählt: „Dima haben sie Nadeln unter die Fingernägel getrieben..." Es heißt, daß dieser von Echtberger ein Sadist ist, er liebt, selber zu foltern... Wenn man ihn ansieht, kann man es kaum glauben — ein gewöhnlicher Deutscher, dick, eher gutmütig... Ich muß arbeiten, ich habe ja noch nicht einmal die Hälfte geschafft... Wenn die Mutter nähte, pflegte sie zu sagen: „Ein Schneider war Sebastian; was er näht, zieht keiner an..." Als die Mutter im Sterben lag, wollte sie noch irgend was sagen, konnte aber nicht. Sina dachte: wie schrecklich, sie sagt das Allerwichtigste, aber ich verstehe sie nicht... Dann lag die Mutter im Bett, winzig wie eine Puppe. Sina hatte Angst. Die alte Tante kam und verhängte den Spiegel: „Das muß sein, wenn eine Tote im Haus ist." Davon wurde ihr noch unheimlicher zumute. Eine furchtbare Sache — der Tod. So viel wird darüber gesprochen, geschrie-

ben und nachgedacht, und dennoch ist es unbegreiflich... Sina erinnerte sich, wie sie an ihrer Diplomarbeit „Die Überwindung des Todes“ geschrieben hatte. Damals kam ihr alles komplizierter und doch einfacher vor. Jetzt steht der Tod neben ihr, vielleicht in der Küche (wenn er doch nur aufhören wollte zu singen!) oder um die Ecke auf der abschüssigen Straße. Angst? Scheinbar nicht. Aber vielleicht doch Angst? Ihr wurde übel wie bei Seekrankheit. Sie ist mal mit einem Dampfer von Odessa nach Jalta gefahren, da hat sie dieselbe Übelkeit verspürt... Borja hatte so schön über das Meer geschrieben, schade, daß ich es mir nicht abgeschrieben habe, ich erinnere mich nicht. Jetzt hätte ich Lust, Gedichte aufzusagen... Borja würde das verstehen... Wer weiß, vielleicht geht alles gut ab? Sie wird ihm erzählen, wie sie genäht und an ihn gedacht hat. Ja, ja, ich denke doch an Borja... Ich werde seinen Namen wiederholen: Borja... Borja...

Das Schlafzimmer der Frau von Echtberger lag neben dem Arbeitszimmer, in dem der Major schlief. Das Kleid wurde im Schlafzimmer anprobiert. Sina hatte den Gürtel vergessen und lief ins Zimmer des Adjutanten.

„Wo stecken Sie denn so lange?... Es ist höchste Zeit, mein Mann kommt gleich... Mein Gott, sehen Sie doch — der Ausschnitt sitzt nicht! Ich habe Ihnen ja gesagt, daß man es so nicht machen darf.“

Der Ausschnitt saß richtig, und nachdem sich Frau von Echtberger eine Weile vor dem Pfeilerspiegel herumgedreht hatte, beruhigte sie sich.

„Sie können gehen... Gleich kommt Walter... Mit dem Kostüm fangen Sie morgen an. Warten Sie, ich sage dem Burschen, daß man Ihnen was zu essen gibt.“

„Danke bestens, ich fühle mich schlecht. Ich fürchte, ich bekomme einen Anfall. Ich will lieber nach Hause laufen.“

Als Sina gegangen war, stand Frau von Echtberger noch lange vor dem Spiegel. Es steht mir eigentlich gut, daß ich voller geworden bin, das ist mein Genre. Und überhaupt ist es nicht schön, wenn eine Frau mager ist. Diese Russin zum Beispiel hat gar kein häßliches Lärvchen, sieht aber so kränklich aus und hat dazu noch irgendwelche Anfälle... Die Männer lieben das nicht... Das Kleid ist nicht schlecht geworden. In Paris näht man so, daß selbst die hiesigen Schneiderinnen nichts daran verderben können. Schade, daß man sich niemandem darin zeigen kann. Der Oberst veranstaltet weder Empfänge noch Tanzabende. Ein richtiger Gamaschenknopf... Die einzige Gelegenheit ist der Geburtstag des Führers — Walter hat mir versprochen, Offiziere einzuladen. Aber bis zum zwanzigsten April ist noch ein ganzer Monat... Ich werde Walter veranlassen, Hauptmann Groß einzuladen, und ziehe dann zum

Abendessen dieses Kleid an. Der Hauptmann ist sehr nett; er sieht mich so an, daß ich ihm mit dem Finger drohen möchte. Wenn eine Frau erst in die vierzig kommt, ist so ein Schäker ein seltener Fang...

Sina ging in einem kurzen Schafspelz, ein Bauerntuch um den Kopf, und trug ein Körbchen mit Eiern. Zu dem Deutschen, der am Stadtausgang die Papiere kontrollierte, sagte sie jammernd: „Alle sagen: zu teuer; aber ist denn etwa jetzt Legezeit?" Der Deutsche erwiderte: „Verstehe nicht", und Sina ging weiter.

Es lag noch viel Schnee, aber er war schon grau, rissig, zum Schmelzen verdammt. Unter den Füßen quatschte das Wasser. Von der feuchten, unruhigen Luft wurde einem schwindlig. Sina dachte an nichts, bemühte sich, ruhig auszuschreiten, wäre aber am liebsten gelaufen. Die Knie knickten ihr ein. Vielleicht hatte sie sich wirklich einen Anfall angehext? Sie lächelte, und mit diesem leichten, umflorten Lächeln ging sie weiter.

Plötzlich kam ihr ein furchtbarer Gedanke: und wenn es nicht geklappt hat?... Stepan hat zwar gesagt: „geprüft"... Aber vielleicht haben sie etwas gemerkt. Sie hat sie in die Vase gelegt, da sieht doch keiner hinein... Diese Hexe kann Blumen hereinstellen... Unsinn, es gibt doch jetzt gar keine Blumen... Sie hätten merken können, daß sie zweimal hineinlief... Nein, dann hätte man sie gleich festgenommen... Aber wenn sie nicht explodiert ist, obgleich sie „geprüft" war?...

Wieder setzten ihre Gedanken aus; sie konnte kaum gehen. Als sie nahe am Zusammenbrechen war, fiel ihr ein: ich gehe zu Borja... Und sie lächelte wieder.

Die Sonne sank, als Sina hinter sich das Geräusch eines Motors hörte, sie gab den Weg frei, aber der Wagen hielt. Sina nahm den abgegriffenen Ausweis aus dem Körbchen, aber die Deutschen wollten ihn nicht sehen und stießen sie in den Wagen. Da saßen zwei Mädchen, sie weinten und sagten, sie seien unschuldig. Der Wagen fuhr weiter, nach zehn bis fünfzehn Kilometer hielten sie bei einem Posten. Der Offizier sagte: „Läuten Sie an, daß wir zurückfahren. Wenn noch weitere Kontrollen erforderlich sind, soll man Leute aus Wassilkowo schicken."

Sina fühlte eine große Erleichterung: sie ist also doch explodiert... Aber vielleicht ist er über Nacht nicht nach Hause gekommen?... Gleich wird man mich foltern... Werde ich es durchhalten?... Man muß immerzu etwas sagen: Gedichte oder „Borja"... Und auf einmal schlief sie; das kam so plötzlich wie eine Ohnmacht. Ein Soldat weckte sie: „Komm!"

Es waren dreißig oder vierzig junge Frauen. Eine schrie: sie war im letzten Monat, die Wehen setzten ein. Ein Soldat schlug sie stumpfsinnig auf den Rücken: „Ruhe!" Der Offizier fragte: „Wieviel?" Man antwortete: „Achtunddreißig."

Den langen Raum, in den sie getrieben wurden, betrat Frau von Echtberger. Als Sina ihr vom Weinen gedunsenes Gesicht sah, hätte sie fast aufgeschrien: es hat geklappt!... Frau von Echtberger sagte schluchzend: „Mein Gott, wozu quälen Sie mich? Das sind doch einfache Weiber... Sie verstehen nichts... Ich gehe zum Obersten.“ Sie wollte schon gehen. Da erblickte sie Sina.

„Es ist besser für Sie, wenn Sie die Mittäter nennen“, sagte Hauptmann Groß. Er vermied es, Sina anzusehen. Vor acht Jahren hatte er in Meran ein Mädchen gekannt... Diese Terroristin hat genau solche Augen...

Sina schwieg; nur ihre Lippen bewegten sich, vielleicht wiederholte sie: „Borja...“

„Wer hat sie beauftragt?“

Sie empfand eine ganz außerordentliche Erregung — als trüge es sie empor, sie war hoch über diesem Tisch, über der Stadt; ihr schwindelte, und die Worte kamen wie von selbst:

„Wer mich beauftragt hat? Alle... Absolut alle...“

„Deklamieren Sie nicht, Sie sind hier nicht auf der Bühne! Sie werden gehängt, verstanden?“

Er sah sie an und schrie:

„Und starren Sie nicht so, Sie sind kein Medium, damit haben Sie bei mir kein Glück! Antworten Sie! Die Namen der Mittäter?“

„Ich habe Ihnen gesagt, daß ich nicht alle nennen kann. Mein Leben war nur kurz, es sind viele... Haben Sie von Stalin gehört? Mich hat Stalin beauftragt... Ich weiß, wir haben euch bei Moskau geschlagen. Ich habe es im Rundfunk gehört... Dort war General Rokossowski, dort war General Goworow; ich entsinne mich nicht aller Namen... Auch sie haben mich beauftragt... Ihr habt Gorenko und Dima Schwarz gehängt. Sie wußten nicht, daß ich ihn töten werde. Ihr habt sie früher gehängt... Aber auch sie haben mich beauftragt, das ist die Wahrheit.“

„Gehören Sie zur selben Gruppe wie Schwarz und Gorenko?“

„Ja, zur selben.“

„Wer ist noch in der Gruppe?“

„Ich habe Ihnen schon gesagt — alle. Borja...“

„Seinen richtigen Namen? Adresse? Wo ist er jetzt?“

„Im Wald. Er tötet euch. Er ist aus derselben Gruppe, ich sage die Wahrheit... Wir sind sehr viele — das Volk...“

Groß schrie:

„Karl, nimm sie ’raus! Mit der muß man anders reden. Dieses Aas will die Verrückte spielen.“

Es gab einen furchtbaren Augenblick, als Sina glaubte, nicht mehr schweigen zu können. Sie verbrannten ihr die Brust... Sie schrie: „Mein! Mein!“ Und das waren schon keine Worte mehr, nur ein Schrei!

Sie lag auf dem klebrigen Boden, ihr Gesicht war voll Blut. Man übergoß sie mit Wasser. Groß sagte: „Manikürt sie..."

Jetzt schwieg sie.

Dann bekam Karl einen Anschnauzer von Hauptmann Groß: „Ich stecke Sie in eine Strafkompanie." Karl begriff, daß er schuldig war. Aber er hatte sich in dem Augenblick hinreißen lassen: dieses Mädchen wagte nach alledem noch zu lächeln!... Einen Krampf hatte er für Lächeln gehalten und Sina mit dem Kolben den Schädel eingeschlagen.

„Der Oberst wird uns alle vors Kriegsgericht stellen. Nichts herauszubekommen!... Und außerdem, was ist denn das für eine Strafe? Sie hat ja nicht mal Zeit gehabt, richtig was zu spüren."

Vor dem Obersten hatten sie Angst, und Hauptmann Groß verheimlichte ihm, daß die Attentäterin während des Verhörs gestorben war. Er meldete:

„Aus der ist außer leeren Phrasen nichts herauszukriegen. Augenblicklich hat sie einen epileptischen Anfall."

„Sie muß gehängt werden", sagte der Oberst, „es handelt sich nicht nur um Bestrafung, sondern um die erzieherische Bedeutung derartiger Maßnahmen."

Groß befahl, die Tote anzukleiden. Karl wusch das Blut vom Gesicht des Mädchens fort. Sinas Mund war verzerrt, die Lippe zerbissen. Jetzt schien es auch Hauptmann Groß, als lächele sie.

„Das ist eine Gemeinheit! Schaffen Sie den Mund weg!"

Sina wurde wie eine Lebende unter den Armen zum Galgen geführt; ihre Füße berührten noch einmal die geliebte Erde.

Hauptmann Groß schrieb seinem Bruder nach Brüssel: „Du kannst Dir nicht im entferntesten einen Begriff von unserer Lebensweise machen. Wir haben es mit Ungeheuern zu tun. Die Terroristin, die den Major ermordet hatte, lächelte fast noch am Galgen. Ein verfluchtes Land!"

* 27 *

Der März war frostig, häufige Schneestürme hatten viel Schnee zusammengetragen. Es war, als sei die Stadt unter einer Wattedecke in tiefen Schlaf versunken. Die alten Frauen aber trafen Vorkehrungen für das Osterfest. Manchmal seufzte der eine und andere: bald kommt der Frühling... An den Frühling dachte man mit Hoffnung und Unruhe. Die Verwundeten sagten: „Im Frühjahr beginnt es todsicher." Aber wer beginnen würde — wir oder die Deutschen, daß wußten weder die Einwohner der kleinen Stadt noch die Männer, die von der Front kamen.

Der Rundfunk meldete Kämpfe und große Verluste auf beiden Seiten. Beim Wort „Verluste" krampfte sich den Menschen das Herz zusammen. Die Briefträger trugen ihre kostbare Last über glatte, vereiste Straßen, über den lockeren Schnee der Höfe und Vorgärtchen. Man erwartete sie an den Gartenzäunen, lief ihnen entgegen. Ab und zu reichte der alte Fedotow ein winziges Briefchen über den Zaun, und die Welt wurde ruhig und klar, selbst im Schneesturm, öfter aber murmelte er: „Gedulde dich, er wird schon schreiben."

„Gedulde dich!" — wurde im Flüsterton gesagt, darüber wurden leidenschaftliche, unsinnige Briefe geschrieben, davon lebte man. Im Herbst dachten viele, es könne so nicht weitergehen, so plötzlich wie es gekommen, so plötzlich werde es auch enden... Jetzt wußten alle, daß sich der Krieg lange hinziehen würde, daß man mit ihm leben muß — mit dem schwarzen Teller des Lautsprechers, der furchtbare Worte ausstieß, mit der Einsamkeit, mit der ewigen Unruhe: wird der Brief nicht zurückkommen mit der Aufschrift „Aus der Truppe ausgeschieden"?...

In der Stadt waren viele Evakuierte, sie trugen das Fieber der Umsteigebahnhöfe in das Alltagsleben. Die Leningrader träumten vom Newski-Prospekt, sagten das unverständliche, unheimliche Wort „Distrophie". Die Leute aus Kiew gingen umher wie Nachtwandler; sie sahen im Geiste bucklige Straßen, auf denen Deutsche herumspazierten.

Doktor Sabanejew sagte einmal zu Natascha: „Das ist wie eine Röntgenaufnahme, jetzt sieht man, was im Menschen drin ist — ein Herz oder eine Klapper." Natascha fragte sich oft: am Ende habe ich eine Klapper? Ich darf nicht an mich denken, dann halte ich durch...

Den ganzen Winter hatte sie im Lazarett gearbeitet. Sie hatte sich so an die Wunden gewöhnt, daß sie ihr ganz natürlich schienen; es gab hartnäckige, eitrige Wunden; sie kämpfte gegen sie an, verband sie, zwang die Wunden, sich zu schließen, zu heilen. Die Verwundeten kannte sie nicht nach den Namen, nicht nach den Gesichtern, sondern nach den Wunden. „Man könnte glauben, Sie befassen sich damit schon zwanzig Jahre", sagte Doktor Sabanejew. Er fragte Natascha, ob sie Medizin studieren wolle; sie war verwundert: „Wo denken Sie hin! Ich besuche die Timirjasew-Akademie... Dieses hier mache ich nur jetzt... Krieg..." Hätte man ihr gesagt, sie solle Schützengräben ausheben oder Patronenhülsen herstellen, sie würde es mit der gleichen Hingabe und dem gleichen Gefühl des Vorübergehenden, des Ausschließlichen tun — es ist Krieg...

Verwundert betrachtete sie ihren Leib: wie seltsam, daß man jetzt ein Kind zur Welt bringen kann! Das ist doch etwas sehr Friedliches, Beständiges... Jetzt gibt es aber kein Leben mehr, der Krieg hat alles auf den Kopf gestellt. Nur die Natur will auf nichts

Rücksicht nehmen. Bald wird es Frühling... Das hat mit Vernunft oder mit dem Herzen nichts zu tun. Die Natur ist wie der Frost oder das Tauwetter...

Niemals erwähnte Natascha Wassja. Auf alle Anfragen war die gleiche Antwort gekommen: ist nicht als tot, verwundet oder vermißt gemeldet. Anfangs hatte sie sich gewundert: er ist verschollen und sie sagen nein... Wenn sie gefragt wurde, erwiderte sie: „Ich weiß nicht." Im tiefsten Innern glaubte sie daran, daß Wassja lebt. Vielleicht ist er bei den Partisanen? Er schreibt nicht gern, vielleicht hat er drei, vier Briefe geschrieben, die verlorengingen... Es gibt auch Verwundungen, die teilweisen Gedächtnisschwund hervorrufen — er hat vielleicht die Adresse vergessen... Sie können ihn nicht getötet haben... Oft schrieb sie an Wassja und verbarg die Briefe im Köfferchen unter der Wäsche.

Wenn es gar nicht mehr zum Aushalten war, dann las sie die Briefe ihres Vaters. Dmitri Alexejewitsch schrieb selten, doch ausführlich. In einem Brief hatte er aus Spaß hinzugefügt: „Von Eurem Sonderberichterstatter". Seine Briefe atmeten so viel Zuversicht, daß Natascha sich beruhigte. Im Februar hatte der Vater geschrieben: „Diese Hengste sind im gestreckten Galopp bis Medyn getürmt. Schade, daß der Amerikaner nicht hier war, von dem ich Euch schrieb: er hatte doch geglaubt, die Deutschen würden Silvester bei uns in der Tschistygasse feiern. Und ich bin überzeugt, daß wir uns früher oder später Unter den Linden werden umgucken müssen. Ich kann nicht sagen, daß es mich sehr dorthin zieht, aber umgucken werden wir uns da schon müssen. Sei nicht traurig, Natascha, in den Wäldern gibt es viele unserer Leute, die eingekesselt wurden. Erst vor kurzem hat sich ein ganzer Truppenteil durchgeschlagen, so daß man noch nichts wissen kann. Aber die Hengste werden uns nicht auf dem Kopf herumtrampeln, das ist klar."

Natascha freundete sich mit Klawa Medwedjewa an, einer Studentin des Pädagogischen Instituts, die in einer evakuierten Fabrik arbeitete. Klawa sah wie ein Vögelchen aus — klein, verfroren, ein Schöpfchen auf dem Kopf und singt... Ihr Mann, Jegor, war Flieger. Klawa zeigte Natascha seine Briefe und Bilder. Jegor war jung, sah viel jünger aus als Wassja. Sicher ist er sehr mutig — vier Orden hat er schon. Aus den Briefen ersieht man, daß er Klawa liebt... Natascha wußte, wie sie sich kennengelernt, wie sie sich verzankt und dann geheiratet hatten. Jegor beschrieb die Luftkämpfe, und Natascha fragte, was das heißt, „im toten Winkel folgen". Klawa erwiderte: „Ich weiß es selbst nicht. Wahrscheinlich muß das so sein."

Als die Fabrik evakuiert wurde, mußten die Maschinen in einem alten Wagenschuppen untergebracht werden. Der Schmutz lag hier so hoch, daß die Stiefel steckenblieben... Baracken mußten gebaut werden. Bei der Arbeit wurden die Finger klamm. Nachts ließen die

Wanzen niemanden schlafen. Doch Klawa klagte nicht: „Krieg..." Auch alle anderen sagten: „Krieg". Am Tag der Roten Armee hielten in der Fabrik Frontsoldaten Ansprachen, einer sagte: „Genossen, jeder von euch kann an einem Tage so viele Minen herstellen, wie nötig sind, um zehntausend Fritze ins Jenseits zu befördern..." Als Klawa am Abend Natascha davon erzählte, schlug diese in die Hände und sagte: „Ja, das ist was! Klawotschka, und du stellst soviel her?"

Natascha hatte noch viel Kindliches an sich, aber sie wurde ernster. Das bewiesen auch die Briefe an den Vater. Dmitri Alexejewitsch lächelte: Natascha wird erwachsen!... Aber das ist ja auch nicht verwunderlich, sie wird bald ein Kind haben...

An einem der ersten Frühlingstage brachte Natascha ihr Kind zur Welt. Draußen taute, tropfte es. Doktor Sabanejew sagte: „Ein prächtiger Junge, echte Vorkriegsware." Er erhielt den Namen Wassja. Warwara Iljinitschna wollte den Enkel gern Alexander nennen, doch sie gab schnell nach: „Wassili ist auch ein schöner Name." Natascha lachte: „Das kann ich nun wirklich nicht finden. Oleg oder Valentin — das ist schön. Aber Wassja? Wie ein Kater... Aber mir gefällt er."

Sie drückte den Sohn an die Brust. Es kam ihr vor, als lächele er. Wenn sie das der Mutter sagt, wird sie sie natürlich auslachen, und trotzdem lächelt er. Wassja lächelt genau so — unentschlossen, weil er schüchtern ist. Er konnte auch damals nicht mit der Sprache heraus... Jetzt ist er sicher anders geworden, im Krieg ändern sich alle. Wie seltsam das ist — nur eine Nacht waren sie beisammen, und dazu so eine kurze, die kürzeste Nacht des Jahres... Und wenn er gefallen ist?... Bald sind es zehn Monate... Tränen stürzten ihr aus den Augen, zum erstenmal fühlte sie, Wassja kehrt nicht zurück. Sie flüsterte dem Knaben zu: „Du wirst ihn nicht sehen... Wassja... Wassili Wassiljewitsch..."

Dann arbeitete sie wieder im Lazarett. Die Arbeit rettete sie vor der Verzweiflung. In jenem Frühjahr rief der Krieg kein Erstaunen mehr hervor, doch war er noch immer etwas Ungewohntes. Erbitterung hatte die Stadt erfaßt. Mit Klawa arbeitete die alte Agafonowa, die zwei Söhne an der Front hatte, arbeitete die Sluzkaja, deren Mann bei Uman gefallen war, arbeitete die Schülerin Olga, die sagte: „Vom Vater sind keine Nachrichten da." Die Stadt fieberte — sie lauschte dem Radio, wartete auf Briefe, wußte nicht, ob sie sich über die Sonne, über das Rattern der Wagen, über die ersten Schneeglöckchen freuen sollte. Nur nicht zweifeln, arbeiten — dort werden Minen, Leinwand, Konserven gebraucht... Wenn man arbeitet, dann ist man mit Jegor im Sturzbomber, ist man bei den Söhnen der Agafonowa (der eine holt gerade eine „Zunge", der andere sitzt am Holzfeuer), ist man bei Dmitri Alexejewitsch, der

im Schein der blakenden Petroleumfunzel einen Splitter aus der Schulter eines Verwundeten zieht. Arbeiten, nur arbeiten! Die Stadt verließ ihren Platz; in Gedanken, in Träumen, in Raserei flog sie gen Westen; tausende Kilometer von der Front entfernt, kämpfte die Stadt Tag und Nacht.

Natascha schrieb an Wassja:

„Vielleicht werde ich verrückt, doch ich glaube jetzt, daß Du am Leben bist. Ich will Dir von unserem Sohn erzählen. Mutter sagt, daß er zur Unzeit geboren sei, aber die Liebe gebar ihn, jene Nacht! Er versteht noch nicht, daß für ihn gekämpft wird. Er hat Dein Lächeln, Deine Augen, während er die Nase, glaube ich, von mir hat — eine Stupsnase. Ich stelle mir vor, wie er aussehen wird — Dein Wuchs und meine Nase! Ich nenne ihn Kater Wassja. Du brauchst nicht eifersüchtig zu sein, das ist ein anderes Gefühl. Nie und niemanden werde ich lieben wie Dich. Du wirst mich nicht wiedererkennen. Ich arbeite viel, bin solide, gesetzt geworden, treibe nicht Allotria, auch wenn ich manchmal Lust dazu habe, aber jetzt ist die Zeit nicht danach. Wenn wir uns wiedersehen, werde ich wohl gesetzter sein als Du. Ich denke über vieles nach — über den Krieg, über den Tod, darüber, warum sie uns vernichten wollen, und ich fühle, daß wir mit ihnen fertig werden, auch wenn sie im Frühjahr zur Offensive übergehen, das heißt, ich wollte etwas anderes sagen — ich fühle — das Frühjahr ist unser, wie das Erste-Mai-Fest, es hat ja nichts zu sagen, daß wir es in diesem Jahr nicht feiern, im Herzen feiern wir doch, und unser Wassenka ist auch der Frühling. Ich schreibe dummes Zeug, ich habe die Nacht nicht geschlafen, Schwerverwundete wurden eingeliefert, und ich kann mich nicht klar ausdrücken, ich wollte sagen, daß die Zukunft mit uns und für uns ist, und das ist das Wichtigste. Sei nicht böse, daß ich philosophiere. Klawa weiß nicht, wie glücklich sie ist, weil sie Briefe von ihrem Mann bekommt, während ich Dich nur im Traume sehe vor dem Wecken, dann weiß ich noch, was ich geträumt habe, deshalb bin ich froh, daß ich fast jede Nacht geweckt werde. Im Traum umarme und küsse ich Dich, will ich nachholen, was uns damals nicht vergönnt war, mein Liebster, mein großer Wassja — darf ich so? Ich nenne ihn Klein-Wassja. Und Du umarme mich, ganz fest, laß mich nicht mehr los, damit ich nicht friere, damit es nicht so leer um mich ist...“

Sie konnte nicht weiter schreiben, sie wurde zu einem Verwundeten geholt. Dann trat sie auf die Straße hinaus. Draußen war es hell von der Sonne, von den großen weißen Wolken, vom Wasser. Jungens spielten Ball. Und nach all dem Erlebten berauschte der Lenz. Sollte es wirklich noch Glück geben?...

Natascha lief nach Hause. Sie stillte das Kind, als Klawa kam. Klawa war blaß und hatte trübe, kranke Augen.

„Hast du dich erkältet?“
„Nein.“
„Nachricht von Jegor?“
„Nein. Ich erwarte auch nichts, er hat geschrieben, daß jetzt lange keine Post von ihm kommen wird... Ich bin nur für einen Augenblick hereingekommen, ich habe ein Pfund Zucker beschafft. Mach keine Geschichten, du brauchst es jetzt, du stillst.“

Das war am Vorabend des Ersten Mai. Am nächsten Tag sah Natascha rote Fahnen und lächelte — sie erinnerte sich an die Zeit kurz vor Kriegsausbruch... Sie standen auf dem Puschkinplatz, mußten lange warten, sangen, scherzten. Natascha aß „Eskimo“-Eis. Dann gingen sie über den Roten Platz, sie sah Stalin — ganz nahe... Und als sie die Brücke passiert hatten, kamen sie an einem Panzer vorbei, der steckengeblieben war; alle staunten, wie groß er war. Niemand dachte an Krieg...

Der Brief an Wassja muß beendet werden. Sie wird noch vom Ersten Mai schreiben...

Warwara Iljinitschna nahm den Enkel auf den Arm.
„Nataschenka, warst du bei Klawa?“
„Nein, warum?“
„Hat sie dir nichts gesagt?“

Im Rundfunk wurde Stalins Befehl durchgegeben: wir müssen lernen, den Feind zu hassen. Als Natascha von Klawa zurückkehrte, hatte sie harte, strenge Augen: ich hasse! Oh, wie ich hasse! Könnte ich doch Minen herstellen!... Zehntausend, hunderttausend...

Nachts fügte sie noch dem Brief an Wassja hinzu: „Klawas Mann ist nicht zum Flugplatz zurückgekehrt, gestern hat sie die Nachricht erhalten. Ich weiß nicht, ob Du lebst, ich kann jetzt nicht lügen, ich weiß nichts. Aber wir werden siegen, wir müssen siegen, sonst bleiben wir in Jegors Schuld, in Deiner Schuld! Und was sollte dann Wassenkas Leben?“

* 28 *

Als der Gestapomann sagte: „Sie haben André Leblanc getötet“, konnte Pepe sein Erstaunen nicht verbergen.

„Komödie wollen Sie spielen? Sie erwartet alles andere als Beifall.“

Am Morgen lag Pepe auf dem Fußboden, zerschunden, zermartert; mühsam überlegte er: wer ist dieser André Leblanc? Sollte ich mich geirrt haben?...

Man folterte ihn zwei Tage. Er nannte seinen Namen: Jean Milet. Mehr bekamen sie aus ihm nicht heraus. Mit diesem Fall befaßte sich Greiser, der bei seinen Kollegen als ein Original galt:

er versicherte, bei der Vernehmung sei die Psychologie wichtiger als Knute und Eiswasser. Milet wurde drei Tage lang in ein dunkles, verdrecktes Klosett eingesperrt. Als man ihn wieder herausholte, machte er ein paar Schritte und fiel um. Er kam auf einem Diwan in einem hellen Zimmer zu sich. Greiser bot ihm eine Tasse Fleischbrühe an, ließ ihm noch ein Kissen geben. Auf dem Tisch standen Blumen, in das Zimmer drang der Lärm der Straße.

„Man hat Sie schlecht behandelt“, sagte Greiser. „Ja, böse Menschen gibt es überall... Wollen wir uns doch wie Freunde unterhalten. Ich bin ein Deutscher, Sie sind Franzose, jeder von uns liebt seine Heimat. Unsere Völker kämpfen nicht mehr gegeneinander. Sie aber wollten kämpfen... Ich verstehe — Jugend, Romantik. Nach dem Versailler Vertrag gab es auch unter den Deutschen Hitzköpfe. Wissen Sie, was die Franzosen mit ihnen taten? Sie haben die Leute erschossen. Das Völkerrecht ist gegen Sie. Und auch Frankreich ist nicht mit Ihnen — Sie müssen ja Ihre eigenen Landsleute töten. Sie taten André Leblanc unrecht, in ihm einen Verräter zu sehen... Man hatte ihn vernommen, wahrscheinlich gab es Übergriffe... Er wollte nicht für die Engländer sterben, er hat alles erzählt. Wir ließen ihn laufen.“

Milet sah auf die Blumen, in seinem Kopfe jagten sich verschwommene Bilder: der Wald von Meudon, Marie — sie hat viele winzige Sommersprossen, ein Bronzeamor...

„Ich möchte auch Sie freilassen. Geminot war Offizier — Sie aber sind Arbeiter. Wir wollen die einfachen Leute nicht bestrafen. Ich werde alles tun, um Sie zu decken. Sagen Sie offen — wollen Sie denn nicht leben?“

„Und ob!“ Milet sagte das zu sich, er war in einem Dämmerzustand — Blattwerk, Maries Lippen, eine von Glyzinien umrankte Laube...

„Sie werden leben, Sie müssen nur sagen, wer Sie beauftragt hat, André Leblanc zu töten. Ich gebe Ihnen das Wort eines Offiziers, daß ich Sie in Schutz nehmen werde.“

Pepe wollte seine Gedanken sammeln. Wer ist Geminot?... Haben Sie vielleicht Jacques gefaßt? Aber er ist doch nicht Offizier... Warum nennen sie Scheller André Leblanc?... Nein, sie wissen nichts, sie wollen mich nur in die Enge treiben. Milet spürte, wie ihn die Wut packte; finster blickte er Greiser an.

„Das ist ein Kreuzworträtsel. Ich kenne keinen André Leblanc. Aber wenn Sie um ihn trauern, dann ist er ein Schuft, verstehen Sie?“

Greiser lächelte.

„Sie dürfen sich nicht erregen, Sie werden Ihre Nerven noch brauchen. Und nun will ich Ihnen eine Freude bereiten, Sie sollen Marbeuf sehen.“

„Ich kenne keinen Marbeuf. Ihnen genügen die Foltern nicht, Sie wollen wohl, daß ich verrückt werde?“

Vielleicht ist es Jacques, dachte Milet erschauernd, oder Doré? Er freute sich, als ein Fremder vor ihm stand. Es war ein junger Mann in zerfetztem Sportanzug, mit zerschundener Lippe.

Greiser wandte sich an ihn:

„Was meinen Sie — Herr Milet sieht doch nicht schlecht aus?“

„Ich sehe ihn zum erstenmal.“

„Sie rücken auch von alten Freunden ab, Herr Milet?“

„Ich habe diesen Menschen nie gesehen.“

Greiser lächelte noch immer.

„Es ist gut, standhaft zu sein, solange man standhaft sein kann. Ich werde wohl ein Lehrbuch für junge Terroristen schreiben müssen. Die erste Lehre: leugnet alles. Die zweite Lehre: wenn jemand von euch ‚umgefallen‘ ist, so müßt ihr zusehen, die eigene Haut zu retten.“

Ein hochgewachsenes, schönes Mädchen wurde hereingeführt. Milet dachte: sie ist dem Mädchen ähnlich, das Josette besucht hatte und den Gruß von dem Russen überbrachte... Ihre Hand ist verbunden... Hat man sie etwa auch gefoltert?

„Nehmen Sie bitte Platz, stolze Camilla alias Madame Richard, vielleicht entsinnen Sie sich, wie Sie nachts mit Herrn Milet herumspazierten? Bei Mantes war das... Bitte, sehen Sie mich nicht so entrüstet an, ich wollte Ihnen nicht zu nahe treten. Ich weiß, daß Sie in jener Nacht an alles andere als an Liebe dachten.“

Das Mädchen unterbrach ihn:

„Sie zeigen mir einen wildfremden Menschen und wollen, daß ich mich an etwas erinnere. Wozu das? Foltern Sie doch einfach...“

„Ich habe Ihnen kein Härchen gekrümmt.“ Greiser sagte das gekränkt. „Ich habe eine Tochter in Ihrem Alter. Ich will Sie retten... Sie erkennen Herrn Milet nicht? Sie haben ein schlechtes Gedächtnis. Herr Glez ist viel älter als Sie und erinnert sich trotzdem an alle Einzelheiten.“

Zwei Soldaten stützten einen etwa vierzigjährigen Mann mit krankhaft gedunsenem Gesicht. Er konnte kaum sprechen. Milet sah, daß ihm alle Zähne fehlten, wahrscheinlich wurde er lange verhört...

„Wie geht es Ihnen gesundheitlich, Herr Glez? Entschuldigen Sie, ich mußte Sie schon wieder bemühen. Sehen Sie sich doch diesen jungen Mann an... Vielleicht entsinnen Sie sich, wo Sie ihm begegnet sind?“

„Gewiß, das ist Baudoin, so nannte ihn wenigstens Geminot. Wir trafen uns in einem kleinen Café, ich glaube, es war im ‚Rendezvous der Fischer‘ auf der Straße von Mantes nach Vernon. Es war am zwölften September um sechs Uhr abends, er kam als erster.

Wir verteilten die Rollen. Den Ort, an den die Waffen gebracht werden sollten, kannte Geminot. Während der Operation waren wir zu fünft — ich, Geminot, Baudoin, Camilla, Marbeuf. Wir trennten uns um vier oder um fünf Uhr morgens, genau weiß ich das nicht mehr. Dann habe ich Baudoin nicht mehr gesehen."

Nachdem Glez und das Mädchen abgeführt wurden, sagte Greiser:

„Sie sehen jetzt, daß es zwecklos ist, sich zu versteifen. Sie glauben, es waren keine Zeugen zugegen, eine leere Straße, Nacht... Und der Revolver? Sechs Komma fünfunddreißig, Sie haben aus ihm geschossen... Sie haben Leblanc um fünf Uhr früh getötet. Ich weiß nicht, wie Sie den Tag verbracht haben, übernachten wollten Sie jedenfalls bei Formigé. Ein Zufall wurde zu Ihrem Verhängnis. André Leblanc hatte uns von Formigé nichts erzählt, entweder hatte er es vergessen oder er wollte ihn decken. In der Tasche des Toten fanden wir aber einen Brief mit Adresse — neunzehn, Boulevard Pasteur. Wir Deutsche sind Pedanten, ich beschloß, mir diesen Formigé für alle Fälle näher anzusehen. Er wurde um acht Uhr festgenommen, und Sie ließen auch nicht lange auf sich warten."

Jetzt wurde einiges klar. Ausgangspunkt ist also Formigé... Aber was ist denn der für ein Kommunist! Er hatte gesagt, er mag die Kommunisten nicht, und Milet bot er nur Unterkunft, weil sie befreundet waren — sie hatten einer Marschkompanie angehört, als sie am Vorabend des Zusammenbruchs mobilisiert wurden.

„Ich war mit Formigé in einem Regiment", sagte Milet. „Ich wollte mich bei ihm erkundigen, ob er nicht jemand bei der Hand habe, der ein Fahrrad verkaufen will... Formigé konnte nicht wissen, daß ich einen Revolver bei mir hatte."

„Aha, Sie haben die Sprache wiedergefunden, das ist gut. Aber ich bin nicht Formigé, ich weiß, daß Sie einen Revolver bei sich hatten, ich weiß sogar, welche Verwendung Sie für ihn fanden. Seien Sie nicht verstockt, sagen Sie, wer Ihnen befohlen hat, Andrê Leblanc zu töten, und Sie bleiben am Leben. Sie haben ja selbst gesagt, daß Sie leben wollen... Sehen Sie doch, was für ein schöner Tag, bald kommt der Frühling..."

So ging es zwei Monate lang. Foltern, Greisers väterliche Ermahnungen, Konfrontation und wieder Foltern. Nach und nach gewann Milet einen Überblick. Marbeuf hatte seinen Namen genannt, er hieß Robert Renan und war Student der Medizin. Geminot war Reserveoffizier, gehörte vor dem Krieg der Action Française an. Er wurde getötet, als er bei seiner Festnahme Widerstand leistete. Ein Mann namens Baudoin war entkommen. Glez behauptet, Milet sei Baudoin... Sie nannten sich „Gruppe der Unversöhnlichen". An ihrer Spitze stand offenbar Geminot. Im September bekamen sie zwei Kisten mit Maschinenpistolen — die Engländer hatten sie mit Fall-

schirmen abgeworfen. Geminot und Glez brachten die Waffen zu André Leblanc, dem Maître d'hôtel des Restaurants „Poularde". Sie wurden beobachtet — André Leblanc hatte Mitte Oktober Anzeige erstattet — und am zweiten November, am Totensonntag, verhaftet. Die Foltern hatte Glez geständig gemacht, er nannte Marbeuf und Camilla. Vielleicht hatten sie auch auf seinen Verstand gewirkt, — er behauptete steif und fest, Milet sei in Mantes gewesen und habe gesagt: „Wenn wir auf Deutsche stoßen, werde ich mich mit ihnen beschäftigen und Sie laufen weg..." Greiser rügte Milet gutmütig: „Sie sind dem armen Glez böse, er aber hat Sie im besten Lichte dargestellt, nach seinen Angaben haben Sie wie ein Held gehandelt." André Leblanc wurde in der Silvesternacht ermordet, als er von einem vergnügten Abendschmaus heimging.

Milet hatte sich auf Foltern, selbst auf den Tod gefaßt gemacht, aber nicht darauf, was geschehen war. Wenn man ihn im Badezimmer (der Folterkammer) verhörte, schwieg er oder schrie markerschütternd. Er wußte, daß er niemand nennen würde, und nannte auch niemand. Aber wenn er allein blieb, begannen andere Qualen. Er fragte sich: wie soll ich mich verhalten? Gewiß, auch diese Leute haben gegen die Boches gearbeitet. Sie sind Genossen und auch nicht Genossen... Marbeuf ist ein prachtvoller Bursche, ich könnte ihm die Hand drücken und sagen: du hältst dich, als wärst du ein Kommunist... Auch das Mädchen ist mutig... Doch wer sind diese Leute? Was wollen sie?... Geminot gehörte zur AF, träumte vom König. Vor dem Kriege war Milet einmal mit Genossen an der Metrostation „Italie" einer AF-Bande begegnet. Einer in Baskenmütze rief: „Rotes Gesindel!" Milet langte ihm eine herunter. Eine Schlägerei begann; die Polizei nahm für die AF Partei. Vielleicht war auch Geminot dabei gewesen?... Ja, aber jetzt sind sie mit uns... Daß sie nichts unternommen haben, ist schlecht, sie haben zwei Kisten mit Maschinenpistolen bekommen und sie an einen Schuft ausgeliefert. Wir hätten das bekommen sollen!... Für die Kommunisten wird so etwas nicht abgeworfen, Politik... Marbeuf ist ein feiner Kerl. Es sind ehrliche, aber fremde Menschen... Und sterben will man mit Genossen oder allein. André Leblanc war ein Verräter, solche müssen weg. Aber Scheller war ein größeres Tier. Greiser hatte sich gestern verplappert, als er sagte, daß sie Schellers Mörder noch immer nicht haben. Wenn er wüßte, wen er vor sich hat!... Soll er es sagen?... Sie werden den Mord an Scheller Marbeuf und Camilla in die Schuhe schieben. Darf ich sie preisgeben? Sie gehören nicht zu uns, aber sie sind gegen die Boches, das ist jetzt die Hauptsache... Es ist klar, daß Formigé mit ihnen zu tun hatte, er hat mir doch gesagt: „Ich liebe weder die Deutschen noch die Russen, aber die Russen sind in Moskau, während die Deutschen in Paris sind, deshalb ziehe ich einstweilen die Russen vor." Scheller aber wurde

von den Kommunisten beseitigt, das ist ein Verdienst der Partei. Was tun? Könnte ich doch Jacques nur einen Augenblick sprechen! Ich kann nicht einmal nachweisen, daß ich mit ihrer Gruppe nicht verbunden war. Sie haben mich bei Formigé verhaftet, und Glez ist verrückt und schwört, daß ich in Mantes war. Hätte ich mal diese Kisten bekommen, nie und nimmer wären sie den Boches in die Hände gefallen!... Ich weiß nicht, was Geminot für ein Mensch war. Ich glaube, sie haben mehr geschwatzt als getan. Aber schaden will ich ihnen nicht. Mit mir ist es ohnehin aus, und wenn ich das von Scheller erzähle, dann werden sie alle erschießen. Jacques weiß, wer Scheller beseitigt hat, sicher hat er schon ein Flugblatt geschrieben... Ich hab' das meinige getan, nun muß ich schweigen.

Und Milet schwieg.

Ein Feldwebel erschien in seiner Zelle.

„Ich soll Sie verteidigen, ein schwieriger Auftrag — Sie leugnen Ihre Schuld, während alles gegen Sie spricht. Ich werde um Gnade bitten. Sie sind der einzige aus der Gruppe, der Volksschulbildung hat, das ist ein schwerwiegendes Argument. Sie waren ein blindes Werkzeug."

Die Richter waren Militärs. Einer von ihnen, ein feister Kerl mit rotem Gesicht, saß unbeweglich wie eine Statue da, würdigte die Angeklagten keines Blickes. Der andere hatte Schnupfen, es sah aus, als weine er. Der Staatsanwalt sprang immerzu auf und deutete mit der Hand auf Milet.

Als Milet gefragt wurde, ob er sich schuldig bekenne, der „Gruppe der Unversöhnlichen" angehört und André Leblanc ermordet zu haben, erwiderte er:

„Wenn ich geschwiegen habe, als ich im Badezimmer bearbeitet wurde, dann werde ich jetzt erst recht nicht den Mund auftun!"

Glez berichtete ausführlich von einer Operation im Walde, Formigé erklärte, er habe als charakterschwacher Mensch unehrenhafte Leute aufgenommen, und bat das Gericht, ihm zu vergeben. Camilla erwiderte: „Ich halte Ihr Gericht nicht für kompetent." Milet gefiel das, er lächelte Camilla freundschaftlich zu. Marbeuf sagte, er habe für Frankreich gekämpft und bedauere nichts. Milet dachte: schade, daß ich nicht reden kann!... Ich würde von den Kommunisten sprechen, würde sagen, daß die Boches für Péri noch teuer bezahlen werden und daß Scheller nur eine Anzahlung war...

Dann mußten sie aufstehen. Der dicke Richter verlas lange das Urteil und nickte dazu im Takt mit dem Kopf. Der Dolmetscher sagte: „Milet zum Tode durch Erschießen, Renan — zu zwanzig Jahren, Lucie Richard — zu zehn Jahren, Glez und Formigé — zu fünf Jahren." Der Dolmetscher meinte: „Ein außerordentlich mildes Urteil, ihr könnt zufrieden sein."

Als Milet in die Zelle zurückgeführt wurde, dachte er zum

erstenmal an den Tod — jetzt ist es bald soweit, in einer Stunde können sie kommen... Er möchte so gern leben... Die Exekutionen finden auf dem Mont Valérien statt. Er kennt diese Gegend gut, vier Jahre hat er in Suresnes gelebt. Dort hat er Marie kennengelernt. In Suresnes wohnte Jacques' Vater. Er war auf dem Parteitag in Tours, als sie sich abgespaltet und unsere Partei gebildet haben... Es hat nicht erst gestern begonnen! Als Milet noch klein war, erzählte der Großvater von der Kommune — alle hatten sich gefreut, dann kamen die Versailler und brachten seinen älteren Bruder um... Die Partei ist jetzt stark, sie hat weniger Leute, aber was für Leute! Sicher freut sich Maurice — die Partei hat sich mächtig entwickelt... Interessant, ob solche Leute wie Marbeuf bei uns bleiben, wenn wir gesiegt haben, oder ob alles wie früher sein wird?... Ekelhaft zu sterben, ohne daß man weiß, wie alles enden wird... Marie wird er nicht mehr sehen... Sie seufzt wohl jetzt: „Jeannot!... Mein Jeannot!" Eine rührende Stimme hat sie, niemand, keine Schauspielerin kann das so aussprechen wie sie. Im Sommer vor dem Krieg, am vierzehnten Juli, waren sie zusammen. Zuerst marschierten sie im Demonstrationszug mit. Alles rief: „An die Wand mit Daladier!" Doch er blieb und ließ die Boches in Paris einmarschieren... Dann tanzten sie auf dem Platz in Mouffetard. Marie sagte: „Ich kann nicht mehr, es ist heiß", sie tranken Limonade, küßten sich und tanzten wieder — bis zum Morgen... Wie wohl die Russen tanzen? Henri sagte — wundervoll. Sicher haben die russischen Zeitungen die Nachricht von Schellers Ermordung gebracht. Die Russen erledigen natürlich in einer Minute mehr Boches als wir in einem Jahr, aber sollen sie wissen, daß es bei uns nicht nur Pétains und Lavals gibt... Stalin wird lesen, wie Scheller ermordet wurde, und wird sagen: „Brave Kerle, die Franzosen!" Er hat sicher nur keine Zeit zum Lesen — er ist doch Befehlshaber... Die Russen schlagen sich prächtig. Bald werden sie Polen, Prag und uns von den Deutschen befreien... Schön wäre es, wenn sie am vierzehnten Juli kämen. Wie würde sich Marie freuen!... Vielleicht werden auch die Verbündeten landen. Wenn wir Waffen in die Hände bekommen, werden wir auch losschlagen. Jacques kann ein Regiment, eine ganze Division führen, er versteht alles... Wie Lejean? Sollten sie Lejean auch gefoltert haben? Die Bestien! Greiser spricht vom Frühling, hat denn so einer Gefühl? In neun Tagen ist der Erste Mai. Im Walde von Meudon sind sicher schon Maiglöckchen erblüht... Einmal hatten sich alle rote Nelken angesteckt, eine Menge Polizisten standen herum — die hatten Angst... Lustig war es, die Leute sangen: „Das ist die Junge Garde, die durch die Straße zieht. Nehmt euch in acht, ihr Schergen!"

Milet konnte nicht anders, er sang: „Das ist die junge Garde..." Ein Deutscher trat ein und schlug ihm ins Gesicht.

Milet dachte jetzt sehnsüchtig ans Leben, dachte Tag und Nacht, frischte Erinnerungen auf, suchte in die Zukunft zu schauen, umarmte Marie, verabschiedete sich von den Freunden. Die Deutschen sagten ihm, er könne einen Abschiedsbrief an die Verwandten schreiben; Milet lehnte das ab. Über den Häftling, der ihm das Essen brachte, konnte er einem Kommunisten aus Ivry in der Zelle unter ihm ein Zettelchen zustellen. Milet schrieb:

„Liebe große Partei!

Ich habe alles getan, was ich hatte tun sollen. Ich gehe würdig in den Tod, wie es Deinem Sohne geziemt. Ich umarme die Genossen. Bis zum Schluß werde ich an den Sieg der Roten Armee, an den Sieg der Franzosen, an Deinen Sieg glauben. Ich bin glücklich, daß ich in diesen Tagen mit Dir war. Leb wohl, meine Partei!

Pepe-Jean-Milet."

Er wurde um sechs Uhr früh erschossen. Die Sonne wärmte schon die Erde. Milet lehnte die Binde ab, blickte in den Himmel von Paris. Er rief: „Leb wohl..." Eine Salve zerriß den Abschiedsgruß.

* 29 *

Wassja sagte zu Kriwitsch:

„Jetzt kannst du das Kommando übernehmen."

Am Vortag war die Partisanenabteilung, deren Kommandeur Wassja war, in Lukischki eingedrungen. Neben der letzten Hütte am Dorfrand lagen noch die Leichen der Deutschen. Der Partisan Kriwitsch, früher Vorsitzender des Dorfsowjets, war etwa vierzig Jahre alt, hatte Hände wie Baumwurzeln und ein trauriges, verträumtes Gesicht, das selten ein vorüberhuschendes Lächeln erhellte. Die Deutschen hatten Kriwitschs Angehörige umgebracht. Er kehrte in sein Dorf zurück, in dem er kein Haus, keine Verwandten mehr hatte. Die Bauern umringten ihn:

„Ignat Petrowitsch, so eine Freude!"

„Ihr werdet doch hier übernachten?"

Sie glaubten, die Partisanen würden gleich weiterziehen wie im Februar, als sie kamen, mit den Deutschen abrechneten und wieder abzogen, ohne sich zu wärmen.

„Jetzt für immer", sagte Kriwitsch. „Die waren lange genug hier! Gleich bringen die Mädchen die Fahne, wir machen sie fest..."

Das war am Tag vor dem Ersten Mai. Nach einer Woche Kampf schliefen sich die Partisanen ordentlich aus. Am Morgen kam der Funker Krotow gelaufen, rief außer Atem.

„Ein Befehl Stalins! Wir müssen lernen, den Feind zu hassen. Auch an uns: ‚Genossen Partisanen'... Ich hab's mir notiert, aber nicht alles, es ging zu schnell."

Wohl zehnmal lasen sie den Befehl durch, beglückwünschten einander. Das war ein richtiges Fest!... Die Frauen hatten Kuchen gebacken. Tagsüber wurde eine Versammlung abgehalten. Wassja hatte den Vorsitz, regte sich auf; er dachte daran, wie es vor dem Kriege war...

„Gestattet, daß ich die feierliche Versammlung anläßlich des internationalen Solidaritätstages für eröffnet erkläre. Ich erteile dem Vorsitzenden des Dorfsowjets, Genossen Kriwitsch, das Wort."

Kriwitsch schwieg lange, dann stieß er hervor:

„Die Sowjetmacht wird wiederhergestellt, das ist klar. Die Aussaat muß in kürzester Frist beendet werden. Saatgut werden wir beschaffen, dafür sind wir Partisanen. Hier ist unsere Fahne, rot von frischem Blut — für Lukischki starben den Heldentod Iwan Dudin, Sachar Jegorow und Naum Falkowitsch. Das ist teuer bezahlt... Genosse Stalin hat uns beglückwünscht; jetzt muß der Plan erfüllt, die Aussaat beendet werden, die Partisanen aber haben die Deutschen nicht 'ranzulassen..."

Früher hatte Kriwitsch gut und geläufig gesprochen, war sogar nach Brjansk zur Konferenz geschickt worden. Jetzt aber spürte er, daß es ihm nicht gelingen wollte. Er mußte doch noch etwas zum Schluß sagen... Die Kehle war wie zugeschnürt und er rief, als stürme er zum Angriff vor:

„Hurra!"

Am Abend tanzten die Partisanen mit den Mädchen, sangen Lieder. Awanessjan sagte: „Auf wieviel Maifeiern ich mich auch besinne, so eine wie diese hat es nicht gegeben. Verstehst du, alles glüht in einem, herrlich!"

Eine Woche später saßen Wassja, Awanessjan und der Kommissar Droshnin in dem gleichen Dorf über die Karte gebeugt. Wassja sagte:

„Mir gefällt nicht, daß sie so leicht nachgeben. Sergejew schwört, sie hätten ein neues Regiment. Kann das nicht eine Falle sein?..."

„Wir müssen die Mädchen ausschicken", entgegnete Awanessjan.

Natascha Golowinskaja und Warja waren die Augen der Abteilung. Natascha hatte vor dem Krieg Medizin studiert; zu den Partisanen war sie in den ersten Tagen gekommen und hatte sich sofort kategorisch geweigert, als Sanitäterin zu arbeiten. „Ihr habt die Prachowa, eine genügt, ich will kämpfen." Sie fand Verwendung, wurde zu den Deutschen geschickt. Ihr harmloses Äußere ließ keinen Verdacht aufkommen: ein Mädchen mit zwei Zöpfchen, mit kindlichen, erstaunten Augen; sie war schüchtern und sah veräng-

stigt aus, das beruhigte selbst die Mißtrauischsten. Warja kam später zur Abteilung, im Winter, sie stammte aus der Gegend, kannte jeden Weg und Steg; groß, vollbusig, immer verschlafen, drückte sie, wenn sie an den Deutschen vorüberging, die Milchkanne oder das Körbchen an sich, als wäre das ihr ganzer Reichtum, und die Polizisten machten sich über sie lustig — „eine Närrin“. Die Mädchen gingen oft zusammen: Warja kannte die Wege, während Natascha erfahrener war, zu erkunden wußte, wo wieviel Deutsche standen, ob sie Artillerie und Minenwerfer hatten, ob im Dorf Frontsoldaten oder „Alte“, Landwehrmänner, lagen.

„Es muß nachgeprüft werden, ob wirklich ein ganzes Regiment da ist“, sagte Wassja zu den Mädchen. „Es sieht nicht danach aus... Andererseits werde ich einen bestimmten Verdacht nicht los, die Straßen trocknen, sie kommen jetzt leichter voran.“

Die Mädchen gingen. Natascha blickte sich um, sah Awanessjan mit ihren hellen, ein wenig zerstreuten Augen an und rief ihm zu:

„Auf Wiedersehen, Genosse Awanessjan!“

„Auf Wiedersehen, Natascha! Seht euch vor, Mädels!“

Wassja wußte, was diese kargen Worte bargen. Er hatte schon vor langem bemerkt, wie Awanessjan und Natascha einander ansahen. Noch war zwischen ihnen nichts gesagt. Awanessjan war hart sich selbst gegenüber — die Zeit ist nicht danach! Selten nur setzte er sich zu Natascha und sang ihr die fremden Lieder vor, die einem Wasserstrudel glichen; die Töne wirbelten, versanken. Und jedesmal, wenn Natascha zu den Deutschen ging, verabschiedete sie sich besonders von ihm.

Wassja kannte jetzt Awanessjan so gut, wie er bisher noch keinen Menschen gekannt hatte: ein Jahr kämpfen sie nun schon zusammen. Worüber hatten sie nicht miteinander gesprochen! Manchmal glaubte Wassja, das ferne Städtchen inmitten der Berge zu sehen, die riesigen Pflastersteinen glichen; dort wartet Awanessjans alte Mutter noch immer auf einen Brief. Awanessjan riet oft herum, ob Natascha — nicht seine Natascha, sondern Wassjas — glücklich in Moskau angelangt sei. Lange diskutierten sie miteinander darüber, wer schuld war an der Unordnung im Sommer, als sie auf den Rückzugsstraßen umherirrten und Awanessjan „Riesenkuddelmuddel“ sagte. Wassja lachte: „Na, wir renken die Sache schon ein.“ Ihren Freund, den Kommissar Schumow, hatte im März eine Mine zerfetzt. Jetzt haben sie keinen richtigen Kommissar, Droshnin versteht es nicht, die Leute anzufeuern, — auch darüber unterhielten sie sich oft. „Wir werden wohl selbst den Kommissar machen müssen. Droshnin ist ein ehrlicher Kommunist, doch ist er nur gut, wenn alles glatt geht. Ich kann ihn mir in einem Arbeitszimmer mit Telephon vorstellen. Er verliert den Kopf — der Wald, die Deutschen setzen einem zu, die Polizisten; auch unter den Unseren gibt es undiszi-

plinierte Burschen: Denen muß man gleich energisch entgegentreten, er aber kommt zu mir gelaufen, fragt um Rat, und wenn ich ja sage, so zweifelt er — ‚ich will doch noch Awanessjan fragen'." Awanessjan antwortete lachend: „Richtig, das ist kein Kommissar, sondern ein Fragezeichen."

Nie sprach Awanessjan mit Wassja über Natascha. Nur einmal, am Tage der Roten Armee, konnte er nicht länger schweigen. Sie hatten am Abend gegessen, getrunken, die Nacht war ruhig, und Awanessjan sagte plötzlich:

„Wenn der Krieg aus ist, heirate ich bestimmt. Weißt du wen?"

Wassja lachte:

„Das weiß ich."

Wassja dachte oft an seine Natascha, dachte an sie wie an die ferne, glückliche Kindheit. Er lächelte über sich — mit fünfundzwanzig Jahren war ich ein Kind, ich wußte nicht, wie ich es ihr sagen sollte... Wo ist sie jetzt? Was ist mit der Mutter? Mit Sergej? Vielleicht ist es besser, nichts zu wissen: die Hoffnung bleibt. Er hatte viel Leid gesehen, so viel, daß es ihm unvermeidlich schien, wie der Regen, wie der weiße Nebel über den Feldern. Der Name „Natascha", den er ständig hörte, riß immer wieder die Wunde auf. Ein Schatten war neben ihm... Doch es ist schwer, mit einem Schatten zu leben, ihm fehlten die fröhlichen Augen, das Lachen, die warme kindliche Hand mit den kurzen Fingern, die wißbegierige, schalkhafte, stupsnasige Natascha... Es gibt Frauen, die man aus der Ferne lieben, mit denen man jahrelang korrespondieren, mit denen man sich auch ohne Briefe über Tausende von Kilometern hinweg unterhalten kann. Natascha gehörte nicht zu ihnen... Und eine kurze Nacht nur — am Vorabend...

Ja, bald ist es ein Jahr! Wie hat er sich verändert! Früher hat er ja nicht gelebt, er besuchte die Schule und später die Hochschule, las Bücher, die von fremdem Leid erzählten, ging ins Theater, das fremde Leidenschaften zeigte; mit seinen Freunden sprach er nur über oberflächliche Dinge. Niemals hatte Wassja in die Winkel eines fremden Herzens geblickt. Und was für Leute waren ihm begegnet? Junge Architekten, Kollegen, irgendein geschwätziger Angestellter des Versorgungsapparates in einem Eisenbahnabteil... Das Leben offenbarte sich ihm erst im Kriege. Er sah ringsum so viel Leid, so viel Seelenadel, so viel Gemeinheit, wie es niemand zu beschreiben vermag, und sollte es dennoch jemand tun, so würde man sagen, es sei erfunden... Ist es denn glaubhaft, daß Jelena Stepanowna zu ihm kam (sie war in den Fünfzigern) und sagte: „Ich bin alt, kann nicht kämpfen, aber ich werde euch die Wäsche waschen, für die ganze Abteilung kochen, meine Arme sind noch stark." Sie war gekommen, nachdem sie ihr Haus in Brand gesteckt hatte. Deutsche hatten bei ihr übernachtet, sie hatte Fladen gebacken,

eine Flasche Fusel auf den Tisch gestellt, die Deutschen betranken sich und schliefen ein (sie sagte: „Die Verruchten schnarchten“). Sie brannte das Haus mitsamt den beiden Deutschen nieder. Aber es gibt auch andere, wie jenes Weibsstück in Nawlja, das mit einem Gestapomann lebte und über deren Bett das Bild ihres Mannes, eines Matrosen der Roten Flotte, hing... Wassja erschoß sie. Verräter waren an ihm vorübergezogen, Dorfälteste, Polizisten. Einer war darunter — Wassja kann ihn nicht vergessen —, ein junger Kerl, hatte gerade sein Studium abgeschlossen, er zeigte eine Komsomolzin an, sie wurde gehängt; er aber saß über ein Lehrbuch gebeugt und sagte: „Wenn ich erst deutsch kann, fahre ich nach Berlin; habe es satt, mit euch Gesindel zusammenzuleben.“ Aus den Dörfern aber kamen Frauen, Invaliden, Jugendliche: „Wir wollen zusammen mit euch kämpfen.“ Grischa ist dreizehn Jahre alt... Soviel Mut findet man im Volk und Reinheit, das kann man in Worten nicht wiedergeben!... Dawydow wußte genau, daß er in den Tod ging, als er das Depot in Brand steckte; am Abend hatte er sich zu Wassja gesetzt, sie rauchten schweigend, dann sagte er: „Genosse Kommandeur, Sie sind mein Namensvetter, ich heiße auch Wassili, das ist schön...“ Dann ging er... Wassja sagte sich: ich bin dem Volk begegnet... Man sagt — Schule, Hochschule, und in Wirklichkeit ist die wahre Universität hier, sie lehrt nicht nur, wie man den Feind zu schlagen hat, sondern auch, wie man den Menschen verstehen muß...

Am zehnten Mai kehrte Warja zurück. Wassja merkte sofort, daß etwas passiert war. Awanessjan saß am Tisch und wandte die Augen nicht von Warja. Sie erstattete Rapport:

„Zwei Regimenter, das dreihundertsechzehnte kam von der Front, stand bei Duminitschi, das andere, ein Regiment z. b. V. mit Granatwerfern, aber ohne Artillerie, kam aus Deutschland. Das Gebiet soll gesäubert werden. An dem Trubel sieht man gleich, daß sie Vorbereitungen treffen...“

Warja setzte sich auf die Bank und brach in Tränen aus; sie weinte laut wie ein Kind, wischte sich mit dem Ärmel das Gesicht.

„Natascha haben sie gefaßt. Sie ging nach Djatlino, sagte, daß sie dort einen bekannten Dorfältesten habe, der wird erzählen... Ich hielt mich zwei Tage verborgen, wartete. Dann kam Fedotow, er ist bei ihnen Wächter, der sagte: ‚Geh fort von hier. Sie haben Natascha zu Tode gequält, es ist grauenhaft, sie anzusehen.‘“

Awanessjan erhob sich, setzte sich wieder, wollte etwas sagen und sagte nichts, dann ging er aus dem Haus. Nach einer Stunde kam er mit einer Karte zurück:

„Laß Droshnin kommen. Ich denke, wir müssen ans andere Ufer hinüber.“

Nach kurzem Kampf verließen sie Lukischki. Kriwitsch ging

mit finsterer Miene einher, er trug eine deutsche Maschinenpistole. Eine Nachbarin kam gelaufen:

„Ignat Petrowitsch!...“ Sie weinte. „Eben sind wir mit der Aussaat fertig geworden... Ich gehe in den Wald, ich will nicht bei den Parasiten bleiben.“

Am nächsten Tag mußten sie den Liebling aller, das 45-mm-Geschütz, zurücklassen. Sie hatten es „Bertotschka“ genannt. Fünf Monate hatte es ihnen gedient... Sie gingen durch Sumpfgebiet. Ein Mann aus der Abteilung Kudrjawzew meldete: „Wir haben uns in kleine Gruppen aufgeteilt. Die Deutschen rücken von allen Seiten vor.“

Die Männer marschierten mit finsteren Mienen. Awanessjan schimpfte: „Diese verdammten Mücken, sie sind schlimmer als die Deutschen.“ Und dachte — werden uns wohl nicht durchschlagen. Am Morgen erschien ein Aufklärungsflugzeug, dann kamen Bomber. Sie waren entdeckt...

Die Verwundeten mußten getragen werden, der Proviant war ausgegangen, die Leute hungerten. Krotow funkte: „Wir gehen auf Chwostowitschi zu. Die Lage ist schwer.“ Dann hörten sie Moskau. Wassja hielt den Kopf zur Seite geneigt, wie er es immer tat, wenn er fürchtete, ein Wort zu überhören.

„Hier ist der Moskauer Rundfunk. Es ist jetzt 22 Uhr 30 Moskauer Zeit. Sie hören die letzten Nachrichten.“

Wassja sah plötzlich das Vorkriegs-Moskau, große, runde Laternen, Menschen strömen aus den Theatern, er kommt mit Natascha aus dem Großen Theater, wo Shisel starb...

„Die Abendmeldung... Wir haben die Stadt Kertsch geräumt.“

Also ist es auch dort schwer... Im März glaubten alle, die Vereinigung mit der Roten Armee stehe kurz bevor. Nachts war entfernter Geschützdonner zu hören. Es klang wie ein Gruß: haltet durch, wir kommen zu Hilfe!... Die Partisanen gingen zur Offensive über, zerschlugen kleine feindliche Garnisonen. Das Gebiet, in dem sie die Sowjetmacht wiederherstellten, wurde immer größer. Im April bin ich neunzig Kilometer durch unser Gebiet gefahren, erinnerte sich Wassja. Lustig war es in den befreiten Dörfern, so leicht ums Herz. Vielleicht ist es deshalb jetzt so schwer... Hatten uns zu früh gefreut. Noch nie waren die Leute so niedergeschlagen...

Gegen Morgen stießen sie auf Deutsche. Der Kampf war kurz. Die Partisanen brachen durch; sie verloren elf Mann an Toten und Schwerverwundeten. Die Verwundeten wurden mitgenommen. Auch Awanessjan wurde mitgenommen — die Kugel war ihm in den Leib gedrungen, knapp unter dem Herzen. Er starb am selben Tag, ohne das Bewußtsein erlangt zu haben.

Wassja stand vor dem toten Freund. Zusammen hatten sie die schlimmste Zeit mitgemacht, als die Kleinmütigen auseinanderliefen und Zivilkleidung anlegten, als sich in allen Hütten „Schwie-

gersöhne und Schwäger“ einfanden... Die Deutschen trieben Tag und Nacht Gefangene vor sich her. Awanessjan und er hatten eine Abteilung aus Versprengten und Ortsbewohnern gebildet, später stießen zu ihnen noch Leute aus dem Brjansker und Oreler Gebiet. Nachts erzählte Awanessjan von seiner fernen sonnigen Heimat, vom Kristall der Seen, dem klingenden Echo, den schlanken, dunklen Mädchen. Und verliebte sich in ein Oreler Mädchen mit Flachshaar. Jetzt sind beide nicht mehr... Nie hatte Wassja ein solches Gefühl gekannt — das Leid preßte ihm den Hals zu, ließ ihn nicht atmen, nicht schlucken.

Droshnin kam auf ihn zu:

„Die Stimmung ist schlecht, alle sind entmutigt.“

„Na, dann hebe die Stimmung, du bist doch Kommissar.“

Droshnin verzog das Gesicht: er kann das nicht. Einen Bericht verfassen, bitte schön, aber aus dem Stegreif reden — nein...

„Am Morgen hab' ich meine Pflicht getan. Aber eine Rede halten kann ich nicht.“

Sie schaufelten ein Grab. Ringsum standen viele gelbe, grelle Blumen. Wassja dachte: ihr Dummchen, wozu seid ihr erblüht, werdet ja doch zertreten — es ist Krieg... Was für dummes Zeug einem in den Kopf kommt! Er muß mit den Leuten einmal richtig reden, Droshnin wird es nicht können. Die Stimmung ist wirklich miserabel. Sykow meinte: „Zum Erschießen!“

Sie senkten Awanessjan ins Grab. Wassja sagte:

„Unser lieber Kommandeur, Aram Awanessjan, starb den Heldentod. Erst vor kurzem hat er schweigend die Nachricht vom Tode seiner Braut entgegengenommen, er ging mit verdoppeltem Haß in den Kampf. Es gibt Kopf-, Brust- und Beinwunden. Jeder von uns trägt eine Wunde im Herzen. Mit dieser Wunde gehen wir in den Kampf. Der Feind ist noch stark, der Sommer wird schwer sein. Auf der Großen Erde wehren unsere Genossen die Schläge des Feindes ab. Wir müssen ihnen helfen. Denken wir an unseren Kommandeur Awanessjan, denken wir an Scharapow, Natascha Golowinskaja, an Ostapenko, Alijew, Shurawljow, an Frid, denken wir an alle, die ihr Leben ließen. Partisanen! Wir schwören in dieser Stunde, daß den Okkupanten keine Minute Ruhe vergönnt sein wird, solange auch nur ein Bolschewik in diesen Wäldern am Leben ist! Wir schwören es dir, Freund Awanessjan, wir schwören es Stalin, wir schwören es dem Volk!“

Ringsum rauschten die Bäume, rauschten im Windstoß, flüsterten, schluchzten, drohten; an jenem Abend legten auch die Bäume einen Schwur ab. Blutrot ging die Sonne unter — Sturm stand bevor.

VIERTER TEIL

* I *

ES GIBT Zeiten, in denen die Menschen, die an die Kleinigkeiten des Daseins gefesselt sind, sich über das Alltägliche erheben und das Leben in seinem ganzen Umfang sehen. So erging es Olga, die einst mit ihren kleinlichen Sorgen um Möbelstücke und Semjon Iwanowitschs Garderobe Nina Georgijewnas Entfremden hervorrief. Olga blieb praktisch, sorgte für eine wenn auch bescheidene Gemütlichkeit in dem kleinen Zimmer des Holzhauses, das die Redaktion der evakuierten Zeitung einnahm; aber sie verstand, daß jetzt Krieg war, und wollte an der gemeinsamen Sache teilnehmen. Olga hatte eine positive Eigenschaft, die selbst ihre anspruchsvolle Mutter anerkannte — Gewissenhaftigkeit in der Arbeit. Schon vor dem Kriege hatten Olgas Kollegen ihren Fleiß bewundert: als erste erschien sie in der Redaktion, als letzte ging sie. In den neuen schweren Verhältnissen war Gewissenhaftigkeit allein zu wenig, und die ruhige, kühle Olga arbeitete jetzt mit wirklicher Leidenschaft. Als sie einmal vergaß, die Lebensmittelkarten rechtzeitig einzulösen, weil sie den ganzen Tag in der Druckerei gearbeitet hatte, begriff sie, daß sich nicht nur in der großen Welt Änderungen vollzogen hatten, sondern auch in ihr selbst.

„Ich war so in die Arbeit vertieft, Senja, daß ich die Karten vergaß. Dafür aber ist die Zeitung pünktlich erschienen." Lächelnd fügte sie hinzu: „Es ist doch Krieg."

Semjon Iwanowitsch gähnte gelangweilt.

„Wozu sich vordrängen? Heutzutage erscheinen sogar die Zentralzeitungen mit großer Verspätung."

Ihm war, als habe ihm Olga einen verächtlichen Blick zugeworfen; er ärgerte sich: dieses Mädchen ist zu eingebildet! Ein unruhiger Geist... Und er hatte sie doch gerade deswegen geheiratet, weil er in ihr die Ruhe gefunden hatte, die für das Familienleben notwendig ist. Sie läßt sich gehen! Na, macht nichts, wenn der Krieg vorbei ist, wird sich alles wieder geben...

Der Krieg hatte das Leben großer Staaten und das Leben der kleinen Kinder verändert, die Nina Georgijewna zu erziehen hatte, aber einem Menschen wie Semjon Iwanowitsch gegenüber war selbst der Krieg machtlos. Immer noch glaubte er, daß es nichts Wichtigeres gäbe, als zur rechten Zeit ein Wörtchen einzufügen oder, wenn es geboten war, zu schweigen; immer noch war es seine Leidenschaft, Tee mit Eingemachtem zu trinken, im Schatten eines Baumes zu angeln. Aber alles war ungemütlich, unbeständig geworden. Von den alten Mitarbeitern war kaum noch einer da; die Räumlichkeiten waren widerwärtig, die Druckerei eignete sich nicht für eine Zeitung. Miserable Lebensbedingungen, ein kleines Zimmer. Olga machte Sperenzchen; ein Glas Tee zu trinken, war auch schon ein Problem, die Arbeit riß Tag und Nacht nicht ab, im ganzen Juli war es ihm nur zweimal vergönnt gewesen, den Vorsitzenden des Stadtsowjets in seinem Landhaus zu besuchen und zu angeln. Aber all das war nur halb so schlimm; etwas anderes bedrückte ihn — er konnte Sidorow nicht mehr anrufen und ihn fragen, in welcher Form er berichten solle, daß die Fabrik „Kommune“ zurückblieb, und ob es sich überhaupt lohne, darüber zu schreiben. Sidorow war an der Front, seine Stelle nahm Koroljow ein, und der hatte gesagt: „Wegen solchem Humbug brauchen Sie mich nicht anzurufen. Ich frage Sie nicht danach, wie die Produktivität zu heben ist... Dafür sind Sie verantwortlicher Redakteur, um zu entscheiden.“ Wenn Labasow mit Untergebenen oder mit Besuchern sprach, betonte er gern, daß er verantwortlicher Redakteur war, und auch Olga gegenüber gebrauchte er oft das Wort „verantwortlicher“, das er halbflüsternd aussprach. Nach dem Gespräch mit Koroljow aber sackte Semjon Iwanowitsch zusammen, seine kleinen Äuglein verschwammen, das grünliche, schlaffe Gesicht glich einer Maske; plötzlich war er sich dessen bewußt geworden, daß er für alles die Verantwortung trug. „An der Front ist es sogar ruhiger“, sagte er zu seiner Frau. Olga antwortete mit einem Lächeln, und Semjon Iwanowitsch spürte, daß sie ihm entglitt. Die Mitarbeiter machten sich über ihn lustig; sogar der alte Samkow faßte Mut und sagte auf einer Versammlung: „Angesichts der internationalen Lage muß jetzt Initiative entwickelt werden“ (aus Gewohnheit bezeichnete Samkow alles mit „internationale Lage“).

Labasow konnte nicht verstehen, was vor sich ging. Der verstorbene Petja Drosdow hatte einmal gewitzelt: „Der Redakteur hat eine lange Leitung — im Herbst kriegt er nasse Füße und niesen tut er erst im Mai.“ Im vergangenen Herbst hatte Labasow die Evakuierung ganz in Anspruch genommen, die Notwendigkeit, sich am neuen Ort einzurichten; es war ihm keine Zeit geblieben, über die Ereignisse nachzudenken. Als aber den Deutschen vor Moskau Beine gemacht wurden, sagte er zu jedermann: „Ich weiß

nicht, was sich die anderen gedacht haben, aber ich habe das vorausgesehen." Jetzt konnte er sich nichts mehr zusammenreimen — „im Bezirk Woronesh"... Das ist doch mitten im Herzen Rußlands. Wie hieß es in einem Theaterstück? Von hier aus reite drei Jahre, und du erreichst doch nicht die Grenze. Er kam auf Gedanken, die ihm selbst zweifelhaft erschienen, so daß er „eh, eh!" brummte. Wenn nun die Deutschen hierherkommen? Sehr einfach — von Woronesh bis hierher ist es die Hälfte Wegs wie von der Grenze bis Woronesh. Und was dann? Man kann doch nicht ewig evakuieren... Hätte Koroljow ihm gesagt, „solche Gedanken sind mit Ihrer Arbeit unvereinbar", dann hätte er sich wohl zur Ordnung gerufen, doch Koroljow hatte anderes zu tun, als sich um Semjon Iwanowitschs Gemütszustand zu kümmern.

Olga merkte, daß ihr Mann „schlapp machte", wie sie es nannte. Sie mußte für zwei arbeiten. Sie hatte auch früher die Arbeit nicht gescheut, doch jetzt fand sie in ihr Befriedigung. Diese Befriedigung half ihr, das unbequeme, traurige Leben zu ertragen — Krieg, Wassja vermißt, Sergej in ständiger Gefahr, die Mutter in schweren Verhältnissen, der Mann entpuppt sich nicht nur als ein Grobian, sondern auch als eine Null, wann sie nach Moskau zurückkehrt, ist ungewiß, und was sie dort vorfinden wird, ist auch ungewiß — die Wohnung kann besetzt worden sein, kurzum — alles hatte sich zum Schlechten gewandt. Nur bei der Arbeit fand sie Beruhigung — auch sie wird gebraucht... Regelmäßig zweimal im Monat schrieb sie der Mutter. Nina Georgijewna antwortete bald kurz, bald plauderte sie, sich vergessend, mit der Tochter wie mit Serjosha. Manchmal schrieb sie, um Olga zu trösten, vielleicht aber auch sich selbst, daß viel von Partisanen gesprochen werde: „Wassja ist dort, das sagt mir mein Herz."

Vor kurzem schrieb Nina Georgijewna: „Ich glaube an Dich, Olga, ich weiß, Du läßt den Mut nicht sinken, Du warst immer stark. Die Zeitungsmeldungen sind furchtbar, und doch glaube ich mehr denn je an unseren Sieg und, weißt Du, ich bin selbst stärker geworden. Noch im vergangenen Herbst war ich nach einem schlechten Heeresbericht manchmal wie krank, jetzt aber ist es umgekehrt: ein schlechter Heeresbericht — also muß man ihnen zum Trotz doppelt soviel arbeiten; ich gehe auch ins Lazarett, lese den Verwundeten vor, stopfe ihre Sachen, spreche in Versammlungen — ich will mein Leben nutzen." Als Olga diesen Brief las, überkam sie der Wunsch, den Kopf in Mutters Schoß zu legen, wie einst in ihrer Kindheit. Die Mutter versteht mich, wir haben uns um Kleinigkeiten gestritten, jetzt aber ist eine andere Zeit...

Olga fühlte sich sehr einsam. Semjon Iwanowitsch sprach tagelang kein Wort mit ihr, dann fuhr er sie plötzlich grob an: „Eingebildetes Mädel!" Er verlangte, daß sie sich um ihn sorge: „Wieder

hast du vergessen, den Knopf anzunähen. Was hast du bloß im Kopf?“ Mitunter war er guter Laune, glaubte, sie wären in Moskau, nichts sei geschehen; nach dem dritten Glas Tee wischte er sich das Gesicht mit dem Handtuch, umarmte Olga. Sie wehrte ab: „Ich will lesen.“

Rotarmisten hatten der Redaktion einen Aufruf an die Arbeiter geschickt. Der Aufruf sollte in der Zeitung abgedruckt werden. Semjon Iwanowitsch schwankte lange, ächzte, griff zweimal nach dem Hörer und legte ihn wieder hin — Koroljow wird schimpfen... Olga sagte:

„Unbedingt muß das gebracht werden, es spornt die Nachzügler an...“

„Aber begreifst du auch, was hier steht? Dafür kann ich was abkriegen... ‚Die Lage ist außerordentlich bedrohlich... Es entscheidet sich das Schicksal...‘ Eh, eh! Das ist unbegründet. Die Farben sind zu dick aufgetragen. Typische Panikstimmung. Ich frage dich, warum ‚außerordentlich‘? Woher haben sie das?“

„Nimm die ‚Prawda‘“, erwiderte Olga, „da wird es noch schärfer gesagt.“

„Keine Spur, ich habe alle Nummern durchgesehen — ‚bedrohlich‘ ja, aber nicht ‚außerordentlich‘ und auch nichts von ‚Schicksal‘. Ihnen ist es gleich, sie sind an der Front, ich aber werde dafür büßen müssen.“

Wenn Labasow früher etwas gestrichen hatte, so tat er es mit Behagen, ein fetter roter Strahl ergoß sich über die Korrekturfahne. Jetzt strich er unsicher und dünn den Aufruf durch. Olga zuckte die Achseln und ging in die Druckerei.

Am nächsten Morgen wachte Semjon Iwanowitsch auf und staunte: das Bett, in dem Olga schlief, war durch ein herabhängendes Laken abgetrennt.

„Was ist das für ein Theater?“ fragte Semjon Iwanowitsch.

„Das ist kein Theater, wir müssen einfach den Verhältnissen Rechnung tragen. Ich will die Zeitung nicht verlassen, und wenn ich wegfahren würde, hieße das, die Zeitung aufgeben. Ein Zimmer ist fast unmöglich zu bekommen. Das ist alles.“

„Wieso alles? Was hat dieser Lappen damit zu tun?“

„Das könntest du dir selbst zusammenreimen. Ich bin nicht mehr deine Frau. Ich habe eine Dummheit gemacht, es ist besser, sich spät zu besinnen, als die Sache hinzuziehen... Sprechen wir nicht mehr darüber, ich brauche meine Nerven noch...“

Semjon Iwanowitsch war außer sich:

„Für wen?“

Sie lächelte ruhig.

„Vorläufig habe ich keinen anderen. Ich habe nicht einmal daran gedacht vor lauter Arbeit. Und außerdem, was gibt es denn jetzt hier für Männer? Solche wie du... Wenn der Krieg aus ist, werde

ich vielleicht jemand finden... Jetzt aber bitte ich, mich ausschließlich als Redaktionssekretärin zu betrachten."

Wenige Tage später schrieb Olga der Mutter: „Von Semjon Iwanowitsch habe ich mich faktisch getrennt. In der heutigen Zeit erkennt man die Menschen besser; er paßt nicht zu mir. Schreibe an die bisherige Adresse — ein Zimmer, selbst ein halbes Zimmer, ist schwer zu bekommen oder aber sehr teuer, und ich spare für ein Kleid, das alte ist nicht mehr zu gebrauchen, kann nicht einmal ins Theater gehen."

Ich habe meine Tochter gefunden, dachte Nina Georgijewna, wahrhaftig gefunden. Wie habe ich mich geirrt, als ich Worte für bare Münze nahm, ich wollte nicht verstehen, daß sie jung ist, daß sie andere Worte gebraucht!... Nina Georgijewna fühlte sich nicht einmal durch Olgas Ermahnungen gekränkt: „Du mußt verlangen, daß man Dir einen ordentlichen Laden zuweist, weil Du ohne Zucker und Fett nicht lange mitmachen wirst." Dieses Närrchen, sie hat es selbst schwer und sorgt sich um mich...

* 2 *

Sergej lächelte bitter: vor einem Jahr hatte ich mich abgehärmt — ein Pionier, der irgendwo hinterherzottelt, die anderen kämpfen, du aber baue Brücken... Und wirklich, ich zottele hinterher, die dritte Woche schon lassen wir Panzer, Artillerie, unsere ganze Division vorbei, wir aber sprengen, sprengen — Brücken, Straßen. Woronow sagte gestern: „Diese Brücke habe ich neunzehnachtunddreißig gebaut." Wir sprengen, was wir selbst gebaut haben. Doch die Deutschen holen uns ein, wollen uns den Weg abschneiden. Zweimal mußte der Kampf aufgenommen werden, um eine halbe Stunde Zeit zu gewinnen. Man wird ihnen doch nicht eine Brücke überlassen! Wie lange kann das so weitergehen? Stille Städte mit Apfelbäumen, mit weißen Häuschen. Im Frühjahr hatte keiner der Bewohner gedacht, daß der Krieg bis zu ihnen dringen würde... Steppe. Man hat keine Lust, in die Steppe zu sehen — allzuweit streckt sie sich hin... Bald kommt der Don. Wird man sie wirklich noch weiter vorlassen?...

Wer einmal ein großes Leid erlebte, die schwere Krankheit eines nahen Menschen, den Verlust eines Freundes, der weiß, daß es nichts Schrecklicheres gibt als die Wiederkehr der Krankheit, ein neuer Verlust. Nach der Freude im Winter, nach den großen Hoffnungen schien das, was vorgefallen war, unerträglich. Im vergangenen Sommer herrschte Bestürzung, niemand kam zur Besinnung, zum Nachdenken; jetzt wußten alle, was Rückzug bedeutet. Beim Wort „Deutscher" schnürte sich die Kehle zu, stieg das Blut zu Kopf.

Noch vor kurzem hatten sie geträumt — sobald die Erde trocken ist, geht es nach Westen vor. Es kam anders: wie ein Fluß, der den Damm durchbricht, überflutete die deutsche Armee die Äcker, Gärten, Melonenfelder, die ebene, unendlich weite Steppe.

Eine alte Frau sagte zu Sergej: „Habt geredet und geredet, und nun lauft ihr davon.“ Er erwiderte nichts. Wie kann man den Frauen, den Greisen, den Kindern in die Augen sehen? Wir haben sie nicht zu schützen vermocht. Wir liefern den Deutschen das Getreide, die Erde, das Glück aus. Die Luft glüht, über der Straße steht dichter Staub, der Gaumen ist trocken, die Augen brennen. Man will nichts mehr sehen...

„Wir haben Rostow geräumt.“ Befehl. Strenge, einfache Worte: man muß sich besinnen! Wir räumen doch alles (die Rotarmisten sagen dazu bitter „türmen“). Es sind mehr Flugzeuge da, die Panzerabwehrgeschütze sind gut, das Hinterland steht fest — arbeitet hingebungsvoll... Aber kämpfen haben wir noch immer nicht gelernt...

Sergej war von Natur aus etwas nachlässig: vor dem Krieg hatte er sich oft Vorwürfe gemacht — ich bin zerstreut, stecke einen Brief ein, weiß nachher nicht mehr, wo er ist, ich erscheine eine Stunde zu früh oder ich verspäte... Jetzt haßte er Nachlässigkeit. Gestern sagte der Oberst: „Mit der Brücke warten Sie noch. Hier werden sie aufgehalten. Die Panzer kommen um sechzehn, Null-Null.“ Er hatte „Null-Null“ gesagt, doch die Panzer kamen um sieben Uhr. Derselbe Oberst aber beklagte sich: „Ich mag um Flugzeuge bitten, wann ich will, immer kommen sie zu spät.“ Die Verbindung klappt nicht; der Oberst sagte ganz offen: „Woher soll ich wissen, wo mein linker Nachbar ist?“ Der Divisionskommandeur liebt es, von Suworow zu reden, ruft: „Morgen rücken wir ihnen auf die Pelle“, und wenn es dann zum Handeln kommt, kann er sich nicht entschließen, zögert... Major Parschin verfügte: „Hier ist der Gefechtsstand, von hier bringt uns niemand mehr fort, machen wir es uns also gemütlich.“ Stellte das Bild seiner Frau auf die Kommode, arbeitete drei Stunden an der Lichtleitung — mit einem Wort, schuf Gemütlichkeit, am Abend aber stürmte er weiter. Während deutsche Panzer in die Stadt einfahren, sitzt Gorbunow und prüft den Plan der Konzerte... Und ich selbst bin auch nicht besser — bei Millerowo habe ich mich auf Grinko verlassen und keine Minen gelegt. Dafür allein gehöre ich vors Kriegsgericht.

Es wurde immer heißer. Unbeweglich stand der Staub. Sergej fragte Woronow:

„Nikolai, was meinst du, wird es noch lange so weitergehen?“

„Gestern wurden in der Aufklärungsabteilung zwei Fritze verhört, sie sind im Mai aus Frankreich gekommen, sagen, daß dort niemand mehr geblieben ist. Hitler habe beschlossen, so zuzuschla-

gen, daß bis zum Winter alles aus ist. Freche Biester sind das, auch wenn sie jammern, einer versicherte, sie gehen nach Indien. Vollständig übergeschnappt!“

„Indien ist Fieberphantasie. Sie trinken zuviel Bier und haben danach blödsinnige Träume.“

„Was denken sich eigentlich die Verbündeten? Jetzt wäre die beste Zeit zum Losschlagen. Die Deutschen haben alles aus Frankreich herausgeholt, die letzten Panzer werfen sie her... Wo bleibt denn die zweite Front?“

„Die beeilen sich nicht. Lieben Eile mit Weile. Ich habe in Paris einen Engländer kennengelernt, einen Ingenieur, nicht unsympathisch. Wir verließen zusammen das Gebäude der Handelsvertretung, er sagte mir: ‚Ich habe es sehr eilig‘, sein Omnibus kam gerade. Also laufe ein bißchen, und du erreichst ihn, aber mein Engländer beschleunigte nicht einmal den Schritt... Doch Scherz beiseite, die Franzosen sagen, das Leben ist leichter, wenn man scherzt... Hier handelt es sich nicht um Temperament. Sie lieben die Deutschen nicht. Ich fürchte, sie lieben auch uns nicht allzu sehr.“

„Sergej, du kennst Frankreich, was meinst du, kämpfen die Franzosen wirklich oder ist da mehr Gerede?“

„Dort herrscht ein großes Durcheinander. Ich habe in Paris einen Dichter kennengelernt, etwas sehr Auserlesenes, und wenn man über den Inhalt seiner Worte nicht nachdenkt, so kann er entzücken, ja verwundern. Doch überträgst du seine Worte in die normale Sprache, so kommt der gleiche Fritz zum Vorschein, nicht ein Jota tiefer und auch kein Jota besser. Es gibt sorglose Schwätzer, aufgeblasene Freßsäcke, die große Partei, die es mit keinem verderben will. Und dann gibt es noch das Volk selbst. Doch was können sie tun? Du sagst, es sind wenige Deutsche dort geblieben. Ja, natürlich, es sind wenige, um eine Landung abzuwehren, aber genug, um Waffenlose im Zaume zu halten.“

Woronow wurde Sergejs bester Freund. Er war ein blauäugiger Riese mit dem Lächeln eines verlegenen Kindes; mit zweiunddreißig Jahren war er grauhaarig, war energisch und weich. Als Sohn eines Holzfällers aus Archangelsk hatte er seine Kindheit in einem abgelegenen Dorf am Ufer eines breiten Stromes verbracht. Er behielt die Liebe zum Walde, zum Rascheln der Blätter, zum Harzgeruch, zum einfachen und rätselhaften Leben der Natur. In der Schule fiel er durch seine Begabung auf, man sagte: „Aus dir wird was.“ Woronow wurde in der Tat ein guter Bauingenieur. In Leningrad lernte er eine junge Studentin, die fröhliche, zärtliche Nina kennen. Nina hatte so winzige Händchen, daß Woronow Angst hatte, sie zu drücken. Aber sie lachte: „Du bist ein Eisbär-Mischka.“ Vielleicht hatten sie deshalb ihren Sohn Mischka genannt. Sie vergötterten das Kind. Wenn Woronow auf einer Dienstreise war, dann

rief er in Leningrad an und fragte besorgt seine Frau: „Wie geht es Mischka?“ Woronows Angehörige waren in Leningrad geblieben. Er wartete immerzu auf Post, und als endlich ein Brief von seiner Frau kam, sagte er niemandem etwas davon. Zwei Wochen später blickte er plötzlich Sergej an und lächelte verlegen: „Mein Mischka ist gestorben. Blockade... Die Gurgel könnte ich ihnen durchbeißen! Na, sprechen wir von was anderem, das hier läßt sich ja doch nicht sagen.“

Sergej bekam oft Briefe von seiner Mutter, von Walja; er stürzte sich über sie her, beantwortete sie aber nur kurz und unregelmäßig. Das, was jetzt vorging, konnte er mit seinem früheren Leben nicht in Zusammenhang bringen. Wie seltsam, daß Mutter Worte aus der Zeit vor dem Kriege gebraucht; sie träumt wohl noch immer und steckt sich schnell eine Zigarette an, wenn sie sich aufregt... Hoffentlich bleibt sie gesund! Walja klagt nicht, aber man fühlt, daß sie sehr einsam ist. Sie schreibt, sie war im Theater, hat Tschechows „Drei Schwestern“ gesehen. Mutter schreibt, daß Olga sich von ihrem Mann getrennt hat, das ist gut, er war abscheulich... Menschen trennen sich. Wahrscheinlich heiraten sie auch... Wie fern ist das alles! Wie auf einem anderen Planeten. Und nur eines vertrug sich mit der Steppe, mit dem heißen Staub und dem Brandgeruch, mit den gesprengten Brücken, mit der Wehmut im Herzen — die stets gleichlautenden Nachschriften Nina Georgijewnas: „Von Wassja nichts Neues...“ Krieg! Jetzt war Sergej von ihm erfaßt wie Steppengras im Feuerbrand.

Ein Offizier erzählte: es wird unmittelbar in Woronesh gekämpft. Von Rostow aus rücken sie nach Süden vor. Salsk, Kotelnikowo... Die Durchbruchsstelle weitet sich von Tag zu Tag. Deutsche Panzer brechen in das Hinterland durch. Irgendwo sind schwere Kämpfe im Gang, an anderen Stellen weichen die Truppen zurück. Vorwerke brennen, Frauen weinen, der bittere Geruch des Steppengrases wühlt das Herz auf.

Die Welt hat ein solches Tohuwabohu wohl noch nicht gesehen. Mit Schlachtrufen rasen pedantische Württemberger Buchhalter über die Polowez-Steppen. Wer ist hier nicht vertreten? In der Ukraine fettgewordene, dickwanstige Feldwebel und Generale mit vertrockneten Gesichtern und leeren Augen, die nur ein Gedanke beherrscht: „Zange“ und „Einkesselung“; Heidelberger Studenten mit Schmissen, sture Pommersche Viehzüchter, vermessene SS-Leute und ächzende, mit Sparbüchern, Geranien und Hämorrhoiden gesegnete vierzigjährige Bürger, die den märchenhaften Schätzen der Kolchis nachjagen. Hier sind auch Italiener, Sänger und Säufer, ewige Vagabunden und Falschspieler, Heldentenore mit Maschinengewehren, Herzensbrecher, die Hühnereier stehlen, Taschendiebe in der Rolle von Cäsaren. Hier sind rumänische Knechte,

die weder Haus noch Hof ihr eigen nennen, Stiefkinder des Schicksals, Offiziere aus Bukarest, die versichern, ihre Vorfahren wären an der Wolga seßhaft gewesen, sie aber seien der Nabel der Welt, hätten Pariser Grazie und hohe Protektion in Berlin. Hier sind Magyaren, aufgepeitscht von der Hetze, vom Blutrausch, von der Wehmut: jemand hat sie schwer gekränkt, also müssen sie schießen... Das alles rast über die Steppe, frißt, säuft, raubt, würgt, brüllt: weiter, weiter!

Sie übernachteten in einem Vorwerk. Lächelnd sagte ein Greis zu Sergej:

„Deine Kameraden haben von Gott gesprochen."

„Was sagten sie denn?"

„Er sei böse geworden: ‚Was soll denn das? Die Russen haben mich abgesetzt und jetzt bauen die Schufte doch wieder auf mich.'"

„Das ist gar nicht komisch. Wir bauen auf etwas anderes."

„Auf die Verbündeten?"

„Auf uns selbst."

Wie dieser Geruch haftenbleibt! Wermut. Es heißt — bitter wie Wermut... Der Greis bewirtete sie mit Wein; auch der Wein hat den Steppengeruch an sich, den Geruch verbrannten Grases.

„Donwein", sagte der Alte, „mit Blume."

Sergej dachte daran, was Mado über süßen Wein gesagt hatte, der einen bitteren Beigeschmack hat. War es denn Wirklichkeit gewesen — ein friedlicher Sommer, Mado, ein mit Bildern vollgestopftes Atelier?... Jetzt sind die Deutschen dort. Bitterer Beigeschmack? Nein, noch ein wenig bitterer... Plötzlich mußte er lachen:

‚Das mit Gott ist doch komisch. Es ist gut, daß die Unseren Witze reißen, also lassen sie den Kopf nicht hängen.'

Und wieder Tage, Kilometer, Staub, Steppengras. Und dann der Don...

„Die Brücke übernehmen Sie", sagte der Oberst.

Woronow bestand auf seinen Plan:

„Wir werden sie mitsamt den Deutschen sprengen. Ich nehme zwanzig Mann. Die Deckung ist gut. Bis sie eine neue herstellen, sind wir schon über alle Berge."

Sonin stimmte nicht sofort bei: es war zu gewagt. Woronow blieb hartnäckig:

„Absolut zuverlässig."

Sie besichtigten die Deckung. Sergej sagte:

„Wenn wir wieder zurückkommen, wird eine neue Brücke gebaut werden müssen."

Woronow erwiderte sachlich:

„Nicht hier, dreihundert Meter weiter abwärts."

Es war ein mattroter Morgen, so rosig, wie er nur in der Steppe

sein kann. Sergeant Schuljapow sagte: „Genosse Leutnant, gehen Sie, wir werden schon allein fertig werden.“ Woronow lächelte: „Möchte es mir selbst ansehen, das ist eine wichtige Sache.“

Zuerst betraten vier Deutsche die Brücke; sie standen eine Weile da, blickten aus irgendeinem Grunde nach unten und gingen wieder zurück. Durch das Doppelglas konnte Woronow erkennen, wie sich zwei Offiziere lebhaft unterhielten und wie dann einer von ihnen die Hand hob. Als fünf Wagen auf der Brücke waren, drehte Schuljapow den Schlüssel des Sprengapparates. Eine Explosion ertönte. Ringsum wurde alles verschüttet. Woronow klopfte sich die Erde ab. Gut!... Die Pioniere krochen durch das Gras. Maschinengewehre knatterten. Woronow schrie Schuljapow zu: „Feuer nicht erwidern, weiterkriechen!“

Am nächsten Tage erstattete Sergeant Schuljapow Sergej Bericht:

„Wir haben Leutnant Woronow und Rotarmist Ochrimenko verloren. Alle anderen sind zurückgekehrt. Ochrimenko war sofort tot. Der Leutnant wurde am Kopf verwundet. Wir trugen ihn in eine Mulde. Die Deutschen begannen um dreiundzwanzig Uhr mit dem Übersetzen, sie haben uns nicht bemerkt. Wir wollten den Leutnant forttragen, er war besinnungslos. Ich sah, daß es mit ihm aus war... Warten konnten wir nicht, wir mußten bis zum Morgengrauen zurück sein... Über hundert Deutsche sind umgekommen. Die Explosion war furchtbar, ich weiß nicht, wie es kam, daß wir nicht verschüttet wurden.“

Schuljapow gab Sergej Woronows Papiere und zwei Photos: eine junge Frau mit einer Baskenmütze, fröhlich lächelnd, und ein kleiner Junge, sicher Mischka... Nikolai hatte ihm das Bild nie gezeigt... Nun ist auch Woronow nicht mehr! „Wir werden sie dreihundert Meter weiter abwärts bauen.“ Woronow wird sie nicht mehr bauen... Er fiel wie ein Held — hundert Deutsche und fast ein ganzer Tag gewonnen... Ein Tag — wie wenig ist das, bald ist es ein Monat, daß die Deutschen ununterbrochen vorrücken. Und was bedeuten schon hundert Fritze? Hier hat sich fast ganz Europa versammelt...

Schuljapow sah, daß der Kommandeur erschüttert war.

„Genosse Hauptmann, den Leutnant werden wir noch rächen, wir werden sie so verdreschen, daß ihnen Hören und Sehen vergeht.“

Sergej legte den Kopf zurück, blickte den Sergeanten verwundert an und sagte nachdenklich, als spräche er mit sich selbst:

„Natürlich werden wir sie verdreschen. Um den Leutnant ist es schade. Das war ein Mensch!... Doch was sollen wir davon reden!... Den Seitenweg müssen wir verminen, die Herrschaften können es sich einfallen lassen, den Seitenweg zu benutzen.“

* 3 *

Keller nahm ein Mädchen von drei, vier Jahren auf die Knie, irgendwie erinnerte sie ihn an seine Tochter. Gretchen ist sicher schon groß geworden, zwei Jahre hat er sie nicht gesehen, jetzt ist sie fünf Jahre, und Rudi geht zur Schule...

„Wie heißt du?“

Die Kleine brach in Tränen aus, lief davon, versteckte sich hinter Mutters Rock. Keller war glänzend gelaunt: erstens ist er ab heute Unteroffizier, zweitens hat er soeben einen großen Teller Quark mit saurer Sahne gegessen und drittens sind die Nachrichten so, daß bis zum Winter wohl alles aus sein wird. Das ist wunderbar, einen zweiten russischen Winter würde auch kein Mensch mehr aushalten... Er erinnert sich — Kälte, Läuse, geschwollene Füße, Grauen. Im Augenblick ist es vielleicht ein wenig zu heiß, doch dafür ist Sommer, und außerdem sind sie beinahe in Asien... Dumme Göre, fürchtet sich, als wenn ich sie beißen würde. Wilde leben hier, fürchten sich vor Fremden...

Keller erblickte einen jungen rotbraunen Hund, einen Dorfhund mit krummen Beinen. Er lockte ihn, wollte ihn streicheln, aber der Hund klemmte den Schwanz ein und verschwand. Selbst die Hunde sind bei ihnen scheu... Trotzdem ist es verdammt interessant, ausgesprochen exotisch, noch ein kleines Stück — und wir sind in einem anderen Erdteil! Gestern haben sie ein Kamel gesehen... Keller hatte nie geglaubt, einmal in solche Gegenden verschlagen zu werden. Er war ein Stubengelehrter; wohin konnte er vor dem Kriege schon fahren — nach Berlin, Paris, in die Schweiz. Touristenvergnügen... Und hier bekommt er Dinge zu sehen, die er sich nie hatte träumen lassen. Den Krieg kann man ablehnen, das ist edel, töten ist unethisch und unlogisch; aber den Krieg abzulehnen, ist ebenso töricht, wie die Liebe abzulehnen, die Liebe kennt auch weder Logik noch Moral...

Hier stehen keine ärmlichen Hütten wie dort, wo sie im vergangenen Sommer waren, hier gibt es Ferkel, Früchte, ganz guten Wein, beinahe wie Riesling. Kürzlich hatten sie ein Fäßchen geschnappt... Nur Mimi fehlt, aber sie kann ja auch nicht hier sein. Lächerlich, den Russen etwas übelzunehmen, das sind primitive Menschen, die von Anthropologie keine Ahnung haben, wie kann man von einem Wilden komplizierte Gefühle verlangen?... Gestern hat er endlich einmal eine angenehme Nacht verbracht. Das Mädchen hat zwar ununterbrochen geweint, aber auch das hat seinen Reiz. Zu früh haben wir vieles begraben, uns mit neuen Formen wichtig getan, während es ewige Instinkte gibt; dem Manne ist es angenehm, wenn ihn die Frau fürchtet — er fühlt seine Stärke...

Keller blieb ein vorzüglicher Familienvater; er schrieb oft an Gerda, hat ihr vor kurzem mit einem Urlauber Honig, Speck und ein Paar Pelzstiefelchen geschickt, die er in einem russischen Haus gefunden hatte. Leutnant Krause sagte: „Auch wenn der Krieg bis Weihnachten nicht aus sein sollte, so werden Sie doch am Heiligen Abend mit den Ihren zusammen sein; Ihr Urlaub fiel in den Oktober, ich habe ihn verlegt, damit Sie das Fest im Kreise der Familie verbringen können." Im allgemeinen ist Leutnant Krause nicht so schlecht, er spricht mit Keller wie mit einem Wissenschaftler, das ist angenehm. Gerda wird sich freuen... Aber jetzt wird er sich revanchieren, sie muß fühlen, daß er der Herr ist... Natürlich ist Gerda Mutter seiner Kinder, doch es gibt Augenblicke, in denen sie nur Frau ist, wie Mimi, wie Lotte, wie die Rothaarige, die er in Charkow hatte.

Dem armen Weber habe ich gesagt, ich träume davon, mich wieder an die Bücher zu machen, er lachte mich aus, und vielleicht hatte er recht... Es wäre lächerlich, die Wissenschaft abzulehnen, doch es gibt Generationen, die für anderes geschaffen sind. Bin ich denn noch der Keller, der vor Klitsch Angst hatte?... Der Führer macht Geschichte, sein Name wird auf allen Denkmälern zu lesen sein. Selbst in Rußland... Doch für uns ist der Krieg nicht Geschichte, sondern ein unheimliches und spannendes Spiel. Wieder an die Arbeit gehen? Offen gestanden — langweilig. Vielleicht später, wenn ich in die Jahre komme... Augenblicklich gefällt mir etwas anderes. Ich weiß nicht, wie dieses Dorf heißt, hier nennt sich alles „Vorwerk", ich weiß nicht, was morgen mit mir sein wird, vielleicht werde ich tot sein. Doch ich bin jetzt keine Karte, sondern ein Spieler und werde nicht passen... Gestern hat ein Grünschnabel aus der Propagandakompanie gesagt: „Uns hat nicht Gott erschaffen, sondern der Führer." Das klingt ein wenig kindisch, hat aber etwas für sich. Gewiß, mich hat nicht der Führer geschaffen, ich war schon vor ihm da, habe gelesen, gearbeitet, allein der Krieg hat mich umgemodelt, zu einem anderen Menschen gemacht...

Keller übernachtete zusammen mit Willi, dem Liebling von Leutnant Krause. Keller verhielt sich zu allen Kameraden nett, auch zu Willi. Willi ist kein schlechter Kerl, der Typ der neuen Generation: tapfer, lustig und großmäulig. Er erzählte Keller, in Frankfurt eine Irma zu haben, die ohne ihn den Verstand verliere, um eine Stunde später zu bekennen, daß Irma ihn nicht an sich herangelassen habe. Mit den Russen ist Willi zu grob, nicht weil er boshaft ist, sondern weil er sich einmal diesen Ton angewöhnt hat. Keller mußte ihn wiederholt ermahnen. Auch jetzt hat er wieder ein Huhn bei der Wirtin gestohlen. Die Frau weint, als wolle man sie selbst schlachten. Zu dumm — sie bleiben doch noch zwei Tage hier.

„Du, Willi, ich habe es mir zur Regel gemacht, nichts dort zu nehmen, wo ich übernachte. Du kannst es ja woanders finden... Mit der Ortsbevölkerung müssen gute Beziehungen unterhalten werden."

Keller nahm Willi das Huhn weg und gab es der Frau zurück. Diese drückte es an die Brust und lief davon. Keller lachte: wie eine Glucke, Ehrenwort...

Willi brachte bald ein anderes Huhn, sie brieten es auf Kohlen. Schmatzend sagte Keller:

„Eine Poularde wie im Restaurant ‚Cloche' in Dijon, es fehlt nur noch ein Fläschchen Burgunder."

Willi hatte eine Flasche Rum besorgt. Plötzlich erinnerte sich Keller:

„Ich habe doch heute Geburtstag. Schön, daß wir in Ruhe liegen... Vierunddreißig Jahre habe ich nun auf dem Buckel. Dante schrieb in meinem Alter, er habe die Hälfte des Lebensweges zurückgelegt. Wir wollen sagen, daß wir die Hälfte des Weges nach der Hauptstadt des Großmoguls zurückgelegt haben."

Sie lachten lange und laut. Die verweinte Frau blickte schüchtern vom Hof aus durchs Fenster.

Keller hatte etwas über den Durst getrunken, doch der Rausch war leicht, er schrie, sang, ging ins Dorf, obwohl es sehr heiß war. Er genoß das Leben. Schade, daß diese Russin nicht da ist... Nur alte Frauen oder ganz kleine Mädchen. Die jungen Frauen halten sich wohl verborgen. Leutnant Krause ging heute früh mit einem städtisch gekleideten Fräulein spazieren. Der nimmt sich aber auch alles...

Nach dem Essen ruhten sie; Keller aber hatte keine Lust zu schlafen. Er versuchte zu lesen. Ein öder Roman fiel ihm in die Hände: ein Neurastheniker, Student, Gutsbesitzersohn, ein lahmes, aber hübsches Mädchen, Gespräche über das Erbteil und die Beständigkeit der Liebe; neunzig Seiten sind es schon, und nichts ist geschehen... Er legte das Buch beiseite und erschreckte das Mädchen — tat, als wolle er schießen, und warf ihr dann Kekse zu. Die Dumme fürchtet sich, sie zu nehmen... Wie eingeschüchtert das Volk doch ist! Wenn ich der Alte wäre, würde ich Typenstudien treiben, bei den Roten kann man alle Rassen finden... Aber im allgemeinen ist das öde, da ist es schon besser zu singen:

Eins nur läßt mir keine Ruh:
Lotte, Lotte, wo bist du?

Weder Lotte ist da, noch zumindest die von gestern... Wieder lockte er den jungen Hund. Soll er die Kekse fressen, die herumliegen, sicher hat er Hunger. Der Hund verkroch sich und bellte

garstig. Läßt einen nicht schlafen... Trotzdem döste Keller ein. Lärm unter dem Fenster weckte ihn. Sechs Uhr... Er hat also zwei Stunden geschlafen, tüchtig!... Was schreien sie denn so? Ist etwa Alarm? Leutnant Krause hat uns doch drei Tage Ruhe versprochen.

Willi stürzte aufgeregt herein:

„Du hast wohl geschlafen? Eine russische Spionin ist erwischt worden, Leutnant Krause hat sie verhört. Sie wird jetzt gehängt, auf der Stelle — echt militärisch... Ich habe nichts gewußt, habe mit Strauß Karten gespielt, plötzlich schrie jemand, Vögler habe eine Russin gefangen, bei der zwei Handgranaten gefunden wurden, so eine Hexe!... Dann kam Leutnant Krause und sagte: ‚Die wird gleich gehängt.‘ Strauß hat Befehl bekommen, ein Schildchen zu malen: ‚Hier hängt ein Banditenweib‘, Leutnant Krause hat ihm ein Muster gegeben — alle russischen Buchstaben, der malt prima — wie ein Künstler... Komm, wir wollen es uns ansehen.“

Willi lief voran, er hatte es eilig, kehrte aber gleich wieder zurück:

„Ich habe vergessen, einen neuen Film einzulegen, gestern habe ich den ganzen Film verbraucht. Das wird ein Bild geben.“

Das Mädchen trug ein graues Kleid, das an der Brust zerrissen war; die Hände waren gebunden. Ganz jung war sie, erst siebzehn oder achtzehn Jahre alt, sah gar nicht wie eine Terroristin aus, hatte gutmütige Augen, eine hohe Stirn, trug das glatte Haar gescheitelt — wahrscheinlich eine Städterin, von irgend jemandem geschickt... Keller stierte unverwandt auf die entblößte Stelle des dunklen Körpers.

Unteroffizier Stellbrecht trat an Leutnant Krause heran:

„Vielleicht sollten wir sie lieber der Feldgendarmerie übergeben?“

„Wozu? Sie hat mir gestanden, daß sie die Handgranaten in den Brennstoffwagen werfen wollte. Wir sind absolut nicht verpflichtet, uns mit Polizeiangelegenheiten zu befassen. Diese Herren haben Angst, sich vorne zu zeigen... Ich bin ein Reichswehroffizier und kein Gestapomann oder Polizist.“ Er schwieg eine Weile, dann fügte er hinzu: „Meiner Meinung nach sollte man nicht unnötig quälen, das stärkt nur den Widerstand. Ich habe sie nicht einmal geschlagen. Das Kleid haben ihr Müller und Vögler zerrissen, als sie fliehen wollte.“

Das Henkeramt wurde dem Gefreiten Wergau übertragen. Wergau war ein junges Bürschchen, der Sohn eines Käsefabrikanten, ehemaliger „Hitlerjugend“führer in Holstein. In Millerowo hatte er zwei Kommunistinnen und einen alten Juden aufgespürt und eigenhändig erhängt. Keller hatte ihm gegenüber ein zwiespältiges Gefühl: er verachtete ihn wegen seiner Brutalität und beneidete

ihn — das neue Geschlecht, ohne unsere Vorurteile, deshalb haben sie es auch leichter...

Wergau stellte das Mädchen auf einen Schemel; den Strick befestigte er an einem dicken Ast, prüfte ihn, indem er ihn umklammerte und sich baumeln ließ — der Ast hielt...

Willi schob Keller den Apparat in die Hand:

„Knipse so, als ob ich der Henker wäre, ich habe schon alles eingestellt, du brauchst nur auf den Knopf zu drücken."

Das Mädchen rief etwas. Im letzten Jahr hatte Keller ein wenig Russisch gelernt, doch was das Mädchen rief, konnte er nicht verstehen, nur zwei Worte: „ich sterbe" und „Stalin". Wergau schlug geschickt den Schemel unter den Füßen der Russin fort. Das Mädchen zuckte ein paarmal.

Schmidt, ein nicht mehr junger und abergläubischer Bauer (an seiner Brust hatte er ein Dutzend Talismane und Amulette hängen), seufzte bekümmert:

„Das gefällt mir nicht."

Vögler schimpfte:

„Sie hätten sie uns erst überlassen sollen! Dem Leutnant ist das schnuppe, der hat sein Mädchen im Quartier eingesperrt."

Willi war sehr erregt, sagte zu Keller:

„Wunderbar!... Ich fürchte nur, daß ich unterbelichtet habe. Ich werde Irma unbedingt einen Abzug schicken. Wenn ich in Urlaub bin, wird sie von selbst zu mir gelaufen kommen."

Keller lauschte den Gesprächen. Alle sprachen von dem Mädchen, sprachen ohne Bosheit und ohne Erbarmen, eher träumerisch, aber ebenso träumerisch lästerten sie auch.

Keller kehrte in sein Quartier zurück und schrieb Gerda einen kurzen Brief: „Heute ist mein Geburtstag, der hausbackene Kuchen und Deine Umarmungen fehlen mir. Wir sind am Rande der Welt, erzähle Rudi, daß hier die Kamele nicht in zoologischen Gärten, sondern frei herumlaufen wie Pferde. Ich küsse die lieben Kinderchen und Dich, meine einzige Puppe! Ewig Dein Johann." Er dachte: gut, daß ich von dem Mädchen nichts geschrieben habe, solche Instinkte soll man nicht fördern... Wir sind etwas anderes, wir sind Soldaten... Morgen schon kann ich fallen...

„Sag mal, Willi, wie heißt die Stadt, in die wir fahren?"

„Stalingrad."

Das Mädchen hatte „Stalin" gerufen... Wie naiv und verrückt sind diese Russen, sie wollen durchaus töten oder sterben! Sie eignen sich nicht für eine friedliche Entwicklung, brauchen einen festen Maulkorb... Im Erhängen liegt ein Sinn, erschießen ist nicht so gut, im Krieg schießen alle... Das Mädchen hatte aber ganz merkwürdig gezuckt...

Es dunkelte. Bei dieser Funzel kann man nicht einmal lesen... Keller wurde es ungemütlich. Schön wäre es, auf einmal in einer hellerleuchteten Straße des Vorkriegs-Heidelbergs zu sein, in ein Café zu gehen mit Orchester, karierten Tischtüchern, Kellnerinnen im Spitzenschürzchen... Was ist denn das für eine Schweinerei? Bei den Russen stört immer etwas den Schlaf — entweder die Wanzen oder ein Säugling oder ein tollgewordener Kater... Das verdammte Vieh! Ein anständiger Hund liegt still. Pschsch! Keller mußte lächeln:

„Willi, du hast doch noch eine Strippe?... Weißt du was, wir hängen den Köter auf, er läßt einen nicht schlafen."

Im Einschlafen dachte Keller: ein stürmischer Geburtstag... Was wird wohl das Jahr bringen?...

* 4 *

Tagsüber ist es unerträglich heiß; ausgebrannte Steppe, Staub, gelb und ätzend wie Schwefel, Kratzen im Hals, quälender Durst. Die Nächte aber sind schon kühl. Niemandem fällt ein, daß das vom Wetter kommt, daß es überhaupt ein Wetter, einen Herbst gibt. Das Wetter existiert nur in einem — im wolkenlosen Himmel: also werden sie gleich geflogen kommen... Man kann nicht sagen, daß die Füße nicht gehen oder daß die Augen zufallen; die Füße bewegen sich von selbst, die Augen — das hängt nicht von einem ab, das ist wie ein Brotlaib, wie ein Kanister mit Brennstoff, den Naliwaiko mit solcher Mühe ersteht wie MG-Gurte, wie die abgegriffene Karte mit den roten und blauen Kreisen, den Ovalen und Zickzacklinien. Es gibt nur eins — die Schlacht; von ihr wissen alle, doch weder Ossip noch Hauptmann Minajew noch Oberst Ignatow sehen sie. Es ist, als müsse man sich in die Stratosphäre aufschwingen oder in ein anderes Jahrhundert versetzen, damit sie einem sichtbar werde. Sie tobt nicht den ersten Tag, verstummt für einige Stunden, um wieder aufzulodern, sie stumpft die Menschen ab, raubt ihnen die Besinnung, läßt sie erstarren, doch Augen und Hände bleiben wach, der Wille, der nicht mehr der eigene zu sein scheint, ist gegenwärtig und hilft dem Panzerjäger Schapowalow, den Panzer auf hundert Schritt heranzulassen, dem Artilleristen Tschaduschkin, im rückwärtigen Gebiet des Feindes Unruhe zu bemerken, dem Sergeanten Naliwaiko, rechtzeitig die Munition heranzuschaffen, und der kleinen Lina Gorelik, nach überstandenem Bombenangriff die Erde abzuschütteln und zerschmetterte Gliedmaßen, zerfetzte Leiber zu verbinden. Das ist mehr als Ausdauer oder Hartnäckigkeit, das wohnt dem Menschen inne, selbst wenn er an nichts denkt und nichts mehr weiß, das zwingt

den Feind, der schon das Ziel vor Augen sieht und wütend zur Wolga als dem Finish drängt, auf der Stelle zu treten, Reserven heranzuziehen, neue Panzer in den Kampf zu werfen, den Himmel mit „Junkers“, „Messerschmitts“, „Focke-Wulfs“ zu verdunkeln...

Wieder dröhnen sie. Sie kommen im Sturzflug herunter... Ein Krachen, als rasten alle interplanetarischen Expreßzüge in vollem Lauf gegen den Hügel, der schon längst zerwühlt, zerstampft ist, auf dem zweihundert Menschen sich mühen, eine Division aufzuhalten, eine frische oder arg mitgenommene, die dreihundertsechsundsiebzigste oder eine unbekannte, und Panzer zum Stehen zu bringen, auf denen wild gewordene Elefanten mit gen Himmel erhobenem Rüssel oder rätselhafte Einhorne und Totenschädel abgebildet sind. An Totenschädeln aber fehlt es nicht — sie stecken in Stahlhelmen, in Feldmützen, in Schirmmützen, blecken die Zähne, grinsen, drohen. Vorgestern hat Minajew Beine gesehen ohne Leiber und Köpfe, Beine in deutschen Stiefeln, mit Gamaschen. Wem gehörten sie und weshalb kamen sie hierher?

Dieser Hügel ist ein Sandkörnchen, ein kaum sichtbarer kleiner Kreis auf der Stabskarte, solche Hügel gibt es zu Tausenden in der Steppe, unten im Sand und weiter oben bei der Stadt, direkt bei den Fabriken. Alles zusammen — ist die Schlacht; sie ist gut durchdacht wie eine Schachaufgabe, kompliziert wie ein Uhrmechanismus; eine gigantische Organisation — wenn Naliwaiko keinen Brennstoff bekommt, wenn Sergejs Pioniere die Übergänge nicht herstellen, wenn ein Maschinengewehr vorzeitig verstummt, kann die Feder zerbrechen, die Menschenmauer einstürzen; in der Schlacht ist alles logisch und alles unvorhergesehen wie im Leben. Und für Ossip, für Minajew, für Sarubin existieren nur dieser Hügel, die tiefen Spalten, die Mulde dahinter oder, wie es hier heißt, die Schlucht, Tschaduschkins Batterie, die Drahtleitung, die den Hügel mit dem Unterstand des Oberst Ignatow verbindet, ein zerbrechlicher Stahlfaden, der im nächsten Augenblick reißen kann wie das Leben eines jeden von ihnen. Erstarrung, tödliche Müdigkeit, das Trommelfell droht zu platzen, die Augen quellen aus den Höhlen, das Denken ist ausgeschaltet, und dennoch halten sie stand; es ist etwas Organisches, etwas, das außerhalb des Denkens steht: durchhalten. Man weiß nichts, nur das allereinfachste: hat der Aufklärer seinen ersten Besuch abgestattet, so heißt das, bald kommen die „Stukas“, dann beginnt die Artillerie zu böllern, die Panzer setzen sich in Bewegung, Schapowalow und Tschishik verwachsen mit dem Gewehr, Tschaduschkin wird schweißtriefend auf die schweren Panzer feuern; und wenn die Panzer zum Stehen gebracht sind, dann gibt es eine Ruhepause — man wird eine Konservendose öffnen, nach dem Heeresbericht fragen, einen Brief schreiben, eine Zigarette

drehen, daran ziehen, und der erste Zug aus der Zigarette nach einem abgewiesenen Angriff ist die Rückkehr zum Leben.

Mit erstaunlicher Schnelligkeit vollzieht sich diese Rückkehr. Zuerst eine Minute der Leere; die Augen starren und sehen nichts; die Menschen wischen sich die nassen Gesichter ab, schweigen. Es ist unglaubhaft, daß man noch lebt... In einem solchen Augenblick dachte Ossip daran, wie er vor langer, langer Zeit Sarubin versichert hatte, Furcht käme nur vom Ungewohnten und „stumpfe mit der Zeit ab". Wirklich, solange sie schießen, stumpft sie ab, man wird einfach gefühllos; aber jetzt, wo es ruhig ist, packt einen plötzlich Angst — vor dem, was war. Da braucht man sich nichts vorzumachen — mächtige Angst, es ist bloß dumm, daran zu denken... Und Ossip rückte seinen Bartstoppeln zu Leibe; die Klinge war stumpf, er schnitt sich: gut, daß Sarubin so umsichtig ist, er hat neue, deutsche Klingen...

Kaum zu glauben, daß noch vor einer Stunde der Boden unter den Füßen wankte — sie scherzen, schimpfen, streiten, sprechen vom Krieg, nicht von dem, der sich vor ihren Augen abspielt, sondern von einem Krieg in weiter Ferne. Sarubin hat die Armeezeitung gebracht, die „Bojewoje Snamja".

„Wir wissen hier von nichts", schreit Minajew. „Die Unseren haben gegen Wjasma und Rshew losgeschlagen. Wenn sie durchbrechen, ist es mit den Deutschen aus."

Sarubin kaut an einem harten Wurstzipfel; er ist wohl der langsamste Mensch von der Welt, nicht umsonst hat Minajew ihn „Mister" getauft. Er erzählt:

„Kranz aus der siebten Abteilung hat gestern eine deutsche Sendung abgehört. Sie sagen, die Verbündeten seien gelandet. Ich habe es mir notiert." Lange studierte er sein Notizbuch. „Da! Sie sind bei Dieppe gelandet."

„Warum hast du das nicht gleich gesagt? Bist wirklich ein Mister! Das ist die zweite Front, verstehst du?"

Minajew ist ein komischer Kerl — niemand hat wohl eine schärfere Zunge als er, allen äfft er nach, alle lacht er aus und trotzdem ist er ein Mensch, der sich begeistern kann. Ossip sagt oft zu ihm: „Du bist wie eine Rakete." Jetzt kann Minajew nicht einmal mehr essen, er fuchtelt mit den Händen, schreit:

„Nein, meine Freunde, ihr unterschätzt das! Die zweite Front!... Also ist es mit den Fritzen aus — sie haben doch alles hierhergeworfen... Wie schade, daß wir keine Karte haben! Ossip, weißt du noch, wo dieses Dieppe liegt, weit von Paris?"

„Warum denn weit? Dort ist alles nah."

„Und das sagst du so ruhig?"

„Warte doch, du bist zu ungeduldig... In der Zeitung steht nichts davon, vielleicht haben sich das die Deutschen ausgedacht.

oder es ist nur ein kleiner Streifzug. Man will sich nicht gern enttäuschen lassen."

Minajew runzelte die Stirn, wie Ossip es tat, und klopfte mit dem Bleistift gegen eine Konservenbüchse:

„Im gegenwärtigen Zeitabschnitt sind Illusionen Unkraut, das zu bekämpfen ist." Er reckte den langen Hals und sang mit hoher Stimme eine Romanze...

„Schade, daß kein Grammophon da ist", sagte Sarubin.

„Jetzt singen wir ein Duett. ‚Doktor Goebbels', darf ich bitten."

Minajew hub kläglich zu singen an, und das kleine schwarze Hündchen mit den braunen Flecken sekundierte ihm; es schien, als äffe es Minajew nach. Ossip lachte.

„Großartig! Hast du ihm das beigebracht?"

„I wo, ich habe keine Zeit dafür. Die Fritze haben es ihn gelehrt. Ich wecke nur brachliegende Kenntnisse. ‚Doktor Goebbels', bitte eine schöne Pirouette anläßlich der zweiten Front."

Minajew hatte vor dem Krieg Jura studiert. Fragte man ihn, was er werden wolle — Staatsanwalt oder Rechtsanwalt—, so erwiderte er: „Leiter einer Laienkünstlertruppe in einem kleinen Gebietszentrum." Er setzte Ossip durch die Vielzahl seiner Neigungen in Erstaunen — er war ein vortrefflicher Schwimmer, begeisterte sich für Schach, kannte sich gut in der Literatur aus, war ein vorzüglicher Erzähler; Ossip mißtraute ihm anfangs in dieser Beziehung — er denkt sich alles aus —, aber als Minajew Oberst Ignatow berichtete, wie er zusammen mit dem Kommissar einen Spion festgenommen hatte, wußte Ossip nichts mehr zu sagen — absolut genau, nur bedeutend interessanter, als es in Wirklichkeit war...

„Ich habe einen Bruder in Paris. Ich weiß nicht, ob er noch lebt... Im allgemeinen ein Abenteurer, aber ein guter Kerl. Er hat mir seine Erlebnisse erzählt. Wie ein Roman. Du hättest das hören sollen, ein Buch könntest du darüber schreiben."

„Ich habe genug an meinen Erlebnissen. Wenn der Krieg aus ist, werde ich über diesen verfluchten Hügel schreiben, über dich, über ‚Doktor Goebbels'. Ich werde auch Honorar dafür bekommen, du wirst schon sehen."

Minajew konnte anscheinend über nichts ernsthaft sprechen. Ossip beneidete ihn: er ist jung und unbeschwert... Ossip erzählte niemandem von seinem Leid; vielleicht war es dadurch noch schwerer zu tragen. Er sagte sich: es ist dumm, noch zu hoffen, ein Jahr ist vergangen, natürlich sind sie dort geblieben... Sein Gesicht verfinsterte sich, wenn die Genossen von Briefen sprachen, von Geldanweisungen, Schulzeugnissen, von verlorenen und zurückerhaltenen Zimmern, von Scheidungen, Leichtsinn und Treue. Keiner wagte, dem anderen seine Befürchtungen mitzuteilen, ganz nebenbei nur wurde gesagt: „Da ist ein Gedicht in der Zeitung: ‚Warte

auf mich'. Interessant, wie es in Wirklichkeit ist?" Sarubin erwiderte gleichmütig: „Es gibt treue Frauen, es gibt aber auch flatterhafte", er sprach's, und das Herz erstarb ihm im Leibe — gehört seine Maschenka vielleicht auch zu diesen?

Minajew spöttelte:

„Um dein Mädchen bangst du nicht? Das ist gut. Ich habe auch nichts zu befürchten, bin aber dafür in einer außergewöhnlichen Lage. Ich war mit einem Mädchen befreundet... Muttchen trieb uns aufs Standesamt, wir aber hatten Zeit damit — uns beherrschten solche Gefühle, daß Formalitäten Nebensache waren... Ich mußte für zwei Wochen nach Leningrad, kurz vor dem Kriege, als ich zurückkam, sagte mir mein Mädchen: ‚Sei mir nicht böse, es ist nicht meine Schuld', kurzum — eine Arie aus ‚Carmen' und eine Einladung zu einer fremden Hochzeit, so daß ich jetzt gegen allerlei peinliche Zwischenfälle gefeit bin."

Selbst von seiner Mutter sprach Minajew in scherzhaftem Tone: „Mein Muttchen ist köstlich, sie schreibt: ‚Ich würde auch mitkämpfen!' Ich stelle sie mir hier auf diesem Hügelchen vor! Sie glaubt — da steht Hitler, sie geht auf ihn zu und haut ihm ordentlich eine 'runter... Dreiundsechzig Jahre ist sie alt, aber noch rüstig, hackt selbst Holz." Minajew sagte nicht, daß er die lustigen Briefe kaum lesen konnte, weil die Buchstaben von Tränen verwischt waren, daß die Mutter sitzt und weint: „Wie geht es meinem Mitjenka?"

Aber ihr Mitjenka war ein guter Kommandeur geworden, wußte eine gute Verteidigungsstellung zu beziehen, erfaßte schnell die Lage, verstand auf Anhieb den Plan des Obersten Ignatow. Ossip warf ihm nur eines vor: „Du setzt dein Leben ganz unnötig aufs Spiel. Kinderei." Minajew widersprach nicht, handelte aber nach seinem Ermessen, er hatte das Empfinden, daß man die Leute ermutigen muß, alles war so furchtbar, sollen sie wissen, daß alle ein Schicksal haben.

Unter den Rotarmisten gab es gesetzte Männer und blutjunge Burschen, höfliche Usbeken, flinke Jaroslawler, Fischer, Holzfäller, Bauarbeiter, Menschen der verschiedensten Jahrgänge und Berufe. Mit den einen sprach Minajew sachlich, mit den anderen scherzte er, mit den dritten aber trieb er gern Schabernack. Die besondere Zielscheibe seines Spottes war Ljubimow, im Zivilberuf Friseur, jetzt Aufklärer, ein Mann, der schon des öfteren eine „Zunge" geholt hatte. Alles war bei Ljubimow „historisch", schickte ihn Sarubin zum Gefechtsstand des Obersten, so sprach Ljubimow von „einer historischen Aufgabe", erzählte er, wie er vor dem Krieg seine Ljubotschka aufs Standesamt führte, so hieß es, er hatte „einen historischen Entschluß gefaßt". Minajew neckte ihn, schüttete ihm Machorka in die Hand und sagte: „Hier, das ist für eine

historische Zigarette." Ljubimow wunderte sich: „Ich sage doch niemals so was, Genosse Hauptmann."

An einem Abend meldete sich Ljubimow: „Ich will eine ‚Zunge' holen, die Fritze sind so still geworden, treffen wohl irgendwelche Vorkehrungen." Minajew ließ ihn gehen, der Kommissar war nicht da, der Oberst hatte ihn zu sich gerufen.

Der Unterstand des Obersten Ignatow war so vollgeraucht, daß Ossip den fremden Major nicht gleich sah. Der Oberst saß über die Karte gebeugt und bewegte die Arme wie Flügel.

„Still ist es? Bei Romanowski ist es auch still und bei Babtschenko auch. Eine neue Division haben sie herangeholt, das steht fest, ich weiß nur noch nicht, welche. Romanowski wollte das erfahren. Sie haben wohl begriffen, daß es nicht so einfach geht, nun holen sie Verstärkungen heran... Man hat uns für morgen Nachschub versprochen. Wie sind die Leute? Abgekämpft?"

Dann wandte sich Ignatow an den Major:

„Da ist Bataillonskommissar Alper, ich hoffe, daß es der richtige ist."

„Sind Sie aus Kiew?" fragte der Major.

„Ja."

„Heißt Ihre Frau Raissa Grigorjewna?"

„Ja."

„Das ist er. Also hören Sie, Genosse Kommissar, Ihre Frau sucht Sie. Ich bin zufällig darauf gekommen, der Oberst hat in meinem Beisein Ihren Namen erwähnt. Der Name kommt selten vor, da bat ich, Sie zu benachrichtigen. Ich bin hier am achtzehnten direkt vom Zentralabschnitt eingetroffen, dort geht es jetzt auch hoch her."

Der Major erzählte von der Offensive auf Rshew. Es habe gut angefangen, sein Regiment sei jedoch zu weit vorgestoßen, der rechte Nachbar nicht nachgekommen, und so sei eine schwere Lage entstanden... Er war ins Erzählen gekommen und hatte die Frau des Kommissars vergessen. Ossip aber wollte ihn nicht unterbrechen. Endlich besann sich der Major:

„Ach ja, Sie interessiert es doch, etwas über Ihre Frau zu erfahren. Sie kämpft in unserer dreißigsten... Ist Scharfschütze."

Ossip sprang auf: Raja — Scharfschütze? Das ist unmöglich!

„Liegt da auch kein Irrtum vor, Genosse Major?"

„Wieso Irrtum? Sie hat uns keine Ruhe gegeben, hat bald ans Volkskommissariat, bald an die Politische Verwaltung der Roten Armee geschrieben. Ich sage Ihnen ja — Raissa Grigorjewna Alper aus Kiew, ihr Mann ist Kommissar — was wollen Sie noch?... Dreißig Deutsche hat sie schon auf ihrem Konto. Sie hat den ‚Roten Stern' und die Tapferkeitsmedaille bekommen. Ist doch alles klar."

Ignatow bewirtete sie mit Wurst und Bratkartoffeln, spendierte Wodka. Ossip saß da und lächelte — er konnte seine Gefühle nicht

verbergen, hörte nicht einmal, was der Major sprach, und kam erst zu sich, als dieser sagte:

„Es heißt, die zweite Front sei eröffnet."

Der Oberst lächelte.

„Schöne zweite Front!... Haben sich schon wieder davongemacht. Ich weiß nicht, ob es eine Erkundung war oder nur so, pro forma... Wir müssen auf uns selbst bauen, das ist klar. Uns wird niemand retten, sie werden uns noch anflehen, sie zu retten."

Nachts erzählte Ossip:

„Ich habe meine Frau gefunden, versteht ihr? Sie ist Scharfschütze... Klavier hat sie gespielt, die Mutter hat ihr nicht einmal ein Hemd zu waschen gegeben, sie war zu ‚schwach'. Dreißig Fritze! Den ‚Roten Stern' hat sie... Was sagt ihr dazu? Wie im Roman!"

Minajew lachte:

„Ich hab' dir doch schon gesagt — sitzt da ein Schriftsteller, saugt sich was aus den Fingern, bekommt dafür bezahlt, aber komplizierter als die Wirklichkeit kann er doch nichts austüfteln... Na, Kommissar, gratuliere. Hat er auch was von der Tochter erzählt?"

„Nein, er weiß nichts. Ich denke, sie ist bei der Großmutter, Raja hat sie sicher ins Hinterland geschickt."

„Von der zweiten Front hat der Oberst nichts gehört?"

„Unsinn, es gibt keine zweite Front. Das war nur eine Demonstration."

Minajew wurde böse:

„Der Teufel soll sie holen!... Das ist gemein. Schicken uns Telegramme, sind entzückt... Sehr gemein. Ich möchte sagen, nicht ‚gentlemanlike'. Sind also gelandet, um sich gleich wieder einzuschiffen?"

Er lachte plötzlich auf.

„Was hast du denn?"

„Mir ist ein komisches Gedicht eingefallen:

Der britsche Lord —
Der Freiheit Hort,
Ein Mann — ein Wort,
Ein Patriot, —
Liebt Glanz und Schein,
Liebt Fleisch und Wein
Und schifft sich ein
Im Morgenrot."

„Hast du das gereimt?"

„Der Dichter Poleshajew. Zu Puschkins Zeiten."

Ljubimow erschien, brachte einen Gefangenen mit.

„Hier, Genosse Hauptmann, der Dummkopf wollte Wasser holen. Sie waren zu zweit. Den andern habe ich erledigt."

„Warum hast du Blut an der Bluse?"

„Der Parasit ging mit dem Messer auf mich los, mein Glück, daß es abgerutscht ist, wollte schon ausholen, habe mich aber beherrscht — soll er nur auspacken, was er weiß! Das ist kein einfacher Fritz, Genosse Hauptmann."

Minajew lächelte:

„Willst wohl sagen, ein ‚historischer'?"

„Was heißt hier historisch, das ist kein einfacher Fritz, sondern ein niederträchtiger Schuft! Ich hab' ihn ganz behutsam gefangen wie ein Vögelchen, hab' ihn auf meinem Buckel geschleppt, der Hund aber hat mit dem Messer ausgeholt..."

Und Ljubimow begann zu schimpfen; es war ganz unverständlich, woher ein Friseur, der sein ganzes Leben lang Höflichkeit übt, einen so unversiegbaren Vorrat an Schimpfworten hatte — in ihm schien alles zu kochen, er konnte kein Ende finden, und niemand unterbrach ihn — soll er ruhig seinem Herzen Luft machen.

Als Ljubimow endlich verstummt war, sagte Ossip:

„Geh zu Lina, sie wird dich verbinden."

Ljubimow sah Ossip an und wurde verlegen; er wandte sich an Minajew:

„Genosse Hauptmann, ich habe ihm kein Härchen gekrümmt, und dieser Schuft, hinterrücks... Wenn Sie ihn verhört haben, gestatten Sie mir, ihn tüchtig durchzuwalken. Er hat doch mit dem Messer..."

Der Deutsche stand stramm, redete Minajew mit „Herr Oberst" an. Er sagte, seine Division habe noch nicht an größeren Kämpfen teilgenommen; sie waren vor zwei Wochen aus Nancy gekommen.

„Uns wurde gesagt, es sei befohlen, nicht später als am sechsundzwanzigsten an der Wolga zu sein. Vorgestern wurde uns mitgeteilt, Stalingrad sei genommen."

„Wer hat das gesagt? Goebbels? Nun, ‚Doktor Goebbels', was meinst du?"

Der Hund bellte. Der Feldwebel verstand zwar nichts, sah aber, daß die Russen lachten, und lächelte für alle Fälle ehrerbietig.

„Wie erklären es eure Offiziere, daß ihr hier nicht vom Fleck kommt?"

„Die Offiziere sagen, daß es überall gut geht, daß nur hier eine Verzögerung eingetreten ist, weil hier..."

„Was hier?"

„Herr Oberst, ich bin ein einfacher Soldat, habe nur Befehle ausgeführt."

„Ich frage dich, was die Offiziere sagen."

„Sie sagen, daß wir es hier mit Wahnsinnigen zu tun haben."

Im ersten Morgengrauen setzte das Luftbombardement ein. Es schien, als hätte es so etwas noch nicht gegeben. Aber vielleicht schien es nur so, vor fünf Tagen, als Maharadse fiel, hatten sie auch gedacht, daß es noch nie so schlimm gewesen war. Schreien möchte man... Als es vorbei war, kam Lina angekrochen, verband dem Unterleutnant Baranow den Arm; der Knochen war zersplittert. Gestern hatte Minajew zugesehen, wie Baranow seinen Kragen annähte, und gesagt: „Goldene Hände hast du!"... Wieviel Tote?... Ignatow versprach Nachschub... Panzer kamen... Der Panzerjäger Schapowalow zielte, ein Granatsplitter verletzte ihm die Hand, trotzdem brachte er mit drei Schüssen den Panzer zum Stehen. Tschaduschkin beschoß die schweren Panzer, von denen einer an den Hügel herangekommen war. Tschaduschkin war unermüdlich. Zwei Geschosse flogen auf die Anhöhe, das dritte traf — die Raupe platzte. Die deutschen MP-Schützen krochen weiter, wurden aber von den MGs zum Stehen gebracht. Wie immer war es unmöglich, etwas zu begreifen, dennoch taten alle, was zu tun war; es war das kein Ausbruch von Leidenschaft, kein Übermut, sondern nur jene Erbitterung der großen Ermüdung und des eisernen Willens, die das Bataillon vom ersten Tage der Schlacht an aufrecht hielt. Minajew hatte ein böses, hartes Gesicht; unrasiert, schien er um zwanzig Jahre älter; er wischte sich mit dem Ärmel über das Gesicht und schrie ins Telephon: „Sechzehn Panzer... ‚Messerschmitts' über dem rechten Flügel." Ossip dachte an nichts — weder an Raja noch an Stalingrad. Er wußte später nicht mehr, daß er sich hinter das Maschinengewehr gelegt hatte, als Sawjalow getötet wurde, und daß er dem Sergeanten Koroljow zugerufen hatte: „Kommunisten, vorwärts!"

Stille trat ein, die langersehnte und drückende Stille der ersten Minuten, in denen die Menschen, die Erde, die Luft zu sich kommen. Ossip ging zu Schapowalow.

„Was ist mit der Hand?"

„Der Schuft hat mir den Zapfen beschädigt. Ich sah ihn kommen, brachte das Gewehr in eine andere Lage..."

Ossip sagte zu Minajew:

„Ich frage ihn nach der Hand — der Knochen ist verletzt — und er redet vom Zapfen. Wir müssen wieder schreiben und zusammen unterschreiben, warum warten sie mit der Auszeichnung? Schapowalow hat sie wirklich verdient."

Minajew mußte lachen.

„Du sprichst von der Hand und er vom Zapfen... Weißt du, die Fritze sind doch nicht so dumm, wahrscheinlich sind wir wirklich

Wahnsinnige. Und nicht nur wir, die bei Romanowski auch, überall... Es sieht danach aus, daß sie Stalingrad nicht kriegen."

„Wenn es so weitergeht, werden sie in einer Woche davonlaufen."

Sie dachten, das wäre das Ende, noch ein paar solcher Tage und die Entscheidung fällt. Doch die Schlacht hat erst begonnen.

* 5 *

Raja las Ossips Brief immer wieder, und jedesmal, wenn sie an die Stelle kam: „Schicke mir unbedingt ein Bild von Dir", lächelte sie verwirrt. Er wird sie nicht erkennen... Sie musterte sich im Spiegel, als wolle sie prüfen, ob sie der früheren Raja noch ähnlich war. Nein, sie ist nicht mehr die Raja aus Kiew, eine andere, eine Rshewer Raja.

Sie hat Ossip gefunden. Welches Glück!... Sie ging durch den Wald und lächelte, und der Wald hatte sich geschmückt, war rot und golden. Plötzlich blieb sie stehen — sie erinnerte sich an all das, woran zu denken sie sich vor langer Zeit verboten hatte: Kiew, hinter dem Schrank seufzt laut die Mutter, Alja im grünen Kleidchen mit der Puppe Mascha, mit dem Kamel — „mein Kamel"... Raja lächelte noch, doch in den Augen standen Tränen, die ersten in diesem langen Jahr. „Sergeant Raissa Alper, Teilnehmerin des Scharfschützentreffens." Sie möchte Ossip wieder sehen, den Kopf an seine Brust legen, nichts sagen, nur lange, lange weinen.

Noch einmal las sie den kurzen Brief. Ossip schrieb nicht, wo er sich befand, das war Kriegsgeheimnis, doch sie wußte, daß Major Kaljushny nach Stalingrad gefahren war. „Jetzt ist hier so eine Lage, daß man sich schwer konzentrieren kann." Vielleicht ist Ossip gefallen, während der Brief unterwegs war? Sie hat ihn gefunden, um ihn gleich wieder zu verlieren... Kleinmut! Muß er denn unbedingt fallen, wenn er bei Stalingrad kämpft? Ossip ist kein Mann, der sich unterkriegen läßt. Mutter sagte: „Ossja ist nicht wie Ljowa, Ossja ist stark." Die arme Mutter, was haben sie mit ihr gemacht?... Ossip schreibt, er verstehe alles, nur könne er sich nicht vorstellen, wie ich mit dem Gewehr umgehe. Habe ich es mir vielleicht vorstellen können? Ich habe „Abschied von den Waffen" gelesen und geheult, sagte zu Walja: „Die Männer sind verrückt, wenn sie auf Menschen schießen."

Als Raja davon geträumt hatte, in eine Abwehrabteilung zu kommen, wußte sie nicht, was das bedeutet, fühlte nur, daß das Leben vom noch geräuschvollen Kreschtschatik in Felder und Wälder, in eine andere, unbekannte Welt zieht, in eine Welt, die Polonski „Kriegsschauplatz" nannte. Im Lazarett ging sie ganz in der Arbeit

auf, freute sich: ich bin doch zu was nütze... Damals dachte sie: bald werden wir siegen, dann werde ich Ossip wieder sehen, alles wird anders sein, er wird mich verstehen, ich werde Alja mehr geben können — ich bin reifer geworden, habe das Leben kennengelernt... Sie hatte an das Morgen wie an ein Fest gedacht, die Worte: „Wenn der Krieg aus ist", hatten ihr Herz schneller schlagen lassen, ihr den Dnjepr vorgegaukelt, eine Kastanienallee, leise Musik, Ruhe.

Und dann kam der furchtbare Tag: „Unsere Truppen haben die Stadt Kiew geräumt." Sie tat nach wie vor ihre Pflicht, legte Verbände an, tröstete die Verwundeten, war zuverlässig, freundlich; niemand konnte ahnen, daß das Lächeln, die Zärtlichkeit, die von den langen Wimpern beschatteten Augen nichts bargen als Kälte und Tod.

Sie standen bei Rostow. Der Wind schlug ihnen Klumpen gefrorenen Schnees ins Gesicht. Verwundete wurden gebracht. Raja sah zum erstenmal Deutsche. Muß ich die etwa pflegen?... Vor einer Woche war eine Frau aus Kiew gekommen und hatte erzählt: „Sie haben viele Menschen in Babi Jar getötet... Auch Kinder..." Vielleicht hat der hier Alja umgebracht?

„Waren Sie in Kiew? Verstehen Sie nicht? In Kiew?"

Der Deutsche nickte.

An jenem Abend ging Raja zu Lyshkow:

„Genosse Kommissar, gestatten Sie, Rapport einzureichen."

Lyshkow las ihn durch und fragte spöttisch:

„Es ist Ihnen hier wohl zu langweilig?"

„Nein, meine Tochter und Schwiegermutter sind in Kiew geblieben."

„Sie tun auch hier ein gutes Werk."

„Ja, aber ich kann nicht... Ich muß kämpfen!"

Sie hatte das so gesagt, daß Lyshkow sich abwenden mußte.

Sie hatte schießen gelernt; man sagte, sie habe ein scharfes Auge, eine sichere Hand. Doch sie hatte noch auf niemand geschossen. Wozu bin ich hier? Dann schon lieber Verwundete pflegen... Eine junge Frau, lebte sie unter Männern; sie mußte sich an vieles gewöhnen, das war nicht leicht. Manche versuchten, sich ihr zu nähern, sie wehrte brüsk ab: „Laß das! Ich bin nicht so eine." Ein Leutnant sagte: „Ist das denn ein Mädchen? Ein Stein ist das!"

Kossikow war ein breitschultriger, finsterer Sibirier. Als er Raja zum erstenmal sah, beäugte er sie mißtrauisch: ein Kiebitz... Später aber meinte er stolz: „Meine Schülerin."

Raja wird nie vergessen, wie sie den ersten Deutschen erschoß. Es war ein heller Frühlingstag; die Bäume im jungen Grün glichen Spitzenmustern. Kossikow fragte: „Siehst du?" Raja erkannte die Arme eines Scherenfernrohrs. Sie wartete; ihr ganzes Leben konzentrierte sich jetzt in den Augen — nur nicht fehlen. Zwei oder drei

Stunden später erhob sich der Deutsche, wahrscheinlich war Ablösung gekommen. Raja fehlte nicht. Kossikow sagte: „Bilde dir nur nichts ein. Du hast Glück gehabt. Beim erstenmal." Raja fühlte sich so leicht, ein Stein war ihr vom Herzen gefallen.

Einst hatte sie Chopin geliebt, über die „Frühjahrsgewässer" geseufzt, war gekränkt, wenn Ossip nicht merkte, daß sie eine neue Frisur trug... Und jetzt sagt man: „Sie hat ein ausgezeichnetes Augenmaß, schätzt den Wind richtig ein, ist ruhig, wartet ab. Achtundzwanzig hat sie auf ihrem Konto." Und sie lebt nur einem — den Neunundzwanzigsten nicht zu verfehlen. Zwei Leben. Aber auch zwei Frauen... Doch vielleicht ist das Herz das gleiche geblieben, und wenn der Krieg aus ist (kann er denn überhaupt ein Ende haben?), wird der Sergeant Raissa Alper wieder Raja werden, wird wieder Nokturnen spielen, über einen Roman Tränen vergießen, Ossip zuflüstern: „Liebster, bleib hier!"... Nein, das wird nie mehr sein, kann nie mehr sein!... Der Neunundzwanzigste muß getötet werden... Alja ist nicht mehr. Und ich bin nicht mehr. Ossip hat an eine andere, an die frühere Raja geschrieben... Warum denke ich an mich? Ossip ist bei Stalingrad...

Steppe, Süden, eine ferne unbekannte Stadt. Sie soll sich sehr weit erstrecken und weiß sein. Jetzt ist sie sicher schwarz geworden... Dort entscheidet sich alles. Schon der Name — Stalingrad. Das kann kein Zufall sein... Dort dürfen sie nicht eindringen... Warum verstehen sie das nicht?...

In der Ferne sah Raja einen Fluß, der Wind kräuselte die Wasserfläche. Die Wolga... Wie lang sie ist! Hier sind Wälder und Sümpfe — eine Qual, vorwärts zu kommen, sie saugen alles ein. Gestern blieb ein Lastwagen stecken, war nicht mehr flottzumachen. Und dort, wo Ossip ist, breitet sich die Steppe aus... Wenn sie einen Zweig ins Wasser wirft, kommt er bei ihm an...

Schon über einen Monat greifen sie Rshew an; der Flugplatz wurde besetzt, aber das Militärstädtchen ist noch in der Hand der Deutschen; zwei Gebäude ragen hervor, eines ist ein wenig höher als das andere, sie tragen die Spitznamen „Oberst" und „Oberstleutnant". Rechts liegt Rshew; von weitem sieht es ganz unberührt aus, doch viele Häuser sind ausgebrannt, nur die Fassaden stehen noch. Die Deutschen leben in Unterständen. Vor der Stadt liegt ein Wäldchen, die eine Hälfte ist in russischer, die andere in deutscher Hand. Aufklärer kriechen umher in bunten Tarnmänteln, die wie futuristische Bilder aussehen. Hauptmann Gorochow hat in seinem Bataillon viele Usbeken; schlank, dunkelhäutig, muten sie in den Tarnmänteln wie Helden aus orientalischen Märchen an. Ringsum aber sieht es gar nicht nach einem Märchen aus: tiefe, dunkle Unterstände, Laufgräben, in denen der Schlamm unter den Füßen quatscht; jeder Zoll Boden liegt unter Beschuß; Tag und Nacht Feuer; Eisen,

sehr viel Eisen — ausgebrannte Panzer, Drahtverhaue, Stahlhelme. Die Erde ist gespickt mit Splittern, halbverwesten Leichen, Minen, Maschinenteilen, Pferdeschädeln, Kot. Auf einem winzigen Fleck Erde leben und sterben Zehntausende von Menschen. Manchmal kann man die Deutschen sprechen oder singen hören. Wenn die „Iljuschins" am Himmel vorüberbrausen, werden die Augen der Rotarmisten schmal: hoffentlich irren sie sich nicht! Nachts werden Bomben über der Stadt abgeworfen, und alles, was noch brennen kann, brennt. Die Männer reden von Machorka, von der Telephonistin Manja, die in den Unterstand des Hauptmanns übergesiedelt ist, von der Versorgung, davon, daß in der Zeitung Beschwerde eingereicht werden müßte, weil Briefe verlorengehen. Dann beginnt der Angriff: zwei Stadtviertel sollen besetzt werden. Die Viertel gibt es schon lange nicht mehr, es gibt nur Vierecke auf der Karte, Schutt, Glassplitter, Schmutz. Hundert Schritt soll vorgerückt werden. Die Batterien suchen einander. Granatwerfer suchen Menschen; wenn die Granatwerfer einen Augenblick schweigen, ist das Geknatter der Maschinengewehre zu hören. Schmutz klebt am Gesicht. Dann wird die Hand klebrig — Blut. Tote und Beute werden gezählt. Ein Mitglied des Kriegsrates prüft die Auszeichnungsvorschläge. Im Schein der Funzeln werden „MP-Schützen" gesucht, wie man hier die Läuse nennt. Lange Diskussionen setzen ein, wann die hundert Gramm Wodka ausgegeben werden — im Oktober oder im November. Der bärtige Sergeant sagt: „Heute können wir uns endlich ausschlafen." Eine halbe Stunde später liegt er tot neben der Feldpoststelle — ein verirrtes Geschoß war dicht neben ihm krepiert. Unendliche Eintönigkeit der Worte, der Bilder, des Handelns. „Leuchtkugeln, gleich geht's los..." „Wieder Sturzbombenflug, der Hund..." „Oka, hier spricht Nelke..." „Gehn Sie aus der Leitung, zum Teufel noch mal..." „Melden Sie die Lage..." „Um neunzehn Null-Null, Quadrat sechsundvierzig..." „Schwester, trinken." Und all das birgt die Erbitterung des zweiten Jahres, eine Wut, die keine Worte mehr kennt.

Einen Außenstehenden würde dieser Kampf um die Fassaden verbrannter Häuser befremden. General Sedelnikow sagte wiederholt: „Das zieht die Kräfte des Feindes von Stalingrad ab." Und das wußte nicht nur der schweigsame General mit dem gedunsenen Gesicht, mit dem kurzgeschnittenen harten grauen Haar, der General, dem die Ordonnanz vergeblich das schmale Kinderbettchen zur Nacht machte und der über die Karte gebeugt am Tisch einschlief — ein einsamer, alternder Mann, ohne Frau, ohne Kinder, sein ganzes Leben der Armee widmend. Das wußte auch der schöne Mirsa Alimow, der die schöne Esther im Granatapfelgarten zurückließ. Das wußten alle. Über den Trichtern, über dem Schmutz der Schützengräben, über den verfluchten Straßen, die mit Baumstäm-

men ausgelegt waren, damit die Lastwagen sie passieren konnten, über Sedelnikows Einheit, über dem Krachen der Explosionen, über dem Stöhnen der Sterbenden stand eines — Stalingrad.

Raja dachte an nichts mehr. Wenn ich grüble, verfehle ich mein Ziel... Der MG-Schütze aber muß zum Schweigen gebracht werden — er stört. Sie dachte jetzt nicht mehr: ‚Er hat Alja getötet' oder ‚Er ist ein Deutscher', sie dachte: ‚Er stört.' Der Krieg war jetzt in ihr.

Raja betrat den Unterstand, um sich zu wärmen; bis zur Dämmerung blieben noch vier Stunden, und die Nächte waren sehr kalt. Die Luft war stickig vom Atem der Menschen, von der nassen, aufgewärmten Kleidung. Bei der Funzel saß Leutnant Milezki; er gratulierte Raja: „Zum Neunundzwanzigsten. Nun ist die Jubiläumszahl fällig — der Dreißigste." Er starrte sinnlos auf die Karte, die er bis zum letzten Strich im Kopf hatte, mit dem ehemaligen Gebäude der Industriegenossenschaft an der Ecke zweier ehemaliger Straßen im Quadrat neunundvierzig. Vielleicht schlief er auch mit offenen Augen. Plötzlich fiel Raja ein: Ossip lebt!... Was wird sein, wenn der Krieg aus ist, sie am Leben geblieben sind und sich wieder sehen?... Es ist dumm, jetzt zu träumen... Sie nahm den Brief aus der Tasche, den sie gestern geschrieben hatte, steckte ein aus der Armeezeitung ausgeschnittenes Bild in den Umschlag. Der Photograph hatte sie aufgefordert, den Kopf zu heben und kühn zu lächeln. Saizew, wie er leibt und lebt! (Saizew war ein semmelblonder Bursche, Vorsänger und Ziehharmonikaspieler.) Rajas Blick fiel auf die zierlichen Buchstaben des Briefes. Warum habe ich das geschrieben? Er braucht nicht zu wissen, daß Mutter und Alja in Kiew geblieben sind. Er ist bei Stalingrad... Dort ist es ohnehin schwer. Sie zerriß den Brief und schrieb auf die Rückseite des Bildes: „Liebster! Ich kann nicht schreiben, zu groß ist das Glück, Dich wiederzuhaben. Ich werde Dir bald schreiben, heute schicke ich Dir dieses Bild; glaube nur nicht, daß ich so aussehe, das hat der Photograph verbrochen. Für Dich bin ich stets die gleiche Raja aus Kiew."

* 6 *

Richter strahlte, als Oberst Gabler seine Ordonnanz nach ihm schickte. Vor sechs Jahren hatte Richter für Gabler eine Villa gebaut; der Oberst war zufrieden gewesen: „Eine ausgezeichnete Kombination altdeutschen Geistes und modernen Komforts." Später lud Gabler von Zeit zu Zeit den Architekten ein. In der vergangenen Woche hatte Richter dem Oberst schriftlich zum „Ritterkreuz" gratuliert und es sich dabei nicht einfallen lassen, daß Gabler ihn zu sich bitten würde.

Richters Bataillon lag den fünften Tag in Ruhe. Es war auch höchste Zeit, alle waren sehr mitgenommen... Im Süden soll es jetzt bedeutend besser stehen — die Russen laufen, unsere Truppen sind im Kaukasus, in einigen Tagen ist die Säuberung Stalingrads abgeschlossen. Hier aber ist die Hölle los. Niemals wird er dieses verfluchte Rshew vergessen... Schon im vergangenen Herbst hatte er von russischen Geschützen gehört, die gleichzeitig mehrere Geschosse abfeuern. Eine niederträchtige Erfindung! Jetzt hat er sie am eigenen Leibe verspürt. Verrückt kann man werden... Der Gefangene „Iwan“ hatte von „Katjuscha“ gesprochen... Unverständliche Menschen, einem solchen Ungeheuer den zarten Frauennamen „Katjuscha“ zu geben... Nichts werden sie erreichen, auch mit diesen Katjuschas nicht. Gut, daß Oberst Gabler hier ist, er ist kein Parvenü, sondern ein alter erfahrener Kommandeur. Eine große Ehre ist das für mich — der Oberst lädt einen Unteroffizier ein. Kann mir vorstellen, wie mich Leutnant Hase beneidet. Bei Küchenschabe begann der Schnauzbart zu hüpfen, als er die Ordonnanz sah...

Oberst Gabler bewohnte ein zweistöckiges Holzhaus, eine ehemalige Schule; alles war frisch gestrichen. Richter lächelte: was deutsches Genie doch ausmacht — eine Laube aus Birkenstämmen, ebensolche Bänke, Türen, alles weiß, nordisch, paßt sich der Landschaft an und erinnert doch an den Biedermeierstil, an das alte bürgerliche Deutschland.

In den Räumen war es hell, sauber; gestrichener, gebohnerter Boden, Topfblumen, an den Bretterwänden Karten; es roch nach Kölnisch Wasser und Zigarren. Der Oberst ist in diesen sechs Jahren gealtert, Kunststück — drei Feldzüge. Ist sicher schon sechzig. Richter begrüßte ihn wie ein Untergebener, aber Gabler gab ihm die Hand.

„Nehmen Sie Platz und lassen Sie die Rangunterschiede, ich freue mich, einen alten Bekannten zu sehen. Ich komme immer nur mit Offizieren zusammen, möchte mal was anderes haben, mich mit einem kultivierten Menschen unterhalten, mit einem Künstler. Es ödet Sie sicher an, diese russischen Hütten zu sehen, da kann man vergessen, daß es so etwas wie Architektur gibt. In Smolensk habe ich übrigens drollige Kirchen gesehen.“

„Ja, dort gibt es ein paar Denkmäler. Das russische Altertum entbehrt des Schwunges, man fühlt die Beschränktheit des Bauern oder des Hirten, doch das ist auf seine Weise auch nett.“

Gabler lächelte, und sein strenges Gesicht wurde sofort freundlich — an Stelle des Soldaten saß ein guter Opa da.

„Das Altertum, Herr Richter, ist überhaupt anziehend, nur werden alte Leute wie ich allzu früh zu Denkmälern — die Jungen wollen so schnell wie möglich an ihre Stellen.“

Sie sprachen von der Jugend, vom Leichtsinn der Franzosen,

von der Schönheit der alten deutschen Städte, vom Enkel des Obersten, der sich in den Luftkämpfen im Süden ausgezeichnet hatte, sprachen über Hilde (Gabler hatte nicht vergessen, sich nach ihr zu erkundigen), darüber, wie schwer es sei, ohne gute Musik zu leben, daß man immer mehr verbauere. Über den Krieg sprach der Oberst nicht, erkundigte sich nur: „Ist es schwer an Ihrem Abschnitt?“ Und als Richter offen zugab, daß es schwer sei, erwiderte Gabler nachdenklich: „Unsere Lage ist ungünstig, da ist nichts zu machen, der Führer kann den Druck im Süden nicht abschwächen. Wir müssen uns wehren... Schade, daß wir die Blüte unserer Armee, die am Winterfeldzug teilgenommen hat, hier preisgeben.“

Richter hätte gern gefragt, wie es im Süden steht, ob der Krieg vor dem Winter aus sein werde, konnte sich aber nicht entschließen. Und Gabler lenkte das Gespräch wieder auf die Kunst.

„Ich liebe Wagner nicht, wahrscheinlich bin ich zu alt, ich ziehe die Musik vor, die die Wirklichkeit vergessen läßt. Ich liebe Schubert, Schumann... Sie sind Künstler, ich will es Ihnen nicht verhehlen, daß mir Mendelssohn gefällt, obgleich er heutzutage aus politischen Gründen abgelehnt wird. Er bringt das deutsche Zartgefühl zum Ausdruck.“

Richter freute sich, daß er einst mit Hilde Konzerte besucht hatte, es wäre zu dumm, als Laie dazustehen. Und mit Mendelssohn — da hat der Oberst recht, die Nazis kämpfen gut, doch mit dem Unkraut reißen sie auch die Blumen aus... Dieser Vergleich gefiel ihm so sehr, daß er es wagte, ihn auszusprechen:

„Junge Leute reißen mit dem Unkraut oft auch Rosen aus.“

Wieder lächelte der Oberst traurig:

„Es kommt auch vor, daß sie Rosen für Unkraut halten.“

Das Telephon summte. Richter sprang auf, um hinauszugehen, Gabler bedeutete ihm zu bleiben.

„Das ist doch keine Division!... Im dreihundertsiebenundvierzigsten sind nur sechzig Mann geblieben. Wenn es nicht zur Auffüllung abgezogen wird, lehne ich die Verantwortung ab... Ja, so können Sie es sagen — ich lehne die Verantwortung ab.“

Der Oberst bot Richter eine Zigarre an, begann zu rauchen, schwieg und wurde plötzlich böse.

„Es wäre an der Zeit zu verstehen, daß wir nicht mehr das vergangene Jahr schreiben, die Russen haben vieles gelernt. Im Süden ist die Lage gespannt. Ich bin von der Überlegenheit unseres Heeres absolut überzeugt, schlimm ist nur, daß jeder Grünschnabel seine Nase in alles steckt... Eine Kampfeinheit zu führen, ist mindestens ebenso schwer, wie ein Orchester zu dirigieren. Ich liebe die Musik sehr, aber ich versichere Ihnen, Herr Richter, daß es mir nicht einfallen würde, das Dirigentenpult zu besteigen und den Stab zu schwingen. Man muß den Gegner rechtzeitig abschätzen und die

eigenen Kräfte richtig verteilen. Wer sich verzettelt, der wird verlieren. Ich zweifle nicht an unserem Sieg, aber man hätte solche Opfer vermeiden können... Natürlich ist die Jugend eine große Kraft, immerhin kann man auch manches bei den Alten lernen."

Richter dachte: ich bin ja auch nicht aus der „Hitlerjugend", und lächelte ehrerbietig.

Gabler wurde ruhiger; er erinnerte sich, wie Richter von seiner Reise nach Sibirien erzählt hatte.

„Sie sind doch nicht zum erstenmal hier. Sprechen Sie Russisch?"

„In dem einen Jahr habe ich ein wenig gelernt. Als ich vor dem Krieg hier war, sprach ich Deutsch."

„Also nur mit Intellektuellen, aber davon gibt es hier nicht viele... Was glauben Sie — sind die Russen tatsächlich gegen uns gestimmt oder ist das etwas anderes — Zwang, Stumpfheit, Massenpsychose?"

„Darauf weiß ich keine Antwort. Ich frage mich selbst... Mir scheint, man hat sie gegen uns aufgehetzt, und sie glauben ihren Führern. Wir repräsentieren für sie nicht nur eine feindliche Idee, sondern auch eine fremde Welt. Ich habe mit armen Leuten gesprochen, ich versichere Sie, daß es ihnen bei den Bolschewiki schlecht ging. Ich sagte ihnen: ‚Augenblicklich kommen noch Übergriffe vor, es ist eben Krieg, aber wenn wir gesiegt haben, schicken wir euch Stoffe und Gebrauchsgegenstände.‘ Ein älterer Mann, kein Kommunist, ein Spießer, erwiderte mir: ‚Wir brauchen eure Sachen nicht...‘ Er fürchtete sich, zu Ende zu sprechen, doch ich verstand — er wollte sagen, daß er das eigene Regime vorziehe. Das grenzt bei denen geradezu an Paroxysmus."

„Sie haben mir ganz aus der Seele gesprochen. Ich wollte gern die Meinung eines Menschen aus einer anderen Generation, aus einem anderen Kreis hören. Das alles hätte man sich eher überlegen müssen... Jetzt hat Deutschland nur eine Hoffnung — unsere Soldatenehre, die Tüchtigkeit unseres Heeres. Ich bin überzeugt, daß wir die Russen auf die Knie zwingen werden, aber das muß geschehen, bevor es im Westen losgeht... Dort ist man noch nicht fertig und beeilt sich auch nicht, sie haben ihre eigenen Pläne, man kann ihnen nicht absprechen, daß sie schlau sind. Ich glaube, sie hätten gegen eine Niederschlagung Rußlands nichts einzuwenden, natürlich unter der Voraussetzung, daß dies auch uns schwächt. Wir dürfen einen Zweifrontenkrieg nicht zulassen. Ich habe das schon im vergangenen Herbst gesagt. Bei uns ist jetzt Altrom modern; bevor Sie kamen, las ich im ‚Beobachter‘, daß wir ‚Marspriester‘ seien. Warum wollen diese ‚Klassiker‘ nicht an einen anderen Gott denken — an Janus? In Friedenszeiten verschlossen die Römer die Tore seiner Tempel, aber wenn sie kämpften, ehrten sie Janus, den Doppelgesichtigen, der vorwärts und rückwärts schaut, nach dem Osten und nach dem

Westen... Schade, daß wir weder im Sommer neunzehnhundertvierzig nach Compiègne noch im Frühjahr neunzehnhunderteinundvierzig einen Janus hatten." Der Oberst sagte das lächelnd, dann wurde sein Gesicht streng. „Und jetzt, Herr Richter, haben wir Herbst neunzehnhundertzweiundvierzig. Die Franzosen sagen — der Wein ist eingeschenkt, er muß getrunken werden. Und unsere Grenadiere werden nicht wanken."

Gabler sagte, er habe sich gefreut, Richter zu sehen, und damit war das Gespräch beendet.

Als Richter in seinen Truppenteil zurückkehrte, wurde er umringt, aber niemand wagte zu fragen, wie es beim Obersten war. Richter schwieg: er wußte nicht, was er sagen sollte. Küchenschabe hielt es nicht aus:

„Hat er dir nicht gesagt, wann im Süden Schluß ist?"

„Bald."

„Das meine ich auch. Und wenn es erst im Süden aus ist, dann werden die Russen auch hier schlapp machen. Hauptsache, daß vor dem Winter Schluß ist!"

Alle blickten Richter an wie ein Geburtstagskind; nur Marabu saß abseits, beteiligte sich nicht an dem allgemeinen Gespräch. Abends nutzte er einen Augenblick, in dem Richter allein war, um ihn zu fragen:

„In welcher Stimmung haben Sie Gabler angetroffen?"

„In guter." (Richter mißtraute Marabu und überlegte sich jedes Wort, wenn er mit ihm sprach.)

„Merkwürdig... Er ist doch ein Offizier der alten Schule. Die sind der Ansicht, daß Clausewitz' und Moltkes Theorien siegen werden. Siegen aber wird der historische Fatalismus des Führers. Und wenn bei Stalingrad die Hälfte Deutschlands geopfert wird, Stalingrad wird unser sein."

Richter widersprach nicht; wie immer verdarb ihm Marabu mit seinen düsteren Prophezeiungen die Laune, und vor dem Schlafengehen wollte Richter an etwas Angenehmes denken. Der Oberst hatte gesagt, die Alliierten wären unaufrichtig. Für uns ist das vorteilhaft... Vielleicht hat der Führer das vorausgesehen? Dann wird er alle Schlaumeier überlisten. Anfangs haben alle gesagt, er sei ein Fanatiker. Aber nach München mußten selbst die Skeptiker zugeben, daß er ein wunderbarer Stratege ist. Gabler mag anscheinend die Nazis nicht, wie alle alten Militärs. Vielleicht unterschätzt er sie?... Aber der Führer hat wie Janus das eine Gesicht dem Osten und das andere dem Westen zugewandt... Jedenfalls ist es angenehm, daß ich beim Obersten war. Er kann mir in bezug auf Urlaub helfen... Hilde werde ich nichts schreiben, werde überraschend kommen — ich muß es darauf ankommen lassen, sie prüfen... Wie hatte Marabu gesagt? Historischer Fatalismus...

* 7 *

Louis ging den Strand entlang. Es war ein warmer Tag, leichter Nebel lag über der Stadt. London schien blaß und hell wie ein genesender Kranker. Die Menschen hatten die Bombenangriffe vergessen; die zu einem Teil der Landschaft gewordenen Trümmer erschreckten nicht mehr. Man unterhielt sich über kleine Unbilden; die Zigarettenraucher beneideten die Pfeifenraucher: Tabak gibt es überall, Zigaretten aber sind schwer zu haben. Die Zeitungen berichteten vom fernen Krieg in Rußland. Die Londoner steckten Fähnchen in die Landkarten, begeisterten sich für die Rote Armee, sagten: „Dazu sind nur die Russen fähig“, und diese Worte brachten sowohl Bewunderung wie Furcht, sowohl Mitleid wie Verehrung zum Ausdruck. Auf dem Bankett der freiwilligen Feuerwehrleute brachte ein Professor einen Toast auf das verbündete Rußland aus und sagte: „Die Schlacht bei Stalingrad ist eine Kombination von moderner Technik und Urchaos, ein Roman von Wells in der Interpretation des Platon Karatajew von Tolstoi.“ Manchmal erinnerten sich die Londoner an das furchtbare Jahr, als sie in der U-Bahn, in Splittergräben den Tod erwarteten, als Schulkinder Brandbomben löschten und betagte Büroangestellte im Gleichschritt marschierten, bereit, dem Feind entgegenzutreten. Wir haben es überstanden, sagten sich die Londoner, jetzt sind andere dran... Und doch wunderten sich viele, wenn sie die Telegramme über die Schlacht bei Stalingrad lasen: worauf warten wir?...

Worauf warten sie? dachte Louis. Über zwei Jahre waren seit dem Tag vergangen, an dem der Fischerkutter an der englischen Küste angelegt hatte. Im ersten Jahr war Louis nicht zur Besinnung gekommen: fast jeden Abend schwang er sich in die Lüfte auf; drei feindliche Flugzeuge hatte er abgeschossen; ein halbes Jahr mußte er im Lazarett liegen — das verwundete Bein wurde geflickt; er lebte nur einem: London schützen. Die blutende Stadt, die mit ihren Sirenen schrie, schien ihm zur zweiten Heimat geworden. Er war glücklich, Frankreich verlassen zu haben, doch Frankreich lebte in ihm, er kämpfte über London für seine Heimat.

Wie lange ist das her! Der Krieg war irgendwohin entwichen. Die Menschen sprachen mit Erleichterung davon. Doch Louis quälte sich: die Boches sind immer noch in Paris, und er muß sitzen und warten, der Himmel weiß, worauf.

Nach London kam er, das Grab der Mutter mit den welken Rosen vor Augen. Er erinnerte sich an die Lagerfeuer der Flüchtlinge, an die Leichen der Kinder, an die verweinten Gesichter der Frauen. Von Mado hatte er sich an einem dunklen Abend verabschiedet, sie hatte ihn umarmt, konnte sich nicht losreißen. Was ist mit ihr? Was ist mit Frankreich?

Ein Jahr verging. Louis besorgte sich einmal einen Packen Pariser Zeitungen; er las und konnte nichts verstehen. Theater, bekannte Schauspielernamen, Ankündigungen neuer Bücher, Wohnungen werden vermietet, ein Antiquariat verkauft Teppiche, einer Dame ist ihr Pudel abhanden gekommen... Dann stieß er plötzlich in der Rubrik „Aus dem Gesellschaftsleben“ auf eine Notiz: „Der bekannte Industrielle, Ingenieur und Ritter der Ehrenlegion, Herr Joseph Berty hat sich mit Mademoiselle Madelaine Lancier vermählt. Angesichts der Lage wohnten der Feierlichkeit nur die Verwandten und nächsten Freunde des Brautpaars bei.“ Louis knüllte die Zeitung zusammen. So eine Gemeinheit! Berty ist zwar ein anständiger Mensch, aber wie kann man unter den Deutschen heiraten!... Denken denn alle Franzosen so wie der Vater?... Das kann doch nicht sein! Von drüben kommen tapfere Menschen, erzählen, daß die Franzosen nicht zu Kreuze kriechen, daß sie nachts die Boches erschießen, Eisenbahnzüge zum Entgleisen bringen. Vielleicht ist alles — die Theater, die Bücher, die Hochzeiten — nur Tarnung? Mado ist zu keiner Gemeinheit fähig. Wenn sie in einer solchen Zeit ihr Schicksal mit Berty verband, so ist Berty ein Patriot, ein Kämpfer der Widerstandsbewegung, der täglich sein Leben aufs Spiel setzt. Von hier aus ist nichts zu verstehen. Wenn sie doch nur endlich landen wollten! Dort sein, die Boches jagen!...

Vor dem Krieg hatte Louis die Meinung vertreten, Politik sei ein ödes und unsauberes Geschäft. Zuerst große Töne in den Versammlungen, jeder verspricht das Paradies auf Erden, beschimpft seine Gegner; dann versammeln sich die Abgeordneten im Palais Bourbon, die einen bilden eine Regierung, die anderen stürzen sie; die Kommunisten behaupten, die linken Republikaner seien in unsaubere Geschichten verwickelt, hätten keine reine Weste, die linken Republikaner nennen die Kommunisten „gekaufte Agenten“. Das alles ist widerwärtig... Der Vater wollte, daß er Rechtsanwalt werde, Louis aber haßte die Schönrederei: wenn ein Mensch schön reden kann, ist er bestimmt ein Gauner... Er war hübsch, hochgewachsen, dunkelhäutig, hatte ein schmales Gesicht, sah aus wie ein Spanier. Den Mädchen gefiel er, allein er kannte weder leichte Flirts noch eine große Liebe. Er war aufgewachsen inmitten Gesprächen über Kunst, inmitten der Leichtigkeit, die Lancier so sehr liebte; er haßte Gedichte („warum muß man gereimt sprechen?“); ihn reizte die Gefahr, deshalb wurde er Flieger. Der Krieg hatte ihn vieles gelehrt; er hatte die Niederlage miterlebt, hatte begriffen, daß das Leben kein Sportwettkampf ist. Im Sommer neunzehnhundertvierzig hatte er voller Liebe und Verzweiflung jedes Häuschen, jede Pappel angesehen. Das ist Frankreich, sein Frankreich, und er gibt es preis!... Als der Vater sich für Pétain einzusetzen begann, wußte Louis: die Politik hat alle vergiftet. Sie sind bereit, sich von

der Heimat loszusagen, nur um den eigenen Vorteil zu wahren... Man hatte ihm gesagt, es gäbe einen General, der zum Widerstand aufrufe. Louis fand Platz auf einem Segelboot. In London sah er endlich de Gaulle. Louis wunderte sich, daß die Engländer zwar freundschaftlich, aber doch gönnerhaft vom „Freien Frankreich“ sprachen. Warum?... Er konnte sich nicht konzentrieren; ein erbitterter Luftkampf war entbrannt.

Als Stille eintrat, fand er Zeit zum Grübeln. Alle sprachen nur von den Russen. Im vergangenen Herbst glaubte man, die Russen wären geschlagen, dann hieß es, die Russen werden die Deutschen schlagen, jetzt versichert man wieder, mit den Russen sei es aus. Louis aber sitzt herum und raucht Zigaretten — gottlob, daran leiden die Militärs keinen Mangel... Ist vielleicht auch das Politik? Die Wahlversammlungen brauchte man einfach nicht zu besuchen. Aber jetzt ist es anders... Du sagst: „Ich bin bereit, mein Leben zu opfern“, aber über dein Leben verfügen Politiker, wie sie früher über Steuern und Pensionen verfügten... Warum wird die zweite Front nicht eröffnet? Oft fragte er seine englischen Freunde danach. Die erwiderten: „Wir sind noch nicht so weit. Wir wollen ein zweites Dünkirchen vermeiden.“ Er widersprach nicht, war aber innerlich entrüstet: was gilt ihnen Frankreich? Sie sind zufrieden, daß die Fliegerangriffe aufgehört haben... Er wurde mißtrauisch, glaubte, die Engländer sehen ihn von oben herab an — sie haben ihr London behauptet, während die Franzosen Paris aufgegeben haben... Frankreich ist für sie kein Staat, sondern nur ein in Aussicht genommener künftiger Kriegsschauplatz: „Wenn wir uns gründlich vorbereitet haben, werden wir landen.“ Niemand bemerkte den hochgewachsenen General, der sich in der großen, fremden Stadt verlor.

Einmal sprach Louis mit Major Davis. Vor dem Krieg hatte Davis seine Ferien in der Bretagne verbracht, er liebte die Franzosen. Louis fragte:

„Warum wird die zweite Front nicht eröffnet?“

„Weil das jetzt noch mit einem Risiko verbunden ist. Die Deutschen haben zwar viele Divisionen nach Rußland geworfen, doch haben sie auch Garnisonen zurückgelassen, die Küsten sind befestigt. Die Deutschen haben zur Genüge gezeigt, was sie können. Wenn wir jetzt landen, kann uns blühen, ins Meer geworfen zu werden. Es ist vernünftiger, zu warten. Warum unnötige Opfer bringen?“

„Haben Sie keine Angst, daß es anders kommen kann? Als die Deutschen Warschau nahmen, haben wir keinen Finger gerührt. Sie wissen, wozu das geführt hat.“

„Der Vergleich hinkt, die Polen konnten Deutschland nicht schwächen, etwas anderes ist es mit der Roten Armee. Die Deutschen

haben schon im vergangenen Herbst geklagt, daß ihnen die Siege allzu teuer zu stehen kommen."

„Sind Sie davon überzeugt, daß die Russen mit ihnen fertig werden?"

„Nein. Allem Anschein nach erlebt Stalingrad seine letzten Stunden. Die Russen werden von ihrem Erdöl abgeschnitten werden. Der Widerstand in Rußland wird fortdauern, aber schon nicht mehr als organisierter Widerstand. Hitler wird noch einmal siegen, doch das wird ein Pyrrhus-Sieg sein. Wir werden ihm den letzten Schlag versetzen."

Louis wußte nicht, was er antworten sollte: Davis ist aktiver Offizier, kennt sich in der Strategie aus, seine Worte entbehren nicht der Logik. Und dennoch...

„Vielleicht haben Sie recht", sagte Louis, „aber die Flieger kennen ein Gesetz: wenn einer angegriffen wird, kommen ihm die anderen zu Hilfe. Ich bin der Ansicht, daß sich das nicht nur auf den Luftkampf bezieht."

Der Major lächelte, und sein ziegelrotes, verwittertes Gesicht wurde kindlich:

„Ich verstehe Sie, mir ist auch nicht wohl in meiner Haut, wenn ich an die Russen denke... Aber was wollen Sie — wir sind nur Menschen... Sie lieben Frankreich über alles, die Russen Rußland, ich England. Das Leben eines englischen Bübchen ist mir mehr wert als das eines Russen. Das klingt nicht human, aber der Krieg ist ja auch keine humane Angelegenheit. Ich bin Soldat und interessiere mich nicht besonders für Politik, aber es gibt Menschen, die darüber nachdenken. Mein Schwiegervater ist Abgeordneter, er hat mir erklärt, der deutsche Vormarsch sei für uns von Vorteil. Wenn die Bolschewiki niedergeschlagen sind, werden wir den Russen helfen, einen Staat mit einem Regime zu schaffen, das uns mehr zusagt. Sollte es aber den Bolschewiki gelingen, im Augenblick der deutschen Niederlage einen Teil ihres Gebietes noch in ihren Händen zu halten, werden sie trotzdem so geschwächt sein, daß sie uns nicht widersprechen können. Das ist natürlich Politik, ich weiß nicht, inwieweit mein Schwiegervater kompetent ist... Ich bin aus militärischen Gründen gegen eine vorzeitige Landung. Das kann mich aber nicht hindern, den Verteidigern von Stalingrad meine Bewunderung zu zollen, auch wenn sie Kommunisten in Reinkultur sind."

Dieses Gespräch verdarb Louis die Laune. Da ist das Grab der Mutter, da ist Frankreich und da ist diese verfluchte Politik... Aus Frankreich kommen furchtbare Nachrichten: Laval hat sich mit Haut und Haaren den Deutschen verschrieben. Menschen werden gewaltsam nach Deutschland geschafft. General Stülpnagel erschießt Geiseln. Diese hier aber wollen Frankreich nicht retten, weil Davis' Schwiegervater Angst vor den Bolschewiki hat, wie der

Vater neunzehnhundertsechsunddreißig Angst vor Lejean hatte!... André, ein Kamerad von Louis, kam hereingestürzt, sprudelte ohne Begrüßung hervor:

„Ein Geschwader wird nach Rußland geschickt. Michel hat sich schon eintragen lassen."

Louis begriff nicht, wer schickt und wen man schickt. André erklärte:

„Unsere Vertreter haben in Moskau ein Abkommen geschlossen. Das ist herrlich — dort ist richtig Krieg, da kann man mit den Boches abrechnen. Es sollen nur die Besten genommen werden. Ich fürchte, man wird mich nicht nehmen. Du hast schon drei Abschüsse."

„Komm", sagte Louis, „dich wird man auch nehmen. Hier haben wir nichts verloren. Ich habe mit Davis gesprochen, diese Pause wird lange dauern — bis zum letzten Akt. Politik — Konservative, Kommunismus, sie haben vor irgend was Angst, hol sie der Teufel!... Die Hauptsache ist, daß man die Boches schlägt."

Sie gingen, um sich eintragen zu lassen. Louis kaufte eine Abendzeitung. Ein Telegramm aus Stockholm erregte ihre Aufmerksamkeit: „Die deutschen Zeitungen berichten über den Fanatismus der Russen in Stalingrad und über den Fortgang erbitterter Kämpfe in dieser Stadt. Beim Überqueren der Wolga erleiden die Russen durch Artillerie und ‚Stukas' große Verluste..."

Louis sagte:

„Vor dem Krieg kam einmal ein Bolschewik zu meinem Vater. Ich glaube, er war Ingenieur. Sie stritten darüber, ob die Russen kämpfen werden. Er sagte damals, sie würden, falls nötig, so kämpfen, daß es furchtbar sei, daran zu denken. Und das stimmt — sie kämpfen so, daß es nicht nur den Boches, sondern auch Davis' Schwiegervater angst und bange wird... Weißt du, wann das Geschwader abfliegen soll? Hoffentlich bald, damit wir noch nach Stalingrad kommen."

* 8 *

Es gab einmal eine Zeit, da Sergej voller Neid die Bilder der New Yorker Brücken betrachtet hatte — solche Brücken müßte man bauen!... Jetzt fielen ihm Majakowskis Verse ein:

...Und wird einst am letzten von allen Tagen
Der Planet vom Chaos wieder abgeräumt —
Und bleibt überm Staub der Zerstörung noch ragen
Diese einzige Brücke, ins Nichts aufgebäumt...

Das hier ist keine sich aufbäumende Brücke, sondern eine flache Bohlenbrücke. Alles andere aber ist da: Weltenuntergang, Chaos,

Zerstörung... Wahrscheinlich war es leichter, die Brooklyn-Brücke zu bauen, als diese hier... Die Deutschen werfen Bomben, ihre Artillerie böllert, sechsrohrige Granatwerfer feuern. Nachts kocht die Wolga; am Ufer brennt die Stadt. Menschen sterben, und das ist ebenso natürlich wie die Tatsache, daß andere noch leben, Brei essen, schimpfen, Wunden verbinden, rauchen, Briefe schreiben. Was ist das — Agonie, Gleichmut oder die Kehrseite der Schlacht, der Alltag des Krieges?

Es heißt, der Mensch unterscheide sich vom Tier durch seine Fähigkeit zu lachen. Doch hier, wo man glaubt, nur schreien zu können, ist fröhliches Gelächter etwas Seltsames. Sonin aber lachte herzhaft, als Sergej sagte:

„Weißt du, die Franzosen können nicht verstehen, wie man Brei essen kann. Ein Franzose sagte: ‚Bei uns frißt das nur das Vieh.' In der Botschaft gab es einen Kurier, der nahm das übel: ‚Ihr eßt doch Frösche, und bei uns frißt das nicht einmal das Vieh.'"

„Essen sie wirklich Frösche?" fragte Sonin mißtrauisch.

„Jawohl. Ich habe auch welche gegessen. Sie schmecken gut. Ich esse Brei gern, verachte aber auch die Frösche nicht."

„Wenn man am Tag fällt, war's ein gezielter Schuß, während es in der Nacht purer Zufall ist", sagte Raschewski (er liebte zu philosophieren). Nachts schießen die Deutschen aufs Geratewohl. Die Leute haben sich daran gewöhnt. Sie essen, schwelgen in Erinnerungen:

„Mein Leib- und Magengericht sind Pelmeni. Mit Essig zubereitet... Dazu zweihundert Gramm durch die Gurgel jagen..."

„Warum so bescheiden? Sag schon einen halben Liter."

„Ich habe Sülze für mein Leben gern."

„Ein Sterletchen müßte man angeln — das gibt eine Suppe!"

„Bei uns zu Hause kannst du Fische fangen, soviel du willst, in der Kostromka und im See. Im Frühjahr gibt's bei uns Hochwasser, daß man nicht aus dem Haus herauskommt, jeder hat ein Boot."

„Auf dem Wolchow sind wir spazierengefahren, Ziehharmonika, Lieder... Am Ufer — ein Kiefernwäldchen mit einem Pionierlager. Wir hatten ein Mädchen mit, sie sang so schöne Lieder von der Heimat."

„Ein kleines Flüßchen mit Namen Batbach, das heißt auf russisch Sumpf. Ein großer Sumpf war das, es hieß, dort könne man nicht leben. Jetzt ist da ein Riesenkolchos, Tomaten und Wassermelonen."

„Könnte man doch nur einen Blick hinwerfen!"

„Träumereien!"

Die Träumereien reißen ab. Auch das Leben des Sibiriers Kustodijew reißt ab. Der Sergeant Kazel ist schwer verwundet. Zwei Krankenschwestern bringen ihn fort; er ächzt (es scheint, die Bohlen ächzen). Aber die Brücke ist unversehrt...

Sonin fragt Sergej:

„Was wirst du machen, wenn der Krieg aus ist?"

„Ich weiß nicht, ich kann es mir nicht vorstellen."

„Ich weiß es: ich werde drei Tage wie ein Ratz schlafen, meine Frau stelle ich als Posten hin, sie wird sagen, wie's beim General heißt: ‚Er ruht.'"

Sergej dachte nicht an die Zukunft, selten nur erinnerte er sich an die Vergangenheit, und diese Erinnerungen waren qualvoll, als blicke er in einen Abgrund — ihm schwindelte. Er vermochte die Vergangenheit nicht mit dem Krieg zu verbinden. Die anderen sind im Geiste bei ihren Frauen, ihren Kindern, leben deren Alltag mit, als gäbe es keine Trennung, als seien sie einfach verreist. Sonin schwärmt fürs Theater, auch jetzt noch interessiert er sich, was in Moskau aufgeführt wird. Sergeant Kazel wurde gestern verwundet, kurz vorher ging er aber herum und erzählte allen, daß seine Sonja Vorzugsschülerin sei und daß sich bei dem kleinen Monitschka schon die ersten Zähnchen zeigten. Sergej fragte sich voller Schrecken: was ist mit mir? Als wäre ich versteinert... Ich versuche krampfhaft, mich an Waljas Gesicht zu erinnern, und kann es nicht. Und dann plötzlich scheint mir, sie sei neben mir, begleite mich, lächle, und das ist unerträglich, weil sie in ein anderes Leben gehört. Einmal erinnerte er sich an einen Abend, den er mit Mado verbracht hatte, und wollte nicht glauben, daß er es erlebt hatte, er, Sergej, Hauptmann der Pioniertruppen — als sei das einem Buch entnommen, das man weder vergessen noch im Gedächtnis behalten kann. Er hatte es nie verstanden, gleichzeitig in verschiedenen Gemütssphären zu leben, sich gleichzeitig verschiedenen Leidenschaften hinzugeben. Nina Georgijewna hatte gesagt: „Geh doch mal ins Theater, immerzu sitzt du wie ein Besessener über den Büchern." Drei Wochen schon hat er Walja nicht geschrieben. Sie wird glauben, er liebt sie nicht mehr, er aber bringt es nicht fertig, das Wort „Walja" auszusprechen — so schmerzlich und so fern ist es! Der Kopf ist leer, faßt nur das Notwendigste, und doch muß er immerfort qualvoll an etwas denken. Vielleicht an die Vergangenheit, vielleicht an die Zukunft? An Trennung? Nein, es ist mehr als Trennung — es ist der Krieg...

Auf dem Fluß herrscht reges Leben. Panzerabwehrkanonen werden ausgeladen, Kisten mit Granaten, mit Munition, Konserven; Säcke werden geschleppt, Seile, Zwieback, Post. Verwundete werden auf Bahren getragen. Schleppdampfer fauchen. Soldaten gehen vorbei — eine neue Division. Einige haben zu lange Mäntel an und sehen aus wie Halbwüchsige, sie hüpfen, schreien; andere treten vorsichtig auf, als wollten sie den Boden prüfen — das rechte Ufer, Stalingrad... Hier sind Männer aus dem Ural, von der Wolga, aus Moskau, sind Kasachen, ein Geographielehrer, ein Brigadeführer der Thälmann-Kollektivwirtschaft, ein Student aus einem Textil-

institut, ein Baumwollzüchter. Einen Augenblick lang taucht aus der Nacht ein unrasiertes, zerquältes Gesicht auf. Dann verschwindet es, und nur das Stampfen der Schritte bleibt. Morgen werden sie durch die Gräben kriechen, wie Maulwürfe Erde auswerfen, in Keller eindringen, die unversehrt gebliebene Fassade eines kleinen Häuschens stürmen, mit Handgranaten unter einen Panzer kriechen, Drähte ziehen, Minen legen, einen Fritz oder auch nur dessen Schatten aufs Korn nehmen, Kohlsuppe unter Trommelfeuer heranschleppen und sterben — nicht an Altersschwäche, nicht an einer Krankheit, sondern, nach Raschewskis Theorie, am Tage an „gezielten Schüssen“ und nachts „zufällig“. Sind diese nicht mehr, werden andere kommen. Wieder wird es Nacht werden, wieder eine Barke, Stalingrad. Nicht ein Tag, nicht ein Monat — Jahre. Wie waren die Verse?... „Am letzten von allen Tagen.“ Und es wird eine Brücke bleiben — nicht über dem Staub der Zerstörung, sondern über der Wolga, über der Wolga, die in Liedern besungen wird, über die schmucke Dampfer mit Passagieren glitten. Das Wasser sieht jetzt aus wie Tinte... Die Griechen hatten den Lethe, den Fluß der Vergessenheit. Der Fährmann Charon forderte seltsamerweise Entgelt... Schlafen möchte man, ohne Ende gähnen. Wieder schießen sie... Wenn sie nur nicht die Brücke treffen. Wir haben gehobelt, gesägt, genagelt...

Der wievielte ist heute? Wohl der vierzehnte. Oder der fünfzehnte. Vierzig Tage. Heute habe ich keine Nachrichten gehört. Hier halten wir uns, der Übergang funktioniert, das ist die Hauptsache. Er lächelte: warum ist das die Hauptsache?... Immer ist die Hauptsache das, was man vor Augen hat. Wahrscheinlich weiß man in Paris nicht einmal, was Stalingrad bedeutet... Und doch werden sie es nicht kriegen! Die Menschen sind anders geworden — sie weichen nicht mehr. Ist das Gewohnheit? Nein, das kann man nicht sagen, es sind viele Neue da, die eben erst gekommen sind, noch nichts verstehen, die von Furcht gepackt werden und doch nicht weichen. Sie haben es gelernt... Nicht sie, nicht ich, alle zusammen, das Volk. Es sieht aus, als herrsche ein wirres Durcheinander, und doch weiß jetzt jeder einzelne, daß ein Plan besteht. Wahrscheinlich wird in zehn Jahren alles klar sein, in den Militärakademien wird man jeden einzelnen Zug der Schlacht studieren wie eine Schachpartie. Vielleicht würde man sie auch jetzt verstehen, wenn man sich ordentlich ausschlafen könnte... Aber darum geht es nicht, die Hauptsache ist der Übergang. Eher wird die Brooklyn-Brücke verschwinden als diese hier... Riesige Dampfer hatten New York mit dem Reiseziel Frankreich verlassen, in der Zeitschrift war einer abgebildet, wohl die „Normandie“, ein richtiger Wolkenkratzer. Ob sie jetzt noch fahren?... Wird aber eine Barke versenkt, dann kommt eine andere, eine dritte. Augenblicklich ist es schwerer, die Wolga zu überqueren als den Ozean. Und doch überqueren wir sie...

„Genosse Hauptmann, mit dem zweiten und dritten Brückenboot stimmt was nicht."

Sergeant Schuljapow befürchtet, die Trosse könnte beschädigt sein. Er springt ins Wasser.

„Hu, ist das kalt!"

Eile tut not — bald wird es dämmern. Alle arbeiten, und in der Arbeit ist etwas Friedliches, Beruhigendes, selbst wenn nebenan Granaten krepieren — das Gleichmaß der gewohnten Bewegungen, die Anspannung der Muskeln, die Rufe: „Hau ruck! Hau ruck!"

Die Insel tritt hervor, das flache Ufer, eine zerstörte Barke — es tagt.

Major Schilejko gibt durch: sechs Panzer. Wir feuern im direkten Richten.

Am Tag starb der Kasache, der vom Batbach erzählt hatte — ein Granatsplitter hatte ihn verwundet; er konnte nicht mehr auf den Verbandplatz gebracht werden, fieberte: „Ich habe Schnupfen..."

Als es dunkelte, ging Sergej zu Major Schilejko. Schilejkos Gefechtsstand in der Erdhütte wurde „Höhle" genannt. Er war so vollgeraucht, daß nichts zu erkennen war.

„Wie geht's bei euch?" fragte der Major.

„Alles in Ordnung. Haben Sie Radio gehört?"

„Ja, nichts Besonderes. Sie wollten's hier versuchen — Druck auf Balaschkin, zwei Häuser wurden besetzt, aber Aljoscha sagt, daß eines schon wieder zurückgenommen ist. Hast du gehört, wie die ‚Katjuschas' 'reingehauen haben? Bjelow hat heute zwei Fritze erledigt. Ich habe ihm gesagt, bringe einen lebendigen, das hat er aber nicht geschafft, dafür hat er eine Flasche Rum und ein Feuerzeug gebracht. Nimm Platz, der Rum ist schlecht, aber man kann ihn genießen. Medizin — ich habe mich erkältet... Ich werde mal das Grammophon aufziehen... Teufel noch mal, die Platte ist gesprungen, sie knackt!"

Zum hundertstenmal hörte der Major Leschtschenko zu, den Kopf zur Seite geneigt, und fragte zum hundertstenmal:

„Warum ist er so traurig?"

Sergej sagte:

„Weil er nicht am Übergang war."

Die Wärme, der Rum, der redselige lebhafte Schilejko wirkten: Sergej fielen fast die Augen zu.

Die Deutschen wollten den Übergang liquidieren. Es war, als ginge alles Eisen aus dem Ruhrgebiet, der Biskaya, Lapplands und Lothringens, geschmolzen und glühend, auf den schmalen Erdstreifen nieder, auf die Erdhütten, die Laufgräben und die sterblichen Menschen, die Brustkasten, Lungen, Schlagadern, Augäpfel, feinste zerbrechliche Organe haben.

Sergej weiß, daß er hier sein muß, und das erstickt die Furcht. Einmal besuchte er die Artilleristen am linken Ufer. Ein Paradies — die Leute leben fast wie in Moskau, trinken Tee, haben Gläser und Untertassen, schlafen ausgezogen. Plötzlich flogen Stukas an. Sergej überkam Furcht: warum bin ich hergekommen?... Hier ist der Übergang, die Arbeit. Deshalb kann es keine Furcht geben...

Die Pioniere verloren vier Mann. Sergej wurde am Arm verletzt. Doktor Lewin wollte ihn ans linke Ufer schicken, aber Sergej lehnte ab: keine Zeit.

„Wenn Sie die Sache vernachlässigen, kann es nicht richtig zusammenwachsen.“

„Macht nichts, später wird man's in Ordnung bringen. Schreien Sie mich nur nicht an, ich weiß, daß sich das bei Ihnen so gehört; in Moskau kannte ich einen Arzt, die Gutmütigkeit selbst, dabei schrie er, daß die Scheiben klirrten. In der Division hatten wir einen Militärarzt Nikritin, der hat auch geschrien...“

Lewin war erstaunt:

„Ich schreie nie. Ich bin Chirurg — ich schneide. Die anderen schreien, aber mir kommt das nicht zu. Schreihälse sind Neuropathologen.“ Er schwieg eine Weile. „Mein Sohn ist vorgestern gefallen — im Traktorenwerk, war bei einer ‚Katjuscha‘-Batterie. Neunzehn Jahre war er alt. Er schrieb Verse: ‚Du bist tief wie Herzensweh, bist ein Strom, bist nicht die See‘... Dumm, aber mich rührt es.“

„Gar nicht dumm, ich verstehe das... Na, ich laufe, sie scheinen es wieder auf den Übergang abgesehen zu haben.“

Der Arm tat weh. Er verbiß den Schmerz, ließ sich nichts anmerken. Sonin sagte: „Für dich ist ein Brief da.“ Sergej erkannte Waljas Schrift, freute sich und erschrak auf einmal. Nein, ich kann nicht, werde ihn später lesen...

Die Brände und Raketen gaben dem schwarzen Fluß fortwährend eine andere Farbe, er flammte auf, färbte sich rot, rotbraun, dunkelviolett.

„Zwei Flöße müssen ersetzt werden.“

Die Arbeit des Alltags nahm ihren Fortgang.

* 9 *

Berty erkannte sofort Mados Schrift, riß hastig den Umschlag auf. Mado schrieb: „Ich muß Sie sprechen. Habe in dieser Zeit viel erlebt und viel nachgedacht. Ich möchte niemandem begegnen. Kommen Sie am Freitagabend um sieben Uhr ins ‚Belle Hôtesse‘, wo wir im vergangenen Sommer waren. Sagen Sie Vater nichts. M.“

Er lächelte spöttisch: jetzt, da sie irgendein Geck sitzengelassen hat, erinnert sie sich an den Gatten. Anstatt das aber

offen zu sagen, gebraucht sie Phrasen — „ich habe nachgedacht“... Wie der Papa. Dieselbe Sucht nach billiger Romantik — nächtliche Rendezvous außerhalb der Stadt, als sei er ein Gymnasiast... Er warf den Brief zu Boden, hob ihn dann aber wieder auf. Es wäre dumm, wenn ich hinfahre...

Er hatte Mado seit dem Tag nicht mehr gesehen, an dem sie ihm erklärt hatte: „Ich gehe, ich kann nicht anders.“ Er verheimlichte vor allen, daß ihm seine Frau davongelaufen war, sagte, sie sei in der „Südzone“. Nur Lancier gegenüber hatte er sich einmal gehen lassen: „Sie können auf die Erziehung stolz sein, die Sie Ihrer Tochter gegeben haben, sie führt sich wie ein Straßenmädchen auf.“ Lancier fuhr hoch: „Wie können Sie es wagen, in dieser Weise von Mado zu sprechen! Wer gestattet es Ihnen, das Andenken der armen Marceline zu schänden? Sie glauben wohl, daß Sie sich jetzt alles erlauben dürfen? Ich bin ein Franzose, Herr Berty, ein ganz gewöhnlicher, unglücklicher Franzose, während Sie die rechte Hand von Schirke sind.“ Am Tage zuvor hatte er Berty gebeten, sich dafür einzusetzen, daß die Deutschen Roche aîné mit Kohlen beliefern... Berty winkte ab: Lancier vergöttert seine Tochter, außerdem ist er ein Esel, mit solchen Leuten streitet man nicht.

Wo hat sie sich herumgetrieben? Fast ein Jahr... Eine hysterische Frau, die jeder Abenteurer verführen kann. Würde mich nicht wundern, wenn sie mit einem Gestapomann gelebt hat, auf dessen Nachttisch eine Peitsche und ein Nietzscheband liegen. Ebensogut kann sie sich auch für einen Terroristen von de Gaulles Anbetern begeistert haben — Konspirationsmache, englisches Geld, Kokain. Vielleicht ist aber alles viel einfacher — ein Jockei, ein Handelsreisender, ein kleiner Falschspieler...

Natürlich wird sie wieder Komödie spielen, mich mit ihren Launen zur Raserei bringen wollen — Gattin und doch nicht Gattin. Nein, dieses Mal gelingt es ihr nicht! Entweder — oder... Also bin ich schon bereit, alles zu vergeben? Erbärmlich! Das ist wie eine Krankheit — es steckt in einem drin. Wie unsauber, jede Selbstachtung verliert man.

Berty hatte einen Reinlichkeitsfimmel, wusch sich zehnmal am Tag die Hände, wo er auch sein mochte, nahm morgens und abends ein Bad, rasierte sich zweimal am Tag. Er trat vor den Spiegel, ihm schien, er habe sich schlecht rasiert. Er war gealtert, die Schläfen waren ganz weiß, Säcke unter den Augen... Morillot hat recht — ich muß ausspannen. Wenn ich aber auch nur einen Tag mit der Arbeit aussetze, falle ich um...

Doktor Morillot hatte kürzlich zu Berty gesagt: „Ich fürchte, Hitler wird Sie überleben. Er hat zwar wieder Unannehmlichkeiten, doch wie er beteuert, handelt es sich um Lappalien — ein paar Russen sind in Stalingrad steckengeblieben. Qui vivra, verra. Ihre

Unannehmlichkeiten dagegen sind absolut genau zu bestimmen: Blutdruck zweihundertdreißig."

Berty klärte den Arzt über die Art seiner „Unannehmlichkeiten" nicht auf. Morillot ist ein Schwätzer und wetterwendischer Mensch, so einer verkehrt sicher auch mit Gaullisten. Es handelt sich ja nicht allein um Mado. Er muß gegen unsichtbare Feinde kämpfen. Es kam ihm selbst lächerlich vor, daß er im vergangenen Sommer hatte Neutralität wahren wollen. Als könnte man in einem solchen Krieg neutral bleiben! Er ging die Deutschen nicht um milde Gaben an, er dachte vor allem an Frankreich, nicht er hat den Krieg begonnen, sondern die Kommunisten.

Warum hatte er sich dafür eingesetzt, daß die deutsche Kontrolle abgeschafft werde? Er hat sich in eine dumme Lage hineinmanövriert. Die Arbeiter haben Angst, nach Deutschland geschickt zu werden, laufen nicht einmal in die Toilette, um zu rauchen, sprechen nicht miteinander, die Disziplin ist mustergültig. Aber die Deutschen haben recht: die Produktion sinkt. Das hat im März begonnen: bald ist eine Kupplung blockiert, bald Kurzschluß, bald fehlt eine Mutter, dann wieder findet sich Sand im Ölbehälter. Als ein Kompressor beschädigt wurde, setzte Berty eine Belohnung für die Ergreifung des Täters aus. Dormoy kam und sagte, Olivier sei der Täter. Berty gab die Angelegenheit an die Polizei weiter; Olivier wurde halbtot geschlagen. Einige Tage später rief die deutsche Kommandantur an: Olivier sei vollkommen unschuldig, ein ehrlicher Mann, Mitglied der PPF. Doriot bürge für ihn. Berty ließ Dormoy rufen, der aber war verschwunden.

Schon im Juli hatte Schirke gesagt: „An höherer Stelle spricht man von einer Demontage Ihrer Werke. Da ist nichts zu machen. Die Arbeiter sind entweder Faulenzer oder zersetzt. Die Anlagen aber sind vorzüglich, man sieht gleich, daß Sie ein Neuerer sind."

Der zweite August war ein schwarzer Tag für Berty. Er zerbrach sich den Kopf, wie die Banditen an den Transformator herangekommen waren. Barry? Barry arbeitete doch schon achtzehn Jahre im Werk, war ihm ergeben, haßte die Kommunisten. Die Deutschen blieben hartnäckig: wer hat den Transformator gesprengt? Berty sprach von Gilbert. Er hatte zwar keine Beweise dafür, daß Gilbert an der Sache beteiligt war, aber neunzehnhundertsechsunddreißig hatte Gilbert die anderen aufgehetzt und Forderungen aufgestellt... Solche Leute ändern sich nicht. Später sagten die Deutschen, Gilbert hätte seine Schuld abgeleugnet: der übliche Kniff. Er wurde erschossen. Bald darauf erschoß ein Unbekannter den Chefingenieur Lampierre. Obwohl die Tat nicht auf dem Fabrikgelände verübt wurde, bat Berty selbst um Gestapoleute: „Vielleicht haben Sie mehr Glück als ich." Er wußte, daß er kapituliert hatte, doch was

sollte er tun — wenn er noch länger zögert, können die Deutschen mit der Demontage beginnen. Den Gestapoleuten folgten deutsche Ingenieure; sie nahmen sich das Zimmer, das neben dem seinen lag.

Vor etwa zwei Wochen war Schirke bei ihm gewesen, hatte von den Siegen im Osten gesprochen.

„Grosny, dann Baku."

„Und was ist mit Stalingrad?"

„Die letzten Widerstandsnester werden liquidiert. Riesige Beute."

Berty hörte in Schirkes Stimme leise Besorgnis.

„Die Siege bekommen Ihnen nicht gut. Im Winter nach dem Rückzug haben Sie besser ausgesehen."

Schirke sprach von der Notwendigkeit, die Produktion anzukurbeln.

„Die Schlacht um Stalingrad hat viel Material gefressen. Wir brauchen Motoren. Ich vertrete Ihre Interessen so gut ich kann, doch die höheren Stellen richten sich nicht nach privaten Meinungen."

Berty fand einige Male kommunistische Flugblätter auf seinem Schreibtisch. In seinem Zimmer hatten nur Yvonne und der alte Wächter Delmas Zutritt. Gegen beide lag nichts Verdächtiges vor. Yvonne war eine zuverlässige Sekretärin, aber eine dumme Gans, interessierte sich nur für sentimentale Filme und Frisuren, während Delmas ein gottesfürchtiger Mann war, der jeden Sonntag zur Kirche ging.

Wieder fand Berty ein Flugblatt auf dem Tisch: „Liste Nr. 1 der vom Volkstribunal der Franktireure und Partisanen verurteilten Verräter." Er lächelte spöttisch: da könnt ihr lange warten!... Wollen wir aber mal sehen, wer ihnen besonders im Wege ist... Natürlich Laval, Déat, Doriot, Darlan, das ist alles verständlich. Dann die kleineren — „der Schauspieler Guitry, der Schriftsteller Drieux-la-Rochelle, der Minister Abel Bonnard, der Schriftsteller Céline, der Industrielle Joseph Berty..." Weiter las er nicht, er knüllte das Blatt zusammen und warf es in den Papierkorb. Erst am Abend erinnerte er sich wieder daran und wurde nachdenklich. Er fürchtete sich nicht, war auch nicht entrüstet, das Flugblatt hatte ihn beruhigt: jetzt brauche ich keine Rücksicht mehr zu nehmen. Sie sind die Verräter, sie haben sich kaufen lassen, teils von den Russen, teils von den Angelsachsen, sie pfeifen auf Frankreich. Ich, der Industrielle Joseph Berty, ich kämpfe für Frankreich. Mit Humanität habe ich es versucht, wollte sie nicht verbittern, schonte sie. Hier ist ihre Antwort!...

Berty beschloß, eine Liste der Leute, die sechsunddreißig das „Streikkomitee" gebildet hatten, an die Deutschen zu überreichen,

zweiunddreißig Personen, vierzehn von ihnen arbeiteten noch jetzt in den Berty-Werken. Er ließ Yvonne kommen, wollte ihr diktieren. Er sah sie an — das ist mal wieder eine Frisur!... Und trotzdem hatte nur sie oder der alte Wächter Zutritt in seinem Zimmer. Vielleicht beide? Die Kommunisten bedienen sich oft solcher Tölpel. Er schickte Yvonne wieder fort und notierte sich die Namen der vierzehn Verdächtigen: ein Ingenieur, vier Meister, die übrigen Arbeiter. Berty hatte eine zierliche, aber deutliche Handschrift, die Buchstaben sahen wie gestochen aus. Er legte die Feder weg, dachte nach. Wer konnte nur in sein Arbeitszimmer gelangt sein? Sollen die Deutschen sich die beiden ruhig mal vorknöpfen... Er setzte hinzu: „Nr. 15 Thomas Yvonne, Stenotypistin, Nr. 16 Delmas Jean, Wächter."

In der letzten Zeit hatte Berty unter Schlaflosigkeit zu leiden. Heute schlief er zum erstenmal ohne Veronal ein: er verspürte große Erleichterung — ich habe alles getan, jetzt kann mir niemand einen Vorwurf machen...

Berty interessierte sich nicht für den Gang der Untersuchung. Er merkte nur, daß die Sabotageakte aufhörten und daß keine Flugblätter mehr auf seinem Tisch lagen. Später erzählte ein deutscher Ingenieur: „Niemand hat sich schuldig bekannt. Sie wurden liquidiert. Ihre Sekretärin soll sich wie eine Furie gebärdet haben, hat den Major gebissen. Der alte Wächter aber ist während der Vernehmung gestorben."

Berty hatte sich beruhigt. Mados Brief brachte ihn wieder aus der Fassung: die alte Wunde öffnete sich. Er hat standhaft gegen verborgene Mörder gekämpft. Warum ist er dieser exzentrischen Person gegenüber machtlos? Ein lächerlicher Trieb, die Laune eines alternden Mannes! Wenn er wollte, läge jede beliebige Schöne in seinem Bett. Wozu braucht er Mado?

Am Freitag früh war Berty fest entschlossen, nicht zu fahren. Wenn ich fahre, muß ich mich selbst verachten. Er frühstückte ruhig, verhandelte lange mit den Deutschen wegen eines neuen Modells für einen Stabswagen. Gegen Abend fuhr er nach Hause, nahm ein Bad, rasierte sich; er warf einen Blick auf die Uhr und lächelte: halb sieben — sie ist jetzt mit der Bahn unterwegs oder schon dort, sieht auf die Uhr, wartet... Soll sie warten, soviel sie will... In einer Stunde wird er mit dem kleinen René zum Essen fahren...

Es war kurz nach sieben, als er plötzlich hinauslief, in den Wagen sprang und nach Jouarre raste, ohne sich über sein Tun Rechenschaft abzulegen. Noch dreißig Kilometer. Sie wird sicher nicht so lange warten, wird wieder fortfahren... Einigemal wurde er von Deutschen angehalten, er deutete auf die Vorderscheibe mit dem Passierschein, war aber so nervös, daß ein braver Soldat den Unteroffizier heranholte: ist das nicht gar ein Terrorist?...

„Belle Hôtesse“ war ein kleines Gasthaus, das vor dem Krieg von verliebten Pärchen, Anglern und Feinschmeckern aufgesucht wurde, denen die Küche der Madame Lagrange besonders zusagte. Jetzt waren Besucher eine Seltenheit. Berty kam in ein leeres, matt erleuchtetes Gastzimmer. Über die Tische mit den schmutzigen Papierdecken spazierte ein magerer Kater. Berty sah Mado nicht gleich; sie saß in einer Ecke. Er erblickte sie und wußte sofort — nichts hat sich geändert, weder sie, noch ihre Gewalt über ihn. Mado schien bleicher als sonst; sie trug einen Regenmantel, um den Kopf war ein blaues Seidentuch geschlungen. Berty murmelte:

„Verzeihen Sie, daß ich Sie warten ließ. Ich hatte zu tun.“

„Das macht nichts, ich habe Zeit.“

Sie schwiegen. Berty ging zu Madame Lagrange, die an der Theke saß.

„Lange nicht gesehen, Herr Berty.“

„Viel zu tun, wenig Zeit für Überlandpartien.“

„Wie geht es der Frau Gemahlin?“ (Madame Lagrange hatte Mado nur einmal gesehen und sie jetzt nicht wiedererkannt; sie nahm an, Berty habe ein Rendezvous mit einer Geliebten, und sprach im Flüsterton.)

„Danke, sie ist in der Südzone... Ich bin Strohwitwer geworden. Wollen Sie uns bitte etwas zubereiten?“

„Gewiß, Herr Berty, es sind jetzt andere Zeiten, aber für Sie wird sich immer etwas finden. Ich weiß, Sie hatten Omelette mit Trüffeln gern. In einer halben Stunde ist alles fertig. Werden Sie hier übernachten?“

„Ich weiß nicht. Ich sage es Ihnen später.“

Zu Mado sagte er:

„Das Essen wird in einer halben Stunde fertig sein. Wenn Sie nichts dagegen haben, können wir ein wenig spazierengehen. Hier kann man nicht gut sprechen — Madame Lagrange zeichnet sich durch allzu große Wißbegier aus. Sie hätten lieber nach Hause kommen sollen.“

Sie traten ins Freie. Von dem Gasthaus, das an der Chaussee stand, führte ein schmaler Weg zum Flüßchen. Die mondhelle Nacht war sehr klar und von jener klingenden Stille erfüllt, die nur der Spätherbst kennt. Die kahlen Bäume unter dem grünen Himmel sahen wie getüncht aus. Berty war nervös; er steckte sich eine Zigarette an und warf sie gleich wieder weg; er wartete auf Mados Worte.

„Ist Ihnen nicht kalt?“ fragte er. „Die Nächte sind schon kühl.“

„Nein.“

„Ich aber friere.“

Er schlug den Mantelkragen hoch. Sie näherten sich dem Flüßchen, blieben stehen. Endlich begann Berty zu sprechen:

„Was haben Sie denn in dieser Zeit erlebt — die Liebe eines Stallknechts oder den Treubruch eines Falschspielers?"

„Vieles..."

Er glaubte, sie suche nach einem Taschentuch und könne es nicht finden. Wahrscheinlich weint sie... Er hatte zu lange Rücksicht auf sie genommen!

„...Unter vielem anderen die Hinrichtung der Sechzehn", sagte Mado.

Mados Worte drangen ihm nicht mehr zum Bewußtsein — er stürzte vornüber. Der Schuß war im weiten Umkreis zu hören, und Madame Lagrange, die den Tisch deckte, seufzte: schon wieder sind Deutsche im Dorf, die sich besoffen haben...

Mado sah ihn an, erinnerte sich an die erste Nacht — an den schlafenden Berty, an das Fenster, das Morgenlicht, den Schwur an den fernen Sergej. Dann sprang sie in ein kleines Boot, setzte auf das andere Ufer über, ging schnell den durch Gebüsch verdeckten Pfad entlang. Bald stieß sie auf Gérard.

„Warum so lange? Ich hab' mich schon aufgeregt."

„Er hatte sich verspätet."

„Nun?"

Sie nickte. Schweigend gingen sie weiter, bogen auf einen anderen Pfad ab.

„Noch zwei Kilometer. Bist du müde?"

„Nein... Ich bin sehr müde, doch das ist unwichtig."

Gérard klopfte lange mit dem Fuß gegen die Tür.

„Sie ist taub."

Endlich wurde geöffnet. Das grauhaarige Weiblein machte sich zu schaffen, blies Feuer an, stellte Wasser auf. Gérard sagte zu Mado:

„Sie hat früher mit ihrem Enkel zusammengewohnt. Er ist jetzt in Gefangenschaft. Hier ist's ruhig."

Er schrie der Alten ins Ohr:

„Kommt niemand hierher?"

Sie verstand ihn nicht, seufzte:

„Seit Ostern hat er nicht geschrieben."

Mado saß im Mantel am Herdfeuer. Sie fieberte. Gérard sah in ihren Augen Tränen.

„Trauerst du etwa um ihn?"

„Nein, nicht um ihn. Um uns, um Luc, um die Alte. Es könnte doch anders sein... Aber was soll man darüber sprechen! Luc ist sicher besorgt."

„Morgen früh wird er alles erfahren. Und du leg dich hin, das kommt von der Müdigkeit, du siehst ganz verstört aus."

* 10 *

Im Frühjahr war Lancier dem Untergang nahe. Nach der tragischen Unterredung mit Berty war er nach Hause zurückgekehrt, legte sich ins Bett und konnte nicht mehr aufstehen; nachts übergab er sich, wie damals, vor dem Krieg, als er erfahren hatte, aus welcher Quelle Roy sein Geld geschöpft hatte. Morillot untersuchte ihn lange, endlich sagte er: „Lieber Freund, Sie haben einen Nervenzusammenbruch. Das ist nicht gefährlich, aber unangenehm. Vielleicht etwas Zerstreuung? Warum vernachlässigen Sie Ihre Sammlungen?“ Lancier lächelte trübe: „Mich interessiert jetzt nichts mehr. Sie können sich nicht vorstellen, wie weit es mit mir gekommen ist — ich merke nicht, was ich esse, was für Wetter draußen ist.“

Das Schicksal hatte mit ihm Erbarmen. Die Witwe Amon war kinderlos, ihr Herz hatte unverbrauchte Zärtlichkeit bewahrt. Lancier lernte sie auf einem Wohltätigkeitskonzert kennen, das zum Besten der Kinder verunglückter Feuerwehrmänner gegeben wurde; Martha Amons Mann, Chef eines Feuerwehrdepots, starb im Kriegswinter an einer Lungenentzündung, doch Martha blieb der Meinung, er sei wie ein Soldat auf dem Schlachtfeld gefallen. Sie war nicht hübsch, hatte aber Lancier durch ihre Weichheit und Fraulichkeit gewonnen. Anfangs verheimlichte sie ihm ihr Alter, und erst nachdem Lancier um ihre Hand angehalten hatte, gestand sie unter Tränen: „Maurice, ich bin vierundvierzig Jahre alt.“

Lancier fragte sich, ob er Marcelines Andenken nicht schände. Er wußte, daß er Martha nie so lieben werde wie seine erste Frau. Aber er war so unglücklich, so einsam!... Marceline würde als erste sagen: „Du kannst nicht so verlassen leben.“ Als er einmal von Marceline sprach, sagte Martha: „Sie haben das wahre Glück kennengelernt, Maurice. Sie hatten eine ungewöhnliche Frau, ich fühle das, wenn Sie von ihr sprechen... Uns beide hat der Krieg beraubt. Wir sind zwei Wracks auf stürmischer See... Aber die Zeit ist schrecklich.“ Lancier gefiel es, wie Martha über die Ereignisse urteilte: sie liebt die Deutschen nicht, aber sie begreift, daß man darauf angewiesen ist, mit ihnen zu leben. Eine echte ehrliche Französin! Gewiß, Martha ist nicht Marceline, ihr fehlen Feinheit und hohe Gefühle. Nivelle würde sagen „Kleinbürgerin“. Doch wenn alle bei uns solche Kleinbürgerinnen wären, hätten wir vielleicht den Krieg nicht verloren.

Den entscheidenden Worten ging ein Gespräch über Lanciers Kinder voraus. Er erzählte ihr die ganze Wahrheit:

„Louis ist tollkühn und unbedacht, ich weiß nicht, von wem er das hat. Er ist nach England gegangen. Ich fürchte, er ist umgekommen, solche Menschen können nicht untätig sein... Marceline hat ihn sehr geliebt. Mir aber steht Mado näher... Sie haßt wie

ich die Politik. Es hieß allgemein, aus ihr könne eine gute Malerin werden. Ich war so glücklich darüber, daß sie Berty ins Herz schloß. Er ist aber ein unverständlicher Mensch, eine Mischung von hohen Idealen und teuflischer Logik. Er ist fähig, Menschen zu retten und auch zu vernichten. Ich weiß nicht, wie sie miteinander gelebt haben. Vielleicht hat er sie gekränkt, sich eine Geliebte genommen, kurzum — sie verließ ihn... Er hat es gewagt, sich in schrecklichen Worten über sie auszulassen... Das ist unverzeihlich, obwohl ich verstehe, wie sehr er leidet."

Lancier bemerkte, daß Martha vor Rührung weinte, und sagte:

„Meine Liebe, ich schlage Ihnen vor, meine Frau zu werden. Unser Bund wird fester sein. Wir beide sind aus dem Alter heraus, in dem einen die Gefahr reizt. Wir wollen Ruhe in dieser tollen Welt, wir werden einander helfen."

Martha umarmte ihn und flüsterte, wie ein junges Mädchen errötend:

„Zu Silvester sagte mir meine Schwester: ‚Du wirst noch dein Glück finden.' Ich wollte ihr nicht glauben... Aber mit Ihnen... mit dir habe ich es gefunden."

Die Hochzeit wurde sehr bescheiden gefeiert. Lancier lud nur Marthas Schwester und seine nächsten Freunde ein; zu jedem hatte er vorher gesagt: „Marcelines Andenken ist mir und Martha heilig." Alle billigten seinen Entschluß, nur Morillot erlaubte sich einen schlechten Scherz: „Warum entschuldigen Sie sich, Maurice? Sie sind siebenundfünfzig Jahre alt, ein durchaus passables Alter. Durch die Deutschen haben wir ja noch ganz andere Ersatzstoffe kennengelernt."

Schon im Sommer war es Lancier gelungen, Sembat mit Nivelle auszusöhnen. Trotzdem befürchtete er, sie könnten sich wieder verzanken, und er sprach lange mit jedem von ihnen. „Ich flehe Sie an, vergessen Sie für einen Tag die Politik. Für mich ist das vielleicht der einzige freudige Augenblick inmitten der furchtbaren Ereignisse."

Das Essen verlief ungestört. Sembat war melancholisch, schweigsam — immerfort mußte er an Mado denken, die Jahre hatten nicht vermocht, ihn von seiner unglücklichen Liebe zu heilen. Nivelle war außergewöhnlich freundlich, stimmte mit allen überein, sprach von dem, was alle verband — die Vorkriegsessen in „Corbeille". Martha verhielt sich bescheiden, sagte wiederholt: „Warum essen Sie so wenig?" Lancier strahlte, schenkte Sekt ein. Dumas hatte einen Rausch. Plötzlich brüllte er:

„Ich schlage vor, das Glas auf Leo Alper zu erheben. Ich traf ihn kürzlich, man hat ihm einen gelben Stern auf den Rock genäht. Trinken wir auf Leo Alpers Stern!"

Er stieß mit allen an. Nivelle biß sich auf die Lippen, erhob aber sein Glas.

„Mit Ihnen nicht, Herr Nivelle. Immerhin muß man ein gewisses Schamgefühl bewahren."

Sembat konnte sich nicht enthalten, in die Hände zu klatschen. Nivelle erwiderte leise:

„Sie sind betrunken; ich will die Familienfeier nicht stören."

Er verabschiedete sich von Lancier und Martha und ging. Lancier machte Dumas Vorwürfe: „Warum haben Sie angefangen?" Aber Dumas wollte nichts hören: „Die anderen haben angefangen. Bin ich verpflichtet, mit ihm anzustoßen?" Er ging und nahm Morillot mit. Zum Abschied umarmte Sembat Lancier und fragte ihn leise:

„Wo ist Mado?"

„Denken Sie, ich weiß das? Mit Berty lebt sie nicht mehr... Vielleicht ist sie bei Louis? Man begreift ja nichts mehr, ein heilloses Durcheinander."

Als die Gäste gegangen waren, sagte Martha zu Lancier:

„Schade, daß sie aneinandergeraten sind. Der Professor hat recht — man darf einen anständigen Menschen nicht quälen, nur weil er Jude ist. Bei meinem verstorbenen Charles haben Juden gearbeitet, er hat niemals ein Wort darüber verloren... Ich verstehe eins nicht — warum wurde der Professor so ausfällig Herrn Nivelle gegenüber?"

„Du wirst das nie verstehen, das ist Politik. Nivelle ist der Ansicht, man müsse mit den Deutschen zusammenarbeiten."

„Und was ist dabei? Wenn sie einmal hier sind, bleibt nichts übrig, als mit ihnen zusammenzuarbeiten. Als hinge das von uns ab... Alle arbeiten mit ihnen zusammen und meiner Meinung nach liebt sie niemand. Es ist bloß dumm, ein Geschrei darüber anzustimmen, wie es der Professor tut, man kann sich große Unannehmlichkeiten zuziehen."

Lancier dachte: sie denkt wie ich. Wie der Marschall. Wie alle Franzosen... Dumas ist stets ein wenig grob, während Nivelle den Bogen überspannt...

Jetzt interessierte sich Lancier eifrig für Dinge, die ihn früher angeödet hatten. Wenn er Morillot traf, war seine erste Frage: „Wie steht's bei Stalingrad?" Er wußte, daß irgendwo weit weg eine Riesenschlacht im Gange war, von deren Ausgang vieles abhing, vielleicht auch das Schicksal Roche aînés. Lancier führte deutsche Bestellungen aus, verurteilte aufrichtig die Terroristen, empörte sich darüber, daß die Engländer Le Havre und Rouen bombardierten; trotzdem bereitete es ihm Freude, daß die Deutschen Schwierigkeiten hatten. Die Russen werden natürlich vernichtet, sie sind Fanatiker, Selbstmörder, aber die Deutschen haben es dort allem Anschein nach nicht leicht... Der Streifzug nach Dieppe war bloß eine kleine Aufklärung, nur Dumas konnte auf den Gedanken kommen, daß es sich um eine regelrechte Landung handle. Warum sollen

sie sich beeilen? Vorläufig kämpfen ja die Russen noch... In zwei, drei Jahren werden die Alliierten wirklich landen können. Die deutschen Zeitungen mögen schreiben, was sie wollen — Amerika ist eine Macht...

Wenn er mit Martha frühstückte, vergaß er den Kriegssturm. Wie seltsam, sagte er sich, in dieser Katastrophe habe ich ein bescheidenes Glück gefunden...

Eines Morgens beim Frühstück faltete er die Zeitung auseinander und schrie auf: sein Schwiegersohn blickte ihn an. Lancier las, daß Berty bei Jouarre ermordet wurde; es handle sich aller Wahrscheinlichkeit nach um einen Eifersuchtsmord, da weder Brieftasche noch Uhr geraubt wurden; die Besitzerin des Gasthauses „Belle Hôtesse" habe das Opfer noch eine halbe Stunde vor seinem Ableben in Begleitung einer schönen jungen Frau von hohem Wuchs, in grauem Regenmantel gesehen...

„Es tut mir leid, ich bin nicht nachtragend, ich will dir aber die Wahrheit sagen, Martha, er hat das verdient. Man darf nicht so von einer Frau sprechen... Wahrscheinlich hatte er ein ganzes Dutzend Geliebte. Und das ist das Resultat."

Lancier las weiter: „Die Polizei macht sich mit dem Privatleben des Herrn J. Berty sowie den Umständen bekannt, unter denen Madame Berty im Januar Paris in Richtung Süden verließ." Er schwieg lange, dann lief er plötzlich auf Martha zu und flüsterte:

„Und wenn Mado ihn getötet hat? Wie furchtbar!"

„Was fällt dir ein, Maurice! Niemand kommt auf den Gedanken... Wie kannst du so etwas sagen?"

„Du kennst Mado nicht, sie ist wie die selige Marceline... Wenn solche Frauen lieben, sind sie zu allem fähig. Sie hat ihn wahnsinnig geliebt, ist fortgefahren, ohne mir ein Wort zu sagen."

Bald beruhigte er sich:

„Morillot hat recht — das sind die Nerven, ich sehe Gespenster... Weißt du, ich werde zur Beerdigung gehen, obwohl er mich beleidigt hat. Man muß einen Kranz bestellen, ich denke, am besten einen aus Chrysanthemen."

Auf der Beerdigung vergoß Lancier ein paar Tränen: er dachte daran, wie Berty zusammen mit ihm und Mado Marceline beerdigt hatte. Ich hatte ihn trotz allem sehr gern... Es ist schön, daß die Beerdigung so pompös ist. Er hatte viele politische Gegner, aber niemand kann bestreiten, daß er eine große Persönlichkeit war. Da ist ein Kranz vom Minister, von den Arbeitern, vom Unternehmerverband, von Schirke... Die Deutschen verstehen Takt zu wahren — die Militärs sind in Zivil erschienen...

Lancier hatte den Schwiegersohn bereits vergessen, als die Zeitung eine neue Sensation brachte: „Wie die Ermittlungen ergeben haben, gehört die Mörderin Joseph Bertys der Bande an, die sich

‚Franktireure und Partisanen' nennt. Die deutschen Behörden, bei denen unser Mitarbeiter vorsprach, betonen, daß zu einer Zeit, da die Mehrheit des französischen Volkes tadellose Beziehungen zu den Besatzungsbehörden unterhält, ein von Juden und Ausländern angeführtes Häuflein von Verbrechern terroristische Akte nicht nur gegen deutsche Militärangehörige, sondern auch gegen Vertreter der französischen Öffentlichkeit verübt. Auf die Ergreifung der unbekannten Täterin, deren Signalements wiederholt bekanntgegeben wurden, ist eine hohe Belohnung angesetzt."

Lancier war erschüttert. Das ist doch unerhört! Die Kommunisten sind wahnsinnig geworden! Man konnte anderer Meinung sein als Berty, ich selbst war hitzig, sagte, er sei die rechte Hand Schirkes; aber es sind doch verschiedene Dinge, mit jemandem zu streiten oder einen grundehrlichen Menschen zu töten. Ich hatte schon immer das Gefühl, daß Menschen wie Lejean so tief sinken können... Warum aber setzen die Deutschen eine so hohe Belohnung aus? Demnach müssen sie Berty dringend gebraucht haben. Mado aber hat ihn verlassen... Sie können mich schikanieren, fragen: warum hat Ihre Tochter einen so trefflichen Mann verlassen? Wie soll man diesen Gamaschenknöpfen erklären, daß das Herz seine eigenen Gesetze kennt, daß Mado nach Marceline geraten ist?... Sie werden über mich herfallen, und das um so mehr, als auf Roche aîné der Schatten des unglückseligen Alper fällt. Warum habe ich mich mit ihm eingelassen? Habe in meinem Leben genug unüberlegte Handlungen begangen und muß nun im Alter für alles büßen.

„Warum ißt du nichts?" fragte Martha besorgt.

Er fuhr hoch, warf die Serviette auf den Tisch.

„Du denkst nur ans Essen! Du weißt ja nicht, was mir droht..."

Er hielt inne, Martha ist nicht Marceline... Niemand hat er, mit dem er sich beraten kann. Nivelle wird sagen: „Es ist doch klar, daß Sie auf seiten der Juden und Terroristen stehen, in Ihrem Hause trinkt man auf Alpers Wohl." Und Dumas wird sagen: „Sehr gut, daß man ihn beseitigt hat." Alle haben den letzten Rest gesunden Menschenverstands verloren, mitunter will man gar nicht glauben, daß dieses Land Frankreich ist...

Als ein deutscher Wagen in der Nähe von „Corbeille" hielt, flüsterte Lancier, der am Fenster stand:

„Martha!"

Sie stürzte zu ihm:

„Was hast du?"

Die Deutschen fuhren weiter, und Lancier sagte:

„Nichts... Es kam dir nur so vor..."

Lancier zerbrach sich den Kopf, was er tun könne, endlich beschloß er, einen Nachruf für Berty zu schreiben. Da er außer Briefen schon lange nichts mehr geschrieben hatte, schien ihm sein Beginnen

anfangs qualvoll; dann aber fand er Geschmack daran. Ganz besonders gefiel ihm der Schluß:

„Für mich war Joseph Berty nicht nur der Schwiegersohn und Freund, sondern auch ein großer Bürger. Verachtung treffe die Verbrecherin, die ihre Hand gegen diesen herrlichen Menschen erhob! Vielleicht hatte sie sich den Ruhm einer Charlotte Corday erträumt? Doch ist sie eher mit Medea zu vergleichen, der Ovid die düsteren Worte in den Mund legt: ‚Ich sehe das Gute und tue das Böse.‘ Sie sah das Frankreich des Marschalls, sah den heldenmütigen Joseph Berty und tat, von Ausländern angestiftet, das Böse."

Lancier las Martha sein Werk vor.

„Das ist sehr hübsch, aber wer soll es bekommen? Sind denn noch Verwandte da?"

„Ich werde es der Zeitung einschicken."

„Warum? Man sollte lieber die Finger davon lassen... Sie können es dir übelnehmen."

Lancier brauste auf:

„Niemand wird sich unterstehen, einem Franzosen zu verbieten, einen anderen Franzosen zu beweinen! Außerdem war er mein Schwiegersohn."

Er schickte den Nachruf einer Zeitung ein. Am Abend aber rief er Morillot an und bat ihn, sofort zu kommen.

Als ihn der Arzt untersuchen wollte, sagte Lancier:

„Ich habe Sie aus einem anderen Grunde hergebeten. Möchte Sie nur inständig bitten, nicht zu lachen, es ist sehr ernst, es geht um mein Leben. Ich habe für Berty einen Nachruf geschrieben. Es sind nicht meine Gedanken, doch was könnte ich tun? Die Deutschen haben ihn sehr geschätzt, aber Mado hat ihn verlassen. Ich bin überhaupt in einer sehr unsicheren Lage, Roy kann jeden Augenblick die Sache Alper aufziehen. Ich mußte das tun. Sie, Doktor, haben doch sicher Verbindung zum anderen Lager. Sie hören London, sagen Sie ihnen, daß ich gezwungen war..."

Morillot lachte widerwärtig.

„Wenn ich London höre, so heißt das noch lange nicht, daß London mich hört. Wem soll ich es denn sagen? Mado? Sie ist ja von der Bildfläche verschwunden."

„Sie lachen schon wieder?"

„Das sind alles die Nerven... Frische Luft, Motion."

„Haben Sie die letzten Meldungen gehört? Was gibt's Neues? Was ist bei Stalingrad?"

„Unverändert. Das ist schlecht für die Deutschen. Solche Sachen entscheiden sich sofort oder aber sie gehen ganz anders aus, als man sich das gedacht hat."

Die Behauptung, daß es den Deutschen schlecht gehe, gab Lancier den Rest. Jetzt bin ich auch mit ihnen liiert. Morillot aber

freut sich, es macht ihm Spaß, jemanden zu quälen. Lancier riß den „Paris Soir“ vom Tisch und kreischte:

„Quatsch! Stalingrad ist genommen, hier steht es schwarz auf weiß. Ich verstehe nicht, warum Sie sich solche Dummheiten anhören.“

„Nicht so laut, mein Lieber! Sie haben geschrieben, haben sich ausgetobt, nun ist's gut. Das alles kommt vom vegetativen Nervensystem.“

* II *

Wo hatte er nicht schon überall übernachtet! Luc sagte lachend: „Schade, daß die Widerstandsbewegung keinen Balzac hat — hundert Romane wären fertig.“ Heute schlief er bei einem Tierausstopfer. Ringsum blickten ihn starre, neugierige Augen an, ein sprungbereiter Luchs, ein junger Bär, der treuherzig staunte, philosophierende Eulen und ein Spitz, Madame Dufys Liebling (sie hatte ihn bestellt, in Anbetracht der Lage aber nicht abgeholt), der ihn bewachte, weil er doch jemanden bewachen mußte.

Mado schreckte zusammen, als sie eintrat. Luc lächelte:

„Fürchte dich nicht, France, sie beißen nicht. Etwas anderes wäre ein ausgestopfter Gestapomann, da könnte man's wirklich mit der Angst zu tun bekommen.“

Wie die anderen, nannte er jetzt Mado France. Und auch Mado hatte vergessen, daß Luc einmal der Ingenieur Lejean war. Beinahe ein Jahr schon arbeitete sie in Lucs Gruppe. Der Mord an Berty war eine Episode in einer langen Kampagne: die Rüstungsindustrie mußte desorganisiert werden. Unter den Sechzehn, die auf Bertys Anzeige hin erschossen wurden, waren fünf Genossen, die mit Luc zusammengearbeitet hatten. Für einige Wochen mußte die ganze Arbeit gestoppt werden. Jetzt war die stille Zeit vorbei. Jules und Nic hatten sich gut bewährt. Und die Hauptsache — Berty war nicht mehr da.

„Hast du die Zeitungen gesehen? Sie haben unser Flugblatt gelesen. Das Gerede von Eifersucht hat aufgehört. Der Eindruck ist gewaltig — sie spüren, daß wir eine Macht sind. Du mußt wegfahren, France. Die Hotelbesitzerin hat dich gesehen. Sie werden alles aufbieten. Morgen bringt dich Jacques fort.“

„Wohin?“

„In die andere Zone. Vielleicht wirst du Josette oder Paul treffen.“

Mado wurde traurig: Paris verlassen... Ihr ganzes Leben war mit dieser Stadt verbunden: die Kindheit, Sergej, die Einsamkeit, die illegale Arbeit... Doch jetzt wußte sie sich zu beherrschen, und Luc merkte ihr nichts an.

„Wie steht's dort?"

Luc wußte, was mit diesem „dort" gemeint war.

„Sie halten sich. Ist das nicht wunderbar? Stell dir nur vor — die Blüte des deutschen Heeres, Italiener, Rumänen, mindestens eine Viertel Million, alle Fabriken Europas... Und auf einem winzigen Fleckchen Erde — die Sowjetkämpfer... Das wird in Ewigkeit unvergessen bleiben. Nicht das riesige Rußland, sondern ein kleiner Streifen Erde... Zwei Monate! Gestern haben die Deutschen durchgegeben: ‚Ein grauenerregender Totentanz!' Kaputt getanzt haben sie sich!... Heute hörte ich auf der Straße, wie sich zwei Franzosen begrüßten, keine Arbeiter, Beamte wohl oder Rentiers, der eine sagte als erstes: ‚Stalingrad hält sich noch immer!' Wenn die es schon begriffen haben! Die ganze Welt blickt auf Stalingrad... Anna sagt, die Deutschen seien nicht wiederzuerkennen. Bald werden große Veränderungen eintreten, das liegt in der Luft."

Wahre Freundschaft hatte in diesem Jahr Mado und Lejean verbunden. Diese Freundschaft mochte Menschen unverständlich scheinen, die in Lejean einen trockenen Dogmatiker sahen, für den es im Leben nur zwei Farben — rot und schwarz — und nur zwei Worte — „ja" und „nein" — gab. Aber Lejean kannte alle Worte, alle Schattierungen, doch er lebte in einer Zeit, in der man nur einem leben mußte, hatte doch der Krieg schon lange vor Kriegsausbruch begonnen, und je größer der Mensch war, desto zwingender machte sich in ihm das Verlangen nach innerer Selbstbeschränkung geltend. Vielleicht verstand er France so gut, weil er sie schon als eigenwilliges Mädchen gekannt hatte, als das sie im Treibhaus „Corbeille" aufgewachsen war. Alle Genossen schätzten sie — sie war hilfsbereit, intelligent, mutig. Aber Luc wußte noch mehr: Mado war das nicht leichtgefallen, das Leben hatte sie allzu plötzlich zertreten, sie hatte nur die Würde bewahrt, die einem eigenen Leben, der Hoffnung auf ein späteres Glück entsagte. Nach Bertys Anzeige und der Hinrichtung der Sechzehn stand die Frage der Bestrafung des „deutschen Lakaien" (wie ihn die Genossen nannten). Luc fügte hinzu: „Er muß beseitigt werden, nicht weil er ein Lakai ist, sondern ein Inspirator." France meldete sich. Als Luc mit ihr allein war, sprach er auf sie ein: „Laß das. Wir haben dafür tüchtige Jungen." Vielleicht hatte er Angst, France würde nicht davonkommen, vielleicht hatte er auch andere Bedenken: Mado war immerhin Bertys Frau... Aber sie bestand darauf: „Warum sollen andere ihr Leben riskieren? Mir fällt es leichter. Und ich möchte es tun. Er hatte eine Sekretärin, Yvonne, ein naives Mädel mit Ringellöckchen, sie borgte sich bei mir Modezeitschriften aus, träumte davon, mit Gabin oder sonst einem Filmstar bekannt zu werden. Er hat auch sie auf dem Gewissen... Ich versichere dir, Luc, daß ich es fertigbringe. Ich habe ein Recht darauf."

Bald werden sie sich trennen. Luc wird hier übernachten, France aber geht zu Vacher, wo sie morgen Jacques abholen wird. Und dann — der Süden... Sie sind traurig. Was kann Menschen mehr verbinden als ein solches Jahr?

„Glaubst du, daß nach dem Krieg alles anders sein wird?" fragt France. Sie möchte in die Zukunft schauen, möchte wissen, ob anderen Glück beschieden sein wird. Milet wurde erschossen. Robert wird nie seine Liebe vergessen. Aber die jungen, die ganz jungen — Lucs Sohn Paul?... Nein, Paul ist schon ein Illegaler... Lucs Tochter Mimi, sie ist jetzt neun Jahre alt...

Lejean schweigt lange, raucht. Die Augen der Uhus und Luchse glänzen, der treue Spitz steht bereit, einen Angreifer anzuspringen.

„Am Dienstag hatte ich eine Besprechung mit einem aus der ‚AS', ein Ingenieur, er war vor Kriegsausbruch bei den ‚Feuerkreuzlern'. Ich sprach mit ihm wegen Maschinenpistolen. Die Leute haben viele Waffen. Die Verbündeten werfen sie ihnen ab. Sie sollen bis zum Tag J — bis zur Landung — aufgehoben werden. Schade... Vielleicht geben sie uns zwei Dutzend ab. Als du von der Zukunft sprachst, mußte ich an ihn denken. Wir unterhielten uns wie Freunde. Ich weiß, sollte er morgen festgenommen werden, er wird nichts verraten, man sieht gleich, daß er standhaft ist. Vor drei Jahren aber, als ich eingesperrt wurde, haben sich Leute wie er sicher entrüstet: ‚Warum erschießt man die Kommunisten nicht?' Wie kann man wissen, was aus ihm in drei Jahren wird?... Jetzt sagen sie, Frankreich muß umgestaltet werden, alles ist verfault, die Kommunisten sind prächtige Menschen. Sie bewundern Stalingrad. Dieser Ingenieur sagte mir: ‚In Stalingrad wird auch für uns gekämpft.' Was wird aber später sein, nach dem Sieg?... Ein Mensch kann neu geboren werden, aber eine ganze Klasse?... Nein, so etwas gibt es nicht! Er sprach immer von ‚Frankreich' — er hat ein Haus, aber keine Familie, das Volk fehlt."

„Weißt du, Luc, ich bin vor kurzem in einem Haus in Billancourt gewesen. Das Haus hatte einen Bombentreffer erhalten, die Bewohner wollten ausziehen, blieben aber dann da. Von dem Haus steht nur noch die Front, die Leute leben im Keller, die Fenster sind mit Sperrholz vernagelt, es regnet herein, ist kalt. Eine Frau sagte mir: ‚Und trotzdem ist es der eigene, traute Winkel.' Manchmal wird mir bang, wenn ich an die Zukunft denke. Jetzt tobt noch der Sturm — das Dach ist fortgerissen, die Fensterscheiben sind herausgeflogen, die Leute leben wie auf der Straße. Sie sagen: ‚Nach dem Sieg werden wir wiederaufbauen.' Vielleicht werden sie gar nicht aufbauen, sondern nur flicken, Sperrholz finden, die Ritzen verstopfen, es wird ärmlich, düster sein, dafür aber vertraut."

„France, glaubst du, daß sich der Mensch mit einem Schlag ändern kann? Eine Revolution wird kommen, wenn nicht jetzt, dann

später. Aber auch nach der Revolution wird sich nicht gleich alles ändern, vor allem die Menschen nicht. Nur die Utopisten haben geglaubt, daß alles in vierundzwanzig Stunden gemacht werden könnte, ihnen lag ja der Anfang ebenso fern wie das Ende. Weißt du, wann das Steigen am schwersten ist? Nicht dann, wenn man von unten zum Gipfel aufblickt, und auch nicht am Anfang — in der Mitte, wenn du genau weißt, was jede Wegschleife bedeutet. Bergab kann man laufen, bergauf aber muß man ohne Ende gehen... Furchtbar ist dieser Weg — über Steine, durch Schmutz, durch Blut! Und dennoch — ein Weg."

„Ich denke nicht an mich. Aber die Kinder... Deine Mimi, wird sie es erleben?"

„Ich weiß noch, France, wie du immer gekommen bist und mit Mimi Verstecken gespielt hast. Mimi ist nicht mehr. Gestorben. Im April. Josette weiß es nicht, du darfst es ihr nicht sagen... Als Josette sich verborgen halten mußte, gab sie Mimi zu ihrer Freundin. Die Freundin wurde verhaftet, das Kind blieb buchstäblich auf der Straße, später nahm sie ein Förster zu sich. Es war schon zu spät, sie starb an Unterernährung... Ich habe Josette gesagt, Mimi sei in der Schweiz, wir hatten schon zu Anfang des Krieges daran gedacht, sie nach Lausanne zu einer Verwandten von Josette zu geben. Ich kann es ihr nicht sagen, sie ist auch so schon ganz herunter. Mimi bedeutet ihr alles, in jedem Brief fragt sie nach ihr. Ich selbst muß immer daran denken... Gestern schrieb ich ihr, ich hätte Nachricht, daß Mimi sehr gewachsen sei."

Er erhob sich, trat zu Mado. Und inmitten der grünen, orangefarbenen und blaßgelben Augen erblickte sie noch ein Augenpaar — die Augen eines Menschen.

„France, du mußt jetzt gehen, bis zu Vacher ist es weit."

Sie umarmte ihn und trat auf die Straße. Nichts war zu sehen — der erste Winternebel. Vielleicht ist es so besser: die Deutschen sind nicht mehr da und auch nicht das gewohnte und zugleich ungeheuerliche Leben, das Tag für Tag seinen Gang geht. Manchmal glaubt Mado, ein Schiff sei zerschellt, sie klammern sich an treibende Planken und ringsum wogt das Meer. Das stimmt nicht! Es sind Genossen da — sie drucken Flugblätter, sprengen Eisenbahnzüge, schweigen, wenn sie gefoltert werden. Stalingrad ist da. Die Menschen sind eins in ihrem Erleben, waren sich noch nie so nah. Und doch ist jeder in dieser Gemeinschaft einsam, von dichtem Nebel umhüllt. Wer hat denn gewußt, daß Luc immer an Mimi denkt?...

Und nun muß ich von Paris scheiden! Neue Städte werden kommen, neue Menschen. Wozu grübeln? Heute leben alle wie Soldaten. Träfe ich jetzt Sergej, hier, an dieser Ecke, wir würden sicher einander verstehen. Wir würden nicht über Gefühle reden, nicht streiten. Ich würde ihn fragen: „Wie ist es heute bei euch?" Vor-

gestern hat Jacques erzählt, in Stalingrad werde um jedes Haus gekämpft...

Vielleicht werden sie nicht Sperrholz einsetzen, sondern Scheiben, vielleicht werden sie ein neues Haus bauen. Aber Mimi wird nicht sein...

Vacher sagte mit knarrender Stimme: „Bei solchem Wetter kann man sich leicht erkälten. Ich gehe so wenig wie möglich aus, weil ich zu Rheumatismus neige."

In jener Nacht wurden zahlreiche Verhaftungen vorgenommen. Jacques gelang es, durch die Bodenluke zu entkommen. Nic, Sauvage und Robert wurden verhaftet. Lejean wälzte sich die ganze Nacht unruhig auf seinem Lager, er hatte schwere Träume — bald warf Mimi einen Ball hoch, er suchte ihn und konnte ihn nicht finden, bald kamen Tiere mit grellroten Augen gelaufen, beschnupperten seine Schuhe, hoben ihre langen Schnauzen und heulten, heulten...

* 12 *

Anna verbrachte den Abend mit einem Offizier, der aus Brest gekommen war. Er erzählte ihr, daß das zweihundertachtzehnte Schützenregiment ganz plötzlich nach Rußland abtransportiert wurde. Als Leutnant Schelling erfuhr, daß ihm die Ehre widerfahren sollte, Stalingrad zu nehmen, erschoß er sich. Der Major versammelte die Soldaten und erklärte, Leutnant Schelling habe wegen einer unheilbaren Krankheit Selbstmord begangen. Alle kannten aber die wahren Beweggründe, und die Soldaten sagten, als sie verladen wurden: „Wir fahren, um uns von der unheilbaren Krankheit zu heilen." Anna dachte: das muß ich Jacques erzählen, er kann darüber in der „France d'abord" schreiben. Der Offizier aber sagte: „So eine deutsche Frau wie Sie ist mir noch nicht begegnet, Sie haben echten Pariser Schick." Als Anna nachts zu Gilet eilte, rief ihr ein betrunkener Franzose nach: „Mäuschen, läufst du in dein Häuschen?"

Um zehn Uhr früh sollte Anna mit Jacques zusammenkommen. Sie bemerkte nichts Verdächtiges, als sie sich dem Hause näherte; langsam stieg sie die Wendeltreppe zum siebten Stock hinauf; an der Tür horchte sie: ihr war, als spräche Jacques mit jemandem. Sie klopfte wie verabredet viermal. Als die Polizisten sie packten, dachte sie: die Maus ist in eine Falle geraten, und lächelte.

„Warte, bald wirst du weinen", sagte ein Polizist.

Anna war zu lange auf diese Stunde vorbereitet, als daß sie hätte die Fassung verlieren können. Sie brachte die Gestapoleute zur Weißglut. Ganz am Anfang des Verhörs brüllte Siller, den ihre Aussprache stutzig machte, sie an:

„Du lügst, daß du eine Elsässerin bist, du bist eine Deutsche!"

„Ich bin einmal eine Deutsche gewesen", erwiderte Anna, „und ich werde wieder eine Deutsche sein — nach dem Tode, wenn auch ihr nicht mehr sein werdet. Jetzt aber bin ich Französin, Russin, Spanierin, alles, was Sie wollen, nur keine Deutsche."

„Unerhört!" sagte Siller zum Oberst. „Eine solche Hexe ist mir noch nicht begegnet. Ein Engelsgesicht, in der Handtasche Liebesbriefe und spricht deutsch wie ich. Das ist keine kleine Statistin, sondern eine große Spionin."

Sie wurde nachts verhört, man blendete ihr die Augen mit grellem Licht, tauchte sie in Eiswasser, brannte ihr die Brüste mit glühendem Eisen. Siller verlor die Geduld, brüllte:

„Du willst wohl geköpft werden?"

„Ja, das will ich", erwiderte Anna.

Sie nannte ihren Namen nicht: vielleicht lebt der Vater noch... Mit ihr zusammen waren Sauvage (der Spanier Jose Gomez), Nic — ein Pariser Arbeiter — und der Student Robert, der Mado für die Arbeit gewonnen hatte, in die Mausefalle geraten. Siller stellte sie oft einander gegenüber. Keiner sagte etwas. Wenn Anna gefoltert wurde, erzählte sie zusammenhanglos, wie sie in Spanien gekämpft hatte, oder sagte, daß sie die Nazis hasse, oder schwieg; doch wenn sie glaubte, am Ende ihrer Kräfte zu sein, schrie sie: „Stalin-grad! Stalin-grad!"

Endlich ließ man Anna in Ruhe: der Oberst fragte in Berlin an, ob er die inhaftierte Deutsche nach Deutschland überweisen oder die Strafsache auf üblichem Wege behandeln solle.

Als Anna wieder zu sich kam, vermengten sich ihre Gedanken über das Geschehene (hatte man ihr nachgespürt oder hatte jemand Verrat geübt? Hat Jacques fliehen können?) mit Kindheitserinnerungen. Es war ein Kaleidoskop von Jahren und Personen. Vielleicht wurden die längst vergangenen Jahre wieder lebendig, weil sie immerzu denken mußte: ich darf nicht sagen, wer ich bin, sonst quälen sie den Vater zu Tode. Sie sah die Mutter mit einem Seidentuch und einem Körbchen roter Johannisbeeren, den Vater, der sich mitten in der Predigt feierlich schneuzte, während aus dem Taschentuch Schnupftabak rieselte... Von den Eltern wanderten die Gedanken zu den Genossen. Ich habe nichts mehr über die Panzer erfahren, Jacques hatte doch so darum gebeten. Und wenn sie Jacques verhaftet haben? Er ist die Seele des Ganzen... Wie schrecklich er seit dem Sommer abgemagert ist, er hat ein Magengeschwür, müßte Diät halten, aber bei diesem Leben... Sauvages Namen haben sie erfahren, sie können es nach Spanien melden, er hat dort Familie. Er hatte ihr ein Photo gezeigt — ein prächtiger Knabe... Und wieder sah Anna das kleine Städtchen, in dem sie geboren wurde. Auf dem Platz ein alter Springbrunnen, ein Zwerg speit silbernes Wasser, zwei Linden; ein Zelt — im Sommer

wurden dort Kirschen, Pflaumen und Stachelbeeren verkauft; der Papierwarenladen, vor dem Anna als kleines Mädchen stundenlang gestanden und die bunten Postkarten, die ledernen Schreibmappen und die geschnitzten Federkästen bewundert hatte. Rings um die Stadt grüne Hügel: auf dem einen — eine Konditorei und ein Fernrohr, man konnte den Rhein, die Weinberge und die Ruinen eines alten Schlosses sehen.

Sie hatte einst mit Heinrich diesen Hügel bestiegen. Heinrich war sehr kurzsichtig; er machte einen selbstsicheren Eindruck, doch wenn er die Brille abnahm, trat ein kindlicher Zug in sein Gesicht. Er blickte lange auf den fernen Fluß. Anna hatte das Licht der Welt in dem Jahre erblickt, als der Krieg ausbrach, und kannte ihn daher nur aus Schulbüchern, aus den Erzählungen der Eltern. Der Vater sagte oft: „Damals haben wir verloren, wir werden wieder kämpfen müssen." Besorgt fragte sie Heinrich: „Werden Sie denn auch kämpfen müssen?" Er erwiderte: „Jawohl, aber nicht gegen die Franzosen, sondern gegen die Nazis." Sie verstand es nicht, nickte aber, weil sie nichts so sehr fürchtete, als daß Heinrich sie für ein dummes Ding halten könnte. Sie war achtzehn Jahre alt... Heinrich aber nahm die Brille ab und sagte plötzlich: „Lieben Sie Heine? Er hat ein Gedicht geschrieben über eine alte Geschichte, die immer neu bleibt... Ich dachte, ich werde bald verreisen, aber ich sitze hier und denke jeden Tag — werde ich Sie heute sehen oder nicht?"

Zwei Monate später heirateten sie. Ein Jahr lebten sie zusammen. Dann kamen die Nazis... Auf dem Platz, wo der Springbrunnen mit dem Zwerg stand, sangen junge Leute die ganze Nacht hindurch Lieder, grölten. Unter ihnen waren auch ihre Spielkameraden, mit denen sie die ganze Kindheit verbracht hatte. Anna sah diese Menschen nicht, sie war in Hamburg. Heinrich sagte: „Wir müssen illegal arbeiten." Damals verstand sie vieles noch nicht von dem, was er sagte, das eine aber verstand sie: das Glück war vorbei.

Obwohl der Vater Pfarrer war, hatte Anna den Eindruck, daß er nicht an Gott glaubte. Als sie ihn einmal danach fragte, antwortete er: „Die Bibel ist ein Buch, nach dem wir zu leben haben." Gott war für ihn ein vorzüglicher Gesetzgeber, der vor langer Zeit gestorben war, den Menschen aber gute Lehren hinterlassen hatte. Vielleicht billigte er deshalb den Entschluß der Mutter, Heinrich zu beherbergen, obwohl er die Meinung vertrat, die Kommunisten seien gegen Deutschland, und die Juden wegwerfend „Halbgläubige" nannte.

Neunzehnhundertfünfunddreißig... Erst jetzt verstehe ich, was Heinrich durchzumachen hatte. Damals glaubte ich, es zu verstehen, aber das muß man selbst erlebt haben. Jetzt sind wir uns wieder begegnet, wie einst in der Liebe...

Anna hatte sich oft Vorwürfe gemacht: wie sentimental ich bin, eine echte Deutsche! Sie hatte befürchtet, ihre Empfindsamkeit könnte sie beim Kampf stören. Jetzt aber war sie sich ihrer selbst sicher; sie brach sogar in Tränen aus und dachte in diesem Augenblick weder an Heinrich noch an ihre Kindheit, dachte nicht an den nahen Tod, gab sich nur der großen Zärtlichkeit hin, die sie in all den Jahren unterdrückt hatte.

Dann sah sie plötzlich Spanien — rosarote und rötliche Berge ohne Grün, glühende Hitze, der grellgelbe Ebro. Es war vor der Entscheidung; das halbtote Spanien unternahm den letzten Versuch, sich zu erheben, den Ring zu durchbrechen. Tag und Nacht hielten die Faschisten den Flußübergang unter Beschuß. Die Leute blieben fest, obwohl sie wußten, daß keine Hoffnung mehr bestand. Anna erinnerte sich, wie einmal ein Bauer kam und verlangte, in die Armee aufgenommen zu werden. Niemand konnte verstehen, warum er zwei Jahre lang auf seinem Hof gesessen hatte und jetzt, da der Krieg verloren war, kam. Er sagte: „Mein Dorf steht unter der Fuchtel eines Priesters, niemand ist in den Krieg gezogen. Jetzt heißt es, die Faschisten gewinnen die Oberhand. Sollen sie wissen, daß es auch in meinem Dorf Menschen gibt.“ Er fiel am Ebro...

Als sie in Spanien war, ließ ihr der Vater bestellen, daß er am Leben sei und seine Tochter unverbrüchlich liebe. Dann hörte sie nichts mehr von ihm, vielleicht war er tot, vielleicht war er Nazi geworden — dort haben alle den Verstand verloren...

Vier Personen standen vor Gericht: Jose Gomez (Sauvage), Ives Meunier (Robert), Jean Valin (Nic) und „eine Frau, die sich für Marie Nielhaus aus Kolmar ausgibt“. Noch bevor die Richter den Saal betraten, konnte Nic den Genossen zuflüstern: „Jacques ist geflohen. Von draußen gute Nachrichten — Stalingrad hält sich.“ Sein sachliches, rasches Flüstern beruhigte Anna. Jetzt sind sie wieder beisammen... Früher hatten sie wenig miteinander gesprochen: sie hatten keine Zeit. Sauvage und sie gedachten manchmal Spaniens. Es rührte ihn, daß sie noch spanische Worte kannte, er sagte: „Werde ich wirklich nicht mehr zurückkehren?“ Sie antwortete: „Ganz bestimmt kommst du hin. Und ich auch. Wir gehen zur Puerta del Sol, dort wird es sehr heiß und laut und lustig sein.“ Robert sagte ihr einmal: „Für mich erwarte ich nichts. Lucie ist nicht mehr. Man hat sie festgenommen.“ Nic gestand, daß er erst neunzehn Jahre alt war, er liebte es, von Nichtigkeiten zu schwätzen, erzählte, wie er die Polizisten gefoppt hatte, wie er auf Fischfang ging: „So eine Schleie!“... Sie kannten sich nur wenig: es verband sie etwas, das mehr war als die Freuden und Mißgeschicke eines einzelnen Menschen. Und nun sind sie beisammen. Sie wissen, daß sie nichts zu brechen vermochte; sie blicken die Richter streng und kühl an wie Sieger.

Gleichgültig nahmen sie das Urteil hin: sie kannten es schon. Nic flüsterte Sauvage zu: „Wie sie sich aufplustern. Ich möchte sie mal in einem Jahr sehen.“ Als sie abgeführt wurden, kam Robert für einen Augenblick neben Anna zu stehen. Sie hob die gefesselten Hände ein wenig:

„Leb wohl, Robert! Ich kann dich nicht umarmen.“

„Anna, ich möchte dir als Franzose, als Kommunist sagen — es ist gut, daß du bei uns bist. Und Sauvage. Und die Russen in Stalingrad. Leb wohl, Anna!“

Sie hörte diese Worte in der dunklen Zelle, sie hörte sie, als man sie abholte. Diese Worte erhellten ihre letzten Minuten. Sie dachte: wir sprachen von der „Internationale“, aber auch das muß man selbst erleben... Von der Wolga bis zu mir... Der Vater sprach gern vom biblischen Paradies: ein grüner, dichter Garten. Doch jenes ist verloren, und dieses habe ich gefunden...

Sie lehnte die Binde ab; man verband ihr dennoch die Augen — dem Offizier schien es, sie sehe ihn herausfordernd an. Sie aber blickte auf den vom Regen aufgeweichten Platz, auf den hohen knorrigen Baum, auf das gefundene Paradies.

* 13 *

Vor dem Krieg stickte Christine Staube für eine Kunstgewerbehandlung und pflegte ihren gelähmten Vater, einen pensionierten Beamten. Sie war sechsunddreißig Jahre alt und dachte nicht mehr ans Heiraten, obwohl sie durchaus nicht häßlich war. Vor etwa zehn Jahren hatte ihr der Buchhalter Zimmer den Hof gemacht, hatte sie ins Kino geführt, in Konditoreien. Als der Vater davon erfuhr, fiel er über sie her: Christine vergesse ihre Pflicht, ein Mädchen müsse sich alles hundertmal überlegen, ehe sie den schicksalsschweren Schritt tue, er könne sie nicht hindern, er sei alt und krank, aber von ihm bekomme sie keinen Heller. Zur nächsten Verabredung erschien Christine verweint. Sie sagte: „Gustav, ich bin zu allem bereit. Meinetwegen sofort... Aber mein Vater ist dagegen. Das Haus ist auf seinen Namen eingetragen. Ich verdiene anständig, sonst habe ich nichts.“ Gustav erwiderte: „Ich bin kein Materialist, ich liebe dich auch ohne Mitgift.“ Dann hatte er es plötzlich eilig: er habe eine Extraarbeit. Christine sah ihn nie wieder. Ihr Herz verhärtete sich wie angeschnittenes und liegengebliebenes Brot. Manchmal vergoß sie Tränen — wenn Papa stirbt, bleibe ich ganz allein; manchmal überkam sie ein dunkles Verlangen — wenn er stirbt, verkaufe ich das Haus und heirate. Auch vierzigjährige Frauen finden noch Männer...

Endlich starb der Vater; doch sein Ableben erfolgte im März neunzehnhundertzweiundvierzig, und das Haus konnte nicht verkauft werden — nach den englischen Fliegerangriffen lag das Bahnhofsviertel verödet; an Heiraten war nicht zu denken, selbst zwanzigjährige hübsche Mädels hatten keine Kavaliere; niemand interessierte sich noch für Morgenröcke mit Kranichen oder Tischdecken mit Irisblumen. Christine wurde Barackenaufseherin in einem Lager, in dem russische Frauen untergebracht waren. Herr Kirchhof erklärte ihr: „Das sind keine Verbrecherinnen, wir halten sie nur hinter Schloß und Riegel, weil die russischen Bräuche anders sind als die unsrigen. Seien Sie streng, aber gerecht. Denken Sie daran, daß die Russen Kinder sind."

Christine war von Natur aus nicht böse, und als sie die blauäugige Warja zum erstenmal schlug, erschrak sie: vielleicht ist das nicht recht? Nach einigem Nachdenken beruhigte sie sich: Herr Kirchhof hatte gesagt, die Russen seien Kinder, und Kinder müssen gestraft werden; wenn ich die Katze am Schwanz zog oder etwas zerbrach, hatte Papa nie mit Schlägen gegeizt... Es fiel Christine nicht auf, daß sie am häufigsten die jungen und die hübschen Mädchen strafte. Der Lagerarzt Fußner sagte von der sechzehnjährigen Schurotschka: „Wie ein Murillobild." Christine nahm bei Schurotschka eine Leibesvisitation vor und fand zwei Stück Seife. „Woher?" Schurotschka schwieg. Sie beschuldigte das Mädchen des Diebstahls und schlug sie heftig ins Gesicht. Kinder!... Christine glaubte, ihre Russinnen ins Herz geschlossen zu haben, sie waren ja gar nicht so furchtbar, wie es in den Zeitungen stand, und dann — wie herrlich sangen sie!

Die hungrigen, erschöpften Mädchen sangen an manchen Abenden, um ihr trauriges Los zu vergessen; in ihren Liedern klang die Sehnsucht nach der Heimat, nach der Mutter, dem Geliebten. Christine wußte, daß der Gesang abbrach, wenn sie in die Baracke trat. Wie ein Dieb schlich sie ans Fenster und lauschte. Sie sah sich in einer dunklen, stickigen Stube — Medizinflaschen, vergilbte Photographien von Tanten, der kranke Greis im Sessel, und irgendwo in den Jasminbüschen umarmt der schöne Gustav eine andere... Christine seufzte schwer: mein Gott, wie unglücklich ich bin!...

Am besten sang Galotschka. Ihre Freunde aus dem „Pickwick-Klub" hatten einst gesagt: „Nun, Lachtaube, zwitschere." Damals war Galotschka fröhlich gewesen, sang aber von unglücklicher Liebe. Hier zog sie heitere Lieder vor. Christine war empört: warum ist dieses Mädchen fröhlich?... Sie hat eine angenehme Stimme, aber ihre Lieder sind trivial, nichts Erhebendes... Dennoch lauschte Christine und machte sogar ein paar Schritte, als wolle sie mit Gustav „Jimmy" tanzen.

Galotschka hatte in Kiew ihre Genossen aus dem Komsomol nicht auffinden können. Ihr blieb nur die eine Hoffnung — wenn es warm wird, kommen die Unseren. Es kam aber ein furchtbarer Sommer: die Deutschen erreichten die Wolga. Steschenko kniff spöttisch die Augen zusammen, als er Galotschka einmal auf der Straße begegnete: „Sie bummeln immer noch? Bald werden wir Walja wiedersehen — länger als drei Monate werden's die Roten nicht machen." Die Stadt war stumm geworden; Gestapoleute, Polizisten schnüffelten überall herum; wer ein unvorsichtiges Wort sagte, wurde abgeführt und verschwand für immer. Überall hingen Plakate, die die jungen Leute nach Deutschland riefen, wo sie komfortable Wohnungen, gutes Essen, schöne Kleider erwarten würden. Im Frühjahr gelang es den Deutschen, einige hundert junge Menschen zu verlocken. Xana, Galotschkas Schulkameradin, meldete sich: „Ich will mir das Ausland angucken." Galotschka wollte sie davon abbringen: „Was für ein Ausland? Zwangsarbeit ist das... Und wenn man dich zwingen wird, Waffen herzustellen? Dein Bruder ist in der Armee, willst du ihn töten?" „Laß deine klugen Reden", erwiderte Xana. „Ich fahre sowieso. Werde mich dort anständig einkleiden." Als die Deutschen sahen, daß sich nur wenig Freiwillige fanden, nahmen sie zwangsweise Verladungen vor. Auch Galotschka ereilte das Schicksal.

Ein Unteroffizier, der etwas Russisch sprach, sagte zu den weinenden Frauen: „Die Deutschen sind gut. Die Deutschen werden nicht töten." Galotschka mußte plötzlich lachen und sprudelte hervor: „Großmutter, warum hast du so lange Zähne?" Der Unteroffizier verstand das nicht, aber das Gelächter mißfiel ihm, er stieß ein paar saftige Flüche aus und verließ den Waggon. Die Mädchen rings um Galotschka lachten. Galotschka hatte sie mit ihrer Fröhlichkeit angesteckt. Sie konnten nicht wissen, daß diese Fröhlichkeit gekünstelt war. Galotschka aber wußte genau: jetzt muß man fröhlich sein — das hilft den Genossinnen, und die Deutschen ärgern sich... So ward aufs neue die „Lachtaube" geboren.

Frühmorgens wurden sie durch die Stadt in die Fabrik geführt. Es war eine kleine, saubere Stadt. Über den Friseurläden glänzten Kupferbecken, in den Schaufenstern funkelten Porzellangeschirr und Küchengeräte. Die Kinder waren sauber angezogen, tollten nicht, sondern gingen sittsam zur Schule. An den Türen beim Fleischer saßen schwarze und braune Dackel, die an eigens dafür angebrachten Haken festgebunden waren, und warteten brav auf ihre Herrinnen. Auf dem Markt wurden Blumen verkauft — die letzten Herbstastern. Galotschka dachte an die Ruinen des Kreschtschatik, an Onkel Ljonja, an die Gehängten. Jetzt sieht sie Kinderwagen, Zöpfchen mit Schleifen, Spielwarengeschäfte, Rasenplätze... Wie seltsam, daß solche Bestien Frauen und Kinder haben, daß die Frau des

Gestapomannes auf dem Markt Birnen oder Äpfel kauft, ihrem Kleinen die Nase putzt... Sollten sie schon lieber um sich beißen...

Galotschka hatte in der Schule deutsch gelernt; sie erfaßte rasch Christines Anordnungen wie auch die Anschnauzer des Meisters in der Fabrik und die Gespräche der Städter, wenn die Mädchen von der Arbeit heimkehrten: „Wie zerlumpt sie sind!... Karl schreibt, die Russen sind schlimmer als die Neger... Sie haben alle Stupsnasen... Kräftige Weibsen, gut, daß sie im Lager gehalten werden... Ich würde mir niemals so eine nehmen... Frau Jennike hat eine Russin und ist sehr zufrieden." Galotschka aber sagte lachend zu Warja: „Sieh doch mal die dort an, Nase, Mund, Kinn — alles ist schief wie ihre Buchstaben." Und Warja mußte auch lachen.

Ihre Nahrung war Kohlrübensuppe; immer quälte sie der Hunger. Die Arbeit war schwer: sie mußten Eisenstangen und Zementsäcke tragen, Öfen kehren. Christine war bestrebt, die ihr anvertrauten Kinder gut zu erziehen, und bestrafte täglich eines von ihnen: Essensentzug, Strafarbeiten — nach Feierabend Gräben schaufeln —, Schläge. Nur Galotschka verschonte sie; vielleicht, weil sie ihre Stimme liebte — „das ist meine Nachtigall", sagte sie zu Doktor Fußner —, vielleicht auch, weil sie sich fürchtete. Wenn sie die anderen strafte, funkelte Galotschka sie so böse an, daß Christine dachte: diese Nachtigall kann einem die Augen aushacken...

Christine versorgte die Mädchen mit einer Zeitung, die die Deutschen in russischer Sprache herausgaben. Die Mädchen konnten nicht schlau werden: den Zeitungsmeldungen nach haben die Deutschen überall gesiegt, aber der Krieg nimmt kein Ende... Es gab charakterfeste Mädchen wie Galotschka, die kein Wort glaubten, die überzeugt waren, daß die Deutschen im Winter geschlagen werden und daß sie nach Hause zurückkehren; es gab aber auch schwache. Solche sagten, wenn sie das ruhige Leben der von der Front weit abgelegenen Stadt beobachteten und die mit Waren gefüllten Schaufenster wie auch die satten, zufriedenen deutschen Frauen sahen: mit denen werden die Unseren nicht fertig!... Dann ließ Galotschka ihre Phantasie spielen: bei Rostow seien die Deutschen geschlagen worden, die Verbündeten seien in Frankreich, Hitler sei ermordet worden... Galotschka fühlte: man darf den trüben Gedanken keinen freien Lauf lassen.

Mit ihnen in der Fabrik arbeiteten Franzosen — Kriegsgefangene. Anfangs hielten sich die Mädchen gesondert: man kann nicht wissen, was diese Franzosen denken, vielleicht verstellen sie sich auch, außerdem kann man sich nicht verständigen... Die Franzosen lächelten freundlich, sagten auf Deutsch, sie seien „Genossen" (das verstanden alle), gaben den Mädchen Brot, Käse und Schokolade — sie erhielten Päckchen von ihren Verwandten.

Galotschka schloß sich einem jungen, lustigen Franzosen an. Er erzählte ihr, daß er der Sohn eines Arztes sei und Physik studiert habe. Sie verständigten sich in einer ungewöhnlichen Sprache, die aus deutschen, russischen und französischen Brocken bestand; sie konnten immer nur kurz miteinander sprechen, und doch erfuhren sie viel voneinander. Galotschka sah Paris, als wäre sie dort gewesen — ein großer Platz mit strahlenförmig mündenden Straßen, auf den Straßen stehen Tische, an denen man Kaffee trinken kann; Kastanien blühen hier, genau wie in Kiew; Pierre, der gerade sein Examen abgelegt hat, geht mit Kameraden mitten auf der Straße, sie singen, rufen — das ist sehr lustig, wird „Monôme“ genannt. Pierre wieder wußte, daß Kiew grün und bucklig ist, daß „man sterben kann“, wenn man vom Wladimir-Hügel auf den Dnjepr schaut, so schön ist das; Galotschka ist oft in die Oper gegangen, liebt die „Pique Dame“ und „Carmen“... Sie freute sich, als sie erfuhr, daß Pierre „Die Pickwickier“ gelesen hatte, wie schade, daß sie ihm nicht erklären kann, daß sie früher „Lachtaube“ genannt wurde... Dafür erzählte sie ihm von Walja, von Raja, Borja. „Wir haben viele Partisanen, sogar in Kiew wurden Deutsche erschossen.“ Pierre sagte, daß es in Frankreich auch Partisanen gibt und daß sie gut kämpfen, früher waren viele Verräter da, die haben Paris und die Maginotlinie übergeben — er war zusammen mit allen in Gefangenschaft geraten. Pierre erkundigte sich nach der Roten Armee, und Galotschka erwiderte stolz: „Die Armee ist wunderbar! Die Deutschen haben weder Moskau noch Leningrad genommen, bald wird Kiew befreit werden.“ Sie wiederholte die Worte eines alten Flugblattes, obwohl danach ein bitterer Sommer gekommen war; wenn sie Pierre ansah, veränderte sich alles in der Welt, und sie glaubte fest daran, daß die Russen angreifen... Pierre half ihr, so gut er konnte, steckte ihr heimlich Brot, Wurst, Bonbons zu. Er hatte eine Art, sie anzuschauen, daß sie fröhlich wurde, richtig fröhlich, nicht zum Schein, sie lachte dann nicht, sondern wurde sehr ernst, bekam einen roten Kopf und wandte sich ab. Manchmal grünt in einem Fabrikhof inmitten von Müll und Schlacke ein Grashalm. So war ihre Liebe im trüben Herbst des Jahres neunzehnhundertzweiundvierzig. Niemals sprachen sie von ihrem Gefühl, doch worüber sie auch sprachen, in ihren knappen, schlichten Worten lag ein anderer, nur ihnen verständlicher Sinn.

Einmal sagte Pierre:

„Roger arbeitet bei einem Deutschen. Als keiner im Zimmer war, hat er London abgehört. Die Deutschen haben schwere Schlappen erlitten — sie können eure Stadt nicht nehmen.“

„Welche Stadt?“

„Stalingrad.“

Abends sagte Galotschka zu den Mädchen:

„Den Deutschen geht's schlecht. Sie werden mit Stalingrad nicht fertig..."

„In der Zeitung hat gestanden, daß sie es schon genommen haben", sagte Marussja. Sie glaubte treu und brav jedem gedruckten Wort, wollte nicht begreifen, daß die Zeitung von den Deutschen herausgegeben wurde. Sie fragte Galotschka: „Woher weißt du das?"

„Die Franzosen sagen es."

Marussja lächelte:

„Was nicht alles geschwatzt wird; besonders bei den Franzosen... Sie sind gute Kerle, aber man darf sie nicht ernst nehmen, ich glaube ihnen kein Wort. In der Zeitung hat gestanden, daß Stalingrad längst genommen wurde, schon im August."

In diesem Augenblick trat Christine ein. Galotschka ging auf sie zu und sagte höflich:

„Ich möchte Ihnen zur Einnahme von Stalingrad gratulieren."

Galotschka lächelte. Christine konnte sich nicht halten, versetzte ihr mit voller Wucht einen Schlag, noch einen und noch einen... Es war kaum zu glauben, daß eine Hand, die Schmetterlinge auf Seide gestickt hatte, so schwer sein konnte. Galotschka sank zu Boden. Christine aber vergaß, warum sie gekommen war, und lief hinaus.

Sie zog sich rasch aus, legte sich ins Bett, konnte aber keinen Schlaf finden — ständig hatte sie die lächelnde Galotschka vor Augen. Diese Frechheit! Ich habe sie noch viel zu wenig geschlagen... Man denke nur, wenn der Krieg aus ist, wird so ein Miststück heiraten! Was hat sie schon Reizvolles an sich? Singen kann sie, weiter nichts, und dabei so grobe Lieder... Mich aber wird niemand nehmen, auch wenn ich das Haus verkaufe. Außerdem wird dieser Krieg nie ein Ende nehmen, ganz Europa ist besetzt und doch nimmt er kein Ende; sogar Otto mit seinen neunundvierzig Jahren wurde noch eingezogen... Seit drei Monaten steht immer dasselbe in der Zeitung: „Stalingrad". Warum können sie es nicht nehmen? Dieses verlotterte Mädel lacht... Otto hat erzählt, daß Köln ganz zerstört sei. Sie können wieder hierherkommen, das Haus zerbomben... Sie wird kein Glück haben. Christine schluchzte laut. Nebenan wohnte Emma, die Aufseherin einer anderen Baracke. Ihr Mann war zu Besuch gekommen. Die Wände waren dünn. Solange aus Emmas Zimmer Geflüster, Stöhnen und halblaute Aufschreie klangen, konnte Christine ruhig weinen. Dann aber wurde es bei den Nachbarn still, sie aber schluchzte immer noch. Es wurde an die Wand geklopft. Emmas Mann ist böse, weil ich sie nicht schlafen lasse, er hat recht — drei Jahre hat er gekämpft, ist endlich zu seiner Frau gekommen... Zu mir aber wird niemand kommen... Christine hätte am liebsten laut aufgeheult, aber sie verstummte.

Die erschrockenen Mädchen umringten Galotschka.

„Wie fühlst du dich?" fragte Warja.

„Es tut ein bißchen weh... Laßt euch nicht täuschen, daß sie so dürre ist, sie hat eine Faust wie aus Eisen."

Dann lachte Galotschka plötzlich:

„Marussja, jetzt weißt du, daß sie Stalingrad nicht haben. Darum wurde sie auch so wild... Wahrscheinlich hat man sie dort ordentlich verdroschen."

Nachts träumte sie vom Sieg. Alles ist still, ganz still, Vögel singen, es ist früh am Morgen. Sie ist in einer großen Stadt, an den Häusern flattern rote Fahnen. Es ist aber nicht Kiew... Vielleicht Moskau?... Ein Platz — wie ein Stern... Rotarmisten ziehen vorüber. Da kommt Borja, er ist Offizier, viele Orden schmücken seine Brust... Und neben Galotschka steht Pierre. Er lächelt und will „Galotschka" sagen, bringt es aber nicht fertig, sagt immer nur „Galjoschka", und sie muß lachen, so lachen... Als Warja nachts aufwachte, sah sie, daß Galotschka fest schlief; ihr Gesicht war geschwollen, doch sie lächelte. Und Warja seufzte: wenn ich doch auch einmal einen schönen Traum hätte!...

* 14 *

Es war ein gewöhnlicher Flecken — ein Dorf, das sich ein paar einstöckige Häuser zugelegt hatte und zum Bezirkszentrum geworden war, oder ein Städtchen mit drei Kollektivwirtschaften, mit Hühnern, die auf der Schewtschenkostraße gackerten, mit silbernem Staub im Sommer und undurchdringlichem Schmutz im Frühling und Spätherbst. Der Flecken besaß alles, was ihm zukam: einen Bezirkssowjet, in dem Stjofa Zahlen über die Saatfläche abschrieb und Gastspiele gegeben wurden; einen Sekretär des Parteibezirkskomitees, Grizko, der behauptete, der Flecken werde bald zu einem großen Zentrum werden, weil eine Obstzuchtversuchsstelle eingerichtet wird; eine Schule mit der Lehrerin Klawdja Wassiljewna, die „Geschichte der Philosophie" studierte und Tag und Nacht auf einen heißersehnten Brief aus Kiew wartete; weiße, mit gestickten Handtüchern ausgeschmückte Häuschen, in denen es nach saurer Milch roch, in denen Kürbisbrei gegessen, Familienfeste begangen und über die Weltpolitik diskutiert wurde; Jungpioniere mit roten Halstüchern und einen bunten Jahrmarkt, auf dem schnatternde Gänse mit ihrem Schicksal haderten, Büffel ergeben schmatzten und auf dem man allen Krimskrams kaufen konnte, sogar Aschbecher aus Kunstharz; eine Schlosserei, ein Töpferartel, ein paar Juden, unter ihnen der uralte Schneerson, der über ein halbes Jahrhundert für die Ortsbewohner schneiderte; da war der Traktorist Ostap, der selbst bei starkem Frost den Pelz verschmähte, damit alle die Medaille auf seiner Brust sehen konnten, und endlich die Groß-

mutter Ostaps, die immer vor sich hinmurmelte: „Der Herr hat's gegeben, der Herr hat's genommen!"

Als die Deutschen kamen, wurde alles anders. Der Sekretär des Bezirkskomitees ging zu den Partisanen in den Wald. Ostap war wie viele andere bei der Armee. In einigen Häuschen hatten versprengte Rotarmisten Zuflucht gefunden, sie wurden für Verwandte ausgegeben. Die Juden wurden von den Deutschen in die Stadt geschickt und dort getötet. Auch Klawdja Wassiljewna mußte gehen — sie hatte einen deutschen Offizier erzürnt, als sie ihm sagte, sie habe Hegel gelesen. Die Menschen verkrochen sich in ihren Häusern. Selbst die Hühner ließen sich nicht mehr auf der Schewtschenkostraße blicken. Es hieß, in den benachbarten Wäldern seien Partisanen, doch niemals kamen sie in die Nähe des Fleckens. Die Deutschen ließen trotzdem dreißig Mann mit dem Feldwebel Reckmann zurück, umzogen den Flecken mit Stacheldraht und bauten Befestigungen. Anfangs waren die Deutschen satt und zufrieden; sie vertilgten riesige Mengen von Spiegeleiern und Hühnern, machten Jagd auf Kommunisten. Dann kam ein Sonderführer, der erklärte, es dürfe den Bauern nichts fortgenommen werden, da Deutschland Lebensmittel brauche; außerdem hatten es die Bauern gelernt, ihr Hab und Gut zu verstecken. Niemand war mehr da, auf den man Jagd machen konnte. Gerüchte gingen um, die Partisanen seien dreist geworden, überfallen Fahrzeuge. Nachts schossen die Deutschen, um die Einwohner einzuschüchtern und sich selbst Mut zu machen. Feldwebel Reckmann sagte den Soldaten, der Krieg wäre bald aus, Stalingrad müsse nur noch von den Roten gesäubert und Baku besetzt werden.

Es war ein milder Herbst. An einem schönen Sonntag gähnte Reckmann herzhaft vor Langeweile, er wußte hier nie recht, wie er die Freizeit totschlagen sollte. Vor dem Krieg hatte er nach Feierabend eine Kneipe aufgesucht und bis zur Heiserkeit darüber gestritten, ob es auf dem Mars Menschen gäbe und wo das Bier besser sei — bei Heinz oder bei Wolf. Manchmal war er mit der farblosen Herta ins Kino gegangen, hatte aufmerksam auf die Leinwand geblickt und gleichzeitig das Mädchen gekniffen. Hin und wieder hatte er der Passage einen Besuch abgestattet, wo es verschiedene Attraktionen gab, hatte seine Muskelkraft erprobt und Bälle nach Puppenfratzen geworfen. Hatte er aber keine Lust gehabt auszugehen oder wollte er sparen, so beschnitt er unter fortwährendem Gähnen dem Kater die Krallen oder kramte eine alte „Illustrierte" hervor und malte den abgebildeten Schönen riesige Schnauzbärte an. Was sollte man in diesem verdammten Nest anstellen?... Melancholisch dachte er an die Zeiten, da er schon am frühen Morgen fünf Eier und einen Teller saure Sahne verzehrt hatte. Nicht einmal nach Herzenslust essen darf man mehr... Abends wird er sein Heil bei Lisa ver-

suchen. Sie ist scheu wie alle Russen, will nicht mit ihm sprechen. Ein ganz niedlicher Käfer!... Aber bis zum Abend ist noch viel Zeit, vor ihm liegt ein langer, öder Tag...

Er hatte Glück. Der unternehmungslustige Gläser, der sich dafür interessiert hatte, wo die Bauern ihre Kartoffeln versteckt hielten, fand im Keller eines verlassenen Hauses neben der Schule den Schneider Schneerson und seine Frau. Den Papieren nach war Schneerson sechsundachtzig Jahre alt, aber er war noch rüstig — hochgewachsen, knochig, mit langem weißem Bart. Seine winzige Frau mit dem schütteren Haar sah aus wie eine Mumie. Die Deutschen konnten nicht begreifen, wer die alten Leutchen versteckt und ein ganzes Jahr lang verpflegt haben mochte. Zwei Enkel des Schneiders waren schon vor dem Einzug der Deutschen in die Rote Armee gegangen. Reckmann wollte den Alten vernehmen, doch dieser gab verworrene Antworten — klar, der war übergeschnappt... Solche kann man doch nicht gut in die Stadt schicken! Und der Feldwebel beschloß, eine kleine Abwechslung in das öde Garnisonsleben hineinzubringen. Außerdem wird das für die Ortsbewohner ganz heilsam sein — unter ihnen finden sich Schufte, die Juden verpflegen; sollen sie sich das mal ansehen!

Als die Soldaten alle Einwohner auf dem Platz zusammengetrieben hatten, sagte Reckmann:

„Ihr werdet gleich sehen, wie wir euer Land von Schmarotzern säubern."

Schneerson führte seine Frau an der Hand. Sie blickte mit kindlichen verständnislosen Augen um sich — sie war schon lange nicht mehr bei klarem Verstand.

„Liebe Leute, ich heirate, warum tanzt ihr nicht?"

Die Menschen schwiegen düster; einige Frauen weinten. Schneerson aber redete seiner Frau gut zu:

„Komm, Rahel, bald ist alles vorbei."

Reckmann erschoß zuerst die Alte. Als er wieder anlegte, hob Schneerson die Hand. Das gefiel dem Feldwebel — der Alte wird um Gnade bitten, ich werde ihn wie damals den Rothaarigen zwingen, wie ein Hahn zu krähen... Schneerson beugte sich über seine tote Frau, drückte ihr die Augen zu, richtete sich wieder auf und murmelte unverständliche Worte; es war das Totengebet. Dann öffnete er sein Hemd und wies auf die Brust. Reckmann wurde wütend und beschloß, den widerspenstigen Alten zappeln zu lassen — er schoß ihm in die Schulter. Schneerson fiel zu Boden, richtete sich aber wieder auf und zeigte wieder mit der Hand auf die Brust. Reckmann schoß ihm in die Beine. Der Alte stürzte; Reckmann trat an ihn heran und setzte einen Fuß auf die Brust des Alten. Die Leute schrien: „Warum quälst du ihn?" Ostaps Großmutter lief zu Reckmann und steckte ihm zehn Eier zu:

„Satan, töte ihn, quäle ihn nicht!“

Reckmann nahm die Eier und erschoß Schneerson. Dann schlug er sich den Bauch voll und ging zu Lisa; er wollte sie umarmen, rülpste. Sie riß sich los: „Ungeheuer!“ Er sagte: „Du willst nicht? Ich schicke dich nach Deutschland.“ Lisa zerkratzte ihm das Gesicht. Er schimpfte: „Du Luder, ich werde dir die Krallen abschneiden...“ Plötzlich hörte man Gläser brüllen: „Banditen!“

Die sechs Deutschen, die im Bunker saßen, eröffneten MG-Feuer, es war aber schon zu spät — die Partisanen waren vom Süden her ins Dorf gedrungen. Der Feldwebel Reckmann wehrte sich lange; er tötete einen Partisanen. Dann fiel er — eine Kugel war ihm in den Bauch gedrungen. Der Kampf währte eine halbe Stunde. Von den dreißig Deutschen gelang es nur zweien zu entkommen; sie erzählten später, es wären dreihundert Partisanen gewesen, die von „einem Mongolen mit wildem Gesicht“ angeführt wurden. In Wirklichkeit waren es achtzig Mann unter dem Befehl von Strishow, und der Mann, den sie für „einen Mongolen mit wildem Gesicht“ gehalten hatten, war ein Bursche aus Kiew, der Gründer des „Pickwick-Klubs“ — Boris. Er erschoß Reckmann; Lisa küßte ihn: „Du hast mich vor diesem Ungeheuer gerettet!“

Der Dorfälteste warf sich den Partisanen zu Füßen: „Habe ich's denn tun wollen? Sie haben mich doch gezwungen...“ Die Partisanen blieben einige Stunden im Ort; man bewirtete sie mit Speise und Trank, gab ihnen mit vollen Händen von den Vorräten, die die Einwohner vor den Deutschen versteckt hatten. Ostaps Großmutter fragte immer wieder: „Seid ihr nicht meinem Enkel begegnet? Er ist bei den Panzern.“ Ein paar Frauen standen, den Kopf in die Hand gestützt, und sagten: „Sie werden euch erwischen, sie haben so viele Soldaten.“

Lisa flehte die Partisanen an, sie mitzunehmen. Strishow wehrte lächelnd ab:

„Du wirst weinen...“

„Ich weine nie.“

„Was wirst du denn tun? Bei uns gibt's keine Theatertruppe.“

„Kämpfen werde ich. Du glaubst es nicht? Ich bin Woroschilow-Schütze.“

Strishow meinte zwar, sie sähe nicht danach aus, nahm sie aber doch mit.

Das war ein erfolgreicher Tag: sie hatten vier Mann verloren, dafür aber achtundzwanzig Deutsche getötet und zahlreiche Waffen erbeutet; auch mit der Verpflegung wird es nun leichter sein, ein schwerer Winter steht bevor.

Boris dachte an Kiew. Die Alte im Dorf hatte ihn an seine Mutter erinnert. Wo ist sie? Sascha war in Kiew gewesen, hatte von Sina erzählt, die Mutter hatte er aber nicht gefunden, wahrscheinlich

war sie evakuiert worden... Wie wird sie allein fertig? Sie ist schon alt... Sina ist ein Prachtmädel, ist bei den Unseren... Wo wohl Raja, Walja, Galotschka sind?... Erst jetzt weiß man, wie leicht wir gelebt haben. Ich glaubte, es wäre eine Tragödie, als Tossja mich abwies... Wahrscheinlich ist der Mensch so beschaffen: wenn es still ist, ersinnt er den Sturm. Aber wenn der Sturm ausbricht, ist es, als wäre vorher nichts gewesen: man erschießt einen Deutschen, erbeutet eine Maschinenpistole, deckt sich mit Kartoffeln ein... Nein, nicht darum geht es: etwas ist dazugekommen, ich weiß es nur nicht zu fassen...

Strishow besaß eine Karte, die aus einem Schulatlas herausgerissen war: sie studierten sie oft und runzelten die Stirn — bis zur Wolga ist es weit!...

„Sachar, hast du den Heeresbericht mitgeschrieben?" fragte Strishow.

„Ja. ‚Im Gebiet von Stalingrad und nordöstlich von Tuapse. Die Deutschen schweigen sich über Stalingrad aus."

„Dort sind erbitterte Kämpfe im Gang", sagte Boris, „entscheidet sich vielleicht alles."

Er wollte sich Stalingrad vorstellen, konnte es aber nicht. Er hatte noch nie an einem großen Kampf teilgenommen. Sein Truppenteil war in den ersten Kriegstagen umzingelt worden. Er floh in die Wälder, fand dort Kameraden... Bald sind es anderthalb Jahre, daß sie durch die Wälder ziehen und Jagd auf einzelne Deutsche machen. Drei Wochen hatten sie sich zu dieser letzten Operation vorbereitet. Dreißig Deutsche, wie wenig! In Stalingrad aber ist eine richtige Schlacht im Gange, dort entscheidet sich das Schicksal, unser Schicksal, das Schicksal Leningrads, ganz Europas...

Er blickte auf die Karte: wie groß das Land ist — es findet keinen Platz auf der Karte. Ohne Stolz, eher verwundert, dachte er daran. Ein sehr großes Land... Doch erstaunlich ist etwas anderes: wir sind hier, ein Häuflein Menschen im Walde, und dort, weit entfernt, ist Stalingrad, eine Riesenschlacht, doch wir hier fühlen und denken ebenso wie sie... Würde jemand zu Strishow, zu Gruschko, zu mir, gleichviel zu wem sagen: ihr müßt jetzt sterben, um ein Haus, ein halbes Haus in Stalingrad zu behaupten — wir wären ohne Bedenken dazu bereit. Das ist sie wohl — die Heimat, sie findet auf der Karte keinen Platz, aber im Herzen hat sie ihn gefunden...

Strishow lächelte:

„Du bist ja so abwesend, Boris? Du dichtest wohl."

Boris verheimlichte jetzt nicht mehr, daß er Verse schrieb; manchmal las er sie den Genossen vor. Strishow sagte: „Quatsch ist das! Aber lies mal weiter..." Einmal hielt er sogar eine lange Rede gegen die Dichtkunst: „Wer hat sich ausgedacht, daß man

nicht sprechen, sondern dahertrommeln soll? Zuerst schreibst du ‚Soldaten‘, in der nächsten Zeile ‚Granaten‘. Aber wenn sie keine Granaten, sondern Minen hatten?... Gib mal her, ich werde es nachher allein lesen...“ Er schrieb sich einige Gedichte ab, verheimlichte es aber vor Boris, und brummte nur: „Schön, aber nicht besonders sinnvoll. Bist ein guter Kämpfer, aber dabei Romantiker, Tatsache.“

Gruschko, der gestand es offen ein: „Mir gefällt's.“ Er sagte es auch zu Lisa:

„Es heißt, die Natur sei blind. Das stimmt nicht. Ich habe in Rowno einen Pfau gesehen, prächtiger hätte man ihn gar nicht machen können, als der aber sein Stimmchen erhob, hielt ich's nicht aus, dabei sind meine Ohren manches gewöhnt. Und die Nachtigall?... Fällt sie denn irgendwie auf? Ein armseliges Vögelchen. Boris sieht geradezu verboten aus, dafür ist er aber reichlich entschädigt. Wenn er seine Gedichte aufsagt, vergessen die Mädchen seine Fassade.“

„Ich finde gar nicht, daß er häßlich ist“, erwiderte Lisa. „Im Gegenteil... Er hat ungewöhnliche Augen.“

Gruschko lächelte:

„Da haben wir's, dich hat er auch schon erobert.“

Lisa sagte zu Boris:

„Du sollst ein Romantiker sein, stimmt das?“

Borja winkte ab:

„Dummheiten! Sieh dir nur mal an, wieviel Brei ich verputze... Nein, im Ernst, was bin ich für ein Romantiker? Die Romantiker wollten, daß alles bei ihnen besonders sei. Will ich denn das?... Das Leben wurde besonders, das stimmt, aber doch nicht nur bei mir, sondern auch bei dir, bei Strishow, bei allen. Ich habe mich nach etwas ganz anderem gesehnt, wenn du's wissen willst, nach etwas Einfacherem, viel Prosaischerem. Nie habe ich's mir einfallen lassen, daß ich einmal Eisenbahnzüge sprengen muß. Ich hatte eine Bekannte in Kiew, ein ernstes Mädchen, sie studierte Literatur, jetzt aber lebt sie in tiefster Illegalität und tippt Flugblätter. Was hat das mit Romantik zu tun?... Ich habe mich weder in den Mond verliebt noch duelliert, noch auf Tiger geschossen. Höchstens auf einen Feldwebel... Es kommt ja auch gar nicht darauf an. Ein Jammer ist's, daß wir so wenig tun können. Jetzt darf man nur einem leben, wie die in Stalingrad... Ich muß immerzu daran denken, wie dort gekämpft wird!... Weißt du, Stalingrad rechtfertigt nicht nur das Land oder die Epoche — es rechtfertigt den Menschen... Ich werd' mich mal bei Gruschko erkundigen, was Moskau sagt.“

Eine Woche später zogen sie aus, um sich in Hinterhalt zu legen; am Waldessaum stießen sie auf eine deutsche Abteilung. Es waren mindestens hundert Mann. Boris rief:

„Lauft weg! Ich halte sie auf."
Er schoß auch noch, als er schon verwundet war. Doch als die Deutschen es endlich wagten, sich ihm zu nähern, atmete er nicht mehr; einer stieß mit dem Stiefel gegen seinen Kopf und sagte:
„Zäh war der... Ist ganz durchlöchert!... Und so ein Bandit hat sechs von unseren Leuten umgebracht."
Als Strishow erfuhr, daß Boris gefallen war, sagte er kein Wort, sein Gesicht verfinsterte sich, er ging in den Unterstand. Gruschko kam. Strishow steckte hastig ein Notizbuch ein — er hatte Boris' Gedichte gelesen.
„Was machst du?" fragte Gruschko.
„Nichts... Sascha muß herkommen — ich brauche einen neuen Stiefelschaft, der Stiefel ist ganz verfault, Tatsache..."
Lisa aber weinte haltlos, sie durfte es — sie war ein Mädchen.

* 15 *

Schon im Sommer hatte Doktor Paschkow an Dmitri Alexejewitsch geschrieben: „Ich hatte einen Tag Aufenthalt in Atkarsk und besuchte natürlich die Deinen. Warwara Iljinitschna sorgt sich, sieht aber nicht schlecht aus. Natascha habe ich nicht wiedererkannt — war eben noch ein kleines Mädchen, vor mir aber stand eine bildschöne junge Frau, der Kummer hat sie nicht gebrochen. Was doch Jugend ausmacht."
Doktor Paschkow hatte von Natascha nicht zuviel gesagt, sie war in der Tat sehr schön geworden; Natascha, die vor dem Krieg jeder außer Wassja für ein ganz gewöhnliches nettes Mädchen gehalten hatte, zog jetzt die Blicke der Vorübergehenden auf sich, konnte nicht unbemerkt bleiben. Sie war schlanker geworden und erschien daher von hohem Wuchs; ihre Augen blickten jetzt anders, Trauer und Kraft sprach aus ihnen.
Was aber Doktor Paschkow von Warwara Iljinitschna geschrieben hatte, war gelogen — er wollte Krylow nicht betrüben. Seit dem Frühjahr kränkelte sie, klagte über heftige Schmerzen in der Magengegend, nahm fast nichts zu sich, magerte stark ab. Die Ärzte stellten keine Diagnose, aber an ihren Gesichtern erkannte Natascha, daß die Mutter ernstlich krank war. Warwara Iljinitschna wollte nicht ins Krankenhaus gehen, Natascha pflegte sie.
Der für alle schwere Sommer war für Natascha besonders schwer. Der kleine Wassja erkrankte an Dysenterie, schwebte einige Tage in Lebensgefahr. Es gab viel zu tun — ohne Ende kamen Verwundetentransporte von der Donfront. Warwara Iljinitschna klagte nicht, sagte, daß es ihr besser ginge, doch Natascha sah, daß die Mutter täglich schwächer wurde. Im Juni traf ein Brief von Nina

Georgijewna ein. Sie schrieb: „Hier war der Bildberichterstatter Romow, er behauptet, Wassja im April gesehen zu haben, und meint, daß ein Irrtum ausgeschlossen sei, da er mit Wassja vor dem Krieg oft in Minsk zusammengekommen war. Ich weiß nicht, ob man dem glauben kann, bin sehr aufgeregt. Wenn es wahr sein sollte, warum hat dann Wassja weder Dir noch mir geschrieben? Romow hat mir auf alle Fälle seine Feldpostnummer gegeben — 18614 K."

Natascha sagte der Mutter von Nina Georgijewnas Brief kein Wort, ließ sich auch nicht anmerken, daß etwas Wichtiges vorgefallen war. Und das war sehr schwer — sie möchte am liebsten schreien: Wassja lebt! Sie wußte ebensogut wie Nina Georgijewna, daß Romow sich geirrt haben konnte — alles war zu unwahrscheinlich. Warum hat Wassja nicht geschrieben?... Aber wenn er erst im April aus dem Kessel herausgekommen ist, kann ja auch noch kein Brief da sein: es sind nur zwei Monate her, und bis der Brief aus Moskau weitergeschickt wird, vergeht auch noch Zeit.

Sie schrieb an Romow, bat ihn inständig, ihr ausführlich über die Begegnung mit Wassja zu schreiben. Manchmal glaubte sie, er wäre am Leben, sie werde ihn bald wiedersehen, den lieben, tolpatschigen Wassja, den Wassja, wie sie ihn in Minsk gekannt hatte. Zu ihrem Sohn sagte sie: „Der große Wassja hat sich eingefunden. Bald kommt er. Verstehst du?" Dann wieder machte sie sich Vorwürfe: wie kann man einer vagen Vermutung Glauben schenken; aus dem Brief geht hervor, daß Nina Georgijewna nicht daran glaubt... In sehnsüchtigem Warten verging der Juli. Es war drükkend heiß. Jeden Tag nannte der Heeresbericht neue Namen; die Front näherte sich der Wolga. Die Stadt wurde unruhig; die Leute sahen, wie die fragile Ruhe des Hinterlandes zusammenbrach. Die einen waren fassungslos, verfluchten ihr Schicksal, die anderen sagten finster: „Sie werden zum Stehen gebracht wie bei Moskau. Arbeiten muß man." Die Verwundeten erzählten von deutschen Panzern, von Granatwerfern, vom Rückzug.

Endlich antwortete Romow: „Ich habe Wassja in einem Stabswagen gesehen, er fuhr mit einem Major. Ich rief ihn an, er hörte mich aber nicht. Sollte er es nicht gewesen sein, müßte eine verblüffende Ähnlichkeit vorliegen; mit Sicherheit kann ich es natürlich nicht behaupten, weil der Wagen zu schnell fuhr. Wassjas Mutter habe ich gesagt, daß ich mir gewiß sei, ich wollte sie ermutigen, sie sieht schlecht aus und macht sich große Sorgen." Natascha las den Brief, ging in ihr Zimmer und saß lange wie erstarrt. Ihr war, als hätte sie Wassja zum zweitenmal verloren. Dann raffte sie sich auf und ging ins Lazarett. Dort erfuhr sie, daß Rostow gefallen war. Die Deutschen setzten ihren Vormarsch fort.

Seit jenem Tag waren über drei Monate vergangen. Verwundete aus Stalingrad trafen ein. Sie erzählten von Straßenkämpfen: „Das Pawlow-Haus wird gehalten.“. Von der Verwirrung, wie sie im Sommer geherrscht hatte, war nichts mehr zu spüren. Alles war streng, hart geworden, die Menschen waren wie versteinert. Eine furchtbare Schlacht tobte, deren Ende nicht abzusehen war.

Dmitri Alexejewitsch war irgendwo am Don, seine Briefe wurden immer kürzer und knapper, als verlerne er das Schreiben: „Ich bin gesund. Alles ist in Ordnung. Umarme Dich und die Mutter.“ Er hat anderes zu tun, als zu schreiben, sagte sich Natascha.

Früher hatte sie gemeint, sie müsse an Wassjas Rückkehr glauben, so stand es auch in den Zeitungen — wartet! —, davon sprachen Gedichte, Erzählungen. Jetzt erschien es ihr kleinmütig, diese Hoffnung zu hegen. Ringsum gab es so viele Frauen, die ihren Mann, ihren Sohn verloren hatten, daß der Verlust Wassjas etwas ganz Natürliches geworden war. Vor dem Krieg, als sie das Leben noch nach Büchern beurteilt hatte, schien ihr, ein Leid wäre leichter zu tragen, wenn alle leiden. Jetzt hatte sie erfahren, daß fremdes Leid das eigene nicht lindert, sondern verstärkt.

Sie hatte es gelernt, ihre Gefühle zu verbergen. Wo ist die Natascha, von der Dmitri Alexejewitsch sagte, „ihr Frätzchen hat keine Fensterläden“? Im Lazarett wurde ein Konzert für die Verwundeten veranstaltet. Eine Schauspielerin aus Moskau sang lustige Lieder. Natascha lachte mit den anderen, und wer auf diese schöne junge Frau blickte, der konnte nicht ahnen, daß sie alles hergeben würde, um nur in ihr Zimmer laufen und sich dort ausweinen zu können — die Schauspielerin sang das Liedchen, das Wassja vor sich hinsummte, als sie an jenem Morgen seine Häuser besichtigen gingen...

Neue Verwundete wurden gebracht. Sabanejew nahm eine komplizierte Operation vor: ein steckengebliebener Splitter hatte die Gallenblase verletzt. Dann saß Natascha am Bett des Sergeanten Kuzin, dem ein Arm amputiert worden war. Er erzählte: „Die Fritze lagen im Haus gegenüber. Wenn es still war, hörten wir, wie dort ohne Ende gesprochen wurde, konnten nur nicht verstehen, was... Uns aber war die Zunge wie gelähmt. Das Mittagessen wurde gebracht, wir rührten es nicht an... Wir waren nur noch zu dritt... Neun Tage hielten wir uns...“ Natascha beruhigte ihn: „Du darfst dich nicht anstrengen, morgen wirst du erzählen.“ Einen Augenblick schwieg er, dann fing er wieder an: „Sie setzten Granatwerfer ein... Jegorow schrie mir was zu, ich konnte es aber nicht verstehen... Er hatte eine Ladehemmung. Die Deutschen machten sich heran, ich packte die Handgranate...“

Natascha ging auf die Straße hinaus. Regen und feiner Schnee fielen vom Himmel, ein düsterer, unfreundlicher Tag. An einer

Häuserwand sah sie ein Plakat: „XXV“. Bald kommen die Feiertage... Wie seltsam, ein so bedeutendes Datum und zu so ungelegener Zeit... Es fällt einem schwer, diesmal zu feiern. In Stalingrad sterben Menschen für ein Haus, für den Teil eines Hauses... Unmöglich, sich das vorzustellen... So ein Sergeant ist doch ein Held und niemand weiß das... Nein, das Fest muß gefeiert werden, den Deutschen zum Trotz. Fünfundzwanzig Jahre, dann werden es fünfzig sein, hundert... Wir müssen eine Feier für die Verwundeten veranstalten... Und doch ist es schwer, so schwer...

Warwara Iljinitschna sagte: „Nataschenka, deck mich zu, ich friere.“ Natascha nahm ihre Hand, als wolle sie sie streicheln, und zählte den Puls — er schlug schnell, schwach und unregelmäßig... Vielleicht soll sie Pjotr Wassiljewitsch holen? Dann bleibt aber die Mutter allein...

„Mutter, ist dir nicht gut?“

„Doch, Nataschenka... Ich fror nur, jetzt ist mir wieder warm.“

„Willst du vielleicht Tee? Oder Püree?“

Warwara Iljinitschna schüttelte den Kopf. Dann schlummerte sie ein. Natascha fühlte den Puls: er geht ruhiger... Auch der Atem ist regelmäßiger. Ich werde trotzdem Pjotr Wassiljewitsch holen.

Als sie wiederkam, war Warwara Iljinitschna tot. Ihr Kopf hing herab, die Decke lag auf dem Boden — sie hatte sich wohl aufrichten wollen.

Natascha klagte sich an, daß sie die Mutter allein gelassen hatte. Ihr war, als habe sie etwas verabsäumt... Der Arzt sagte: „Es war nichts mehr zu machen. Wir haben alles versucht. Es gibt Fälle, in denen auch die Medizin machtlos ist.“

Natascha hatte sich immer mit dem Vater beraten: Dmitri Alexejewitsch war ihr Freund, ihr Lehrer, der Richter über ihre Gedanken, Gefühle und Handlungen. Jetzt wußte sie, daß sie mit der Mutter etwas anderes verband — etwas Dunkles, Zähes, Unerklärliches. Als wäre auch ich gestorben... Immerzu sah sie die Mama, das Muttchen der Kindheit, die rastlos schaffende, sich sorgende, stille Mutter. Sie hatte treu über die Ihren gewacht, ohne sich selbst zu schonen...

Sie muß dem Vater schreiben. Aber wie soll sie es ihm sagen?... Sie fühlte ihre Verantwortung — ihr war jetzt, als sei der lebensfrohe, rüstige Vater ein kleines Kind. Vielleicht soll sie ihn lieber allmählich vorbereiten?... Dann wird er aufgeregt von einem Brief zum anderen warten... Soll sie es ihm verheimlichen? Dazu hat sie kein Recht. Würde sie es denn verzeihen, wenn man ihr Wassjas Tod verheimlichte?... Sie muß die Wahrheit schreiben. Aber wie?...

Wieder gab sie sich Erinnerungen hin. In Moskau hatten sie ein großes Bild der Mutter zurückgelassen. Die Mutter war in ihrer Jugend sehr schön gewesen. Verlegen lächelnd hatte sie selbst erzählt: „Bevor

ich den Vater kennenlernte, hatte ich viele Verehrer." Natascha erinnerte sich, wie die Mutter an Typhus erkrankt war. Natascha war damals sechs Jahre alt. Der Vater kniete vor dem Bett der Mutter, küßte ihr die Hände und sagte: „Warenka, mein lieber Freund!" Mutter verabschiedete sich damals von ihr... Als sie nach Atkarsk kam, sagte die Mutter: „Sei nicht traurig, auch hier kann man sich nützlich machen..." Jeden Abend lief sie auf den Bahnhof, gab den Rotarmisten Tee, nähte ihnen die Kragen fest, hörte sich lange Geschichten an. Sie war schon krank, aber immer noch versah sie ihren Dienst... Niemand weiß, wie sie war... Ein richtiger Mensch...

„Mein liebes Väterchen!

Uns hat ein Unglück heimgesucht. Ich weiß, welche Kraft in Dir ist, deshalb schreibe ich Dir unumwunden, ich darf es nicht verheimlichen — Mutter ist nicht mehr. Sie hatte mir verboten, Dir von ihrer Krankheit zu schreiben. Sie wurde im Frühjahr krank, anfangs nahm man eine Gastritis in schwerer Form an. Erst im August stellte Professor Schtscheglow Magenkrebs fest. Nach einer Radiumbehandlung trat eine Besserung ein, aber wir wußten, daß sie nur zeitweilig sein konnte. Professor Schtscheglow und Sabanejew waren ganz entschieden gegen eine Operation, sie sagten, es wäre nur eine Quälerei, das Herz würde das nicht mehr aushalten. Mama hielt sich sehr tapfer; als sie sich besser fühlte, nahm sie ihre Arbeit auf dem Bahnhof wieder auf. Ich wollte sie davon abhalten, aber für sie bedeutete das so ein Glück, daß ich nachgab. Väterchen, Professor Schtscheglow wird Dir noch schreiben, ich soll Dir nur in seinem Namen sagen, daß alles getan wurde. Bis zum letzten Tag war Mutter lebhaft, interessierte sich für alles, wartete auf Deine Briefe, fragte mich, was die Verwundeten erzählen. Den letzten Monat lag sie, sie war sehr schwach, bat mich täglich, ihr alles aus der ‚Prawda‘ und ‚Krasnaja Swesda‘ über Stalingrad vorzulesen, und sagte am letzten Abend vor ihrem Tod: ‚Ich will's nicht berufen, aber mir scheint, daß es jetzt anders wird.‘ Sie starb am zweiten November um elf Uhr abends. Gestern war die Beerdigung. Am Grab steht eine Birke, im Frühjahr werde ich Blumen pflanzen. Ich stand dort und fühlte, daß Du, Väterchen, neben mir warst. Ich flehe Dich an, bleibe stark, es ist eine schreckliche Zeit! Um mich mach Dir keine Sorgen. Ich arbeite, bin gesund. Ich glaube fest daran, daß der Sieg nicht mehr lange ausbleibt und daß Du wiederkehrst. Dein Enkel ist gesund und wächst, er weiß noch nicht, in welcher Zeit wir jetzt leben, bald wird er alles verstehen lernen. Und Du, Väterchen, mußt wissen, daß Wassenka und ich Dich brauchen. Ich küsse und umarme Dich; ich bin jetzt immer bei Dir, jeden Augenblick! Auf Wiedersehen, mein Lieber, Teurer!

Deine Natascha."

Im Lazarett sagte sie zu Sabanejew:

„Wir müssen uns Mühe geben, damit der Abend recht festlich wird. Fünfundzwanzig Jahre! Ich gehe ins Stadtkomitee und werde um das Wanderkino bitten. Man müßte den Film ‚Die Vernichtung der Deutschen bei Moskau‘ zeigen und danach etwas Heiteres."

Sabanejew sagte zu Schwester Korschewaja:

„Ich wußte, daß wir wunderbare Frauen haben, und man kann wohl sagen, daß sie immer unsere Stütze waren. Doch wenn ich Natascha ansehe, dann verstehe ich nicht, woher diese Kraft kommt."

Nur zu Klein-Wassja konnte Natascha offen sein:

„Waisen sind wir beide, Wassja. Mutterseelenallein! Und doch müssen wir leben, unbedingt müssen wir leben... Wenn du groß bist, wirst du das verstehen... Jetzt ist es gut, daß du nichts verstehst... Du liegst ruhig da, während deine Mutter weint."

* 16 *

In den langen schlaflosen Nächten dachte Walja viel nach. Sie verspottete sich selbst: ich will alles verstehen. In Wirklichkeit lernte sie erst, sich selbst verstehen. Erinnerte sie sich der früheren Walja, dann sah sie, daß sie nicht so gelebt hatte, wie sie wollte; kindlich und unernst war der Traum vom Film gewesen, es hatte sie zur Kunst gedrängt, weil sie kein eigenes Leben kannte; Gefühle, die keinen Ausdruck fanden, hatten sie in eine Welt der Phantasie geführt. Doch als sie Sergej begegnete, war alles anders geworden; sie vergaß den alten Traum und hätte wie Raja oder Galotschka in einer Behörde arbeiten und glücklich sein können. Sie hatte keine Zeit mehr gehabt, ihr Leben umzugestalten — sie war ja erst zwei Monate vor Kriegsausbruch Sergejs Frau geworden, hatte ihm nicht einmal mehr sagen können, wie sehr sie sich ein Kind wünscht.

Warum war sie in einen Kriegsbetrieb gegangen? Gewiß, sie hatte verstanden, daß in der gefahrvollen Zeit Flugzeuge wichtiger waren als der Film; aber dieses Bewußtsein allein hatte nicht genügt, um Walja, die von der Mutter „Traumsuse" genannt wurde, Walja, die in einer Phantasiewelt gelebt hatte, an die Drehbank zu führen. Sergej wunderte sich nicht, der Krieg füllte ihn ganz aus, ihm schien das selbstverständlich. Er hätte sich gewundert, wäre ihm zu Ohren gekommen, daß Walja imstande war, eine Woche lang keine Zeitung zu lesen, keinen Rundfunk zu hören. Bald wiederholte sie hundertmal die Worte des Heeresberichtes, bald ließ sie ihn, vom Wunsche erfüllt, das Wesen des Krieges zu erfassen, ganz außer acht, wußte dann nicht, wo die Frontlinie verlief, und hatte keine Ahnung, was

„Artillerievorbereitung“ und „Stukas“ bedeuten, von denen Sergej ihr schrieb.

Walja hatte wie alle anderen das allgemeine Unglück erschüttert, doch wenn sie über die Ereignisse nachdachte, wandten sich ihre Gedanken stets dem eigenen Schicksal zu: sie hatte das Leben gerade gefunden, als allen das Leben entrissen wurde... Die Arbeit in der Fabrik hatte sie gewählt, weil sie am wenigsten dem glich, was früher den Inhalt ihres Lebens ausmachte, sie wollte sich von der Vergangenheit losmachen. Die Arbeit war schwer, und sie freute sich darüber: die physische Ermüdung hinderte sie, ihren Gedanken nachzuhängen. (Walja sagte sich: so ist es besser, man läßt sich nicht gehen.)

Seit dem Abschied von Sergej lebte sie nicht mehr, sondern wartete auf das Leben, anfangs leidvoll und beseelt, später, fast ein Jahr lang, geduldig, die letzte Zeit aber voller Verzweiflung. Auf ihre Arbeit wirkte sich das nicht aus; die Kollegen bemerkten die in ihr vorgehenden Wandlungen nicht. Walja aber war nicht mehr imstande, sich zu konzentrieren, sich zusammenhängend an die Vergangenheit zu erinnern, Sergej einen zärtlichen, ruhigen Brief zu schreiben.

Früher hatte Walja das Leben nicht gesehen, die Menschen nicht voneinander unterschieden, sie hatte unter ihren Phantasiegestalten gelebt. Las sie jetzt von den Heldentaten der Partisanen, dann glaubte sie, das schreibe man über ihren Vater. Vielleicht sprengt auch er Eisenbahnzüge in die Luft?... Sie wußte nichts von dem Schicksal ihrer Kiewer Freunde; doch wenn von Kiew gesprochen wurde, überkam sie unsägliche Wehmut, sie sah trostlose Gärten, steile Hänge, eine neblige Ferne, die sich überraschend auftat, und eine grüne, dunkle, verschwimmende Stadt.

Natascha schrieb, daß sie einen Sohn habe, von Wassja sei immer noch nichts zu hören. Walja weinte eine Nacht hindurch — sie trauerte um Wassja, um Natascha, und das Herz krampfte sich ihr zusammen: was ist mit Sergej?... Nina Georgijewna hatte Walja vorgeschlagen, zu ihr zu ziehen: „Arbeiten kannst Du auch hier, und zu zweit ist es leichter.“ Walja nahm die Einladung nicht an, sie fürchtete, bei Sergejs Mutter ganz von ihrem Leid erdrückt zu werden, sich gehen zu lassen. Hier war sie einsam, obwohl sie viele Bekannte hatte; wie immer war sie freundlich, half den Genossen, galt als mitfühlend. Sie hatte sich in sich selbst zurückgezogen, war abergläubisch geworden, wollte überall Vorzeichen sehen: wenn mir ein Mädchen mit einer grünen Baskenmütze begegnet, bekomme ich einen Brief, wenn morgen Schumow in meiner Schicht erscheint, wird alles gut ausgehen... Sie ärgerte sich über sich selbst: wie ein altes Weib, so kann man eines Tages verrückt werden!... Aber die Angst vor dem Schicksal war stärker. Sie ver-

suchte zu lesen, nahm ein Buch und legte es gleich wieder weg: die komplizierten Vorgänge des Romans schienen ihr nichtig im Vergleich zur Wirklichkeit.

Nur Sergejs Briefe hielten sie aufrecht. Aber Sergej schrieb unregelmäßig: bald schrieb er drei Tage nacheinander, bald ließ er einige Wochen verstreichen, plötzlich brach in einer Zeile die Liebe durch, und Walja lebte auf, faßte wieder Mut, dann aber folgten nüchterne Beschreibungen des Frontalltags oder drei Worte: „Gesund. Schreibe. Küsse."

Als sie wieder einmal in einem der letzten Briefe las, erriet sie plötzlich, wo Sergej war. Sie stand lange vor dem Zaun, an dem eine alte, zerfetzte Nummer der „Krasnaja Swesda" hing, und las einen Bericht aus Stalingrad. „Solange die Welt besteht, hat sie keine solchen Kämpfe gekannt." Nun wußte Walja: dort ist die Hölle, die wahre Hölle, in der man keinen Augenblick leben kann... Und Sergej ist dort... In ihr mischte sich Bewunderung für Sergejs Mut mit Angst, jener dumpfen Angst, die den Menschen aufschreien läßt.

Das, was Walja durchmachte, erlebten viele, aber die anderen hatten heilsame Arzneien: sie fanden Ablenkung in der Arbeit, in den Sorgen um die Familie, in Gesprächen über die Weltereignisse, über Churchills Ankunft in Moskau, über die zweite Front, über den Partisanenkrieg in Jugoslawien, in den Nöten des täglichen Lebens, dem Beschaffen von Milch, den Fahrten um einen Sack Kartoffeln, der Suche nach Brennholz für den bevorstehenden Winter, in einem Vortrag über die Frontlage oder in einer Erstaufführung des Theaterstücks „Russische Menschen". Walja war dem Alltagsleben entrückt, sie merkte nicht, was sie in der Kantine aß, dachte nicht an Neuanschaffungen; bei ihren seltenen Theaterbesuchen mußte sie sich zwingen, den Vorgängen auf der Bühne zu folgen. Alle ihre Gedanken, Gefühle konzentrierten sich auf eins: was ist mit Sergej? Ihr unausgeglichener Charakter, ihre reiche Phantasie, ihre außerordentliche Sensibilität, all das, was sie früher einmal zur Kunst geführt hatte, steigerte jetzt ihre Qualen. Hörte sie Berichte von der Front, von einem verheerten Feld, einem Granatwerferbeschuß, dann sah sie die leblose Landschaft des Mondes mit Kratern und Seen, gigantische Wälder aus Draht, eine säurezerfressene, von Grünspan überzogene Welt und Blitze, die verstummte, taubgewordene, abgestumpfte Menschen treffen. Der Alpdruck, der die Mütter, Gattinnen und Bräute des Nachts quälte, verfolgte sie auch am Tag. Sie trug immer ein kleines Bild von Sergej bei sich, das sie aus einem Ausweis herausgeschnitten hatte, damit die Vision des fahlen Toten nicht den Lebenden verdränge — es gab Augenblicke, in denen sie sich an Sergejs Gesicht nicht erinnern konnte.

Mitte Oktober begannen in der Fabrik die Vorbereitungen zu dem Festabend. Die Kollegen wußten, daß Walja das Filminstitut besucht hatte, sie nannten sie auch unter sich bald freundschaftlich, bald spöttisch die „Schauspielerin“. Der Parteisekretär Sholtjakow sagte ihr: „Du mußt uns helfen. Es kommen ein paar Leute vom Theater, aber wir brauchen auch eigene Kräfte.“ Walja sträubte sich: „Ich befasse mich schon lange nicht mehr damit, werde es nicht schaffen.“ Abergläubische Furcht hielt sie davor zurück, auch nur für eine Stunde zur Vergangenheit zurückzukehren. Aber Sholtjakow war beharrlich, und schweren Herzens stimmte sie zu.

In der großen Baracke, in der sich die Kantine befand, war es dämmrig, das Lampenlicht zerfloß. Die Leute standen in den Gängen, in den offenen Türen, auf der Estrade. Walja sollte drei Gedichte über den Krieg vortragen, sie hatte Lampenfieber: werde ich nicht steckenbleiben?, als stände sie zum erstenmal auf den Brettern.

Walja rezitierte gut, und die Erregung, die manchmal den Rhythmus der Verse zerriß, verstärkte den Eindruck; die Wehmut, die Angst um Sergej, die furchtbaren Bilder, die ihr vor Augen standen, fanden in den Worten Ausdruck; sie gab ihnen einen anderen, nur ihr verständlichen Sinn. Besonders gut gelang ihr:

Und zwischen Säbeln, Stiefeln, Sporen,
Kaum reichend bis zum Säbelknauf,
Irrt, wie ein Blümlein still verloren,
Ein fremdes Mädchen durch den Hauf...

Es waren Verse über ein Kind inmitten einer unverständlichen grausigen Schlacht. Sie lächelte verlegen, während sie sprach, und wie immer, wenn sie lächelte, wurde ihr Gesicht unbeschreiblich anziehend. Alle sahen plötzlich das blauäugige Kind auf dem Schlachtfeld... Als Walja geendet hatte, wollte der Beifall lange nicht verstummen. Sie aber stand auf der Bühne, sehr blaß, mit dem gleichen unbestimmten Lächeln.

Ein Rotarmist drängte sich an sie heran:

„Gestatten Sie einem Frontsoldaten, Ihnen die Hand zu drücken. Das haben Sie aber wiedergegeben... Zu Herzen gehend.“

Der Schauspieler Orlowski, der nach Walja auftreten sollte, lachte:

„Sie haben mich geschlagen. Ich sage das in vollem Ernst. Nach Ihnen darf man sich gar nicht mehr auf die Bretter wagen. Sie haben Talent, Sie müssen es unbedingt ausbilden.“

Orlowski heuchelte nicht: Walja hatte ihn wirklich ergriffen. Er liebte die Kunst, wie sie nur ein einsamer Schauspieler zu lieben vermag, den die Schmiererei aufgerieben hat, der weiß, daß es

ein Spiel gibt, das verhärtete Menschen zwingt zu weinen, die Hände zu ringen, sich an Treuegelöbnisse zu erinnern, in den Tod zu gehen. Walja antwortete nicht. Sholtjakow aber sagte stolz:

„Sie ist Schauspielerin, hat schon vor dem Krieg studiert."

Und Walja die Hand schüttelnd, meinte er:

„Orlowski hat es gut gefallen."

Früher hätte Walja gestrahlt: also steckt doch etwas in mir, ich werde Schauspielerin... Jetzt aber blickte sie Orlowski an und dachte: wie traurig seine Augen sind, sicher quält er sich wie alle...

Eine Sängerin trat auf. Die Menschen lärmten. Der erste Schnee fiel. Und Walja schritt ihrem Haus zu, war wie gebannt — wieder sah sie das grüne Mondfeld, die Nacht, den Tod. Leise sprach sie: „Serjosha..." Keine Antwort. Er war nicht bei ihr, er war in Stalingrad...

* 17 *

Es war ein gewöhnlicher Tag, wie der vorhergehende und wie vor einer Woche. Granatwerfer feuerten, wieder brausten acht Panzer auf Schilejkos Artilleristen zu. Lewin operierte wieder Verwundete, und wieder fuhren schwere Barken vom linken zum rechten Ufer. Sonin rasierte sich fluchend ohne Spiegel und befühlte fortwährend das Gesicht, prüfte, wo es noch stach; er wollte sich heute besonders feinmachen. Als erstem gratulierte er Sergej und mußte selbst lachen:

„Das sieht nach allem anderen als nach einem Feiertag aus."

Sonin erzählte, wie er neunzehnhundertvierzig die Feiertage begangen hatte — vor dem Krieg. Das war eine lange Geschichte, in der alles bunt durcheinanderschwirrte: die Parade, zwei Theaterkarten, der Opernsänger Koslowski, ein Abendessen beim Bruder und Marussja. Sergej hörte nur mit halbem Ohr zu, er wollte schlafen. Wenn er sich doch nur einmal ausschlafen könnte!... In Paris war es verboten, nachts zu hupen. Lancier hatte ihm erklärt: die Signale wirken schädlich auf das Nervensystem, verkürzen die Lebensdauer. Wie sich erweist, kann man auch hier leben... Das wird nie ein Ende nehmen: weiter rechts können wir nicht auf das rechte Ufer hinüber, weiter links können uns die Deutschen nicht auf das linke Ufer hinüberwerfen; sie nehmen zehn Meter, wir holen sie wieder zurück... Es sind wenige Meter, aber viele Opfer. Der Oberst hat Ersatz versprochen...

Die Armeezeitung wurde gebracht, in roter Schrift prangte die Zahl „XXV"... Sieben Jahre war er damals alt... Er kann sich noch erinnern, wie die Teller im Büfett klirrten, wie die Mutter

ihm verbot, ans Fenster zu gehen, und wie es ihn immer wieder dahin zog. Der Vater kam mit einer roten Binde um den Arm und sagte: „Ich gratuliere, Nina, die Offiziersschüler haben sich ergeben.“ ... Bis zum Fliegerangriff im August hat es hier viele Kinder gegeben. Woran werden die sich wohl in einem Vierteljahrhundert erinnern?... Wahrscheinlich wird alles in ganz anderem Licht erscheinen, man wird uns herausputzen, uns die Stiefel wichsen und historische Phrasen in den Mund legen. Wer wird denn die Flüche der Pioniere in Lehrbüchern wiedergeben!... Fünfundzwanzig Jahre sind die Hälfte eines Menschenlebens... Im Ausland glaubte man — zwei, höchstens fünf Jährchen, und sie werden sich die Hörner abgelaufen haben. Vielleicht glauben sie auch heute, wir werden nicht mehr lange stehen. Aber wir werden stehen. Das Schlimmste war im August... Ausschlafen muß man, dann kann alles wieder von vorne anfangen. Bald wird die Wolga zufrieren... Es heißt, der Mensch sei etwas sehr Zerbrechliches. Werther ist an Liebeskummer zugrunde gegangen. Brächte man aber ein Nilpferd hierher, es würde keinen Tag mitmachen... Sonin spricht, und ich höre ihm nicht zu, er wird noch böse werden...

„Marussja hat das Moskauer Künstlertheater gern, aber ich hab's lieber, wenn es im Theater anders ist als im Leben.“

Ist denn Sonin nicht auch zerbrechlich? Alle sind zerbrechlich, und doch können die Deutschen nichts ausrichten. Vielleicht wird das wirklich in die Geschichte eingehen wie die Schlacht um Zarizyn im Bürgerkrieg. Ich habe Stalin neunzehnhundertachtunddreißig gehört, er sprach ruhig, bedacht, scherzte. Heute wird er sprechen, nein, er hat schon gestern gesprochen, heute werden wir es erst erfahren — gestern konnte man nichts hören, der Übergang wurde beschossen... Sicher hat er ruhig gesprochen, das ist unser Glück, daß er unerschütterliche Ruhe wahrt...

„Du, Sergej“, sagt Sonin, „vorhin ist ein Funker beinahe den Fritzen in die Arme gelaufen. Dreie hat er getötet, ist mit knapper Not davongekommen. Dann stand er da und schimpfte, was das Zeug hält. Ich gehe zu ihm, frage, was los ist. Er erklärt: ‚Die Zange hab' ich liegenlassen.‘ Kein Wörtchen davon, daß er eben einen Kampf bestanden hat.“

Sergej lachte:

„Ich habe mir gerade überlegt, wie die Stalingradkämpfer in zwanzig Jahren in irgendeinem klassischen Roman sprechen werden. ‚Wolga... Recken... Auf uns blickt die Geschichte...‘ Und hier hast du einen echt historischen Satz: ‚Die Zange hab' ich liegenlassen.‘“

Das ist nicht Nivelle... Warum fürchten wir uns so vor großen Worten? Sogar ich. Ich hab' es gern, wenn die Franzosen pathetisch werden. Jeder ist ein Hugo, aber dann wird es einem plötzlich pein-

lich, man möchte ihn am Ärmel zupfen... Mado hat von sich gesagt: „Ich bin auch eine stumme Julia." Was wohl Mado macht? Sie wird keine Ruhe gefunden haben — ihre Unruhe kommt nicht von äußeren Einflüssen, sondern von innen her...

Warum haben wir die Linie nicht überschritten, die den Traum vom Leben trennt? Wir wollten es nicht — weder sie noch ich. Wie zwei Kinder... Wir fühlten, daß es nicht sein durfte... Mado sagte, jeder werde sein Leben leben.

„‚Shisel'", erzählte Sonin laut, „tanzte die Ulanowa. Marussja hat es nicht gefallen, ich fand es aber schön. Wie ein Traum..."

Ich werde Mado nie vergessen, denkt Sergej. Dem allein leben kann man nicht, aber man braucht das, um zu leben.

Sonin gähnte:

„Ich will schlafen."

„Glaubst du, ich nicht?"

„Komisch, auf der einen Seite ganz Europa, auf der anderen Seite — ein Fleckchen Erde. Und wir halten uns."

„Warum ‚ganz Europa'?"

„Nun, beinah ganz Europa... Hier, sieh mal, ich habe das im Unterstand gefunden... Den Titel habe ich entziffert: Anatole France, ein Roman. Da hat wohl ein Fritze drin geschmökert... Ich sage dir — Europa!"

„Wenn ein Botschafter seine Flagge über einem Haus hißt, dann ist dort sein Staat, so will es der Brauch... Europa ist jetzt hier, wir können die Flagge über diesem Unterstand hissen. Oder glaubst du, daß Anatole France es mit den Fritzen hält?"

„Ich kenne ihn nicht, Marussja hat wahrscheinlich was von ihm gelesen. Ins Theater bin ich ziemlich oft gegangen, aber gelesen habe ich wenig. Wenn man über die Zeichnungen sitzt, schwillt einem der Kopf, und man möchte irgendwohin gehen... Am liebsten habe ich das Ballett... Marussja ist sehr belesen, sie hat mich ausgelacht, weil mir alles Phantastische gefällt. Ihr gefällt es auch, sie gibt es nur nicht zu, glaubt, das gehöre sich nicht für einen angehenden Arzt... Du solltest nur mal sehen, wie lustig sie ist."

Sonin holte ein Bild hervor; es zeigte Marussja mit einem Kätzchen auf dem Arm. Sie hatte ein frisches, keckes Mädchengesicht, schielte ein wenig.

„Das war vor Kriegsausbruch in Luga... Der letzte Brief ist vom dritten Oktober. Über ein Monat ist schon vergangen."

Sergej setzte sich, um an Walja zu schreiben; er wollte seine ganze Leidenschaft, seine Sehnsucht und Zärtlichkeit in die Worte legen, aber es gelang ihm nicht; entsetzt dachte er: noch ein paar Monate, und ich werde das Sprechen verlernen.

Sonin gähnte laut.

„Schlaf dich aus“, sagte Sergej. „Ich gehe inzwischen zum Major, sie haben dort sicher die Rede aufgenommen.“

Sonin saß auf einem Baumstamm und schlief mit offenen Augen. Alles verschwamm: Marussja, die Barken, die Flagge Europas, Shisel, die Zange... Dann bog Marussja seinen Kopf zurück und küßte ihn. Es war still — eine halbe Stunde, vielleicht auch länger.

Die Granate krepierte dicht neben dem Unterstand. Sonin kam auf dem Verbandplatz zu sich, wollte sich erinnern, was passiert war... Ich habe doch geschlafen und Sergej ist zum Major gegangen...

„Hat Stalin gesprochen?“

„Du darfst nicht reden“, erwiderte Sergej.

„Was hat er gesagt?“

„Daß auch unsere Straßen wieder im Festschmuck prangen werden.“

Aber Sonin hörte es nicht mehr, er war wieder bewußtlos geworden.

Schwester Katja hatte in ihrem Notizbuch alle Tage bis zum Neujahr eingetragen; jeden Abend strich sie eine Zahl aus. Jetzt holte sie das Büchlein hervor und strich die Zahl sieben durch.

„Noch vierundfünfzig Tage.“

„Bis wann?“

„Bis zum Jahresende.“

Lewin lächelte trübe:

„Und dann wirst du dreihundertfünfundsechzig neue eintragen?“

„Vielleicht auch nicht“, erwiderte Katja. „Wenn es mir so ergeht...“ Sie wies auf Sonin.

Sergej blickte schweigend auf den Freund. Wieder ist es still... Wenn ich nicht zum Major gegangen wäre... Ein blödsinniges Spiel!... Doch den Fritzen geht die Puste aus, gar kein Vergleich mit dem, was vor einem Monat war... Stalin kennt die allgemeine Lage, wenn er es gesagt hat, wird es so sein... Aber wann? Für Sonin ist es schon zu spät... Oder vielleicht auch nicht; Lewin meint, es bestehe noch Hoffnung... Seine Frau ist wohl in Jaroslawl. Die sind schlimmer dran als wir. Furchtbar muß das für sie sein, sich so etwas vorzustellen...

Er wollte Walja einen anderen Brief schreiben, wurde aber zum Übergang gerufen; er dachte nicht mehr an seine Frau, nicht an Sonin, nicht an den Ausgang der Schlacht — er arbeitete.

„Ich flehe Sie an, lieber Freund, lassen Sie mein Nervensystem in Frieden und denken Sie an das Schicksal von Roche aîné! Roy kann jeden Augenblick die Sache Alper wieder aufs Tapet bringen... Nach Josephs Tode habe ich dort keine Protektion mehr. Ich brauche jemanden, der sich mit den Deutschen gut steht."

„Alle stehen sich mit denen gut", erwiderte Morillot, „besonders Roy."

Lancier bedauerte es, mit Morillot darüber gesprochen zu haben, Morillot zog doch alles ins Lächerliche...

Aber gerade Morillot half ihm: er machte ihn mit Jérôme Pinaud bekannt.

Pinaud war in Geschäftssachen kühl und besonnen. Er brillierte nicht wie Berty, hatte auch nicht dessen Format. Vor etwa zehn Jahren, als alles noch ruhig war, hatte Pinaud gesagt: „Ich möchte mich am liebsten auch gegen Erdbeben versichern, obwohl wir nicht in Japan sind." Er lebte bescheiden, hatte selten Gäste, warf nicht mit dem Geld um sich. Seine älteste Tochter, Pauline, hatte er an einen Kaufmann in Lyon, Herrn Pinson, verheiratet, die jüngere, Henriette, an den jungen Verneuil, einen vielversprechenden Rechtsanwalt. Pinaud wußte, daß die Politik mit Steuern, Aufträgen und Börsenkursen verbunden war, und verfolgte aufmerksam alle Parlamentskombinationen; die Kommunisten haßte er, die Sozialisten nannte er „Dummköpfe", von den extremen Rechten aber sagte er: „Diese Chirurgen schneiden zugleich mit dem Appendix alle Gedärme heraus."

Nach Kriegsausbruch kam Pinaud schnell empor, was durchaus nicht verwunderlich war: naturgemäß kann ein Werk, das Heizkörper herstellt, die Produktion von Granatwerfern aufnehmen, und ebenso naturgemäß gehen im Krieg Granatwerfer wie „warme Semmeln" ab (Pinauds Lieblingsausdruck); anfangs kauften die Franzosen, später die Deutschen. Gewiß, die Ereignisse des Jahres neunzehnhundertvierzig hatten Pinaud erschüttert, er magerte sogar ab, die Anzüge hingen ihm am Leibe. Aber Geschäft blieb Geschäft; und sobald er sich davon überzeugt hatte, daß die Geschäfte gut gingen, vergaß er seine patriotischen Kümmernisse. Noch nie hatte er so gut verdient. Den Deutschen gegenüber war er reserviert; seine Haltung machte einen guten Eindruck auf sie — es war etwas Feierliches und Gramvolles an ihm, er sprach in lautem Flüsterton und schneuzte sich wie auf einer Beerdigung.

Pinaud begann sich für Börsenoperationen zu interessieren; er wurde Besitzer einer großen Druckerei, erwarb für ein Spottgeld ein Haus, das einem Juden gehört hatte. Zu seiner Frau sagte er: „Natürlich sind die Zeiten schwer, es wäre aber eine Sünde zu

klagen. Wir leben, die Kinder sind versorgt, Pauline und Henriette haben gute Partien gemacht." Verneuil betrog Henriette, das wußten alle, nur sie nicht. Doch er war aufmerksam zu ihr, erfüllte ihr jede Bitte. „So einer geht nicht zugrunde", sagte Pinaud. Vor drei Jahren galt Verneuil beinah als „Roter", jetzt aber hatte er bei den Deutschen eine gute Nummer, er schrieb für Zeitungen und verschmähte auch kommerzielle Vermittlungen nicht. Paulines Mann, Pinson, hatte bei Kriegsausbruch seine Lager verkauft und in Genf ein Hotel erworben; einige Wochen vor der Niederlage war er mit Frau und Kind nach der Schweiz übersiedelt. Es hieß, er sei englisch orientiert. Pinaud malte sich einmal eine Begegnung zwischen Pinson und Verneuil aus — das würde eine schöne Schlägerei geben!... Pinaud selbst liebte keine Extreme, er arbeitete mit den Deutschen, hatte aber auch nichts gegen einen Sieg der Verbündeten.

Als Morillot ihm von der Gefahr erzählte, in der Roche aîné schwebte, wunderte sich Pinaud nicht:

„Mit den Deutschen kann man arbeiten, aber solche Schakale wie Roy mag ich nicht. In der Finanz- und Industriewelt gibt es zu viele Neureiche... Nun, ich bin bereit, mit Lancier zu verhandeln."

Pinaud bot Lancier seine Hilfe an. Lancier wußte, daß Pinaud Roche aîné zu retten vermochte — die Deutschen werden es nicht wagen, ihn anzutasten... Außerdem will Pinaud Kapital investieren. Lancier hatte aber keine Lust, sich mit einem Fremden zu liieren, er hatte durch Leo und Roy genug zu leiden gehabt.

Die Verhandlungen wurden eingeleitet. Pinaud verhielt sich Lancier gegenüber gönnerhaft: er war der Meinung, daß sich weder die Einrichtung von „Corbeille" noch die leichtsinnigen Manieren für einen Geschäftsmann schickten; er schonte jedoch Lanciers Eigenliebe, wenngleich er sich innerlich über diesen „Kauz" lustig machte, und sprach mit ihm so, als wäre Lancier der Begründer der Roche aîné.

Lancier hatte Pinaud und seine Frau zum Mittagessen eingeladen. Die Verhandlungen gediehen; Maurice sagte im Scherz zu Martha: „Heute haben wir schon fast die Verlobung, vielleicht folgt bald die Hochzeit." Er lud auch Morillot ein, den er den „Kuppler" nannte. Es war ein trüber Novembertag, vom frühen Morgen an brannte im Haus Licht. Alles nieste und hustete. Martha machte auf das Ehepaar Pinaud durch ihre Schlichtheit und Häuslichkeit einen guten Eindruck; sie unterhielten sich lebhaft, sprachen über die Vorkriegszeit, Lancier aber regte sich auf: wo bleibt nur Morillot? Der Hammelbraten wird noch verbrutzeln, das ist doch schließlich kein Spaß...

Sie gingen ohne den Doktor zu Tisch. Lancier ärgerte sich. Pinaud beruhigte ihn:

„Sie kennen doch Morillot. Sicher ist er ans Ende der Stadt zu einem Kranken geeilt. Vielleicht sogar noch unentgeltlich...

Das ist ein Mann, der ein Denkmal verdient hat. Wir haben es nicht verstanden, ehrlich Schaffende zu schätzen, bei uns wurde mit Abenteurern und Intriganten Kult getrieben. Das ist mit ein Grund für unsere Niederlage.“

„Die Deutschen haben uns manches beigebracht“, sagte Lancier. „Trotzdem fällt es einem schwer, von Fremden abhängig zu sein... Was glauben Sie, Herr Pinaud, wird das einmal ein Ende nehmen?“

Martha blickte Maurice vorwurfsvoll an: warum spricht er so?... Pinaud macht zwar einen guten Eindruck, aber wem kann man heutzutage trauen?... Lancier verstand den Blick seiner Frau, bedauerte aber seine Worte nicht: er wird mit Pinaud zusammen arbeiten müssen, da ist es besser, rechtzeitig Bescheid zu wissen, um vor Überraschungen gefeit zu sein...

„Einmal werden die Deutschen wohl gehen“, erwiderte Pinaud. „Ich kann mich über sie nicht beklagen, sie verhalten sich korrekt, aber ich bin Franzose und verstehe Sie... Verneuil hat mir erklärt, die Deutschen werden nach dem Sieg ganz Frankreich und auch die anderen Länder räumen... Sie werden bloß Regierungen einsetzen, die ihnen genehm sind.“

„Solange der Marschall lebt, wird es niemand wagen, ihn abzusetzen.“

„Der Marschall ist eine Dekoration. Die Deutschen ziehen Déat Laval vor und Laval Darlan. Es gibt hier verschiedene Nuancen. Ich persönlich glaube, daß Europa in den nächsten zwanzig, dreißig Jahren deutsch sein wird.“

Ganz außer Atem trat Doktor Morillot ein. Martha machte ihm freundschaftliche Vorwürfe:

„Sie haben sich selbst bestraft, müssen nun Aufgewärmtes essen.“

Doktor Morillot schwieg lange, löffelte die Suppe und blickte bald Lancier, bald Pinaud verschmitzt an; dann wischte er sich den Mund ab und brach in sein übliches lautes Gelächter aus:

„Verneuil wird heute nicht schlafen können. Man müßte ihm Veronal verschreiben... Haben Sie nicht gehört? Die Amerikaner und Engländer sind in Algier gelandet.“

Pinaud konnte seine Erregung nicht meistern. Natürlich, damit konnte man rechnen, aber man kann ja mit vielem rechnen und trotzdem kommt es dann überraschend... Er war sich darüber im klaren, daß er als erster die Verbündeten begrüßen werde, wenn sie die Oberhand gewinnen. Wer wird es wagen, einen Stein auf ihn zu werfen? Wo sind diese Makellosen? Pinson kann leicht den Unversöhnlichen spielen — er sitzt in Genf. Aber derselbe Pinson gibt zu, daß sein Schwiegervater ein ehrlicher Franzose ist... Dennoch fühlte Pinaud sich in seiner Haut nicht wohl. Man wird Nachforschungen anstellen: woher stammt die Druckerei, wie ist er zu dem Haus gekommen, warum hat die Fabrik unter den Deutschen in

drei Schichten gearbeitet? Neider werden sich immer finden, und die Kommunisten werden wieder auftauchen wie neunzehnsechsunddreißig. Schöne Aussichten...

„Sie scheinen betrübt zu sein, Herr Pinaud?" sagte Morillot.

Was sich dieser alte Zyniker nicht alles herausnimmt! Martha empfand die Taktlosigkeit der Frage und sagte, noch bevor Pinaud antworten konnte:

„Ich verstehe nicht, warum man beim Essen unbedingt über Politik sprechen muß."

Pinaud stimmte ihr bei und befaßte sich mit einer saftigen Birne.

Lancier aber lächelte: sie sind gelandet!... Vielleicht wird die gute alte Zeit wiederkehren? Marceline kann niemand mehr zum Leben erwecken, aber er wird mit Martha nach „Gellinotte" fahren... Es stimmt, ich habe den Nachruf für Berty geschrieben, bin ein wenig zu hitzig gewesen, so werde ich es auch erklären — zu hitzig, zu wenig überlegt... Was ist schon dabei? Immerhin war Berty mein Schwiegersohn. Was hat das mit Politik zu tun? Ich bin nicht Pinaud, mich haben die Deutschen verfolgt. Louis ist nach England gegangen, wahrscheinlich ist auch Mado dort. So habe ich meine Kinder erzogen!... Ich bin doch gespannt, ob die Verbündeten bald in Marseille landen. Von Algier ist das nicht weit... In Marseille wird sie der Marschall begrüßen. Ich kann mir vorstellen, wie er sich jetzt freut!... Und Lancier lächelte. Er wußte, daß er in Pinauds Beisein seinen Gefühlen keinen freien Lauf lassen durfte — Martha wird unzufrieden sein —, und er suchte nach einer Erklärung für sein Lächeln:

„Habe schon lange keine so schönen Birnen gegessen."

Morillot hatte sich mit Saft und Spucke bekleckert — er lachte immer noch über den Eindruck, den seine Worte hervorgerufen hatten. Dann sagte er:

„Das ist ja ganz schön, daß sie gelandet sind, aber es ist nichts Erschütterndes dabei. Sie werden sich unsere Kolonien nehmen... Wenn sie wirklich mit den Deutschen kämpfen wollten, hätten sie sich eine andere Landungsstelle ausgesucht."

Als die Gäste gegangen waren, dachte Lancier über die Ereignisse nach und kam zu dem Schluß, daß es nicht angebracht war, sich mit Pinaud einzulassen. Der Krieg nähert sich der Entscheidung. Pinaud ist kompromittiert. Jetzt habe ich Unannehmlichkeiten, weil Leo Jude ist. Wenn aber die Deutschen vertrieben werden, wird man mir ankreiden, daß ich mit Pinaud liiert war... Übrigens hat er sich ein Haus angeeignet, das einem Juden gehörte... Es ist schon besser, ohne Kompagnon zu bleiben, dann verantwortet man nur für sich selbst... Er sagte zu Martha:

„Du weißt, wie ich Marceline verehrt habe. Das Schicksal hat mich zum Witwer gemacht, und das gleiche Schicksal hat dich zu

mir geführt. Ich segne das Schicksal: es ist schön, sein Herz mit einem anderen zu vereinen... In geschäftlichen Dingen ist das anders — erfolgreich sind die Einzelgänger. Pinaud ist ein anständiger Mensch, er drängt sich nicht vor wie der verstorbene Berty. Ich hoffe, daß er nach unserem Sieg keine Unannehmlichkeiten haben wird. Immerhin ist es besser, sich mit ihm nicht einzulassen."

Zwei Tage später erfuhr Lancier, daß die Deutschen die Demarkationslinie überschritten und Lyon und Marseille besetzt hatten. Sie wollen sich also ernstlich verteidigen, befestigen den Süden genau so wie die Atlantikküste. Morillot hat recht: die Alliierten beeilen sich nicht. Die Mäuse haben den Kater voreilig begraben. Vielleicht werden die Angelsachsen einmal siegen, aber bis dahin wird Roy mich schon zu Grabe getragen haben.

Mehrere Tage schwankte Lancier, dann entschloß er sich, Pinauds Angebot anzunehmen.

„Verstehst du, Martha, ich war damals zu hitzig. Die Deutschen sind eine bedeutende Macht. Morillot ist zufrieden, daß sich ein paar hundert Russen in den Kellern von Stalingrad verschanzt haben. Aber das ist eine Kleinigkeit... Zwischen Algier und Marseille liegt das Meer. Man muß mit den Tatsachen rechnen. Pinaud wird Roche aîné halten können, um so mehr, als sein Schwiegersohn Verneuil ein ganz besonderes Exemplar von einem Halunken ist. Ich habe mir sagen lassen, daß er bei Abetz aus- und eingeht."

Als Pinaud und Lancier mit dem geschäftlichen Teil der Unterredung fertig waren, gingen sie zur Politik über. In zehn Tagen hatte sich alles geändert: in Algier waren die Alliierten, in Marseille die Deutschen.

„Ich hätte nie geglaubt, daß Darlan den Marschall verraten könnte", sagte Lancier.

„Ich verurteile Darlan nicht. Was blieb ihm übrig?... Er hat viele Menschenleben gerettet. Sind Sie denn überzeugt, daß der Marschall ihn nicht zu diesem Zweck hingeschickt hat?"

Lancier war verdutzt: Pinaud beurteilt die Dinge wie ich... Nun ja, Pinaud ist Franzose wie ich, wie der Marschall...

„Lieber Herr Pinaud, die Ereignisse sind so kompliziert, daß einem schwindlig werden kann. Ich vertraue dem Marschall..."

„Der Marschall ist eine Dekoration, aber die Männer um ihn wollen Frankreich vor der Anarchie bewahren. Das Schrecklichste ist der Kommunismus. Man kann gegen die ‚Kollaboration' sein, dabei aber die Entsendung der ‚Legionäre' an die Ostfront begrüßen. Der Kampf gegen die Bolschewiki ist Pflicht eines jeden Franzosen. Darin stimme ich vollständig mit Laval überein."

„Laval war in München bei Hitler. Glauben Sie nicht, daß das ein wenig zuviel des Guten war?"

„Keineswegs. Das war seine Pflicht. Wie es die Pflicht Darlans ist, mit den Amerikanern zu einer Verständigung zu gelangen... Wir müssen alle Möglichkeiten im Auge haben. Es gibt noch unsere eigene, die französische Politik... Ich freue mich sehr, daß die Amerikaner Darlan und Giraud aufgenommen haben..Die Kommunisten werden jetzt erkennen, daß sie von einem Sieg der Alliierten nichts zu erwarten haben."

Lancier war erschüttert. Er hatte Pinaud für einen Krämer gehalten, wie sich aber erwies, war Pinaud ein Philosoph, der ein hohes Spiel spielte.

Am gleichen Abend suchte Lancier Morillot auf; er wollte mit ihm über seine Entdeckung sprechen. Morillot saß traurig in dem dunklen Zimmer. Seine Frau war nicht zu Hause. Lancier war so mit seinen eigenen Dingen beschäftigt, daß er nicht merkte, in welchem Zustand der Doktor war. Er legte gleich los:

„Pinaud ist nicht nur ein Geschäftsmann, sondern auch ein Politiker, ein Patriot. Er hat es so formuliert: man muß alles im Auge haben..."

„Das glaube ich! Sogar seine Töchter arbeiten nach zwei Richtungen hin. Sie können ganz ruhig sein, Maurice, mit dem gehen Sie nicht zugrunde. Pinaud ist ein ausgekochter Schuft. Natürlich ist er kein Darlan, aber für Roche aîné reicht er noch immer."

„Sie halten Darlan für einen Schuft?"

„Das hängt davon ab, was man unter Schuftigkeit versteht. Im allgemeinen ist der Lakai nicht verpflichtet, seinem Herrn die Treue zu halten. Darlan hat die Stellung gewechselt... Sie alle sind einander wert, Laval, Darlan, der Marschall."

Erst jetzt bemerkte Lancier, daß Morillot ganz anders war als sonst — er hatte noch kein einziges Mal gelacht.

„Fühlen Sie sich schlecht?" fragte er.

„Ich?... Was hat das in unserem Alter zu sagen? Wir schleppen uns so hin, und das ist schon gut. Junge Menschen sterben... Pinaud oder Darlan zählen an den Knöpfen ab: auf wen soll man setzen — auf den amerikanischen Gönner oder auf den deutschen Rausschmeißer? Inzwischen sterben junge Menschen..."

„Haben Sie etwas von René gehört?"

„Er war im Süden... Vielleicht haben ihn die Deutschen schon verhaftet."

Lancier wußte, daß René, der älteste Sohn des Arztes, sich mit den Deutschen überworfen hatte — er war nach einer Studentendemonstration in die „freie Zone" geflüchtet.

„Ich verstehe Sie, lieber Freund. Ich habe auch Sorgen: was ist mit Louis? Vielleicht ist er in Algier, vielleicht lebt er nicht mehr! Wo Mado steckt, weiß ich auch nicht. Wahrscheinlich geht es Ihrem Pierre noch am besten — natürlich ist es in der Gefangen-

schaft alles andere als angenehm, dafür ist er aber außer Gefahr. Wenn der Krieg aus ist, wird er zurückkehren."

„Ich weiß nicht... Gestern hat mich ein Kamerad von ihm besucht; er war mit Pierre zusammen im ‚Stalag' und wurde von den Deutschen entlassen, weil er Tbc im letzten Stadium hat. Er erzählte mir, wie sie dort leben: Suppe aus Kartoffelschalen, ungeheizte Baracken, schwere Arbeit. Und dabei haben sie es noch besser als die Russen. In der Nebenbaracke sterben russische Mädchen vor Hunger, gehen an der Ruhr zugrunde. Die Aufseherinnen schlagen sie. Weiß der Teufel, was für barbarische Zustände dort herrschen! Der Junge erzählte mir, daß Pierre sich mit einer Russin angefreundet hat, sie helfen einander, das Mädchen ist lustig, spricht ihm Mut zu. Pierre ist schwach, er hebt mit Mühe die schweren Lasten... Ich fürchte, er wird nicht durchhalten, er hat doch schwache Lungen."

Zum erstenmal sah Lancier in Morillots Augen Tränen. Der Doktor wandte sich ab und sagte:

„Sehen Sie nun, daß ich mit Stalingrad recht hatte? Das ist Ihnen keine Diplomatie. Haben Sie ‚Paris Soir' gelesen? Die Deutschen schreiben: ‚Das deutsche Heer ist auf jede Überraschung gefaßt.' Eine merkwürdige Sprache für Sieger... Wissen Sie, Maurice, ich werde wohl kaum noch die Entscheidung erleben und bin auch gar nicht so erpicht darauf. Ich mache mir keine Illusionen. Je mehr sich alles ändert, um so mehr bleibt alles beim alten. Aber im Augenblick freue ich mich, daß die Russen die Deutschen zum Stehen gebracht haben. Es ist schön, daß Pinaud Angst hat, daß Darlan die Amerikaner sucht und daß die Amerikaner Darlan suchen."

Einen schrecklichen Charakter hat dieser Mensch, dachte Lancier, er freut sich, daß andere Unannehmlichkeiten haben. Aber um die jungen Menschen ist es schade, das stimmt, um Louis, René und Pierre. Was ist mit Mado?...

* 19 *

Einen Monat schon zieht Mado umher; sie kommt in eine Stadt, sucht eine Straße, ein Haus, einen Menschen, spricht unsinnige Worte wie „Ihre Tante hat die Grippe" oder „ich verkaufe einen Kanarienvogel", gibt Instruktionen weiter, fragt, ob Flugblätter herausgekommen sind, wie es mit dem Dynamit steht, und fährt wieder weg. Sie ist Verbindungsmann. Ihr Äußeres fällt nicht auf. Sie kann sich im Handumdrehen in eine dumme Trine verwandeln, in ein leichtfertiges Mädchen oder in ein Fräulein, das nur Toilettesorgen kennt; sie wechselt ebenso schnell die Manieren wie die Kleidung und den Wortschatz; sie kann eine Welt-

dame spielen, kann sich zieren, einfältig sein, kann weinen, wenn sie erzählt, daß ihr Vater im Sterben liegt, kann über moderne Frisuren schwatzen, sich in jeder Situation zurechtfinden, in der Menge verschwinden. Die Genossen sagen: „France muß man schicken, sie wird schon durchkommen."

Städte fliegen vorüber, Lyon mit seinen Nebeln, seinen dunklen Ecken und Durchgangshöfen, den Geheimwinkeln der Straßen und der Herzen, das ewig bunte, lärmende Marseille, in dem alte Hafenprostituierte sich als Heldinnen entpuppen, Philosophen und Humanisten mit allem Handel treiben, was ihnen unter die Finger kommt — mit Kaffee, gefälschten Meisterwerken und Köpfen von Patrioten —, das langgestreckte, verrußte Saint-Etienne, das alte kokette Nizza. Der Herbstregen prasselt gegen das Wagenfenster; Felder ziehen vorbei mit unbeweglich stehenden Kühen; Wein wird gelesen; am Flüßchen spülen Frauen Wäsche; Felswände gespaltener Berge fallen zum Meer hinab.

Manchmal geht France eine pappelbestandene Chaussee entlang, biegt auf einen kleinen Weg ab, der runzlig ist wie das Gesicht einer alten Frau, steigt einen Pfad bergauf, betritt ein Bauernhaus, in dem ein Hund bellt, eine Lampe blakt und Zwiebeln getrocknet werden. An ihren Schuhen klebt schwerer rotbrauner Lehm oder silbriger Staub. Sie übernachtet und fährt am Morgen wieder fort.

Ringsum geht das Leben weiter. Die Weinbauern sagen, der Zweiundvierziger verspreche „einen guten Jahrgang". Dorfburschen kaufen gefälschte Papiere, um der Verschickung nach Deutschland zu entgehen. Junge Ehepaare versorgen sich mit Bezugsscheinen für einen Schrank, ein Bett. In den Schulen hören die Kinder, wie Großväterchen Pétain Frankreich gerettet hat. Man verkauft den Deutschen Wein, Wurst, Apfelsinen, alte Miniaturen, Parfüms, pornographische Bilder und kauft bei ihnen Zigaretten, Rasiermesser, Aspirin. Alle handeln, feilschen, vermitteln. Viele werden reich, schmücken die Wohnungen mit Bildern, geben Festessen. France sieht Bräute im Brautschmuck, sonntäglich gekleidete Mütter mit ihren Sprößlingen, angeheiterte Träumer, Liebespärchen, sieht Tric-Trac spielende Greise. Und sie denkt: wie allein sind wir doch! Wie viele sind wir schon? Vielleicht zehntausend, vielleicht hunderttausend, ich weiß es nicht... Die anderen aber haben sich angepaßt. Sie sind zwar unzufrieden, reden vom fernen Krieg — von den Verbündeten in Afrika, von Stalingrad, das sich immer noch hält... Doch wie weit ist das alles — Stalingrad wie Algier. Die deutsche Kommandantur aber befindet sich zwei Schritt von hier. Man kann verdienen, gut essen, und die ganz Unversöhnlichen können das Londoner Radio hören. Wer aber ein Wort zuviel sagt, wird nach Deutschland geschickt oder von der Gestapo zu Tode gequält... „Nur Verrückte können gegen sie kämpfen", sagte einmal ein Rechts-

anwalt zu France, der sich bereit erklärt hatte, sie für eine Nacht aufzunehmen, und fügte hinzu: „Ich bin auch ein Verrückter." Er kam sich vor wie ein Held. Überall wird im Flüsterton gesprochen, und dieses Flüstern verfolgt Mado wie der endlose Herbstregen. Man fürchtet nicht nur die Deutschen, man hat Angst voreinander, vor den Nachbarn, den Kollegen, vor Schwätzern, Provokateuren, vor ausgesandten, gekauften und freiwilligen Spionen, vor umgekippten Linken, vor Männern mit doppelten Papieren und doppeltem Gewissen. Wo ist das Frankreich, das an den Straßenkreuzungen lärmte, das sich mit seinem Temperament, seinen Barrikaden, seinen Coupletsängern brüstete? Es braucht nur ein Deutscher vorbeizugehen, und schon findet sich jemand, der dienstbeflissen lächelt.

Selbst Toulon hatte nichts zu ändern vermocht. Für einen Augenblick war alles erstarrt, als habe eine ferne Explosion das Land betäubt. Und dann?... Man kann über einen Selbstmörder Gedichte schreiben, kann ihn beweinen, aber nachahmen darf man ihn nicht.

Raoul war ein alter Kommunist. France hielt große Stücke auf ihn. Sie sagte ihm: „Wir schreiben über Toulon, warum haben sie aber dort die Schiffe gesprengt und nicht den Versuch gemacht, zu entkommen, zu kämpfen?" Raoul lächelte: „Die Befehlsgewalt hatten Vichyleute. Es ist schon gut, daß sie die Schiffe nicht den Deutschen ausgeliefert haben."

Vieles war Mado in Paris entgangen: sie hatte dort illegal gelebt. Hier begegnete sie täglich gleichgültigen Menschen. „Wir sind der Spähtrupp", hatte Luc im Sommer gesagt, „die Armee ist weit hinter uns." Wird die Armee rechtzeitig nachkommen?... Noch vor kurzem hatte sich Mado gefreut, wenn im Café oder in der Bahn von Stalingrad gesprochen wurde. Jetzt bedrückten sie diese Gespräche nur noch mehr. Dort sterben die Menschen, hier aber schachern junge, kräftige Kerle mit Wein, begießen das gelungene Geschäft und flüstern: „Die Russen sind Prachtkerle." Die Leute denken, jemand werde sie befreien — die Bolschewiki, die Londoner Ansager, die Amerikaner, die in Algier gelandet sind, der schlaue Darlan, gleichviel wer. Sogar die Mutigsten, die ihr für eine Nacht Quartier gewähren, schütteln den Kopf: „Warum übereilen? Ihr tötet einen Boche und sie antworten mit der Erschießung von hundert Franzosen. In Rußland sind große Kämpfe im Gang. Die Verbündeten werden landen, wenn nicht jetzt, dann im Frühjahr. Man muß warten." Das wiederholen alle: warten, nur warten!

Mado freute sich, als sie Josette sah. Sie standen sich in einem geweißten Zimmer gegenüber, das einer Mönchszelle glich: Kruzifix, Lavendelgeruch, ein grob gehauener Tisch. Josette wußte, daß Mado in Eile war, und sprach gleich zur Sache:

„Sag Raoul, daß wir uns mit den Bergwerken beschäftigen werden.

Augenblicklich bereiten wir eine Operation an der Strecke vor. Wir brauchen Waffen. Es ist geradezu lächerlich, wir haben ein Dutzend Revolver, sonst nichts. Wir können jeden Tag hochgehen... Wann wirst du Raoul sehen?"

„Morgen abend, vorausgesetzt, daß ich den Zug nicht verpasse."

„Also wirst du am Donnerstag oder Freitag wieder hier sein. Dann sprechen wir über alles andere. Nur eine Frage: hast du Henri gesehen?"

„Am Tag vor meiner Abreise aus Paris, also vor etwa einem Monat... Er ist gesund, sehr rührig; nachdem er mit mir gesprochen hatte, faßte ich neuen Mut."

Beim Abschied stieß Mado rasch hervor:

„Henri sagt, daß mit Mimi alles in Ordnung ist."

Als sie mit Raoul über die Waffen sprach, lachte er.

„Glaubst du, wir sind reich? Vier deutsche Maschinenpistolen — Beuteware. Die Engländer werfen nur für die AS ab, und die rücken nichts 'raus."

Er schwieg ein Weilchen, dann meinte er lachend:

„Versuch du doch mal, mit ihnen zu sprechen, vielleicht wirst du Glück haben. Da ist ein Literaturprofessor... Ich bin ein schlechter Diplomat, außerdem bin ich als Unversöhnlicher verschrien. Du bist eine Pariserin und machst dazu einen sanftmütigen Eindruck... Bei denen kennt man sich nicht aus — alles ist Stimmungssache."

Der Literaturlehrer Georges Ramel, mit dem France sprechen sollte, hatte sich vor dem Krieg nicht für Politik interessiert. Er war neunundzwanzig Jahre alt, hatte kurz vor Kriegsausbruch geheiratet und vergötterte seine Frau. Nach der Kapitulation wurde er mürrisch, mied seine Freunde, sprach nicht einmal mit seiner Frau. Eines Tages sagte sie ihm: „Kennst du wirklich nichts Wichtigeres als das Prestige des Staates? Es gibt doch noch außerdem ein Leben." Er antwortete: „Das verstehst du nicht. Mir ist es gleich, wo die Grenzen verlaufen, wer den Sieg davonträgt. Das ist Sache der Militärs oder der Politiker... Heute geht es um etwas anderes: die Deutschen sind in Paris. Man kann reich oder arm leben, aber so ein Leben ist keinen Pfifferling wert." Als ihm ein Schulkamerad vorschlug, einer Widerstandsorganisation beizutreten, zögerte Ramel keinen Augenblick. Der Gruppe „Jeanne d'Arc" gehörten die verschiedensten Leute an: ein Schneider, der früher für Ramel gearbeitet hatte, zwei Studenten, ein Journalist von einer katholischen Zeitung, eine junge Offizierswitwe, deren Mann neunzehnhundertvierzig gefallen war, der Besitzer einer Textilfabrik, ein alter Dreher, ein Arzt und ein Notar. Ramel hatte zweimal an Aktionen teilgenommen, als sie die von den Engländern mit Fallschirmen abgeworfenen Waffen bargen. Er wußte, daß sein Leben an einem Seidenfädchen hing, doch schien ihm dieses Leben jetzt lebenswert.

Die Begegnung mit France fand bei einem Zahnarzt statt, der der Gruppe „Jeanne d'Arc" beistand. Ramel erschien mit verbundener Backe: nach den letzten Verhaftungen hatte man ihnen nahegelegt, vorsichtiger zu sein. France brachte ihr Anliegen vor. Ramel empfand vom ersten Augenblick an Sympathie für sie: was trennt uns? Sie tun dasselbe wie wir. Es sind jetzt keine Wahlen, die Leute sterben nicht gesondert nach Parteilisten... Als France geendet hatte, sagte er:

„Ich werde mit den Genossen sprechen. Kommen Sie morgen wieder. Der Arzt empfängt viele Patienten, so daß es nicht auffällt... Hier wird uns keiner stören."

Am selben Abend trug er Nadaud die Bitte der Kommunisten vor.

„Das ist ausgeschlossen", sagte Nadaud, „wir haben die bestimmte Anweisung, ihnen keine Waffen zu geben. Wir können Informationen austauschen, die Provokateure namhaft machen, ihnen mit Quartieren helfen, aber auch nicht mehr."

„Ich verstehe nicht, wozu wir so viele leichte Maschinengewehre brauchen."

„Wir sind in der Hauptfrage verschiedener Meinung. Die Kommunisten befassen sich mit kleinen Operationen, töten Boches, zerstören Geleise, vor kurzem haben sie einen Wasserturm gesprengt. Das verstärkt nur die Repressalien. Für die Kommunisten ist das wichtigste die Propaganda. Wir betrachten die Sache jedoch vom nationalen Standpunkt. Wir haben die Aufgabe, eine illegale Armee aufzustellen. Sobald die Verbündeten landen, werden wir über Kampfeinheiten verfügen, die gut bewaffnet sind und von Berufsoffizieren geführt werden."

Als Ramel und France wieder zusammenkamen, sagte er:

„Leider ist das unmöglich. Wir sind gegen voreilige Operationen. So denkt unsere Leitung."

„Und was soll man nach Meinung Ihrer Leitung tun?"

„Kräfte sammeln, warten."

Wie oft hat Mado dieses „warten" gehört! Doch das hatten kleinmütige Menschen gesagt, die an ihrem Sparbuch, ihrem Spiegelschrank, ihrem Glas Aperitif hingen. Aber der hier... Er kann doch heute schon verhaftet und von der Gestapo zu Tode gequält werden.

„Worauf warten?"

„Auf die Landung."

„Ein merkwürdiges Spiel! Die Verbündeten warten, bis die Russen die Deutschen geschwächt haben, ihr wartet, bis die Verbündeten in Frankreich erscheinen, die Spießer warten, bis ihr euch zum Handeln entschließt. Letzten Endes wird irgendein Durand aus Vichy, der euch das Haus verbietet, der Sieger sein."

Sie war nervös, knüllte ihre Handschuhe zusammen. Ramel

vergaß alle Richtlinien: der Gedanke war ihm peinlich, daß diese Frau ihn für einen Feigling halten könnte.

„Wenn Sie meine Meinung wissen wollen — ich bin mit ihnen nicht einverstanden. Heute sollte man eher schießen, als Waffen verstecken... Aber ich brauche Ihnen wohl nicht zu sagen, was Disziplin heißt. Als der sowjetisch-deutsche Pakt geschlossen wurde, war ich wie viele andere der Ansicht, daß die Kommunisten Verräter seien. Ich hatte unrecht, ich gebe es zu. Ihr hattet eure eigene Taktik. Die Leute, die uns befehlen zu warten, haben auch ihre Taktik. Einer meiner Kollegen war Kommunist, bei Kriegsausbruch wurde ihm nahegelegt, sich loszusagen. Ich wußte, daß er in vielem anderer Meinung als Ihre Deputierten war, aber er sagte mir: ‚Wenn gekämpft wird, wird nicht philosophiert, sondern gekämpft.' Er wurde verhaftet, ich weiß nicht, was aus ihm geworden ist. Damals glaubte ich, er wäre ein Fanatiker. Auch darin irrte ich. Jetzt kämpfe ich und will mir nicht den Kopf zerbrechen, ob die in London recht haben oder nicht. Sie wissen besser als ich, was Treue heißt."

Beim Abschied sagte Mado:

„Es tut mir leid, daß ich keine Waffen bekommen habe. Und auch Sie tun mir leid."

Er drückte ihr fest die Hand.

„Ich wünsche Ihnen Erfolg."

Als France später Raoul über das Gespräch Bericht erstattete, lachte er:

„Er spricht also von Treue? Sie bleiben sich treu, das stimmt... Sie haben Angst vor uns. Ramel findet sich nicht zurecht. Ich habe dich zu ihm geschickt, weil er der anständigste ist. Es gibt da einen Kerl, er heißt Nadaud, ein ehemaliger Protegé von Flandin. Der sagt es geradeheraus: ‚Im Augenblick des Sieges müssen wir stärker sein als die Kommunisten.' Sag Pauline, daß sie sich die Maschinenpistolen bei den Deutschen beschaffen müssen — das sind unsere einzigen Waffenlieferanten. Und dann erkundige dich, wie es mit dem Wolfram steht."

Josette war aufgeregt, als sie Mado sah:

„Heute nacht wird eine Operation durchgeführt. Es können Kontrollen kommen... Ich schicke dich zu einer alten Frau in die Berge. Morgen früh kommst du herunter nach Levallet, paß aber auf, daß du nicht auf Posten stößt. Um sieben wird dich jemand bei Levallet erwarten; ich übermittle dir dann die Ergebnisse für Raoul."

„Wann findet die Operation statt?"

„Um vier."

„Raoul hat sich nach den Bergwerken erkundigt..."

France schleppte sich mit Mühe hin — der Weg war weit, ein steiler Anstieg, zwei Nächte hatte sie nicht geschlafen. Der Abend war kalt, einer der ersten Winterabende. In dem kleinen

Haus stellte eine alte Bäuerin, die dauernd vor sich hinsprach, Wasser auf und gab dann France und der Enkelin zu essen. Unaufhörlich bewegten sich ihre Lippen. France verstand nicht, was sie sagte. Vielleicht war sie nicht ganz bei Sinnen?

France versuchte zu schlafen und konnte es nicht; immer wieder zündete sie ein Streichholz an und sah auf die Uhr. Ein Viertel vor vier trat sie vors Haus. Die Nacht war finster, irgendwo bellte ein Hund. Aus dem Tal drang das Geräusch eines nahenden Zuges, es klang, als atmete in der Nähe ein stark erkälteter Mensch. Dann erfolgte eine heftige Explosion. Die Alte kam aus dem Haus gelaufen und sagte: „Gelobt sei die Heilige Maria!“ Mado lächelte: die Alte versteht alles... Es stimmt nicht, daß wir allein sind. Sogar diese hier ist mit uns... Und Mado wurde sofort ruhig. Sie schlief im Sitzen, hatte Angst, die verabredete Zeit zu verschlafen. Die Alte machte Feuer und murmelte wieder.

Es war noch dunkel, als France den Abstieg begann. Kurz vor der Kreuzung bei Levallet sah sie ein kleines, verfrorenes Mädchen mit einer Schleife im Zopf. Das Mädchen sagte die Parole: „Ich kaufe auf dem Markt einen Eimer.“ Impulsiv strich Mado der Kleinen über das Haar. Das Mädchen erklärte sachlich:

„Hundertsechsundachtzig Boches — ein Urlauberzug. Unsere Leute sind alle in Sicherheit. Die Wolframaktion wird Anfang Dezember durchgeführt.“

Sie hatte Bücher und Hefte in der Hand, war auf dem Weg zur Schule. Hinter dem Berg stieg die Sonne auf, eine rosarote, neblige Sonne wie im Theater.

Wieder saß Mado im Zug. Kahle Bäume, wechselnde Fahrgäste, Stationsnamen. Sie mußte immer an etwas denken, konnte aber in ihrer Ermüdung nicht begreifen, an was. Mag sein an das Schicksal...

Raoul sagte:

„Hundertsechsundachtzig? Tüchtig! Weißt du, die Deutschen sind hier lebhaft geworden, sie haben eine Razzia gemacht, Ramel wurde verhaftet. Nun, schlaf dich aus, morgen mußt du nach Lyon.“

* 20 *

Es wurde so heftig gefeuert, daß Ossip Mund und Nase aufsperrte. Minajew sah ihn an und wollte lachen, aber er lachte nicht. Später meinte er: „Ja, das war ein Konzert! Irgendwann wird man sagen — ein Musikstück, eine Symphonie, Beethoven, trotzdem werde ich das nicht vergessen.“ In jenem Augenblick hatte aber auch Minajew an nichts gedacht. Sogar die kalten Windstöße spürte niemand. Die Soldaten lebten in quälender, marternder Erwartung. Als aber Minajew den steilen Hügel erstieg, war ein Wille in ihm, als habe

er sein ganzes Leben seit den Kinderspielen, seit dem ersten Buch nur auf diesen Augenblick gewartet. Zuviel tränenloses Leid hatte es vordem gegeben, zuviel gefallene Freunde und zuviel düstere Berichte. Sie hatten diese Steppe lieben und hassen gelernt. Ossip hatte gesagt: „Mein Leben lang werde ich sie nicht vergessen“, und einmal kam ihm sogar der Gedanke: hoffentlich träumt man später nicht von ihr... Sie konnten weder schweigen noch reden, noch hoffen. Über hundert Tage... Und nun war das eingetreten, woran sie nicht mehr zu glauben gewagt, worauf sie sich sachlich, nüchtern vorbereitet hatten wie zur Aussaat, zum Anblasen eines Hochofens, zu schweren Prüfungen. Es war ein eiskalter Morgen, doch erst auf der Spitze des Hügels spürte Minajew, als er sich das Gesicht mit dem Ärmel abgewischt hatte, wie kalt es war, richtiggehend kalt, nicht ihm (ihm war vielleicht sogar heiß), sondern im allgemeinen — Winter... Was für Blödsinn einem doch in den Sinn kommt! Was hat der Winter damit zu tun? Das ist doch die Offensive!...

Millionen Menschen hatten sich auf diesen Augenblick vorbereitet. In Manöverspielen stürmten täglich Soldaten im Hinterland Höhen, überquerten Felder, krochen in Mulden. Tag und Nacht arbeiteten Frauen aufopferungsvoll in den Fabriken, zermürbt von den Entbehrungen und dem Alleinsein, bleiche Frauen, denen der Krieg alles Leben ausgepreßt zu haben schien. Entkräftete Lokomotivführer brachten ihre schwerbeladenen Züge unter Bombenhagel ans Ziel. Pioniere übten zum tausendstenmal dieselben Handgriffe: durchschnitten Draht, entminten Durchgänge. Balken für künftige Brücken wurden herangeschafft. Krausköpfige Verkehrsreglerinnen wurden für Straßen ausgebildet, auf denen noch ruhig die Deutschen fuhren. Kisten mit Konserven, Betten für Verwundete und Brennstoffkanister wurden gezählt. Noch war kein Schnee gefallen, doch schon lud man Filzstiefel ab. Es gab tausende Landkarten; der Befehlshaber der Front, der General, Oberst Ignatow, Ossip — sie alle studierten die Karten, auf denen die Divisionen, die Regimenter des Feindes verzeichnet waren. Sie wußten, wer welche Höhe besetzt hielt, wo Italiener, Rumänen, Deutsche standen, wußten, was für Deutsche ihnen gegenüberlagen — kampffähige oder zermürbte —, wo SS- oder Ersatztruppen standen. Sie wußten, daß die Soldaten der italienischen Division „Ravenne“ einander fragten: „Wozu sind wir hierhergekommen?“, und daß die einundsiebzigste deutsche Division aus Reims eingetroffen war. In der Aufklärungsabteilung wurden die Namen der Reichswehrgenerale ausgesondert, die Nachschubzüge der Deutschen vermerkt und Briefe mit steilen gotischen Buchstaben entziffert, in denen ein Leutnant Schmidt seiner Frau mitteilt, daß der Urlaub gesperrt sei. Die Redaktionen der Front-, Armee- und Divisionszeitungen bereiteten Nummern mit dem Aufruf zum „entscheidenden Schlag“ vor. Die Dichter schrieben

Verse und die Setzer in den Unterständen oder auf den Lastwagen setzten immer wieder das gleiche Wort „*Offensive*“. Die politischen Leiter lasen den Rotarmisten Tagebücher deutscher Schergen vor, sprachen von den Wunden der Heimat, prüften die Herzen wie ein Mechaniker den Motor. Der Plan war ausgearbeitet, in Einzelteile zerlegt und wieder zusammengesetzt worden. Der hochgewachsene leberkranke General verheimlichte seinen Leuten einen Anfall und besichtigte die Stellungen. Oberst Ignatow sagte zu Ossip: „Um sechs Uhr Null-Null.“ Stalins übernächtigte, geweitete Augen saugten sich an der Karte fest: sie sahen die Steppe, die Hügel, die Mulden — er kannte dieses Land auswendig. Es mußte auch vorausgesehen werden, was nicht vorauszusehen war — daß unsere Panzermänner in Tazinskaja auf feindliche Flugzeuge stoßen und dann gezwungen sein werden, diese Flugzeuge zu verbrennen, daß ein Teil der deutschen Generale für einen rechtzeitigen Rückzug, der andere dagegen sein wird, daß Manstein über starke Panzereinheiten verfügen, sich aber im letzten Augenblick als ein Pedant entpuppen werde; das Können und etwaige Fehler des Gegners mußten einberechnet werden, kurzum alles, bis zu den verspäteten Regenfällen, der vorzeitigen Vereisung, dem Einwirken des Mondes, einer Fahrlässigkeit, einem Zufall.

Während diese hartnäckigen, langwierigen Vorbereitungsarbeiten durchgeführt wurden, lag das Bataillon, das jetzt von Ossip geführt wurde, unter Trommelfeuer, wehrte die deutschen Angriffe ab, ging zu Gegenangriffen über, um nicht zurückweichen zu müssen, verblutete — wenige waren von den Männern übriggeblieben, die an einem heißen Augusttag diese freudlose Gegend zum ersten Male voller Wehmut gesehen hatten. Hier lag Oberleutnant Sarubin begraben, den Minajew „Mister“ genannt hatte, weil er so langsam war — er war bei einem Gegenangriff gefallen. Hier hatten der Panzerjäger Schapowalow, die Rotarmisten Sagwosdew, Maharadse, Butenko, Brodski und viele andere ihr Grab gefunden. „Ein verfluchter Hügel“, sagte Minajew immer wieder.

Alles lag in Bereitschaft und alles begann genau zum festgesetzten Zeitpunkt. Für die Soldaten des Bataillons begann es mit dem ersten Bunker, in dem der Aufklärer Ljubimow, der ehemalige Friseur eines Sanatoriums in Sotschi, zwei Deutsche mit dem Kolben erschlug und wie ein Rohrspatz schimpfte. Als Minajew später sagte, dieses Mal in allem Ernst: „Tatsächlich ein historischer Augenblick“, winkte Ljubimow ab und drehte sich um — an Geschichte ist gut denken, wenn man abseits steht, jetzt aber gibt es anderes zu tun.

Oberst Ignatow hielt Ossip für einen vorzüglichen Kommandeur. Ihm gefiel es, daß Major Alper nicht vorschnell handelte, den Kopf nie hängen ließ, stets gleichmäßig ruhig blieb. Manchmal dachte

der Oberst: mit so einem zu leben, muß sterbenslangweilig sein, aber kämpfen kann er... Ossip kämpfte so, wie er früher gearbeitet hatte, nüchtern und leidenschaftlich, nur hieß es jetzt leider zerstören... Alles, was manchmal „Kriegsromantik“ genannt wird, der Hasard des Spiels, der Reiz der Gefahr und das ungewohnte Leben — Märsche, Lagerfeuer, Zelte im Wald, ein Leben ohne Frau, ohne Mädels, mit dem ständigen, brennenden Verlangen nach einer Frau, mit rührenden Briefen und derben Worten —, all das war Ossip fremd. Er träumte von dem Tag, an dem der Krieg aus ist und alle wieder arbeiten und bauen können; er sehnte sich nach dem Familienleben, bewunderte Raja; sah er sich aber das Bild an, das sie ihm geschickt hatte, dann seufzte er — auch so eine kämpft, was doch die Deutschen verbrochen haben; er dachte daran, wie schwer es die Mutter mit Alja am fremden Ort haben mußte (Raja hatte geschrieben, sie seien in Usbekistan); er haßte die Deutschen, die auch das Leben des Kindes vergiftet hatten: haben Alja für ein Jahr, vielleicht für Jahre die Mutter geraubt. Der Krieg schien ihm eine bösartige Krankheit, die der Volksorganismus überwinden mußte. Vielleicht war er deshalb seinen Leuten so nahe gekommen, die sich wie er nach ihren Familien sehnten, wie er die Deutschen haßten, weil sie Häuser niedergebrannt, unschuldige Menschen ermordet, das ganze Leben zerstört hatten. Die Soldaten sagten von ihrem Kommandeur: „Er versteht uns.“ In den ersten Kriegsmonaten hatte Ossip sich gefragt: spreche ich auch verständlich genug, vielleicht sind es „Zeitungsphrasen“ (wie Raja spottete), vielleicht ohne Gefühl?... Und damals war er ja noch Kommissar... Jetzt dachte er nicht mehr daran, er fühlte so wie alle anderen.

Der Vormarsch war schwierig; es hieß, rechts wäre es leichter — dort seien Rumänen. Hier standen Deutsche, und die Deutschen wehrten sich verzweifelt. Langsam rückte die Truppe unter großen Verlusten vor. Die Männer waren müde, finster. Irgendwo im Innern aber glimmte die Hoffnung: diesmal ist es wohl ernst... Minajew brummte: „Drei Vorwerke haben wir genommen und freuen uns, die dort haben aber fast ganz Europa“, oder er kam in Rage: „Jetzt werden sie laufen, am schwersten war der erste Stoß.“

Minajew blieb immer der gleiche; er versicherte, die Deutschen hätten die Rumänen absichtlich im Stich gelassen, die Geiger hingen ihnen zum Halse heraus, oder er machte sich über die Kriegsberichte aus Afrika lustig. Dann kam gewöhnlich der unvermeidliche „Doktor Goebbels“ dran. Das Hündchen war heil davongekommen und wich keinen Schritt von seiner Seite; bei Beschuß kroch es flach über den Boden hin, und Minajew sagte wichtig: „Wie ein Kundschafter.“

„Na, Doktor Goebbels, Ihre Wünsche gehen in Erfüllung: das deutsche Heer rückt vor, bloß in anderer Richtung.“

„Doktor Goebbels“ bellte.

Nach einigen Tagen ließ der Widerstand erheblich nach: sie hatten Rumänen vor sich. Minajew verteilte Zettelchen: soundso viel Geiger begeben sich in Gefangenschaft — kein Mensch kann doch verlangen, ihnen noch Rotarmisten mitzugeben! Die Rumänen marschierten stramm ins rückwärtige Gebiet, und Minajew freute sich:

„Sieh mal, wie fröhlich sie sind, machen Beine, als gingen sie zu einer Hochzeit.“

Und eines Tages hoben vierzig Deutsche mit einem Leutnant an der Spitze die Hände. Das war etwas Neues... Übrigens blieb keine Zeit, über das Verhalten der Fritze nachzugrübeln. Damit wird sich die siebte Abteilung befassen, dort begeistert man sich für Psychoanalyse...

Eine Station. Hunderte von Waggons — deutsche, französische, belgische, polnische, tschechische —, blasse Löwen, Kronen, dreifarbige Kokarden und ein schwarzer, funkelnagelneuer Adler. Ganz Europa hatte sich in dieser unwirtlichen Steppe versammelt... Kraftwagen verschiedenster Marken; die Fahrer umringten sie wie die Ameisen, nahmen mit, was von Nutzen sein konnte. Die Leute, die aus der Redaktion der Armeezeitung nach Papier kamen, gruben zwischendurch auch zwei Kisten mit französischem Wein aus. Die Soldaten essen Sardinen, Spargel, Schokolade, tauschen Feuerzeuge, Tabakpfeifen. Zerschossene Panzer. Ein Geschütz, das gerade vor einem Abschuß zerstört wurde. Der tote Deutsche daneben blickt mit dem unversehrten Auge auf den langen Weg, und sein Auge tränt.

„Verdammte Schweinerei! Ich war auf dem Gefechtsstand, Ignatow ist nicht mehr da.“

Ossip lächelte. Wie oft hatte er das im Sommer gesagt, doch damals waren sie getürmt... Jetzt aber ist alles gut. Sogar der Wirrwarr macht einem Freude: alles ist in Bewegung gekommen, marschiert, rollt...

Jetzt wird es lange keine Post geben...

Minajew las noch einmal einen alten Brief der Mutter durch und sagte zu Ossip:

„Muttchen erfindet immer was Neues. Jetzt hat sie einen famosen Plan: sie schlägt vor, Hitler in einen Käfig zu setzen und in allen Ländern herumzuführen. Ich kann mir vorstellen, welchen Eindruck Muttchens Vorschlag machen würde, wollte man ihn in England veröffentlichen. Sofort würde eine ‚Gesellschaft zum Schutze Hitlers‘ gegründet werden. Mein Muttchen ist doch eine energische Frau.“

Ossip schrieb schnell ein paar Zeilen an Raja: „Bei uns stehen die Dinge großartig, bald wirst Du es aus den Zeitungen erfahren... Ich bin gesund wie noch nie, sorge mich nur um Dich. Rajetschka,

ich habe es nie verstanden, Dir die Hauptsache zu sagen, bin absolut nicht fähig, das auszudrücken, aber Du mußt mir auch ohne Worte glauben, daß ich Dich keinen Augenblick vergesse, selbst wenn ich an etwas ganz anderes denke. Ich mache mir um Mutter und Alja Sorgen, habe gehört, daß Zugereiste das dortige Klima nicht vertragen, dann weiß ich auch nicht, wie sie mit Lebensmitteln versorgt sind. Schicke mir Mutters Briefe. Ich umarme Dich innig, mein teurer Sergeant!"

Ignatow ließ Ossip zu sich kommen:

„Wir müssen uns gründlich befestigen. Die Fritze werden versuchen durchzubrechen, ihnen bleibt nichts anderes übrig."

Er gab der Ordonnanz Befehl, Sekt zu bringen.

„Beutegut, aus Frankreich... So was habe ich noch nie getrunken, probieren wir ihn... Zum Anstoßen haben wir ja guten Grund... Der General hat gesagt, daß es heute in den letzten Nachrichten durchgegeben wird... Die Lage ist interessant."

Er nahm eine Karte: „Da hast du das Hufeisen."

Als Ossip in sein Bataillon zurückkehrte, fragte Minajew verwundert:

„Wo hast du Wodka aufgetrieben?"

„Was für Wodka? Ein Glas Sekt, schmeckt wie Limonade... Begreifst du, was passiert ist? Eingekesselt!"

„Ich sage dir doch, daß du betrunken bist. Was erzählst du für dummes Zeug? Wieso ‚eingekesselt', wenn sie gestern sieben Kilometer zurückgegangen sind?"

„Nichts verstehst du. Die Deutschen sind eingekesselt. Nein, nicht die hier — alle, die ganze Stalingrader Gruppe. So wahr ich hier stehe. Ich kann es noch gar nicht begreifen."

Der sonst so ruhige, kühle Ossip umarmte stürmisch Minajew. Der lachte vor Glück und sagte:

„Mein Muttchen hat doch recht, wir setzen ihn noch in einen Käfig."

* 21 *

Die letzten Wochen erschienen Louis bewegt und verworren, wie Fetzen eines Traumes, wenn man des Nachts erwacht; die Parade auf dem Flugfeld, der fette prunkvolle iranische General, der die Äußerung tat: „Ich schwärme für die Folies-Bergère", schöne Mädchen, die an die Miniaturen in „Corbeille" erinnerten, die Berge, dann das Meer mit Eisschollen, ein russischer Offizier in einer Pelzmütze... Seltsam, daß er noch vor kurzem in London war.

Am Tage vor dem Abflug hatte Major Davis zu ihm gesagt: „Stalingrad erlebt seine letzten Tage. Aber ich bin nicht pessimistisch gestimmt, der Winter wird die Deutschen daran hindern,

den Erfolg auszuwerten. Die gestrigen Meldungen ändern alles. Es ist klar, daß wir uns auf Nordafrika nicht beschränken werden. Im Frühjahr werden wieder Operationen beginnen, vielleicht auf dem Balkan... Schade, daß Sie weggehen. Aber Rußland hat natürlich jetzt Anziehungskraft, ich verstehe das."

Man hatte Louis mit gemischten Gefühlen angesehen, bewundernd und bedauernd: er ging dem Tod entgegen, während London noch über das wiedergekehrte Leben jauchzte; besonders angenehm waren jetzt die Nachmittagstees, besonders traut die bescheidenen Familienfeiern. Nur die zahlreich eingetroffenen Amerikaner, die viel Geld, Zigaretten, Schokolade und noch mehr stürmische Lebensfreude mitbrachten und mit pastellblassen Engländerinnen am Arm herumspazierten, erinnerten daran, daß der Krieg noch nicht beendet war, daß noch viel Leid bevorstand. Louis hatte die Stadt, die ihm im Winter der Luftkämpfe teuer war, ohne großes Bedauern verlassen, er fühlte sich jetzt in London fremd.

In Rajak überraschte man ihn sofort mit Neuigkeiten: die Amerikaner hatten sich mit Darlan geeinigt. Der Teufel kennt sich da aus! Schon wieder diese verfluchte Politik! Die kämpfen, als sei das Ganze ein Pokerspiel, man kann nichts verstehen. Doch wenn man sterben soll, möchte man für etwas Einfaches, Beständiges sterben. Es hieß, in Algier füllten die Leute, die unter Pétain verhaftet worden waren, noch immer die Gefängnisse. Uns kann auch blühen, kurz über lang zu Deserteuren gestempelt zu werden, während die Polizisten zu Helden aufrücken!...

Die Begegnung mit den neuen Kameraden, die fieberhaften Reisevorbereitungen, die Leoparden der Normandie auf der Brust, die Diskussionen darüber, welche Jäger besser seien, die sowjetischen oder die amerikanischen, — alles das verdrängte Darlan wie auch die Gedanken an die Zukunft.

In der Nähe des französischen Flugplatzes befand sich eine amerikanische Basis. Die Flieger luden die Amerikaner zu einem Abendessen ein. Neben Louis saß ein Riese mit den naiven Milchaugen eines Säuglings, Leutnant Jeffer. Anfangs mißfiel er Louis durch seine Manieren: er stützte die Ellbogen auf, wobei er sich fast auf den Tisch legte, blies den Nachbarn Rauch in die Augen, unterbrach jeden Satz mit dem Ausruf „Oh!" Dann aber dachte Louis: Dafür sagt er wenigstens, was er denkt, während man aus den Engländern kein Wort herausbekommt... Gegen Ende waren alle ein wenig angeheitert; es wurde laut.

„Unter den Franzosen gibt es viele mutige Menschen", sagte Jeffer. „Das ist auch erklärlich, sie hatten Napoleon und Lafayette. Sie müssen aber zugeben, daß Ihr Land zurückgeblieben ist. Man kann mit einem ‚Devoitine' keinen ‚Messerschmitt' abschießen. Die Engländer waren besser vorbereitet, sind aber auch zurückgeblieben.

Schade, daß Sie nicht in Amerika waren, Amerika ist wirklich die Neue Welt."

Louis wurde böse.

„Als der Krieg ausbrach, hatten die Engländer nichts. Sie sind erst nach unserer Niederlage aktiv geworden. Ihr aber habt überhaupt noch nicht gekämpft... Ich verstehe nicht, womit Sie eigentlich prahlen. Wenn die Engländer um eine Kanallänge klüger sind als wir, so seid ihr es um einen ganzen Ozean."

Jeffer verstand das nicht, Louis wiederholte. Der Amerikaner brach in schallendes Gelächter aus.

„Oh! Sie haben echt amerikanischen Humor!"

Sein Gelächter brachte Louis noch mehr in Wut.

„Und daß Sie sich mit Darlan verständigt haben, das ist vielleicht auch amerikanischer Humor?"

„Davon verstehe ich nichts", erwiderte Jeffer. „Das ist Politik, und vor dem Krieg hat mich nur meine Arbeit, das Kino und der Boxsport interessiert. Aber was ist denn dabei? Der Major sagte, daß dieses Übereinkommen vielen Amerikanern das Leben gerettet hat. Wir sind keine Russen, bei uns will niemand unnötig sterben."

„Und die Russen wollen das Ihrer Meinung nach?"

„Oh! Die Russen sind Helden, das weiß die ganze Welt. Wir haben aber eine andere Einstellung zum Leben... Ich las in einer Zeitung, daß ein russischer Flieger einen deutschen Bomber gerammt hat. Für einen Film ist das effektvoll, aber ich verstehe das nicht."

„Dann wissen Sie sicher nicht, was Unglück ist. Die Franzosen können die Russen jetzt besser verstehen als Sie."

„Ich habe einmal einen Russen kennengelernt, er saß wegen schlechtem Wetter zwei Tage bei uns fest, ein höchst sympathischer Mann, ich wollte ihm ein Feuerzeug schenken, aber er war Nichtraucher."

„Glauben Sie, er möchte nicht ebenso gern leben wie Sie? Zugegeben, daß der Dollar höher bewertet wird als der Rubel und der Franc. Aber das Leben eines Russen oder eines Franzosen?"

Louis merkte, daß Jeffer nicht zuhörte. Der Amerikaner sagte:

„Oh! Sie sprechen sehr schön. Alle Franzosen sprechen schön... Sie werden sehen, daß die Amerikaner Frankreich bald befreien werden... Ich möchte Ihnen ein Feuerzeug schenken, es ist das modernste System."

Louis scheint es, als liege das alles sehr lange zurück. Er geht durch eine russische Stadt. Es schneit: weiße Vögel schweben über der Welt, nachdenklich und leise, lassen sich auf den Kopf, auf die Schultern, die Wimpern nieder. Hier sind die Gesichter anders — vom Leid gezeichnet. Sicher haben sie Angehörige an der Front...

Eine merkwürdige Stadt: ein großes Haus, nebenan aber eine Holzhütte, wenig Geschäfte, keine Cafés, die Leute gehen oft auf dem Fahrdamm.

„Louis, kannst du ihre Schrift lesen?“

„Nein, und wenn sie sprechen, verstehe ich auch nichts. Aber man fühlt, daß sie kämpfen... Ich bin ja neugierig, ob wir nach Stalingrad kommen. Wir werden einige Monate brauchen, um die Maschinen kennenzulernen... Hier ist alles anders. Die Zigaretten haben Pappmundstück, der Wodka wird nicht nach, sondern vor dem Essen getrunken... Ich habe mir schon zwanzig Worte notiert, die ich auswendig lernen will... René, nun sind wir schon eine Woche lang ohne Zeitungen und wissen nichts.“

Abends standen sie vor dem Lautsprecher. Sie verstanden nur ein Wort: „Stalingrad“.

Louis fragte den Dolmetscher:

„Halten sie sich?“

Der Dolmetscher erklärte:

„‚In letzter Stunde‘ wurden die Ergebnisse der Offensive durchgegeben. Fünfundneunzigtausend Mann wurden getötet und zweiundsiebzigtausend gefangengenommen. Eine deutsche Armee ist eingekesselt.“

„Wo?“

„In Stalingrad.“

Louis lief zu René:

„Hast du gehört? Die Boches sind eingekesselt! René, das ist der Anfang... Für Paris, für Toulon, für alles.“

Er stand da und lachte: mir ist, als sähe ich ein Stückchen blauen Himmels, die Sonne über Frankreich. Sie denken, ich bin betrunken. Ich habe keinen Wodka genossen, aber ich bin betrunken... Bald werden auch wir kämpfen... Sie geben uns „Jakowlews“. Der Major sagt, das seien wunderbare Maschinen... Wenn es nur schneller ginge! Schade, daß man nicht ein paar Telegramme abschicken kann!... An den Major Davis in London: Stalingrad hat eine andere Wendung genommen... Er wird es natürlich schon gehört haben, aber ich würde es zu gern unterschreiben... Ich bin nicht dort gewesen, aber ich bin Franzose. Frankreich, das Grab der Mutter, eine große Esche mit lichtem Laub unter blauem Himmel. Und die Boches. Möchte an Jeffer schreiben: vielen Dank für das Feuerzeug, die Zigaretten mit dem Pappmundstück gefallen mir nicht, aber dafür wird hier gekämpft, und wissen Sie, Jeffer, die Russen verstehen nicht nur zu sterben, sondern auch die Boches zu schlagen... Und dann noch — an irgendein unbekanntes Mädchen in Paris, in Tours oder in irgendeinem kleinen Dorf, nach Bécon-les-Bruyères: Meine Liebe, wir kehren aus diesem kalten Rußland mit dem Sieg zurück... Ich glaube, ich bin betrunken, obwohl ich nichts zu mir

genommen habe. Die Boches sind eingekesselt!... Vorbei ist die Zeit, da nur sie eingekesselt haben... Wie schön, daß ich hier bin!

Einige Tage später waren die französischen Flieger im Zirkus; sie zollten dem Trapezkünstler, der müden Reiterin und dem unfrohen Clown Beifall. In der Pause umringte man sie und fragte: „Engländer?“ Sie antworteten: „Franzosen.“

Eine nicht mehr junge Frau trat auf Louis zu und hielt ihm ein Tüchlein hin. Er wurde verlegen, wußte nicht, was er tun sollte. Der Dolmetscher half ihm. Die Frau sagte:

„Ich habe Zola gelesen... Ich habe einen Sohn — er ist Flieger. Wie Sie... Nehmen Sie das als Andenken.“

Louis wollte sie umarmen, wagte es aber nicht. Er hielt nur das kleine Tüchlein auf seiner breiten Handfläche wie einen Schmetterling, dem man nicht weh tun will, und sagte immer wieder „spasibo“. Sie sieht der Mutter ähnlich...

„René, hier ist es zwar sehr kalt, aber weißt du, ich habe noch niemals so viel Wärme verspürt.“

Sie gingen durch eine leere, dunkle Straße, und ohne Ende wirbelten die stillen Schneeflocken durch die Luft.

* 22 *

Keller seifte sich die Backen ein und dachte: niemand würde mich wiedererkennen, weder Gerda noch Mimi. In drei Monaten bin ich um zwanzig Jahre gealtert. Als ich vierunddreißig Jahre alt wurde, sagte ich zu Willi, das sei die Hälfte des Lebens, ich ahnte damals nicht, daß das Ende so nah ist... Man muß Rückschau halten, sich über die Vergangenheit klarwerden...

Keller konnte aber seine Gedanken nicht sammeln. Er hatte sich schon lange nicht rasiert, schnitt sich ins Kinn; ein seltsamer Gedanke kam ihm: es wäre gut, einen Splitter in den Hintern zu bekommen... Aber sofort fiel ihm ein: das ist keine Rettung, wir sind im Kessel, früher wurden die Verwundeten in „Junkers“ abtransportiert, jetzt aber kommen nur noch die rangältesten Offiziere weg. Das bedeutet das Ende... Die letzten Jahre waren bunt und lärmend gewesen: der Krieg, Mimi, Lotte, das rothaarige Mädchen in Charkow, Saufereien, Späße mit Jungens wie Willi — einen Köter hatte man aus irgendeinem Grunde aufgehangen... Es war an der Zeit, über all das nachzudenken... Aber wieder schweiften die Gedanken ab: der Unteroffizier Stellbrecht hatte für Krummer und Grün Brot gefaßt, beide waren aber am Morgen gefallen. Stellbrecht hatte das Brot in seinem Beutel versteckt. Jetzt war er beim Oberleutnant... Nie im Leben habe ich gestohlen, sogar als Kind habe ich keine Bonbons

aus dem Büfett genascht... Wie der Magen knurrt! Das ist doch ungerecht — warum soll Stellbrecht vierhundertfünfzig Gramm Brot bekommen? Ich bin schwächer als er... Mag er mich verdächtigen, beweisen kann er ja doch nichts. Keller kramte im Beutel herum und fand nichts. Der Schuft hat es gleich aufgegessen. Keller mußte plötzlich lachen — das ist ein Thema für eine Erzählung: ein Anthropologe, von dem Professor Borhardt gesagt hatte: „Das ist eine der Hoffnungen unserer Wissenschaft", läßt sich von einem Stück Brot in Versuchung führen. Als ich mir einmal beim Schwager dreihundert Mark auslieh, rechnete ich eine Woche lang nach, ob ich die Schuld beizeiten tilgen kann. Unsere ganze Zivilisation ist eine Lackschicht, die im Handumdrehen springt... Ich habe einen Hunger, daß ich imstande wäre, jemanden umzubringen, um ein Stückchen Brot zu bekommen.

Zwei Monate schon quälten sie sich in diesem verfluchten Kessel. Anfangs wußte niemand etwas; vielleicht hatten es die Generale gewußt, Oberleutnant Krause jedenfalls war nicht unterrichtet, er schickte Vögler in Urlaub, der kam zurück und rief: „Ich gratuliere! Wir sitzen in einem richtigen Kessel." Viele glaubten ihm nicht: wir haben doch die Russen eingekesselt... Später stellte sich heraus, daß Vögler recht hatte.

Wenn Oberleutnant Krause sich mit Keller unterhielt, betonte er stets, daß er in ihm nicht einen einfachen Unteroffizier sehe, sondern einen Dozenten der Heidelberger Universität. Keller war nicht geschwätzig, und Krause sagte ihm manches, was er anderen nicht gesagt hätte. Anfang Dezember noch hatte er Keller erzählt, „der Divisionskommandeur bestehe darauf, nach Rostow zurückzugehen", mehrere Generale seien der gleichen Ansicht, es gäbe aber einige Offiziere, die eine „Verteidigung Stalingrads um jeden Preis" anstrebten. Krause fügte hinzu: „Das sind Parteifanatiker, militärisch ungebildete Leute." Keller war verlegen; am stärksten wirkte die Offenheit des Oberleutnants auf ihn, der sich nicht scheute, die „Parteifanatiker" zu verurteilen. So hatten sich die Skeptiker neunzehnhundertdreiunddreißig geäußert; später aber ließ man solche Gedanken, wenn sie überhaupt jemandem kamen, nur gegenüber der Gattin laut werden, und auch das im Flüsterton... Klar, daß die Dinge schlecht stehen, wenn sich einem Krause die Zunge löst... Seit August haben wir Stalingrad angegriffen; vor kurzem kam der Befehl, die letzten Widerstandsnester zu vernichten. Und auf einmal hat sich das Blatt gewendet: wir sind nun die „Verteidiger Stalingrads". Da soll einer draus schlau werden...

Im Alltagsleben hatte sich wenig verändert. Der gleiche unerträgliche Artilleriedonner, die gleichen Kämpfe um ein Haus oder einen Schützengraben, die gleichen kindlichen Unarten Willis, Vergaus Prahlereien, Schmidts Gejammer. Das Essen war zwar miserabel,

wurde aber immerhin ausgegeben. Vögler erzählte, die rumänischen Kavalleristen seien Infanteristen geworden — die Pferde waren in die Feldküche der Soldaten gewandert. Der Gulasch aus Pferdefleisch fand großen Anklang. Vergau fraß und schrie: „Ich würde die Rumänen totschlagen! Organisiert man sich ein Schwein oder eine Gans, da sind sie haste nicht gesehen da, soll aber ein Angriff des ‚Iwan' abgewiesen werden, dann kannst du sie mit der Laterne suchen."

Krause gab einen Befehl des „Führers" bekannt, allem zum Trotz durchzuhalten. Eine riesige Armee unter Führung des Generals von Manstein eile der belagerten Garnison zu Hilfe.

Es vergingen wieder zwei Wochen. Ein russischer Scharfschütze erschoß Vögler. Starker Frost setzte ein. Wieder wurde die Brotration gekürzt. Die Leute waren geschwächt, durchfroren. Oberleutnant Krause sagte immer wieder: „Bald kommt Hilfe." Als er aber mit Keller allein blieb, meinte er: „Mansteins Panzer sind steckengeblieben. Wir sollten ihnen entgegengehen, aber da hat etwas nicht geklappt... Wir haben neugebackene Autoritäten, die nur zu schreien verstehen... Jetzt bleibt uns nur eines: durchhalten. Die deutsche Ehre steht auf dem Spiel. Wir haben wahrhaftig keine fröhliche Weihnachten."

Anläßlich des Weihnachtsfestes wurden ein Pfund Brot, Konserven und ein wenig Rum ausgegeben. Keller war sehr traurig; er war so geschwächt, daß ihn schon der erste Schluck berauschte. Er sehnte sich nach trauter Wärme, nach Zärtlichkeit. Aber die Russen beschossen gerade ihren Häuserblock. Die Schufte nehmen keine Rücksicht auf das Fest!... Keller dachte an den lamettabehangenen Weihnachtsbaum, Rudi drückt ein Holzgewehr an die Brust... Gerda hat sich lange auf diesen Tag vorbereitet, hat eine besonders fette Gans ausgesucht und eine Stolle mit viel Rosinen gebacken... Er glaubte, satt zu sein, konnte aber nicht ruhig ans Essen denken... Ist denn der Mensch wirklich nur ein Tier?... Sogar an einem solchen Abend kann ich mich nicht über das Alltägliche erheben!... Er zwang sich, an Gerda zu denken; er sah sie im Geiste, wie sie in der ersten Zeit ihrer Bekanntschaft gewesen war — schwach und vertrauensselig. Wenn er sie umarmte, seufzte sie. Er fragte sie: „Habe ich dich gekränkt?" Sie erwiderte: „Nein, vor Glück!" Liebe Gerda! Ich werde dich nicht wiedersehen!... Und Keller schneuzte sich, die Tränen liefen ihm durch die Nase. Er konnte nicht einschlafen, so intensiv, so angespannt bedauerte er sich.

Alle lassen den Kopf hängen, tröstete sich Keller. Das kommt von der schlechten Ernährung. Kann man denn große, starke Männer mit Sperlingsrationen aufrechterhalten? Vergau galt in der Kompanie als der Widerstandsfähigste, die Märsche machten ihm nichts aus, er war nicht feige, klagte nie über den Frost. Er wurde geach-

tet, obwohl seine Roheit einigen Leuten nicht zusagte. Es gab wohl keine Stadt, in der er nicht jemanden auf dem Gewissen hatte, nicht nur Juden oder Kommunisten, das wäre noch verständlich, nein, auch harmlose Einwohner... In Charkow hatte er eine Frau auf dem Balkon erhängt und geschrien, sie sei ein „Banditenweib", später aber gestand er: „Sie hatte eine goldene Armbanduhr unter dem Fußboden versteckt. Das Weib hat mich viel Schweiß gekostet." Jetzt ist Vergau nicht wiederzuerkennen, ständig flennt er: „Warum muß ich so leiden? Was habe ich Schlechtes getan? Ich glaube, mir drehen sich alle Gedärme um." Schmidt zeigte jedem ein vergilbtes Papier: „Am 7. Januar 1678 erschien mir Sünder die Heilige Dorothea und sagte: wer dieses abschreibt, dreimal das Vaterunser hersagt und einem Bettler eine Gabe gibt, den wird der allmächtige Erlöser vor Feuer, Kälte, Hunger und Zerstörung der Gedärme bewahren." Keller nannte Schmidt ein „Rindvieh", schrieb aber auf alle Fälle die Zauberformel ab, betete dreimal das Vaterunser herunter und dachte: könnte jetzt selber gut ein Almosen vertragen... Schmidt seufzte: „Warum sind wir hierhergekommen?" Von Schmidt sagte man allgemein, daß ein solcher Holzkopf wie er sogar in Bayern eine Rarität sei (er war der einzige Bayer in der Kompanie). Und dennoch fragte sich auch Keller: warum bin ich hier?...

Das Gerücht ging um, die Russen hätten ein Ultimatum gestellt und versprochen, alle zu schonen, die sich ergeben. Keller wagte es, den Oberleutnant zu fragen, ob das stimmt. Krause erwiderte:

„Ich habe es auch gehört... Glauben Sie aber nicht, daß man mich in die Geheimnisse der Götter einweiht."

„Bestehen Ihrer Meinung nach Aussichten?"

„Nein. Wir haben nicht Franzosen oder Engländer vor uns. Den Russen dürfen wir uns nicht ergeben. Es gab zu viel..." Er überlegte, suchte nach einem passenden Ausdruck. „Ich will sagen, daß der Krieg zu schroffe Formen angenommen hatte."

Nachts flüsterte Willi Keller zu:

„Ich kann nicht mehr. Wenn ich mutiger wäre, würde ich den Kopf 'rausstrecken, damit mich der ‚Iwan' erschießt. Für den General ist es einfach, zu sterben, er hat sein Leben genossen. Er leidet auch nicht, zu essen hat er genug, in seinen Unterstand verirrt sich kein Geschoß... Ich habe aber noch gar nicht gelebt, bin doch erst neunzehn Jahre alt... Warum muß ich sterben? Die Russen sollen uns Kapitulation vorgeschlagen haben..."

„Daraus wird nichts. Erst versprechen sie's, und dann bringen sie einen um."

„Warum?"

„Asiaten. Das liegt ihnen im Blut... Und dann sind sie zu erbittert. Ich erinnere mich jetzt, wie Vergau in Millerowo drei Russen erhängt hat."

„Ich habe niemanden erhängt“, sagte Willi hastig. „Ich habe mich nur zweimal neben einem Galgen photographieren lassen, aber bloß aus Spaß.“

„Vor mir brauchst du dich nicht zu rechtfertigen, ich bin kein ‚Iwan‘.“

Keller dachte: wie schön war es doch in Dijon! Aber wer weiß, was die Franzosen mit uns gemacht hätten, wenn wir ihnen in die Hände gefallen wären... Sie haben Mimi verprügelt, weil sie mit mir verkehrt hat. Und Professor Dumas?... Ein bösartiger alter Knacker, der einem glatt die Kehle durchschneiden kann... Vielleicht trifft uns wirklich eine gewisse Schuld? Wir sind doch schließlich in ihr Land eingedrungen, das ist immer unangenehm... Manchmal waren unsere Leute ein bißchen grob. Ich persönlich habe nichts Schlechtes getan, das eine oder andere Mal nach einer Sauferei ein wenig randaliert, aber das rechnet nicht... Sie lieben uns nicht. Überhaupt liebt man uns nicht — wir werden beneidet und gefürchtet... Ich kann aber meine Hand nicht dafür ins Feuer legen, daß Vergau sich in Frankreich anständig benommen hat. Ich weiß es nicht, er war nicht in unserem Regiment. In Rußland aber hat er sich zu viel herausgenommen. Ich persönlich habe keinen einzigen Zivilisten getötet. Manchmal mußte man schroff sein, zu den Russen kann man nicht „bitte sehr“ oder „Verzeihung“ sagen, das ist ihnen fremd... Gewiß, das Mädchen damals wollte nicht, ich habe es gezwungen. Ist das aber ein Verbrechen? Wenn ein Mann lange nicht mit Frauen zusammen war, achtet er nicht auf Anstandsregeln. Ich habe ihr aber auch nichts Schlechtes angetan, sie hat geweint, weil alle Russen einen Knacks haben, man braucht nur Dostojewski zu lesen... Mit Vergau oder Vögler ist das was anderes, die haben über die Stränge gehauen... Aber man kann sie nicht verurteilen... Der Oberleutnant ist eher ein weicher Mensch, kein Fanatiker, aber er hat auch ein paar Banditen erhängt, darunter ein Mädchen... Die Russen hatten uns gleich gegen sich aufgebracht — sie wollten sich nicht in ihre Lage schicken... Im übrigen hat Krause recht: jetzt muß durchgehalten werden, einen anderen Ausweg gibt es nicht.

Am Morgen erfuhren sie, daß Vergau in der Nacht zu den Russen übergelaufen war. Der Oberleutnant sagte: „Ich habe ihn immer für einen Henker und nicht für einen Soldaten gehalten.“ Willi schimpfte: „Der Schuft hat alle an der Nase herumgeführt.“

Warum haben wir schlapp gemacht? dachte Keller. Vor zwei Monaten waren die Russen in einer furchtbaren Lage, sie haben durchgehalten. Nur ein Verrückter kann behaupten, daß die Russen tapferer sind als wir. Feiglinge gibt es überall, nicht darum handelt es sich. Die Russen waren bei sich zu Hause, sie verteidigten ihre Stadt. Der Führer nennt uns die „Verteidiger von Stalingrad“.

Meiner Ansicht nach klingt das nicht. Warum soll ich die Ruinen einer russischen Stadt verteidigen? Schmidt hat recht, schwindlig kann einem werden, wenn man überlegt, wohin wir geraten sind. Im Sommer hat mir das Freude gemacht: beinahe Asien, Kamele, Exotik. Jetzt aber graut mir davor. Das Sterben ist überall schrecklich, besonders aber, wenn man fern von der Heimat ist...

Es war vor genau zehn Jahren, im Januar neunzehnhundertdreiunddreißig. Keller ging mit Müller von der Universität nach Hause. Es war sehr kalt. Sie sprachen über eine Vorlesung des Professors Borhardt. Dann blieb Müller plötzlich stehen und sagte leise: „Glauben Sie nicht, daß Hitler ein Wahnsinniger ist? Ich habe ihn reden gehört, klassische Paranoia." Keller erwiderte: „Ich weiß nicht... Sagen Sie das aber niemandem." Ja, damals habe auch ich gezweifelt. Ich sagte das natürlich nie so scharf wie Müller, aber gezweifelt habe ich auch. Später glaubte ich, der Führer wäre ein Genie. Alle glaubten das. Wie sollte man das auch nicht glauben: er führte uns von Sieg zu Sieg. Vielleicht hatte Müller doch recht?... Die ganze deutsche Jugend in diese Hölle zu treiben und ihrem Schicksal zu überlassen... Fürchterlich, daß ich auch schon so denke, wie es in den bolschewistischen Flugblättern steht. Vielleicht werde ich in einer Stunde nicht mehr sein, ich begehe Verrat vor dem Tod. Das ist ekelhaft!... Aber wofür soll ich sterben? Ich weiß nicht... Ich weiß nichts.

Der Unteroffizier Stellbrecht kam herein und brachte Brot. Er gab Keller eine Scheibe und sagte:

„Oberleutnant Krause ist gefallen. Er hat seinen Kopf aus dem Graben gesteckt."

Keller antwortete nicht; er riß Stellbrecht das Brot aus der Hand. In seinen Augen, in den gekrümmten Fingern war so viel Tierisches, daß Stellbrecht schimpfte: „Tolle Ratte!" Keller aber schluckte das Brot, schloß die Augen und sann wieder nach — meinetwegen Ratte, mir ist es gleich. Aber wofür soll ich sterben?...

* 23 *

Sergej freute sich, als er erfuhr, daß Generalmajor Petrjakow die Orden überreichen werde. Er hatte den General einige Male beim Übergang getroffen, doch herrschte damals Hochbetrieb, und er konnte sich den Mann, von dem soviel gesprochen wurde, nicht näher ansehen; er erinnerte sich nur, daß der General von kleinem Wuchs war und hinkte.

Über Petrjakows Mut und Ruhe waren die wunderbarsten Geschichten in Umlauf. Einmal war Major Schilejko beim General zum Bericht. Eine Granate explodierte, Petrjakow wurde verschüt-

tet. Er erhob sich, schüttelte die Erde ab und sagte zum Major: „Diese ewigen Störungen bei der Arbeit..." Schilejko erzählte dann: „Mir dreht sich noch alles vor den Augen, er aber befiehlt schon, die Batterie ins Quadrat zu nehmen."

General Petrjakow sah aus wie ein bejahrter Landwirt oder ein Dorfarzt: ein gutmütiges, etwas verschwommenes Gesicht; ständig rutschte die schlecht angepaßte Brille auf die klobige Nasenspitze herunter; eine leise, gleichmäßige Stimme. Oberst Rumjanzew hatte ihn einmal gefragt: „Ilja Wassiljewitsch, wieso werden Sie nie ärgerlich? Ich habe noch nie gehört, daß Sie jemand ausschimpfen." Petrjakow lächelte: „Zu Hause fahre ich manchmal hoch... Hier geht das nicht. Es ist auch so schon Lärm genug, man kann ihn nicht überschreien. Spricht man leise, dann wirkt es mehr."

Petrjakow war der Sohn eines Kunsttischlers; in der Kindheit hatte er davon geträumt, Bildhauer zu werden, als dann aber der Bürgerkrieg ausbrach, kämpfte er gegen den Weißgardistengeneral Denikin und blieb in der Armee. Er studierte lange und beharrlich, verhielt sich ehrfurchtsvoll zur Wissenschaft. Seiner Frau, einer Lehrerin, war die Leidenschaft ihres Mannes für die Kriegskunst unbegreiflich. Schon im ersten Jahr ihrer Ehe fragte sie ihn: „Hast du etwa den Krieg gern?" Er rückte die Brille zurecht, sein Gesicht wurde verlegen, wie stets, wenn er an etwas Wichtiges dachte, und antwortete: „Nein, Tanjuscha, ich habe ihn nicht gern und kann mir auch nicht vorstellen, daß jemand ihn gern haben könnte... Aber je stärker unsere Armee ist, desto geringer ist die Kriegsgefahr. Unsere Leute sind standhaft, doch das Wissen fehlt, ich spüre das an mir selbst."

Um zum General zu gelangen, mußte Sergej zweimal die Wolga überqueren. Verschwommen dachte er an das Erleben der letzten Zeit: dort, unter dem Eis, liegen die Oktobernächte, versunkene Barken, Freunde, die Verteidigung... Gehört das wirklich schon der Vergangenheit an?... Er hatte keine Zeit gehabt, sich der Wendung bewußt zu werden. Erst vor kurzem noch rieten sie herum, ob sie sich bis zum nächsten Tag halten werden, kamen deutsche Panzer angerollt, konnte man den Kopf nicht herausstecken. Und nun vergraben und verkriechen sich die Deutschen. Die Front ist weit nach Westen gerückt. Überall wimmelt es von Deutschen, es sind ihrer viele, doch sie haben ihre Rolle ausgespielt. Und die Worte „rechtes Ufer" enthalten nicht mehr den Sinn, der hundert Tage lang Sergejs Leben bestimmte. Alles war anders geworden.

General Petrjakow lächelte:

„Ausgezeichnet wurde Hauptmann Wlachow, den Orden händige ich aber einem Major ein. Ich nehme an, daß hier kein Versehen vorliegt, sondern daß das die Logik der Ereignisse ist."

Sergej bekam den Rote-Fahne-Orden, Leutnant Wassilenko den Lenin-Orden. Der General gratulierte ihnen. Dann gingen sie zum Gefechtsstand. Es war ein frostiger Sonnentag. Barmherzig bedeckte der Schnee die zerfetzte Erde. Petrjakow sagte:

„Sind Sie hier von Anfang an? Was war das doch für eine Stadt!... Nun muß alles wiederaufgebaut werden. Was ist Ihr Fachgebiet, Genosse Major?"

„Brücken."

„Na, da werden Sie zu tun haben... Sicher ist keine Brücke heil geblieben. Ich habe den Krieg am Njemen begonnen. Wie viele Brücken habe ich gesehen!... Wir haben gebaut und gebaut, um dann... Major, begreifen Sie, was mit den Deutschen passiert ist? Ich zum Beispiel kann es nicht begreifen. Gestern wurde ein Gefangener gebracht, ein Major, ein belesener Mann, dabei redet er ein Zeug zusammen wie ein Wilder. Was hatten sie aber für Bibliotheken, Universitäten!... Sind hergekommen, haben alles zerstört, und nun verkriechen sie sich in die Erde, benagen Pferdeknochen. Höhlenbewohner!"

Wassilenko war vor dem Krieg Lehrer, er sagte:

„Genosse General, das ist eine Erziehungsfrage."

„Richtig. Wir Militärs lernen nur kämpfen. Unsere Rolle ist ja auch beschränkt: um einen guten Soldaten zu formen, braucht man einen Menschen, den Menschen aber formen nicht wir, das geschieht von frühester Kindheit an... Zu Beginn des Krieges haben wir schlecht gekämpft, das ist kein Geheimnis... Wenn wir uns gehalten haben, so nur deshalb, weil unser Soldat denkt... Ich spreche von dem, was am kompliziertesten ist, von der Bewußtheit."

Petrjakow blickte wieder auf die Häuserruinen, und Sergej sah, daß der General gütige, traurige Augen hatte.

Auf dem Rückweg dachte er an diese Augen. Erstaunlich — ein Militär und spricht davon, was nach dem Krieg sein wird. Ein deutscher General wird wohl kaum solche Überlegungen anstellen... Zwei Welten... Zum erstenmal im Leben hatte Sergej Lust zu schreiben. In einem Brief oder einem Artikel kann nichts von alledem gesagt werden, das ist ein Heldengedicht, ein Roman. Er mußte lachen — auch ein Schriftsteller! Ich kann ja nicht einmal der Mutter alles so beschreiben, wie es sich gehört... Bei der Armeezeitung gibt es sicher Schriftsteller, Konstantin Simonow soll hier gewesen sein, Wassili Grossmann hat in der „Krasnaja Swesda" geschrieben, ich habe ihn beim Übergang gesehen. Vielleicht werden sie alles beschreiben... Schwer muß das sein, dazu gehört viel Ruhe. Wird es aber diese Ruhe auch geben?... Schrecklich, daß all das vergessen werden kann, das eine verdrängt das andere, ich selbst weiß schon vieles nicht mehr... Zum Beispiel als Sonin und

ich hierherkamen. Im August war das... Sonin sagte damals: „Jetzt stecken wir beide in einer schlimmen Geschichte drin!“ Ja, das war eine traurige Geschichte, und wer sie überlebt hat, der hat Augen wie Petrjakow. Daraus ist kein oberflächliches Geschwätz zu machen... Eine wundervolle Geschichte! Wenn man sie einmal beschreiben wird, werden die Menschen noch in hundert Jahren begeistert lesen, wie der Hirtensohn auf der Schulbank saß, Sterne, Wurzeln, Ziffern entdeckte, dann eine Brücke über den Don baute oder im Werk „Roter Oktober“ arbeitete und später diese neue Welt verteidigte, diese zerbrechliche und ewige Welt, hier, auf einem markstückgroßen Fleckchen Erde, und hier sein Leben ließ, irgendwo unter den Trümmern sein Grab fand...

Petrjakow hatte Sergej von einem Ultimatum erzählt. Aber die Deutschen ergaben sich nicht, sie mußten aus ihren Stellungen herausgeschlagen werden. Raschewski kam:

„Wie dumm — Lewin ist gefallen. Balaschkin ist den Fritzen auf den Leib gerückt, da haben sie mit Granatwerfern geantwortet... Ein böser Zufall! Jammerschade, er war so ein guter Arzt, hat mir mein Bein gerettet.“

Sergej war tief betroffen, Lewin hatte ihm gefallen. Und dann — wirklich zu dumm, die ganzen Monate durchzuhalten, um am Schluß draufzugehen... Vielleicht scheint es einem nur so, daß das dumm ist? Lewins Sohn ist vor langer Zeit gefallen, als die Deutschen noch vorrückten. Warum war es damals nicht dumm?... Lewin hatte die Verse seines Sohnes über die Wolga deklamiert, daß der Strom wie Herzensweh sei. Der Fluß ist zugefroren. Und Lewin ist tot. Irgend jemand wird auch noch in der letzten Minute sterben... Als hätte Lewin es gespürt — er sagte das letztemal: „Jetzt steht unsere Sache glänzend. Ich glaube, das ist der Wendepunkt.“ Und nach kurzem Schweigen: „Mein Sohn ist hier gefallen, der Bruder beim Rückzug, meine Frau haben die Deutschen sicher umgebracht, sie ist in Dnjepropetrowsk geblieben. Ich verstehe nicht, wie ich am Leben blieb.“

In den letzten Tagen war ein Höllenlärm ringsum: die Deutschen wurden aus den Ruinen ausgeräuchert, Keller wurden gesprengt, in den Gräben das Oberste zuunterst gekehrt. Die „Katjuschas“ und Granatwerfer schwiegen keinen Augenblick. Über den schneeverwehten Häusertrümmern stand schwarzer Rauch. Ein Krachen und Dröhnen war in der Luft, daß Schuljapow sagte: „Der Teufel und seine Großmutter sind sich in die Haare geraten.“

Und plötzlich trat Stille ein, eine so ungewohnte Stille, daß Sergej ganz benommen war. Es hatte auch früher mitunter ruhige Stunden gegeben, doch immer waren Gewehrschüsse gefallen, hatte irgendwo ein Maschinengewehr geknattert, hatte der Wind Geschütz-

donner herübergetragen. Jetzt war die Stille grenzenlos und undurchdringlich. Stalingrad war plötzlich zum tiefen Hinterland geworden. Die Stille betäubte, erdrückte, raubte den Schlaf.

Sergej ging durch eine Straße. Kein unversehrtes Haus... Hier hatte Balaschkins „Wirtschaft“ gelegen. Zwei Monate hatten sie um diese Straße gekämpft... Leichen, Stahlhelme, Feldflaschen, Schutt, Draht...

Er begegnete vielen Deutschen; einige wurden von Wachposten begleitet, andere irrten umher, wußten nicht, wo sie sich erwärmen sollten. Sie krochen unter der Erde hervor, wankten vor Hunger, betäubt von der schneidend kalten Luft nach dem stickigen Unterstand, vor Furcht. Die Stadt schien von graugrünen Schatten bevölkert.

Sergej blickte sie ohne Haß und ohne Mitleid an. Noch standen die Deutschen tief in Rußland, noch regierten sie Europa; aber jetzt, in dieser plötzlichen Stille der Stadt, die, aus Todeswunden blutend, gesiegt hatte, schienen sie nicht mehr Menschen, sondern Gespenster zu sein.

„Hast du dir vorstellen können, daß es so still sein wird?“ fragte Sergej den Major Schilejko.

Der Major widersprach gern; wenn gesagt wurde, ein solcher Beschuß oder ein solcher Fliegerangriff sei noch nie dagewesen, dann antwortete er bestimmt: „Ich habe schon Schlimmeres erlebt.“ Dieses Mal aber widersprach er nicht:

„Einfach unglaublich.“

Er saß in seiner „Höhle“ und lächelte; sogar das Grammophon schwieg. Am Telephon hatte wie immer die kleine Funkerin Warja Dienst. Schilejko zeigte auf sie und lächelte wieder — Warja schlief. Zum erstenmal war sie ruhig eingeschlafen: das Telephon war nicht mehr das Schicksal — es summt, und deutsche Panzer tauchen auf oder MP-Schützen pirschen sich heran. Warja war schmächtig und bleich, sie hatte kluge, traurige Augen. Der Major hatte Sergej einmal erzählt, daß sie Studentin sei, ihre Eltern und der jüngere Bruder waren in Leningrad Hungers gestorben. Sergej sah das schlafende Mädchen an und lächelte auch.

„Soll sie sich ruhig ausschlafen.“

Sergej schrieb an Walja: „Du mußt wissen, wie sehr ich Dich liebe! Du darfst weder auf die Vergangenheit noch auf das, was Dir oder mir scheinen mag, eifersüchtig sein. Im Traum bin ich untreu, aber nicht in Wirklichkeit. Wir alle leben jetzt schrecklich einfach und schwer. So müßte man auch lieben — einfach und schwer! Wir haben heute einen großen Tag, und mein erster Wunsch war, Dir zu schreiben, wie es nach dem Krieg sein wird. Vor zwei Wochen habe ich zum erstenmal darüber nachgedacht, richtiger, der General

hat mich darauf gebracht. Ich möchte mir vorstellen, was sein wird, wenn überall Stille eintritt. Weißt Du noch, ich habe Dir einmal über Woronow geschrieben? Er sagte mir kurz vor seinem Tode, wir werden die Brücken über den Don wieder bauen müssen, er hat den Vormarsch vorausgesehen. Ich denke jetzt schon an die Brücken, die wir später bauen werden. Vielleicht ist es verfrüht, der Krieg ist noch lange nicht aus. Ich denke auch an unser Wiedersehen. Deine Liebe ist mir die Brücke zu einem neuen, zweiten Leben. Verzeih, daß ich so wirres Zeug schreibe, es wird Dir seltsam erscheinen, aber ich bin ganz benommen von der Stille. Bleibe gesund und sorge Dich nicht um mich — jetzt wird alles viel leichter sein."

Die Soldaten saßen am Feuer. Stockend las Schuljapow vor:

„Abgeschickt am dritten Januar. Guten Tag oder guten Abend, mein lieber Wanjuscha! Ich teile Dir vor allem mit, daß ich gesund bin und Dir das gleiche wünsche. Mitja ist den Heldentod gestorben. Als die Nachricht kam, sagte Vater kein Wort. Ich verging vor Schmerz, er aber schwieg; am Abend legte er sich dann hin und sagte, daß er sich nicht mehr rühren könne..."

Schuljapow mußte husten, er ging zur Seite.

Die Soldaten streckten ihre Hände und Füße dem Feuer entgegen. Es dunkelte. Ein Schütze erzählte:

„Ich habe gesehen, wie die Generale herausgekrochen sind. Mit hocherhobenen Armen. Ganz zahm... Der Dolmetscher hat später erzählt, ein General sei wütend geworden, habe mit dem Fuß aufgestampft und Radau gemacht — man hatte ihm das Rasiermesser abgenommen, fürchtete, er könne sich was antun, er aber wollte sich rasieren. Warum sollte er sich was antun? Er ist heilfroh..."

Alle lachten gutmütig.

„Das Aas!" schimpfte Schuljapow. „Jetzt ist er heilfroh. Und wieviel Menschen hat er in den Tod getrieben?"

Dann verstummten alle, genossen die Stille, schlangen sie in sich hinein — man hörte und hörte, und konnte sich doch nicht satthören.

Schuljapow sagte zu Sergej:

„Genosse Major, das also ist der Sieg!"

Das ungewohnte Wort erschütterte Sergej. Ja, das ist nicht ein Erfolg, nicht ein glücklicher Zufall, das ist — der Sieg!

Er dachte an eine Statue im Louvre. Immer, wenn er dort gewesen war, hatte er sie aufgesucht. Es schien ihm, als flöge die Siegesgöttin auf ihn zu... Sie hatte keinen Kopf, kein Gesicht, keine Arme, hatte nur Fittiche... Das war so lange her: der Frieden, Mado, die Bank unter der Kastanie... Oder hatte es das gar nicht gegeben,

war alles ein Traum, ein alter Roman in einem vergilbten Umschlag?...

Warum haben die Menschen geglaubt, die Siegesgöttin müsse fliegen? Das stimmt nicht. Sie hat zerschundene Füße, kriecht durch Schmutz, durch Schnee, dringt durch Ritzen, sie ist mit Wunden bedeckt, ist müde, erfroren... Wahrscheinlich sieht sie der kleinen Funkerin bei Major Schilejko ähnlich, der Warja... Ja, ebenso unansehnlich, und doch die Siegesgöttin. Da ist sie zu den Pionieren gekommen, hat sich an ihrem Lagerfeuer niedergelassen. Sie friert. Aber das Feuer ist niedergebrannt, ein wenig blaßrote Glut ist noch da, ein wenig armselige Menschenwärme...

* 24 *

Keller litt Höllenqualen — er konnte sich nicht entschließen, zu den Russen zu gehen. Er wußte, daß der Widerstand eingestellt worden war, daß sich alle gefangengaben, doch er fürchtete sich, auf einen Russen zuzugehen und zu sagen: „Kaputt!" Seine Kameraden aus der Kompanie hatte er gestern verloren, als sich die Roten ihrem Schützengraben näherten. Stellbrecht schoß mit seiner Maschinenpistole. Schmidt lag mit einem Kopfschuß da. Keller gelang es zu fliehen. Er versteckte sich in einem zerstörten Haus. Vierundzwanzig Stunden hatte er nichts mehr gegessen. Er lutschte an einer Handvoll steinharten Schnees und bekam heftige Zahnschmerzen. Keller hatte sich viele Sätze zurechtgelegt, die er den Russen sagen wollte: „Ich habe niemanden umgebracht", oder „ich bin kein Nazi, man hat mich gezwungen zu kämpfen", oder „ich bin ein Gelehrter, ein Anthropologe". Aber keine dieser Formulierungen erschien ihm überzeugend. Plötzlich erinnerte er sich: in Mogilew hatte er einmal auf einem Dachboden eine alte Jüdin entdeckt, die sich dort verborgen hielt. Er selbst hat sie nicht getötet, hat sie nur auf die Straße hinausgezerrt, Vergau war es, der die Frau umbrachte. Und wenn er sagt: „Ich habe niemanden umgebracht", wird der Russe antworten: „Warst du in Mogilew?" Dummheiten, das kann keiner wissen! In Mogilew sind die Deutschen. Trotzdem hat er Angst. Sie werden ihn verhören, werden herausbekommen, daß er bei seinen Vorgesetzten gut angeschrieben war, daß er Unteroffizier ist, werden ihm nicht glauben, daß Klitsch in seinem Buch Fehler gefunden hat... Mein Gott, was hat er schon Schlechtes getan? Warum muß er wie ein Hund im Straßengraben verrecken? Hat er denn schuld, daß jetzt so eine Zeit ist? Im neunzehnten Jahrhundert wäre ein guter Gelehrter aus ihm geworden... Er wurde einberufen, sie mußten kämpfen, weil es ein Versailler Diktat gab und weil später die Marxisten mit den

Plutokraten gemeinsame Sache machten. Wollte er aber so zu den Roten sprechen, dann werden sie ihn zerfleischen... Oh, diese Kälte! Die Augen schmerzen, die Beine sind wie abgestorben. Die Finger lassen sich nicht krümmen, er kann sich die Hose nicht aufknöpfen... Das ist eine unerhörte Katastrophe — die Unseren stehen bei Leningrad, in Afrika, aber hierher sind sie nicht gekommen, haben uns im Stich gelassen!... Vielleicht kommen sie noch, aber zu spät... Ich werde gleich erfrieren... Aber ich will nicht sterben!...

Er stand auf, kroch durch ein Mauerloch auf die Straße, fiel in einen Trichter, erhob sich wieder, trat auf eine Leiche und öffnete, ohne zu wissen, was er tat, die Tür einer Erdhütte. Wohlige Wärme umfing ihn. Er wollte erklären, daß er niemanden umgebracht habe, daß er am Erfrieren sei, aber alle zurechtgelegten Worte waren wie weggeblasen. Er atmete nur keuchend, als würge ihn jemand. Bei der blakenden Lampe saß eine kleine Frau in Uniform mit einem Buch in der Hand. Als sie den Deutschen sah, schrie sie auf, dann stürzte sie sich auf ihn. Sie stieß ihn hinaus, er widersetzte sich. Aber das Mädchen war stärker, sie warf ihn in den Schnee und verschloß die Tür.

Keller machte keinen Versuch mehr aufzustehen; er fühlte, daß er sterben wird. Wirre Gedanken kreisten in seinem Kopf. Seine Lippen bewegten sich — er schimpfte, beschimpfte das Mädchen, das ihn hinausgeworfen hatte, beschimpfte die Russen, Stellbrecht, die Nazis. Könnte er sich doch nur aufraffen, um dieses Luder zu erhängen!... Zappeln müßte sie!... Warum hat man mich nach Rußland geschickt?.... Ein großer Gelehrter stirbt... Auch die Erinnerungen verwirrten sich. Er sah Mimi, doch sie war in Heidelberg, mahlte Kaffee, und Rudi hatte sein Spielzeuggewehr auf sie angelegt. Armer Rudi, er wird eine Waise sein... Wer hat sich das alles ausgedacht? Der Führer schreit: „Steh auf!“ — nein, das ist nicht der Führer, sondern Oberleutnant Krause, und Keller bewegte krampfhaft die schwergewordenen Beine. Krause ist doch gefallen... Keller tastete mit der Hand über den Schnee, ihm schien, Gerda liege neben ihm, dick und warm, sie flüstert: „Du Spitzbube, was hast du mit Mimi getrieben? Mit der Rothaarigen in Charkow?“ Die Dicke ist schrecklich eifersüchtig. Soll er schimpfen? Dann geht sie vielleicht fort, mit ihr ist es aber so warm... Er spürte die Kälte nicht mehr... Was will sie? Küsse? Pustekuchen! Er ist sehr müde. Er ist von Heidelberg bis zu den Kamelen gelaufen, er will schlafen, nur schlafen. Wer winselt da? Ein Hund? Der Wind? Die verfluchten Russen lassen einen nie schlafen!... Aber ich werde trotzdem schlafen...

Als Warja den Deutschen hinausgestoßen hatte, griff sie wieder nach dem Buch. Sie hatte in einem Unterstand einen Band Turgenjew

gefunden. Die letzten Seiten fehlten. Brennend quälte sie die Frage: hat der Held Assja eingeholt oder nicht? Sie müssen glücklich geworden sein, sicher hat er sie geheiratet. Gagin hat nichts verstanden... Auch Rosowski hat das „entscheidende Wort“ nicht gesprochen, aber Warja wußte alles ohne Worte...

Plötzlich wurde ihr unheimlich; sie warf den Pelz über und trat ins Freie. Es war eine frostige, helle Nacht. Neben der Hütte lag ein toter Deutscher; sie erkannte ihn sofort: es war derselbe, der hereingekommen war... Er war erfroren. Hol ihn der Teufel!... Aber warum habe ich ihn hinausgeworfen?

Sie legte sich aufs Bett und weinte. Noch nie hatte sie in Stalingrad geweint, sogar nicht an dem Tag, als sie vom Tode der Eltern und des siebenjährigen Petja erfahren hatte. Warjas Tante hatte ihr die unverhüllte Wahrheit geschrieben. Petja war an einer Magenkrankheit gestorben — er hatte vor Hunger etwas Ungenießbares gegessen —, im Februar war der Vater gestorben, die Mutter hatte nicht mehr Kraft genug, ihn zu beerdigen, die Nachbarn waren fortgezogen, und die Leiche des Vaters blieb vier Tage lang in der Wohnung liegen; als die Tante kam, konnte die Mutter nicht mehr aufstehen.

Warja weinte, weil alle ihre Lieben umgekommen waren. Leutnant Rosowski war im November gefallen. Sie hatte niemanden, zu dem sie fahren, dem sie schreiben konnte... Warja weinte, weil es plötzlich rundum so ungewöhnlich still geworden, weil Stalingrad vorbei war und weil ihr schien, als werde der Krieg nie aufhören, weinte, weil sie diesen verdammten Fritz hinausgeworfen hatte.

Als Marussja kam und fragte, was sie habe, konnte sie es ihr nicht erklären. Sie sagte nichts von den Verwandten, nichts von Rosowski, nichts von ihrer furchtbaren Einsamkeit.

„Ein Fritz wollte hereinkommen, ich habe ihn hinausgeworfen. Er ist erfroren... Er liegt gleich nebenan. Du hast ihn sicher gesehen.“

„Na und? Ich hoffe, daß er dir nicht leid tut!“

„Er? Nein. Er hat ein widerwärtiges Gesicht, genau so eins wie auf den Plakaten... Ich selbst tue mir leid... Die Schufte, was haben sie aus mir gemacht... Warum aber habe ich ihn nicht hereingelassen?... Ich hasse sie! Sie töten nicht nur, was sie tun, ist viel schlimmer... Wie kommst du darauf, daß ich ihn bedauern könnte? Ich empfinde nichts für ihn, absolut nichts, und das ist das Schrecklichste.“

Sie dachte, Marussja würde sie auslachen. Marussja hatte ein heiteres Gemüt, alle ihre Angehörigen waren am Leben, sie hatte hier einen Artilleristen kennengelernt, anscheinend waren sie glücklich. Sie war hübsch, gesund, hatte nie schlechte Laune. Mag sie lachen, es ist ja gleich... Aber Marussja lachte nicht, sie setzte

sich zu Warja und brach in Tränen aus, wußte selbst nicht warum, wahrscheinlich, weil Warja weinte.

„Na, ist schon gut", sagte Warja. „Es kann jemand kommen... Hauptsache ist, Marussja, daß es hier zu Ende ist... Jetzt müßte es nur schneller nach Berlin gehen!"

* 25 *

Maria Michailowna Minajewa hatte den letzten Brief ihres Sohnes Mitte Januar erhalten. Er wünschte der Mutter ein gutes neues Jahr, schrieb, daß es tatsächlich ein neues Jahr werden würde; um ihn solle sie sich keine Sorgen machen, er sei immer hinten, und jetzt werde überhaupt alles glänzend werden. Seine Kameraden wären höchst erstaunt gewesen, hätten sie Minajews Briefe an sein „Muttchen" gelesen — woher nahm dieser ewige Spötter so viel Herzenswärme? Maria Michailowna aber wunderte sich nicht, sie kannte Mitjenkas Herz, doch glaubte sie ihm kein Wort — im Sterben wird er mir noch schreiben: „Ich lebe friedlich wie in der Sommerfrische" (das hatte er ihr geschrieben, als sein Bataillon die Sturmangriffe der Deutschen auf dem Hügel abwehrte).

Ihr ganzes Leben hatte Maria Michailowna dem Sohne gewidmet. Sie hatte spät geheiratet; ihr Mann, ein Zuschneider, verdiente ganz gut. Eine Tochter kam zur Welt, sie waren glücklich, hegten und pflegten sie, doch Nastjenka starb an Scharlach. Mit neununddreißig Jahren trug Maria Michailowna ihr zweites Kind. Sie wagte nicht, sich zu rühren, aus Angst, dem Kind zu schaden... Mitja kam neunzehnhundertachtzehn zur Welt; es war eine schwere, unruhige Zeit. Die Mutter lebte in ständiger Sorge — wie leicht konnte sich der Junge erkälten oder eine Infektionskrankheit zuziehen... Ihr Mann starb, als Mitja acht Jahre alt war. Maria Michailowna arbeitete in einem Schneiderartel. Sie zog den Sohn groß, und als er ihr einmal sagte, Professor Nikodimow habe sich gut über seine Arbeit geäußert, wußte sie, daß sie nicht umsonst gelebt hatte.

Dann brach der Krieg aus. Mitjenka fuhr am sechsten Juli fort. Wieviel Tränen hatte Maria Michailowna in ihrem Stübchen vergossen!... Sie wußte, daß sie nicht klagen durfte — alle hatten es schwer: im Beisein anderer nahm sie sich zusammen, war ruhig, auch dem Sohn schrieb sie muntere Briefe. Sie wollte arbeiten, der Front helfen, doch sie war schon zu alt. Trotzdem fand sie einen Ausweg: sie nahm Heimarbeit, nähte Soldatenblusen. Maria Michailowna war ihrem Sohne dankbar, daß er sie vor dem Krieg in die Augenklinik geschickt hatte, wo man ihr eine gute Brille verschrieb. Sie konnte nun auch nachts bei einer kleinen Lampe arbeiten. Ihr war, als helfe sie Mitjenka, und das gab ihr Trost. Als der Hausverwalter

sie einmal als „nichtarbeitendes Familienmitglied“ bezeichnete, war sie gekränkt: „Ich bin jetzt Heimarbeiterin, arbeite für die Front.“ Sie hatte eine vorsintflutliche Nähmaschine, die Mitja „ein Museumsstück“ nannte. Maria Michailowna lächelte: eine Greisin wie ich und ist doch noch zu etwas nutze...

Maria Michailowna wohnte in einer Gemeinschaftswohnung, der Mitja nach der üblichen Überschwemmung (jedes Frühjahr tropfte es von der Decke) den Namen „Arche“ gegeben hatte. Sie wohnten dicht gedrängt, wie in einem überfüllten Zug, nur fuhr dieser Zug nicht Tage, sondern Jahre. Im Nebenzimmer wohnte die Familie Parschin; das Zimmer war abgeschlossen — der Mann war an der Front, die Frau lebte jetzt mit den Kindern in Barnaul. Auf der anderen Seite wohnten Katzmanns, Vater, Mutter und der mutwillige Grischa. Der Junge hatte neunzehnhunderteinundvierzig die Zehnjahresschule beendet, wurde im Herbst eingezogen und fiel im April an der Brjansker Front. Katzmann lebte jetzt allein, seine Frau war mit der Schule evakuiert worden. Er arbeitete als Korrektor bei einer Zeitung. Obwohl er zehn Jahre jünger war als Maria Michailowna, sah er aus wie ein Greis. Er sagte weder den Nachbarn noch den Kollegen ein Wort, als er die Nachricht vom Tode seines Sohnes bekam; er ging zur Arbeit und übersah einen groben Druckfehler; der Redaktionssekretär tadelte ihn, aber auch ihm erklärte Katzmann nicht, wieso ihm das passiert war. Erst als Maria Michailowna ihn einige Wochen später fragte, was Grischa schreibe, sagte er ganz leise: „Grischa lebt nicht mehr.“ Neben Katzmann wohnten Kowaljows; sie waren neunzehnhunderteinundvierzig fortgezogen, im Sommer aber wieder zurückgekehrt. Irina Petrowna arbeitete in der Staatsbank, ihre Tochter Natascha ging noch zur Schule, Wassja, der Sohn, war Matrose. Irina Petrowna erzählte, er habe eine Auszeichnung für die Versenkung eines deutschen Militärtransporters erhalten. Fiel in ihrem Beisein das Wort „Flotte“, dann horchte sie immer gespannt auf. Im letzten Zimmer wohnte Schurotschka Wolkowa, eine junge Arbeiterin aus dem Kugellagerwerk. Sie hatte kurz vor Kriegsausbruch geheiratet; ihr Mann war jetzt Panzerfahrer, und Schurotschka erzählte, von Stolz und Angst erfüllt: „Drei Panzer hat er schon gewechselt — die Panzer haben es nicht überstanden, er aber lebt. Nur das letztemal wurde er leicht verwundet.“

Vor dem Kriege hatte es in der Gemeinschaftswohnung manche temperamentvolle Auseinandersetzung gegeben. Die Parschins schimpften, daß Schurotschka überall Schmutz mache, Irina Petrowna entrüstete sich, weil Katzmann immer erst gegen Morgen von der Arbeit kam, wo sie doch einen so leisen Schlaf habe. Frau Parschina behauptete, die Katzmanns könnten ihren Sohn nicht erziehen, er sei ein „Tunichtgut“. Jetzt stritt sich niemand mehr, obwohl alle mit den Nerven herunter waren, man hatte es schwer —

ungeheizte Zimmer, auf dem Markt nichts zu kaufen. Das Leben aller war mit dem Lautsprecher auf dem Korridor verbunden, und wenn der Ansager begann: „Vom Informationsbüro der Sowjetunion“, dann wurde es in der Wohnung totenstill. Alle freuten sich, wenn jemand einen Brief bekam. Selbst Katzmann, der nichts mehr zu erwarten hatte, freute sich, daß Schurotschka gestern einen Brief von ihrem Mann erhielt, daß Mitja gesund und munter war und daß der junge Kowaljow die zweite Auszeichnung bekommen hatte. In ihren vier Wänden weinten, litten, verzweifelten sie, doch sahen sie einander, dann sprachen sie sich ermutigende und trostreiche Worte zu.

Katzmann war schon die dritte Nacht nicht auf Arbeit gegangen: der Arzt hatte eine schwere Bronchitis festgestellt. Katzmann hustete laut, die Wände waren dünn. Früher hätte dieser oder jener gebrummt: er läßt einen nicht schlafen... Jetzt erinnerten sich alle, wenn Katzmann heiser bellte, wie er einst dem strubbligen Grischa den Kopf wusch, weil er sich herumgeprügelt und sein Schulbuch verloren hatte... Maria Michailowna nahm aus dem Schränkchen kleingemachten Zucker, tat die größten Stücke in eine Tasse, goß Tee darüber und brachte ihn Katzmann: „Trinken Sie, David Grigorjewitsch, er ist süß, er wird Ihnen helfen.“

Sie schlief, als mitten in der Nacht der Lautsprecher zu knacken begann. Schnell warf sie sich den Mantel über und trat in den Gang hinaus. Alle standen schon da, selbst der kranke Katzmann war aus seinem Zimmer gekommen.

„‚In letzter Stunde‘... Die Vernichtung der faschistischen deutschen Truppen ist abgeschlossen... Die historische Schlacht bei Stalingrad hat mit dem vollen Sieg unserer Truppen geendet.“

Maria Michailowna lauschte gespannt, um ja kein Wort zu überhören; sie merkte nicht, daß aus ihren Augen Tränen rannen. Herrgott, ist es wirklich wahr?... Wir haben gesiegt! Dann trat sie auf Katzmann zu:

„David Grigorjewitsch, darf ich Ihnen einen Kuß geben? Ein solcher Augenblick!“

Und Schurotschka klatschte wie ein kleines Mädchen in die Hände und wiederholte fortwährend:

„Vierundzwanzig Generale — zwei Dutzend!“

Aus den benachbarten Wohnungen waren freudige Rufe zu hören. Jemand applaudierte. Natascha Kowaljowa lief auf die Straße und kehrte strahlend zurück:

„Soviel Menschen! Alle gratulieren einander, küssen sich.“

Und Maria Michailowna dachte: wie zu Ostern.

Schon am frühen Morgen saß sie an der Nähmaschine. Natascha Kowaljowa sah zu ihr herein:

„Maria Michailowna, Sie sollten zur Feier des Tages etwas ausspannen!“

Maria Michailowna schüttelte den Kopf:

„Können die dort etwa ausspannen? Mitjenka ist sicher weiter vormarschiert... Später werde ich mich ausruhen, wenn alles vorbei ist."

„Jetzt ist es bald vorbei."

„Das ist leichter gesagt als getan. Die Unseren haben aber noch einen weiten Weg bis Berlin." (Wenn Maria Michailowna „Berlin" sagte, betonte sie immer die erste Silbe. Als Mitja sie einmal verbesserte, meinte sie: „Es kommt eben bei mir so heraus.")

Sie schrieb ihrem Sohn: „Mitjenka, ich habe gestern die Sendung ‚In letzter Stunde' gehört, bin froh, daß die Banditen sich ergeben haben, aber ich kann ihnen nicht verzeihen, daß sie so viele Unschuldige ums Leben brachten. David Grigorjewitsch weinte, als er die Meldung hörte. Niemand wird seinen Grischa von den Toten erwecken. Sage mir, wann endlich werden diese Schurken für unsere Greisentränen zahlen müssen?"

* 26 *

In den letzten zwei Jahren hatte Paul viel erlebt, er war in Limoges, in Brives, in Toulouse gewesen. Früher hatte er in der Gruppe „Jaurès" gearbeitet: sie hatten keine Waffen, druckten dafür Flugblätter und steckten ein Mehllager in Brand. Die Frau eines Mitglieds der Gruppe verriet sie, von blinder Eifersucht getrieben. Paul gelang es zu entkommen. Später schloß er sich der Gruppe „Gabriel Péri" an; er lockerte Schrauben, legte Minen, wartete, am Bahndamm liegend, auf Güterzüge. „Wenn der Krieg aus ist, werde ich Eisenbahner", sagte er lachend. Jetzt hatte er den Auftrag, eine neue Gruppe zu organisieren. Paul erwartete einen Genossen aus dem Zentrum, um Bericht zu erstatten und Instruktionen entgegenzunehmen.

Lejean hätte seinen Sohn nicht wiedererkannt. Vor dem Krieg war Paul ein schüchterner Junge gewesen und daher etwas barsch, sprach bald mit Fistelstimme, bald im Baß, begeisterte sich in einem Atemzug für alles — für Radrennen, für Spanien, für Gedichte —, philosophierte über die Machenschaften der Imperialisten und konnte sich von seinen Kindheitsleidenschaften nicht trennen: sammelte Briefmarken, gab Geld für Taschenmesser aus, träumte von einem Leben in Zelten; er errötete beim Anblick eines hübschen Mädchens, versicherte aber seinen Kameraden, daß „sich nur Idioten für Frauen begeistern könnten". Sowohl der Vater als auch Josette hielten ihn für ein Kind. Als die Katastrophe eintrat, war Paul in der obersten Klasse des Collège. Er kam auf einen Bauernhof, wo ihm die Obhut der Kühe anvertraut wurde. Später verschaffte ihm ein

Genosse eine Anstellung in Limoges; tagsüber half er der Frau eines Apothekers bei der Bedienung der Kunden, nachts verteilte er Flugblätter.

Er war schnell reif geworden, sein Geschmack und sein Charakter festigten sich, aber es fehlte ihm die Strenge des Vaters — Lejean hatte schon in seiner Jugend durch seine Beharrlichkeit Verwunderung hervorgerufen. Paul war weich und sensibel, was er durch Ironie verdecken wollte. Man gab ihm den Spitznamen „Dichter", obwohl er nie Verse schrieb, nur hin und wieder gern deklamierte. Er war fähig, selbst in den gefahrvollsten Augenblicken, wenn er von Polizisten verfolgt wurde, einen Baum auf dem blaßgrünen Hintergrund des Himmels oder ein träges Flüßchen mit Wasserlilien zu bewundern; Verse sprach er, weil er seinen Gefühlen keinen anderen Ausdruck zu geben vermochte. Sorgsam verbarg er vor den Genossen, daß er in eine gewisse Jeannette verliebt war, die allen Dichtern und Partisanen einen guten Tänzer vorzog. Wenn die Sehnsucht nach Jeannette zu stark wurde, brummte er vor sich hin:

Und die Rosen längs der endlosen Straßen
Widerlegten im Blühen Panik und Tod...

„Was ist das für ein Unsinn?" fragte dann Grammont.

„Verse von Aragon. Er ist Kommunist und schreibt Verse, daran ist nichts Erstaunliches."

„Ich ziehe Romane vor", antwortete Grammont.

„Das ist nicht für unsere Zeit... Romane lassen sich gut lesen auf weichen Möbeln, an ruhigen Abenden. Verse aber vertragen sich mit Bomben."

„Warum dichtest du nicht selbst?"

„Wahrscheinlich, weil Bomben sich nicht mit Versen vertragen. Ich bin wie du mit deutschen Güterzügen beschäftigt."

Callot, der Genosse aus dem Zentrum, ein etwa fünfzigjähriger Metallarbeiter, musterte Paul mißtrauisch.

„Wirst du denn mit der Arbeit fertig? Ein bißchen jung dafür... Wie alt bist du?"

„Ich werd' schon damit fertig, obwohl ich jünger bin als Pétain", antwortete Paul lächelnd. (Er hielt es für überflüssig, Callot zu sagen, daß er vor einem Monat zwanzig Jahre geworden war.)

Paul berichtete ausführlich, was seit November getan worden war: bei Butte hatte man einen Zug zum Entgleisen gebracht, zwei Lokomotiven wurden außer Betrieb gesetzt, man hatte ein Militärschuhlager in Brand gesteckt, hatte Brotkarten für die ganze illegale Organisation entwendet, zwei deutsche Offiziere und einen Polizisten erschossen und den Verräter Dumay hingerichtet.

„Nun, für den Anfang ist das nicht schlecht. Hör mal zu, die Deutschen behaupten, die Terrorakte würden nur von ‚erbitterten

Einzelgängern' vorgenommen. In Zukunft müssen die Operationen umfassenderen Charakter tragen. Was hast du vorgesehen?"

„Café ‚Royal', das Lokal der deutschen Offiziere."

„Nicht schlecht. Vergiß aber das Transportwesen nicht. Das ist jetzt sehr wichtig."

Callot umriß die Situation: das Gesetz über die Arbeitsmobilisierung, das in der vergangenen Woche veröffentlicht worden war, würde den Partisanen neue Leute zuführen. In ein, zwei Monaten würde man den Maquis schaffen können. Vorläufig befänden sich in den Bergen noch kleine Gruppen, aber im Frühjahr werde die Sache in Schwung kommen.

„Wie heißt deine Gruppe? ‚Marseillaise'?"

„Nein, das ist Dufys Gruppe, wir haben gemeinsam die Brotkartenaktion durchgeführt."

„Und deine Gruppe?"

„‚Stalingrad'!"

„Das ist ein Name, der verpflichtet."

Als Callot sich im Zug an das Gespräch mit Paul erinnerte, dachte er: ein guter Junge. Callot lebte nur der Parteiarbeit. Er wußte jetzt nicht einmal, wo seine Familie war, und wollte auch nicht daran denken. Paul erinnerte ihn an seinen achtzehnjährigen Sohn... Vielleicht kämpft auch er?... Die anderen sagen „warten"... Doch wie kann man warten? Soll man die Jungen den Deutschen überlassen?... Wenn man alles behalten will, wird man alles verlieren. Die Russen haben Stalingrad geopfert und die Schlacht, ja, den Krieg gewonnen... Der Junge ist wirklich gut...

Begeistert sagte Paul zu Grammont:

„Mit ‚Royal' ist er einverstanden. Das Transportwesen darf nicht vernachlässigt werden... In ein, zwei Monaten — Maquis..."

Maquis — dieses Wort hatte für ihn einen wundersamen Klang: es roch gleichsam nach Heidekraut, nach wilden Rosen, nach Süden. Vor dem Krieg hatten sich im korsischen Maquis im dichten stachligen Gestrüpp die letzten Räuber verborgen gehalten. Die wirklichen Banditen saßen in stillen Kabinetten, und an den Maquis dachte niemand. Jetzt aber war dieses Wort aufs neue erstanden. Der Maquis war hier, im Herzen Frankreichs.

„Du wirst sehen, der Maquis wird Zehntausende anziehen. Niemand will nach Deutschland. In den Städten kann man sich kaum verborgen halten. Und dann — das ist der richtige Krieg — Maquis..."

Grammont lachte.

„Du glaubst wohl, daß alle solche Romantiker sind wie du? Maquis bedeutet Schmutz, Regen, Schnee."

„Hühneraugen und Läuse hast du noch vergessen."

„Das ist der Winter im Wald..."

„Und der Sieg im Sommer."

Das Café „Royal" lag in der Hauptgeschäftsstraße. Von morgens bis abends war hier Gedränge. Um fünf Uhr nachmittags war das Café immer mit deutschen Offizieren überfüllt. Franzosen ließen sich hier nicht blicken. Der Plan wurde von Paul, Grammont und Bibi ausgearbeitet, den Paul scherzhaft „Stabschef" nannte — Bibi war neunzehnhundertvierzig an der Front gewesen. Sie stritten lange, wer die Handgranaten in das Café werfen sollte. Paul behauptete steif und fest, er müsse das tun („ich werde es gut machen"). Trotzdem wurde Bibis Plan angenommen. Bibi war ein gewandter Radfahrer; es wurde beschlossen, daß er im Vorbeifahren die Handgranate in die Glasveranda schleudern sollte. In der entstehenden Panik würden dann Grammont und Joseph ihre Handgranaten werfen. Paul und sieben andere Mitglieder der Gruppe sollten den Rückzug decken und Feuer gegen die Deutschen eröffnen, falls diese die Genossen verfolgen würden. Das Kommando wurde Paul übertragen, er sollte den Beteiligten die Plätze zuweisen und Bibi das Zeichen geben — eine Zeitung hochheben. Grammont und Joseph sollten in einem kleinen Café gegenüber dem „Royal" warten. Paul hatte sich an der Ecke bei der Straßenbahnhaltestelle aufzustellen, Louise sollte die Verbindung aufrechterhalten.

Bibi fuhr an dem Café vorbei. Paul stand an der Ecke und las die Zeitung (Joseph und Grammont hatten sich verspätet). Bibi legte zwei Kilometer zurück, kehrte um, machte einen Bogen und erschien nach zehn Minuten wieder vor dem „Royal". Paul hob die Zeitung. Bibi schleuderte die Granate und raste weiter: es sah aus, als hätte er sich auf die Lenkstange gelegt. Er hörte Explosionen, Schüsse. Er dachte an nichts, nur seine Beine dachten. Erst in der Sattlerwerkstatt, in der er bis zum Morgen bleiben sollte, kam er wieder zu sich. Er konnte kein Auge schließen: was ist mit Grammont und Joseph? Wer hat geschossen? Sind alle entkommen? Der Sattler lag krank zu Bett, er wußte nichts von dem, was vorgefallen war. Louise sollte aber erst am Morgen kommen. Als er sie sah, platzte er heraus:

„Sind alle entkommen?"

Sie schüttelte mißbilligend den Kopf.

„Bist mir ein schöner Konspirator! Alle sind entkommen. Nur Paul wurde verwundet, aber er konnte Jacques den Revolver übergeben... Acht Boches wurden im Café getötet, drei verwundet, Charlot hat zwei Deutsche und einen Polizisten erschossen. Paul traf einen Boche, als sie hinter Grammont her waren."

„Wo ist Paul?"

„Im Krankenhaus. Waffen hatte er nicht bei sich, die Papiere sind in Ordnung. Noch zwei Passanten wurden eingeliefert... Claire war dort, hat gesagt, sie wäre die Braut. Der Chefarzt war

sehr freundlich, entweder schöpft er keinen Verdacht oder aber er sympathisiert mit uns... Man hat ihm gesagt, Paul sei verwundet worden, als er aus einem Geschäft auf die Straße trat... Die Verwundung ist ernst, doch der Arzt meint, es bestehe Hoffnung."

Paul wurde am nächsten Morgen operiert. Gegen Mittag wachte er auf. Er hat auf einen Deutschen geschossen, der einen Wagen anlassen wollte — daran erinnerte er sich genau... Dann entsann er sich dunkel, daß Jacques gelaufen kam, ihm den Revolver abnahm... Paul regte sich auf: sind die anderen entkommen?... Claire besuchte ihn, redete dummes Zeug, sie liebe ihn sehr, bald werde die Hochzeit sein, und flüsterte ihm ins Ohr: „Alle sind entkommen! Vierzehn Boches und ein Polizist. Der Arzt ist hochanständig, er wird nichts sagen."

Entkommen!... Paul fühlte sich sofort erleichtert. Die Wunde begann zu schmerzen (bisher hatte er keinen Schmerz verspürt). Die Schwester glättete seine Decke und sagte leise: „Neben Ihnen liegt ein Deutscher. Er ist auch gestern verwundet worden." Paul konnte das Gesicht des Deutschen nicht sehen. Vom Nachbarbett her war fortwährend Stöhnen zu hören. Paul vergaß den Deutschen. Er sah im Geiste Jeannette, an ihrer Brust stak ein Sträußchen blasser Parmaveilchen, sie sang ein sentimentales Liedchen:

Ob das Wetter auch dräue:
Ein wenig nur Bläue!
Ein wenig nur Lieb'!

Dann spielte Mutter Bachsche Präludien, Baumwipfel rauschten im Walde. Das ist der Maquis. Und im Sommer — der Sieg. Sein Vater führt die Maquisards. Seltsam — das Bett schwimmt wie ein Boot auf einem Fluß, schaukelt... Wie viele Wasserlilien es gibt... Und Ophelia... Jeannette, bleib hier!...

Es graute. Er erschrak, als er die Betten mit den Kranken sah. Dann erinnerte er sich, daß er im Krankenhaus war. Die Schwester gab ihm das Thermometer. Der Arzt sagte: „Nur keine Aufregung." Paul begriff plötzlich, daß er am Leben bleibt. Die Wunde schmerzte, doch der Kopf war klar. Er bedauerte sogar einen Augenblick lang, daß der Dämmerzustand, in dem er zwei Nächte und einen Tag verbracht hatte, vorüber war, er konnte nicht mehr träumen, mußte immer denken: werde ich noch lange liegen müssen, wird Grammont es allein schaffen?...

Als Paul den Kopf wandte, sah er den Deutschen. Ihre Augen begegneten sich. Der Deutsche hatte sanfte, blaue Augen. Er schrie auf, offenbar setzten die Schmerzen wieder ein. Die Schwester eilte zu ihm. Paul schlummerte. Im Halbschlaf hörte er, daß zwei Männer zu dem Deutschen kamen. Sie gingen bald wieder fort. Paul öffnete

die Augen, wartete auf Claire, sie hatte versprochen, bestimmt zu kommen.

Deutsche kamen ins Krankenzimmer gestürmt, packten Paul und schleppten ihn hinunter. Die Schwester rief:

„Mein Gott, was tun Sie?“

„Heinz hat den Kerl wiedererkannt.“

Der Chefarzt wollte die Deutschen überreden:

„Stellen Sie eine Wache auf... Wir werden ihn erst ausheilen...“

Einer der Deutschen stieß ihn beiseite und sagte höhnisch:

„Die Heilung übernehmen jetzt wir. Sie können inzwischen Heinz pflegen.“

Paul verlor wieder das Bewußtsein; er fühlte nur dunkel, daß er getragen wurde, daß man ihn irgendwohin legte, hinaustrug. Er verlor viel Blut. Ihm war, als wollte man ihn verhören, doch die Worte drangen nicht in sein Bewußtsein. Er war ruhig, nur Fetzen eines Gedichtes schwirrten in seinem Kopf herum wie Insekten in der Sommernacht um die Lampe:

Und die Rosen längs der endlosen Straßen
Widerlegten im Blühen Panik und Tod...

Viele Rosen blühten an den Zäunen, an den Lauben, Rosen verflochten sich in die Jahre, in Jeannettes Haar, drängten sich in die Wohnung, standen auf Mutters Klavier, entblätterten sich und blühten aufs neue — ein Weg von Rosen, gelben, blaßroten, dunkelroten, dunklen Rosen, dunkel wie geronnenes Blut. Inmitten von Rosen, auf einem bespienen Steinboden, starb Paul, ohne das Bewußtsein wieder zu erlangen.

Jeannette sagte zu Grammont: „Ich werde verrückt! Er hat mir nicht geglaubt, er dachte, ich liebe nur das Vergnügen, aber ich kann ohne ihn nicht leben. Ich will ihn rächen, gebt mir einen Revolver.“ Grammont erwiderte: „Gut. Warten Sie.“ Drei Wochen später tanzte Jeannette mit einem jungen brasilianischen Ingenieur und sagte ihm: „Ich möchte so gern leben, der Krieg ist mir zuwider. Ich würde alles hergeben für einen Abend in Rio de Janeiro!“

Grammont hatte ein Flugblatt geschrieben, das in der Stadt verbreitet wurde.

„Vierzehn Boches und ein Polizist wurden hingerichtet. Der Krieg entbrennt. Von nun an wird kein Boche mehr ruhig auf französischem Boden gehen. Wir schwören es bei der Ehre der Stadt, deren Namen unsere Gruppe trägt. Wir schwören es beim Andenken an den furchtlosen Genossen Paul, der beim Angriff auf ‚Royal‘ sein Leben ließ. Tod den Boches! Es lebe die Freiheit!

FTP. Gruppe ‚Stalingrad‘“

Marie strahlte — Professor Dumas war nicht wiederzuerkennen, er aß mit Appetit zwei Teller Zwiebelsuppe, sagte dazu „ungewöhnlich schmackhaft“, zog sich dann den Mantel an und ging spazieren. Früher hatte ihm Marie noch so zureden können, frische Luft zu schöpfen, er weigerte sich stets, brummte: „Es gibt keine frische Luft mehr, alles haben sie verpestet...“ Heute aber hatte er ihr gesagt:

„Ich will mal sehen, was sich in der Stadt tut. Jetzt ist es sogar angenehm, sich diese Leutchen anzugucken. Sollen sie nur spazierengehen... Bald wird man sie alle begraben.“

Obwohl Dumas Marie mindestens zehnmal erklärt hatte, was bei Stalingrad geschehen war, schrieb sie die Veränderung seines Zustandes dennoch ihren Gebeten zu. Es hatte sie tief bekümmert, daß der Professor nicht ausging, fast gar nichts zu sich nahm, so viel rauchte und daß Doktor Morillot gesagt hatte: „Sein Herz ist so, so, la, la.“ Jeden Sonntag flehte Marie die Mutter Gottes an, den Professor zu retten. Selbstverständlich erzählte Marie dem Professor nichts davon — sie wußte, daß er sie auslachen würde. Aber hier gibt es gar nichts zu lachen, wenn er auch ein Gelehrter ist, davon versteht er nichts...

Dumas fand an allem Gefallen: an dem frischen klaren Tag, an den Kindern, die auf dem Fahrdamm spielten, an dem Greis, der einen räudigen Hund spazierenführte. Als er an der Kirche vorbeikam, in der Marie sonntags für ihn betete, erblickte er eine große Menschenmenge — deutsche Offiziere, Polizisten, einige Herren in schwarzer Kleidung, „graue Mäuschen“, Französinnen. Sicher „große Beerdigung“ eines Deutschen... Dem Toten ist eine gewisse Findigkeit nicht abzustreiten: er hat die historische Vergeltung nicht abgewartet... Vor der Kirche drängten sich Neugierige. Dumas fragte:

„Wer wird denn beerdigt?“

Jemand antwortete:

„Totengedenkfeier für die europäischen Verteidiger Stalingrads!“

Dumas las keine Zeitungen, über die Ereignisse war er durch den Londoner und Moskauer Rundfunk unterrichtet; die Worte „europäische Verteidiger“ kamen ihm daher höchst witzig vor. Er konnte sich kaum beherrschen, um nicht laut zu lachen.

„Sagen wir mal nicht für die europäischen, sondern für die deutschen“, meinte er gutmütig. „Ich bin zum Beispiel auch bis zu einem gewissen Grade Europäer, General Rokossowski ist ebenfalls weder Asiate noch Amerikaner.“

Er setzte seinen Spaziergang fort, zog vergnügt an seiner Pfeife. Ich würde jetzt gern diesen, mit Verlaub zu sagen, Kollegen sehen! Habe ihm doch damals gesagt, daß das ein schlechtes Ende nimmt... Sie werden uns noch bitten, sie unter unsere Fittiche zu nehmen: „Wissenschaft... Zivilisation... Humanismus." Wie sich der Mensch entwickelt, das ist oft beschrieben worden, weit interessanter wäre aber eine Beschreibung, wie er blitzschnell verdummen kann...

Es war das erstemal, daß Dumas nach zwei Monaten Krankheit und übler Laune ausging. Er wollte Leo besuchen. Die Concierge hielt ihn an:

„Sie sind verreist... Man kam Herrn Alper abholen. Vorgestern haben sie sich wieder erkundigt, ob ich nicht wüßte, wo er sich aufhält."

„Zum Teufel noch mal!" polterte Dumas los. „Halten Totengedenkfeiern für sich ab und wollen dabei noch einen anständigen Menschen ins Grab bringen. Vampire!"

Die Concierge zitterte:

„Um Gottes willen, leise! Hier wohnen Leute, die besser nicht hier wohnen sollten."

Dumas' gute Laune war im Nu verflogen. Er war außer sich, hätte am liebsten den ersten besten Deutschen gepackt und in die Seine geworfen, ohne das Urteil der Geschichte abzuwarten.

Vom Quai bog er in eine schmale alte Gasse ein und sah plötzlich an einer Mauer das Wort „Stalingrad" mit Kreide geschrieben. Dumas lachte auf: alle erkennen, daß ihr Stündchen geschlagen hat... Leo ist rechtzeitig weg — diesen Herrschaften bleibt nichts anderes übrig, als die Tür zuzuschlagen... Anna war schon lange nicht mehr da, hoffentlich ist ihr nichts zugestoßen... Wenn sie doch nur bald landen wollten. Sehr schön, daß sie Tripolis besetzt haben, aber an Paris sollte man auch denken... Nach Stalingrad werden die Deutschen sich nicht mehr aufrappeln, das war die Generalprobe... Ein schönes Haus, wohl dreihundert Jahre alt. Hier hat der Skeptiker mit der Perücke die letzte Buchneuheit gelesen — „Candide". Die Jakobiner schworen: „Freiheit oder Tod." Und so eine Stadt wollten die Nazis in ein Tingeltangel für ihre Soldateska verwandeln!... Wieder las Dumas an einem Zaun die Aufschrift „Stalingrad". Jemand hatte alle Mauern, alle Zäune beschrieben. Meneh, tekel, upharsin — gezählt, gewogen und zu leicht befunden...

Der Professor kehrte in guter Stimmung nach Hause zurück und erzählte Marie alles, was er erlebt hatte. Sie wußte nicht, ob es sich schickte, über einen Gottesdienst zu spotten, aber Dumas lachte so herzhaft, daß auch sie lächeln mußte.

Dumas setzte sich in den Sessel, deckte sich mit einer Decke zu (es gab keine Kohlen) und las noch einmal „Die Insel der Pinguine".

Beim Lesen lachte er laut; Marie, die nebenan strickte, zuckte jedesmal zusammen. Der Professor wird wieder gesund, dachte sie, und schlief glückselig ein.

Es klingelte... Dumas blickte verwundert auf die Uhr: es war halb zwölf... Er öffnete. Zwei Deutsche — ein Leutnant und ein Feldwebel — traten ein, zwischen ihnen scharwenzelte ein behender Polizist in beigefarbenem, allzu leichtem Mantel. Der Polizist fragte:

„Wohnt hier Herr Dumas?"

„Das bin ich."

Die Haussuchung begann. Marie weinte. Dumas rauchte ruhig seine Pfeife, als habe das alles mit ihm nicht das geringste zu tun. Der Leutnant hatte das Kommando; die Arbeit verrichteten der Feldwebel und der Polizist. Vor den Bücherregalen blieben sie verlegen stehen: um das durchzusehen, langte nicht einmal eine Woche...

„Sie haben zu viel gedrucktes Zeugs", sagte der Polizist gereizt.

Dumas zuckte die Achseln.

„Das bringt der Beruf mit sich. Es mag Ihnen komisch erscheinen, aber ich bin kein Büttel, sondern ein Professor."

Der Feldwebel blickte Dumas verdutzt an und begann ihn mit „Herr Professor" zu titulieren. Den Leutnant ärgerte das:

„Solche Professoren reinigen bei uns die Aborte."

Dumas gähnte und sah zu, wie der kleine dicke Feldwebel, der auf einen Schemel gestiegen war, die Bücher vom oberen Brett herunterwarf. Der Staub reizte die Nase.

Der Professor ging dem Leutnant auf die Nerven. Dieser alte Narr! Genau so hatte er die Karikatur eines Franzosen im Gedächtnis — einen unordentlichen, mit Asche bestäubten Kerl, der über alles spottet, sich einbildet, ein Gelehrter zu sein, und es wagt, sich gegen ein Land aufzulehnen, das der Welt einen Leibniz, einen Kant gegeben hat.

Als der Feldwebel einen dicken alten Enzyklopädieband herunterholen wollte, verlor er das Gleichgewicht und stürzte. Dumas lachte.

„Bald werden Sie weinen", sagte der Leutnant. „Sie werden Zeit genug haben, um über Ihre eigene Nichtigkeit und über die Macht Deutschlands nachzudenken."

„Ich habe genug darüber nachgedacht", erwiderte Dumas und fragte, überraschend für sich selbst: „Sagen Sie, waren Sie auch auf Ihrer eigenen Totengedenkfeier?"

„Ich verstehe nicht."

„Heute haben Ihre Landsleute eine Totengedenkfeier für die sogenannten ‚Europäer' abgehalten."

Der Leutnant brüllte:

„Weber, führen Sie ihn ab! Richard wird die Haussuchung beenden."

Marie klammerte sich an den Polizisten (vor den Deutschen hatte sie Angst):

„Was tun Sie? Der Professor ist krank, er ist heute zum erstenmal ausgegangen... Er hat ein schwaches Herz, fragen Sie Doktor Morillot."

Dumas lächelte.

„Packen Sie mir etwas Wäsche ein, Marie. Vielleicht werde ich sie nicht brauchen, aber für alle Fälle. Und seien Sie nicht traurig. Hätte man mich im Herbst geholt, würde ich mich auch grämen. Jetzt aber bin ich ganz ruhig."

„Wohin bringen Sie ihn? Er ist krank!" schrie Marie.

Dumas umarmte sie:

„Alles wird gut werden. Machen Sie sich keine Sorgen."

Dumas wurde abgeführt, der Polizist blieb noch da — er hatte die Haussuchung abzuschließen. Marie fragte ihn:

„Sind Sie aus Marseille?"

Unlustig erwiderte er:

„Nein, aus Toulouse."

„Und Sie schämen sich nicht? Wo hat Ihre Mutter Sie geboren — in Toulouse oder in Berlin?"

„Halt den Mund, sonst sperre ich dich auch ein."

Marie war in Tränen aufgelöst. Plötzlich erinnerte sie sich, daß ihr der Professor von Stalingrad erzählt hatte, die Russen hätten dort so viele Boches ins Jenseits befördert, daß man sie kaum zählen könne, das heißt, der Professor wußte, wieviel es waren, er hatte es gesagt, sie hat es nur vergessen, jedenfalls sehr viele. Gut haben sie daran getan. Die müssen alle umgebracht werden. Besonders dieses Bürschchen, dieser Offizier. Wie konnte er es wagen, den Professor anzuschnauzen?... Marie betete... Noch nie hatte sie so gebetet, sie wußte, daß es sündhaft war, und wiederholte dennoch: „Herrgott, gib, daß sie alle verrecken! Herrgott, gib, daß dieser Schuft morgen getötet wird! Herrgott, gib, daß es in Paris wie in Stalingrad wird!"

Dumas nahm an, daß man ihn verhören würde, und legte sich die Antworten zurecht. Vielleicht hatte jemand gemeldet, daß er ein Gegner der Judenverfolgungen ist — hatte man ihn auf der Treppe in Leos Haus belauscht, oder hatte Nivelle ihn angezeigt? Er wird sagen: „Ich leugne es nicht. Ich bin Anthropologe, Ihre Theorien aber sind Fieberphantasien. Es tut mir jetzt leid, daß ich kein Jude bin — Sie haben den gelben Stern zu einem wahren Märtyrerorden gemacht." Vielleicht hatte man gemeldet, was er heute vor der Kirche gesagt hatte? In diesem Falle wird er antworten: „Heinrich der Vierte sagte, Paris sei eine Messe wert, offenbar ist Hitler der Ansicht, daß Stalingrad eine Totengedenkfeier wert war."

Ein verschlafener Feldwebel fragte: Name, Alter, Geburtsort, Beruf? Ein lockiges Mädchen tippte und schrie ihn an: „Den Zunamen buchstabieren!“ Man nahm ihm den Füllhalter, die Uhr, die Kopfschmerztabletten; die Pfeife wurde ihm gelassen, den Tabak nahm sich der Feldwebel. Dann wurde er in das Gefängnis Fresnes eingeliefert. Die Zelle war dunkel. Dumas untersuchte sie. Nur mit Mühe konnte er die mit Nadeln oder Fingernägeln eingekratzten Aufschriften an der Wand lesen: „Ich sterbe für Frankreich. Jean Moutier. 19. November 1942.“ „Hütet euch vor Chartier — Verräter“, „Bestellt Frau Doriac in Blois, daß sich ihr Sohn würdig verhalten hat und sie vor dem Tode umarmt.“ Dumas hatte das Empfinden, nicht mehr allein zu sein, die Gemordeten waren bei ihm. Chartier? Hol ihn der Teufel!... Moutier und Doriac — das waren echte Menschen. Wenn es solche Männer gibt, dann ist das Sterben nicht schrecklich...

Am nächsten Morgen hörte Dumas dumpfes Gemurmel. Nach und nach konnte er einzelne Worte unterscheiden. Die Inhaftierten unterhielten sich durch die Klappfenster. Das war verboten, doch die Menschen, die den Tod erwarteten, fürchteten keine Strafe mehr. Dumas lauschte aufmerksam. Der Kleine sprach mit René, Pierre mit Zeisig. Serge rief Böttcher an, der aber antwortete nicht... Was sie für komische Decknamen haben!... Sie erzählten einander von den Verhören — der Kleine war wieder gefoltert worden —, sprachen von der Vergangenheit: „Zeisig, weißt du noch, wie wir uns im Walde verirrten?“ Sie teilten einander auch wichtige Informationen mit. Victor wurde erschossen, vor Didi müsse man sich in acht nehmen... Dumas begriff, daß diese Männer durch eine gemeinsame Arbeit verbunden waren. Er kam sich wie ein Außenseiter vor, wurde traurig. Dann hörte er:

„He du, Neuer! Wie hast du dich beim Verhör genannt?“

„Professor Dumas.“

„Wo hat man dich verhaftet?“

„Zu Hause. Ich saß und las, da kamen zwei Boches und ein Polizist, warfen alle Bücher durcheinander.“

Eine Pause trat ein. Dumas war gekränkt: weil ich nicht zu ihrer Organisation gehöre, darf man also mit mir nicht sprechen? Sie könnten sich doch denken, daß ich kein Schuft bin, wenn ich hier sitze...

„Professor! Was gibt es Neues draußen?“

Dumas wurde lebhaft, er erzählte ausführlich von Stalingrad. Die Deutschen hätten eine Totengedenkfeier abgehalten. Er polterte los:

„Diese Kretins nennen sich ‚Europäer‘.“

„Nicht so laut... Das ist aber wirklich komisch — eine Totengedenkfeier...“

In der Ferne summte es „Stalingrad“; der eine gab die Worte des Professors an den anderen weiter.

Dann wurden alle still. Ein Deutscher trat in Dumas Zelle, brüllte ihn an: „Aufstehen!“, und schlug ihm ins Gesicht. Als der Deutsche gegangen war, verdeckte Dumas die Augen mit der Hand und dachte: nun sind die Tage der Prüfungen gekommen... Er ist alt, sein Körper wird vielleicht nicht durchhalten. Dafür hat er aber einen Vorteil: er kennt sich gut, er weiß, daß er nicht auf die Knie sinken, nicht um Gnade flehen wird. Die Nazis sind für ihn riesige Insekten, die einen töten, aber nicht erniedrigen können...

„Professor!“

Er trat ans Fenster, lauschte.

„Professor, Georges, ein Student, der Ihre Vorlesungen besucht hat, läßt sagen, daß er zum Tode durch Erschießen verurteilt wurde. Er läßt Sie grüßen... Warten Sie, er ist noch nicht fertig... Er sagt, er sei stolz darauf, daß Sie hier sind.“

Wie gut, daß dieser verfluchte Deutsche nicht da ist, dachte Dumas, er würde noch glauben, daß er es war, der mich zum Weinen gebracht hat... Ich werde wohl nie erfahren, wer dieser Georges war... Hat mit anderen im Auditorium gesessen... Wurde zum Tode verurteilt und läßt mich noch grüßen, will mich ermutigen... Da hört die Macht der Henker auf: sie können niemanden zur Gemeinheit, zur Ehrlosigkeit verurteilen...

Die Franzosen sind doch ein gutes Volk! Es heißt, Frankreich sei morsch geworden. Ganz falsch ist das nicht, Einigkeit und Kraft haben nachgelassen, viele sind verfettet... „Wir, Philippe Pétain...“ Nivelle schreibt über Persephone... Chartier und Didi sind Verräter... Aber wie viele sind das?... Die Franzosen haben einen Vorzug — die Menschlichkeit. Jawohl, wir sind menschlich, sowohl im Heldentum wie in unseren Schwächen, beim Essen, mit den Frauen und auf den Barrikaden. Ich habe mit Engländern, Norwegern, mit Gomez gearbeitet. Sie sind vielleicht sauberer, stärker, edler. Aber menschlicher sind wohl wir. Die Faschisten können schreiben, was sie wollen, es gibt eine Menschenwürde. Ebendeshalb erwartet Georges ruhig den Tod. Ebendeshalb bin ich selbst hier und hätte ebensogut Marie an meiner Stelle sein können... Der Mensch, der „Stalingrad“ auf die Mauern schrieb, dachte nicht an Rache, Revanche oder Ruhm, nicht an die Konferenzen, in denen man nach dem Krieg feilschen und bluffen wird, er dachte an die Würde, dachte daran, daß man den Menschen nicht mit Eisen erdrücken kann. Den Körper kann man töten, nicht aber den Geist.

Und Dumas lächelte so glücklich, daß der Deutsche, der durch das Guckloch in die Zelle blickte, stumpfsinnig dachte: der Alte ist vor Schreck verrückt geworden...

* 28 *

Als Major Scheffer vor einem Monat zu Schirke sagte: „Sie übertreiben die Bedeutung der Kämpfe bei Stalingrad“, antwortete Schirke: „Ich spiele nicht gern Verstecken. Neunzehnhundertzweiunddreißig haben die Katholiken und die Sozialdemokraten versichert, man solle die Bedeutung eines Sieges der NSDAP nicht übertreiben. Neunzehnhundertachtunddreißig schrieben die Pariser Zeitungen, das Sudetenland sei im Vergleich zur vereinigten Macht Frankreichs und Englands ein Nichts. Man muß der Wahrheit ins Auge sehen. Ich glaube an das Genie des Führers. Es kommen jetzt Monate der Prüfung, bisher haben wir erobert, jetzt müssen wir kämpfen.“

Die Februarmeldung hatte viele erschüttert, nicht aber Schirke — er war darauf vorbereitet gewesen. Er war der Ansicht, daß vielen Reichswehrkommandeuren, so reich ihr Wissen und ihre Erfahrung auch sein mochten, das fehlte, was er den „Kriegsnerv“ nannte. Einige Generale halten den Führer für einen Hochstapler, einen Emporkömmling, sie leben in der Vergangenheit, beten die Dienstvorschrift an und gehen mit einer Fracht akademischer Formeln in den Feldzug. Sie glauben, jetzt werde nur ein Kampf zweier Heere ausgetragen wie im neunzehnten Jahrhundert, es werde Sieger und Besiegte, Friedensverhandlungen und Kompromisse geben. Humbug! Das deutsche Volk hat alles auf eine Karte gesetzt — entweder es wird Herr sein oder Knecht. Wir haben eine dynamische, tapfere, vorurteilsfreie Jugend erzogen, diese Jugend ist auch jetzt, nach der Katastrophe von Stalingrad, fähig zu siegen. Man müßte nur die alten Intriganten, die Schlappschwänze und Heuchler aus dem Heer entfernen!

Schirkes Arbeit in Frankreich war nicht leicht; er wußte, daß es zu manövrieren galt, hatte mit dem verstorbenen Berty schöngetan, schmeichelte Nivelle, geizte nicht mit Komplimenten und Lächeln. Es hieß, auf seinem Schreibtisch stehe eine Bronzestatuette der Jeanne d'Arc. Im Herzen haßte er die Franzosen. Sie sagen mit bebender Stimme „lieber Herr Schirke“ und denken bei sich: könnte man doch diesen Boche am nächsten Laternenpfahl aufknüpfen... Ihn konnte die scheinbare Ruhe nicht täuschen. Frankreich schielt — ein Auge blickt nach Westen, das andere nach Osten. Sie sind bereit, sich gegenseitig zu zerfleischen, nur eins vereint sie — der Haß gegen Deutschland. Als Scheffer entrüstet erzählte, die Franzmänner wären ganz außer Rand und Band — sie hatten auf die Mauer des Hauses, in dem er wohnte, „Stalingrad“ geschrieben —, lächelte Schirke spöttisch: „Hoffentlich hat das Ihren Schlaf nicht gestört?“ So ein Mann wie Scheffer zittert bestimmt schon. Es sollte mich nicht wundern, wenn er in einem schwierigen Augenblick versuchen wird, eine Rückversicherung einzugehen...

Schirke wußte, daß er dem Führer nie untreu werden würde.

Bevor er zur Bewegung kam, war sein Leben düster und uninteressant gewesen. Mit dem Führer hatte er den Geschmack des Sieges kennengelernt, hatte er vom Wein der Macht genippt. Schirke verachtete die menschlichen Beziehungen, die auf Halbheiten, Freundschaften, dem schwankenden Boden der Sympathien oder Antipathien beruhen. Der Mensch muß befehlen oder gehorchen. Oberst Bayer befiehlt Schirke und Schirke befiehlt Jentsch oder Forst.

Er hielt sich für einen Idealisten. Einmal hatte ihn seine Frau gefragt, ob es stimme, daß man in Polen alle Juden, sogar die Kinder, umbringe. Er erwiderte: „Die Einzelheiten kenne ich nicht, damit befaßt sich eine andere Behörde, aber ich habe mir sagen lassen, daß es im Osten Städte gibt, die schon judenfrei sind. Ich weiß, wie schwer es ist, Kinder zu töten, aber Not kennt kein Gebot, man muß es fertigbringen zu roden, bevor man sät. In zwanzig Jahren wird die Menschheit dieselben Menschen segnen, die heute von den Liberalen als Henker gebrandmarkt werden." Frau Schirke sagte: „Du hast recht." Sie war immer mit ihrem Mann in den Dingen einverstanden, die sie nicht berührten. Dagegen war sie in Geldfragen unerbittlich. Schirke versagte ihr keinen Wunsch, sie aber quälte ihren Mann, warf ihm vor, er lebe auf zu großem Fuß und lege nichts für schlechte Zeiten zurück. Vergeblich suchte er ihr klarzumachen, daß ihnen keine Ersparnisse helfen würden, wenn wirklich schlechte Zeiten kommen sollten. Sie erwiderte: „Du darfst nicht so egoistisch sein, du mußt an mich und an Hans denken." Frau Schirke hatte alles getan, um ihren Sohn von der Politik fernzuhalten, sie erzog ihn wie ein Mädchen, um ihn später hübschen Töchtern solider Eltern zuzuführen, in der Hoffnung, sie würden das Werk der Mutter vollenden. Doch die Epoche war stärker als Frau Schirke, Hans nahm den Geist seiner Zeit auf und kam in eine SS-Division.

Anfang Februar erhielt Schirke einen Brief von seiner Frau, in dem sie schrieb: „Die Truppe, bei der Hans steht, wird zu Dir geschickt, es heißt, sie sollen den Landetrupp der Alliierten abwehren. Das ist schrecklich. Es sind doch alles noch Kinder wie Hans! Ich bin nahe daran, mir ein Leid anzutun!" Schirke selbst hatte oft mit Grauen daran gedacht, daß Hans bald ins Feld rücken würde. Der Brief seiner Frau erfreute ihn: wie schön, daß er nicht nach Rußland kommt... Wann die Verbündeten landen werden, ist noch ungewiß. Außerdem wird hier der Krieg nicht so schonungslos geführt werden... Der Junge hat Glück. Seiner Frau schrieb er: „Ich wundere mich über Dein Lamentieren, alle deutschen Mütter sind in der gleichen Lage. Wäre unser Hans unter den Verteidigern Stalingrads, dann könnten wir stolz darauf sein, dem Vaterland und dem Führer einen Helden gegeben zu haben."

Er hoffte, seinen Sohn in Kürze zu sehen. Aber alles kam anders. Es war ein windiger Februartag. Schirke frühstückte mit Pinaud.

Er bedauerte, daß Berty nicht mehr lebte; mit dem war selbst ein Disput interessant... Pinaud aber widersprach nicht, sagte nur trokken: „Die Industriellen sind vollauf zufriedengestellt und verurteilen die Terroristen.“ So reden sie alle, aber was denkt er?... Schirke kam auf Stalingrad zu sprechen:

„Das ist ein schwerer Schlag für uns wie auch für ganz Europa.“

Pinaud seufzte mitfühlend, ohne seine Meinung zu äußern. Als Schirke zudringlicher wurde, erwiderte er:

„Sie begreifen doch selbst, daß ich mit den Kommunisten nicht sympathisieren kann. Dazu bin ich vom Leben nicht hart genug angepackt worden.“

Beim Kaffee sagte Pinaud:

„Wirklich ein schwerer Schlag — zwanzig deutsche Divisionen und dann noch die Rumänen, das sind schwere Einbußen, ich weiß nicht, wie Sie aus dieser Situation herauskommen werden.“

Das Wort „Einbußen“ machte Schirke wild — so eine Krämerseele! Er ließ sich aber nichts anmerken und lächelte:

„Diese Zahl geben die Roten an. Ich sehe, Sie hören London... Der Schlag ist, wie ich schon sagte, schwer. Aber im Sommer werden wir uns revanchieren... Die Bolschewiki müssen um jeden Preis zum Stehen gebracht werden. Sonst werden sie nicht nur an der Spree, sondern auch an der Seine erscheinen.“

„Wir verlassen uns auf Ihr Heer“, sagte Pinaud eilfertig (er machte sich Vorwürfe wegen seiner Unvorsichtigkeit).

Nach dem Frühstück begab sich Schirke in den Dienst. Major Scheffer sagte ihm:

„Der Herr Oberst will Sie sprechen.“

Scheffer ahnte, worum es ging, und sah Schirke teilnahmsvoll an.

Als Schirke aus dem Arbeitszimmer des Obersten trat, war er ruhig, doch besorgt.

„Ich werde nach dem Osten geschickt.“

Scheffer seufzte:

„Ja, das ist schwer... Sie sind immerhin kein junger Mann mehr.“

„Im Gegenteil, ich bin sehr froh. Hier gibt es jetzt nichts zu tun. Die Franzosen sind nur imstande, die Wände zu beschmieren... An eine Landung glaube ich nicht, sie werden entweder nach dem Balkan oder nach Italien gehen... Etwas anderes ist es in Rußland, dort ist die Lage wirklich ernst.“

„Hat Ihnen der Oberst gesagt, welche Stellung Sie bekleiden sollen?“

„Er weiß es selbst nicht. Jetzt wird alles hinübergeworfen, was irgendwie abkömmlich ist... Ich soll nach Minsk, zu Generalkommissar Kube.“

Als Schirke allein war, dachte er: wie schade, daß ich Hans nicht sehen werde. Vielleicht werde ich ihn nie mehr sehen... Er ist

Soldat. Ich aber fahre nach Rußland, wo überall geschossen wird...

Schirke trat auf den Balkon hinaus und blickte, obwohl es kalt war, lange auf das in leichtem Nebel gehüllte Paris, das grau, alt und traurig vor ihm lag. Wie ein Hotelzimmer betrachtete er die Stadt, in der er lange Jahre verbracht hatte. Seine Gedanken waren weit weg — im schneeverwehten Rußland. Die Roten stoßen von Kursk aus weiter vor. Aber der Oberst hat gesagt, von Manstein habe starke Kräfte gesammelt... Es ist schwer, sehr schwer, den Sieg zu erringen. Doch wir sind Deutsche und werden unser Ziel erreichen.

Scheffer kam auf den Balkon gestürzt:

„Eben ist angerufen worden, auf der Avenue Wagram, in der Nähe Ihrer Wohnung, haben Terroristen einen Leutnant erschossen. Am hellichten Tage!... Und Sie sagen, daß sie nur Mauern beschmieren können."

„Das ist eine Abschiedsdemonstration für mich", spöttelte Schirke.

Der Schuß auf der Avenue Wagram ließ ihn kalt: das interessierte ihn nicht mehr. Was bedeutet schon ein Leutnant nach Stalingrad?... Zu Scheffer sagte er:

„Wenn Sie nichts dagegen haben, fahre ich nach Hause, um mich reisefertig zu machen."

Noch einmal blickte er auf Paris, das langsam im dunklen Violett der Dämmerung verschwand. Sie haben mich nicht geliebt und ich sie nicht. So ist es besser. Wir müssen uns von allen Gefühlen freimachen, dann werden wir siegen...

* 29 *

Gerda hatte Silvester nicht schlecht begangen, zusammen mit Frentzels und ihrem Bruder Friedrich, der von Norwegen auf Urlaub gekommen war (er hatte einen warmen Pullover, Handschuhe für Rudi, Fischkonserven und Schokolade mitgebracht). Alfred Frentzel war wieder zurückgestellt worden — ihm fehlten an der rechten Hand drei Finger. Früher hatte Gerda Martha bemitleidet: es ist doch nicht schön, wenn der Mann immer die linke Hand gibt. Jetzt aber war Martha besser daran als sie und brauchte nicht in ständiger Sorge zu leben. Gerda hatte schon lange keinen Brief mehr von Johann erhalten. Wenn sie dennoch ruhig blieb und zu Silvester sogar trank und lustig war, so nicht etwa, weil Johann ihr geschrieben hatte, daß mit der Post Stockungen eintreten würden, und auch nicht, weil Friedrich sagte: „An der Front hat man andere Sorgen als Ehepflichten", sondern weil Gerda fest an Johanns guten Stern glaubte. Im vergangenen Winter hatte er an den furchtbaren Kämpfen um Moskau teilgenommen und sich nicht einmal die Füße erfroren... In einem der letzten Briefe hatte Johann seine Frau beruhigt: „Ich

bin fast in Asien, aber das ist Süden, hier ist es bedeutend wärmer, als es im vergangenen Winter war."

Frentzel brachte einen schwülstigen Trinkspruch aus: „Trinken wir auf das Wohl der Waffen des Führers, auf Goethes Streben zum Licht, auf die Großzügigkeit der Sieger." Dann erhob Friedrich sein Glas und sagte einfach, auf Soldatenart: „Ich trinke darauf, daß das ganze Gesindel zu Pulver zerrieben werde." Das gefiel Rudi, und er rief: „Sieg Heil!" Weil Silvester war, gab man ihm auch ein bißchen Sekt. Friedrich zeigte Bilder norwegischer Mädchen. Martha sagte, sie sehne sich nach Reisen und Liebe. Frentzel hob seine verstümmelte Hand und wiederholte: „Großzügigkeit tut not." Friedrich nannte ihn „Pastor". Gerdas Gedanken aber waren weit weg, „fast in Asien", wie Johann schrieb.

Gerda blieb ihrem Mann auch in Gedanken treu; noch nie hatte sie beim Anblick eines Mannes Erregung verspürt. Sie verurteilte ihre Freundinnen, die einen zu freien Lebenswandel führten. Wenn irgendein Bürschchen auf Urlaub kam, luden ihn alle Damen zu sich, stopften in ihn hinein, was das Zeug hielt, fragten ihn über das Leben an der Front aus, seufzten: „Ich kann nicht einschlafen, ich muß immerzu an ihn denken", und die Fragerei endete dann, wie sich die Gattin des Dozenten Wirt ausdrückte, „im Bett — das Leben fordert das Seine". Es kamen noch viel schlimmere Sachen vor. Die Frau des Gärtners Krause, die vor dem Krieg als Aufwartefrau bei Kellers gearbeitet hatte, wurde eingesperrt, weil sie mit einem französischen Kriegsgefangenen verkehrt hatte. Rot vor Entrüstung sagte Gerda damals: „Ich würde sie köpfen. Wie kann sich eine deutsche Frau mit einem Franzosen einlassen? Sie stinken nach Knoblauch und sind alle infiziert."

Gerda arbeitete in der „Winterhilfe", sie hatte eine Kinderküche eingerichtet. Im vorigen Winter war es schwer — sie mußte die kleine Grete bei der Nachbarin lassen. Im Sommer gelang es ihr, ein russisches Dienstmädchen zu bekommen, ein Mädchen von etwa achtzehn Jahren. Gerda war mit ihr zufrieden: sie war bescheiden, arbeitsam und still, vielleicht sogar zu still, man könnte sagen verschüchtert; tagsüber arbeitete sie, am Abend aber saß sie in der Küche und weinte. Als Friedrich kam, führte ihm Gerda das Mädchen vor (sie hieß Olga) und sagte: „Da, sieh dir das Ding an... Johann schrieb, sie seien alle durch die Bolschewiki eingeschüchtert, ich habe das erst verstanden, als ich sie sah." Frentzel meinte: „Alle Russen lieben zu leiden, man braucht nur Dostojewski zu lesen." Gerda interessierte sich wenig für Olgas Seelenleben, sie war zufrieden, ein Dienstmädchen zu haben, vor dem Krieg hatte sie nicht daran denken können.

Kurz nach Neujahr schneite Irma ins Haus herein. Gerda freute sich über den Besuch der Schwester, erriet aber sofort,

daß sich ein Unglück ereignet haben mußte. Sie hatten sich lange nicht gesehen. Irma hatte einen Ingenieur geheiratet und wohnte in Dortmund. Ihr Mann war vor kurzem eingezogen worden.

„Warum weinst du?“ fragte Gerda. „Ist Willi etwas zugestoßen?“

Irma konnte nicht sprechen. Schwarze Tropfen rannen ihr die Backen herunter — die Wimpertusche hatte sich aufgelöst. Endlich sagte sie:

„Furchtbar ist das! Ihr habt hier noch gar nichts erlebt. In Dortmund ist es viel schlimmer als in Stalingrad... Ich ging ins Kino, wollte mich ein wenig zerstreuen, ich bin ganz von Sinnen, seitdem Willi fort ist... Es wurde ein blödsinniger Film gegeben: ‚Die letzten Schatten‘. Mitten in der Vorführung kam Fliegeralarm. Wir waren noch nicht einmal unten, da krachte es schon, ich kann das gar nicht beschreiben... Ich schrie wie verrückt: ‚Mama!‘ Die arme Mutter, in Stuttgart ist auch die Hölle los... Kurzum, als wir aus dem Kino kamen, sahen wir, daß die Schillerstraße nicht mehr existierte. Ich weiß gar nicht, wie ich nach Hause fand... Max riet mir wegzufahren... Gib mir Wasser, ich muß Baldrian einnehmen, ich werde verrückt, wundere dich nicht, ich werde bestimmt verrückt, das ist nur natürlich.“

Irma ließ sich bei Gerda nieder, brachte gleich süßlichen Parfümgeruch und Unordnung in die kleine Wohnung. Auf Johanns Büchern lagen zerrissene Strümpfe. Irma schrie, Olga sei ein Schmutzfink und Rudi sei schlecht erzogen, er könne nicht einmal einen Diener machen und brülle zuviel; sie überfütterte Gretchen mit Bonbons, die der Bruder aus Norwegen mitgebracht hatte (Gerda wollte sie aufheben für den Fall, daß Johann auf Urlaub kam). Jeden Abend hatte Irma einen hysterischen Anfall, schrie, daß Dortmund ausradiert sei, daß die Mutter umkomme und daß Willi nicht mehr aus Rußland zurückkehren werde.

Auch Gerda verlor den Mut: ein weiterer Monat war ohne Nachrichten von Johann vergangen. In Tränen aufgelöst, wiederholte Irma: „Johann ist in Stalingrad, Willi ist in Stalingrad, alle sind in Stalingrad.“ Gerda wußte, daß die Schwester dummes Zeug redete: Willi war irgendwo bei Nowgorod. Johann freilich, der konnte tatsächlich in Stalingrad sein...

Drei Tage Trauer wurden angeordnet, Theater und Kinos wurden geschlossen. Im Rundfunk gab es nur Trauermusik. Frentzel kam, wollte Gerda trösten und sagte: „Vielleicht ist Johann nicht dort, sondern im Kaukasus.“ Also glaubt Frentzel auch, daß Johann in Stalingrad war. Gerda ging in die Küche, um Gläser zu holen. Olga saß am Fenster und lächelte. Gerda vergaß die Gläser, lief in ihr Zimmer und brach in Tränen aus. Irma wurde plötzlich rührig, tröpfelte Baldrian in ein Glas, Frentzel wiederholte: „Ich habe das Gefühl, daß Johann im Kaukasus ist.“ Gerda aber weinte vor Wut.

Sie hat in ihrem Haus eine Natter beherbergt. Nie hat sie sich an ihr vergriffen, hat ihr einen alten Rock geschenkt... Und nun freut sich dieses Luder, daß so viele ehrliche Deutsche ums Leben gekommen sind. Vielleicht auch Johann... Wirklich, die Russen sind keine Menschen, Johann hatte recht, als er schrieb, man möchte sie bedauern, aber es geht nicht...

„Dieses Luder freut sich“, sagte Gerda zu Frentzel.

Er dachte nach, dann steckte er die Hand in den Rockaufschlag und sagte:

„Allgemeine Verrohung. Der Wagen der Menschheit ist gegen ein Hindernis gestoßen. Aber ich bin überzeugt, daß Hitler das Element des Lichtes ist, der Phöbus... Ich fürchte nur, daß sich die Menschen gegenseitig zerfleischen werden.“

Als er gegangen war, meinte Irma:

„Bei dem fehlen nicht nur die Finger. Ich glaube, er ist nicht ganz beisammen. Die Ereignisse haben viele Geisteskrankheiten zur Folge. In Dortmund glaubte ein Bankangestellter, der Weltuntergang sei da, und erschien nach der Entwarnung splitternackt auf der Straße... Du, Gerda, du mußt deine Schweinezüchterin die Nacht über einsperren, mit den Russen darf man nicht spaßen.“

Gerda hörte im Rundfunk einen Major sprechen, der bis zum zwanzigsten Januar in Stalingrad gewesen war; der Major erzählte: es war bitterkalt, hat nichts zu essen gegeben, die Deutschen haben die Stadt wie antike Helden verteidigt, doch die Belagerer waren in der Überzahl und die Verteidiger wurden im ungleichen Kampf aufgerieben.

Haßerfüllt sah Gerda Olga an: dieses Mädchen hat vier Brüder und drei Schwestern. Es gibt entschieden zu viele Russen! Und sie wollen uns vernichten. Wir haben Kultur, Universitäten, Ideen, auf ihrer Seite aber ist nur die rohe Kraft. Man braucht sich ja bloß anzusehen, wie Olga den Kohlensack hebt...

Von der Mutter traf ein Brief ein: „Liebe Gerda! Ich denke immerzu an Dich. Was ist mit Johann? Wir haben viel Kummer, ich habe eine Nacht erlebt, daß ich schon dachte, es wäre die letzte. Der Bahnhof ist weg. Frau Ziegel wurde im Keller verschüttet. Ich verstehe nicht, warum wir so leiden müssen.“

Warum muß ich so leiden? fragte sich Gerda. Niemand wußte darauf eine Antwort. Friedrich war längst wieder in Norwegen. Irma hatte plötzlich das Weinen eingestellt und eine Liebelei mit einem Bürschchen von der Flak angefangen. Frentzels besuchten sie, Martha weinte:

„Alfred wird eingezogen. Wie soll er denn schießen, wenn ihm die Finger fehlen? Das ist doch unerhört!“

Frentzel sagte:

„Wir müssen den im Dunklen lebenden Eulen das Licht Goethes und den guten Willen des Führers entgegenstellen.“

Endlich kam die Nachricht: der Unteroffizier Johann Keller ist für den Führer und Großdeutschland gefallen.

Gerda lag den ganzen Tag im verdunkelten Zimmer mit einem nassen Tuch auf der Stirn. Irma gab die Traueranzeige für die Zeitung auf und trennte den bunten Besatz von Gerdas schwarzem Kleid ab. Gerda rührte sich nicht; sie sah Schnee vor sich, viel Schnee, im Schnee lag Johann, und riesige russische Raben zerhackten ihn...

Am nächsten Morgen raffte sie sich auf. Gretchen mußte angezogen, Rudi in die Schule geschickt werden. Sie ging in die Küche. Olga gab dem Knaben Kaffee. Er lehrte sie Deutsch, fragte, wie „Seife" auf russisch heiße, sie sagte es ihm; er konnte es nicht aussprechen, und beide lachten.

Olga war in der letzten Zeit fröhlich geworden, eine Russin, die in der Apotheke arbeitete, hatte ihr gesagt: „Die Deutschen haben Dresche bekommen, bald fahren wir nach Hause." Olga glaubte fest daran, daß sie bald die Mutter und die Schwestern wiedersehen werde. Mischa war gleich zu Beginn des Krieges von den Deutschen getötet worden, und was mit dem Vater und den anderen Brüdern geschehen war, wußte sie nicht.

„Wie sagtest du? Sag es noch einmal!" Rudi lachte wieder.

Außer sich packte Gerda den Schrubber und schlug auf Olga ein, Rudi erschrak und versteckte sich unter dem Tisch. Gerda aber ließ den Schrubber fallen, stand da und weinte: Johann wird sowieso nicht wiederkehren...

* 30 *

Krylow sah überall die Zahl dreizehn — auf den deutschen Karten war die Straße von Woronesh nach Kursk mit der Ziffer dreizehn bezeichnet. Wahrscheinlich dachten Abergläubische, das wäre auch der Grund... Auf ihrer Flucht ließen die Deutschen alles im Stich — Geschütze, Stabspapiere, tausende Wagen, Koffer mit Etiketten aller europäischen Hotels, Ersatzstiefel, Mundharmonikas, Granaten, Schreibmaschinen, französischen Kognak, Feldstecher, verbogenes Eisen, zerstückelte Leichen. Aus dem Schnee ragte ein Kopf mit einem Kneifer auf der Nase, neben ihm, wie ein wildes Gewächs, rosafarbene Fersen. Versengter Schnee. Der Wagen rollte über steifgefrorene Leichen. Und die Zahl dreizehn stand über den Schneewehen, über den Toten, über dem Pferdeschädel. Ein diabolisches Warenhaus... Wozu hatte man in Jena Linsen schleifen müssen, wozu hatten Neuchâteler Uhrmacher Chronometer regulieren, holländische Käsemacher Deiche bauen, einen See zuschütten, Kühe züchten müssen! In Polynesien sollen noch Wilde leben... Aber diese hier mit ihrer Optik, mit ihren Schallauf-

fängern, ihren „Leicas“ — wie soll man sie nennen? Traurig wird einem zumute, wenn man die Kursker Felder sieht, die mit den wunderlichsten Dingen überschwemmt sind. Ein Kreuzzug von Nebelwerfern und Klosettpapier...

Ich bin müde, dachte Krylow, da denkt man allerlei dummes Zeug. Die Hauptsache ist, daß sie vertrieben werden. Das ist doch keine Kleinigkeit — die dritte Woche im Vormarsch! Bald kommt Kursk...

Gegen Abend begann es wieder zu stürmen. Schneewolken wirbelten über das Feld. Einen so schneereichen Februar hat es wohl noch nie gegeben. Und der Frost! Die Deutschen, die sich versteckt hatten, kamen aus den Wäldern hervorgekrochen, klopften schüchtern an die Türen der Hütten, erfroren am Wegrand. Alles bewegte sich nach Westen: Wagen, Infanterie, Zugmaschinen, Lazarette, Pioniere mit Hunden, die durchdringend bellten, Lastwagen mit Möbeln — die Kantine des Kriegsrates —, Journalisten, die Kursker Miliz, Schneewehen, auch sie eilten irgendwohin.

Krylow stimmte (natürlich falsch) an: „Als noch bei der Post ich hab' Dienste getan...“ Warum singen er und die anderen sooft das Lied vom Kutscher, von der Troika? Die Straße ist es, die einen anzieht. Sie läßt sich die Wehmut nicht nehmen, selbst wenn es eine frohe Reise ist, die nach dem Westen geht...

In den letzten Wochen durchlebte Krylow sein Leid aufs neue. Nataschas Brief war in einer ereignisreichen Zeit eingetroffen: die ungarische Verteidigungslinie wurde durchbrochen. Dann kam das stillgewordene Woronesh, die Nacht, er hatte knapp dreihundert Meter zurückgelegt, als Minen explodierten und die Häuser einstürzten... Alles wankte unter den Füßen. Verwundete wurden gebracht — Russen, Madjaren, Deutsche. Noch war sich niemand des Sieges bewußt geworden; die Menschen waren von der gewaltigen Anspannung wie betäubt. In diesem tödlichen Wirrwarr, inmitten blutdurchtränkter Binden, im Stöhnen, Röcheln, Schlucken der Sterbenden, inmitten von Detonationen, die Instrumente und Gläser hochspringen ließen, inmitten der Dezemberkämpfe hatte Krylows Leid sich tief vergraben. Er war sich damals der ganzen Schwere seines Verlustes nicht bewußt geworden. Erst als sie westwärts marschierten, als Kastornaja erreicht war und sich das Bild der deutschen Niederlage bot — das von Panzern zerwühlte, von Stukas zerhackte Tal —, erst da kam Krylow zu Bewußtsein, daß Warja nicht mehr war, daß es niemanden gab, dem er vom Sieg schreiben konnte, niemanden, der mit ihm lebte.

Gewiß, er hatte Natascha, doch einem kleinen Mädchen kann man nicht alles sagen...

Was hatte er alles mit Warja erlebt, sie hatten einst gestritten, einander gekränkt, hatten gelitten, wenn sie getrennt waren! Einem

Bergfluß gleich, der anfangs brodelt, schäumt, dann aber langsam, tief und still wird, war ihre Liebe vom Feuer der ersten Jahre in eine so tiefe menschliche Gemeinsamkeit übergegangen, daß Dmitri Alexejewitsch sich jetzt innerlich vereinsamt fühlte.

Niemand von den Genossen ahnte, wie sehr er litt; sie wußten, daß Krylows Frau gestorben war, aber dieses friedliche Ende einer betagten Frau konnte inmitten der Ereignisse niemanden erschüttern. Krylow aber, der seine Freude, seine Verwunderung und seinen Zorn nicht zu verbergen verstand, verbarg sein Leid, wie selten einer; er wurde wohl nur ein wenig stiller, lachte seltener. Man sagte ihm: „Sie sind abgespannt, Dmitri Alexejewitsch, man merkt es Ihnen an." Er glaubte es auch selbst, und wenn ihm allzu weh ums Herz wurde, brummte er: alle sind abgespannt, eine ganz natürliche Erscheinung...

Der Vormarsch wurde immer schwieriger. Die freigeschippten Straßen waren zwei Stunden später wieder mit Schneewehen bedeckt. Das Schneemeer wogte; in den kochenden Wogen verschwanden Wagen, Menschen, Schlitten. Und doch wurde der Marsch nach Westen keine Minute unterbrochen. Etwas trieb die Menschen vorwärts, trotz Kälte und Erschöpfung. Ab und zu versuchten die Deutschen, Widerstand zu leisten. Doch auch die Nebelwerfer waren machtlos — die Rote Armee ging unter Beschuß vorwärts. War es denn so lange her, daß diese selbe Armee sich überstürzt zurückgezogen hatte, daß die Menschen Gerüchten Glauben schenkten, auseinanderliefen, sobald sich deutsche Panzer zeigten, daß jeder niedergeschlagen an die Stärke des Feindes dachte und daran, daß es unentwegt zurückgehe? In wenigen Tagen hatte der Sieg alle umgewandelt; das Selbstbewußtsein kehrte wieder, alle wußten, daß sie vorgehen würden, daß jetzt nichts mehr imstande war, sie aufzuhalten.

Nachts traf Krylow in einem kleinen Städtchen ein. Holzhäuschen, voriges Jahrhundert, es war, als hätten alle Fünfjahrpläne dieses verlassene Städtchen sorgfältig gemieden. Krylow klopfte. In der Stube, in die er geführt wurde, wohnte eine junge Frau mit einem kleinen Jungen. Dmitri Alexejewitsch hockte sich auf dem winzigen Sofa hin, zog die Beine an.

„Sie sollten sich aufs Bett legen... So ist es doch zu unbequem."

„Macht nichts, das ist sogar gemütlicher."

Der Junge wachte auf, weinte: „Mama, ich will was vom Eingemachten." Krylow dachte im Einschlafen: woher haben sie Eingemachtes?

Es war noch dunkel, als ihn der Junge weckte. Die Frau hatte das Frühstück bereitet. Das Eingemachte war kein Märchen: die Deutschen hatten beim Abziehen die Lager in Brand gesteckt, und die Bevölkerung hatte sich aus dem Feuer Kisten mit Konserven herausgeholt.

Krylow fragte die junge Frau:
„Sind Sie froh?"
„Ich kann es noch gar nicht fassen... Würde ich nur erst meinen Mann finden... Er ist bei den Fliegern. Ich weiß nicht, ob er noch lebt."
Sie hatte schöne, traurige Augen.
„Hatten Sie unter den Deutschen zu leiden?"
„Als sie kamen, haben sie geplündert. Mir wurde der Samowar und der Wecker weggenommen. Später haben sie sich hier nicht mehr blicken lassen."
Der Junge mischte sich ein:
„Mama, Otto kam doch jeden Abend."
„Warum lügst du!"
Der Junge quengelte:
„Ich lüge nicht... Otto hat mit mir und mit dir gespielt."
Die Frau wandte sich ab. Krylow wurde blutrot und ging hinaus.
Eine alte Frau zog ihn zu sich hinein:
„Sitz doch ein wenig bei mir, Teurer. Laß dich anschauen... Bist doch ein Unsriger, eigen Fleisch und Blut."
Sie weinte und bewirtete Krylow unter Tränen bald mit Hartwurst, bald mit deutschem Honig, bei dem Krylow das Gesicht verzog. Dann zeigte sie ihm ein Photo:
„Mein Sohn ist in der Armee, und Milotschka haben die Deutschen verschleppt."
Über dem Hause, in dem noch gestern die deutsche Kommandantur war, wurde die rote Fahne gehißt. Bunt durcheinander lagen Aktenmappen, Papiere, Zeitungen, ein farbiges Hitlerbild mit der Aufschrift „Der Befreier". Dmitri Alexejewitsch geriet außer sich, stampfte wie ein Kind auf dem Bild herum: „Verfluchter Hengst!"
Eine Frau erzählte:
„Als sie sich zum Abmarsch rüsteten, kam Lossinow gelaufen, er war bei ihnen Bürgermeister, und schrie: ‚Nehmt mich mit.' Ein Deutscher antwortete ihm auf russisch: ‚Geh zum Teufel, du hast uns gerade noch gefehlt, die Lager lassen wir hier und so einen sollen wir mitschleppen.' Lossinow kam zu mir: ‚Schreib mir einen Zettel, daß ich deinen Ignat vor dem Galgen gerettet habe, ich gebe dir eine Kuh dafür.' Am Abend kamen dann die Roten..."
Krylow fragte:
„Die Roten?"
Die Frau lächelte verlegen:
„Das haben wir alles von ihnen."
„Ja, das ist es eben, alles", fuhr Dmitri Alexejewitsch sie an, „im Kopf Unrat, ringsum Geschlechtskranke, zum Teufel noch mal, und dazu noch Läuse!"
Dann lernte er Doktor Galkina kennen. Sie hatte einen gebroche-

nen Arm, war von einem Deutschen geschlagen worden — Galkina hatte im städtischen Krankenhaus zwei Rotarmisten versteckt gehalten und sie später zu den Partisanen gebracht.

Irgend etwas an ihr erinnerte ihn an seine verstorbene Frau — die graue Strähne in dem dunklen Haar, die blauen Äderchen im Gesicht, die Atembeschwerden bei der geringsten Erregung. Dmitri Alexejewitsch hörte sich ihre Leidensgeschichte an, die sie sachlich vorbrachte, und rief begeistert:

„Eine Heldin sind Sie! Sie müssen mir schon erlauben, Ihnen einen Kuß zu geben. Wissen Sie, hier gibt es viele Lumpen, die Luft ist verpestet, da ist es angenehm, einen Unsrigen zu treffen, ich meine einen Sowjetmenschen."

Sie erwiderte leise:

„Ich habe nichts Besonderes getan. Alle wurden gequält."

Sie wollte wohl noch etwas hinzufügen, fand aber nicht die Worte.

Kursk. Warum drängt sich immer die Frage auf: wo sind denn die berühmten Kursker Nachtigallen?... Die dummen Gedanken kommen von der Müdigkeit... Wie viele Häuser diese Barbaren gesprengt haben! Aber die Stadt ist schön, ein Flüßchen, eine steil ansteigende Straße... Überall Aufschriften: „Nur für Deutsche." Die Erde, zum Satan, gehört auch ihnen! Wer wird denn in ihr begraben? Alles haben sie zerstört, die Menschen gequält, verdorben. Schwer wird es sein: man wird nicht nur die Häuser wiederaufbauen, sondern auch die Menschen wieder auf die Beine stellen müssen. Zum erstenmal dachte Krylow an die Zukunft. Er konnte sich nicht vorstellen, wie alles enden würde. Es hatte so plötzlich begonnen. Ihm war jener Sonntagmorgen noch gut im Gedächtnis... Vielleicht hat es auch gar nicht damals begonnen, sondern schon früher, schon in Polen, in Madrid, noch früher, als dieser Hengst hochkam... Vielleicht wird es auch gar nicht plötzlich enden? Dabei sehnt man sich so danach, daß es ende, damit die Menschen hundert Jahre lang diese grausige Musik nicht mehr hören. Hat man sich diese Granatwerfer lange genug angehört, dann bedauert man eins — warum hat man vor dem Krieg der Nachtigall nicht gelauscht? Wo sind sie denn, die berühmten Kursker Nachtigallen? Was für ein Unsinn, es ist doch Winter...

Den ganzen Tag über arbeitete Krylow, er hatte elf Operationen vorzunehmen. Abends brachte man den Sergeanten Kukuschkin. Die Sanitäterin erzählte, der Sergeant sei als einer der ersten in die Stadt eingedrungen und habe die deutschen MP-Schützen von den Dächern heruntergeholt. „Er ist Scharfschütze, einen besseren gibt es bei uns nicht." Krylow untersuchte ihn, die Wunde war ernst. Die Schwester maß die Temperatur: neununddreißig acht. Klar — Gangräne.

„Werden Sie amputieren?“ fragte die Schwester.
Er brummte:
„Sie wollen immer nur schneiden.“
Krylow operierte die Geschwulst, entfernte die Knochensplitter, legte einen Gipsverband an. Er wird wohl durchkommen. Scharfschütze... Jammerschade, ohne Bein zu bleiben. Jung ist er, wahrscheinlich hat er eine Frau oder ein Mädchen, kurzum, nicht so wie ich; dreiundzwanzig Jahre — im besten Alter...
In der Nacht erzählte er Oberst Tischtschenko, dem Mitglied des Kriegsrates, von Doktor Galkina.
„Wissen Sie, solche Leute trifft man nicht oft. Der Arm ist gebrochen, und sie sagt: ‚Nichts Besonderes‘. Hier ist ein solcher Knäuel, daß man ihn nicht gleich entwirren kann — Gemeinheit und Heldentum, alles ist sonnenklar oder man will es nicht glauben... Fünfzehn Monate unter den Deutschen — das ist keine Kleinigkeit! Ich kann mir vorstellen, was die in Paris oder Warschau angerichtet haben.“
Der Oberst neigte sich über die Karte, tippte mit dem kurzen dicken Finger auf den Dnjepr:
„Jetzt wird es schnell gehen.“
„Sie können das besser beurteilen, Genosse Oberst. Mir scheint aber, daß dieses Theater noch lange dauern wird. Ich erwarte nichts vom deutschen Verstand, eher werden wir nach Berlin kommen, als daß diese Hengste sich besinnen. Es kann noch ein Jahr dauern, wenn nicht länger.“
Er ging auf den Verbandplatz.
„Wie geht es diesem... Ich habe den Namen vergessen, Sie wissen schon... Kurotschkin?“
„Kukuschkin? Er schläft.“
Dann kommt er durch. Wassja aber ist sicher gefallen... Ich sollte doch Natascha schreiben...
Dmitri Alexejewitsch ging hinaus — es stürmte, vom Himmel, von der Erde kam Schnee, die Straßen waren wieder verweht. Er sang:

Doch mein Fuhrmann verstummt, und die Straße
Flieht ins Weite so endlos und lang...

Wir haben noch einen weiten Weg. Und leben muß man. Warja ist nicht mehr... Abgespannt bin ich, natürlich... Doch ich werde damit schon fertig werden. Hätte gern den kleinen Enkel gesehen, Natascha schreibt, er sei ein Schreihals wie selten einer, also ist er nach mir geraten...

FÜNFTER TEIL

I

DER STAB befand sich in einem Birkenwäldchen. Ringsum sangen die Vögel, blühten Glockenblumen. Die Unterstände waren gemütlich eingerichtet: Oberst Gabler hatte sogar einen Schreibtisch und ein Bücherbord.

Der Oberst war schlechter Laune. Als Richter ihm die Meldung überreichte, sagte er kein Wort. Richter schlug die Hacken zusammen und ging zum Ausgang.

„Warten Sie“, sagte Gabler. „Wie geht es Ihrer Gattin?“

„Danke, Herr Oberst, sie ist wohlauf. Ich habe gestern einen Brief erhalten.“

„Schicken Sie sie lieber von Berlin fort. Meine Familie ist rechtzeitig weggefahren. Das Haus, das Sie gebaut haben, existiert nicht mehr — Volltreffer.“

Richter wußte nicht recht, ob es angebracht war, dem Oberst sein Beileid auszudrücken. Er sagte:

„Wie furchtbar, diese barbarischen Luftangriffe!... Wenn Sie gestatten, werde ich Ihnen nach dem Sieg ein neues Haus bauen. Ich trage mich mit einigen Bauplänen.“

Als Richter gegangen war, lächelte der Oberst spöttisch: „Nach dem Sieg“... Sie legen sich keine Rechenschaft über die Situation ab... Gabler hatte nicht etwa schlechte Laune, weil eine Bombe sein Haus zerstört hatte, sein Haus, in dem jede Kleinigkeit mit soviel Liebe ausgesucht war. Ihn beschäftigte der bevorstehende Angriff. Gewiß, dieses Mal sind wir besser vorbereitet. Außerdem ist auch die Zielsetzung bescheidener... Dennoch zweifle ich am Erfolg. Allzu viele Dummheiten sind in den letzten zwei Jahren begangen worden... Sogar ein so kultivierter Mensch wie dieser Richter glaubt an die Magie des Kalenders; sie meinen, wir haben das Jahr eingeteilt: der Winter gehört den Roten, der Sommer uns. Man ist gezwungen, diese Illusion zu unterstützen — die Leute machen schlapp: aus der Heimat wird von Fliegerangriffen geschrie-

ben, jeder fragt sich, was die Alliierten unternehmen werden, alle sind müde, bald sind es vier Jahre... Früher haben wir den Kriegsverlauf bestimmt, jetzt lassen wir uns treiben.

Am Abend hatte der Oberst eine lange Unterredung mit Major Hillebrand vom Ic. Gabler fragte ihn unverblümt:

„Wie beurteilen Sie den Operationsplan?"

„Ein ernster Plan. Meiner Ansicht nach kann unser Angriff unseren Rückzug aufschieben."

Der Oberst kannte den Major von Kind auf — sie hatten zusammen die Schule besucht, er nahm sich vor ihm kein Blatt vor den Mund.

„Auch damit ist kaum zu rechnen. Die Leute sind nicht mehr dieselben wie früher... Die Besten haben wir verloren. Und die Hauptsache, der Geist ist ein anderer geworden. Der letzte Winter war verhängnisvoll. Ich frage mich immer wieder, wie konnte eine Armee mit solchen Traditionen so viele Fehler begehen? Ich weiß, Sie werden mir sagen, die Armee habe damit nichts zu tun, es hätten sich Dilettanten eingemischt. Das stimmt. Und dennoch fällt die Schuld auf uns. Die Aufklärung zum Beispiel hat unter aller Kanone gearbeitet."

„Sie meinen, wir wußten nichts von den russischen Reserven? Ich habe Ihnen schon in Stary Oskol vom Plan der Roten erzählt, als wir gerade dort ankamen... Wir wußten, daß die Russen starke Kräfte im Osten und im Norden hatten. Ich machte General Grimm entsprechende Meldung und merkte sofort, daß ich tauben Ohren predigte... Natürlich wäre es schöner gewesen, die Russen hätten diese Divisionen nicht gehabt... General Grimm wollte Generalleutnant von Salmut nicht die Laune verderben. Das sind keine vagen Vermutungen, General Grimm sagte es offen heraus: ‚Der Befehlshaber verträgt solche Berichte nicht...' Ich bin überzeugt, daß General von Salmut Angst hat, den Führer zu erzürnen — berichtet er von großen Truppenansammlungen bei den Roten, kann ihm noch blühen, statt des Ritterkreuzes einen Anpfiff zu bekommen. Und dann würde sein Name beim Führer immer in schlechter Erinnerung bleiben... Wir betrügen einander, natürlich machen sich das die Russen zunutze. Sie sprechen von der bevorstehenden Operation... Gestern ließ mich General Grimm zu sich kommen. Ich berichtete. Er unterbrach mich: ‚Das ist unwichtig, rechts wird uns eine SS-Division unterstützen.' Ich sprach von den russischen Sturmgeschützen, das war meine verdammte Pflicht und Schuldigkeit, über die SS-Division weiß er auch ohne mich Bescheid. Er ließ mich nicht ausreden... Wissen Sie, warum wir jetzt verlieren? Weil wir zu leicht gewonnen haben. Eine uralte Weisheit."

„Dieses Mal scheint aber das Übergewicht auf unserer Seite zu sein. Der General sprach davon, daß aus dem Westen alles abgezogen wurde."

„Ja, wir haben Nachrichten, daß es in diesem Sommer in Frankreich ruhig bleiben wird."

„Dennoch ist das gewagt... Wir können nicht an zwei Fronten kämpfen... Es war ein Fehler, die Diplomatie einer solchen Null wie Ribbentrop anzuvertrauen... Natürlich ist es jetzt schwer, mit den Roten zu einer Verständigung zu kommen, wir haben einen Kurs eingeschlagen, daß selbst die Kinder gegen uns sind. Hätten wir aber andere Diplomaten, dann könnten wir vielleicht im Westen eine Verständigung erzielen... Natürlich müßten wir uns dann einiger besonders anrüchiger Personen entledigen."

„Was wäre also Ihrer Ansicht nach zu tun?" fragte Major Hillebrand.

„Das, was wir tun... Wir haben keine Wahl, Horst. Wir müssen für fremde Sünden büßen... Ich glaube an die Armee, sie ist das Beständigste, was es in Deutschland gibt. Wir müssen versuchen, wenn nicht zu siegen, so doch wenigstens uns zu halten, um das Land vor einer Invasion zu retten. Vielleicht werden die Geschichtsschreiber einst die bevorstehende Operation nicht die Schlacht um Kursk, sondern die Schlacht um Deutschland nennen."

Richter konnte von Gablers trüben Gedanken nichts ahnen, er hatte nur bemerkt, daß der Oberst schlecht gelaunt war, und schrieb das der Nachricht über das zerstörte Haus zu. Er kehrte in gedrückter Stimmung ins Bataillon zurück. Schon oft hatte er Hilde geschrieben, sie solle zu ihrer Cousine Johanna in den Harz fahren. Hilde antwortete, die Gerüchte über die Angriffe seien übertrieben, „ich werde dort verrückt — ich sorge mich so um Dich, hier erinnert mich jede Kleinigkeit an Dich und ich bin ruhiger". Dieser Brief rührte ihn, doch dann kam ihm der Gedanke, daß Hilde ihn betrüge. Die Angriffe sind offenbar ernst. Wenn sie trotzdem nicht fahren will, hat sie sich höchstwahrscheinlich in Berlin einen Liebhaber zugelegt. Diese Frau ist fähig, selbst im Bombenhagel zu küssen... Richter wollte ihr ganz kategorisch schreiben, sie solle sofort in den Harz fahren. Er nahm gerade die Feder zur Hand, als Küchenschabe eintrat:

„Hast du mit dem Oberst gesprochen?"

„Ein paar Worte... Er sagte, daß sein Haus in Hallensee zerbombt wurde."

Küchenschabe fluchte.

„Diese Schufte! Sie bringen wehrlose Menschen um... Meine Alte hat sich nur mit Mühe aus Hamburg gerettet. Der verdammte Krieg... Klar, daß es hier kurz über lang losgeht. Hat der Oberst nichts angedeutet?"

„Nein, er war sehr beschäftigt."

„Klar womit... Ich glaube, wir fangen an. Auch die Roten bereiten sich vor... Hoffentlich wird's uns gelingen! Wenn wir

jetzt mit ihnen nicht fertig werden, sitzen wir im Winter wieder in der Scheiße."

Richter sah ihn an und wurde nachdenklich — sogar Küchenschabe bläst Trübsal! Er prahlt nicht mehr, daß er bei Brest vierzig Russen gefangengenommen hat, interessiert sich nicht mehr für Mädchen, denkt oft an seine Frau, nennt sie „Alte", brummt, daß ihm der Krieg über sei, daß „sie sich in die Scheiße gesetzt haben". Er ist gealtert — zählt nur neunundzwanzig Jahre und sieht wie ein Vierzigjähriger aus...

„Wenn ich die Burschen hätte, mit denen ich in den Krieg gezogen bin", sagte Küchenschabe, „wäre ich ruhig... Aber sieh dir den Dreck an, den man jetzt schickt. Der eine hat Asthma, der andere ist blind, der dritte ist feige, hat in Wien Anker geworfen... Ich verlasse mich nur auf die ‚Tiger'. Das sind Dinger! Sie sollen allen Geschossen standhalten... Vielleicht werden die ‚Tiger' uns herausreißen... Schließlich sind wir ein kulturell zu hochstehendes Volk, als daß wir uns für den Nahkampf begeistern könnten, das ist was für den ‚Iwan'. Wir können sie nur mit der Technik schlagen. Es fragt sich bloß, wieviel ‚Tiger' wir haben."

Richter hatte Mitleid mit ihm und sagte:

„Der Oberst sagt, daß es viele sind."

Küchenschabe beruhigte sich nicht. Er hatte noch nie daran gedacht, daß er fallen könnte, hatte Gedanken an den Tod als Feigheit zurückgewiesen. Jetzt aber dachte er: werde hier wohl nicht mehr herauskommen... Ringsum war Wald, vergoldet von der Abendsonne. Er dachte an das Wäldchen bei der Stadt, in der er aufgewachsen war — Kiefern, trockenes Nadelholz, große rotbraune Schnecken, grüne Bänke. Eine unaussprechliche Sehnsucht befiel ihn; er wollte seiner „Alten" einen Brief schreiben, legte aber die Feder gleich wieder weg und grübelte. Warum muß ich sterben? Haben denn die Menschen wirklich so wenig Platz auf der Erde, daß sie sich gegenseitig umbringen müssen?... Er schrieb: „Ich bitte, das Geld und die Uhr meiner Frau, Anna Grün in Leimertwitz, zu schicken und ihr zu schreiben, daß ich als gläubiger Christ gestorben bin. Meine liebe Frau bitte ich, unsere Kinder in Ehrfurcht zu Gott und im Gedenken an ihren unglücklichen Vater zu erziehen." Küchenschabe hatte schon gute zehn Jahre die Kirche nicht mehr besucht; er wußte selbst nicht, warum er sich jetzt als gläubigen Christen bezeichnete. Vielleicht wollte er nur seiner „Alten" einen Gefallen tun, die, wie er selbst sagte, „nach Weihrauch stank"? Vielleicht wußte er einfach nicht mehr, was er denken sollte — wenn man so mir nichts dir nichts sterben soll, muß es doch wohl einen Gott geben... Auf den Umschlag schrieb er: „Nach meinem Tode zu öffnen."

Richter schrieb Hilde, beschwor sie, aus Berlin fortzuziehen, drohte ihr, „wenn Du Dich mit jemandem eingelassen hast, rechne nicht damit, daß ich fallen werde, ich bin in der Etappe und komme bald auf Urlaub“, er schwor ihr Liebe, „ich kann nicht schlafen, da ich fühle, daß heute nacht ein Angriff auf Berlin erfolgen wird“.

„Der wievielte ist heute?“ fragte er Marabu, um das Datum einzusetzen.

„Der vierte. Genau vor einem Jahr hat unser Vormarsch im Süden begonnen. Ich habe gerade im Tagebuch nachgesehen — am fünften Juli. Wir standen damals bei Gshatsk. Ich war überzeugt, daß das die Entscheidungsschlacht wird... Unsere Truppen gingen unaufhaltsam von Charkow bis zum Kaukasus vor.“

Richter spöttelte:

„Und dann unaufhaltsam vom Kaukasus bis Charkow zurück. Hast du denn noch nicht genug von dieser Quadrille?“

„Richter, mit solchen Dingen scherzt man nicht.“

„Ich scherze auch nicht. Ich habe bei dieser Quadrille meinen Bruder verloren.“

„Wir haben zu viel Verluste, Richter. Manchmal scheint mir, Deutschland sei eine Legion von Schatten. Die Feiglinge und Heuchler sind übriggeblieben. Oberst Gabler ist ein geistiger Kastrat, er kämpft nur, weil es sein Beruf ist.“

Richter wurde wütend:

„Ich möchte gern wissen, warum du kämpfst.“

„Ich? Ich glaube an den Führer. Der vorige Winter war die Sühne, wir waren zu sehr auf Trophäen, auf Mädchen aus, sind verweichlicht, seßhaft geworden, ließen uns mit den Roten ein. Ich weiß noch, wie du in Rshew bei den Russen warst und mit ihren Kindern gespielt hast.“

„Na und? Die Banditen muß man aufhängen, aber wir kämpfen doch nicht gegen die friedliche Bevölkerung.“

„Es gibt keine friedliche Bevölkerung, das ist ein überlebter Begriff.“

Marabu pflückte eine Blume:

„Was ist das deiner Meinung nach?“

„Nun, eine Gänseblume.“

„Sie wächst überall, daran kann sich auch eine Kuhmagd erfreuen. Nicht zufällig liebt der Führer das Edelweiß. Um es zu pflücken, muß man einen Berg besteigen.“

Richter gähnte laut:

„Du ödest mich an mit deiner Poesie, Marabu... Ich will weder Gänseblumen noch dein Edelweiß. Ich möchte ein Bad nehmen, einen Schlafrock anziehen, mich auf eine Couch legen, möchte, daß es weder eine russische Artillerie noch eine geschichtliche Mission, noch dich gäbe. Verstehst du?“

Am Abend verlas Küchenschabe den Befehl. Er war nicht wiederzuerkennen, die Melancholie war wie weggeblasen; er sträubte seinen Schnauzbart und sagte munter:

„Jetzt haben wir uns wirklich vorbereitet. Die Russen werden spüren, was unsere Technik ist. Die ‚Tiger' entscheiden alles."

Am nächsten Morgen begann es. Artilleriegeschosse und Granaten zerfetzten den Birkenwald. Zuerst zogen die Panzer los. Für einige Stunden gewann auch Richter seinen Mut wieder: alles mahnte an das Fieber des Sieges. Sie rückten vier Kilometer vor. Wer konnte ahnen, daß sich in diesem Schützengraben noch Russen hielten?... Richter dachte später an den kurzen Kampf zurück, als an das Schrecklichste, was er in diesem Kriege erlebt hatte. Dabei hatte er doch den ersten Winter, die Flucht aus Kastornaja und die Artillerie des ‚Iwan' mitgemacht. Besonders fürchterlich war der Augenblick, als ein Russe mit der Maschinenpistole gegen Marabu ausholte. Richter lief weg, er wußte nicht, wie er mit dem Leben davongekommen war.

Als sie ihre Verluste feststellten, wurde allen unheimlich zumute: allzu hoch war der Preis für dieses Fleckchen Erde... Küchenschabe wollte sich und die Kameraden ermutigen: „Nur der Anfang ist schwer... Weiter hinten haben die Roten keine solchen Befestigungen mehr."

Richter dachte an Marabu: wie schrecklich, daß ich ihn noch so kurz vor seinem Tode gekränkt habe... Er war ja manchmal unerträglich, aber immerhin glaubte er an eine Idee. Außerdem war er ein alter Kamerad, wir sind zusammen in den Krieg gezogen... Richter erinnerte sich an die Gespräche über Philosophie, Dichtkunst, Architektur. Marabu hatte interessante Ideen gehabt, behauptete, die Deutschen würden nach der Eroberung Europas wie die Ritter in befestigten Burgen leben, die Architekten würden einen neuen Stil schaffen, der den Gedanken der Beherrschung der umliegenden Landschaft zum Ausdruck bringt. Und nun ist er tot, weil irgendein ungebildeter Fanatiker mit dem Kolben ausgeholt hat. Ein tragischer Zusammenstoß zwischen Idee und roher Kraft!...

Am nächsten Tag gingen sie wieder drei Kilometer vor. Am dritten Tag versuchten sie zweimal anzugreifen, drangen bis zum Hügel vor und wurden wieder zurückgeschlagen. Küchenschabe hoffte immer noch auf die „Tiger". Erst am vierten Tag kamen ihm Zweifel, als er einen „Tiger" mit durchschossener Panzerung sah. Er brummte: „Die Schufte haben Thermitgeschosse."

Noch bebte die Erde, doch alle fühlten, daß die Schlacht abflaute. Sterbensmüde waren die Leute, sie dachten: der Teufel hole dieses Kursk!... Der Unterstand erschien ihnen als ein gemütliches Nest. Die zwischen zwei Feuerüberfällen eintretenden Pausen

stimmten sie weich, und als Küchenschabe während einer solchen Pause den Ruf eines verrückten Kuckucks vernahm, der diesen zerschossenen Wald nicht verlassen hatte, zählte er, wieviel Jahre er noch zu leben habe. Der Kuckuck aber rief ohne Ende.

Plötzlich lachte Richter laut auf.

„Was hast du?“ fragte Küchenschabe.

„Vor dem Krieg sagte mir ein Oberst, wir würden ohne große Kämpfe in Rußland eindringen, er sprach von einer ‚halbfriedlichen Durchdringung‘. Lachhaft, was?“

Küchenschabe erlaubte sich nie, über Vorgesetzte herzuziehen, deshalb erwiderte er zurückhaltend:

„Man konnte nicht alles voraussehen... Trotzdem ist es gut, daß wir so tief in Rußland eingedrungen sind. Kannst du dir vorstellen, was von Deutschland übrigbliebe, wenn der Krieg sich dort abspielen würde?... Ich habe gestern in der Zeitung gelesen, wir hätten so viel Land an uns gebracht, um Deutschland vor einem Einfall zu sichern. Das ist klug. Kursk konnten wir nicht nehmen, aber unser Ziel haben wir erreicht — der ‚Iwan‘ wird sich nicht mehr rühren, wir haben seine Pläne durchkreuzt.“

Trotzdem wartete Küchenschabe wie die anderen: werden die Russen nicht doch noch einen Gegenangriff machen? Und in der Tat: am elften Juli eröffneten die Russen am frühen Morgen wütendes Feuer. Alle bereiteten sich auf einen Angriff der Russen vor und durchlebten einige schlimme Stunden. Dann wurden die Roten still.

Küchenschabe gratulierte Richter:

„Wollten uns auf die Pelle rücken, aber man hat's ihnen gegeben. Aller Voraussicht nach wird dieser Sommer ruhig sein. Die Russen warten ab, was die Verbündeten unternehmen werden. Wir sind aber auf Überraschungen gefaßt, sowohl hier wie dort.“

Oberst Gabler, der sich nach einer widerwärtigen Woche ein wenig beruhigt hatte, legte Patience. Er dachte: offenbar haben sie ebensowenig Glück wie wir. Jetzt ist das Gleichgewicht hergestellt...

Im Morgengrauen eröffneten die Russen wieder Trommelfeuer. Fast drei Stunden böllerten die Geschütze ununterbrochen. Dann erkannte Küchenschabe in der Ferne russische Panzer. Warum arbeitet die Panzerabwehr so schlecht? Am Himmel sind nur Rote zu sehen, von deutschen Flugzeugen keine Spur... Irgend etwas war da nicht in Ordnung, und das machte Küchenschabe irre. Er befahl den MP-Schützen, in Stellung zu gehen, — sollten die Roten in den Graben kommen, dann wird man ihnen in die Beine schießen...

Eine halbe Stunde später schrie er: „Abhauen!“

Oberst Gabler sprach telephonisch mit General Grimm:

„Wie soll ich mich halten, wenn die Kompanien nur noch aus drei, vier Mann bestehen!“

Warmer Sommerregen fiel. Dann schien wieder die Sonne. Tropfen glitzerten auf den Blättern. Richter dachte daran, wie Hilde auf dem Bahnhof geweint hatte. Die Frauen haben Spürsinn wie die Katzen, sie wittern Unheil.

* 2 *

Starke Regenfälle, die die Welt dunkelblau machten, und dann wieder Stunden grellen Lichts. Minajew glaubte, noch nie so viele Blumen gesehen zu haben — Glockenblumen, Löwenmaul, Margeriten, Nelken, Wachtelweizen. Er dachte: das ist das Paradies, und mußte dann selbst lachen: ein schönes Paradies, gestern hätte ihn um ein Haar ein MP-Schütze umgelegt, in der Nacht war die Hölle los, die Deutschen wollten dieses vermaledeite Dörfchen zurücknehmen, setzten zwei „Tiger“ ein... Die Blumen berührt das alles nicht, sie blühen unentwegt...

„Wo ist der Bataillonschef?“

Der Pfad führte ins Dickicht; der Sergeant mußte sich durch das Gestrüpp durcharbeiten.

Gestern hatten sie endlich dieses Dörfchen besetzt. Die Operation war schwierig gewesen. Minajew witzelte: „Ein Kannä im Regimentsmaßstab.“ Als die russischen Panzer den Seitenweg erreicht hatten, ging Ossips Bataillon zum Sturm auf das am hohen Ufer eines Flüßchens liegende Dorf über. Die Deutschen hatten sich hier gut befestigt. Oberstleutnant Medwedjew ließ Minajews Bataillon ein Umgehungsmanöver vornehmen — sie sollten auf Waldpfaden zum Seitenweg vorstoßen, um den Deutschen den Rückweg abzuschneiden. Die Rotarmisten stürmten vom Süden her ins Dorf; bis zum Mittag leisteten die Deutschen, die sich auf Dachböden verschanzt hatten, Widerstand. Ein Hauptmann und hundert Soldaten wurden gefangengenommen, der Major war gefallen.

Als Minajew Ossip sah, lachte er:

„Vor dem Krieg habe ich einmal einen amerikanischen Film gesehen, da spielte ein entlaufener Zuchthäusler mit — der sah genau so aus wie du!“

Ossip war über und über mit Staub bedeckt; ein Bart war ihm gewachsen; die Augen glühten vor Müdigkeit; er sprach heiser, wie nach einer durchzechten Nacht: in den letzten Tagen hatte man sich nur schreiend verständigen können, ein solches Dröhnen war in der Luft. Ossip fuhr sich mit der Hand über die Backe.

„Komisch, warum wächst der Bart schneller, wenn was passiert?“

„Das kann ich dir wissenschaftlich erklären — wenn was passiert, vergißt man das Rasieren. Gleich wird ein Hauptmann hergebracht, der ist auch schrecklich unrasiert, aber auf seiner Physiognomie wächst immerhin nur ein spärlicher Bart, während dein Bartwuchs geradezu tropisch ist, noch zwei, drei Widerstandsnester, und du verwandelst dich aus einem Zuchthäusler in einen Patriarchen."

Ein Soldat brachte den deutschen Hauptmann, einen Berufsoffizier von etwa vierzig Jahren. Er trug Orden, die er im französischen Feldzug und im Herbst neunzehnhunderteinundvierzig erworben hatte. Die Gefangennahme hatte sich auf seine Haltung nicht ausgewirkt. Er antwortete höflich, aber reserviert. Als das Verhör beendet war, wandte er sich an Ossip:

„Herr Major, darf ich eine Frage an Sie richten?"

„Bitte", antwortete Ossip.

„Ich hatte noch keine Gelegenheit, mit russischen Offizieren zu sprechen. Ich finde, daß Sie diesen Angriff außerordentlich geschickt durchgeführt haben. Es würde mich interessieren zu erfahren, wo Sie Ihre militärische Ausbildung erhielten."

Ossip lächelte.

„Bei Stalingrad."

Als der Gefangene fort war, lachte Minajew laut auf.

„Er sieht dich an — ein Zuchthäusler, aber gefangengenommen wurde er. Da denkt er sich nun, du mußt wohl eine Militärakademie absolviert haben, gewissermaßen ein roter Clausewitz sein. Aber eins ist wirklich erstaunlich: unsere Leute sind richtige Soldaten. Sie sind erschöpft, schimpfen, alles hängt ihnen zum Halse heraus, aber sie schlagen sich prächtig. Heute brachten sie acht Fritze an, einen Radau haben sie gemacht, daß die Deutschen glaubten, es wäre mindestens ein ganzes Bataillon. Aber es waren nur drei Mann — Scharapow, ein Kolchosbauer, kein Traktorist, kein Brigadier, ein ganz gewöhnlicher Bauer; Klotschko, angeblich Koch, soll in einer Kantine gearbeitet haben, kochen kann er zwar nicht, dafür kann er aber gut zulangen, und der dritte ist von Beruf Kassierer oder Dieb — ich habe das noch nicht genau feststellen können, er stottert nämlich und mir fehlt die Zeit, ihn bis zum Schluß anzuhören... Denen hat sich also ein Feldwebel gefangengegeben, du solltest ihn mal sehen — zehn Jahre in der Armee, vier Orden, Borstenfrisur, spricht nicht, sondern bellt nur, als wäre er Generalfeldmarschall von Paulus selbst. Wirklich, den Fritzen geht die Puste aus."

Ossip erinnerte sich an diese Wälder, wie sie im kalten, dunklen Herbst neunzehnhunderteinundvierzig ausgesehen hatten. Er schlug sich damals von Brjansk her durch; die Leute liefen auseinander. Sie kamen nach Bolchow, dort aber waren Deutsche. Es hieß, auch

in Tula seien deutsche Truppen. Niemand wußte etwas. Auf der Straße stand ein General, fluchte, was das Zeug hielt, doch es machte auf die Leute keinen Eindruck, sie blieben nicht einmal stehen...

Wir kämpfen um Orel, das liegt im Zentrum Rußlands, dreihundert Kilometer von Moskau entfernt, aber man hat den Eindruck, als wären wir schon an der Grenze. Das ist natürlich dumm, wir haben doch große Verluste, Orel ist noch nicht genommen, und trotzdem scheint einem, die Frage sei schon entschieden, die Partie müsse nur noch zu Ende gespielt werden. Minajew hat gesagt: „Den Fritzen geht die Puste aus." Keine Spur! Sie kämpfen erbittert, krallen sich an jedem Hügel fest... Nicht das ist es, wir sind anders geworden. Vor einem Jahr haben wir noch wie im Taumel gekämpft, jetzt kämpfen wir ruhig, akkurat...

„Wir kämpfen akkurat, das ist es", sagte Ossip zu Minajew.

Sie fuhren zusammen zum Regimentskommandeur. Wieder setzte heftiger Regen ein. Schon lange hatte es keinen so regnerischen Sommer gegeben. Rotarmisten zerrten unter lauten Zurufen einen steckengebliebenen Lastwagen aus dem Schmutz.

Ein Aufklärer tauchte am Himmel auf.

„Schnell! Gleich kommen sie."

Alle waren naß vom Regen und vom Schweiß. Die Deutschen warfen ein Dutzend Bomben auf das Wäldchen. Minajew sagte, als sei ihr Gespräch mitten im Satz unterbrochen worden:

„Was hat das mit Akkuratesse zu tun? Ich sage dir doch, daß ihnen die Puste ausgeht... Erinnerst du dich noch an den ersten Sommer? Jedes Fahrzeug haben sie verfolgt. Kaum zeigte sich was, waren schon Stukas da... Jetzt stolpern sie sogar dort oben... Sieh — unsere Flieger!"

Neun Bomber flogen in Begleitung von „Jakowlews" nach Süden.

„Hübsch sieht das aus!" sagte Ossip.

„Willst du einen ‚Tiger' sehen? Nicht weit von hier, einen Kilometer seitwärts. Sinelnikow hat ihn erledigt."

Der „Tiger" sah jämmerlich aus: ein Häufchen Eisen. „Treffer im Brennstoffbehälter", sagte Minajew. Ringsum keine Menschenseele, Blumen, viele Blumen, eine Idylle...

Ossip und Minajew gingen zum Gefechtsstand. Im Nußgestrüpp saß Oberstleutnant Medwedjew auf einer Kiste und schnarchte laut. Dann öffnete er langsam die Augen und schüttelte sich, als stiege er aus dem Wasser.

„Wir müssen uns zur Chaussee durchschlagen. General Ignatow hat angerufen — die Deutschen bringen alles von Orel nach Karatschew."

Lange studierten sie die Karte. Rote Pfeile umdrängten Orel; der eine stürmte von unten nach Kromy hinauf, ein anderer nahm

seinen Anfang von Mzensk aus, der dritte von Bolchow; es gab auch einen Pfeil, der von Stanowoj Kolodes aus nach Norden abbog; ein wagerechter Pfeil drang in die Chaussee.

„Wir müssen Chotynez erreichen“, sagte Medwedjew. „Das ist natürlich keine leichte Sache — da hört der Wald auf, ringsum ist offenes Gelände; sie haben es stark befestigt... Der Nachbar kommt gut voran.“

„Gurow?“

„Nein, Petrjakow.“

Nach einer halben Stunde kam ein Pionier aus Petrjakows Einheit. Es war Sergej. Er sagte, die Pioniere würden auch Medwedjews Truppe einen Weg schaffen.

Sergej beugte sich über die Karte und zeigte mit einem zerbrochenen Bleistift:

„Hier zum Beispiel ... und hier... Habt ihr was zu rauchen?“

Niemand hatte Zigaretten. Medwedjew gab ihnen Tabak; sie rollten ihn in Zeitungspapier ein... Dann bewirtete Medwedjew sie mit Konservenfleisch. Ossip und Sergej kamen ins Gespräch; es stellte sich heraus, daß beide im Februar bei Katarsha gewesen waren.

„Wie haben die doch damals dieses Katarsha bebombt!“

Hätte Ossip seinen Namen genannt, dann wäre Sergej vielleicht eingefallen, was Walja ihm von ihren Kiewer Freunden erzählt hatte, vom „Pickwick-Klub“, von der launischen Raja, die lange Wimpern und einen langweiligen Mann hatte. Ossip nannte aber seinen Namen nicht, und sie lächelten sich freundschaftlich zu, weil beide in Russki Brod und später in Katarsha gewesen waren und sich nun hier bei Chotynez trafen...

Sergej fuhr zu Petrjakow zurück. Drei Stunden später krochen seine Pioniere über die nasse Erde — die Deutschen feuerten aus Granatwerfern. Die Pioniere arbeiteten mit Sonden und Scheren; man konnte deutlich hören, wie der Draht knackte. Sergej war aufgeregt und machte deshalb einen besonders ruhigen, sogar unerschütterlichen Eindruck. Zwei Nächte hatte er schon nicht geschlafen, und er wollte auch gar nicht schlafen, nur das Gesicht brannte und die Handflächen waren heiß. Als die Pioniere wohlbehalten zurückgekehrt waren, gähnte er herzhaft und legte sich ins nasse Gras. Nicht weit von ihm stand eine Batterie, doch er schlief sofort ein und verschlief den Beginn des Angriffs.

Als Sergej weggefahren war, sagte Ossip zu Minajew:

„Der Major scheint ein kluger Kopf zu sein... Jetzt hängt sehr viel von den Pionieren ab. Gestern flogen bei Odinez zwei Panzer in die Luft, weil die Minen nicht sorgfältig weggeräumt waren.“

„Sein Äußeres ist aber wenig militärisch.“ Minajew mußte lächeln, als er an Sergej dachte, wie er in seiner nassen Bluse mit

zurückgeworfenem Kopf dagestanden hatte. „Er sieht aus wie Puschkin, als er Dershawin seine Gedichte vorlas. Es gibt so ein Bild..."

„Du findest immer bei allen irgendwelche Ähnlichkeiten", sagte Ossip. „Ich bin ein Zuchthäusler, der Major da ist Puschkin. Und wer bist du?"

„Ich? Wahrscheinlich Lenski. Erstens hätte mich gestern um ein Haar ein Fritz erschossen, er schoß nur daneben — man sieht gleich, daß es kein Onegin war —, zweitens tanze ich nicht und drittens steht schon lange fest: du bist das Eis und ich die Flamme."

Daß die Funkerin, die ihn in letzter Zeit stark interessierte, Olga hieß, sagte er natürlich nicht. Olga war mutig, sah aber immer etwas erschrocken aus. Wäre jetzt nicht dieser verrückte Monat Juli, so hätte Minajew ihr gewiß schon gesagt, daß auch im Kriege so manches passieren kann. Aber Lyrik war jetzt nicht am Platze... Seine Gefühle äußerten sich nur darin, daß er oft schnauzte: „Gehen Sie sofort schlafen. Ich bleibe selbst am Apparat." Er sah im Geiste ihr blasses, mit goldenen Sommersprossen bedecktes kindliches Gesichtchen und dachte: das mit Lenski hätte ich mir sparen können — es ist zu durchsichtig...

Zwei Stunden später begann der Angriff. Sie liefen bis zur Mulde und blieben liegen — die Deutschen hatten starkes Feuer eröffnet. Ossips Bataillon sollte von rechts her einen kleinen, mit Strauchwerk bestandenen Hügel besetzen. Es wurde ein schwerer Tag. Die Deutschen führten ein frisches Regiment heran, gingen zum Gegenangriff über und erreichten den Wald. In der Nacht wurde Ossips Bataillon abgeschnitten. Im Morgengrauen rückte Minajew wieder vor, während Ossip von der Höhe aus losschlug. Um elf Uhr vormittags gingen die Deutschen auf die zweite Linie zurück.

„Langsam, aber akkurat", sagte Ossip. (Dieses Wort gefiel ihm.)

Minajew neckte ihn:

„Bei dir ist alles ‚akkurat'. So wahr ich hier stehe, die Deutschen haben dich angesteckt."

* 3 *

Sergej war jetzt beherrschter als früher; er hatte es gelernt, die Menschen besser zu verstehen, lebte er doch mit ihnen in jener seelischen Vertrautheit, wie sie die ständige Nähe des Todes mit sich bringt. Aber er irrte, wenn er glaubte, er sei ein anderer geworden — die äußere Ruhe barg Leidenschaft, Ungeduld, rasches Umschlagen von Zuversicht in Bitternis.

Er hatte den Eindruck, als versacke der Vormarsch, als kämen sie nicht vom Fleck... Sollte sich etwa der Februar wiederholen? Damals sprach man auch von Orel...

General Petrjakow sagte:

„Ihre Zeit kommt — die Flüsse.“

Sergej verstand ihn nicht sofort. Hier sind doch keine Flüsse. Nur kleine Bäche wie die Wytebed oder Rasswet...

Petrjakow fuhr lächelnd fort:

„Die Desna, der Dnjepr und dann die Weichsel...“.

Sergej lächelte auch — vielleicht ist es doch wahr? Ich beurteile die Situation ja nur nach dem, was ich sehe — eine Armee, sogar weniger, in Rykatschows Truppe war ich zum Beispiel noch nie... Der General hat einen besseren Überblick. Mutter schreibt, daß in Moskau die Stimmung ausgezeichnet ist. Seltsam — wir spüren den Krieg am eigenen Leibe, wir wissen, wie er aussieht, und doch muß man Abstand nehmen, um ihn zu erkennen. Gewiß, im Hinterland kann man sich kaum einen Begriff davon machen, was die letzten zehn Minuten vor einem Angriff bedeuten, dafür erkennt man aber die Maßstäbe, die Verschiebungen und die Aussichten besser.

Sergej kehrte vom Armeegefechtsstand zurück; es war beschlossen worden, das Bataillon an anderer Stelle einzusetzen. Er fuhr in einem „Jeep“; seit dem frühen Morgen regnete es in Strömen. Ringsum ragten Trümmer, umgestürzte Wagen, Pfosten, Drahtverhaue — das Alltagsbild im Vorgelände der Front, an das man sich so schwer gewöhnen kann; während des Kampfes blickt man sich nicht um, das heißt, man blickt sich um, aber man nimmt nichts wahr; doch sieht man das gleiche Bild später, mit einem gewissen Abstand, so wird einem weh ums Herz. Sergej dachte an nichts, er war traurig, ihm schien, als werde diese zerstörte Straße, dieser Krieg nie ein Ende nehmen.

Der Wagen hielt.

„Wir haben kein Öl mehr“, sagte der Chauffeur.

Sergej sah nach:

„Die Kolbenringe sind undicht.“

Plötzlich hörte er französische Laute. Er sah sich um — nicht weit von ihm standen Flieger. Vor zwei Wochen hatte ihm jemand gesagt, die „Normandie“ nähme an den Kämpfen um Orel teil. Damals wurde die deutsche Verteidigungslinie durchbrochen. Sergej hatte keine Zeit für Erinnerungen. Jetzt weckten diese Laute die Erinnerung an Paris; auf dieser unglückseligen Straße sah er die Laternen der Place de la Concorde, den Obelisk, plappernde Mädchen, den Springbrunnen, den Zeitungsverkäufer; alles erstand vor ihm, geweckt durch die Sprache, den Tonfall, die Gesichter.

Der Chauffeur sagte:

„Genosse Major, bitten Sie die Leutchen um Öl; es wäre auch gut, Benzin zu fassen, ich fürchte, es reicht nicht aus.“

Die Flieger brachten Sergej in ein Wäldchen; der eine wollte durchaus russisch sprechen und radebrechte ganz komisch; Sergej erinnerte sich, wie Mado auf russisch „zum Teufel“ gesagt hatte.

Lachend erzählten die Flieger, wie sich ein Boche auf ihren Flugplatz verirrt hatte und ganz verdattert war, als er Franzosen sah, wie ihnen ein russischer General französischen, bei den Deutschen erbeuteten Sekt zum Geschenk gemacht, und wie sie den vierzehnten Juli gefeiert hatten. Sie waren erstaunt, daß der russische Major so gut französisch sprach. Sergej stand da und lächelte: so hatte er Frankreich in Erinnerung: tapfer, heiter und wehmütig — Bitterkeit war im Lachen, in den Scherzen der Flieger, sie hatten am Vortag zwei Kameraden verloren.

„Erkennen Sie mich nicht?" fragte ein hochgewachsener schwarzäugiger Leutnant Sergej. „Sie waren bei meinem Vater in ‚Corbeille'."

Sergej war verwirrt. Er wollte Louis umarmen, und er schämte sich, daß er seine Erregung nicht zu verbergen vermochte.

„Ich habe mich wahrscheinlich geirrt", sagte Louis.

„Nein, nein! Entschuldigen Sie. Das war so unerwartet..."

„Wir sind schon seit Anfang Juni hier. Dreißig Boches haben wir abgeschossen... Ich freue mich sehr, daß ich Sie getroffen habe — der erste Pariser Bekannte in dieser ganzen Zeit."

Louis interessierte sich dafür, wo Sergej gekämpft hatte. Als er erfuhr, daß Sergej in Stalingrad gewesen war, sagte er:

„Es war mein sehnlichster Wunsch, dorthin zu kommen. Wir lasen in London von Stalingrad und konnten nicht mehr ruhig sitzen... Ich bin leider zu spät gekommen — erst im November... Hier geht es aber auch nicht schlecht voran, wir begleiten jeden Tag Schlachtflugzeuge" (er sprach dieses Wort russisch aus).

Sergej fragte ihn, wie er nach Rußland gekommen sei. Über Louis' Gesicht flog ein Schatten: er erinnerte sich an die Niederlage, an Bordeaux, an die Auseinandersetzung mit dem Vater.

„Während des ‚komischen Krieges' hielt man uns an der Schweizer Grenze. Ich verließ Frankreich gleich nach der Kapitulation und lebte in London. In der ersten Zeit habe ich gekämpft — die Boches flogen fast täglich ein... Im letzten Jahr aber saßen wir müßig herum. Für uns Franzosen war das schwer."

„Wie ist es jetzt in Frankreich? Es haben doch nicht alle kapituliert?"

„Niemand hat kapituliert, nur ein Häufchen von Verrätern... Einer unserer Flieger ist im vergangenen Herbst von dort gekommen. Er sagte, daß jeden Tag Boches umgebracht werden. Der Widerstand wächst. Mein Kamerad meinte, die Franzosen seien nicht wiederzuerkennen."

Louis erzählte von den Partisanen. Er merkte nicht, daß er übertrieb, daß er Frankreich so darstellte, wie er es gern sehen würde.

„Genosse Major, ich habe getankt. Vorzügliches Benzin!"

Es hieß aufbrechen, aber Sergej hatte noch nicht nach dem Wichtigsten gefragt. Wird denn Louis wirklich nichts von Mado erzäh-

len?... Aber Louis sprach von den savoyischen Franktireurs, von einem Messerschmitt, der „in eine Wolke hineinschlüpfte“, von den „Iljuschins“ — „gestern haben sie eine Boche-Kolonne auf der Straße Orel — Karatschew zerschlagen...“ Endlich faßte Sergej sich ein Herz:

„Haben Sie Nachrichten von den Ihrigen?“

„Meine Mutter starb, als ich noch in Frankreich war. Sie konnte die Katastrophe nicht überwinden. Der Vater... Sie kennen ihn doch, er findet sich nur schwer zurecht.“

„Und Ihre Schwester?“

„Mado hat geheiratet, ich habe zufällig davon erfahren. Sie leben in Paris und arbeiten in der Widerstandsbewegung.“

Sergej konnte seine Gedanken nicht sammeln. Er hörte nicht, daß der Chauffeur lange brummte: „Ich weiß selbst, daß man die Kolbenringe auswechseln muß, wie soll ich sie aber auswechseln, wenn Sie tagtäglich den Wagen losschicken?“ Es dunkelte. Sergej versuchte an Mado zu denken, doch das wollte ihm nicht gelingen, es schien ihm nur, als sei sie ihm im Walde begegnet. Dann aber wogten in ihm wild Erinnerungen, Schmerz, Freude, Kränkung, und hätte ihn jemand in diesem Augenblick gefragt, ob er glücklich oder betrübt sei, er hätte darauf keine Antwort gewußt. Mado hatte einmal gesungen:

Soldat, du hast gefunden dein Glück!
Soldat, es ist entschwunden, dein Glück!...

Ich weiß es selbst nicht — habe ich Mado verloren oder habe ich sie gefunden?... Natürlich habe ich sie gefunden! Sie lebt nicht nur, sondern sie gehört auch zu uns. Kaum vorstellbar — Mado in der illegalen Widerstandsbewegung. Der Krieg ist also überall gleich schrecklich... Warum habe ich an Mado gezweifelt? Ich hielt sie für ein verwöhntes Mädchen. Manchmal kam sie mir fremd vor. Aber in Wirklichkeit war sie mir näher, als ich ahnte. Es ist ja nicht nur, daß sie sich geändert hat oder daß die Zeit eine andere ist, ich selbst war früher anders, verstand vieles nicht, urteilte nach der Hülle. Im Krieg aber gibt es keine Vergoldung, keine Schale, alles ist unverhüllt, nackt... Ich habe Mado nicht verstanden. Habe sie geliebt und wußte nicht, wen ich liebte. Wenn wir uns jetzt begegnen würden, wäre alles anders, wir würden die richtigen Worte finden, würden uns auch ohne Worte verstehen... So sind wir uns denn in diesem Wäldchen begegnet, nach all dem, was war — nach Trennung, nach gegenseitigen Verdächtigungen, nach der grauenvollen Prüfung des Krieges... Als wir das erstemal zusammen durch die Straßen gingen, gab es auch Bäume und Regen...

Mado hat also geheiratet, hat mich vergessen... Nein, ich bin ja verrückt, ich habe ihr doch gesagt, daß wir niemals zusammen

leben können, habe selbst geheiratet, und nun bin ich eifersüchtig... Gut, daß sie Liebe, ein Leben fand. Warum habe ich nicht gefragt, wen sie geheiratet hat? Vielleicht ist er auch Maler? Jetzt kämpfen sie... Sie haben es viel schwerer, umgeben von der Illusion eines friedlichen Lebens, von Gleichgültigkeit und Verrat. Wie gut, daß Mado in dieser Zeit nicht allein ist. Ich sage „wie gut", und was empfinde ich? Das ist dumm, nein, schlimmer — abscheulich —, ich bin eifersüchtig... Nein, ich will nicht!... Ich habe mein eigenes Leben, Walja. Das andere gehört der Vergangenheit an... Man muß dem leben, was ist, was sein wird...

Jetzt wollte er sich von Mado losreißen und konnte es nicht. Die Scheinwerfer des Wagens beleuchteten nasse Baumstämme, und Sergej spürte, daß Mado bei ihm war. Er dachte: wie furchtbar, daß alles unwiederbringlich ist! Nie habe ich verstanden, daß man die Vergangenheit bedauern kann. Jetzt erst verstehe ich es — man bedauert nicht das, was man getan hat, sondern das, was man nicht getan hat. Warum ist es so gekommen? Doch nicht, weil unsere Gefühle zu schwach waren. Stärker vermag kein Mensch zu lieben... Beim Abschied sagte Mado: „Das kann sich nie mehr wiederholen." Es war mehr als Liebe, aber irgend etwas fehlte — etwas Bindendes und Einfaches. Mado sagte, jeder von uns würde sein eigenes Leben leben, doch dieses andere werde nie vergehen. Sie hat alles verstanden... Das stimmt. Ich weiß nun, daß sie verheiratet ist, und es schmerzt mich nicht. Ich habe Walja. Aber das da ist etwas anderes, weder bin ich Mado untreu geworden noch sie mir. Einem solchen Erlebnis kann man nicht untreu werden. Jetzt ist in Paris Nacht, Regen. Vielleicht geht Mado durch eine schmale Gasse, wie durch einen Wald, und ein Deutscher schleicht ihr nach... Und trotzdem: warum haben wir uns damals getrennt? Mit unverständlicher Leidenschaft trieb es uns zueinander und stieß es uns ab. Major Schilejko sagt: „Schicksal." Aber das Schicksal hängt doch vom Menschen ab. Das ist Fatalismus... Oder nicht?

Der Wagen hielt.

„Das Öl ist alle", sagte der Chauffeur melancholisch, „und daß die Ringe ausgewechselt werden müssen, das weiß ich auch selbst."

Sergej regte sich auf, es war schon spät. Glücklicherweise kam ein Lastwagen, den er anhielt. Bald darauf unterhielt er sich lebhaft mit Artilleristen. Sie erzählten ihm, daß am Stadtrand von Orel gekämpft würde.

Der Himmel färbte sich rot vom Widerschein der Brände. Alle schrien, um den Lärm zu übertönen. Sergej dachte an die Begegnung mit Louis, und ihm war, als sei das nicht vor vier Stunden gewesen, sondern vor unendlich langer Zeit. Nur die tropfenbehangenen Zweige, die hin und wieder im Scheinwerferlicht auftauchten, erinnerten an Mado.

Orel wird also genommen... Sergej dachte jetzt nicht mehr an Mado, sondern an die breiten Flüsse, die noch zu überqueren waren — an die Desna, den Dnjepr, die Weichsel...

* 4 *

Als Sergej fort war, überlegte Louis: warum habe ich ihm gesagt, daß Mado und Berty der Widerstandsbewegung angehören? Das hatte ich mir doch nur gedacht, als ich die Anzeige in der Zeitung las, ein dummer Rechtfertigungsversuch, nichts weiter... René erzählte, Leute wie Berty hätten sich angepaßt, er glaube, Bertys Namen in der Zeitung gelesen zu haben... Wenn das stimmt, verstehe ich überhaupt nichts mehr. Der Vater mochte Pétain vertrauen, er hat immer wie ein Kind geurteilt. Aber nie werde ich glauben, daß Mado ihr Schicksal mit einem Verräter verbunden hat!... Vielleicht glauben sie dort, man müsse irgendwie über diese Zeit hinwegkommen, müsse einander decken? Das Ganze ist ein quälendes Rätsel...

Louis und René dachten oft an die Vergangenheit, bald liebevoll, bald erbittert; worüber sie aber auch sprechen mochten — über ihre Schulstreiche, über den „komischen Krieg" oder über die Demütigungen nach dem Zusammenbruch —, stets kehrten sie zu der einen Frage zurück: was ist mit Frankreich geschehen? Sie wollten dieses Geheimnis ergründen und konnten es nicht. Louis sagte einmal: „Und wenn es so kommt, daß wir zurückkehren und auch nichts verstehen, Ausländer sein werden?"

Konnte er denn Sergej von seinen Zweifeln erzählen? Gewiß, Wlachow ist ein Freund, man fühlt, daß er Frankreich liebgewonnen hat, und trotzdem ist er ein Fremder... Vielleicht dachte er, als von Stalingrad die Rede war: „Und ihr habt euch gleich ergeben"? Soll er nur wissen, daß es echte Franzosen gibt, hier und auch in Frankreich! Die Verräter aber (sollte wirklich Berty einer sein? Ich kann es nicht glauben, René hat da etwas verwechselt!), — das ist unser Leid, darüber kann man mit einem Fremden nicht sprechen...

Louis lächelte: wie wir uns doch verändert haben! Nie wäre mir früher so etwas in den Sinn gekommen... Wenn die Russen von ihrem Land sprechen, klingt aus ihren Worten Stolz. Wlachow hatte Nivelle gleich zurechtgewiesen. Wahrscheinlich verstehen sie auch untereinander keinen Spaß in diesen Sachen... Waren wir etwa früher stolz darauf, daß wir Franzosen sind? Niemand hatte daran gedacht. Wir verspotteten Frankreich in Couplets, machten unsere Witze. Als Mutter mich fragte, ob ich denn allen Ernstes nach Tahiti fahren wolle, erwiderte ich, daß es überall interessanter sei als in Frankreich. Erst in London begriff ich, was ich verloren habe...

Die Russen verhalten sich uns gegenüber besser als die Engländer; die Russen sind selbst leidgeprüft, sie können uns besser verstehen... In England gab es Leute, die uns für Söldlinge hielten. Hier aber betonen alle, daß die „Normandie" ein Bestandteil der alliierten Armee ist. Vielleicht ist das auch Politik, ich weiß es nicht, ich persönlich fühle Freundschaft. Sie brauchen uns nicht, das sieht jeder. Was bedeuten schon zwei Dutzend Flieger in solchen Kämpfen, und wenn es auch die besten sind? Sie haben uns aber wie Kameraden aufgenommen, haben uns Flugzeuge gegeben und gesagt: Ihr könnt in unserem Himmel für euer Paris kämpfen.

Als wir im „komischen Krieg" auf den Einsatz warteten, wußte niemand, wofür wir kämpfen sollten. Und damals waren wir in Frankreich... Jetzt ist Frankreich unvorstellbar fern, und doch weiß jeder, daß wir für Paris kämpfen. Früher war die Fliegerei für mich ein unterhaltsamer Sport — man kann Rekorde aufstellen und sich im Kriegsfalle Lorbeeren holen. Jetzt reizt mich kein Ruhm, ich kämpfe um das Einfachste, um ein Haus mit einem Baum davor, einer Ulme oder einer Erle, an den Fenstern grüne Jalousien, kleine dunkelrote Rosen, um die eine Hummel brummt... Hier ist alles anders, die Bäume, die Häuser, sogar der Himmel, er ist blaß. Wie lange ist es her, daß ich ein Haus mit Schindeldach, mit grauer, von Glyzinien umrankter Steinmauer, die Terrasse eines kleinen Cafés, blaue Siphons, Schulkinder in Schürzen, Frauen in schwarzen Häubchen sah?...

Früher war Louis ängstlich darauf bedacht gewesen, nicht etwa sentimental zu erscheinen, der Krieg hatte ihn verändert, er schämte sich nicht, René die Handvoll Erde zu zeigen, die er vom Grab der Mutter mitgenommen und über London, Syrien und Iwanowo bis hierher nach Orel getragen hatte. Eine Handvoll gewöhnlicher Erde, doch sie erinnerte Louis an Hügel, an eine kleine, den Geruch des Todes ausströmende Myrte, an den tiefblauen südlichen Himmel. Ja, hier kämpfen wir für Paris. Werden sie denn auch jetzt noch nicht landen?... Wieder ist ein Jahr vergangen, die Boches wurden bei Stalingrad geschlagen, die dritte Woche schon tobt hier eine große Schlacht. Warum kommen sie denn in Sizilien nicht vom Fleck?... Die Russen sagen, die Verbündeten wollen kurz vor Toresschluß erscheinen. Ich kann den Russen nachfühlen, täglich fallen doch tausende Menschen... Frankreich wartet auch sehnsüchtig, drei Jahre sind die Boches nun dort... Gut, daß ich weggefahren bin: hier bin ich Frankreich näher — hier kämpfe ich...

Der sonst so fröhliche, lärmende Louis war heute bedrückt, er mied die Kameraden, sogar René. Die Begegnung mit Sergej hatte die Wunde aufgerissen, die Vergangenheit erstand — die Mutter, Mado, Paris. Er muß zum Mittagessen — um achtzehn Uhr sollen sie bei den Maschinen sein. Er ging in die Kantine. Unter den

Bäumen standen frisch gezimmerte Tische, die nach Harz rochen. Louis freute sich — niemand war da, er hatte sich verspätet... Klawa sagte mißbilligend:

„Bald ist wieder Zeit fürs Abendbrot."

„Seien Sie nicht böse, Klawa, ich habe mich nur um eine halbe Stunde verspätet, während die Verbündeten sich schon ein ganzes Jahr mit der zweiten Front verspäten."

„Sie müssen immer Ihre Witze machen."

Klawa mußte lächeln. Sie war ein molliges Mädchen, sommersprossig, mit freundlichen grauen Augen und farblosen Brauen. Sie brachte die Suppe, dann den Braten.

„Warum essen Sie nicht?"

Er antwortete schuldbewußt wie ein Kind:

„Ich mag nicht."

Louis sprach besser russisch als die anderen. Die Kameraden beneideten ihn: er konnte den russischen Fliegern ohne Dolmetscher erzählen, wie er einen „Messerschmitt" verfolgte. Die anderen verständigten sich hauptsächlich durch Gesten und mit Hilfe von Worten, die den Russen als termini technici bekannt waren. Louis konnte sogar „Kielflosse" auf russisch aussprechen, was auf die Franzosen ganz besonderen Eindruck machte. Er unterhielt sich oft mit Klawa, fragte sie nach dem russischen Leben, erzählte ihr von Frankreich. Es gefiel ihm, daß Klawa aufmerksam zuhörte und oft verwundert ausrief: „Ist nicht möglich!", „Was Sie nicht sagen!"

Anfangs konnte Klawa nicht verstehen, was für Leute diese Franzosen waren. Am Weihnachtsabend veranstalteten sie eine Feier, tranken und sangen im Chor feierliche Lieder — wie in der Kirche. Klawa fragte den Dolmetscher: „Beten sie?" Der lachte: „Sie singen lustige Liedchen, in der Art wie:

Großmutter gab Geld mir für'n Paar Buxen,
Heute werde ich's mit meinem Schatz verjuxen."

Klawa wurde rot vor Zorn, sie glaubte, daß die Franzosen Rohlinge seien. Später änderte sie ihre Meinung: sie sagen zwar alles, was ihnen einfällt, wissen aber dabei Anstand zu wahren; wenn sie einem den Hof machen, dann tun sie das so delikat, daß man nichts dagegen einwenden kann. Die Franzosen gefielen ihr, sie waren fröhlich, sauber gekleidet, gepflegt, mutig — unser Oberst sagt, daß sie gut kämpfen, aber unüberlegt handeln... Unverständlich, wieso sie in Frankreich so schnell geschlagen wurden... Gestern ist einer nicht zurückgekommen... Er hieß Pierre, das ist dasselbe wie Pjotr, er hatte zu Klawa gesagt, sein Name sei auf russisch Pjotr Gastonowitsch. Morgens hatte er noch gescherzt, hatte erzählt, daß man in Frankreich die Milizionäre „Kühe" nenne, und ahmte

das Brüllen so treffend nach, daß Lena gelaufen kam und aufgeregt fragte, wo denn die Kuh wäre. Und nun war er nicht zurückgekehrt. Klawa konnte abends nicht einschlafen, sie mußte an Pierre denken.

Louis gefiel Klawa am besten: er hat ausdrucksvolle Augen und lacht so, daß man mitlachen muß, selbst wenn man nicht weiß, worum es geht. Außerdem spricht er Russisch... Heute ist er so traurig. Klawa seufzte:

„Man muß doch essen, sonst hat man keine Kraft."

„Ich mag nicht, Klawa."

Sie setzte sich zu ihm, blickte in seine dunklen, glänzenden Augen und fragte:

„Haben Sie eine Frau in Frankreich?"

„Nein."

„Eine Braut?"

Er verstand nicht, Klawa erklärte ihm:

„Ein Mädchen?"

„Nein. Ich hatte eine Mutter, sie ist gestorben. Jetzt habe ich niemanden. Nur Frankreich."

Er dachte daran, wie leicht das Sterben ist, wenn man auf die Erde Frankreichs, auf seine Hügel, Weinberge, Ziegel und Schieferdächer herabblicken kann!... Louis' Augen wurden noch trauriger.

„Nicht traurig sein", sagte Klawa, „wenn der Krieg aus ist, fahren Sie nach Hause, werden dort ein Mädchen finden..."

Louis war von Frauen nicht verwöhnt worden. Er machte einen selbstsicheren, fast schroffen Eindruck, in Wirklichkeit war er krankhaft schüchtern. Wenn ihm ein Mädchen gefiel, versuchte er sich einzureden, daß sie zu dumm oder zu klug sei, und hatte Angst, mit ihr allein zu bleiben und lächerlich zu erscheinen. Bewundernd blickte er Klawa an — wieviel Fraulichkeit und Zartgefühl sie hat!... Er empfand Dankbarkeit für das Mädchen, nahm ihre breite, harte Hand und küßte sie. Klawa wurde puterrot:

„Was tun Sie!"

René kam gelaufen:

„Befehl vom Major... Wir beide sollen Schlachtflieger begleiten."

Louis galt als einer der besten Flieger; in kurzer Zeit hatte er drei Boches abgeschossen. Der Major warf ihm nur übermäßige Nervosität vor und sagte auch dieses Mal: „Denken Sie daran — Ihre Aufgabe ist nicht, hinter den Boches herzujagen, sondern die Schlachtflugzeuge zu decken."

Louis hatte noch am Morgen überlegt: wenn in der Kantine Klawa und nicht Lena Dienst hat, wird alles gut abgehen. Er lächelte spöttisch: mit jedem Tag werde ich abergläubischer — ich zähle die Tannen an der Straße, habe Angst, vor dem Einsatz „morgen" zu sagen, und fasse sogar im Schlaf Holz an. Und

nun Klawa... Ein nettes Mädel... Wie schön könnte es auf der Welt sein, aber alles ist umgekehrt...

Louis und sein Kamerad deckten vier Schlachtflugzeuge. Das Ziel war eine deutsche Kraftwagenansammlung auf der Brjansker Chaussee. Louis sah, wie die Reihen der Boches ins Wanken gerieten. Da sich keine feindlichen Flieger blicken ließen, erlaubte er sich das Vergnügen, auch zum Tiefangriff überzugehen. Plötzlich schossen aus den Wolken Jäger hervor — sechs „Messerschmitts" und zwei „Focke-Wulfs". Louis meldete sofort den Schlachtflugzeugen, daß die Kräfte ungleich seien und abgedreht werden müsse. Die Schlachtflugzeuge flogen in der Mitte; Louis und René wichen einem Luftkampf aus, um die Bomber nicht ohne Schutz zu lassen. Zu Louis' Leidwesen konnte er nicht mit Kaltblütigkeit prahlen. Drei „Messerschmitts" umringten ihn. Er schoß und sah, daß eine Maschine in Brand geriet und abwärts trudelte. Die zweite entfernte sich, die dritte kam in seinen Rücken. René kurvte ein und vertrieb sie. Dann griffen ihn erneut zwei „Messerschmitts" und zwei „Focke-Wulfs" an. Seine Maschine erzitterte. Er verspürte einen furchtbaren Schmerz. Alles verschwamm. Louis spannte seine ganze Kraft an: ich muß die Maschine zum Flugplatz bringen... Nein, ich schaffe es nicht mehr... Ich muß es schaffen... Ihm war, als seien Schieferdächer unter ihm, Weinberge — Frankreich.

René schoß einen „Focke-Wulf" ab und kehrte wohlbehalten zurück. Er meldete dem Major:

„Lancier hat einen Boche abgeschossen, er wurde umringt und stieg, die Boches verfolgten ihn. Ich glaube, er ist irgendwo gelandet."

Der Major befahl, den Flugplatz für eine Nachtlandung fertigzumachen. René wartete die ganze Nacht. Louis kam nicht. Am nächsten Morgen wurde gemeldet, daß Panzerfahrer zehn Kilometer vom Flugplatz entfernt einen abgestürzten „Jakowlew" mit der dreifarbigen französischen Kokarde gesehen haben.

Louis wurde in dem Wäldchen beigesetzt, in dem er Sergej begegnet war. Dort standen viele weiße, dünne Birken, vielleicht zu weiß und zu dünn für diese Jahre... Der russische Oberst sagte: „Schlafe, Kampfgenosse", und das Wort „Genosse" machte alle noch trauriger, soviel Wärme lag darin. Die Flieger standen am Grab, und jeder dachte an das ferne Land, in dem sie aufgewachsen waren, gespielt und geliebt hatten. Sie sahen französische Friedhöfe mit Zypressen, Myrten, Rosen, silberne Olivenhaine, Pappeln, Feigenbäume. Ein Flieger wies auf die Birken und flüsterte: „Wie bei uns in Sologne." René trat als letzter an das Grab und warf eine Handvoll Erde auf den toten Freund, dieselbe Erde, die Louis aus Frankreich mitgebracht hatte. Eine Abschiedssalve krachte.

Klawa legte einen großen Strauß Feldblumen auf das Grab.

Am Abend weinte sie lange in ihrem Unterstand. Warum tut er mir so leid? Fast noch mehr als die eigenen Leute... Vielleicht, weil es so schrecklich ist, fern von der Heimat zu sterben?... Er sagte, er habe weder Frau noch Braut, nur Frankreich. Nun sieht er auch Frankreich nicht wieder...

* 5 *

Es heißt, die Gewohnheiten des Daseins, die strengen Regeln des Alltags, die Ruhe der Mitmenschen helfen über das schwerste Leid hinweg. Natascha fand in etwas anderem Trost — in der Tragik des Geschehens, in der allgemeinen Erbitterung von neunzehnhunderteinundvierzig und -zweiundvierzig, in dem Leben, das kein Leben war. Vor einem Monat hatten alle wieder den Atem angehalten, als die Heeresberichte den Beginn der deutschen Offensive meldeten. Im März besetzten die Deutschen Charkow. Sollte es ihnen wirklich wieder gelingen?... Natascha wußte, daß Dmitri Alexejewitsch irgendwo bei Kursk war... Die Unruhe währte nicht lange, eine Woche später sprach niemand mehr von Kursk, man wartete, wie unsere Offensive auf Orel enden werde. Dmitri Alexejewitsch schrieb Natascha: „Ich habe ihren ‚Tiger‘ gesehen und kann mir vorstellen, wieviel Zeit und Geld erforderlich sind, um solch ein Monstrum herzustellen, Gorochow aber hat ihn abgeschossen. Vor dem Krieg hat er in einer Hühnerfarm gearbeitet. Gestern habe ich ihm den Blinddarm operiert."

Natascha kehrte im Frühjahr nach Moskau zurück. Die Stadt nahm allmählich wieder ihr Vorkriegsaussehen an; viele Theater waren geöffnet, auf den Straßen waren wieder mehr Kraftwagen zu sehen. Manche Leute, die sich beruhigt hatten, befaßten sich mit ihren Privatangelegenheiten: Gespräche über Wohnungsfragen kamen wieder auf — die einen wurden ausquartiert, die anderen zogen ein; nach einer zweijährigen Pause wurden die Streitereien in der Küche wiederaufgenommen; auf den Märkten herrschte Hochbetrieb; die Kommissionsgeschäfte lebten wieder auf. Die Menschen aber, die mit ihrem Gewissen, mit ihrem Herzen und ihrem Blut mit der Front verbunden waren, arbeiteten mit übermenschlicher Anspannung weiter; man konnte die Offensive auf Orel nicht verstehen, hatte man nicht einen Blick in die Moskauer Häuser geworfen. In den Fabriken hoben Frauen Lasten, die über ihre Kräfte gingen. Die Jungens spielten in den Pausen mit den Schubkarren im Fabrikhof — sie blieben Kinder und wollten spielen. Invaliden ohne Arme und Beine ließen sich von Greisen umschulen. Moskau arbeitete hingebungsvoll. Ewig unausgeschlafen war Nataschas Nachbarin, Maria Nikolajewna, die in einem Kriegsbetrieb arbeitete, unausgeschlafen war auch Natascha; wenn sie einander begegneten, sahen sie sich mit müden,

entzündeten Augen an, in denen der Wille gegen die unerträgliche Müdigkeit kämpfte.

Die Rückkehr in die Heimatstadt, in der sie aufgewachsen war, in der sie mit der Mutter gelebt, auf dem Gogol-Boulevard im Sande gespielt hatte, die Stadt, in der sie gelernt und studiert hatte, in der sie Wassja begegnet war, ließ sie ihr Leid mit neuer Kraft empfinden. Natascha erhoffte nichts mehr für sich, und wenn ihr der Vater von Partisanenabteilungen schrieb, dann dachte sie: er will mich trösten... Sie wußte, daß Wassja gefallen war, doch ihre Liebe erlosch nicht, sondern wurde noch inniger, leidenschaftlicher, und manchmal fragte sie sich: kann man denn einen Menschen so stark lieben, der nicht mehr ist?...

In ihrem Zimmer fand sie Zettel von Wassja, seinen Block mit Zeichnungen, den er vergessen hatte, als er im Winter nach Minsk fuhr. Jede Kleinigkeit mahnte an den Verlust: die Pralineschachtel (Wassja hatte sie ihr zum Geburtstag gebracht, sich aber nicht getraut, sie ihr zu geben; er steckte sie zwischen die Bücher; als Natascha die Schachtel fand, wußte sie nicht einmal sofort, wer sie gebracht hatte, später neckte sie ihn deshalb oft), die zerbrochene Vase (Wassja war hitzig geworden — sie stritten, ob es ein „ideologisches Ballett“ gebe — und hatte das Regal umgeworfen).

Wir waren doch richtige Kinder, dachte Natascha, wenn sie sich an diese langen Diskussionen mit Wassja erinnerte. Einmal hatten sie über den Tod gesprochen. Natascha war der Ansicht, man könne nicht mit dem Bewußtsein leben, daß der Tod unabänderlich sei, doch Wassja widersprach ihr und sagte, „die Gelehrten kämpfen mit dem Tod“. Ein anderes Mal meinte Natascha, daß sie sich vor Leid fürchte, man könne „so leicht Pessimist werden“. Sie lasen viel, dachten über Bücher nach, aber vom Leben wußten sie nichts...

Bekannte sagten ihr oft, sie sei sehr hübsch geworden, man könne sie kaum wiedererkennen. Sie hatte sich nicht nur äußerlich verändert. Gorjew kam von der Front. Er hatte vor dem Krieg bei den Krylows verkehrt, damals war ihm Natascha als ein kleines Mädchen erschienen; jetzt verliebte er sich in sie und dachte: wieso habe ich früher nicht gesehen, daß sie einen ungewöhnlichen Charakter hat, daß sie überhaupt eine ungewöhnliche Frau ist?... Er war Philologe, jetzt Artilleriemajor, ein kluger und eigenartiger Mensch, der sich im Krieg als tapfer erwiesen hatte, jedoch in Herzenssachen befangen war. Erst am Tag vor seiner Abreise entschloß er sich, über seine Gefühle zu sprechen. Natascha nahm ihn bei der Hand und sagte ihm zärtlich, aber bestimmt: „Lassen wir das.“ Er bekam einen roten Kopf und glaubte, Natascha hielte ihn für ehrlos. Aber beim Abschied umarmte sie ihn: „Seien Sie mir nicht böse, ich kann nicht anders. Sie sind ein guter Freund, deshalb kann ich

Ihnen das sagen.“ Sie wußte, daß es für sie kein Glück mehr geben konnte, nicht weil sie tugendhaft war, ihrem Mann treu bleiben wollte, sondern weil dieses Glück sich nicht wiederholen konnte; alles, was in ihrem Leben hätte sein können, hatte sie schon mit Wassja erlebt.

Natascha begriff jetzt, daß Leid nicht töten, daß man mit Leid im Herzen leben kann, daß es dem Menschen neue Kräfte, der Seele neuen Auftrieb gibt. Die Ärzte, Schwestern und Verwundeten hielten sie für ein lustiges Mädel und sagten, niemand vermag so zu trösten und Wärme zu spenden wie sie. Wenn Maria Nikolajewna lange Zeit keinen Brief von ihrem Mann erhielt, kam sie zu Natascha, und Natascha bewies ihr, daß morgen oder übermorgen ein Brief eintreffen würde und daß ihrem Mann nichts, aber auch rein nichts zustoßen könne. War dann Maria Nikolajewna beruhigt fortgegangen, so grübelte Natascha über das Rätsel des Todes nach. Man muß sich also damit abfinden?... Oder soll man, wie Wassja damals, Trost in der Hoffnung suchen, daß die Gelehrten das Geheimnis der Unsterblichkeit aufdecken werden?... Früher war alles so einfach gewesen — die Großmutter glaubte noch an ein Leben im Jenseits... Aber vielleicht gibt es gar kein einzelnes, gesondertes Schicksal? Der Tod ist schrecklich, wenn man in sich, für sich lebt. Solange der Wald lebt, ist auch der abgestorbene Baum nicht tot... Ich freue mich, daß Maria Nikolajewna gestern einen Brief bekommen hat, freue mich über ihr Glück, weil es auch das meine ist... Wir haben die Deutschen bei Kursk zurückgeschlagen... Der kleine Wassja wächst heran...

Natascha wußte gar nicht, wie sehr ihr der kleine Wassja half. Sie glaubte, kein eigenes Leben mehr zu haben, doch nahm sie den Sohn auf ihren Arm, so überflutete sie eine Welle von Glück, und um ihre Lippen spielte das verlegene Lächeln, das Wassja einst an ihr aufgefallen war. Oft dachte sie an die Worte, die Wassja ihr im brennenden Minsk gesagt hatte: „Wir gehören für immer zusammen...“ Die Juninacht lebte allem zum Trotz, lebte in Nataschas Herzen, in jeder Bewegung des kleinen Wassja. Natascha führte lange Gespräche mit ihm, und wenn er lächelte, dann war ihr, als verstünde er alles, als sei er sich seines Rechtes auf dieses Lächeln, auf das Atmen, auf das Leben bewußt. Wie wird er leben?... Es kann nicht sein, daß es in zwanzig Jahren wieder Faschisten geben wird, wieder Bomben, wieder die finstere, furchtbare Erbitterung!...

Die Arbeit im Lazarett erforderte noch immer viel Zeit und seelische Kraft. Die militärische Lage hatte sich geändert, die Deutschen bedrohten Moskau nicht mehr, doch immer noch wurden Menschen von Bomben, Minen und Granaten zerfetzt. Wenn Natascha den weißen Kittel überzog, betrat sie eine Welt, die ihr vertraut geworden war; hier war der Krieg nicht Strategie, nicht der Hasard

des Kampfes, nicht schwere Arbeit, hier war der Krieg nur endloses Leiden.

Der Flieger Rjasanzew wurde mit einer Kopfwunde eingeliefert. Ein Verwundeter erzählte Natascha, Rjasanzew habe im Bezirk Brjansk Jagdschutz für Bomber geflogen. Ein Geschoß hatte die Maschine getroffen, dem Flieger gelang es, das brennende Flugzeug auf unser Gebiet zu bringen. Rjasanzew wurde der Schädel aufgemeißelt, die Ärzte meinten, er würde genesen. Er phantasierte: „Bin in die Kurve gegangen... Kleiner, deck mich!... Jaschka pendelt... Zieh auf!" Dann schrie er: „Maschenka, verscheuch die Biene, sie wird dich gleich stechen! Sie hat die Blumen gerochen... Woher kommen die vielen Levkojen?" Es gab aber weder einen Kleinen noch Maschenka, noch Levkojen, es gab nur die weißgetünchten Lazarettwände und Natascha, die unter Aufbietung aller Kräfte Rjasanzew zulächelte — ihr war, als läge Wassja vor ihr... Bis zum Morgen saß sie an seinem Bett; am Morgen starb er.

Die Salutsalven überraschten sie, sie hatte den Tagesbefehl nicht gehört. Maria Nikolajewna rief: „Für Orel! Sehen Sie doch bloß, wie schön!" Wassja war vom Lärm aufgewacht und weinte. Natascha nahm ihn auf den Arm, er beruhigte sich. Es war wirklich sehr schön: grüne und rote Raketen stiegen hoch und erloschen, und immer schwebte noch lange ein einzelnes Irrlicht, das nicht sterben wollte, durch den Raum. Natascha klatschte in die Hände. Wassja lachte. Dann dachte Natascha an die Front — dort sind die Raketen anders, und auch die Geschütze krachen nicht so... In diesem Augenblick stirbt jemand... Eine grüne Rakete leuchtete über den Häusern auf. Natascha sah Rjasanzews fiebrige Augen. Wieder eine Salve, wieder Raketen... Orel ist genommen, das ist herrlich! Und Natascha wiederholte laut: „Herrlich!"

Dann wurde es dunkel und still, ihr war, als sei die Nacht vordem nicht so still, nicht so unendlich schwarz gewesen. Das Herz krampfte sich ihr auf einmal zusammen — das Glück wird nicht wiederkehren... Doch Natascha überwand rasch die Wehmut, ging zur Nachbarin und sagte heiter:

„Das war sehr schön, sogar Wassja hat es verstanden... Jetzt wird alles schnell zu Ende gehen, Maria Nikolajewna, Sie werden sehen. Es handelt sich ja nicht nur darum, daß Orel genommen wurde, mit den Deutschen ist es aus... Bald wird Pjotr Iwanowitsch zurückkommen, ich bin fest davon überzeugt."

Am nächsten Morgen schrieb sie an Dmitri Alexejewitsch: „Väterchen, auch Dir zu Ehren wurde Salut geschossen. Ich stand mit dem kleinen Wassja am Fenster, es war sehr schön, irgendwie kam das zum Ausdruck, was alle fühlen. Wenn das Herz klopft, ist das nicht zu hören, hier aber wurde gleich für alle gesprochen. Nun haben wir doch noch das Glück erlebt, Väterchen!"

* 6 *

Ossip lächelte — alles erfreute ihn, die weißen Häuschen, die schwarzen Nächte, die ukrainische Aussprache und die Tatsache, daß sie täglich Kiew näher kamen. Vergeblich versuchten die Deutschen, den Vormarsch aufzuhalten. Manchmal zogen sie sich in solchem Tempo zurück, daß sie keine Zeit mehr fanden, die Häuser anzustecken und die Menschen zu verschleppen. Die Soldaten kamen in unversehrte Dörfer mit schelmischen und zärtlichen Mädchen, mit gastlichen Hausfrauen, die ihnen selbstgebrannten Schnaps, Sahne und Kürbisbrei vorsetzten und erzählten, wie die hochmütigen Deutschen zu seufzen und zu beten anfingen.

Eine alte Frau bekreuzigte die vorüberziehenden Panzer, Geschütze und Wagen. Sie sagte: „Ich stehe schon seit dem frühen Morgen hier, und das geht so ohne Ende, dabei haben sie erzählt, die Russen hätten keine Soldaten." Die „Schwiegersöhne und Schwäger" von gestern gaben sich für Partisanen aus, aber aus den Wäldern kamen die echten Partisanen, und Ossip stand wie geblendet vor überquellendem Glück, als er sie sah.

Dann begann die Wüste: die deutschen Sonderkommandos hatten alles niedergebrannt. Nachts war weithin der Feuerschein brennender Dörfer zu sehen. Der Brandgeruch benahm den Atem. Auf den Feldern lagen die von den Deutschen erschossenen Kühe mit riesigen, aufgetriebenen Bäuchen. Hie und da kehrte die Bevölkerung in die niedergebrannten Dörfer zurück; die Frauen erzählten: „Wir sahen, daß die Deutschen hin und her flitzten, und versteckten uns im Hanffeld." Auf einem Dorffriedhof fand Ossip einen unbeweglich sitzenden Greis; die Deutschen hatten alles niedergebrannt, die Menschen verschleppt, nur dieser Greis war übriggeblieben, mit den schweren Lidern über den Augen, die nicht mehr in die Welt blicken wollten. In einem anderen Dorf sah Ossip gefällte Apfelbäume, an denen noch die grünen Blätter zitterten, und große wächserne Äpfel, die in der Augustsonne nachzureifen schienen. Diese säuberlich gefällten Obstbäume waren furchtbarer als die Brandstätten; Ossip wandte sich ab, erschüttert von der blinden Wut der Menschen.

Der verwundete Sergeant Selizki wollte nicht auf den Verbandplatz gehen, er sagte zu Ossip: „Ich will sie mit verjagen helfen." Alle lebten nur dem Wunsch — sie verjagen. Müdigkeit und Schwermut waren vergessen; die Menschen fieberten vor Freude, Zorn und Ungeduld.

Man glaubte, die Deutschen würden sich an der Desna festsetzen, der Fluß war breit, das rechte Ufer steil. Es hieß, dort verliefe der „Ostwall", von dem die Deutschen sooft in ihren Flugblättern geschrieben hatten. Oberstleutnant Medwedjew wurde in den

Armeestab versetzt, Ossip befehligte jetzt das Regiment. Er begab sich in Minajews Bataillon, um festzustellen, von wo aus der Fluß am besten überschritten werden konnte. Nach langem Suchen wurde eine geeignete Stelle ausfindig gemacht: auf dem rechten Ufer war ein Abhang, an dessen Sohle ein schmaler Sandstreifen lag; hier sollte die Anlegestelle errichtet werden. Die Pioniere schleppten Pfosten und Balken heran, schlugen in fieberhafter Eile Flöße zusammen. Die Desna wurde in einem Tempo überschritten, daß den Deutschen Hören und Sehen verging und es nur zu einem kurzen Kampf kam.

Minajew saß auf einer Bank, zu seinen Füßen die Desna, ringsum die Trümmer von Tschernigow. Die Stadt war schon neunzehnhunderteinundvierzig von den Deutschen zerstört worden; die von Gras, Blumen und kleinem Strauchwerk überwucherten Steine sahen wie alte Ruinen aus. Rom... Nur die verrosteten Schilder erinnerten daran, daß diese Stadt noch vor kurzem gelebt, hier hatte eine Bibliothek gestanden, dort ein Laden für Wein und Obst... Es war ein warmer Frühherbsttag. Golden schimmerte das Laub der Kastanien. Minajew lächelte: um wieviel angenehmer ist es, die Desna zu bewundern, wenn man sie schon im Rücken hat... Zum erstenmal sah er die Ukraine; die dem Auge des Nordländers ungewohnte Landschaft fesselte ihn durch ihren Farbenreichtum, die Vollkommenheit der Konturen.

Dann ging Minajew den Boulevard entlang und traf Olga. Sie saß auf einer Bank, im Schauen versunken. Er wollte scherzen, aber es gelang ihm nicht. Seltsam, dachte er, man hält mich doch für den größten Spaßmacher, erst gestern hat Ossip gesagt: „der Armee-Schtschedrin“, wenn aber unser Schtschedrin mit Olga zusammenkommt, benimmt er sich wie ein ganz gewöhnliches Kalb.

Er setzte sich neben sie, zeichnete mit einem trockenen Zweig Figuren in den Sand, wischte sich mit dem Taschentuch das Gesicht und dachte erstaunt: eigentlich ist es doch kühl, aber mir ist warm... Endlich sagte er:

„Wundervolle Aussicht...“

Olga sagte „ja“ und wurde mißtrauisch: macht sich der Hauptmann etwa über sie lustig? Alle fürchteten Minajew, er hatte eine zu spitze Zunge, am meisten aber fürchtete ihn Olga, weil ihr der Hauptmann — wie sie sich selbst eingestand — „schrecklich gefiel“. Olga war neunzehn Jahre alt; vor dem Krieg hatte sie sich oft verliebt — bald in den Geschichtslehrer, bald in einen Schauspieler des Wachtangow-Theaters, bald in einen übermütigen Studenten —, das heißt, ihr schien es immer, als sei sie verliebt; sie schrieb in ihr Tagebuch: „Dieses Mal hatte ich eine verhängnisvolle Begegnung“ oder „Er hat den ganzen Abend mit Warja getanzt, aber ich habe meinen Stolz und werde es ihm niemals verzeihen“, um einen Monat

später am Rande zu vermerken: „All das sind Kindereien, nichts als vorübergehender Flirt." Vor dem Krieg hatte sie sich nach einer großen Liebe gesehnt, war doch die Liebe den Büchern nach so etwas Erhabenes und Rätselhaftes. An der Front fand sie keine Zeit für Schwärmereien, auch hatte sie das, was sie zu sehen bekam, etwas abgekühlt: die Funkerin Ljuda lebte mit dem Major Koschkarjow und dann mit dem Leutnant Nesterow. Hauptmann Solotuchin, der ein Verhältnis mit der Schwester Abramowa hatte, erzählte, er habe in Jaroslawl eine Familie, zu der er nach dem Siege zurückkehren werde, und daß die Schwester nur „eine Frontfreundin" sei. Alles machte sich über diese provisorischen „Gattinnen" lustig und nannte sie Frontfrauen. Die Mutter schrieb Olga, die Kowrigina habe sich einen neuen Mann zugelegt und sage: „Der dort kann fallen, aber der hier ist im Hinterland und ist gut versorgt." Widerwärtig! Wenn das Liebe sein soll, dann verzichtet man besser ganz darauf... Das Gute an Hauptmann Minajew ist, daß er die Frauen nicht beachtet. Er ist überhaupt ein gescheiter Kerl, Major Alper hat ihn ganz richtig charakterisiert: „Der kultivierteste Offizier im Regiment." Nur eines mißfällt ihr: der Hauptmann erlaubt sich mitunter so einen Scherz, daß der Mensch hinterher wie ein begossener Pudel herumläuft. Er selbst aber vergißt im Handumdrehen, was er eben gesagt hat...

Minajew ahnte nicht, daß er Olgas Herz erobert hatte; er saß neben ihr und schwieg verlegen. Er wollte ihr sagen, daß er kein grüner Junge und kein Phrasendrescher sei, daß Olga ihm tatsächlich gefalle, wußte aber nicht, wie er das ausdrücken sollte. Romantische Geschichten, Witze, Gedichte von Lermontow und Heine schwirrten in seinem Kopf herum, aber all das paßte nicht hierher. Er hatte Angst, Olga zu kränken. Schon oft waren sie allein im Unterstand gewesen und Minajew hatte etwas Liebes sagen wollen, sich aber nie dazu entschließen können. Der „Armee-Schtschedrin" war schüchtern und spielte den Witzbold, vielleicht gerade wegen seiner Schüchternheit. Und nun sagte er auf einmal, geschah es unter dem Eindruck der vor ihnen liegenden Landschaft oder weil die Desna überschritten war, jedenfalls überraschend für beide:

„Wissen Sie was, Olenka, wenn der Krieg aus ist und wenn ich nicht falle und wenn Sie nichts dagegen haben, werden wir beide heiraten, ja?"

Sie errötete: das hatte sie geahnt! Der Hauptmann hatte ihre Gefühle erraten und wollte sich über sie lustig machen. Sie erhob sich.

„Genosse Hauptmann, gestatten Sie zu gehen?"

Ich Esel, dachte Minajew später, wie konnte ich mir einbilden, daß sie einverstanden sein würde. So ein prächtiges Mädel, sicher hat sie ein Dutzend Verehrer. Und was bin ich? Augenblicklich

im Rahmen des Bataillons noch eine „Persönlichkeit“, aber wenn der Krieg aus ist, wird Genosse Minajew so ein Mittelding zwischen einem unfertigen Juristen und einem Organisator von Massenspielen in einem provinziellen „Erholungspark“ sein. Außerdem habe ich eine Nase wie ein Truthahn und kann nicht einmal tanzen; klar, daß das Mädchen gekränkt ist; und wie ich es noch gesagt habe, saudumm, so etwa wie „wenn der Krieg aus ist, gehen wir ins Kino“. Schade... Ein zweites Mal wird mir ein solches Mädel nicht mehr begegnen, es gibt natürlich viele Mädchen, aber auf eines, das einem gefällt, kann man sein ganzes Leben lang warten... Nun, da ist nichts mehr zu machen, kehren wir also zur Tagesordnung zurück, vorerst ist noch der Weg nach Berlin zurückzulegen. Später kann man sich dann Gedanken über die Nutzlosigkeit des Junggesellenlebens machen.

Minajew verspottete sich selbst, aber es war ihm durchaus nicht nach Scherz und Spott zumute. Die Stadt Tschernigow hatte plötzlich ihre Freundlichkeit verloren; jetzt sah er nur die Trümmer. Keine einzige Stadt haben die Schufte verschont! Man schreibt: „Wir werden uns rächen!“ Als würde einem leichter ums Herz, wenn irgendeine deutsche Stadt niedergebrannt wird!...

Eine Woche später saß er in einem Häuschen und las die Zeitung. Olga hatte Dienst am Telephon. Zum erstenmal nach jenem unglückseligen Antrag waren sie wieder allein. Minajew sagte:

„Lächerlich — die Deutschen haben Mussolini geklaut. Italien haben sie verloren, nun wollen sie sich wenigstens den Duce sichern...“ Dann fragte er plötzlich mit veränderter Stimme: „Olga, sagen Sie die Wahrheit, sind Sie mir böse?“

Olga errötete, und wenn sie rot wurde, war das jedesmal deutlich zu sehen. In der Schule hatte man sie geneckt: „Du kannst nicht lügen“, und immer hatte sie entrüstet gesagt: „Ich lüge auch nicht, ich habe eben so eine Haut.“ Jetzt konnte sie kaum an sich halten, um nicht hinauszulaufen. Minajew aber sah sie unverwandt an. Endlich flüsterte sie:

„Warum foppen Sie mich?“

Er trat auf sie zu:

„Ich foppe Sie nicht, Olga, das Glück foppt mich.“

Später konnten sie sich nicht mehr erinnern, wie alles gekommen war. Vielleicht hatte Minajew Olgas Hand gestreichelt, vielleicht aber hatte sie, um ihre Verlegenheit zu verbergen, den Kopf an seine Schulter gelegt.

„Wenn der Krieg aus ist, werden Sie mich verlassen“, sagte plötzlich Olga.

„Schauen Sie mich an, Olenka. Sehe ich etwa wie einer aus, der jemanden verläßt? Solche wie ich werden verlassen, das stimmt, und nicht umgekehrt... Aber wir beide wollen Ausnahmen sein und

einander nicht verlassen, erstens von wegen der hohen Gefühle, na, das ist verständlich, klar, zweitens, weil wir beide schon über ein Jahr zusammen kämpfen. Vielleicht wird es noch mehr werden... Ich finde, du kannst ruhig du zu mir sagen, und überhaupt ist es ganz überflüssig zu warten, bis Hitler sein ‚Kaputt!‘ schreit.“

Auf dem Wege zu Ossips Gefechtsstand überlegte er sich: soll er sagen, daß er heiratet, oder soll er lieber den Mund halten?

Ossip war ungewöhnlich erregt:

„Unsere Armee wird der Ersten Ukrainischen Front eingegliedert. Weißt du, was das heißt? Wir werden an der Offensive auf Kiew teilnehmen! Zunächst Richtung Pakul-Passeka, und dann — der Dnjepr... Der Umschwung ist nicht zu verkennen, die Fritze sind jetzt anders gestimmt. Und auch die Unseren... Heute sagte ein Rotarmist: ‚Ich hab's eilig‘, ich frage ihn, wohin? Er antwortet: ‚Es ist Zeit, Schluß zu machen.‘ Die Fritze hoffen, am Dnjepr zu überwintern, ich glaube, wir werden ihnen einen Strich durch die Rechnung machen. Es sieht wirklich nach Schluß aus...“

„Zweifellos“, sagte Minajew. „Ich will dir noch einen weiteren Beweis dafür geben, aus ganz anderem Gebiet — ich habe beschlossen zu heiraten. Du glaubst es wohl nicht? So wahr ich hier stehe. Du kennst sie auch — Olga.“

Ossip konnte es nicht fassen. Ja, gewiß, es gibt da eine Olga, die mit dem rötlichen Haar... Aber warum denn „heiraten“?

Minajew schien seine Gedanken zu erraten:

„Das ist die beste Illustration zu deinen Worten. Konnte ich etwa vor einem Jahr an so etwas denken, auf dem verdammten Hügel da? Hätte mir damals jemand gesagt, ich würde in einem Jahr einen richtiggehenden Heiratsantrag machen, ich hätte ihn wohl zum Teufel gejagt... Damals dachte ich eher an ein Begräbnis als an eine Hochzeit. Du hast doch selbst von ‚Umschwung‘ gesprochen... Billigst du meine Wahl?“

„Warum nicht? Sie scheint ein ernstes Mädel zu sein... Eigentlich ist es aber doch erstaunlich... Alle hast du durch den Kakao gezogen, hast dich groß getan, daß du solo bist, und plötzlich bums... Zwischen der Desna und dem Dnjepr... Wie im Roman.“

Als Minajew gegangen war, dachte Ossip zum erstenmal daran, daß der Krieg bestimmt ein Ende nimmt; er wird nach Kiew zurückkehren, Raja, die Mutter und Alenka werden wiederkommen. Vielleicht ist Mutter gestorben? Raja antwortet nicht, wenn ich sie nach der Mutter frage. Die Mutter hatte soviel durchmachen müssen, die schwere Reise, ein Leben fern von der Heimatstadt. Vierundsechzig Jahre ist ein hohes Alter... Plötzlich erschauerte Ossip bei dem Gedanken, daß Raja an der Front war. Bisher war ihm das natürlich erschienen, jetzt aber dachte er gramvoll: daß ich kämpfe, ist selbstverständlich, aber Raja?... Er wollte das bescheidene

Glück, die Gewißheit haben, bei Kriegsschluß seine Frau, sein Heim wiederzufinden. Ohne diese Gewißheit ist das Kämpfen schwer... Vielleicht hatten ihn Minajews Worte erregt — die Frau, Zärtlichkeit und Behaglichkeit waren plötzlich in die Welt des Krieges getreten. Oder hatte die Nähe Kiews das Herz so unruhig schlagen lassen? Der Befehlshaber hatte gestern gesagt: „Jetzt ist es bald soweit.“ Ja, Kiew ist ganz nah... Wir gehen zwar nördlicher, auf Tschernobyl zu, aber trotzdem ist es nah... Er maß mit den Fingern die Entfernung auf der Karte. Aber das Herz wollte sich nicht beruhigen. Alles gemahnte an die Heimatstadt — die Bäume, die Sprache, die Sterne. Er sah die bucklige Straße vor sich, die er mit Raja hinaufgegangen war. Werden sie wirklich wieder in den Park gehen?... Raja hatte die langen Wimpern aufgeschlagen und gesagt: „Was hat das mit Jaschtschenko zu tun? Kann ich ihm denn sagen, wie ich dich liebe? Du verstehst nichts, gar nichts!“ Und das stimmt auch — er hat damals vieles nicht verstanden, alles verlief geregelt wie nach einem Plan. In Wirklichkeit war das viel komplizierter... Bei Stalingrad hat er in drei Monaten mehr gelernt als in den vergangenen dreißig Jahren... Wenn nur Raja nichts zustößt! Nie mehr werden wir uns trennen... Wer all das durchgemacht hat, der darf sich auch nicht mehr für einen Tag trennen...

Inzwischen saß Minajew am Tisch, hatte den Kopf ein wenig zur Seite geneigt und schrieb:

„Liebes Muttchen! Du kannst mir gratulieren — wir haben in einer Woche einhundert Kilometer zurückgelegt. Ebensoviel haben folglich auch die Deutschen zurückgelegt, aber die würden sich für Gratulationen bedanken. Gestern fragte ich einen gefangenen Fritz, wie er sich die Zukunft denke, er antwortete, er könne nicht denken, weil er Blasen an den Füßen habe... Ich aber denke nicht nur an die Zukunft, sondern habe sogar geheiratet. Glaube nicht, daß das ein leichtes Fronterlebnis ist. Olga ist das ernsteste Mädchen, dem ich je begegnet bin, fast wie ein Akademiker, ihr fehlt nur noch die Dissertation und die Brille. Sie hat die Zehnjahresschule beendet und wollte das Pädagogische Institut besuchen, wurde aber vom Schicksal und von Hitler dazu ausersehen, Funkerin zu werden. Sie wird Dir sicher gefallen, sie gefällt allen, und dann hat sie heute gesagt, daß ich mich nur so lustig gäbe — das ist doch Dein Lieblingsausspruch! Mein gutes Muttchen, bald schneien wir Dir beide ins Haus! Ich werde alles tun, damit der Führer nicht geklaut wird wie der Duce, schlimmstenfalls muß er eben kaltgemacht werden. Gutes Muttchen, erwarte in nächster Zukunft Deinen dummen Mitja und seine durchaus nicht dumme bessere Hälfte.“

Er trat hinaus und fragte einen alten Bauern:

„Wie weit ist es bis Pakul?“

In der Nähe stand ein lustiger Panzerfahrer, der nahm Haltung an, legte die Hand an die Mütze und sagte ernst:

„Genosse Hauptmann, ich diskutiere gerade mit dem Alten darüber, wie weit es noch bis Berlin ist.“

* 7 *

Am Mittwoch, den achten September, begann mit einer Woche Verspätung der Unterricht in den Schulen. Der Schuldirektor Alexej Nikolajewitsch Steschenko hielt eine Ansprache: „Wir, die wir nunmehr der europäischen Kultur teilhaftig wurden, wollen uns nach Kräften bemühen, das Vertrauen des Führers zu rechtfertigen und Schnitter für das Feld der Aufklärung auszubilden, das von den ruhmreichen deutschen Waffen gepflügt wurde.“ Er hatte sich zwar die Rede aufgeschrieben, stotterte aber trotzdem vor Aufregung. Gott sei Dank, dachte er, als er die Schule verließ, das wäre überstanden. An der Ecke des Boulevards kam der Zahnarzt Lewschin auf ihn zu:

„Wissen Sie das Neueste? Aber ganz unter uns... Mir hat es der Bahnhofskommandant erzählt, als ich ihm eine Krone aufsetzte... Sie evakuieren schon.“

Nun war es mit Alexej Nikolajewitschs Ruhe vorbei. Ihm war, als würge ihn jemand, er konnte nicht schlucken, nicht Atem holen. Zum zehnten Male las er den Wehrmachtbericht: „Auf beiden Seiten wird mit beispielloser Erbitterung gekämpft... Trotz zahlenmäßiger Überlegenheit an Menschen und Material ist es den Sowjets an keiner Stelle gelungen, die deutsche Front zu durchbrechen. Ausweichbewegungen wurden in vollkommener Ordnung und nach Zerstörung aller kriegswichtigen Objekte durchgeführt... Die vollständig zerstörten Gruben des Donezbeckens wurden von unseren Truppen planmäßig geräumt... Besonders hervorgetan hat sich das dritte Bataillon des 70. Grenadierregiments unter Führung des Oberleutnants Kecht...“ So schreiben alle, wenn es ihnen dreckig geht... Die Deutschen werden geschlagen, das ist klar... Gestern sagte Juschtschenko, die Bolschewiki seien in Konotop, ich habe es nicht geglaubt, offenbar stimmt es doch, wenn die Deutschen evakuieren... Vielleicht sind die Roten schon in Bachmatsch? So ein Oberleutnant Kecht hat es gut, er türmt und bekommt dafür noch einen Orden... Aber was wird aus mir?... Ich habe niemanden, den ich um Rat fragen kann. Die einen werden zur Gestapo laufen, erklären, ich verbreite Panikstimmung, die anderen ... die anderen warten auf die Roten und werden sagen: „Da ist nichts Schreckliches dabei, bleiben Sie nur“, aber dann wird man mich hängen. Und Tonja ist nicht da...

Antonina Petrowna war im Mai gestorben. Am Morgen hatte

sie das Frühstück bereitet, den Überrock des Mannes gebügelt, hatte wie immer geseufzt, daß sie Walja nicht mehr sehen würde; dann legte sie sich auf die Couch und sagte: „Ljoscha, Wasser, mir ist schlecht.“ Als er ihr das Wasser brachte, hatte sie schon die Besinnung verloren; sie starb, bevor der Arzt eintraf. Alexej Nikolajewitsch wußte, daß Kummer einen Menschen nicht töten kann, daß Tonja einen Herzfehler hatte, und trotzdem dachte er, der Kummer hat sie „zernagt“. Ohne diese Keilerei (so nannte Alexej Nikolajewitsch im stillen den Krieg) hätte sie noch zwanzig Jahre leben können.

Alexej Nikolajewitsch hatte seine Frau geringschätzig angesehen: was versteht sie schon von Politik? Jetzt dachte er: Tonja hatte recht, die Deutschen haben mich übers Ohr gehauen...

Er hatte die Bolschewiki nie gemocht. Doch wer wußte das? Nur seine Frau. Selbst in Waljas Beisein sagte er nie ein Wort zuviel, höchstens, daß er sich über Majakowskis Gedichte oder über Ossips Akzent lustig machte. Antonina Petrowna wußte natürlich, wie ihr Mann zur Sowjetordnung stand, doch auch sie war gegen die „Neuerungen“. Wie konnte es kommen, daß ein Ehepaar, das dreißig Jahre lang im Einvernehmen gelebt hatte, sich gerade in einem Augenblick innerlich fremd wurde, als gutes Einvernehmen bittere Notwendigkeit war? Das begann in den ersten Kriegswochen. Antonina Petrowna sagte, sie müßten fortziehen, Walja suchen. Alexej Nikolajewitsch rief: „Im Stroh herumliegen? Ich danke sehr! Die Bolschewiki haben ihre Rolle ausgespielt. Sollen sie sich ruhig auf die Beine machen, uns beiden droht keine Gefahr.“ Antonina Petrowna sagte immer das gleiche: „In solch einer Zeit müssen wir mit Walja zusammen sein.“ Ihr Mann erwiderte: „Dummheiten. Bis zum Winter ist alles aus.“

Die Deutschen kamen. Alexej Nikolajewitsch staunte über die vielen Panzer und Wagen, über die Eleganz der Offiziere, über das fröhliche Lachen der Soldaten — so sehen Sieger aus! Er dachte an sein eigenes Leben und wurde sich bewußt, daß er nicht so gelebt, wie er es sich gewünscht hatte. Er hatte Professor werden wollen, und was war er? Ein Lehrer, der ein kümmerliches Dasein fristet. Ein Alper hatte mehr zu sagen als er... Außerdem war ihm alles über — Versammlungen, Thesen, Marxismus, Gehaltsabzüge... Gut, daß all das vorbei war!

Als Chana ihnen zurief: „Ich will nichts von Ihnen wissen“, sagte Antonina Petrowna zu ihrem Mann: „Warum hast du sie gekränkt? Was hat sie getan?“ Alexej Nikolajewitsch antwortete: „Es genügt schon, daß sie einen Bolschewik zur Welt gebracht hat.“ Dann hörten sie von Babi Jar. Antonina Petrowna weinte und sagte immer wieder: „Dafür wird uns Gott strafen.“ Ihre Worte brachten Alexej Nikolajewitsch auf. Was hat Gott damit zu tun?

Tonja hatte nie die Kirche besucht... Und die Hauptsache — was haben wir damit zu tun? Ich bin doch nicht in Babi Jar gewesen...

Einen Augenblick hatte er geschwankt — er dachte an seine Jugend zurück, als in Kiew fortwährend die Regierungen wechselten: zuerst der Hetman, dann Petljura, dann kamen die Bolschewiki, dann Denikinleute, dann wieder die Bolschewiki... Ist es nicht gewagt, auf die deutsche Karte zu setzen, wer weiß, wie sich alles entwickeln wird? Doch die Front entfernte sich schnell von Kiew, die Deutschen näherten sich Moskau, schlossen Leningrad ein, und Alexej Nikolajewitsch war von Hitlers Sieg überzeugt. Er arbeitete in der Stadtverwaltung, war Schuldirektor, hielt Reden, schrieb Beiträge für das Lokalblatt unter dem Pseudonym „Mazeppowez". Als im vergangenen Sommer die Deutschen den Kaukasus erreichten, hatte er triumphierend zu seiner Frau gesagt: „Na, wer hat recht gehabt?" Sie brach in Tränen aus: „Wo ist Walja jetzt?"

Antonina Petrowna schwieg, doch ihr Mann spürte, daß sie sein Tun nicht billigte. Als sie einmal einen seiner Artikel mit der Überschrift „Der Totentanz der Roten Armee" las, sagte sie: „Das ist nicht gut, Ljoscha. Wie sie auch sein mögen, sie gehören zu uns." Alexej Nikolajewitsch brauste auf, schrie, daß er in seinem Hause keine solchen Reden dulde. Das war im vergangenen Herbst, ein halbes Jahr vor ihrem Tode.

Tonja ist zur rechten Zeit gestorben, dachte jetzt Alexej Nikolajewitsch. Sie hat zwar nichts von Politik verstanden, aber die Frauen haben so ein besonderes Gefühl. Hätte ich doch nur auf sie gehört. Ich hätte fortziehen können oder hätte hierbleiben und mich still verhalten sollen. Einem Lewschin werden die Roten nichts antun, dabei hat er unter den Deutschen glänzend gelebt, hat den Gestapoleuten die Zähne behandelt, rechts und links gerafft, was er konnte, sich das Klavier von Doktor Mendelewitsch angeeignet. Er hat aber nie geredet... Warum mußte ich mir den Mund verbrennen?... Hinterher kann man leicht klug reden... Ich möchte den Menschen sehen, der im Sommer neunzehnhundertzweiundvierzig am deutschen Sieg gezweifelt hat! Es gab natürlich auch damals schon Fanatiker, die Flugblätter verteilten und sogar schossen. Aber das waren Politiker, die ebenso selbstverständlich zum Galgen gehen wie ich zur Schule. Gewöhnliche Sterbliche wie ich bemühten sich um deutsche Bekanntschaften, um die Wohnung eines ehemaligen verantwortlichen Funktionärs, um jüdische Möbel. Ich brauchte Ropp nur zu sagen, daß ich von den Bolschewiki verfolgt wurde, und schon war alles perfekt — Ernennung zum Direktor, Einladung zu einer Festversammlung, Unterschrift unter ein Danktelegramm... Und jetzt werden mich die Roten hängen. Was kann ich zu meiner Rechtfertigung vorbringen? Sie werden mir nicht

glauben, daß ich die Deutschen hasse. Und doch ist es so. Die Deutschen haben uns von oben herab behandelt, waren grob, man hätte glauben können, sie seien bei sich zu Hause. Sie werden verschwinden und uns unserem Schicksal überlassen... So ein Oberleutnant interessiert sie, ich aber bin ihnen völlig gleichgültig...

Abends besuchte ihn Juschtschenko; er erzählte, man habe die Roten zum Stehen gebracht, Kiew würde auf keinen Fall geräumt werden, längs des Dnjepr verlaufe der „Ostwall", gestern sei die Familie eines deutschen Spezialisten eingetroffen, so daß alle Gerüchte über eine Evakuierung aus den Fingern gesogen seien. Alexej Nikolajewitsch schöpfte wieder Mut. Im Bett nahm er eine Zeitung vor, las über die Arbeitsmobilisierung: „Unseren Jungen und Mädel bietet sich die Möglichkeit, das schönste Land der Welt kennenzulernen — Großdeutschland." Der Jahrgang 1927 wurde einberufen. Alexej Nikolajewitsch lächelte schadenfroh: also wird Lewschins Tochter auch mobilisiert, er hat sich zu früh ins Fäustchen gelacht, wenn er denkt, alle überlistet zu haben. Der Beitrag über den deutschen Film „Weißer Flieder" beruhigte ihn ganz besonders. Sie beschäftigen sich mit Liebe, als sei alles in bester Ordnung... Ja, Deutschland ist eine Macht, mit der die Bolschewiki niemals fertig werden!

Zehn Tage vergingen wie im Fieber: bald beobachtete Alexej Nikolajewitsch, wohin die Deutschen fuhren — zum Bahnhof oder vom Bahnhof —, bald ging er beruhigt durch die Kommissionsgeschäfte auf der Suche nach einer anständigen Pelzmütze. Juschtschenko brachte ihn aufs neue aus der Fassung:

„Die Bolschewiki sind in Neshin."

Kurz vorher war Alexej Nikolajewitsch auf dem Boulevard spazierengegangen und hatte sich an dem herrlichen Herbst erfreut. Nun war plötzlich alles finster geworden. Klar, Juschtschenko spricht die Wahrheit — man braucht nur auf die deutschen Lastwagen zu achten. Sie hauen ab...

Er ging zur Kommandantur zu Leutnant Ropp, den er gut kannte.

„Geben Sie mir einen Passierschein nach Deutschland."

Leutnant Ropp erwiderte:

„Augenblicklich ist das leider nicht möglich."

„Sie evakuieren doch die Stadt."

„Das habe ich von Ihnen nicht erwartet, Herr Steschenko. Sie verbreiten Panik."

Alexej Nikolajewitsch verlor die Selbstbeherrschung:

„Sie schmeißen mich also weg wie eine ausgequetschte Zitrone?"

Leutnant Ropp zuckte die Achseln:

„Ich weiß, daß Sie ein anständiger Mensch sind, deshalb lege ich Ihren Worten keine Bedeutung bei."

Die deutschen Frauen verschwanden. Archive, Bilder, alte

Bücher, Lebensmittel wurden fortgeschafft. Dann verschwanden allmählich auch die Angestellten der „Wikado“, die Sonderführer und Vertreter der Handelsfirmen. Die Kommissionsgeschäfte und Cafés wurden geschlossen. Jetzt brauchte niemand mehr zu fragen, wo die Roten seien, sie standen gegenüber von Kiew, in Darniza. Kiew war nun Frontgebiet. Alexej Nikolajewitsch fürchtete sich weder vor Geschossen noch vor Bomben. Ihn beherrschte nur der eine Gedanke: die Bolschewiki kommen. Wie an jenem Tag, als Lewschin ihn zum erstenmal von der Evakuierung erzählt und er seine Ruhe verloren hatte, schnürte ein Krampf ihm den Hals zu.

Lewschin eröffnete ihm, er werde in Kiew bleiben: „Komme, was wolle, ich habe keine Lust, mich in der Welt herumzutreiben.“ Juschtschenko fuhr nach Shitomir. Als er Abschied nahm, sagte Alexej Nikolajewitsch zu ihm: „Glauben Sie, daß es in Shitomir keine Bäume gibt? Es ist doch ganz egal, wo man hängt.“

Dumm ist das, nach Shitomir oder sogar nach Rowno zu fahren. Wenn die Bolschewiki den Dnjepr überschreiten, dann können sie auch bis zur Grenze vordringen. Dudnik, ja, der hat es richtig gemacht, fuhr gleich nach Deutschland. Dorthin kommen die Bolschewiki nicht... Aber Dudnik hat sich schon neunzehnhundertzweiundvierzig schwarz auf weiß bestätigen lassen, daß er Deutscher sei, das ist es eben. Wenn man doch so ein Papierchen bekommen könnte!...

Alexej Nikolajewitsch handelte mit einer Energie, die nur die Verzweiflung dem Menschen verleiht: er suchte tagtäglich die Kommandantur auf, erzwang eine Unterredung mit Major Rist. Der Major war höflich, schlug ihm aber vor, nach Shitomir zu fahren. Die Rettung kam, als Alexej Nikolajewitsch sie nicht mehr erwartete: der Requisiteur Kowalenko erzählte ihm, ein gewisser Zanders stelle Bescheinigungen über deutsche Abstammung aus, „er nimmt keine Scheine, aber wenn Sie Wertsachen haben“... Alexej Nikolajewitsch hatte noch ein Medaillon von seiner Frau — einen Türkis mit Perle —, das Antonina Petrowna von ihrer Mutter zur Hochzeit bekommen hatte. Tonja rettet mich noch aus dem Jenseits, dachte Alexej Nikolajewitsch, als er das ersehnte Papier in Händen hielt. Er sollte nach Rowno fahren. Kowalenko hatte gesagt, so eine Bescheinigung macht den Weg nach Deutschland frei.

Mit großer Mühe zwängte er sich in den Vorortwaggon, ergatterte einen Sitzplatz; er schloß die Augen und verspürte furchtbare Müdigkeit; teilnahmslos hörte er dem Donner der Geschütze, dem Weinen der Frauen, dem Geschrei der Soldaten zu. Dann kamen Deutsche in den Waggon.

„Alles aussteigen!“

Alexej Nikolajewitsch zögerte. Ein Deutscher schlug ihn. „Ein bißchen dalli, alter Esel!“

Der Feldwebel sagte:

„Der Zug ist für militärische Zwecke bestimmt. Ihr könnt morgen fahren."

Alexej Nikolajewitsch schleppte sich nach Hause. Verwundert blickte er sich in dem Zimmer um, das er sechzehn Jahre lang bewohnt hatte, setzte sich auf den Rand eines Stuhles, als sei er zu Besuch gekommen. Also bis morgen warten... Und was wird morgen sein? Den Papieren nach bin ich jetzt Deutscher, aber ich habe noch nicht einmal richtig die Sprache gelernt. Und wer braucht mich dort? Verrecken werde ich vor Hunger... Die Deutschen kümmert das einen Dreck. Soll ich mich mit dem Hut in der Hand an die Straßenecke stellen? Mit meinen siebenundfünfzig Jahren!... Ich hätte Professor werden können, sogar bei den Bolschewiki war ich Lehrer, mit einer Ehrenurkunde ausgezeichnet...

Auf dem Tischchen stand ein großes gerahmtes Bild von Walja. Sie lächelte und war so schön, daß Alexej Nikolajewitsch tief seufzte. Meine Tochter ist Studentin, sie kann eine berühmte Schauspielerin werden, aber den Deutschen ist das gleich: ein versoffener Starosta oder ein Lehrer mit dreißigjähriger Erfahrung... Walja wird sich von mir abkehren, das ist klar, sie ist Komsomolzin, ihr Mann Parteimitglied... Und Tonja ist gestorben. Im Bett ist noch eine Vertiefung von ihrem Körper... Nichts habe ich mehr, weder eine Familie noch ein Heim... Wohin soll ich denn? Wozu?

Er erinnerte sich, wie ihn der Soldat geschlagen hatte, nahm aus seiner Brieftasche die Bescheinigung, die er mit soviel Mühe erworben hatte, und zerriß sie ruhig in kleine Stücke. Dann legte er sich hin. Müde bin ich, schrecklich müde!... Diesem Fetzen Papier bin ich nachgelaufen... Dumm... Alles ist dumm... Die halbe Nacht lag er mit offenen Augen da. Es dämmerte. Er erhob sich, rauchte zwei Zigaretten, sog gierig den Rauch ein; im Schrank, zwischen Antonina Petrownas alten Sachen, fand er einen Strick, sachlich und doch mechanisch, schon nichts mehr fühlend und denkend, machte er eine Schlinge, rückte das Tischchen ans Fenster, prüfte, ob der Gardinenhaken fest saß. Dann legte er sich ebenso sachlich die Schlinge um den Hals und stieß, alle Kraft zusammenraffend, das Tischchen mit dem Fuß weg. Glas klirrte — Waljas Bild war zu Boden gefallen. Geschützdonner dröhnte. Doch Alexej Nikolajewitsch hörte nichts mehr.

* 8 *

Als im Rundfunk zum erstenmal von „Richtung Kiew" gesprochen wurde, überkam Walja große Erregung: Mutter und Vater werden also bald befreit werden! Hoffentlich haben ihnen die Deutschen nichts zuleide getan... Manchmal versuchte sie, sich Kiew

unter den Deutschen vorzustellen, aber es gelang ihr nicht: bald sah sie im Geiste die Stadt vor dem Kriege, lächelnde Menschen, auf dem Kreschtschatik werden Blumen verkauft, türkisblauer Himmel, bald sah sie rauchende Trümmer, eine Wüste ohne Lebewesen... In der Zeitung stand, die Deutschen verschleppen die Bevölkerung. In Charkow haben aber die Einwohner die Unseren begrüßt... Also werden nicht alle verschleppt. Vielleicht hält der Vater sich verborgen? Die Mutter wird man wohl kaum noch holen, sie ist krank... Und Walja schrieb an Serjosha: „Wenn Du in K. sein solltest, versuche doch zu erfahren, was mit den Eltern ist."

Sergej schrieb unregelmäßig, aber seine Briefe atmeten so viel Zuversicht und Zärtlichkeit, daß Walja sich scheute, sie im Beisein anderer zu lesen. Ihr war, als verlasse sie einen dunklen, dichten Wald.

Selbst in Fernzügen bildet sich ein bestimmter Lebensstil heraus, die Fahrgäste beginnen einander ohne viel Worte zu verstehen, der Wagen mutet einem anheimelnd, vertraut an. Die Menschen lebten nun schon zwei Jahre an fremden Orten, und wenn das Leben auch schwer war — sie arbeiteten über ihre Kräfte, aßen sich nicht satt —, so machte es doch den Eindruck eines beständigen Lebens. Nur Walja konnte sich nicht daran gewöhnen: noch immer war etwas Unbestimmtes in ihrem Lächeln, in ihrem Schicksal. Man sagte von ihr: „Sie ist merkwürdig, arbeitet aber gut!" Der Ingenieur Koslow stellte sie anderen als Beispiel hin. Ein Bildberichterstatter kam, machte auch von Walja eine Aufnahme und sagte: „Bitte, ein bißchen ernster, sonst glaubt niemand, daß Sie eine Stachanowarbeiterin sind." Walja lachte: „Ich glaube es selbst nicht."

Sie war in einen Betrieb gegangen, weil sie von der Vergangenheit loskommen, weil sie weniger grübeln wollte — zu schwer war die Trennung. Jetzt arbeitete sie selbstsicher, ruhig: wenn sie an der Werkbank stand, war ihr, als sei sie Sergej näher. Gewiß, er steht nicht am Maschinengewehr, er baut Brücken, aber die anderen schießen, also ist ihm das Maschinengewehr etwas Vertrautes, Nahes. Der Krieg hat sie getrennt, daran ist nichts zu ändern, man muß in der Arbeit für den Krieg aufgehen, dann begegnet man einander wieder. Wenn sie bei der Arbeit war, merkte man ihr keine Anspannung an — sie tat alles spielend —, abends aber fiel sie todmüde ins Bett.

Sie bewohnte ein winziges, zellenartiges Zimmerchen, in das sie außer einem Bild von Sergej, das über dem Bett hing, nichts Eigenes gebracht hatte. Manchmal wachte Walja des Nachts auf und betrachtete lange und gespannt das Bild, meist nach furchtbaren Träumen — Serjosha wurde von Deutschen umringt oder ertrank in einem See. Was sie auch tun mochte, immer dachte sie an ihn: Serjosha würde lachen, Serjosha hat das nicht gern...

Der Trennungsschmerz stumpfte nicht ab; als er schrieb, er habe mehr als dreißig Kilometer zurückgelegt, überkam sie auf dem Weg vom Betrieb eine solche Schwäche, daß sie fürchtete, ihr Haus nicht mehr zu erreichen...

Wäre Sergej bei ihr gewesen, dann hätte sie sicher die Ruhe gefunden, die sie im Frühling vor dem Krieg gefunden zu haben glaubte, dem einzigen Frühling ihres Lebens. Damals hatte sie gedacht, sie habe sich für immer von ihrem törichten Theatertraum freigemacht. So dachte sie auch noch vor einem Jahr, als selbst Orlowskis Lob ihr Herz nicht stärker schlagen ließ. Jetzt verhießen die Heeresberichte und Sergejs Briefe ein baldiges Wiedersehen, sie sehnte sich nach Glück, aber es war nicht da; und Walja fühlte in sich erwachen, was sie als überwunden, aus ihrem Leben gestrichen glaubte — die Sehnsucht nach der Kunst. Hartnäckig kämpfte sie gegen die Versuchung an, aber immer wieder kamen ihr Strophen, Monologe, Gesten, kurze, klingende Worte in den Sinn.

Es war ein klarer, warmer Sonntag im Altweibersommer. Lida und ihr Mann wollten Walja zu einem Ausflug mitnehmen, aber Walja lehnte ab; sie blieb in ihrem Stübchen und dachte angestrengt nach, hätte sie aber jemand gefragt worüber, sie hätte keine Antwort gewußt — es war ein wirres Durcheinander: Serjosha, der Krieg, Kiew, das Theater... Sie ist doch kein kleines Mädchen mehr, sie hätte sich längst entscheiden müssen, aber sie tappt immer noch im Dunklen... Warum ist Sergej nicht bei ihr?...

Dann stand Walja gedankenverloren mitten im Zimmer, ein Buch in der Hand.

Zweifle an der Sonne Klarheit,
Zweifle an der Sterne Licht,
Zweifl', ob lügen kann die Wahrheit,
Nur an meiner Liebe nicht.

. . . .

Da ist Maßlieb — ich wollte euch ein paar Veilchen geben, aber sie welkten alle, da mein Vater starb — sie sagen, er nahm ein gutes Ende.

. . . .

Und kommt er nicht mehr zurück?
Und kommt er nicht mehr zurück?

. . . .

... und nieder fielen
Die rankenden Trophäen und sie selbst
Ins weinende Gewässer...

„Du bist wohl verrückt geworden?"

Walja hatte nicht bemerkt, daß Lida ins Zimmer gekommen war. Als sie die Freundin sah, schrie sie auf und ließ das Buch fallen. Lida hob es auf.

„‚Hamlet'... Willst du etwa zur Bühne?"

Walja errötete, als habe man sie eines Verbrechens überführt, und sagte kaum hörbar:

„Das ist mir gerade unter die Finger gekommen, ich habe nur laut gelesen."

Lida lächelte mißtrauisch.

„Es war so schön im Wald. Schau, wieviel Pilze wir gefunden haben!"

Als Lida gegangen war, überlegte sich Walja: warum überkommt es mich?... Alles ist schon längst entschieden — ich werde keine Schauspielerin werden. Bevor ich Sergej kennenlernte, hatte ich noch an dem törichten Traum festhalten können, weil ich keinen Platz im Leben fand... Jetzt ist aber alles anders, bald ist der Krieg aus, Serjosha wird kommen... Und das ist die Wirklichkeit.

Vor etwa zwei Wochen hatte Walja einen Brief von Nina Georgijewna erhalten. Nina Georgijewna lebte wieder in Moskau und wollte, daß auch Walja zurückkehre. Sie schrieb: „Dein Institut ist zurückgekommen. An Deiner Stelle würde ich das Studium auf keinen Fall aufgeben. Du schreibst ganz grundlos, daß Du kein Talent hast. Der eine oder andere Professor konnte sich geirrt haben. Ich weiß noch, wie Du uns vor der Abreise Gedichte von Block vortrugst. Das war außergewöhnlich. Liebe Walja, glaube mir, die Hauptsache ist die Berufung, wenn es Dich dazu drängt, so darfst Du nicht vor Mißerfolgen zurückschrecken. Du kannst bei mir wohnen, bis Serjosha kommt, das wäre doch für uns beide gut. Die letzten Nachrichten lauten sehr günstig, ich hoffe, daß wenn auch nicht im Winter, so doch im Sommer alles vorüber ist." Walja antwortete, sie habe keine Lust, ans Institut zurückzukehren; solange der Krieg dauere, werde sie hier arbeiten, und sich später eine andere Arbeit suchen. Es gelang ihr, den Brief in ruhigem Ton abzufassen. Als sie ihn aber abgeschickt hatte, weinte sie die halbe Nacht hindurch.

Und nun hatte Lida sie beim „Hamlet" überrascht... Warum lockt es mich immer wieder, wie den Trinker die Flasche?... Serjosha glaubt, ich hätte mich verändert, oft hat er geschrieben, er bewundere meine Willenskraft, weil ich in diese Einöde gezogen bin, im Betrieb arbeite. Ich aber habe ihn betrogen, habe ihm verschwiegen, daß ich an die Bühne denke. Ich möchte, daß er mich anders, stark sieht. Und doch würde er mich verstehen... Er sagte mir: „Nie habe ich vor dir eine Frau geliebt." Und als ich

einmal fragte: „Wen hast du eigentlich geliebt?“, da antwortete er: „Einen Traum... Nicht hier, in Paris.“ Vielleicht war sein Traum eine Frau, sicher war es eine Frau, doch das ist gleich, ich bin jetzt nicht eifersüchtig, ich fühle, daß er mich liebt... Aber wenn er, der große starke Serjosha, einem Traum nachhängen konnte, warum schäme ich mich dann?... Das hat ihn doch nicht gehindert, zu arbeiten, Brücken zu bauen, zu kämpfen, und mir scheint, ich würde alles verlieren, mich selbst und Serjosha, wenn ich mich von meinen Träumen nicht freimache...

Das Radio knackte. Sechs Uhr. Bald muß sie zur Arbeit... „Unsere Truppen führen erbitterte Kämpfe um die Station Bobrik...“ Wie töricht von mir, der Krieg tobt, „erbitterte Kämpfe“ sind im Gange, vielleicht ist Serjosha dort, er steht im Kugelregen, und ich schaffe mir künstlich Qualen... Bobrik, das ist doch ganz nahe bei Kiew. Als ich das letztemal dort vorbeifuhr, konnte ich mich nicht vom Fenster losreißen — Bobrik, dann kommt Browary, Wald und Sand — Darniza. Dann die Brücke, der Dnjepr, das Höhlenkloster, wunderschön ist das... Wie schnell unsere Truppen vorrücken!... Vielleicht wird Kiew in ein paar Tagen befreit. Jetzt horcht Vater auf — sicher ist schon zu hören, wie geschossen wird. Und Mutter wartet und weint... Ich aber denke an Dummheiten, an die Bühne, an Ophelia, an „rankende Trophäen“.

Der Ingenieur Koslow sagte: „Wenn alle in der Abteilung so arbeiten würden wie die Wlachowa...“ Walja hatte nicht zugehört, sie lächelte zerstreut. Vielleicht hatte sie es aber doch gehört und nur an etwas anderes gedacht. Obwohl ihr die Augen vor Müdigkeit zufielen, schrieb sie am Abend Sergej:

„Du weißt nicht, wie glücklich ich bin! Jeden Tag entfernst Du Dich mehr, das heißt, kommst Du mir näher, bald ist das Ende da, ich warte geduldig. Und wenn mir manchmal dummes Zeug in den Sinn kommt, so wirst Du alles verstehen, wenn ich es Dir erzähle, Du wirst nicht böse sein. Weißt Du, als ich Dich zum erstenmal bei Krylows sah, dachte ich, Du seist ein Dichter. Du sahst so zerstreut und begeistert über mich hinweg, daß mir der Atem stockte. Serjoshenka, wenn Du wüßtest, wie ich Dich liebe, ich lebe mit Dir, mit Deiner Arbeit, mit Deinem Schmerz, ich fühle Deine große Müdigkeit und sehe Deine Brücken, den Sieg und Dich, wie Du auf dem Bild beim Landhaus bist — in Mantel und Mütze — Du, mein Schicksal, meine Liebe, mein Alles!“

* 9 *

Richter sah zu dem Feuerschein am Himmel auf und fluchte. Wieder türmen wir... Oberst Gabler hat elf Mann vors Kriegsgericht stellen lassen. Nichts hilft — alles läuft wie angestochen. Wir standen an der Desna, sagten „hier verläuft der Ostwall", als aber hundert Russen ans rechte Ufer herüberkamen, lief die ganze Division weg. Einen solchen Triumph zu erleben und dann so tief zu sinken! Wir waren doch noch vor ganz kurzer Zeit auf den Höhen des Kaukasus... Ich selbst bin ja auch nicht besser: brauche nur das Wort „Iwan" zu hören und laufe schon, was das Zeug hält.

Gestern fragte ein Einfaltspinsel von den Ersatzleuten: „Wo verläuft der Ostwall?" Richter antwortete ihm: „Er läuft mit uns mit." Alle lachten. Ehrlich gesagt, gibt's da gar nichts zu lachen.

Als Richter einen Brief von seiner Frau erhielt, dachte er: es war wohl falsch, sie zum Umzug nach dem Harz zu überreden... Hilde schrieb: „Hier ist es ruhig, Fliegerangriffe hat es nicht gegeben, aber alle sind schrecklich deprimiert, jede Familie hat Trauer, Männer sieht man überhaupt nicht. Die Leute hier sind große Egoisten, sie meckern, man könne sich nicht mehr rühren, weil Flüchtlinge hergekommen sind, und schimpfen, weil die Preise steigen. Ich sollte mit zum Arbeitseinsatz, aber Robert hat mich davor bewahrt. Auf Berlin fand wieder ein Terrorangriff statt, schlimmer als alle bisherigen. Tante Margrit war glücklicherweise zu Klärchens Konfirmation nach Potsdam gefahren. Als sie zurückkam, fand sie keine Spur mehr von ihrem Haus vor, sie erkannte überhaupt die Straße nicht wieder, nichts als Trümmer. Lieber Kurt, erkläre mir doch bitte, was jetzt eigentlich vorgeht. Ich verstehe nichts mehr! Italien hat uns verraten, und mit den Russen wird es auch nichts, sie haben zu viele Menschen. Ich muß immerzu daran denken, wie Du Dich in diesem schrecklichen Land quälen mußt! Hier leben jetzt Italiener, ich verstehe nicht, was sie vorstellen — Gefangene oder Verbündete —, sie gehen frei herum und arbeiten. Johanna sagt, sie seien schuld, weil uns die Dynastie Savoyen und die Kommunisten in den Rücken gefallen sind und weil sie nicht auf den Duce gehört haben und ihre Schuld nicht sühnen wollen. Du weißt, daß ich von Politik nichts verstehe, aber bei Johanna habe ich einen sehr netten Italiener kennengelernt, der sagt, er halte nichts von Badoglio. Vor dem Krieg war er Theaterkritiker. Wenn er spricht, lachen wir uns tot. Sonst gibt es nichts Neues. Ich bin ein bißchen dünner geworden, man sagt, daß es mir gut steht. Hier ist es wie auf dem Land, man hat gar keine Lust, sich hübsch zu machen. Ich habe mir ein nettes grünes Kleidchen aus Crêpe Georgette nähen lassen, wenn Du auf Urlaub kommst, ziehe ich es an..." Klar, daß sie was mit dem Makkaronifresser hat. Robert genügt ihr nicht...

Zum Kämpfen haben sie keine Lust, die Italiener, aber im Nachsteigen sind sie groß... Dieser Dreckskerl! Alle sind Dreckskerle!... Das Schlimmste ist, daß keine Hoffnung auf Urlaub besteht — die Russen gönnen uns keine Minute Ruhe.

Der Oberst hatte befohlen, alle Scheunen, alles Getreide, alles Inventar zu verbrennen. Einmal dachte Richter: warum freue ich mich, wenn ich ein Haus in Brand stecke, ich, ein Kulturmensch, ein Architekt? Die Russen schreiben in ihren Flugblättern, das sei verbrecherisch und unmenschlich. Unsinn! Im Krieg braucht man sich nicht als Rechtswahrer aufzuspielen. Das Zerstören liegt dem Menschen ebenso im Blut wie das Aufbauen. Bei jedem von uns hat sich genug Wut angesammelt... Wieviel Hoffnungen, wieviel Freunde wurden zu Grabe getragen! Außerdem rächen sich die Menschen für die Trümmer von Hamburg und Köln. Wenn ein Dorf in Flammen aufgeht, sehe ich Hildes Augen — helle, traurige und schamlose Augen. Jetzt umarmt sie ihren Italiener...

Gestern weinte eine russische Frau, flehte, ihre Hütte stehenzulassen. Richter wurde wütend — die wundervollen Häuser Unter den Linden sind zerstört, das Haus, das ich für Oberst Gabler gebaut habe, ist nicht mehr, und diese Idiotin weint um ihren Stall! Richter steckte nicht nur ihre Hütte an, sondern erschoß auch die Kuh, schlachtete die Hühner ab und schrie: „Nichts darf am Leben bleiben!“ (Die Frau erschoß nicht er, sondern der rothaarige Karl.)

Immerzu fressen wir Fleisch, daher die ewigen Bauchschmerzen, die Leute treten fortwährend aus. Bei Gott, ein herrlicher Anblick! Ein Glück, daß es Sommer ist... Nicht auszudenken, was im Winter mit uns wird!

Hier gibt es keine weißgetünchten Lehmhütten mehr wie in der Ukraine, sondern Holzkaten, komische Brunnen mit Stangen, genau solche Brunnen haben wir im ersten Sommer gesehen, als wir in der Offensive waren... Wie lustig war es damals! Die Leute in diesem Dorf sollen mit den Partisanen in Verbindung stehen. Obwohl der Oberleutnant befahl, die Frauen in Frieden zu lassen, erschoß der rothaarige Karl eine alte Frau und zwei kleine Mädchen. Das eine Mädchen bat noch: „Onkelchen, töte uns nicht, schick uns lieber nach Deutschland.“ Wir bringen sie gegen uns auf. Und was wird dann?... Die Männer wurden erschossen. Lange suchte man nach dem Vieh, schimpfte, die Banditen hätten es irgendwo versteckt. Küchenschabe entdeckte die Herde in einer Schlucht. Anfangs machten sie sich einen Spaß daraus, die Tiere einzeln abzuschießen. Richter erschoß drei Kühe. Dann sagte der Oberleutnant, sie müßten sich beeilen, und man erledigte das Vieh mit ein paar MG-Salven.

Der Oberleutnant hat erklärt, wir werden an der Sosh feste Stellungen beziehen, der Führer hätte es so befohlen. Wenn wir die

Russen ans rechte Ufer lassen, würde der Oberst alle Mann vors Kriegsgericht stellen. Gebe Gott, daß wir uns halten!...

Die Beine tun weh. Der Bauch tut weh. Das Herz tut weh — noch nie war die Stimmung so miserabel! All das hätte uns gehören können — die Felder, die Herden, die Dörfer. Warum verlieren wir Rußland? Man sagt, es seien militärische Fehler begangen worden. Fehler begehen aber alle. Haben die Russen etwa wenig Fehler gemacht?... Der Oberleutnant behauptet, die Italiener hätten uns hereingelegt, Hauptmann Heibing aber erzählt, daß wir in Italien gar nicht soviel Truppen haben. Warum gehen wir zurück? Weil uns alles zum Halse heraushängt, das ist es. Man kann nicht fünf Jahre Krieg führen. Solange wir in der Offensive waren, konnte man noch einen Sinn darin sehen. Ich persönlich habe im stillen einige Übergriffe verurteilt, aber mir war klar, daß der Führer das Dynamische der deutschen Seele zum Ausdruck bringt. Jetzt interessiert der Krieg keinen Menschen mehr. Täglich hört man: „Wann ist Schluß?" Unmerklich für uns selbst sind wir Pazifisten geworden. Wenn wir uns an der Sosh halten, so nur deshalb, weil das Kriegsgericht droht.

Sie übernachteten im Dorf, wollten sich ordentlich ausschlafen, hinter ihnen war noch das dritte Bataillon. Der Oberleutnant hatte sich in dem einstöckigen Schulgebäude einquartiert. Richter suchte sich die sauberste Hütte aus. Küchenschabe brachte eine Flasche ungarischen Kognak. Sie aßen und tranken. Richter dachte an Hilde. Sie schreibt zärtlich, fast zu zärtlich. Wie furchtbar, wenn man nicht weiß, was morgen ist! Wie wird das alles enden... Vielleicht schlimmer als neunzehnhundertachtzehn, damals hatten wir zivilisierte Feinde. Man kann wohl mit einem Lloyd George verhandeln, aber nicht mit den Bolschewiki. So ein Lukutin zum Beispiel, das ist doch ein Besessener... Außerdem haben wir sie gegen uns aufgebracht. Wie hätte ich diesem blöden Weib da erklären sollen, daß ihre Hütte keine Streichholzschachtel wert war! Sie war der Meinung, man habe ihr ein Schloß geraubt. Der rothaarige Karl erschoß sie. Aber sie hat sicher einen Mann oder einen Bruder... Und wenn nun diese Wilden in Deutschland einfallen? Nein, das kann nicht sein — wir haben den Führer, die deutsche Wissenschaft, das Heer!

Richter fragte Küchenschabe:

„Glaubst du daran, daß wir uns an der Sosh halten werden?"

Vielleicht hatte Küchenschabe zuviel getrunken, denn er lachte sinnlos; sein schütterer langer Schnurrbart zuckte ohne Unterlaß.

„Ich glaube an nichts mehr. Ich dachte schon, ich würde wie meine Alte an den Herrgott glauben. Aber das ist Propaganda. Und daß ich Feldwebel bin, ist auch Propaganda. Lachhaft!"

Er lachte auch wirklich ohne Ende. Richter wurde es unheimlich: wenn Küchenschabe schon so daherredet, dann ist es aus... Er trank

den Rest Kognak aus und hatte nur den Wunsch, schnell einzuschlafen, um an nichts mehr zu denken.

Er erwachte, weil geschossen wurde. Küchenschabe zog die Hosen hoch und griff nach seiner Maschinenpistole. Die Nacht war dunkel, feiner Regen fiel; es war nicht zu erkennen, wer schoß. Küchenschabe und Richter liefen zur Schule.

„Hinter uns ist das dritte Bataillon, die Russen können uns doch nicht eingeholt haben“, sagte Richter.

Küchenschabe hörte nicht, er lief vorneweg. Er hatte sich wieder in einen braven Feldwebel verwandelt.

Jemand rief: „Das sind Banditen!“

Küchenschabe deckte mit der neunten Kompanie den Rückzug des Bataillons.

Als es hell wurde, stellte man fest, daß Feldwebel Grün und vierzehn Mann fehlten. Der rothaarige Karl, hatte gesehen, wie Küchenschabe von einem Partisanen niedergeschossen wurde.

Richter hatte Küchenschabe stets für einen ausgemachten Dummkopf gehalten, jetzt aber trauerte er um ihn, wie er noch nie um einen Freund getrauert hatte. Küchenschabe — das ist unsere ganze Vergangenheit, der fröhliche Sommer, der Winter mit seinen Schrecken, die Hölle von Rshew, Trinkgelage, Mädchen, Angst, Sehnsucht, Briefe... Ein Bandit hat ihn erschossen, einer, dem es gleichgültig ist, daß Küchenschabe einmal in Paris war, gegen Senegalneger gekämpft hat, als einer der ersten in Bjelostok eingedrungen ist... Arme Küchenschabe, als habe er geahnt, daß er fallen würde, er hatte gelacht, hatte gesagt, er glaube an nichts, und fiel wie ein alter Grenadier...

Dieses Dorf ist ein richtiges Wespennest, schade, daß es nicht niedergebrannt wurde. Aber das dritte Bataillon kommt noch, das sind andere Kerls als wir, die leisten ganze Arbeit...

Als sie an einem Dorf vorbeikamen, das abseits vom Wege lag, schrie Richter:

„Niederbrennen!“

Er vergaß sogar die Gefahr, so sehr gierte er nach Feuer, Wehgeschrei und Mord...

* 10 *

In zärtlichen Augenblicken nannte Richter seine Frau „Kätzchen“, war er aber verärgert oder eifersüchtig, dann nannte er sie in Gedanken Märzkatze. Hilde hatte etwas Katzenhaftes an sich — runde grüne Augen, weiche Bewegungen und eine Fremdheit, die Richter rasend machte: er spürte, daß seine Frau ihr eigenes Leben lebte und um so widerspenstiger war, je willfähriger sie erschien.

Im Frühjahr hatte Richter Heimaturlaub gehabt. Wie ein Nachtwandler war er durch seine Berliner Wohnung gegangen, hatte diese und jene Kleinigkeit in die Hand genommen und kindlich gelächelt. Dann ließ er aber plötzlich eine Vase fallen und fluchte. Hilde erschrak. Er sagte: „Weißt du, was Rshew bedeutet?“ Sie machte ihm ein Fichtennadelbad. Er erzählte zusammenhangslos von einem Nadelwald, in dem Scheffer und Walter gefallen waren. Hilde wußte nicht, von wem er sprach, verstand die militärischen Ausdrücke und Soldatenflüche nicht. Um Kurt von den furchtbaren Erinnerungen abzulenken, erzählte sie von Kleidern, von kleinen häuslichen Sorgen, von den Herzensangelegenheiten der Freundinnen. Richter unterbrach sie: „Das interessiert mich nicht, verstehst du?“ Er dachte: sie will von meinen Leiden nichts wissen. Herzlose Puppe! Während er in den Gräben gelegen, hat sie sich mit einem Dutzend Etappenschweinen amüsiert! Er nannte sie „Dirne“, bat sie dann um Verzeihung, streichelte ihren Krauskopf und flüsterte „Kätzchen“.

Er preßte ihr schmerzhaft die Hand und fragte: „Wer ist dein Liebhaber?“ Sie sagte: „Du.“ Kurt kam ihr jetzt nicht wie ihr Mann vor, sondern wie ein Liebhaber, fremd und anziehend. Sie verzieh ihm seine Grobheit, fühlte in ihm den Atem des Krieges. Als Kurt sagte, er verdächtige Robert, lachte sie: „Mein Gott, er ist schon neun Jahre in mich verliebt, hat mir noch vor dir eine Liebeserklärung gemacht. Und du willst, daß ich nun seine Geliebte werde? Das wäre ja unnatürlich.“ Sie nannte Robert ihren „Adjutanten“, und wenn er ihr Kaffee oder Seidenstrümpfe beschaffte, sagte sie zu ihm: „Sie dürfen mir einen väterlichen Kuß auf die Backe geben.“

Sie war ihrem Manne treu geblieben, obwohl sie mit Stolz behaupten konnte, daß sie trotz der totalen Mobilisierung stets einige Anbeter hatte. Sie kokettierte mit ihnen, wie sie mit allen kokettierte, selbst mit der Cousine Johanna. Vor kurzem hatte sie ihren dreißigsten Geburtstag gefeiert und mit Schrecken gedacht: ich werde alt. Diejenigen aber, die ihr sagten, sie werde immer schöner, logen nicht. Sie hatte noch den Übermut des wißbegierigen Backfischs, während die Augen von gereifter, unbefriedigter Leidenschaft sprachen. „Du bist eine weiße Negerin“, hatte Kurt zu ihr gesagt, „du brauchst Palmen und eine Peitsche.“

Hilde hatte Berlin nicht verlassen wollen, obwohl sie sich vor den Fliegerangriffen fürchtete: die Wohnung, in der sie sechs Jahre mit ihrem Mann verbracht hatte, war für sie ein stiller Hafen. In dem kleinen Städtchen mit der sturen und gehässigen Johanna, die Lippenstifte für ein Symbol von Unzucht hielt, wurde Hilde melancholisch. Verweinte Frauen, Klatsch, Küchengespräche — Frau Müller hat das dritte Päckchen aus Dänemark erhalten, Klara hat zwei „Führerpakete“ bekommen, Elsa weiß, wie man Kartoffel-

salat ohne Öl anmacht... Fast alle Männer waren fort, von den jungen Männern war nur Doktor Lange geblieben, der ein Glasauge hatte; wenn er Komplimente machte, wurde einem ganz angst und bang. Junge Frauen spazierten in Hosen herum, unterhielten sich darüber, wie man mit Kühen umgeht und die Polinnen bestraft. Alles hatte Angst vor irgendeinem Russen, der aus einem Lager entflohen war, sich irgendwo im Walde verborgen halten und Fahrzeuge überfallen sollte. Noch mehr fürchtete man sich vor Fliegerangriffen — nahe der Stadt lag eine chemische Fabrik.

Eine gewisse Zerstreuung bot Hilde der Italiener. Natürlich besuchte Luigi nicht Johanna, sondern sie. Oft hatte er versucht, von leidenschaftlichen Erklärungen zu Küssen überzugehen, doch Hilde wies ihn immer in die Schranken. Ihr gefiel, daß er wie ein Schauspieler deklamierte: „Oh, meine Göttin! Mein Stern!" Er durfte ihr die Hände küssen, aber nicht mehr — „Sie sind verrückt, ich bin verheiratet!"... Wenn der Italiener zu Hilde in das Mansardestübchen hinaufstieg, schürzte Johanna ihre blassen Lippen und dachte: der Führer hätte diesen Gaunern nicht vertrauen sollen, es wäre besser gewesen, er hätte mit den Engländern paktiert...

Johanna haßte nicht nur die Italiener, sondern auch die Deutschen, die im Hinterland saßen, sogar Doktor Lange („man kann auch mit einem Auge kämpfen"). Sie haßte die Frauen, die noch ihre Männer hatten — ihr Mann war Anfang neunzehnhundertzweiundvierzig am Wolchow gefallen. Vor dem Krieg hatten sie immer Streit gehabt, Karl war ein Schürzenjäger und Verschwender gewesen, jetzt aber hatte sie überall seine Bilder aufgehängt, und jeder Besucher mußte einige Augenblicke schweigend vor dem Bild des Gefallenen verharren. Sie fiel Hilde mit ihren fortwährenden Komplimenten auf die Nerven: „Cousinchen, du siehst heute entzückend aus", oder „du bist so elegant, daß man alle Schrecken des Krieges vergessen kann"...

Hilde schrieb ihrem Mann, die Kriegsberichte machten ihr Sorge, sie glaubte, daß man so schreiben müsse. In Wirklichkeit verwechselte sie die russischen Ortsnamen und interessierte sich herzlich wenig dafür, ob die Roten Orel oder Charkow besetzt hatten. Kurt hatte erzählt, die russischen Städte seien große Dörfer und dazu noch zur Hälfte zerstört. Sie fragte ihn aus Höflichkeit danach, was in Rußland vorgehe. Als sie seine Antwort erhielt, weinte sie lange. Gewiß, Kurt hatte auch früher schon von Schwierigkeiten gesprochen, doch in jedem seiner Briefe hatte Hilde einige ermunternde Worte gefunden. Als er auf Urlaub war, hatte er erzählt, die Russen kämpften verzweifelt, in den Wäldern hausten viele Banditen, das Klima sei furchtbar und es gäbe ganz besondere Kanonen, die

„einen um den Verstand bringen können“. Als Hilde aber gefragt hatte, wie denn das alles enden werde, sagte er: „Man braucht nur mit Oberst Gabler zu sprechen, um zu verstehen, daß unsere Strategie der russischen weit überlegen ist. Im Endergebnis werden wir siegen, wie teuer uns das auch zu stehen kommt.“ Und nun schrieb Kurt: „Nicht nur, daß wir hier steckenbleiben, ich denke jetzt manchmal, daß diese Wilden auch bis zu Euch vordringen können.“ Wenn Kurt so schreibt, dann sieht es schlimm aus — er war immer Optimist. Als Johanna Hildes verweintes Gesicht sah, freute sie sich. „Hast du schlechte Nachrichten? Was ist mit deinem Mann?“ „Mit meinem Mann ist alles in Ordnung“, antwortete Hilde, „aber um Deutschland ist es schlecht bestellt.“ Sie wollte sich selbst beruhigen: vielleicht ist Kurt nur mit den Nerven herunter? Wenn Berlin bombardiert wurde, war ich ja auch wie verrückt, und dort an der Front wird tagaus, tagein bombardiert, dazu noch diese ganz besonderen Kanonen, klar, daß Kurt den Kopf verloren hat... Dennoch beschlich sie ein Gefühl der Angst: sie spürte plötzlich, daß auch sie in diesen verfluchten Krieg einbezogen wurde.

Einige Tage darauf kam ein Telegramm von ihrem Bruder, in dem er ihr mitteilte, daß er mit seinem Kameraden, einem Urlauber, auf eine Woche zu ihr käme. Hilde hatte sich immer auf Arturs Kommen gefreut, diesmal aber freute sie sich ganz besonders, sie brauchte ihn — nach all den Klageweibern hier und nach diesem furchtbaren Brief...

Artur sah glänzend aus, war guten Muts und sang fortwährend:

Es geht alles vorüber, es geht alles vorbei,
Auf jeden Dezember folgt wieder ein Mai...

Er brachte Hilde drei Kilo Zucker und ein großes Stück Seife mit. Sein Kamerad, Leutnant Hebing, war ein hübscher junger Mann; er hatte eine Narbe an der Schläfe und zwei EKs. Artur redete ununterbrochen, während der Leutnant schweigend lächelte und Hilde so scharf fixierte, daß sie ihn fragte:

„Sind Sie vielleicht Hypnotiseur? Da haben Sie bei mir kein Glück.“

„Was fällt Ihnen ein!“ rief der Leutnant. „Ich freue mich nur, wieder einmal in einem gemütlichen deutschen Heim zu sitzen und eine schöne Frau vor mir zu haben.“

Er war in jeder Beziehung korrekt, und wenn Hilde mit ihm flirtete, so brauchte man sich nicht darüber zu wundern — sie konnte eben nicht anders. Sie bereitete ein gutes Abendessen zu — Schinken mit Erbsen, Moselwein, Kognak. Artur trank viel, scherzte, machte vor, wie die Russen tanzen. Der Leutnant wandte kein Auge von Hilde. Sie fragte:

„Wo stehen Sie jetzt?"
„Im Süden, in der Krim."
„Dort ist es wohl sehr heiß?"
„Und wie!" Artur lachte laut.
„Kurt ist am Mittelabschnitt. Er schreibt, daß es da schlimm aussieht."
„Es ist besser, man denkt nicht daran", sagte Artur. „Der Kognak ist wundervoll."
Er drehte das Grammophon auf. Der Leutnant umfaßte Hilde. Sie tanzten lange. Hilde wurde schwindlig — vom Wein, vor Unruhe, vor Vergnügen.
Artur machte fortwährend Witze.
„Weißt du, was die Front ist? Ein Kino. Vorn flimmert es und hinten sind die besten Plätze."
Hilde lächelte.
„Wir sind hier in den hintersten Reihen und haben trotzdem keine Ruhe."
Der Leutnant nickte.
„Das stimmt, Frau Richter, jetzt haben alle das gleiche Schicksal."
Sie sah den Leutnant an, den Bruder, das braune unförmige Stück Seife, und in ihre Augen traten Tränen.
„Artur, weißt du noch, wie du aus Frankreich kamst? Du brachtest Guerlain-Parfüm mit und sagtest, wir würden bald in England landen."
„Wir werden auch noch landen", sagte Artur.
„Kann man denn so lange Krieg führen?"
„Friedrich der Große führte sieben Jahre lang Krieg und gewann. Uns bleiben noch drei Jahre."
„Nicht denken, das ist die Hauptsache", sagte der Leutnant.
Sie blickte ihn verwundert an und wandte sich gleich wieder ab — der Leutnant hatte zärtliche und verrückte Augen.
„Ich weiß nicht, ob Sie russische Soldaten besiegt haben, russische Mädchen haben Sie aber bestimmt besiegt."
Sie bereitete dem Bruder und dem Leutnant ein Lager im Eßzimmer und stieg dann zu sich hinauf. Sie lächelte, während ihr Tränen die Wangen hinunterliefen. Also hat Kurt die Wahrheit geschrieben... Soll man ihnen doch ruhig Polen oder Böhmen geben, die Hauptsache ist, daß sie nicht hierherkommen... Warum begreifen die Männer solche einfachen Sachen nicht?... Artur will noch drei Jahre kämpfen... Dann wird aber niemand mehr übrigbleiben — weder an der Front noch hier... Sie sind alle wahnsinnig geworden!... Aber der Leutnant ist nett!...

Den ganzen nächsten Tag räkelte sich Artur auf der Couch herum und las einen Detektivroman. Hilde und der Leutnant gingen in das Café „Marie-Luise“, von wo aus man eine schöne Aussicht in das Tal hatte. Der Leutnant erzählte vom Krieg, und Hilde fand, daß er viel interessanter sprach als Kurt. Er sagte: „Ich bedauere alle, besonders die Kinder... Ich nahm eine russische Spionin gefangen, ein schönes Mädchen, sie biß mich in den Finger, dann bat sie mich um einen Revolver, wollte sich erschießen... Eine brennende Stadt ist ein erschütternd schönes Schauspiel. Ich glaube, wenn Beethoven so etwas gesehen hätte, dann wäre die neunte Symphonie noch wuchtiger geworden. Wir sind alle dem Untergang geweiht, aber das Leben ist doppelt so schön.“ Abends tranken sie wieder Kognak, lachten, tanzten.

Hilde löschte das Licht, war aber noch nicht eingeschlafen, als sie Schritte auf der Treppe vernahm. Sie glaubte, es sei Artur, machte wieder Licht und sah den Leutnant.

„Sind Sie wahnsinnig!“ rief Hilde.

Er legte ihr die Hand auf den Mund und flüsterte:

„Machen Sie keine Dummheiten, Artur schläft...“

Er löschte das Licht, und sie schrie nicht mehr. Als er nach einer halben Stunde gegangen war, lag sie auf dem Rücken und konnte nicht verstehen, was passiert war. Sie wird sich das nie verzeihen... So eine Frechheit — ohne Erlaubnis bei einer verheirateten Frau einzudringen!... Und dazu noch bei der Schwester eines Kameraden... Sie sind wie die Wilden geworden... Wahrscheinlich ist Kurt auch so... Er hat ihr kein einziges liebes Wort gesagt... Und trotzdem fühlt sie sich wohl, das ist das Schlimmste... Sünde?... Unsinn, morgen wird es Bomben regnen oder die Russen werden kommen... Man muß das Leben genießen, solange man lebt...

Der Leutnant besuchte Hilde jede Nacht, sie erwartete ihn. Wenn sie tagsüber allein waren, sprachen sie von Nebensächlichkeiten. In der Nacht aber sprachen sie nicht. Dann fuhren Artur und der Leutnant ab. Auf dem Bahnhof brach Hilde in Tränen aus, sie sagte zu ihrem Bruder:

„Laßt die Russen nicht hierher!“

Er lächelte:

„Wird gemacht.“

Der Leutnant winkte mit der Mütze.

Johanna sagte zu Hilde: „Du bist so blaß. Ja, ja, das kommt davon, wenn man unsere tapfere Armee so lieb hat.“ Hilde dachte: Johanna hat also gemerkt, daß der Leutnant zu mir gekommen ist. Na, wenn schon... Sie antwortete: „Ich bin dreißig Jahre alt, Johanna, und brauche keine Gouvernante.“

Hilde konnte den Leutnant nicht vergessen. Alles wurde noch

trister. Die Zeitungen schrieben nach wie vor, daß die Russen über große Reserven verfügen. Eine Woche lang kam von Kurt keine Post. Hilde regte sich auf, weinte. Dann kam eine Postkarte, sie las sie zerstreut und antwortete mit einem kurzen, zärtlichen Brief. Luigi erschien, er war sehr traurig und sagte, sie würden nach Magdeburg versetzt. Er wollte sich verabschieden und küßte ihr die Hand. Da umarmte sie ihn plötzlich und sagte: „Die Cousine ist nicht zu Hause..."

Lächelnd betrachtete sie sich im Spiegel. Ich bin noch schön. Man muß leben. Jetzt sterben die Menschen nicht mehr an Altersschwäche... Früher hatte Hilde ihrem Mann unregelmäßig geschrieben, mitunter mehrere Tage verstreichen lassen, ohne zu antworten. Jetzt schrieb sie täglich, und ihre Briefe wurden immer zärtlicher — sie erwartet Kurt, ist ihm treu bis in den Tod...

In einer kalten Mondnacht klirrten die Fensterscheiben, dann heulten die Sirenen. Hilde lag im Nachthemd auf dem Zementboden des Luftschutzkellers. Sie zitterte vor Kälte und Furcht. Hier ist es viel schrecklicher als in Berlin... Sie legte ein Gelübde ab: Lieber Gott, wenn ich leben bleibe, werde ich Kurt nie mehr betrügen! Niemals und mit niemandem!...

Am Morgen sah sie die zerstörten Häuser. Johanna sagte, es seien über hundert Opfer zu beklagen. Hilde schrieb Kurt: „Mache Dir um mich keine Sorgen. Hier ist alles wohlauf. Ich warte auf Dich, warte, warte..."

Es vergingen wieder einige Tage. Hilde verspürte Schmerzen in der Brust, wahrscheinlich hatte sie sich im Luftschutzkeller erkältet. Sie rief Doktor Lange. Er untersuchte sie, verschrieb ihr eine Medizin und sagte dann: „Sie werden trotz allem immer schöner." Hilde bemühte sich, ihn nicht anzusehen — sein linkes Auge war ausdruckslos und kalt wie das Schicksal... Sie schloß die Augen und flüsterte: „Sie sind verrückt!... Wie dumm Sie sind. Doktor!... Wir alle sind dumm!"

* II *

„Genosse Major, die Ringe sind erneuert und lassen doch Öl durch."

Sergej fluchte — schon wieder diese Ringe! Bis zum Dnjepr sind wir vorgestoßen, und mit Kolbenringen können wir nicht fertig werden... Jede Minute war kostbar. Alles eilte, hastete — noch ein Planquadrat, und der Dnjepr ist erreicht... Die Wagen gruben sich in den weißen Sand ein; im Licht der Scheinwerfer sah er aus wie Schnee. Weidengebüsch, das heißt: Scheinwerfer löschen — der Fluß ist nah!

Der Sand knirschte. Die Leute sprachen im Flüsterton. Niemand rauchte. Die Pioniere schleppten Balken heran. Nachrichtenmänner trugen Kabelrollen und grüne Feldfernsprecher. Geschütze. Im Wäldchen standen die Panzer. Auch General Petrjakow ist eingetroffen...

Ein Greis erzählte, Fischer hätten an einer seichten Stelle acht Boote versenkt, um sie dem Zugriff der Deutschen zu entziehen. Man hob die Boote, schleppte ein Tor heran, zimmerte Flöße. Zeltbahnen wurden mit Stroh oder Schilf gefüllt.

Sergej war im Wäldchen. Hier hatte man ein regelrechtes Sägewerk eingerichtet. Die Pontons sollten erst morgen eintreffen — die Straßen waren verstopft.

Man konnte kaum die Beine heben. Die Stiefel waren voller Sand. Unruhig und froh schlugen die Herzen. Ungeduld hatte alle befallen, als wäre jenseits des Flusses das Ende des Krieges, das heimatliche Haus, das Mädchen am Gartenzaun, das große Glück. Am anderen Ufer aber standen die Deutschen. Sie schossen aufs Geratewohl — die Unseren deckte nur das Wäldchen. Eine Granate krepierte inmitten einer Gruppe rastender Soldaten. Sie waren bis zum Dnjepr gelangt und erblickten ihn nicht...

Da ist er, der Strom! Die Leute waschen sich, schöpfen das Wasser mit den Händen und trinken: es ist doch der Dnjepr! Neunzehnhunderteinundvierzig hatten sie Abschied von ihm genommen — die einen bei Kiew, die anderen in Mogilew, die dritten in Smolensk. Man hatte von ihm geträumt, sich gefürchtet, an ihn zu denken; man sang „O Dnjepr, Dnjepr, du fliehst in die Ferne, und dein Wasser gleicht einer Träne“. Sie sangen, weil sie nicht singen, sondern weinen und fluchen wollten. Ein Fluß wie viele anderen, aber das Leid kam, und der Dnjepr rührte an das Schicksal eines jeden, mochte er von der Wolga oder aus Sibirien sein. Sie waren vom Dnjepr zurückgegangen, hatten sich selbst verflucht, nun kehrten sie als andere zu ihm zurück, und auch nicht alle kehrten wieder; die Schritte der Männer sind schwer — das Andenken an die Gefallenen ist wie Blei; sie kamen vom Don, von der Wolga; und diejenigen, die bei Stalingrad gestanden hatten, konnte man an den Augen, an dem Lächeln, an dem leisen und dumpfen „endlich erreicht“ erkennen.

Warum liegen alle Städte am anderen Ufer? Die Deutschen haben Glück. Aber auch das wird ihnen jetzt nicht mehr helfen. Kann denn ein solcher Vormarsch aufgehalten werden?... Hier stehen nicht nur ein paar Divisionen — das ganze Land ist zum Dnjepr gekommen, sein Schmerz, sein Leid, sein Hunger, die Bündel der Flüchtlinge, das zerstörte Leben, die verbrannten Städte. Ein Gedanke beherrscht alle — schneller! Wir wollen leben! Die Frau schreibt, die Mutter... Bis zum Dnjepr konnte man noch

das Denken ausschalten, sich dem Rhythmus der Märsche, der Angriffe und Gegenangriffe unterordnen, die Versuchung niederkämpfen. Hier fühlte ein jeder: das ist der Endkampf, wir führen die letzten Schläge.

Doch Qualen und Tod nahmen kein Ende. Auf dem zarten weißen Sand war Blut. Sanitäter trugen zwei MP-Schützen fort; der eine stöhnte, der andere lächelte; vielleicht war das kein Lächeln, sondern ein Krampf.

Die Tage waren warm und klar, die Nächte kalt. Das Wasser war eisig. Wie weit ist es bis zum anderen Ufer? Sergej sagte „vierhundertachtzig“. Wind kam auf. Hoher Wellengang.

„Das soll ein Boot sein?“ brummte der Sergeant Sadofjew. „Wo ist der Eimer?“

Er umwickelte die Ruder mit Lappen: am anderen Ufer waren die Deutschen...

Die Deutschen wußten, daß die Russen noch keine Pontons hatten — die Ergebnisse der Luftaufklärung hatten General Siebert beruhigt. Trotzdem befahl er, den Fluß unter Beschuß zu halten.

„Das Biest leckt“, flüsterte Sadofjew.

Die zwei anderen Boote wurden weit abgetrieben. Die Deutschen beschossen den Fluß. Das Wasser kochte. Im Boot waren zwei Mann mit einem Maschinengewehr. Drei Stunden ruderten sie, die Hände bluteten. Strauchwerk. In der Nähe befanden sich Deutsche.

Und der Himmel stand voller Sterne — die Ukraine blieb sich treu: sie brauchte auch in einer solchen Nacht Sterne...

Und dann? Ein Maschinengewehr hämmert. Die anderen Boote holen auf. Flöße aus Balken, aus Brennstoff-Fässern werden ins Wasser gelassen.

Dann treffen die Pontons ein. Schtschedrenko fährt über den Fluß, schleppt das Seil nach. Ein Geschoß trifft die Fähre. Die Pioniere verstopfen die Löcher mit ihren Blusen. Rabinowitsch taucht auf den Grund des Flusses — das Maschinengewehr muß gerettet werden. Die Deutschen bedrängen die Anlegestelle.

Jetzt kann Sadofjew seinem Herzen Luft machen und fluchen. Der Major sagte, es wären vierhundert Meter, und als er ruderte, waren es mindestens vier Kilometer!... Was hat sich Starizyn eigentlich gedacht? Schön würden wir dastehen, wenn alle Boote sich zerstreut hätten! Die Fritze waren auch gleich zur Stelle!

Und dann?... Dann gratuliert man Sadofjew. Sergej diktiert die Meldung. Schura Baranowa in der Nachrichtenstelle gibt ein langes Telegramm weiter. Der Korrespondent der „Krasnaja Swesda“ regt sich auf: wie sieht dieser Sadofjew aus? Wenn man doch wenigstens eine kurze Beschreibung durchgeben könnte! In Moskau wird der Heeresbericht aufgesetzt. Morgen wird die ganze Welt vom Sergeanten Sadofjew hören.

Stalin blickt für einen Augenblick von der Karte auf. Er sieht im Geiste die riesige Front, die Linie des Dnjepr, Kolonnen auf den Straßen, die Stellungen des Gegners, und inmitten dieses Ganzen den jungen Sergeanten mit den traurigen und listigen Augen. Sadofjew?... War nicht ein Sadofjew mit mir in Zarizyn? Vielleicht der Vater?... Und Stalin überquert mit Sadofjew den Dnjepr, wie er mit Ossip und Minajew bei Stalingrad auf dem Hügel saß, wie er durch den Schneesturm vom Don zum Dnjepr schritt. Ein Prachtkerl, Sadofjew! Mit so einem werden wir auch die Weichsel und die Oder überqueren!...

Oberst Gabler kaut an dem Stummel der ausgegangenen Zigarre. Er ist empört über die Russen, die ohne Pontons diesen Fluß überquert haben! Sie sind Wilde, und darauf beruht ihre Überlegenheit... Vor dem Oberst liegt eine Karte; er plant einen Gegenangriff, die Russen müssen zurückgeworfen, es müssen mindestens zwei Wochen gewonnen werden. Und plötzlich taucht zwischen den Divisionsnummern, zwischen den Namen der Dörfer, Inseln und Sandbänke ein Bürschchen auf mit breiten Backenknochen, eine Feldmütze auf dem Kopf. Sadofjew erklettert den Sockel und stürzt den grünen Kupferadler.

In Paris sitzt Lejean beim Empfänger; sein Gesicht ist umwölkt — vor kurzem erst hat er erfahren, daß Paul tot ist; von Josette hat er schon zwei Monate nichts gehört; vorgestern wurden André und Garrot verhaftet; eine Gruppe müßte nach Rouen geschickt werden, aber die Waffen fehlen. Rufsignale: „Hier ist der Moskauer Rundfunk." Und ihm ist, als wäre der Dnjepr ganz in der Nähe, dicht bei der Seine, die Genossen, die Freunde stürmen voran, die Menschen, mit denen er sein Schicksal verbunden hat, unter ihnen auch Sadofjew. Er sieht wie Milet aus, nur das Haar ist ein wenig heller...

General Petrjakow sagt zu Sadofjew: „Ein Held! Das ist ohne Worte klar — ein Held!" Sadofjew berichtet in tiefem Baß: „Ich — gleich aus dem Boot 'raus und den Spaten gepackt..." Was ist schon dabei, denkt er. Gewiß, das Boot war einen Dreck wert, aber ich bin doch 'rübergekommen. Das Wichtigste war, daß ich mich rechtzeitig verschanzt habe...

Krylow lächelt: hier ist sie, die erste Ernte! Wo mag wohl jener Amerikaner mit dem Füllhalter stecken? Er hatte es nicht glauben wollen... Und wir haben solche Menschen großgezogen! Wahrscheinlich denkt er jetzt daran, daß wir keine Pontons haben. Man muß sich eben manchmal auch mit einem kleinen Balken begnügen. Das können sie nicht verstehen, seit zwei Jahren tun sie nichts anderes, als Vorkehrungen treffen. Bis sie fertig sind, werden wir wohl schon in Berlin sein... Ich kannte doch auch einen Sadofjew, er war nicht mehr jung, Intendant. Als wir uns von Rossosch her durchschlugen, schoß er zwei Deutsche nieder. War auch nicht auf den

Kopf gefallen... Sadofjews gibt es viele, das ist nicht erstaunlich Erstaunlich ist, daß es so viele Helden gibt!...

Und jeder der Sadofjews sagte freudig erregt: „Vielleicht ist er ein Verwandter von mir, ich weiß es nicht."

In Kostroma, zwischen der Weberei und dem alten Kloster, bringt eine stille, kränkliche Frau ihre Kinder zu Bett und denkt an ihren Ältesten: Sascha ist berühmt geworden... Wenn er nur lebend heimkommt!...

Ein kleiner, flacher Graben im weißen Sand — von hier aus nahm alles seinen Anfang. Es gelang, die Regimentsartillerie überzusetzen. Die Deutschen schossen von einem steilen Hügel aus. Unsere Truppen hielten stand. Sergej erinnerte sich an Stalingrad; dort sagte man: „Wir halten durch", hier aber heißt es: „Das halten wir."

Die Deutschen setzten Flieger ein, machten Jagd auf jedes Boot, entdeckten schnell die Überfahrtsstellen. Am dritten Tag wurde eine schwere Fähre versenkt. Die unbeschädigt gebliebenen Pontons mußten gerettet werden. Ossipenko und Saitschik tauchten. Drei Stunden arbeiteten sie auf dem Grund mit Gasmasken, an denen man Schläuche für die Atmung befestigt hatte, zerlegten die Fähre, holten die unbeschädigten Pontons herauf. Als Ossipenko erfuhr, daß ihn der General mit dem Lenin-Orden auszeichnen will, seufzte er: wenn das meine Frau gewußt hätte, wäre sie wohl bei mir geblieben...

Dann sagte General Petrjakow:

„Die Armee ist groß, also brauchen wir eine große Brücke."

„Ich habe alles vorbereitet", antwortete Sergej. „Bis zur Insel eine Pfahlbrücke und dann eine schwimmende."

Er warf den Kopf in den Nacken und lächelte zerstreut.

In Stalingrad hatte Sergej angespannt, verbissen gekämpft; dort war kein Raum für Phantasien, war manchmal selbst das Denken ausgeschaltet, es gab nur eines: Hartnäckigkeit. Jetzt lag in Sergejs Augen jenes Glühen, das Nina Georgijewna aus seiner Kindheit kannte, als sie noch glaubte, ihr Sohn würde Dichter werden.

Die Männer standen im eisigen Wasser und schlugen Pfähle ein. Die deutsche Artillerie schoß, Flugzeuge warfen Bomben ab. Es wurde nachts gearbeitet, aber die deutschen Raketen erhellten den Dnjepr. Unentwegt trugen die Sanitäter Verwundete weg. Die Strömung riß die Pfähle um. Ein Pionier stieg auf den Grund, stellte die Pfähle auf, ein anderer schlug sie von oben ein. Drei Tage schliefen die Leute nicht. Sergej wich nicht von der Brücke. Der Sergeant Schirokow verbrachte vierzehn Stunden im Wasser. Sergej fragte: „Na?" Er antwortete: „In Ordnung."

Als die Brücke fertig war und Hunderte von Wagen über sie hinwegrollten, als Sergej wieder sprach und lachte, fragte Major Schilejko:

„Wieviel Holz braucht man, damit eine Brücke hält?“
„Nach dem Lehrbuch einen Kubikmeter auf dreihundert Kilo Last.“
Sergej erinnerte sich, wie der durchfrorene Sergeant Schirokow gemeldet hatte: „In Ordnung.“
„Mit dem Holz, das ist schnell berechnet. Mit dem Menschen ist es schwieriger...“
„Wen meinst du?“ fragte Schilejko.
„Alle. Ich meine, daß sich schwer errechnen läßt, wieviel ein Mensch aushalten kann.“
Am rechten Ufer tobte eine große Schlacht; es hieß, seit Orel hätte es nicht so schwere Kämpfe gegeben. General Petrjakow war es gelungen, zwölf Kilometer vorzustoßen, aber die Deutschen hatten erhebliche Kräfte konzentriert. Der General sagte: „Sicher haben sie strategische Reserven herangezogen...“
Die Rotarmisten brummten: „Zum Schluß gebärden sich die Fritze noch wie die Verrückten.“ Die Situation war ernst — an einen Rückzug über den Fluß war nicht zu denken. Der Armeebefehlshaber versprach eine frische Division. Da geschah das Unglück — die Deutschen setzten Flieger ein, die Brücke erhielt zwei Volltreffer. Jede Stunde war kostbar...
Als Sergej sah, daß Raschewski nicht mehr ein und aus wußte, sprang er ins Wasser und zeigte, was zu tun war. In diesem Augenblick griffen zwölf Stukas die Pioniere an. Raschewski stand neben Sergej. In Stalingrad hatte Raschewski einmal gesagt: „Wenn man nachts erschossen wird, ist das purer Zufall.“ Er starb in Sergejs Armen. Die Brücke wurde instand gesetzt. Die Verstärkung traf rechtzeitig ein.
Raschewski ist tot, und auch die anderen, mit denen er gemeinsam den furchtbaren Sommer neunzehnzweiundvierzig durchgemacht, sind nicht mehr. Sonin ist in Stalingrad gefallen... Er hatte vom Theater, von Marussja gesprochen, und dann lag er auf dem Tisch, klein wie ein Kind. Woronow hatte davon geträumt, wie wir eine Brücke über den Don bauen werden, wenn wir zurückkehren. Hier ist nun der Dnjepr. Aber Woronow ist nicht mehr. Nie hatte Sergej einen besseren Freund gehabt. Sergej konnte Woronow alles sagen — es war ein bitterer Sommer gewesen... Er erzählte ihm auch von Paris. Von Walja... Man konnte so gut mit ihm sprechen, er lächelte leise, nickte mit seinem riesigen Kopf... Niemand von den Alten ist übriggeblieben... Wie kommt es, daß er noch lebt? Ungläubig lächelte Sergej in den üppigen, prachtvollen Herbst hinein.
Eine Woche darauf fuhr er zum Gefechtsstand. General Petrjakow bewohnte ein sauberes weißes Häuschen. Die Wirtin stand, den Kopf in die Hand gestützt, seufzte über ihren Grizko und

bestaunte die Generalsachselstücke. Petrjakow war in guter Stimmung.

„Die Deutschen haben nichts ausgerichtet. Barsukow hat eben durchgegeben: sie räumen Kiew — immer vier Wagen nebeneinander..."

Dann las ihm der General die Leviten.

„Warum setzen Sie sich unnötig der Gefahr aus? Lassen Sie das bitte... Wir schreiben nicht mehr neunzehneinundvierzig... Sie sind abgespannt und..."

„Alle sind abgespannt..."

„Ich spreche nicht von allen, ich spreche von Ihnen... Das ist immer so — wenn der Mensch abgespannt ist, funktionieren die Bremsen nicht. Plötzlich hat er keine Angst mehr."

Sergej schüttelte den Kopf.

„Ich habe gerade jetzt Angst. In Stalingrad kannte ich keine Furcht, dort war man irgendwie gleichgültig. Jetzt aber, wo es dem Ende zugeht, möchte man nicht sterben."

Vor ihm stand ein ergrauter Mann, der eine Brille trug und gutmütig seine Zigarette paffte. Sergej aber sah Walja, den Frühling in Moskau, Laternen auf der Brücke. Und plötzlich sagte er ohne jeden Zusammenhang:

„Das Zerbrechlichste auf der Welt sind die Brücken."

Er dachte in diesem Augenblick nicht an die Brücke, die er über den Dnjepr gebaut, nicht an die Krim-Brücke, auf der er mit Walja vor seiner Abreise gestanden, dachte nicht an die alten Seine-Brücken, er dachte an das Leben.

* 12 *

Das Haus stand auf dem steilen Hang eines Hügels, weit vom Dorf entfernt, umgeben von Eichen und Eschen. Die Witwe Lagrange saß nähend am Fenster. Ihre Tochter Marie machte Feuer. Es dämmerte. Plötzlich klopfte es an die Tür. Madame Lagrange blickte hinaus: vor der Tür stand ein Deutscher. Sie fürchtete sich zu öffnen; doch wenn sie nicht aufmacht, wird er die Tür einschlagen oder schießen. Was hat er hier zu suchen? Sind sie vielleicht Mickie oder Dédé auf die Spur gekommen? Madame Lagrange fragte:

„Was wünschen Sie?"

„Brot."

Klar, Gestapo. Als sie Mortier abholten, haben sie gesagt, sie wollten Wasser... Der Wagen steht wohl weiter unten, auf der Straße...

Sie öffnete und staunte: wie abgerissen er ist! Vielleicht ein Deserteur?... Sie gab ihm Brot. Er stürzte sich gierig darüber

her. Sicher ein Deserteur... Sie beruhigte sich; der baumlange hagere Mann mit dem kindlichen Lächeln tat ihr sogar leid.

„Warten Sie, Marie wird Ihnen einen Teller Suppe wärmen. Heute ist es kalt."

Der Deutsche dankte. Die Witwe Lagrange dachte: es gibt unter ihnen auch anständige Menschen... Warum mag er geflüchtet sein? Ob er nicht mehr kämpfen will? Oder hat er sich mit seinen Vorgesetzten überworfen? Wenn er geflüchtet ist, so ist er jedenfalls ein anständiger Mensch... Marie würdigte ihn keines Blickes: im Juli hatten die Deutschen ihren Verlobten erschossen. Wie lange mag er wohl im Wald umhergeirrt sein? fragte sich die Witwe Lagrange. Der Mantel gehört nicht ihm, er sitzt dem Hünen wie eine Jacke... Endlich faßte sie sich ein Herz und fragte:

„Haben Sie sich verirrt?"

Er nickte.

„Wollen Sie nach Saint-Jean oder kommen Sie von dort?"

Mühsam formte er einen Satz aus deutschen und französischen Worten:

„Ich bin aus den Bergwerken geflohen, gehe in die Berge."

„Wohin?"

„Dorthin, wo es keine Deutschen gibt."

Vielleicht hat er einen anderen Deutschen umgebracht? Das wäre ja nicht übel... Was hat er in den Bergwerken getan? Dort gibt es Gestapoleute... Die Witwe Lagrange plagte die Neugier, sie wußte aber nicht, wie sie den Deutschen fragen sollte, ob er ein anständiger Mensch oder ein Strolch war. Sie gab ihm zu essen. Der Deutsche schwieg... Draußen war es finster und kalt. Wohin sollte er nachts gehen? Sie wird doch aber keinen Boche bei sich beherbergen! Vielleicht ist er ein Gestapomann aus der Bewachung? Als habe er ihre Gedanken erraten, sagte er:

„Madame, ich bin kein Deutscher."

Die Witwe Lagrange wurde böse: ich habe ihn hereingelassen, ihm zu essen gegeben, ihn bedauert, und er treibt Spott mit mir.

„Wollen Sie vielleicht sagen, daß Sie Franzose sind?"

Er lachte, und wieder mußte sie denken: er hat ein gutes Lachen!

„Madame, ich bin geflüchtet. Ich bin Russe."

Marie, die abseits stand, sich aber kein Wort des Gesprächs entgehen ließ, rief:

„Ich habe mir doch gleich gedacht, daß er ein russischer Gefangener ist!"

Er saß an dem runden Tisch. Marie brachte einen Atlas, in dem mit Rotstift die Frontlinie eingezeichnet war.

„Die Russen haben den Dnjepr überquert."

Er schloß die Augen, ein glückliches Lächeln erhellte sein Gesicht. Dann zeigte er auf den Don:

„Hier wurde ich gefangengenommen. Ich war verwundet, Brustschuß.“

Nach einer Pause sagte er leise:

„Ich suche die Partisanen.“

Die Witwe Lagrange und Marie warfen sich schweigend einen Blick zu. Sie machten dem Russen das Bett. Erschrocken sah er auf das Kissen, auf das weiße Laken und schlief sofort ein — zwei Tage war er durch den Wald geirrt.

„Morgen früh gehe ich zu Mickie“, sagte Marie zur Mutter, „und frage, was wir mit ihm machen sollen.“

Der Russe schlief. Er träumte von einem großen blassen Strom. Plötzlich fliegt eine Brücke in die Luft, schwarzblauer Rauch steigt auf... Dann ist es totenstill ringsum, er sitzt an einem runden Tisch in einer Lüsterjacke und eine alte Französin hält Mischka auf dem Schoß... Warum erkennt er mich denn nicht?... Mischka!...

„Er spricht im Schlaf“, sagte die Witwe Lagrange.

Marie lauschte.

„‚Mischka‘... Was bedeutet das?... Weißt du, Mutter, genau so habe ich mir die Russen vorgestellt. Er hat ein gutmütiges Gesicht, und trotzdem verstehe ich, daß den Deutschen in Rußland angst und bang ist — so ein Mensch kann einen erwürgen.“

Im Morgengrauen verließ Marie leise das Haus, um den Fremden nicht zu wecken. Die Fensterläden waren fest geschlossen; der Russe erwachte erst, als ein junger, ungewöhnlich gekleideter Mann das Zimmer betrat: er trug Flanellhosen, eine deutsche Offiziersjacke und ein französisches Käppi. Es war Mickie. Er fragte:

„Wer bist du?“

„Russe.“

„Was für ein Russe?“

„Kriegsgefangener. Oberleutnant der Pioniertruppen Nikolai Woronow.“

Er wollte erzählen, wie er nach Frankreich gekommen war, aber ihm fehlten die Worte.

„Schon gut, komm mit“, sagte Mickie. „Dédé versteht etwas Deutsch.“

Zu anderen Zeiten hätten Woronows Abenteuer die Leute in Erstaunen versetzt, doch damals ereignete sich so viel Erstaunliches und Unwahrscheinliches, daß die Partisanen der Abteilung „Gui Mocquet“ das Erscheinen des russischen Offiziers als ganz selbstverständlich hinnahmen. Nur Marie beugte sich über den Atlas und seufzte — wie weit ist es doch vom Don bis Brives!... Dédé aber besprach schon mit Woronow die geplante Operation: die Eisenbahnbrücke auf der Strecke Brives-Toulouse sollte gesprengt werden. Später sagte Dédé zu seinen Genossen: „Das ist ein Fund! Der hat schon andere Brücken gesprengt.“

Woronow fühlte sich gleich heimisch. Man schlug ihm freundschaftlich auf die Schulter und sagte: „Du — Russe, das ist gut", „Fritze kaputt", „Wir — Kommunisten." Woronow erhielt den Spitznamen Bär; das freute ihn. Nina hatte oft gesagt, er sähe wie ein Eisbär aus.

Wie war er in dem Hungerlager mit seinen durchschossenen Lungen am Leben geblieben, während rings um ihn tagtäglich gesunde, junge Leute starben? Sein hünenhafter Körperbau hatte ihn gerettet. Wenn er später gefragt wurde, wie er das überstand, lächelte er verlegen, dachte an seinen Großvater, der noch mit siebzig Jahren Bäume gefällt hatte, und sagte: „Wir Archangelsker haben den Satan im Leibe." Sie hatten dagelegen, nach Wasser gelechzt; die Deutschen brachten einen Eimer, lachten: „Wer da 'rangeht, kriegt eine Prämie." Sein Durst war so groß, daß er zum Eimer kroch, obwohl die Deutschen eben vor seinen Augen vier Kameraden erschossen hatten... Dann Köln, Wagen mit Leichen; jeden Morgen wurden die Toten in die Grube geworfen — manchmal hundert Leichen. Auch die Schwachen, die sich nicht mehr auf den Beinen halten konnten, wurden hineingeworfen. Mischa Golowljow dichtete:

Als wir in der Kölner Grube noch saßen,
Als man mit Brot uns versucht zu verführen,
Damit wir des Eids und der Treue vergaßen,
Raunten die Genossen: „Nicht daran rühren!"
Leset die Inschrift auf unserem Grabe.
Seien wert wir des Ruhms, den einst Enkel uns spenden!
Doch den, die zu dulden die Kraft nicht mehr haben,
Erlaubt die Partei, durch Freitod zu enden...

Mischa rief einem SS-Mann zu: „Bald werdet ihr baumeln!" Der SS-Mann erschoß ihn... Woronow dachte an das Gedicht — Mischa hatte nicht durchgehalten...

Noch vor kurzem war Woronow in den Bergwerken gewesen. Das erschien ihm jetzt wie ein furchtbarer Traum, der auch noch beim Erwachen das Herz zusammenpreßt, doch dieser Traum war nun dem Bewußtsein entglitten, in die Ferne gerückt. Deutlich erinnerte er sich an den Sommertag in der Steppe, an den finsteren Schuljapow. Und dann lebte in der Erinnerung sofort ein anderer Tag auf — der Tag der Flucht. Ein rothaariger Deutscher, voller Sommersprossen. Woronow tötete ihn mit einem Stein... Dann der Wald und das Häuschen der Witwe Lagrange...

Er war zum Leben zurückgekehrt. Er fragte: wie steht es dort?... Lange Monate war er ohne Zeitungen, ohne Rundfunk gewesen. Erst jetzt erfuhr er, daß die Leningrader Blockade durchbrochen war, daß aber die Stadt noch im Feuer deutscher Geschütze lag. Ob Nina

lebt?... Smolensk wurde zurückgenommen, um Kiew wird gekämpft. Manchmal überkam ihn Sehnsucht: er ist so weit, von allem getrennt. Dann saß er finster da. Dédé kam und sagte: „Die Russen haben wieder eine Stadt genommen, ich habe nur den Namen vergessen." Und obwohl der Name für Woronow sehr wichtig war, mußte er lächeln, wenn er den strahlenden Dédé ansah: ich bin nicht allein — diese hier halten zu uns, also kämpfe auch ich um Kiew wie Sergej, wie Sonin, wie die anderen aus dem Bataillon...

Den Partisanen gehörten Ortsfremde und Ortsansässige, Arbeiter, Kumpel, Weinbauern, Hirten, ein Lehrer, ein Tierarzt, zwei Spanier, ein Tscheche, mehrere Mädchen an. Dédé, ein Dorfschullehrer, war der Kommandeur; er hatte in Spanien gekämpft. Andächtig lauschte man Woronows Worten: er war ein Mensch aus jener Welt, die sie in den dunklen Partisanennächten in ihren Träumen sahen. „Der Bär hat es gesagt" — das klang wie ein unanfechtbarer Schiedsspruch.

Der Tscheche — so wurde er auch genannt —, ein pedantischer Uhrmacher, dem die geheimnisvollen haargenauen Drehungen feinster Räderchen vertraut waren, hatte in einem Wutanfall einen Feldwebel erstochen. Als der betagte Mann Woronow sah, konnte er vor Erregung kein Wort hervorbringen.

„Verstehen Sie Russisch?" fragte Woronow.

Nun aber kam der Tscheche ins Reden; zum erstenmal seit sechs Jahren konnte er sich in seiner Muttersprache ausdrücken. Woronow erriet mehr von dem, was der Tscheche sprach, als daß er es verstand. Er erwiderte:

„Ja... Natürlich..."

Die Partisanen waren von dieser Begegnung tief ergriffen. Dédé fragte:

„Tscheche, verstehst du denn auch Russisch?"

„Alle Slawen verstehen Russisch", erwiderte der Tscheche. Er wollte sagen, daß nicht die Grammatik die Hauptsache sei, lächelte aber nur und wischte sich die gutmütigen kurzsichtigen Augen.

Der Steinmetz José aus Barcelona sagte zu Woronow:

„Ich habe am Ebro einen Russen getroffen. Er hieß Iwanowitsch. Ist er jetzt Regiments- oder Divisionskommandeur?"

„Ich kenne Iwanowitsch nicht."

José machte ein so betrübtes Gesicht, daß Woronow lächelnd sagte:

„Ah, jetzt fällt's mir ein — er führt eine Division."

„Das habe ich mir doch gedacht. Weißt du, Bär, als ich erfuhr, daß die Faschisten Rußland überfallen haben, war ich traurig und froh. Ich weiß, was der Krieg für Leid mit sich bringt, meine Tochter ist in Barcelona durch eine Bombe ums Leben gekommen...

Froh war ich, weil ich am Ebro einen Russen gesehen hatte und sofort wußte, daß es mit den Faschisten aus ist."

Mickie bat Woronow, ihm in der Freizeit russischen Unterricht zu geben. Er war Schweißer in den Renault-Werken gewesen und nannte sich „alter Komsomolze". Mickie büffelte die russische Deklination.

„Warum diese Endung hier? Eine verrückte Sprache!... Trotzdem werde ich sie erlernen! Wenn ich nicht falle, fahre ich nach Kriegsschluß in die Sowjetunion, und sei es auch nur für eine Woche. Wie ist die Endung?... Nein, das werde ich nie begreifen... Könnte man doch wenigstens einen Blick auf Moskau werfen!"

Der alte Desiré war Weinbauer; er anerkannte im Leben nur zwei Dinge: die Kommunistische Partei und guten Wein. Vor dem Kriege hatte er für die Radikalen gestimmt, aber als die Deutschen kamen, brachte der Maire, ein Radikaler, in seinem Zimmer ein Pétain-Bild an und setzte dem deutschen Leutnant alten Wein vor. Der alte Desiré fluchte. Dann erschossen Kommunisten zwei Deutsche und den Verräter. Guten Wein liebte der alte Desiré, wie ein Dichter Verse liebt; er unterschied im Wein jede Nuance, konnte mit absoluter Sicherheit sagen, woher er stammte — von Michaud am Friedhof oder von Vater Bellays Weinberg bei der Mühle. Als zwei Leidenschaften seine Brust zerrissen, schwankte er nicht lange und ging zu den Partisanen. Er sagte: „Neunzehnhundertzweiundvierzig war ein furchtbares Jahr — die Deutschen brachten Michaud und Joseph um —, aber für den Wein war das Jahr herrlich." Er war einen Monat vor der Weinernte zur Abteilung gekommen, seufzte: „In diesem Jahr ist der Wein auch gut. Ich weiß nichts von meinem Weinberg, sicher haben die Boches alles zertrampelt." Einmal fragte der Alte Woronow:

„Sag mal, ist der Wein bei Moskau besser als unserer?"

„Im Kaukasus ist der Wein gut. Bei Moskau gibt es keinen — das Klima ist zu rauh."

Desirés Augen drückten Bestürzung aus: er konnte sich ein gutes Leben ohne guten Wein nicht vorstellen. Doch faßte er sich schnell und schlug Woronow auf die Schulter:

„Macht nichts, Bär, du wirst sehen, wenn dieser verfluchte Krieg aus ist, noch ein, zwei Fünfjahrpläne, und bei Moskau wird es Weinberge geben und besseren Wein als bei uns hier."

Woronow sah, wie diese Menschen an sein Land glaubten. Er war stolz und verwirrt: sie sehen in mir einen Vertreter der Sowjetunion, dabei bin ich ein ganz gewöhnlicher Durchschnittsmensch, kann mich irren, Fehler machen...

Aber er machte keine Fehler, weder bei der Brückensprengung noch beim Überfall auf den deutschen Güterzug. Er und Dédé hatten

alles sorgfältig vorbereitet. Dreißig mit deutschen Maschinenpistolen ausgerüstete Partisanen nahmen in der Schlucht unweit vom Bahndamm Aufstellung. Woronow hatte die Mine gelegt. Dédé ließ er mit fünfzehn Partisanen auf dem Hügel im Walde zurück, sie sollten im Falle eines Mißlingens den Rückzug decken. Die Deutschen schliefen, als die Explosion erfolgte; im ersten Augenblick verloren viele den Kopf. Woronow lief zum Bahndamm, von dem Deutsche herabkletterten, und setzte seine Maschinenpistole in Tätigkeit. Das war die erste große Operation der Abteilung. Sie erbeuteten etwa hundert Maschinenpistolen und viel Munition. Ein deutscher Leutnant wurde gefangengenommen, dem war der Schrekken dermaßen in die Glieder gefahren, daß er stotternd hervorbrachte: „Herr Terrorist, töten Sie mich nicht, ich bin der friedlichste Mensch auf Erden.“ Die Partisanen verloren zwei Mann — Robert und den alten Desiré. Robert starb sofort. Den alten Desiré konnte man noch in den Wald tragen, wo ihn Jeannette verband; er quälte sich sehr. Als Woronow zu ihm kam, lächelte er kläglich und sagte:

„Mir geht's schlecht.“

„Wirst dich schon wieder aufrappeln. Ich bin auch drüber weggekommen.“

„Nein, Bär, ich schaffe es nicht mehr. Aber das macht nichts, ich habe mein Leben hinter mir... Möchte dich nur um eins bitten — wenn der Krieg aus ist, wirst du wohl Stalin sehen, sag ihm, daß der alte Desiré seinen Weinberg im Stich gelassen hat, um zu kämpfen, daß er dann gestorben ist und Stalin seinen Gruß entbietet, so mußt du es auch sagen: einen Gruß vom alten Desiré.“

In der Nacht, in der Desiré starb, kamen aus den benachbarten Dörfern achtzehn Bauern. Sie sagten: „Wir können nicht länger warten.“ Endloser Herbstregen rauschte herab. Der Wald strömte Todesgeruch aus. Woronow saß beim Empfänger und suchte Moskau. Mickie sang halblaut:

Die Freiheit schenkt uns keiner,
Erkämpft will Freiheit sein.
Pfeift das Signal, Kamraden,
Und schließt zum Kampf die Reihn.
Uns winkt auf grünem Plane
Tod, eh der Tag noch graut,
Wir sind ja Partisanen
Und mit dem Tod vertraut.
Uns macht nicht schwach die Liebe,
Das Leid kriegt uns nicht klein.
Pfeift das Signal, Kamraden,
Und schließt zum Kampf die Reihn...

* 13 *

Als der Dicke in der Ecke des Abteils seinen Mantel ablegte und sich die Stirn wischte, erschrak Mado: ist es hier denn so warm? Sie fror, Kälteschauer jagten ihr über den Rücken — sie hatte sich erkältet, als sie nachts im strömenden Regen Saint-Remi verließ. Furchtbar, wenn ich krank werde!... Nichts schien ihr wichtiger, als zur Abteilung zu gelangen und mitzuteilen, daß die Frage der Maschinengewehre dem BOA vorgelegt wurde.

Im ewigen Kreislauf wanderte sie von den Städten in die Berge, von den Bergen in die Städte, erzählte Besitzern kleiner Hotels, sie sei gekommen, um eine kranke Tante zu besuchen, fragte Bäuerinnen, wo man einen Sack Kartoffeln erstehen könne, beriet sich mit einem Notar über eine angebliche Erbschaft. Dann stieg sie schmale, steile Wege hinauf — im Winterfrost, in der Augustglut, im Regen —, kam zu einem einsamen Bauernhof oder zu einer Hirtenhütte, trocknete ihre Kleider am Herd oder trank ein Glas Wasser und ging weiter. Diese Gespräche mit Unbekannten, mit Genossen, mit Feinden, mit Gleichgültigen, die fiebrige Hast der Bahnhöfe, die Bergpfade, Adressen, die auf Fetzen von Zigarettenpapier gezeichneten Pläne, die gespielte Fröhlichkeit oder sorgsam einstudierte Sachlichkeit, das Gefühl ständiger Gefahr — all das schien ihr natürlich, als könne es nichts anderes geben. Sie dachte selten an die Vergangenheit, machte sich keine Gedanken über die Zukunft, wunderte sich, wenn einer der Genossen sagte: „Nach dem Sieg..." Ihre Tage füllten kleine Sorgen aus, wie der Polizeibeamte zu überlisten, ein Wachposten zu umgehen sei. Und wenn sie allein war — den Verbindungsmann auf der Straße erwartete oder am trüben Waggonfenster im Gang stand —, dann dachte sie an die Menschen, mit denen sie die Arbeit zusammenbrachte. Sie lebten das gleiche Leben wie sie, beförderten Waffen, sprengten Züge, verbargen sich als Illegale, irrten durch lichte, allzu durchsichtige Wälder, druckten Flugblätter, steckten Depots in Brand, krochen mit Revolvern oder Handgranaten über die Erde. Fast täglich hörte sie vom Tode eines Menschen, mit dem sie vor einer Woche oder einem halben Jahr zusammen gewesen war; die einen fielen im Kampf, die anderen wurden von Gestapoleuten oder Gendarmen geholt. Mado wußte, was für Taten sie vollbrachten, doch sie wußte nicht, wie sie früher gelebt, wovon sie geträumt, wen sie geliebt hatten. Sie erinnerte sich an die Gesichter, an Worte und an Kleinigkeiten, die nur im Gedächtnis einer Frau haftenbleiben — ein Tuch, ein unüberlegtes Wort, ein Bild an der Wand. Mit Hilfe dieser Kleinigkeiten versuchte sie, sich ein Bild vom Leben des Menschen zu machen. Das Gefühl des Verbundenseins, ihre Zärtlichkeit für die anderen

hielten sie aufrecht; nie war sie allein — mit ihr fuhren und gingen Menschen, die wie zufällig für einen Augenblick ihren Weg gekreuzt hatten und tief in ihrem Herzen weiterlebten.

Jetzt dachte sie an Maurice. Sie hatte ihn nur zweimal gesehen. Man sagte, er wäre „tollkühn“, aber Mado schien es, daß er ein Träumer war. Sie sprachen einmal über eine Aktion; er sah zu dem vom Abendrot erleuchteten Fenster hin und sagte plötzlich: „Wie Feuer.“ Mado bemerkte, daß an seinem Kragen ein Knopf fehlte; er fühlte ihren Blick und rechtfertigte sich aus irgendeinem Grunde: „Ich hatte keine Nadel zur Hand.“ Von Lucie wußte sie, daß Maurice sich vor dem Krieg mit Kunstgeschichte befaßt hatte. Er war in den Fünfzigern. Wie hält er es aus?...

Mado betrachtete den Mann, der dem Dicken in der Ecke gegenüber saß und mit leicht geöffnetem Mund schlief... Er hat Ähnlichkeit mit Luc... Wo Luc jetzt wohl ist? Josette hat gesagt, sie habe seit Anfang September keine Nachrichten mehr von ihm. Josette kann sich kaum noch aufrecht halten, sie ist nach Pauls Tod nicht wiederzuerkennen... Man darf sich keinen Augenblick Ruhe gönnen... Solange ich nachts ging, war alles gut, kaum hatte ich mich aber gesetzt, kamen die Gedanken... Wie der Kopf schmerzt...

Im Gang sang jemand „Was sollen Lieder, ist doch alles klar“. Eine Nacht bei Sacré-Cœur. Sergej erzählte von seiner Mutter. Ich wußte schon damals, daß er fahren wird und mich nicht mitnimmt... Warum ist es so kalt? Ich werde wohl krank. Zu so unpassender Zeit... Der Zug läuft elf Uhr fünfzehn in Limoges ein. Noch drei Stunden... Dort muß ich noch bis zu Lucies Wohnung gehen. Die Adresse kenne ich. Und wenn Lucie nicht zu Hause ist? Unsinn, wir haben doch ausgemacht, daß ich bei ihr übernachte und Maurice morgen früh im Jourdan-Park treffe. Warum machen sie alle Treffs in den Anlagen aus? Das ist nicht richtig, besonders am Morgen, abends kann man noch für ein Liebespärchen gelten... Wie kalt es ist!

Mado schlug den Mantelkragen hoch. Sie bemerkte, daß der Nachbar sie fortwährend ansah. Es war ein hochgewachsener Mann von etwa vierzig Jahren mit kleinem Schnurrbärtchen und schmachtendem Blick. Ein bekanntes Gesicht... Wo kann ich ihm begegnet sein? Nein, er sieht aus wie ein Filmschauspieler, so ein Gesicht machen sie immer, wenn das Stück traurig endet. Warum sieht er mich an? Vielleicht merkt man, daß ich Schüttelfrost habe? Er wird denken, ich habe ein schlechtes Gewissen... Sie wiederholte sich rasch in Gedanken: ich fahre zu meiner Cousine, die in der Rue Racine wohnt und einen Hutsalon hat. Vielleicht ein Spitzel? Er sieht zwar nicht so aus, aber es gibt ja verschiedene Spitzel... Ich kann den Platz jetzt nicht wechseln. Wenn er ein Schuft ist, wird

er die Polizei holen — glaubt vielleicht, ich habe einen Mord begangen... Soll ich sagen, daß ich Grippe habe? Ich werde gar nicht sprechen können, ich bin wirklich krank, die Gedanken verwirren sich... Vielleicht gefalle ich ihm und er sucht ein Reiseabenteuer? Wir leben illegal und glauben, daß sich alle nur damit beschäftigen... Aber sie sind ganz gleichgültig, verdienen Geld, küssen sich, erkranken an Grippe — ein warmes Bett, Tee mit Rum, Ruhe... Der Kopf zerspringt mir... Schlafen...

Mado schloß die Augen, nickte ein. Sie wird festgenommen, verhört, verwickelt sich in Widersprüche... Sie wachte auf, weil sie ihre Cousine nicht erkennen konnte, und der Deutsche lachte: „Wie dumm Sie sich alles ausgedacht haben." Jetzt glühte sie; an den Schläfen und in den Mundwinkeln perlten große Schweißtropfen.

„Fühlen Sie sich schlecht?" Der Nachbar hatte eine angenehme Stimme.

Sie nickte.

„Ich habe Aspirin bei mir. Ich bringe gleich Wasser."

Als sie das Pulver eingenommen hatte, fragte er:

„Fahren Sie nach Paris?"

„Nein, nach Limoges."

„Ich auch. Wir werden spät ankommen, der Zug hat eine Stunde Verspätung. Werden Sie abgeholt?"

„Nein. Ich wollte meine Cousine überraschen."

„Wenn Sie gestatten, werde ich Sie zu Ihrer Cousine begleiten."

„Vielen Dank, werde schon allein hinkommen. Ich habe nur ein kleines Köfferchen, werde bloß eine Woche bleiben."

Sie antwortete freundlich, doch zurückhaltend. Aber es schien ihr, sie sei verwirrt und verrate sich. Nach dem Aspirin wurde sie müde. Im Einschlafen spürte sie, daß ihr Gegenüber sie unverwandt ansah. Sicher gefalle ich ihm — sie beruhigte sich selbst, weil sie nicht mehr denken konnte. Dann schlief sie so fest ein, daß der Nachbar sie nur mit Mühe wach bekam.

„In zehn Minuten sind wir in Limoges."

Schnell nahm sie den Spiegel aus der Tasche, ordnete ihr Haar und puderte sich. Im ersten Augenblick glaubte sie, wieder gesund zu sein, aber als sie aufstand, zitterten ihr die Knie. Draußen überkam sie von neuem Schüttelfrost. Kalter Regen fiel. Sie muß bis zu Lucie kommen... Sie lief durch die lange Rue Théodore Bac. Auf der Place Sadi Carnot sah sie sich um und erkannte den Mann, mit dem sie im Abteil gesessen hatte. Jetzt bestand kein Zweifel mehr: das ist ein Spitzel... Anstatt in die Rue Grange Garrot einzubiegen, lief sie nach links. Sie hatte Angst, sich umzublicken. Es kam ihr vor, als wolle sie jemand einholen. Fieberhaft dachte sie nach, was zu tun sei. Zu Lucie kann sie nicht gehen, vielleicht ist

er mir auf den Fersen... Sie blieb stehen. Niemand... Hat er sich nicht versteckt?... Regen, Regen, nichts zu sehen... Sie lief noch einige Straßen weiter. Hinter ihr ging ein Greis. Er trug eine Mütze. Sicher hat er mich diesem übergeben... Bis zum Morgen werde ich es auf der Straße nicht aushalten... Am besten, ich gehe in ein Hotel. Wenn sie hinter mir her sind, werden sie eben nur mich verhaften... Der Kopf ist leer, ich weiß nicht, wer ich bin, woher ich komme.

Ein verschlafener Hausdiener öffnete die Tür. Während sie sich ins Gästebuch eintrug, kratzte er sich die Backe und brummte vor sich hin. Wahrscheinlich hat er Verdacht geschöpft... Über ein Jahr mache ich diese Arbeit und niemals ist so etwas vorgekommen... Das ist das Fieber...

Der Diener führte sie in ein kleines, schmutziges Zimmer, in dem ein hohes Bett mit Federbett stand. An den Tapeten waren Spuren von zerdrückten Wanzen, vertrocknete Seifenschaumspritzer. Mado entkleidete sich schnell und legte sich ins Bett. Das Laken war eiskalt. Sie konnte unter dem Federbett nicht warm werden. Im Nebenzimmer übernachtete ein Pärchen. Das Liebesgeflüster war deutlich zu hören... Sie lassen einen nicht schlafen. Wie schön wäre es, wenigstens ein Stündchen zu schlummern, bevor sie kommen... Sie sprang auf, schüttete ihre Tasche aus — Dokumente, Lippenstift, Geld, Puderdose; sie wußte, daß nichts mehr in der Tasche war, und sah trotzdem nach. Unten wurde geklingelt, jemand kam die Treppe herauf. Sicher zu mir... Nein, eine Tür geht... Jetzt ist es zwei, sie kommen meist um vier... Hier ist es wahrscheinlich sehr heiß, ich bin ganz naß. Der Schädel... als hämmere jemand gegen den Hinterkopf... Sie stieß das Federbett fort und verspürte plötzlich Erleichterung. Sie lag auf dem Rücken und wagte nicht, sich zu rühren. Ihr war, als habe ihr jemand einen Eisbeutel auf den Kopf gelegt. Das ist Mama...

Sergej, verstehst du jetzt?... Ich bin ein dummes Ding, aber kein Nichtsnutz. Warte doch, warum läßt du mich nicht aussprechen?... Vielleicht liebe ich dich gerade deswegen — niemals läßt du mich aussprechen, bist stets mit deinen eigenen Gedanken beschäftigt und siehst nichts, gar nichts. Jetzt wirfst du den Kopf in den Nacken, kneifst die Augen zusammen. Lieber! Zum Teufel schicken? Hast mich doch schon lange zum Teufel geschickt... Und trotzdem sind wir uns begegnet...

Mado erwachte erst um acht Uhr früh. Sie fühlte sich besser, der Schmerz im Kopf war dumpf, gleichmäßig geworden, aber sie konnte wieder klar denken. Schwäche... In der Nacht muß ich hohes Fieber gehabt haben. Ich dachte, jener Mann wäre ein Spitzel, und er ist einfach nach Hause gegangen, vom Bahnhof zum

Zentrum führt doch nur eine Straße... Er ging schnell, weil er nicht naß werden wollte...

Mado beeilte sich nicht beim Anziehen — Maurice wird erst um zehn kommen. Eine Stunde ging sie durch die einsamen Straßen, überzeugte sich davon, daß ihr niemand folgte. Ja, sie hatte sich alles nur eingebildet... Schlimm, daß ich so unsicher auf den Beinen bin, Maurice wird sicher sagen, daß ich morgen zur Abteilung zurück muß...

Mado blieb vor einem Blumengeschäft stehen, dessen Tür offen stand. Die dicke Verkäuferin aß Suppe und wärmte sich die Finger am Teller. In einer dunklen Metallkanne standen mattfarbige, tiefviolette und rostfarbene Astern. Auf der Schiefertafel, auf die sonst die Namen der Heiligen geschrieben werden, damit man weiß, wer heute Namenstag hat und wem ein Blumenstrauß zu schicken ist, stand „Allerseelen". Heute war „Allerseelen", die Blumen waren für den Friedhof bestimmt... Ein Mann in schwarzem Mantel befühlte die Astern.

„Sie sind nicht mehr frisch."

„Heute, Monsieur, nimmt man nicht das, was man haben möchte, sondern das, was man bekommt."

Jemand sagte:

„Den Toten wird es wohl ziemlich gleich sein."

Mado blickte sich um — es war niemand da.

Zehn Uhr. Sie ging durch die Anlagen. Nasse Bänke, im braunen Sand kleine Pfützen. Eine Dame mit einem weißen Spitz, eine alte Frau, ein Knabe. Von Maurice keine Spur. Viertel elf. Lucie hatte gesagt, er sei sehr pünktlich. Fünfundzwanzig nach zehn... Ich warte bis halb elf, wenn er nicht kommt, gehe ich um sechs zu Lucie, zu dieser Zeit kommt sie immer nach Hause...

Mado ging auf den Ausgang zu und erblickte einen Genossen, den sie einmal bei Lucie gesehen hatte, als sie die Zeitungen verteilten. Er hieß Jacquot. Lucie hatte erzählt, er gehöre erst seit Ende August zur Gruppe. Er hatte Mado nicht gefallen, sie wußte selbst nicht warum, und machte sich später Vorwürfe: ich beurteile wie der Vater die Menschen nach dem Äußeren... Mado ging an Jacquot vorbei: sie war mit Maurice verabredet, Jacquot mochte zufällig hier sein, und auf der Straße durfte man sich nicht begrüßen. Jacquot kam aber auf sie zu:

„Guten Tag, France."

„Guten Tag, Jacquot. Was ist?"

„Ich bin statt Maurice gekommen."

„Und wo ist Maurice?"

Jacquot antwortete nicht und trat zur Seite. Mado wußte nicht, wie ihr geschah, als sie von Polizisten gepackt und zum Gefängniswagen geschleppt wurde.

Sie wurde in ein helles Zimmer geführt. Auf dem Schreibtisch standen Porzellanfigürchen und das Bild einer jungen Frau in einem alten Bronzerahmen. Major Kraußgrell war liebenswürdig, sein Gesicht freundlich, sympathisch. Er bot Mado einen Sessel und Zigaretten an; geduldig und mit kaum merklichem Lächeln ließ er sich erzählen, woher und weshalb sie in die Stadt gekommen war, und meinte: „Gut, wir werden alles prüfen, abends werden Sie wieder spazierengehen." Mado störte nur eines: sie nannte sich Antoinette Larue, während der Major sie hartnäckig mit „Madame France" anredete. Hatte Jacquot sie verraten?... Sie fand keine Zeit zum Nachdenken, lächelte nur gekränkt und zutraulich.

„Trotzdem verstehe ich nicht, warum Sie mich festgenommen haben, Herr Major."

„Ich verstehe es auch nicht. Ich bin aber bereit, die Dummheit meiner Untergebenen zu segnen. Sie verhalf mir zu dem Glück, mich mit einer entzückenden Frau zu unterhalten."

Plötzlich kam aus dem Nebenzimmer ein so furchtbarer Schrei, daß Mado aufsprang. Der Major lächelte:

„Das ist immer so... Sie stören einen bei der Arbeit."

Langsam öffnete er die große Doppeltür. Auf einem Marmortisch lag Maurice. Ein deutscher Soldat schlug ihn mit einer Peitsche auf den Bauch. Maurice schrie:

„Oh-oh!... Jacquot ist ein Schuft!... Und du bist ein Schuft... Oh!"

Der Major sagte:

„Hallo, Alfred, legen Sie eine Pause ein... Sie stören meine Unterhaltung mit einer Dame."

Mado konnte ihren Blick nicht von Maurice wenden. Sein Gesicht war blutig. Er lag da wie ein Toter... Der Major schloß die Tür.

„Verzeihen Sie, ein solches Schauspiel ist nichts für eine junge Frau. Ja, bei uns ist es überhaupt höchst unangenehm."

Jetzt wußte Mado: es ist aus! Jacquot hat alle verraten... Sie nahm sich zusammen und sagte:

„Warum halten Sie mich auf? Ich verliere Zeit..."

„Ja, das ist immer ärgerlich. Womit beschäftigen Sie sich, Madame France? Ich meine Ihre friedliche Beschäftigung."

„Ich zeichne für die Porzellanfabrik in Limoges."

„Entzückend. Sicher Blumen?... Ich habe meiner Frau ein Service mit Alpenveilchen gekauft. Vielleicht war es Ihr Entwurf?... Wir haben Jacquot nichts zuleide getan, in zwei, drei Tagen wird er frei sein, nur noch ein paar Formalitäten."

„Werden Sie mich freilassen?"

„Ich weiß nicht. Ich kann Sie freilassen ... und kann auch ... wie soll ich es sagen? Alles das ist sehr unangenehm, um so mehr, als Sie ein entzückendes Geschöpf sind, man möchte Sie nicht foltern, sondern streicheln... Ich schlage Ihnen folgendes Programm vor: erst einmal beichten Sie mir — die Liste der Terroristen, Adressen, was Sie gemacht haben und andere Kleinigkeiten. Dann legen wir uns hin, ich decke Sie mit einer Spitzendecke zu und vergebe Ihnen alle Sünden. Dann haben Sie die Freiheit und Alpenveilchen... Das ist bestimmt bedeutend angenehmer als das Nachbarzimmer, obwohl es Alfred die ‚Konditorei' nennt."

Er trat auf Mado zu, tätschelte ihr zärtlich die Wange, riß aber sofort die Hand zurück:

„Schlange! Alfred, erteilen Sie ihr einen Denkzettel!"

* 14 *

Als José den deutschen Leutnant sah, griff er nach der Maschinenpistole. Alle lachten.

„Siehst du denn nicht, daß es Mickie ist?"

Noch wirkungsvoller war der Tscheche: er hatte einen grauen Gabardinmantel an, einen Filzhut auf dem Kopf und unterm Arm eine riesige Aktentasche aus Schweinsleder. Vier Partisanen trugen deutsche Soldatenuniformen. Der Tscheche sprach fließend Deutsch; Mickie und die verkleideten Partisanen sollten ihn begleiten. Dédé hatte mit den MG-Schützen am Tor zurückzubleiben: sollte die Wache Zeit finden, die Deutschen aus der Stadt zu alarmieren, dann werden sie Feuer eröffnen, während Woronow, Charlot und José den Posten auf dem Turm unschädlich machen.

Als alle beisammen waren, sagte Dédé:

„Bis zum Gefängnis sind es hundertzwanzig Kilometer. Um drei Uhr früh muß alles erledigt sein. Wenn wir uns verspäten, werden sie morgen erschossen."

Das war eine halsbrecherische Fahrt auf gewundenen Straßen in finsterer Regennacht. Die Fahrer beeilten sich — morgen wird man die Genossen erschießen!... Sie machten Bogen um die Posten, rasten über Landwege. Alle starrten gespannt in die von dünnen Regenstreifen durchschnittene Finsternis.

Der Tscheche klopfte ans Tor.

„Aufmachen!"

„Wer da?"

„Gestapo. Wir holen die Verurteilten ab."

Die Wache bestand aus Franzosen. Die beiden Gestapoleute, die für Ordnung zu sorgen hatten, schliefen friedlich auf dem Wachs-

tuchdiwan im Zimmer des Chefs. Der Posten weigerte sich, das Tor zu öffnen: er habe Befehl, niemanden einzulassen. Der Tscheche tobte:

„Idioten, ich werde euch alle nach Deutschland schicken!"

Der Posten sah noch einmal durch das Guckloch: Gestapo... Der mit der Aktentasche war schon mal dagewesen. Daß sie der Teufel hole: der eine gibt einen Befehl, der andere macht ihn rückgängig, und immer soll unsereins den Kopf hinhalten! Wenn so ein Kerl in Rage kommt, kann er einen ohne viel Federlesens zur Arbeit nach Deutschland schicken... Der Tscheche polterte gegen das Tor, fluchte. Ächzend und krächzend öffnete der Posten die Seitentür.

Von dem Lärm geweckt, kamen die beiden Gestapoleute in den Hof gelaufen. Der eine rief:

„Feuer!"

Das Maschinengewehr knatterte, die beiden Deutschen stürzten fast gleichzeitig zu Boden; Woronow hatte inzwischen den Posten auf dem Turm unschädlich gemacht. Jetzt lag der Hof im Schußfeld seines Maschinengewehrs. Den Gefängniswärter, der sich widersetzen wollte, ereilte das Schicksal der Gestapoleute.

„Öffne die Zellen!" befahl Mickie.

Die Verurteilten dachten, die Deutschen seien gekommen, sie zur Hinrichtung abzuholen. Niemand glaubte Mickie, als er rief: „Wir sind vom Maquis."

„Genossen, laßt uns würdig in den Tod gehen!"

Sie sangen die Marseillaise. Mickie ließ eine Flut von Schimpfworten los wie „Schafsköpfe", „Kamele", „Esel" und viele andere, noch bildhaftere Beiworte, und je kräftiger er fluchte, um so froher wurden die Häftlinge: so schimpfen konnte nur ein Freund... Plötzlich stürzte einer der Verurteilten auf Mickie zu:

„René!"

Mickie umarmte ihn, dann sagte er:

„Erstens heiße ich nicht René, sondern Mickie, zweitens werden Reden und Blumenspenden auf heute abend verlegt. Und drittens — ein bißchen lebhafter! Die Lastwagen warten unten, die Plätze sind nicht numeriert."

Eine der Einzelzellen ließ sich nicht öffnen. Der Wärter beteuerte:

„Der Schlüssel ist kaputt."

„Der Schlüssel ist eine Kleinigkeit", sagte Mickie. „Wenn ich dir den Schädel kaputtschlage, bist du schlimmer dran."

Der Wärter ächzte und öffnete die Tür. Auf dem Fußboden lag Maurice; er konnte sich nicht rühren und mußte hinausgetragen werden.

Im Wachraum erblickte Mado Jacquot.

„Was tust du hier?“

Er sagte, den Blick von ihr abwendend:

„Ich sollte morgen früh freikommen. Die Deutschen haben mich hier warten lassen.“

Mado suchte Dédé; sie kannte ihn aus der Abteilung „Gabriel Péri“.

„Dédé, hier ist ein Verräter. Er hat Maurice ausgeliefert.“

Dédé antwortete:

„Wir nehmen den Verräter auch mit.“

Sie befreiten siebenundzwanzig Häftlinge; fast alle hätten am nächsten Morgen erschossen werden sollen. Charlot fand seinen Bruder. Mickie konnte sich nicht beruhigen: „Denk doch nur, plötzlich steht Pierre vor mir, wir haben zusammen in einer Werkstatt gearbeitet.“

Die Wagen rasten den Berg hinauf. Es dämmerte. Ringsum kahler, feuchter Wald. Dédé ließ halten. Er sagte zu Jacquot:

„Eine Kugel ist zwar für einen Verräter zu schade, aber wir sind anständige Menschen, Partisanen. Hier hast du eine Zigarette. Kannst sie noch zu Ende rauchen.“

Er erschoß Jacquot, dann fuhren sie weiter. Bald war der Maquis erreicht...

Der Wagen mit José, Charlot und dem Bären fehlte. Mickie hatte bei der Abfahrt die Aufsicht gehabt. Dédé fuhr ihn an:

„Warum hast du sie dort gelassen?“

„Der Bär sagte, ich solle losfahren, sie würden nachkommen. Du weißt doch selbst, wenn der Bär etwas sagt...“

„Wer ist dieser Bär?“ fragte Mado.

„Hast du denn den Riesen nicht gesehen? Ein russischer Offizier, kein weißgardistischer, ein richtiger, von dort. Er ist aus den Bergwerken geflohen.“

Alle erzählten vom Bären. Nur Dédé schwieg und blickte finster drein: was ist mit ihm?...

Während Mickie durch die Zellen gegangen war, hatte ein Wärter von den Gefängnisbräuchen berichtet: „Am schlimmsten treibt es ein SS-Mann, der in der Nähe wohnt, einen halben Kilometer vom Gefängnis entfernt. Er hat ein eigenes Häuschen bekommen. Abends kommt er her, nimmt die Vernehmungen vor. Die Deutschen nennen ihn ‚Erster Meister‘. Er läßt die Häftlinge an den Beinen aufhängen.“ Woronow hatte vorgeschlagen: „Wollen wir diesem Meister nicht einen Besuch abstatten?“ Charlot und José waren einverstanden.

Alles verlief nach Wunsch: der SS-Mann fand nicht einmal Zeit, nach dem Revolver zu greifen. Woronow holte die Aktenmappen aus dem Schrank und nahm sie mit. Als sie abfuhren, war es noch dunkel. Unterwegs stießen sie auf Gendarmen. Der Fahrer holte aus

dem kleinen Citroen heraus, was herauszuholen war, der Wagen machte Schlaufen wie ein Hase. Sie entkamen...

Die Frauen hatten alle Hände voll zu tun, sie bereiteten ein vorzügliches Mittagsmahl vor. Am vorhergehenden Tage hatte Ive, „Chefintendant" genannt, vier Hammel und ein Faß Wein beschafft. Man trank, sang, umarmte einander. Mickies alter Freund Pierre sagte zum hundertstenmal:

„Das ist wirklich toll! Wir waren fest davon überzeugt, am Morgen erschossen zu werden... Und jetzt sitze ich hier mitten unter euch und trinke Wein!"

Maurice lag in der Laubhütte. Er fragte: „Wo ist Jacquot?" — „Erledigt", sagte Dédé. Maurice meinte: „Das ist gut. Ich hatte Angst, er könnte uns entwischen."

Endlich erblickte Mado den Bären. Ein Riese mit kindlichen Augen... Sie sagte vertrauensvoll:

„Ich hatte einen russischen Freund. Schon lange her. Im anderen Leben."

Stockend brachte sie alle russischen Worte hervor, die sie kannte. Und plötzlich lächelte sie traurig:

„Zum Teufel schicken."

Woronow lachte:

„Warum hast du das gelernt?"

„So sagt ihr doch beim Margeritenzupfen."

„Da hat man's dir schlecht gesagt." Er umarmte sie herzlich. „‚Ans Herz drücken' — das ist russische Art... Morgen haben wir ein großes Fest — Jahrestag der Revolution."

Dédé erhob sich:

„Trinken wir auf das Wohl der Russen. Du hast dich bloß nicht ganz richtig ausgedrückt, Bär: das ist auch unser Fest."

Woronow dachte an die große Schlacht: bald wird Kiew zurückgenommen. Eine schwere Arbeit, diese Stadt zu nehmen — ein breiter Fluß, steiles Ufer. Wahrscheinlich wird man sie umgehen müssen... Aber genommen wird sie, bestimmt... Er dachte an einen anderen Sommer — Steppe, Wermutgeruch, der Don... Sergej geht neben ihm. Beide schweigen — es ist zu bitter... Dort hat sich alles gewendet. Wo ist Sergej? Vielleicht am Dnjepr?...

Mado konnte noch immer nicht zu sich kommen. Der Rücken, die Beine schmerzten — das waren die Peitschenhiebe, die sie erhalten, als sie den Deutschen gebissen hatte. Zeit genug hatte sie gefunden, um sich auf den Tod vorzubereiten. Gestern dachte sie nur an eins: in der Abteilung „Sampaix" wartet man sicher... Der Tod bedeutete ihr Erlösung von den Foltern, sonst nichts. An das, was kommen würde, wollte sie nicht denken, und auch sich erinnern wollte sie nicht. Und plötzlich trat Dédé in die Zelle...

Es riecht nach faulen Blättern, das Lagerfeuer qualmt. Mickie singt:

Wie lieb ist uns das Leben,
Wenn auch von Tod umdroht,
Und müssen trotzdem sterben
Noch vor dem Morgenrot...

Ein Mädchen blickt ihn zärtlich an.

Diesen Russen nennt man Bär. Er kommt von dort... Nein, Sergej wird mich nicht ans Herz drücken, wozu auch? — das gehört der Vergangenheit an... Die Augen sind feucht, macht nichts, das kommt vom Rauch. Wie lustig die Tannenzapfen knistern!... Ich werde also leben?... Und wieder zog sie das Leben in seinen Bann, das liebe, unstete, unverständliche Leben, das den Flammen des Lagerfeuers glich.

* 15 *

Lejean saß in dem geräumigen Arbeitszimmer des Rechtsanwaltes Garcy und wartete auf einen Mann namens Chatelet. Komisch — die Vertreter des BOA sind geradezu in die Metro verliebt, jeder Delegierte, mit dem man zu tun hat, ist nach einer Metrostation benannt. Warum verspätet sich dieser Chatelet? Mein Nachtquartier liegt am anderen Ende der Stadt, die Metro kann ich nicht benutzen — Razzien...

Zahlreiche Bilder, die den Herrn des Hauses im schwarzen Talar darstellen, schmückten die Wände des Zimmers — bald reckte er die Arme gen Himmel, bald drohte er mit der Faust, vergoß dicke Tränen oder lächelte selbstzufrieden. Neunzehnhunderteinundvierzig hatte Garcy gesagt, Pétain sei eine Jeanne d'Arc, jetzt aber hatte sich der Wind gedreht, und er suchte Verbindung zur AS; wenn die Deutschen vertrieben werden, wird es kein anderer getan haben als Garcy. Lejean gähnte. Es gibt ein Alter, in dem einem die menschliche Komödie überdrüssig zu werden beginnt... Dieser Chatelet läßt lange auf sich warten...

Endlich war er da; ein hagerer, hochgewachsener Mann in militärischer Haltung, mit klugen, durchdringenden Augen. Lejean wußte sofort, daß er keinen Unbedeutenden vor sich hatte.

Chatelet sprach von den Fliegerangriffen auf französische Städte: der deutsche Rundfunk will die Bevölkerung gegen die Verbündeten aufhetzen.

„Unsere Aufgabe ist es, den Franzosen klarzumachen, daß diese harten Schläge die Stunde der Befreiung näher bringen."

„Zweifellos", erwiderte Lejean. „Hierbei spielt aber die Frage der Waffen eine große Rolle. Es liegt mir fern, über die Flieger

Gericht zu halten. Ich spreche von unserem, vom französischen Gesichtspunkt aus. Natürlich muß die Eisenbahnbrücke zerstört werden. Sie haben sieben Luftangriffe durchgeführt. Das Städtchen ist fast völlig zerstört, aber die Brücke ist heil geblieben... Im letzten Halbjahr haben wir achtundzwanzig Brücken gesprengt. Wir könnten noch viel mehr machen, wenn wir Waffen hätten."

„Die Zustellung ist sehr kompliziert, ich hoffe aber, daß es jetzt besser wird."

„Gut, lassen wir die Zustellungsfrage beiseite. Warum gibt man uns nicht die Waffen, die schon da sind? Wofür legt man eine Waffenkollektion an?"

„Für den Tag der Landung."

„Die wann erfolgen wird?"

„Am Tage der Landung. Das bestimmen nicht wir."

„Im Juni neunzehnzweiundvierzig sagte man mir, die Überfälle auf die Deutschen seien überflüssig, in einigen Wochen werde die Landung erfolgen. Im vergangenen Sommer, nach der Ermordung des Generals Schaumburg, erklärte Ihr Kollege: ‚Wozu sollen wir unsere Kräfte verzetteln? Im August werden sie landen.' Jetzt haben wir November... Man sagt, im Winter mache der Nebel eine Landung unmöglich, im Frühjahr und Herbst wüten Stürme auf dem Kanal und im Sommer sei zu klare Sicht. Ich hoffe nur auf eins — wenn die Russen sich der deutschen Grenze nähern, werden jene Herrschaften aufhören, einen Fetisch aus dem Barometer zu machen."

Chatelet lächelte:

„Die Russen kämpfen zweifellos gut. Ich bin vom Fach, Herr Luc, und kann die Strategie der Roten Armee beurteilen. Wir dürfen uns aber nicht an das russische Temperament halten, sondern müssen mit den Plänen Amerikas und Englands rechnen. In London sollen starke Meinungsverschiedenheiten bestehen, General Arnold ist zum Beispiel der Ansicht, man könne sich mit Luftangriffen auf deutsche Städte begnügen. Es gibt Anhänger der südlichen Variante. Italien bindet viele Kräfte."

„Also sollen wir die Hände in den Schoß legen und warten..."

„Niemand spricht von warten."

„Und was verstehen Sie unter ‚attendisme'?"

„Das ist ein Terminus, den Ihre Freunde geprägt haben."

„Vielleicht stammt das Wort von uns, sein Inhalt ist von Ihnen. Ich will damit sagen, daß das BOA die inneren Kräfte zur Untätigkeit verdammt."

„Das BOA wirft soviel Waffen wie möglich ab."

„Und läßt sie dann einscharren."

„Sie werden vor den Deutschen versteckt. Ich verstehe nicht, was Sie so erregt, Herr Luc?"

Lejean erhob sich, schritt einmal durch das lange Zimmer, blickte dann Chatelet fest in die Augen und sagte:

„Vielleicht wird man nach dem Sieg so sprechen wie Sie — im Parlament oder auf der Friedenskonferenz —, aber im Augenblick hört sich das höchst merkwürdig an... Jeder von uns kann heute abend in den Klauen der Gestapo sein... Wozu die Heuchelei?“

Chatelet antwortete ruhig, seine Erregung verriet sich nur in der Vehemenz, mit der er seine Zigarette ausdrückte.

„Also gut, ich werde mit Ihnen nicht als Vertreter des BOA, sondern als einfacher Franzose sprechen. Ich bin Katholik, Sie sind Kommunist. Wir sitzen in Garcys Arbeitszimmer. Jeden Augenblick können wir verhaftet werden. Die gleichen Gestapoleute werden uns foltern, auf dem gleichen Acker wird man uns erschießen. Sie haben durchaus recht: uns vereinen die Deutschen...“

„Ich befürchte, daß uns nur dieses vereint... Und auch das nicht ganz... Viele Ihrer Leute haben nichts dazugelernt. Sie haben Angst, uns Waffen zu geben.“

„Auch darin sind Sie im Recht. Vor einem Jahr war das anders, da begeisterten sich alle für das Heldentum der Kommunisten. Ich dachte auch, es wäre ein Wunder geschehen, die Nation habe die Einheit gefunden. Aber Wunder gibt es nicht... Die Lage hat sich gebessert. Im Osten werden die Deutschen geschlagen. Trotz Ihres Skeptizismus werden die Verbündeten früher oder später landen. Italien pfeift auf dem letzten Loch. In Deutschland herrscht äußerst gedrückte Stimmung. Und da zeigen sich die ersten Risse. Wundert Sie das? Mich nicht... Nehmen wir das Weltgeschehen — dort ist es nicht anders. Solange an der Wolga gekämpft wurde, konnte kein Gedanke an Rivalität aufkommen, alle zollten den Bolschewiki Beifall. Jetzt aber denken die Angelsachsen bereits an die Teilung, obgleich der Bär noch lange nicht erlegt ist. Was wollen Sie? Schon Terenz hat gesagt: ‚Ich bin ein Mensch und nichts Menschliches ist mir fremd.‘“

Lejean merkte plötzlich, wie müde er war. Wozu unterhält er sich mit diesem Menschen? Aus jedem seiner Worte spricht Haß... Und Lejean sagte schroff:

„Genug mit der Philosophie! Werden wir Waffen bekommen?“

„Wollen Sie die Antwort des Vertreters des BOA oder die eines einfachen Franzosen hören?“

Lejean mußte lächeln.

„Erst einmal die des BOA-Delegierten.“

„Soweit es in unseren Kräften steht. Wahrscheinlich, nachdem neue Stützpunkte für die Zustellung organisiert sind. Im Dezember oder im Januar...“

„Und die Antwort des einfachen Franzosen?“

„Nein."

Als Lejean die Wohnung verließ, kam der Anwalt Garcy in den Flur gelaufen. Er ergriff Lejeans Hand und sagte mit bebender Stimme: „Helden! Unsere Helden!" Lejean lächelte spöttisch: noch ein Bild für die Wand...

In gedrückter Stimmung ging er durch die Stadt. Gewiß, er hatte gewußt, daß es ein erfolgloser Gang sein würde, er hatte ihn nur gemacht, weil die Genossen darauf bestanden. Trotzdem hinterließ die Unterredung mit Chatelet einen bitteren Geschmack. Ohne es zu wollen, hatte Lejean einen Blick in die Zukunft getan. Die Naiven glauben, mit dem Kriegsende würden die Faschisten verschwinden, würde das Himmelreich auf Erden anbrechen... Aber es steht noch ein harter, ernster Kampf bevor, der vielleicht schwerer sein wird als der gegenwärtige... Werden sich etwa die Cagoulards von gestern mit uns aussöhnen?... Heute brauchen sie uns: wir verstehen zu sterben, neunzehndreiundvierzig wird das noch geschätzt... Wie werden sie aber neunzehnachtundvierzig mit uns reden? Der Mohr hat seine Schuldigkeit getan... Doch der Mohr wird nicht gehen. Wie bitter das ist! Man möchte wenigstens vom Glück träumen können...

Er übernachtete bei unbekannten Menschen an der Peripherie der Stadt. Die Hausfrau öffnete ihm die Tür und ging zur Nachbarin. Lejean sah auf die Uhr — es war acht. Marie soll um neun kommen. Er kann noch ein Stündchen ruhen... Er saß auf der durchgelegenen Bettstelle. In dem leeren Zimmer war es kalt, er legte seinen Mantel nicht ab. Tiefe unendliche Trauer umfing ihn. Die Gedanken an die Zukunft verschmolzen mit seinem persönlichen Leid. Vor vier Jahren war er glücklich gewesen. Es war im Frühjahr, daran erinnerte er sich genau, er kam von der Arbeit. Mimi war unartig, spritzte aus seinem Füllhalter Tinte auf den Teppich. Paul büffelte für die Examina und sagte: „Das Furchtbarste ist die Trigonometrie." Josette spielte ein Nocturne von Chopin... Nichts ist geblieben... Wo ist Josette? Vielleicht sitzt auch sie in einem kalten fremden Zimmer, in das jeden Augenblick die Gestapo eindringen kann? Oder ist sie im Maquis?... Oder tot?... Schon lange hat er keinen Brief erhalten, die Verbindung klappt nicht... Paul ist nicht mehr. Mimi ist nicht mehr. Der Krieg wird ein Ende haben, aber sie werden nicht zurückkehren... Josette und ich — zwei Bäume, denen man die Zweige abschnitt. Solche Bäume blühen nicht mehr...

Es klopfte. Marie kam, sie brachte ihren Sohn, den kleinen Jeannot, mit.

„Wenn ich mit ihm gehe, ist es sicherer — die Polizisten belästigen einen nicht. Außerdem habe ich niemanden, bei dem ich ihn lassen könnte. Luc, du hast ihn ja noch nicht gesehen, sieht er nicht Pepe ähnlich?"

Lejean lächelte — es kam ihm komisch vor, daß dieser Knirps Pepe ähnlich sehen sollte. Als er ihn aber genauer betrachtete, dachte er: wirklich, die Augen, die Bewegungen, die Art, wie er sich an die Mutter schmiegt und mit den Händchen arbeitet, das Lächeln erinnern an Milet...

„Ein unruhiger Geist“, sagte Marie, „ganz der Vater.“

„Wie alt ist er? Zwei?“

„O nein! Ein Jahr und zwei Monate.“

Lejean dachte an Milet, und wieder schlug über ihn die Trauer wie eine Woge zusammen. Milet, der begeisterungsfähige Milet, freute sich über alles, hatte er doch Marie, begann er doch erst zu leben. Und jetzt ist er tot. Wie Paul...

Marie sagte:

„Henri schlägt vor, zwanzig Maschinenpistolen in Vincennes zu holen. Sie brauchen sechs Mann. Erfahrene Leute.“

„Wann?“

„Am neunten.“

„Gut, morgen werde ich die Leute aussuchen. Kasernen?“

„Nein. Im ‚Soldatenhaus‘.“

„Ich mache mit.“

Marie hat ein Kind und arbeitet trotzdem, schleppt Flugblätter, Waffen... Sie kann erschossen, kann nach Ravensbrück gebracht werden, was noch schlimmer ist... Und wenn sie am Leben bleibt?... Er mußte an Chatelets kalte Augen denken... Wieder Krieg... Das Glück, das schlichte Glück kommt nicht...

„Luc, Jeannot wird es doch leichter haben als wir?“

Er sagte schnell:

„Bestimmt.“

Und wurde nachdenklich. Ist das so bestimmt?... Alle Bücher, denen er geglaubt hatte, sagten: qualvoll, aber unentwegt geht der Mensch vorwärts; manchmal ist sein Weg gewunden, gleicht einer Spirale. Kleingläubigen kommt es vor, als wäre dieser ewige Kreislauf sinn- und zwecklos; aber der Mensch geht dennoch vorwärts. Natürlich ist der Gestapomann schlimmer als ein Wilder — auch das Böse vervollkommnet sich. Der Verzweifelte wird sagen: Gerechte gab es auch früher. Das stimmt. Aber sie handelten instinktiv. Jetzt handelt man bewußt. Darin liegt die Gewähr für das Glück! Das Bewußtsein wird siegen. Was bedeutet es schon, daß Henri Lejean das missen wird, was die Menschen persönliches Leben nennen. Das Leben ist nicht so eng begrenzt... Oft hört man: „fremdes Glück“. Aber läßt mich denn das Glück des kleinen Jeannot unberührt? Oder das Glück der Russen?... Es stimmt also. Man muß nur das eigene Leid überwinden. Ich bin müde... Es wird einmal schön sein, wenn nicht in zehn, so in hundert Jahren...

Er nahm Jeannot auf den Arm und sang ihm das Liedchen vor, das die kleine Mimi so gern gehört:

Seht euch unser Böcklein an:
Baut jetzt Kohl und Thymian!...

Lejean dachte nicht mehr an die Zukunft. Weder Einsamkeit noch Sorgen bedrückten ihn, weder der Kampf, der länger dauert als dieser Krieg, noch die Kälte des fremden Zimmers, noch die Sehnsucht des alternden Menschen. Das Leben war zu ihm gekommen — ein kleines, lärmendes, unruhiges Leben; und der strenge Luc, von dem Chatelet sagte: „Ich sprach mit einem richtigen Fanatiker", Luc, der kurz vorher an einem Überfall auf einen Güterzug teilgenommen hatte und der in drei Tagen eine Handgranate auf einen Posten werfen sollte, Luc lächelte jetzt Jeannot zärtlich zu, und Jeannot klatschte fröhlich in die Hände.

* 16 *

Leo erinnerte sich an einen sonnigen Februartag. In den Straßen wurden Mimosen verkauft. Er kaufte ein Sträußchen für Leontine. Leo war immer noch der Alte, Unbekümmerte. Täglich sagte er zu seiner Frau, bald käme die Rettung. Leontine hatte ihn gestern wieder angefleht: „Du mußt dich verborgen halten, sie holen alle Juden." Er hatte ihr geantwortet: „Nach Stalingrad werden sie es nicht wagen." Er ging nach Hause, mit dem Sträußchen in der Hand, fröhlich, erfüllt vom Lärm der Vorfrühlingsstraße. Leontine erwartete ihn an der Ecke: „Sie wollten dich holen... Ein Glück, daß du nicht da warst..."

Er schickte seine Frau zu Saugets: sie hatten sich erboten, Leontine aufzunehmen, würden auch Herrn Alper Unterkunft gewähren, doch das sei zu gewagt, sie hätten Kinder... Leo ging zu Lancier. Seit dem Zusammenbruch war er nicht mehr in „Corbeille" gewesen: er wollte Maurice nicht kompromittieren. Jetzt blieb ihm nichts anderes übrig, Lancier hatte ja gesagt, er würde im Falle der Not alles für seinen alten Freund tun. Als Lancier Leo sah, brachte er vor Schreck kein Wort hervor. Wie furchtbar! Irgend jemand hätte doch sehen können, daß ein Jude zu ihm kam. „Guten Tag, Maurice!" sagte Leo, der nicht bemerkt hatte, was in Lancier vorging. „Wie geht's? Man sagt, du hast geheiratet?" Lancier konnte sich nicht beherrschen und schrie: „Was willst du hier?" Leo sah ihn an und lachte auf: „Was ich will? Geistige Nahrung. Deine Meinung über André Gides Tagebücher. Ein Rezept für einen Truthahn à la périgourdine. Leb wohl, Maurice! Sei mir nicht böse, daß ich dich beunruhigt habe, ich bin in letzter Zeit so zerstreut, hab' mich

in der Tür geirrt!“ Lancier lief hinter ihm her, flüsterte im Flur: „Wenn du Geld brauchst, ich kann dir etwas geben.“ Leo ging wortlos hinaus. Lancier verheimlichte diesen Besuch vor seiner Frau — Martha ist zu empfindlich, sie wird sich aufregen... Auf ihre Frage, wer dagewesen sei, antwortete er: „Jemand hat die Hausnummer verwechselt.“

Drei Wochen lang lebte Leo in Sembats Atelier. Hier war es sehr warm, Leo lag halbnackt auf der Couch — Sembat hatte ihm verboten, auf die Straße zu gehen. Er pfiff vor sich hin, während Sembat an einem Stilleben arbeitete und philosophierte: „Im allgemeinen sind die Menschen einen Dreck wert. Ich habe an die Kunst geglaubt, sie wird aber von Menschen und für Menschen gemacht. Also ist auch sie einen Dreck wert. Nivelle schreibt Verse, Sachverständige finden Gefallen daran, er aber sitzt in der Präfektur bei den Deutschen, überprüft Verdächtige. Als die Persephone erfunden wurde, habe ich noch nicht gelebt. Ich fürchte, es gab auch damals eine Gestapo, die einen wurden gefeiert, die anderen gevierteilt. Uninteressant.“ Bald darauf wurde der Concierge gesteckt, daß sich bei Sembat ein Fallschirmspringer verberge, und Leo mußte gehen.

Er suchte die Illegalen und stieß auf den Journalisten Bouisson, der ihm sagte, er könne ihm über Spanien nach London verhelfen. Er brauche nur Geld... Leontine brachte einige Sachen aus der Wohnung fort. Bouisson verlangte täglich einen neuen Tausender: „Die Dokumente sind teuer“... Als alles verkauft war, schickte er Leo zum Teufel.

Zwei Monate lebte Leo bei einem Bauern in der Nähe von Melun und arbeitete in der Landwirtschaft. Eines Tages sagte der Bauer: „Genug!... Ich habe vollauf bewiesen, daß ich ein guter Franzose bin; gestern fragte mich ein Gendarm, ob es wahr sei, daß ich Weizen versteckt halte.“

Doktor Morillot verhalf Leo zu einer Unterkunft bei einem seiner Patienten namens Levasseur. Leo schlief in der Gesindestube im siebten Stock. Das war seine Rettung: Polizisten holten Levasseur ab, der mit einer illegalen Organisation in Verbindung stand (Morillot hatte davon nichts gewußt). Die Concierge verschwieg, daß es im Haus noch eine Gesindestube gab. Als Morillot erfuhr, wie Leo davongekommen war, sagte er: „Ein solches Glückskind ist mir noch nicht begegnet.“

Leo bewahrte seine Lebensfreude. Er tröstete Sembat, sagte ihm, die Kunst sei kein Dreck und auch die Menschen seien keine Tiere; an einem der schlimmsten Tage, als er obdachlos und gehetzt durch die Straßen gelaufen war, sagte er lächelnd zu Morillot: „Ich möchte nicht eher sterben, bevor nicht unser Freund Nivelle vor den Fenstern der Academie des arts erhängt wird.“ Sogar den mürrischen, geizigen Bauern hatte Leo zum Lachen gebracht.

Bei den seltenen Begegnungen mit Leontine sprach er über die Liebe, zärtlich, begeistert, ohne Bitternis, ohne Überspanntheit, und wenn sie ihm lauschte, vergaß sie für einen Augenblick die furchtbare Wirklichkeit.

Leo dachte oft über sein vergangenes Leben nach; es schien ihm nichtig und herrlich zugleich; er dachte: ich segne selbst seine Nichtigkeit! Er wandte sich nicht von der Vergangenheit ab, wollte aber dieses bunte, unsinnige und dabei wunderbare Leben würdig beschließen. Emsig suchte er die Männer, die gegen die Deutschen kämpften. Dieser gesellige Mensch wollte auch im Sterben nicht allein sein. Doch unter seinen Bekannten war niemand, der mit der Widerstandsbewegung in Verbindung stand. Voller Bitternis dachte er: ich hatte nicht die richtigen Freunde... Erinnerte er sich an seine Reise nach Kiew, dann beneidete er den Bruder: Ossip hat nicht für eine Villa in Bidart und auch nicht für Soupers in „Corbeille" gelebt, jetzt kämpft er sicher... Überhaupt, die Russen haben recht behalten. Es gibt hierbei eine Gerechtigkeit... Ich habe zu leicht gelebt... Tiefe Trauer lag wie Schlamm auf dem Grund seiner Seele, doch nicht immer empfand er sie.

Es wurde Herbst. Eine alte Frau beherbergte ihn in einer finsteren stickigen Kammer. Er hielt es nicht aus, ging gegen Abend auf die Straße, obwohl er wußte, wie unbedacht das war: in der Stadt wurden große Razzien durchgeführt. Tief atmete er die frische Luft ein. Im Dämmerlicht schien die Welt in grauviolette Farben getaucht. Er dachte an Leontine, an das Leid — es war ihm nicht vergönnt gewesen, seinen Sohn zu sehen, Robert hieß er... Jemand legte die Hand auf seine Schulter. In Gedanken versunken, dachte er, es sei ein Freund. „Sind Sie Jude?" fragte der Polizist. Leo brauste auf: „Ich bin Franzose, Herr, und Sie sind ein deutscher Ochse!" Leo wurde grausam geschlagen und nach Drancy gebracht, dem Sammellager für die Juden, die nach Polen abtransportiert werden sollten.

Auch in Drancy ließ Leo den Kopf nicht hängen. Ringsum weinten die Menschen; viele Frauen mit Kindern waren da. Leo beruhigte sie.

„In Polen ist es besser als bei uns. Die Russen werden eher dort sein, als die Verbündeten hier."

Er wollte fliehen, sobald er in Polen war. Er spricht Russisch, er wird sich mit den Polen verständigen und zur Front durchschlagen können. Den Russen wird er sagen: „Ich habe in Frankreich gekämpft, und zwar ganz gut, es war nicht meine Schuld, daß der Krieg dort schlecht geführt wurde." Sie werden ihn in die Rote Armee aufnehmen. Wer weiß, vielleicht wird er noch Ossip und die Mutter wiedersehen...

Zweitausend Menschen warteten auf den Abtransport nach Polen. Manche waren verzweifelt, erzählten, in den Lagern verlange man

unmenschlich schwere Arbeit, niemand werde das lange aushalten. Jemand sagte, sie würden nach Lublin oder Auschwitz kommen und dort getötet werden. Doch das kam selbst den Pessimisten unwahrscheinlich vor: wozu sollten die Deutschen Kohlen verfeuern und Waggons in Anspruch nehmen?... Viele behielten wie Leo den Kopf oben und sagten: „Wenn sie uns töten wollten, sähe alles anders aus.“ Die Verpflegung in Drancy war erträglich; alle wurden einer gründlichen ärztlichen Untersuchung unterzogen; die Kinder erhielten um fünf Uhr Brot mit Marmelade; es wurden sogar Theatervorführungen veranstaltet. Ein alter bärtiger Jude, der aus Krakau stammte, meinte:

„Wissen Sie, warum die uns so behandeln? Sie wollen uns mit Musikbegleitung töten. Ich kenne sie — das sind wahnwitzige Henker.“

Leo lächelte:

„Die haben einfach den Schwanz eingeklemmt. Sie wundern sich, warum man den Kindern Marmelade gibt? Sehr einfach — weil die Rote Armee den Dnjepr überquert hat. Ich weiß nicht, wer eher in Polen sein wird, wir oder die Russen.“

Die Verladung wurde in großer Eile vorgenommen. Leo kam aus Versehen in einen Wagen für Familien. Niemand durfte die Waggons verlassen. Es war so eng, daß man sich nicht rühren konnte. In einer Ecke stand ein Eimer für die Notdurft. Die Kinder weinten. Ein Greis starb unterwegs. Den Leuten gab nur der Gedanke Trost: bald werden wir an Ort und Stelle sein.

„Ich habe gehört, wir kommen in eine Knopffabrik“, sagte eine junge, schöne Frau, die ihre dreijährige Tochter bei sich hatte. „Was ist dabei? Werde eben Knöpfe machen, wenn man mir nur meine Lulu läßt.“

Leo aber träumte von Flucht. Wenn es ihm nicht gelingen sollte, bis zur Front zu kommen, so wird er im Wald die Partisanen suchen. Sie werden ihn aufnehmen, er kann gut schießen. In Polen gibt es große Wälder... Ihm fiel ein, wie er auf der Rückfahrt von Kiew durch Polen gefahren war und alle hin und her geraten hatten, ob es Krieg geben werde... Und jetzt quält jeden die Frage, wann dieser Krieg ein Ende nehmen wird. Warum müssen die Menschen so leiden? Unbegreiflich. Sie könnten doch singen, lachen, Nähmaschinen herstellen, ins Kino gehen... Sein Vater ist im Krieg gefallen, singend war er vorangestürmt, eine Kugel traf ihn in die Brust... Vielleicht ist Ossip auch gefallen?... So ein Idiotismus — die Menschen leben, bauen Häuser, bringen Kinder zur Welt, und alle fünfundzwanzig Jahre zerstören sie die Häuser, töten sie die Menschen! Das hatten wohl die Griechen ersonnen — Sisyphus wälzt einen Fels bergauf, der stets wieder zurückrollt... Kann man denn wirklich das Leben nicht anders gestalten? Ossip versicherte, es sei möglich...

Ich weiß nicht, vielleicht haben die Russen recht. Es wäre besser gewesen, schlechter zu leben, aber anständig zu bleiben. Meine Heimat ist Frankreich; als kleiner Junge bin ich hingekommen, habe mich eingelebt, das Land liebgewonnen. Würde man mich vor die Wahl stellen: Frankreich oder das Paradies, ich würde Frankreich wählen. Dabei bin ich überzeugt, daß die Russen keinen Pétain haben, so etwas ist bei ihnen gar nicht möglich. Damit ein Pétain möglich sei, muß es viele Menschen wie Maurice geben. Ist aber Maurice schlecht? Nein. Ich verurteile ihn nicht. Er ist überhaupt nichts, eine Null. Er lebt nicht, sondern spielt sich durchs Leben. Ich habe wohl auch so gespielt. Vielleicht aber nicht... Das mit Leontine war Ernst... Ich habe ehrlich gekämpft, wollte auch später weiterkämpfen, fand aber die richtigen Leute nicht... Ich werde sie dort finden...

Es war Nacht, der Zug hielt auf einer Station. Leo preßte sein Gesicht an einen Spalt, wollte etwas kalte, frische Luft schöpfen. Neben dem Wagen standen deutsche Soldaten, unterhielten sich. Leo verstand Deutsch und lauschte: vielleicht werden sie darüber sprechen, wohin man uns bringt? Aber die Deutschen unterhielten sich über ihre eigenen Angelegenheiten.

„Günter ist gestern eingezogen worden. Er hat einen Bruch, aber heute gilt das nicht mehr. Warst du bei Mariechen?"

„Ja, sie hat zwei Briefe und ein Päckchen von ihrem Mann bekommen."

„Wo ist er denn?"

„In Italien."

„Das geht noch an. Ich würde mich freuen, wenn ich nach Italien käme, dort ist es wenigstens warm. In Rußland muß es grauenhaft sein. Hast du gelesen, daß wir Kiew geräumt haben?"

Leo lauschte nicht mehr. Er lächelte selig, flüsterte einem jeden zu: „Die Russen haben Kiew genommen." Die entkräfteten Menschen blieben gleichgültig: was geht sie Kiew an, sie erwartet Zwangsarbeit...

„Ich bin dort geboren", erzählte Leo der jungen Frau, die gesagt hatte, sie würden in einer Knopffabrik arbeiten. „Eine wunderbare Stadt, sie ist nicht erbaut wie alle Städte, sie ist ein Phantasiegebilde, Ehrenwort! Wenn man durch die Stadt geht, benimmt es einem den Atem, nicht allein die steilen Straßen, sondern die Schönheit... Ich wollte aber etwas anderes sagen... Das Wichtigste ist, daß die Russen diese Arier verdreschen... Ihr Töchterchen ist bildhübsch, sie wird sicher ein schönes Leben haben. Weinen Sie nicht, jetzt weiß ich genau, daß uns die Russen befreien werden. Ich hatte einen Sohn. Ich habe ihn nicht gesehen, war in der Armee. Er starb bei einem Fliegerangriff, als meine Frau mit ihm aus

Paris flüchtete... Es hat viel Leid gegeben, das stimmt, aber das Schlimmste ist jetzt überstanden."

„Warum glauben Sie, daß das Schlimmste schon überstanden ist?" fragte die junge Frau und wischte sich mit einem winzigen durchnäßten Taschentuch die Augen.

Leo zuckte die Achseln.

„Klar, warum. Ich habe Ihnen doch gesagt, daß die Russen Kiew genommen haben. In ein, zwei Monaten sind sie in Polen."

Wieder ein Tag, eine Nacht und ein Tag. Gegen Abend trafen sie in Auschwitz ein. Die Deutschen riefen:

„Aussteigen!"

Soldaten. Ein Offizier mit einer Peitsche. Seltsame Menschen in gestreifter Kleidung, die Zwangsarbeitern in amerikanischen Filmen glichen. Fetter, tiefer Schlamm. Kälte. Eine alte Frau, die keine Zeit mehr fand, ihre Schuhe anzuziehen, wurde barfuß aus dem Waggon gezerrt. Sie bat:

„Herr Offizier, gestatten Sie mir, meine Schuhe anzuziehen, es ist sehr kalt draußen."

„Bald wird Ihnen warm werden, Madame", antwortete der Offizier.

Die junge Frau drückte ihr Kind an sich, entnahm ihrer Tasche Spiegel, Puderdose und Lippenstift und richtete sich rasch her. Alle atmeten erleichtert auf: endlich angekommen! Warum aber hat der Offizier eine Peitsche in der Hand? Und die Menschen sind wie Zwangsarbeiter gekleidet...

„Antreten!"

Einer der Zwangsarbeiter kam in Leos Nähe zu stehen. Er sagte auf polnisch:

„Geben Sie mir Zigaretten."

Leo gab ihm eine und fragte:

„Wo sind wir?"

„In Auschwitz, das heißt Oswiencim... Geben Sie ruhig alle Zigaretten her, Sie werden sie doch nicht mehr rauchen, man wird Sie sowieso gleich umbringen."

Leo verstand ihn nicht, er sprach zu schnell.

Der Offizier musterte jeden einzelnen und kommandierte dann „nach links" oder „nach rechts". Nach links wurden die Jungen und Kräftigen geschickt. Die anderen kamen nach rechts — Kranke, Alte, Kinder. Leo dachte: man teilt uns sicher gleich entsprechend der Arbeit ein, zu schwerer oder leichter. Als die Reihe an ihn kam, zögerte der Offizier. Leo war in letzter Zeit sehr gealtert. Vor dem Krieg hatte er wie ein pausbäckiges blühendes Kind ausgesehen, jetzt war die Haut schlaff, der Blick erloschen.

„Wie alt bist du?" fragte der Offizier.

„Dreiundvierzig."

Der Offizier lachte:

„Mich kannst du nicht hinters Licht führen. Nach rechts."

Leo kam zu den Alten und Schwachen; er dachte: nun muß ich wohl Baracken fegen... Werde sowieso fliehen...

Wie gut einem die frische Luft tut! Kalt ist es, aber auch das hat seinen Reiz, im Herbst ist der Lebenswille im Menschen besonders stark, man möchte etwas vollbringen, kämpfen... Der Wind hatte die Wolken verjagt, und der Mond ging auf, groß und orangefarben, er sah aus wie ein Kürbis. In einer solchen kalten Nacht werde ich fliehen...

Die Alten weinten, stöhnten, beteten. Ihre Verzweiflung übertrug sich unwillkürlich auf Leo, und um sich Mut zu machen, summte er sein Lieblingslied vor sich hin:

Kommt erst der Lenz zurück,
So lächelt uns das Glück...

„Wohin führt man uns?" fragte er einen Deutschen.

„Ins Bad. Solche Dreckschweine wie ihr müssen erst einmal ordentlich abgeschrubbt werden."

Und der Soldat lachte.

Sie mußten sich ausziehen; dann wurden sie nackt aus der Baracke getrieben. Die Menschen schrien jetzt laut, sie ahnten nichts Gutes. Leo sang nicht mehr. Namenlose Wehmut überkam ihn, als presse ihm jemand das Herz zusammen. Plötzlich wußte er: jetzt töten sie mich. Er stürzte sich auf einen Deutschen und schlug ihm mit der Faust auf den Kopf. Ein anderer Deutscher kam gelaufen und stieß Leo in den Raum, der „Bad" genannt wurde. Hinter ihm fiel die eisenbeschlagene Tür ins Schloß.

Ein Motor summte. An der Decke wogten wie Gewitterwolken dunkle Gasschwaden. Von Schrecken ergriffen, liefen die Menschen hin und her, schrien verzweifelt. Leo wußte, daß er sterben wird. Bilder aus seinem Leben jagten an ihm vorüber. Er war mit Leontine zusammen, sagte ihr: „Liebe, wir sind im Paradies." Violette Glyzinien blühten an grauen Brandmauern. In allem war eine große unaussprechliche Ruhe, die Hitze des Sommertages hatte nachgelassen, kaum hörbar summte eine Biene. Leontine lehnte ihren Kopf an seine Schulter, ihre welligen Haare bewegten sich leise. Sie sagte: „Leo, ruf doch Rob... Du bist von Sinnen, warum siehst du ihn nicht? Er ist drei Jahre alt. Er spielt mit einem orangefarbenen Ball." Und der Ball ist über ihnen. Nein, das ist der Mond... Und Mutter flüstert: „Ljowa, du bist so groß geworden, ich habe dich nicht wiedererkannt."

Die Gasschwaden senkten sich herab. Die Menschen krümmten sich, stürzten zu Boden. Leo verspürte einen unerträglichen Schmerz, als habe man einen Haken in ihn versenkt und zerreiße seinen Kör-

per… Er fiel auf das Gesicht und bewegte lange wie schwimmend die Arme. Ein Deutscher blickte durch das runde Glasfenster und drückte auf einen Hebel, die Körper der toten und halbtoten Menschen stürzten in die Tiefe.

In der Kanzlei saß der Schreiber Geisling; sein bleiches Gesicht sah wie eine Gipsmaske aus. Er säuberte die Feder mit einem Läppchen und schlug ein großes Buch auf, das wie alle Kontobücher der Welt aussah. Geisling trug säuberlich ein:

Eingetroffen aus Drancy am 11. XI.	1018	
Liquidiert		972
Übriggelassen		46

Mißmutig dachte er: warum steht in der Rubrik „Übriggelassen“ eine zweistellige Zahl? Das verstößt gegen die Ordnung. Darüber stehen nur dreistellige Zahlen. Er prüfte noch einmal.

Eingetroffen aus Westerburg am 21. X.	1388	
Liquidiert		1041
Übriggelassen		347
Eingetroffen aus Wien am 22. X.	772	
Liquidiert		447
Übriggelassen		325
Eingetroffen aus Theresienstadt am 23. X.	3862	
Liquidiert		3700
Übriggelassen		162
Eingetroffen aus Posen am 28. X.	406	
Liquidiert		212
Übriggelassen		194
Eingetroffen aus Lemberg am 30. X.	819	
Liquidiert		687
Übriggelassen		132

Die Seite war voll. Geisling nahm ein Lineal, zog einen säuberlichen Strich und addierte. Ganz unten setzte er ein:

Insgesamt:

Eingetroffen	8265	
Liquidiert		7059
Übriggelassen		1206

Dann nahm Geisling die „Berliner Illustrierte“ aus dem Schubfach und vertiefte sich in die Photos der Filmschauspielerinnen. In Berlin ist es schön — Mädchen in Hülle und Fülle, und überhaupt ist da was los, während ich hier in diesem stinkigen Auschwitz sitzen muß!…

Der Mond verblaßte. Der Himmel war rot vom Widerschein des Feuers: in riesigen Öfen wurden bis in den Morgen hinein die Leichen der Menschen verbrannt, die aus Drancy gekommen waren. Über Oswiencim stand dichter, schwarzer Rauch. Er drang in die Baracken, in den Hals, in die Ohren, ins Blut; als Trauerflor sank er zur Erde herab, auf die Gebäude, auf das grünliche, trübe Gesicht des Schreibers Geisling.

* 17 *

Minajew hatte Ossip noch nie so fröhlich gesehen. Sie feierten den Jahrestag der Oktoberrevolution und die Einnahme Kiews. In dem Häuschen ging es hoch her, Gäste waren gekommen, der Redakteur der Divisionszeitung Tschaly, Major Polischtschuk und Hauptmann Leonidse. Es wurden viele Trinksprüche ausgebracht, wurde viel gesungen und gelacht. Tschaly erzählte einen Witz. „Ein Amerikaner fragt den anderen: ‚Warum kämpfen die Russen so gut?‘ Der andere sagt: ‚Sie haben es leicht, fürchten sich nicht vor den Bolschewiki.‘“ Dann tanzten sie, Hauptmann Leonidse stach alle aus. Polischtschuk sang ukrainische Lieder. Ossip dachte an Kiew, sah Kiews Straßen und Gärten. Raja steht mit ihren Freundinnen an einem Wasserstand, sie trinken Fruchtsaft und lachen, Mutter ist mit Alja im Garten, erzählt ihr Märchen... Es war Spätherbst, Ossip aber sah das sommerliche Kiew mit dunkelgrünen Bäumen und Sonnenflecken im Blattwerk. Er trank ein Gläschen Wodka, rückte zu Minajew heran und wurde plötzlich gesprächig:

„Als ich meine Frau kennenlernte — damals war noch nichts zwischen uns —, schlug sie einmal vor, in ein Konzert zu gehen. Wir saßen da, das Orchester spielte, sie neigte sich zu mir und fragte: ‚Wissen Sie, was gespielt wird?‘ Ich verstehe nichts von Musik, aber mir war's peinlich, das einzugestehen, und ich sagte ‚ja‘. In der Pause fragte sie mich: ‚Was war es denn?‘ Das Orchester hatte etwas Anfeuerndes gespielt, so etwas wie das Lied ‚Wer singend durchs Leben schreitet‘ oder vielleicht auch ‚Carmen‘, und ich sagte ‚Carmen‘. Sie starrte mich wie ein Weltwunder an und sagte: ‚Na, Sie haben aber Ohren.‘ Es war nämlich eine Beethoven-Symphonie. Woher sollte ich das wissen? Mir war es sehr peinlich. Als ich nach Hause kam, besah ich mich im Spiegel — was für unmögliche Ohren, wie schrecklich sie abstanden —, kurz vorher hatte ich mir die Haare schneiden lassen. Natürlich wußte ich, daß Raja das nicht so gemeint hatte, aber ich dachte, ihr hätten auch meine Ohren mißfallen. Ich fragte meine Mutter, ob ich normale Ohren hätte. Mutter sagte: ‚Wie der Vater‘, aber den Vater kannte ich nicht, er fuhr weg, als ich noch klein war... Nachdem wir geheiratet hatten, erzählte ich Raja die Geschichte von den Ohren. Jahrelang hat sie mich damit

aufgezogen... Sie schreibt selten. Klar, mir fällt das Schreiben auch schwer, und ich habe es doch leichter als sie. Raja ist Sergeant, lebt unter anderen Bedingungen... Ich habe Sehnsucht nach den Meinen... Möchte gern einen Blick auf Kiew werfen! Es ist doch so nah... Meine Familie lebt nicht mehr dort, sie sind evakuiert. Was das für eine Stadt ist! Schade, daß du sie nicht kennst. Im Sommer ist es dort wundervoll."

Ossip sah flimmerndes Sonnenlicht, das Höhlenkloster, Rajas weißes Kleid, doch das mit Worten wiederzugeben, vermochte er nicht.

Später sagte Minajew zu Olga:

„Ein prachtvoller Mensch! Ich bin nicht gleich dahintergekommen. Anfangs ging er mir auf die Nerven — du sagst ein Wort und schon hat er ein Zitat bei der Hand, ich rede von Kohl und er von Dialektik. Trotzdem ist er kein trockener Mensch, durchaus nicht. Das ist nun mal so seine Art... Ich zum Beispiel kann zärtlich wie ein Kalb werden, er aber geniert sich. Weißt du, warum die Schildkröte einen Panzer hat? Weil sie sehr empfindlich ist."

Olga meinte schüchtern und doch mit innerer Sicherheit:

„Ich finde, er ist ein guter Mensch, nur unglücklich."

„Unglücklich? Warum?"

„Ich weiß nicht. Es kommt mir so vor."

„Hast du gesehen, wie lustig er gestern war? Als er mit dir tanzte, hat's mich beinah den Fuß gekostet."

Sie lächelte und sagte entschieden:

„Sehr lustig... Und doch ist er unglücklich."

Etwa zehn Tage später ging Ossips Wunsch in Erfüllung: die Division wurde zur Shitomir-Chaussee verlegt, und Ossip erblickte Kiew. Fassungslos stand er auf dem Kreschtschatik — das Kiew, an das er so viel gedacht hatte, war nicht mehr. Im kalten Regen starrten düstere Ruinen. Ossip hatte viele zerstörte Städte gesehen, doch mit diesen Städten hatte ihn nur eins verbunden — der Krieg. Kiew aber war in seiner Erinnerung die friedliche Stadt geblieben, als die er sie verlassen hatte. Nun stand er auf dem Kreschtschatik. Vor ihm lag aber nicht Kiew, sondern wieder der Krieg...

Er ging in die Saksaganskaja, wollte sehen, ob das Haus noch stand, in dem sie gewohnt hatten, und freute sich, als er es wiederfand. Er klopfte bei Jakowenkos, den Nachbarn. Diese Menschen, die er kaum kannte, kamen ihm jetzt wie Verwandte vor, sie hatten doch nebeneinander gelebt, damals, in den Jahren des Glücks... Jakowenko war bei der Armee, Ninotschka, die jüngste Tochter, wurde von den Deutschen verschleppt, nur Maria Nikiforowna und die hinkende Glascha waren dageblieben. Beim Anblick des Offiziers kam Leben in Maria Nikiforowna: sie erkannte Alper nicht, aber jeder Soldat erinnerte sie an ihren Mann.

„Nehmen Sie bitte Platz. Ich kann Ihnen leider nichts anbieten, wir sind arm geworden unter den Deutschen."

Als Ossip seinen Namen nannte, brach sie in Tränen aus.

„Was ist Ihnen?" fragte Ossip.

„Ich muß an Ihre Mutter denken, als die Arme zu mir kam und sagte: ‚Wir werden verschickt, ich weiß nicht, ob ich es überlebe. Achten Sie doch ein wenig auf die Sachen, bis meine Kinder zurückkommen.' Damals wußten wir noch nicht, was diese Bestien vorhatten. Dann kam Ninotschka und sagte, sie hätten alle umgebracht, auch die Kinder. Ich wollte es nicht glauben, doch es war so... Wenn ich nur das Wort Babi Jar höre, kommen mir die Tränen. In Ihr Zimmer wurde ein Schuft einquartiert, der schnüffelte herum, wo noch jemand war, der nach Deutschland verschleppt werden konnte. Er hat auch Ninotschka auf dem Gewissen..."

Maria Nikoforowna erzählte weiter. Ossip hörte nichts mehr. Unbeweglich saß er da; sein sonst hartes, verschlossenes Gesicht war so leiderfüllt, daß Maria Nikiforowna verstummte, Glascha aber lief in die Küche und schluchzte herzzerbrechend. Endlich erhob sich Ossip und sagte leise:

„Auf Wiedersehen, Maria Nikiforowna."

Sie erschrak:

„Wohin wollen Sie? Bleiben Sie doch noch ein wenig."

„Nein, ich gehe."

Als er die Treppe hinunterstieg, fuhr ihm durch den Sinn: hat sie sich nicht vielleicht geirrt? Raja schrieb doch, daß sie evakuiert wurden... Er klopfte bei den Kulikows an. Eine alte Frau öffnete ihm.

„Ich bin Alper", sagte Ossip. „Waren Sie hier, als die Deutschen kamen?"

„Die ganze Zeit über, ich habe genug ausgestanden."

„Haben Sie meine Mutter gesehen?"

Verzweiflung lag in seiner Frage, die Stimme bebte. Die Kulikowa hatte das Gefühl, als klage er sie an. Hastig antwortete sie:

„Wir konnten doch wirklich nichts tun... Hat man uns vielleicht gefragt?... Mich haben sie auch auf die Kommandantur geschleppt, bin mit knapper Not wieder 'rausgekommen... Alle Truhen haben sie durchwühlt."

„Sagen Sie mir bitte nur eins: haben Sie meine Mutter und meine Tochter gesehen?"

„Am Abend habe ich sie noch gesehen, aber als sie fortgingen, traute ich mich vor Angst nicht aus dem Haus."

Er ging zum Babi Jar, starrte auf die Häuser, die Bäume, das von Geschossen aufgerissene Straßenpflaster, als wolle er sich jede Einzelheit des Weges einprägen, den seine Mutter und seine Tochter gegangen waren. Er dachte an nichts, empfand noch nicht

die ganze Schwere des Verlustes; nur sein Atem ging mühsam; er hörte nichts; lief und lief. Wie lang doch die Lwowskaja ist!... Er wußte nicht, daß Chana denselben Gedanken hatte, als sie mit Alenka dem Tod entgegenging.

Weit und breit kein Mensch. Plötzlich kam aus einer Kate ein Mann mit den trüben Augen eines Trinkers. Ossip fragte ihn:

„Wo ist Babi Jar?“

„Nebenan, müssen sich rechts halten, dann kommen Sie gleich hin. Wohl Ihre Verwandten? Es waren schon Leute hier, fragten auch... Sie werden aber dort nichts finden. Als den Deutschen klarwurde, daß sie abziehen müssen, trieben sie Gefangene zusammen, befahlen, alle auszugraben, damit ja keine Spur bleibe. Tag und Nacht wurde verbrannt, man konnte nicht mehr atmen... Lieber Genosse, haben Sie nicht was zu rauchen?“

Babi Jar. Stellenweise war die Schlucht nicht zu sehen, man hatte sie zugeschaufelt. Mit Asche vermischter Sand. Kleine verkohlte Knochen. Mutter kam mit der Einkaufstasche: „Ossja, ich bringe dir Himbeeren, du hast sie doch so gern... Was für ein prächtiges Haus ist am Theater gebaut worden!“ Er hatte Alja versprochen, ihr einen Teddybär aus Moskau mitzubringen, Alja fragte: „Beißt er?“ Freunde, Bekannte, mit denen er zusammen aufwuchs und lebte... Ossip kniete nieder und preßte das Gesicht an den nassen, kalten Sand.

Es dunkelte schon, aber er vermochte nicht zu gehen. Er dachte an Raja, an die Macht der Liebe, die ihr die Kraft zum Lügen gab — sie hat das Leid allein getragen, um ihn zu schonen...

So lange habe ich mit ihr gelebt und habe sie doch nicht gekannt. Wunderte mich, daß sie an die Front ging, keine Angst vor dem Soldatenleben, vor dem Tod hatte. In Wirklichkeit hat sie viel mehr ertragen — sie schrieb mir über Alja. Was muß sie als Mutter dabei empfunden haben?... Und ich vermehrte noch ihre Qual, schrieb: gut, daß sie evakuiert wurden, dort hat man alle umgebracht, fragte, wie Alja sich entwickle, ob sie gewachsen sei...

Und in dem Augenblick, als er auf dem Sand von Babi Jar an Raja dachte, siegte das Leben. Man kann einen Wehrlosen töten, aus Furcht vor Vergeltung einen Körper verbrennen, die Asche verstreuen, Zeugen beseitigen, aber das Höchste im Menschen kann man nicht vernichten — die Liebe. Raja war stärker als die Mörder.

Ossip hatte nicht die Gabe, zu schreiben und zu sprechen, er wußte nicht, wie er das ausdrücken sollte, was ihn bewegte; schon bei Stalingrad hatte er gedacht: warum bin ich der Sprache nicht mächtig, genau wie Minajews Köter, der sicher auch manches fühlt und es nicht ausdrücken kann... Zwei Tage später schrieb er Raja einen Brief:

„Raja, meine liebe Raja, verzeih mir, daß ich Dich mit Fragen gequält habe. Ich weiß jetzt alles. Ich war in Babi Jar. Du hast wohl schon lange gewußt, welches Unglück uns betroffen hat. Raja, wir müssen darüber hinwegkommen, Worte helfen weder Dir noch mir, ich möchte Dich bei der Hand nehmen und Dir sagen — wir zwei sind allein, es ist etwas Furchtbares geschehen, doch wir zwei werden leben, werden nichts vergessen, werden damit leben. Jetzt weiß ich, wie stark Du bist. Heute abend gehen wir in Stellung. Ich weiß nicht, wie viele man in Kiew umgebracht hat, es heißt siebzigtausend, Zahlen besagen nichts, lebendige Menschen wurden umgebracht. Das kann nicht verziehen werden. Mein Liebes, bleibe fest! Nach dem, was ich in Babi Jar erlebt habe, fürchte ich mich nicht vor Worten, ich will Dir sagen, daß wir zwei für ewig zusammengehören, und das ist stärker als der Tod.

Ossip.“

Als Minajew Ossip sah, erriet er sofort, daß etwas geschehen war, er konnte sich aber nicht entschließen zu fragen, und Ossip schwieg. Erst einige Tage später, als sie zusammen Minajews Abschnitt besichtigten (die Deutschen hatten eine neue Division herangebracht und bereiteten offenbar irgend etwas vor), sagte Ossip:

„Mutter und Alja, beide... In Babi Jar.“

Minajew drückte ihm schweigend die Hand. Mehr sprachen sie darüber nicht.

Die folgenden Wochen kam Ossip nicht dazu, über das Geschehene nachzudenken: schwere Kämpfe spielten sich ab. Es war, als hätten die Deutschen wieder Mut gefaßt, sich an neunzehnhunderteinundvierzig und -zweiundvierzig erinnert. Natürlich war es kein leichtes, Soldaten, die fast ohne Unterbrechung von Belgorod und vom Donezbecken zurückgegangen waren, anzufeuern; das deutsche Oberkommando hatte die am stärksten mitgenommenen Divisionen abgezogen und neue Divisionen aus dem Westen eingesetzt. Wie in der Schlacht um Kursk glaubten die deutschen Soldaten felsenfest an die „Tiger“ und „Ferdinands“. Die Aufgabe, Kiew zurückzuerobern und der Welt zu zeigen, daß die Erfolge der Roten nur zufällige waren, hob ihren Kampfgeist.

Der deutsche Gegenstoß begann erfolgreich; nach harten Kämpfen drangen die Deutschen in Shitomir ein und rückten weiter in Richtung Kiew vor. Der Divisionskommandeur General Sykow beauftragte Ossip mit der Verteidigung eines Abschnitts, durch den die Chaussee und die Bahnlinie liefen. Er sagte: „Das Wichtigste ist der Spaten.“

Der Regimentsstab wurde in flachen, in aller Eile ausgehobenen Unterständen am Hang eines kleinen Hügels untergebracht.

„Verbinde mich mit Leonidse“, sagte Ossip zu seinem Adju-

tanten. Doch die Verbindung mit Leonidse war unterbrochen. Minajew antwortete, bei ihm sei alles ruhig, abgesehen davon, daß die Deutschen „so 'reinhauen wie damals auf dem Hügel bei Stalingrad, total verrückt"... Auch die Verbindung mit Polischtschuk war unterbrochen. Der Melder, der von ihm eintraf, berichtete, daß die Deutschen an die Schützengräben herangekommen und wieder zurückgeworfen worden seien, das dritte Bataillon halte sich gut. Das alles spielte sich um neun Uhr früh ab, um viertel elf aber krochen sieben „Tiger" auf den Hügel zu, auf dem sich der Regimentsstab befand. Ringsum explodierten Geschosse. Nach jeder Detonation überzeugte sich Ossip, ob alles noch an seinem Platze war. Der Divisionskommandeur wollte ihn sprechen.

„Wie sieht's bei dir aus?" schrie Sykow in den Apparat.

„Wir halten uns. Sechsundzwanzig Panzer sind bei Leonidse durchgebrochen. Sieben ‚Tiger' sind hier hinter der Linie. Es wäre gut, die ‚Katjuschas' einzusetzen."

Zwei „Tiger" wurden abgeschossen, die anderen wandten sich nach rechts und griffen Polischtschuks Abschnitt an. Das dritte Bataillon wich zurück. Den Panzern folgte deutsche Infanterie, die Minajew überrannte. Gegen Abend waren der Regimentsstab und zwei Kompanien eingekesselt. Ossip lächelte: wie neunzehnhunderteinundvierzig — ich befehlige nicht mehr ein Regiment, sondern zwei Kompanien... Sie hielten sich vierundzwanzig Stunden. Ossip erlitt eine Quetschung, der Kopf schmerzte zum Zerspringen, ihm war übel. Der Panzerangriff wurde mit Flaschen abgewehrt. Abends brachen Minajews Bataillon und die vom General entsandte Sturmgeschützabteilung zum Stab durch. Ossip fuhr sofort zu Leonidse, munterte die Leute auf. Am nächsten Morgen ging das Bataillon zum Gegenangriff über und nahm das Dörfchen zurück. Der Tag verlief verhältnismäßig ruhig. General Sykow ließ Ossip zu sich kommen. Ossip erstattete Rapport: die Lage sei wiederhergestellt bis auf ein Vorwerk, das Polischtschuk, der auf einer Anhöhe stehe und eine gute Ausgangsstellung habe, zurücknehmen müsse. Polischtschuk habe jedoch schwere Verluste erlitten. Es wäre gut, das Reservebataillon...

„Was ist mit dir?" fragte Sykow. „Du siehst schlecht aus."

„Eine Quetschung, nicht der Rede wert."

„Du solltest ein Stündchen schlafen."

„Nein, ich fahre zu Polischtschuk."

„Warte, iß erst."

Während der General etwas Wodka in die großen Fayencebecher goß, bemerkte er, daß Ossip eingeschlafen war. Teufel noch mal, wie mitgenommen die Leute sind!... Sykow war bemüht, seine Mahlzeit so leise wie möglich zu beenden. Doch Ossip hätte es wohl auch nichts ausgemacht, wenn rings um ihn Geschosse

krepiert wären — er hatte drei Nächte nicht geschlafen. Dann sprang er auf, schüttelte den Kopf und fuhr zu Polischtschuk...

„Minajew, was gibt's bei dir?"

„Alles in Ordnung. Der Krieg geht also weiter."

Die erbitterten Kämpfe hielten noch vier Tage an: Angriff, Gegenangriff. Dann wurde es stiller: die Deutschen gaben den Gedanken an Kiew auf. Ossip schlief sechs Stunden, wusch sich mit eiskaltem Wasser — Fröste waren eingetreten — und dachte besorgt: warum kommt von Raja keine Post? Er schrieb ihr, er sei gesund und munter, warte auf Briefe, „mein ganzes Leben bist jetzt Du allein..."

* 18 *

„Die Banditen sind frecher denn je", sagte Oberst Schummer. „In zwei Wochen vier Militärzüge... Ich weiß nicht, was ihnen so einen Auftrieb gegeben hat — die Ermordung des Generalkommissars oder der Vormarsch der Roten; wie dem auch sei — seit dem Herbst lassen sie uns keine Ruhe mehr."

„Das ist zum Teil auch unsere Schuld", erwiderte Schirke. „Ich bin nun zehn Monate hier und höre immer wieder, mit den Russen brauche man nicht viel Federlesens zu machen. Sie wissen, daß mir Humanitätsduseleien fern sind. In Frankreich ist natürlich alles viel leichter, aber man muß auch hier manövrieren. Die russische Seele ist finster, man kann sich durch diesen Wald durcharbeiten, man kann sich aber auch in ihm verirren. Wenn Sie gestatten, Herr Oberst, unterbreite ich Ihnen..."

Er entnahm seiner Aktentasche ein mit feinen Schriftzügen bedecktes Blatt Papier und erläuterte seinen Plan. Schummer hörte zerstreut zu, er dachte: wer ist eigentlich dieser Schirke? Seinem Rang nach Major, aber was noch?... Kube hat ihn begönnert. Der arme Heinz wurde zur Truppe versetzt, weil er es wagte, den Major einen „Komödianten" zu nennen. Schirke selbst gibt sich bescheiden, sagt, er sei ein „einfacher Mitarbeiter", und nannte sich sogar einmal „Mädchen für alles". Sicher hat er Verbindung mit Himmler... Auf alle Fälle ist es nicht ratsam, ihn zu reizen. Und als Schirke geendet hatte, sagte der Oberst:

„Ich glaube, das ist für die hiesige Bevölkerung zu scharfsinnig. Man merkt, daß Sie lange in Frankreich gearbeitet haben. Versuchen Sie es aber... Wissen Sie, Herr Major, ich bewundere Ihre Energie."

Schirke arbeitete wirklich viel. Die Verhältnisse bedrückten ihn. Wenn er an die Mahlzeiten mit Berty dachte, verzog er die Lippen: jetzt muß er Wilde schrecken. Hier schlägt man Nägel mit einer Geige ein... Aber er murrte nicht. Die Lage ist ernst, die Roten gehen vor;

hier, in Rußland, wird sich das Schicksal des Nationalsozialismus entscheiden. Mögen das Muttersöhnchen Hubert oder der Sybarit Schummer auf ihr eigenes Wohl bedacht sein; solche Leute sind jederzeit bereit, sich mit den Angelsachsen zu verständigen. Ich aber werde nur leben, solange das Dritte Reich lebt!...

Dieser umsichtige und kluge Mensch war innerlich beschränkt; seine Spitzfindigkeit äußerte sich nur in komplizierten Methoden und geistreichen Antworten; seine Seele blieb hart und ungeschliffen wie ein Stein. Die Worte des Führers waren für ihn nicht Ausdruck menschlichen Denkens, sondern Gebote. Um Deutschlands Herrschaft zu festigen, hatte er in Paris auserlesene Restaurants aufgesucht, mit Nivelle über Dichtkunst geplaudert, sich ungezwungen, fast leichtsinnig gegeben. Hier schlief er in einem Holzhaus, in dem es von Wanzen wimmelte, aß Kartoffeln mit Speck, ging in der Stadt spazieren, ohne sich vor einem Attentat zu fürchten, und betete in der katholischen Kirche, obwohl er dem Soldbuch nach Protestant war und eigentlich nicht an Gott glaubte. Er wollte Ordnung schaffen; Dummköpfe und Nichtstuer störten ihn dabei.

Die Unterredung mit dem Obersten ermutigte ihn. Schon lange hatte er darauf bestanden, eine Polizeiabteilung aus Litauen heranzuziehen. Jetzt endlich konnte er diesen Plan verwirklichen. Auf dem Papierbogen, den er während der Unterhaltung mit Schummer in der Hand gehalten hatte, war unter anderem vermerkt: „Ein Blitzableiter“... Schirke suchte sich einen jungen Polizisten mit sturem Gesicht aus.

„Wie gefallen dir die hiesigen Mädels?“ fragte er.

„Ich habe sie nicht angerührt“, erwiderte der erschrockene Polizist.

„Sehr dumm von dir. Heute noch suchst du dir ein hübsches Mädchen aus und nimmst es mit auf deine Bude.“

„Ich warte lieber ab.“

„Dann befehle ich dir — heute abend nimmst du dir ein Mädel. Verstanden?“

Die Bevölkerung der Stadt konnte sich davon überzeugen, daß die Deutschen Gerechtigkeit übten: ein Polizist, der einem Mädchen Schimpf angetan hatte, wurde auf dem Marktplatz erhängt. In seiner Unterredung mit dem Bürgermeister betonte Schirke: „Alle Ausschreitungen, über die hier Beschwerde geführt wird, sind von Polizisten begangen worden — die Deutschen haben damit nichts zu schaffen.“

Schirke hatte in Minsk mehrere Posten Galanterie- und Büroartikel beschafft; in den Läden des Ortes tauchten Waren auf. Feldgendarmen nahmen zwei Trainsoldaten fest, die einer Bäuerin eine Gans abgenommen hatten. Schirke lernte ein Dutzend bjelorussischer Sätze auswendig und hielt in der Stadtverwaltung eine

Rede, in der er den Einwohnern Ruhe und Ordnung versprach und für die Zukunft — Gebrauchsgegenstände.

Dann widmete er sich dem Wichtigsten, dem Nalibokski-Forst. In den Wäldern verbargen sich außer den roten Partisanen auch Polen, die mit der Londoner Regierung in Verbindung standen. Schirke hatte schon lange davon gesprochen, daß man sich mit ihnen verständigen müsse, Hubert konnte sich aber nicht dazu entschließen. Jetzt hatte ihm der Oberst freie Hand gelassen. In der Hütte eines Waldhüters kam Schirke mit einem Vertreter der „Londoner" (so nannte er sie) zusammen.

„Sie mögen uns nicht", sagte Schirke, „das ist verständlich. Ich habe nicht die Absicht, Ihnen eine Liebeserklärung zu machen. Wozu einander Sand in die Augen streuen? Ich weiß aber, daß Sie auch die Russen nicht mögen. Ich mache Ihnen einen Vorschlag zur Güte — wir werden unsererseits eine Zeitlang von Feindseligkeiten Abstand nehmen, Sie aber werden das Gebiet von den Roten säubern."

Eine halbe Stunde später wurde das Abkommen unterzeichnet. Den Polen wurde das Recht eingeräumt, in der Stadt Einkäufe zu tätigen, jedoch nur am Tag und in kleinen Gruppen von nicht über zehn Mann. Beide Seiten verpflichteten sich, Aktionen gegen die Roten durchzuführen. Schirke buchte das als den ersten Sieg.

Von den Ortsbewohnern genoß nur der stellvertretende Bürgermeister Wassilenko Schirkes volles Vertrauen. Wassilenko, ein etwa dreißigjähriger alleinstehender, kränklicher Mann, hatte während der Polenherrschaft einen Kleinkramladen gehabt, Schmuggel betrieben und Liebesgedichte verfaßt. Als die Sowjetmacht errichtet wurde, schrieb er ein Stück über die bjelorussischen Legenden und schickte es zu einem Preisausschreiben ein. Kaum waren die Deutschen eingezogen, ging Wassilenko zur Kommandantur. „Wurden Sie von den Roten verfolgt?" fragte ihn ein deutscher Offizier. Wassilenko antwortete: „Physisch nicht, aber geistig haben sie mich unterdrückt, ich bin Idealist."

Schirke sagte zu Wassilenko:

„Ich brauche einen Mann von untadeligem Ruf, den ich zu den Partisanen schicken kann."

Nach einigem Überlegen nannte Wassilenko den Heilgehilfen Pascha Kutas, einen ungewöhnlich starken, dabei aber sehr sanftmütigen Menschen, von dem man lachend sagte, er zöge sogar vor dem Schäferhund des Obersten Schummer den Hut. Kutas wurde nachts verhaftet und ausgepeitscht. Am Morgen führte man ihn Schirke vor.

„Ich bin mir keiner Schuld bewußt", sagte Kutas.

„Möglich. Sie wurden von der Gestapo festgenommen, ich habe damit nichts zu tun. Ich will Ihnen nur einen Ausweg vorschlagen...

Sie gehen in den Nalibokski-Forst, suchen die Partisanen auf und sagen ihnen, daß Sie die Gewalttaten nicht länger ertragen konnten. Wir müssen die ungefähre Stärke der Abteilungen und ihre Fliegerzeichen in Erfahrung bringen. Zehntausend Rubel und ein ruhiges Leben."

„Sie werden mich umbringen", sagte Kutas.

„Man wird Sie mit offenen Armen aufnehmen. Sie haben das beste Beweismaterial, brauchen bloß das Hemd auszuziehen und zu zeigen, was die Gestapo mit Ihnen gemacht hat. Außerdem werden wir Sie nicht einfach laufen lassen. Sie werden fliehen, wir veröffentlichen einen Steckbrief in der ‚Minsker Zeitung' und setzen eine Belohnung für Ihre Ergreifung aus."

Kutas wollte nicht recht. Schirke dachte: was für einen Dummkopf hat mir doch Wassilenko geschickt! Ich habe noch bei keinem Menschen solche Schafsaugen gesehen... Endlich stimmte Kutas zu.

„Lassen Sie es sich aber nicht einfallen, ernstlich zu den Roten überzugehen", sagte Schirke. „Ich habe Ihre Unterschrift. Sollten Sie falsches Spiel mit uns treiben, übergebe ich sie der NKWD."

Eine Woche verging. Schirke wartete auf Nachrichten von Kutas. Die „Londoner" teilten mit, sie hätten einen Zusammenstoß mit den Roten gehabt, wobei sechs Rote getötet wurden. Für den Anfang nicht schlecht, dachte Schirke. Trotzdem war seine Stimmung miserabel. Der Gegenangriff auf Kiew war versackt. Die Roten waren bei Witebsk aktiv geworden. Auch im Süden gab es Schwierigkeiten. Hans schrieb aus Angoulême, daß die Franzosen frech geworden seien, auf die Landung warteten und daß überall Terroristen ihr Unwesen trieben. Die Tage der Prüfung brechen an...

In der Nähe der Stadt überfielen Partisanen eine Kolonne. Ein Partisan wurde gefangengenommen. Die Gestapoleute verhörten ihn lange, konnten aber nichts aus ihm herausbekommen. Der Oberst sagte zu Schirke:

„Man wird ihn hängen müssen. Ich habe ihn gesehen. Ein junger Mann, behauptet, Student zu sein. Ein gewöhnliches, man könnte sogar sagen sympathisches Gesicht."

„Wenn Sie nichts dagegen haben", meinte Schirke, „werde ich mit ihm reden. Ich habe nicht die Absicht, ihn zu verhören, wenn schon die Gestapo nichts ausgerichtet hat... Ich möchte aber die Psyche dieser Banditen kennenlernen."

Schummer erwiderte: „Bitte", und sagte später lachend zu Hubert: „Schirke träumt von einer literarischen Karriere. Fing mit Knöpfen an und wird mit einem psychologischen Roman enden. Beinahe ein Dostojewski."

Der Mann, den man zu Schirke brachte, war tatsächlich Student des Pädagogischen Instituts. Er weigerte sich, seinen Namen zu

nennen, in den Papieren der Gestapo war „Iwan“ vermerkt. Schirke überraschte sein sicherer, fast herausfordernder Blick.

„Setzen Sie sich. Wenn Sie rauchen wollen, bitte. Glauben Sie aber, von Ihrem Feind keine Zigarette annehmen zu dürfen, so lassen Sie das. Ich will Sie nicht verhören, sondern mich mit Ihnen über einige allgemeine Themen unterhalten. Wer weiß, vielleicht zweifle ich selbst an der Gerechtigkeit unserer Sache?... Wenn Ihnen die Antwort auf meine Fragen schwerfällt, so antworten Sie nicht. Ich möchte Sie fragen: warum haßt ihr uns?“

„Darauf sollte einem die Antwort schwerfallen?“ Der Partisan lächelte. „Jedes Kind wird Ihnen antworten können. Weil Sie zu uns gekommen sind.“

„Im Krieg kommt immer der eine zum anderen.“

„Sie haben angefangen.“

„Wir sind der Ansicht, daß ihr angefangen habt, wir kamen euch nur zuvor. Wenn ihr siegt, werdet ihr behaupten, daß wir anfingen, wenn wir siegen, werden wir euch zwingen zu bekennen, daß ihr angefangen habt. Das ist uninteressant... Ich denke an etwas anderes. Wir sind als Vertreter einer höheren Kultur in euer Land gekommen, das steht außer Zweifel. Man braucht nur zu wissen, was unsere Soldaten in euren Häusern empfinden, die den primitivsten Komfort missen. Ihr könnt die Rassentheorie abstreiten, nicht aber die Tatsachen — wir sind euch wirklich überlegen. Warum schweigen Sie?“

„Worüber sollte ich mich mit Ihnen unterhalten? Ihre Landsleute haben mich gestern mit glühendem Eisen gebrannt. Da haben Sie die höhere Kultur.“

„Sie sind anmaßend, weil Sie Ihre Minderwertigkeit fühlen. Euch erfüllt nur eins — Haß.“

„Nicht allein Haß.“

„Was noch?“

Der Mann, der sich Iwan nannte, blickte Schirke durchdringend an und sagte:

„Verachtung.“

„Ulkig!... Was verachten Sie denn? Die Gestapomethoden?“

„Nicht allein. Ihre Philosophie, Ihren Komfort, Sie persönlich.“

„Sie sind frech, aber ich verstehe — Sie haben nichts zu verlieren... Es liegt viel Gemeinheit in Ihrem Bestreben, den Feind herabzusetzen. Nehmen Sie mich, einen Deutschen. Sie sagten, daß Sie mich verachten. Wissen Sie denn, warum ich kämpfe?“

„Vielleicht aus Stumpfheit — Sie führen einen Befehl aus —, obwohl Sie mir eher ein Schuft als ein Dummkopf zu sein scheinen. Vielleicht aus Raffsucht — haben zu Hause mit Hosenträgern gehandelt und spielen hier den Herrn und Gebieter. Bestenfalls kämpfen Sie deshalb, weil Sie überzeugt sind, daß Ihr Deutschland allen anderen überlegen ist.“

„Und sind Sie etwa nicht überzeugt, daß Ihr Sowjetrußland den anderen Ländern überlegen ist?“

„Ich habe mich geirrt, als ich sagte, daß Sie mir eher ein Schuft als ein Dummkopf zu sein scheinen. Sie sind beides. Wie können Sie Selbstaufopferung mit Selbstzufriedenheit vergleichen? Unsere Idee ist größer als unser Land, obgleich Sie sich überzeugen konnten, daß unser Land nicht klein ist.“

„Worin besteht denn die Größe Ihrer Idee? Im Ausmaß Ihrer Frechheit?“

„Das ist sehr einfach. Wer hält hier zu Ihnen? Gauner, Säufer, Tölpel. Sie fühlen das ja selbst, es ist Ihnen sogar peinlich, sie bei offiziellen Feierlichkeiten zu zeigen. Zu uns aber hält Thälmann, ich glaube, er ist der anständigste Deutsche, den es gibt. Ihn verachte ich nicht, im Gegenteil, ich achte ihn, dabei stört mich nicht, daß er Deutscher ist. Und Sie verachte ich, nicht weil Sie Deutscher, sondern weil Sie Faschist sind.“

Schirke gab ein Zeichen mit der Hand: er kann abgeführt werden... Die Unterhaltung hatte ihn ermüdet. Ja, so einen bringt man nicht von seiner Überzeugung ab. Das ist ein Kampf auf Leben und Tod: wir oder sie. Zu Oberst Schummer sagte er:

„Schade, daß unsere ‚Bismarckleute‘ das nicht mit angehört haben, sie sind doch immer noch der Ansicht, man könne mit den Bolschewiki verhandeln... Werden Sie ihn aufhängen?“

„Ich denke, ja.“

„So einen würde ich vielleicht erschießen.“

Schirke war sich nicht bewußt, daß ihn der Mann, mit dem er eben gesprochen, erschüttert hatte. Als aber der Oberst fragte: „Sie meinen, es wäre besser, ihn zu erschießen?“, kam er zu sich und sagte: „Nein, es ist doch besser, ihn zu erhängen — es ist lehrreicher für die Bevölkerung.“

Nachts schlief er schlecht: er dachte an die Zukunft, dachte finster, beharrlich und zugleich verworren, seine Gedanken quälten ihn wie neuralgische Schmerzen, er spürte, daß ein Sturm über Deutschland heraufzog.

Der Partisan, der sich Iwan nannte, wurde am neunzehnten Dezember gehängt. Fünf Tage später, am vierundzwanzigsten Dezember, saß Schirke bei Oberst Schummer zu Tisch. Den Tannenbaum schmückten Watte und Lametta. Die gebratene Gans war dem Burschen großartig gelungen. Hubert hatte ein Grammophon mitgebracht. Als Schirke das alte Lied vom Mädchen unter dem Lindenbaum hörte, fühlte er etwas heiß im Hals aufsteigen: dieses Lied hatte einst seine Mutter gesungen... Schirke war sentimental, eine Erzählung von unglücklicher Liebe, eine gepreßte Blume in einem Buch, die Klänge einer Drehorgel, der Anblick eines Sonnenunterganges konnten ihn fast bis zu Tränen rühren. Der Wein, die Musik, die Erinnerungen

versetzten ihn in melancholische Stimmung. Er schloß die Augen, dachte an nichts...

Die Explosion war furchtbar. Oberst Schummer verlor einen Arm. Hubert wurde getötet. Schirke kam mit geringen Verletzungen davon. Auf der Straße wurde geschossen. Als Schirke auf den Platz lief, sah er die Leiche eines Postens. Schirke schrie, ein Soldat kam gelaufen, der vor Schreck nur immer das eine Wort hervorbrachte: „Banditen, Banditen!" Die Kasernen lagen weit abseits; die Soldaten feierten dort Heiligabend. Es verging über eine Stunde, bevor Schirke feststellen konnte, was vorgefallen war. Partisanen aus dem Nalibokski-Forst waren in die Stadt eingedrungen, hatten die Posten niedergemacht und eine Handgranate in das Haus des Obersten geschleudert. Am nächsten Morgen erfuhr Schirke, daß der stellvertretende Bürgermeister Wassilenko mit den Partisanen geflüchtet war. Von Pascha Kutas fehlte jede Nachricht.

Schirke schrieb an seinen Sohn: „Hier ist es jetzt sehr schwer, aber ich glaube nach wie vor an unseren Sieg. Hans, sei bereit, für den Führer und für Deutschland zu sterben!"

* 19 *

Die Partisanenabteilung hatte keinen einzigen Mann verloren, hatte ungefähr zwanzig Deutsche getötet, das Haus des Obersten zerstört und eine Menge Waffen und Lebensmittel erbeutet. Wassilenko trank Kognak und sagte träumerisch:

„Wenn der Krieg aus ist, schreibe ich ein Stück über die Partisanen und über die Deutschen. Ihr solltet mal diesen Schirke sehen!... Ich schreibe ganz bestimmt ein Stück und schicke es zum Preisausschreiben ein."

Wassja lächelte:

„Du mußt verlangen, daß ich in die Jury komme, dann ist dir der erste Preis gesichert!"

Wassja hatte die Handgranate in das Haus des Obersten geschleudert — er hatte darauf bestanden, als Rache für Iwan. Später regte er sich auf: und wenn niemand im Haus gewesen ist? Gewiß, Wassilenko hatte gesehen, daß zum Obersten Gäste gekommen waren, sie hätten doch aber auch wieder fortgehen können...

Zwei Tage darauf wurde Nastja in die Stadt geschickt; sie kehrte mit guten Nachrichten zurück: Hauptmann Hubert war tot, Oberst Schummer schwer verwundet. Wassilenko betrübte es sehr, daß Schirke am Leben geblieben war: „Ich kenne ihn — das ist das größte Aas." Wassja aber beruhigte sich: wir haben ihnen eine kleine Lehre erteilt...

Er mußte immer wieder an Iwan denken: ein Jahr hatten sie zusammen gekämpft. Iwan war aus dem Lager in Trostjanez geflohen. Wie oft hatten sie nächtelang miteinander gesprochen. Iwan hatte sich auch mit Literaturgeschichte beschäftigt, kannte viele Gedichte auswendig, erzählte den Inhalt ganzer Romane. Wassja nannte ihn eine „wandelnde Bibliothek“. Er selbst hatte über Architektur gesprochen, über die Pyramiden und über die alten Moskauer Häuser, über die Kuppel der Hagia Sophia, die sich „an einem Fädchen zu halten scheint“, und über Wolkenkratzer. Manchmal sprachen sie auch über ihre Herzensangelegenheiten. Iwan war in eine Studentin verliebt, der ein anderer gefiel, und er deklamierte lächelnd:

Es ist eine alte Geschichte,
Doch bleibt sie ewig neu...

Wassja wußte nicht, wie er über sein Glück sprechen sollte, das nur eine Nacht gewährt hatte, ihm aber so lang, so kompliziert und unverständlich erschien; ab und zu nur sprach er den lieben Namen laut aus.

In gewöhnlichen Zeiten wachsen die Menschen, reifen, altern, passen sich dem Rhythmus der Jahre an, und als spräche man von Absonderlichkeiten, sagt man von dem einen, er habe viel Kindliches bewahrt und von dem anderen, er sei vorzeitig gealtert. Die innere Erfahrung, die den reifen Mann vom Jüngling unterscheidet, wird nur langsam erworben. Anders entwickelt sich das Seelenleben in Jahren der Prüfung: die Menschen verlieren oder gewinnen seelisch ungemein schnell, der Begriff des Alters schwindet, das Herz wird hart und zugleich besonders empfänglich; die Welt wird eng, sie besteht für den Soldaten aus einem Hügel, für den Partisanen aus einem Wald, und die Welt wird zugleich weit, weil der Mensch, dessen Gefühle offen daliegen und der auf Wohl und Wehe mit den anderen verbunden ist, nicht mehr ein Leben, sondern viele Leben lebt.

Nina Georgijewna hatte Wassja für einen allzu unkomplizierten Menschen gehalten. Vor dem Krieg hatte er eher das Leben beobachtet, als es selbst gelebt. Selbstverständlich kannte er Schwierigkeiten, Entbehrungen, doch wußte er nichts von den Gefahren, den Versuchungen, dem Seelenlabyrinth, durch das viele Jugendliche des Westens irrten, die sichergestellt und glücklich schienen. Das, was die Mutter für Unkompliziertheit hielt, war nur das Knabenalter, das wirkliche Prüfungen noch nicht kannte. Natascha war wohl die einzige, die gespürt hatte, daß die äußerliche Unkompliziertheit Wassjas einen tiefschürfenden Verstand und ein großes Herz verbarg, doch war sie noch zu jung, um den Seelenreichtum Wassjas, den sie instinktiv empfand, bewußt zu erfassen. Jetzt dachte er oft: wenn ich Natascha wiedersehe, wird sie mich nicht erkennen. Manchmal

wurde ihm bang bei dem Gedanken, sie könnten sich einander entfremdet haben. Aber das Herz sagte ihm, daß das nicht möglich war, sie lebten ein und demselben, werden ohne Worte einander verstehen. Er hatte ihr oft geschrieben und die Briefe den Genossen mitgegeben, die auf die Große Erde gingen, doch er wußte nicht, ob sie jemals angekommen waren. Flugzeuge hatten ihnen zweimal Waffen, Tabak und Zeitungen abgeworfen, aber Briefe waren nicht dabei gewesen. Niemals fragte er sich, ob Natascha auf ihn warte; er wußte, daß es nach dem Erlebnis in Minsk weder für sie noch für ihn etwas anderes geben konnte. Der Partisanenabteilung gehörten Mädchen an, rings um Wassja spielten sich romantische Geschichten ab, die Leute verliebten sich, waren eifersüchtig, trennten sich. Die Nähe des Todes entband von alten Schwüren, verwischte Erinnerungen. Aber Wassja konnte sich keine andere Frau als Natascha vorstellen. Oft dachte er über die Stärke seines Gefühls nach, wollte sogar sich selbst verspotten, aber er brauchte nur zu denken: meine liebe kleine stupsnasige Natascha, und mit dem Spott war es vorbei.

Er war ein ausgezeichneter Kommandeur geworden, arbeitete sorgfältig Operationspläne aus, feuerte die Leute durch seinen Mut an. Doch an stillen Abenden kehrte er in Gedanken zum friedlichen Leben, zu seiner Arbeit zurück, sah helle, luftige Häuser, zeichnete auf Fetzen alter Zeitungen Pläne künftiger Städte, bevor das Papier zum Zigarettendrehen benutzt wurde. Kurz vor dem Krieg hatten ihn die Wolkenkratzer gelockt. Jetzt kamen ihm Zweifel: der Gedanke des Wolkenkratzers entsprang dem Wunsch, den Raum zu überwinden. Je mehr Wagen, je dichter das Netz der U-Bahn, desto naiver ist das Aufeinandertürmen von Stockwerken — die Überwindung des Raumes macht dem Sprung der Steine nach oben ein Ende. Wassja dachte an gartenähnliche Städte, an einen Stil der Epoche, die immer noch nach ihrem Ausdruck sucht: wir haben doch nicht nur Fabriken und Beton!... Früher bestand die Architektur für ihn in Industriebauten, jetzt sehnte er sich immer mehr nach Kunst. Die Entwicklung der Technik, dachte Wassja, hat ein Tempo eingeschlagen, das keine gesonderten Zeitabschnitte mehr duldet, die Grenzen verwischen sich. Verdammt interessant... Und trotzdem bleibt das eine Illusion — je höher die Technik, um so größer der materielle Bedarf. Wir leiden hier, weil uns elektrisches Licht fehlt, die Partisanen von achtzehnhundertzwölf empfanden diesen Mangel noch nicht. Man kann unter dem Mangel an gekühlter Luft leiden, darunter, daß man nur einen Sechs- und nicht einen Zwölfzylinderwagen hat. Noch vor zwei Jahren hatten die Deutschen mehr Kriegsmaterial als wir; warum konnten sie Moskau nicht nehmen? Jetzt haben sie „Tiger“ erfunden, und trotzdem verdreschen wir sie... Sie schreiben in ihren Zeitungen, sie hätten eine „Geheimwaffe“ vorbereitet. Auch das wird nichts ändern. Die Amerikaner haben ebenfalls eine hochentwickelte

Technik, sicher können sie auch mit einer Erfindung auffahren All das kann einen verwundern; hört man das zum erstenmal, so. sperrt man Mund und Nase auf. Und trotzdem gibt etwas anderes den Ausschlag, nämlich der Mensch. Schade, daß man die Seele nicht analysieren kann. Nehmen wir Iwan oder Awanessjan oder Smirnow, unsere Sowjetmenschen, keine hervorragenden, sondern sozusagen ganz gewöhnliche Menschen, von denen außer ihren Freunden niemand etwas wußte; hätten die Zeitungen über sie geschrieben, so wäre das purer Zufall gewesen, und trotzdem bin ich überzeugt, daß sie innerlich turmhoch über unseren Gegnern standen...

Einmal hatte er mit Iwan darüber gesprochen, was bei uns und was im Ausland besser sei. „Unsere Gesellschaftsordnung ist die fortschrittlichste Ordnung", meinte Wassja, „folglich sind wir ihnen in vielem voraus — in der Lösung der nationalen Frage, dem Demokratismus im Bildungswesen und so weiter. Und was ist bei den Deutschen besser?" „Bei den Deutschen?" Iwan sagte das sehr säuerlich, ihm widerstrebte es, den Deutschen etwas Positives nachzusagen, sie hatten jedoch ausgemacht, objektiv zu sein. „Bei den Deutschen sind, wie die illustrierten Zeitungen besagen, die Häuser besser eingerichtet." „Na, das ist eine Einzelheit. Wie gefällt dir übrigens ihre Architektur?" „Ich weiß nicht. Ich habe wenig Bilder gesehen, außerdem ist das deine Spezialität." „Vom industriellen Standpunkt aus ziehe ich Amerika vor, aber vom künstlerischen... Ich glaube, die Akropolis hat noch niemand überboten." „Die amerikanischen Wagen sind besser." „Und bei uns die Musik." „Das ist schon eine Frage des inneren Erlebens." „Richtig." Wassja wurde lebhaft: „Ich will dir kurz sagen, was bei uns besser ist — der Mensch; ich finde, das ist das Entscheidende, der Mensch kann eine Maschine machen, aber es gibt keine Maschine, die einen Menschen gemacht hat."

Dieses Gespräch hatte kurz vor Iwans Tod stattgefunden. Wassja mußte daran denken, daß fast keiner der alten Freunde übriggeblieben war: Smirnow, Lunz, Rudny und ich — vier Mann... Nun bin ich schon zweieinhalb Jahre Partisan, doch immer, wenn wir uns offen aussprechen, unterhalten wir uns über das friedliche Leben. Vielleicht glauben die Leute im ruhigen Hinterland, wir kennen nur den Krieg, uns interessiere nichts anderes, wir seien Heldengestalten von Mayne Reid oder Cooper geworden. In Wirklichkeit ist alles viel einfacher und doch komplizierter. Ohne äußerliche Romantik... Als Iwan sich damals auf den Weg machte, sprach er von seiner Milotschka, erinnerte sich dann an das Theaterstück „Drei Schwestern" und sagte: „Wenn man jung ist, kann man Tschechow schwer verstehen." Das waren seine letzten Worte. Als die Zeitungen kamen, stürzten sich alle über sie her, die Leute freuten sich, daß in Moskau weiter an der U-Bahn gebaut wird, erkundigten sich nach den

Theaterspielplänen. Wahrscheinlich liegt unsere Kraft darin: wir kämpfen erbittert, sind aber friedliche Menschen geblieben...

Jetzt kann es nicht mehr lange dauern: die Unseren gehen vor... Doch sofort unterdrückte Wassja diesen Gedanken. Allzuoft hatte er sich hinreißen lassen, hatte gedacht: in einem Monat kommen die Unseren... Lieber nicht daran denken, sie werden dann kommen, wann sie zu kommen haben. Wir sind jetzt weit weg, vor neunzehnhundertneununddreißig war hier Polen... Und dennoch lächelte er bei dem Gedanken: Richtung Witebsk...

In der Nacht zum neunundzwanzigsten Dezember unternahmen sie eine neue Aktion. Wassja hatte erfahren, daß ein Zug mit prominenten Deutschen kommen sollte. Lunz galt als Minenspezialist. Die Spuren im frisch gefallenen Schnee mußten verwischt werden — die Deutschen waren jetzt auf der Hut. Etwa sechshundert Meter vom Bahndamm legte sich Wassja mit seinen Kameraden nieder. Als die Mine explodierte, stürzten die Deutschen aus den hinteren Wagen heraus. Sie wurden von den MGs der Partisanen empfangen. Auch der Neue — Pascha Kutas — beteiligte sich an der Aktion.

„Hattest du Angst?“ fragte ihn Wassja später.

„Ja“, antwortete Pascha.

„Das macht nichts, so muß es sein. Wirst dich später daran gewöhnen. Ich habe auch jetzt noch jedesmal Angst, bin es aber schon gewohnt.“

„Wieso hast du Angst, wenn du es gewohnt bist?“

„So ist's nun mal, ich habe mich daran gewöhnt, Angst zu haben.“

Silvester wurde festlich begangen. Sie hörten Kalinins Ansprache und lächelten zufrieden: schön! Auch in Moskau hören jetzt die Leute Kalinin... Die Kremluhr schlägt... Zuerst tranken sie auf Stalins Wohl, dann auf das Wohl der Roten Armee und jedes einzelnen von ihnen: Lossew (man nannte ihn „unser Verwaltungsamt“) hatte drei Kisten mit deutschem Rum „sichergestellt“.

Smirnow erhob sich:

„Trinken wir auf das Wohl der Frau unseres Kommandeurs und auf das aller Ehefrauen!“

Wassja lächelte breit — Natascha hatte ihn „Kater Murr“ genannt, wenn er so lächelte. Prosit Neujahr, Natascha! Ob du wohl weißt, daß ich noch lebe? Mein Herz schlägt, das ist so seltsam... Im April wurde ich durch einen Granatsplitter an der Hand verletzt, die Uhr ging entzwei. Doch das Herz schlägt... Jene Nacht lebt weiter, sie war die kürzeste Nacht im Jahr und die längste, länger als das Leben. Mein liebes kleines Stupsnäschen!...

Rajas Division war verlegt worden, und Ossips Brief blieb fast zwei Monate bei der Feldpoststelle liegen. Raja hatte sich schon lange auf die furchtbare Nachricht vorbereitet; kurz vor Jahresende war ein Kriegsberichterstatter gekommen, der in Kiew gewesen war, und hatte von Babi Jar erzählt. Trotzdem hoffte Raja immer noch. Wie oft hatte sie sich schon gesagt, daß sie nichts mehr erwarten konnte, und doch keimte in ihrem Herzen die Hoffnung: vielleicht sind sie in ein Dorf geflüchtet oder jemand hat sie versteckt... Erst als sie Ossips Brief gelesen hatte, begriff sie, daß Alja tot war.

Der Sergeant Kusnezow, einer der besten Scharfschützen der Division, ein schweigsamer Riese aus Sibirien, war vor dem Kriege Jäger gewesen. Er glich selbst einem Waldtier, doch seine Augen waren sanft und naiv. Einmal sagte er zu Raja: „Ich weiß nicht, wie man die Deutschen eigentlich nennen soll. Sagt man ‚Bestie‘, dann kann sich der Bär beleidigt fühlen. Fällt der Bär etwa einen Menschen an, wenn er satt ist? Niemals. Aber die Deutschen töten, um zu töten..." Seine menschliche Sauberkeit, seine Geradheit machten auf Raja tiefen Eindruck. Kein Mensch in der Kompanie erfuhr, daß der Unterleutnant Raissa Alper schlechte Nachrichten erhalten hatte; nur zu Kusnezow sagte sie:

„Mein Mann hat mir geschrieben... Sie haben unsere Mutter und Alja umgebracht. In Kiew."

Ihre Stimme blieb fest; sie fragte Kusnezow, was es in der Kompanie Neues gäbe, und ging. Kusnezow aber dachte lange darüber nach, woher Raja diese innere Ruhe nahm.

Früher konnte ein scharfes Wort Ossips Raja zum Weinen bringen, oft weinte sie auch grundlos und sagte zu Walja: „Es überkommt mich plötzlich." Ja, damals gab es alles reichlich: Schlaf, Brot, Tränen. Es heißt, Leid erhärte das Herz, wie die Dürre das Erdreich. Rajas Herz blieb warm, empfindlich, doch waren ihre Augen trocken und ihr Mund stumm, ihr fehlte jene äußerliche Trauer, die dem Menschen den Übergang von tiefer Verzweiflung zum geordneten Alltag erleichtert. Nur das Zucken der Wimpern und der verhaltene Ton ihrer Worte verrieten, wie sehr sie litt. Ihr persönliches Leid schien ihr maßlos und gering zugleich; während bei den anderen Träume, eine Frontidylle oder auch nur fröhliches Lachen am Lagerfeuer die harten Kampftage ablösten, fühlte Raja unaufhörlich das allgemeine Leid, es stand über ihr wie der schwarzrote Nebel über den brennenden Dörfern des Smolensker Gebiets. Sie mußte daran denken, wie ihr Gehilfe Kostja Bjelow auf dem Verbandplatz gestorben war. Er war fünf Jahre jünger als sie und in ihren Augen noch ein Knabe. Im Todeskampf sprach er immerzu von einem Mädchen,

lächelte ihr mit trockenen, dunklen Lippen zu und schrie: „Tanja, ich komme gleich, noch einen Augenblick." Sie mußte daran denken, wie sie auf eine Grube gestoßen waren, in der Säuglinge mit schwarz angelaufenen, verrunzelten Gesichtern lagen. Mußte auch eines anderen Tages gedenken: es wurde gepflügt; eine Frau ging hinter einer alten, mageren Kuh her; die Kuh fiel um vor Erschöpfung, lag in der Furche, die Sielen spannten sich, die großen Augen des Tieres füllten sich mit Tränen, die Frau aber stand daneben und weinte auch...

Wurde in Rajas Beisein gesagt: „Wir werden Gleiches mit Gleichem vergelten", dann schüttelte sie den Kopf: das ist unmöglich. Nie wird eine deutsche Mutter das durchleben, was sie durchlebt hatte, als sie von Babi Jar erfuhr... „Rächst du dich?" hatte Bjelow sie einmal gefragt. Sie erwiderte: „Nein, ich kämpfe." Sie kämpfte, weil sie nicht leben konnte, solange das Ungeheuer, das die Zeitungen „Faschismus" nannten, nicht bezwungen war. Und dieses Gefühl, daß der Krieg etwas Notwendiges, Sinnvolles war, gab ihr die Kraft. Die Menschen wunderten sich: eine zarte Frau und erträgt die Härten des Frontlebens leichter als viele kräftige, starke Männer. Zwei Monate lag sie im Lazarett, ein Granatsplitter hatte sie am Fuß verletzt. Der Knochen war nicht beschädigt, doch die Wunde heilte langsam. Sie verschwieg Ossip, daß sie verwundet wurde. Als Raja aus dem Lazarett kam, schlug ihr der Oberst vor, die Truppe zu verlassen und einen Lehrgang zu besuchen. Sie lehnte ab, nahm wieder das Gewehr in die Hand: „Ich muß das Versäumte nachholen." Dreiundfünfzig Deutsche hatte sie schon erschossen.

Die in den heißen Julitagen begonnene Offensive nahm ihren Fortgang. Bald durchbrach die eine, bald die andere Heeresgruppe den feindlichen Damm und marschierte nach Westen. Ebbten die Kämpfe im Süden ab, so flammten sie im Norden auf; vom Dnjepr sprangen sie zum Ilmensee über, von Nowgorod nach Rowno. Die ganze Riesenfront war in Bewegung geraten, doch schien sie sich stoßweise zu bewegen; nie wußte der Feind, wo am nächsten Tag der fällige Schlag erfolgen würde. Auf dem Abschnitt, der Rajas Division zugeteilt war, hatte es schon zwei Monate lang keine größeren Kämpfe gegeben. Täglich dröhnte die Artillerie, Bomber ließen pünktlich ihre Lasten fallen, Aufklärer schlichen sich in die Unterstände des Gegners ein. Es hatte sich eine bestimmte Ordnung herausgebildet: man wußte, wann stille Stunden waren, kannte die ruhigen Wege, war mit den Gewohnheiten des Gegners vertraut. Tschubarjow, Rajas Gehilfe, sagte: „Das ist unsere Zeit, Scharfschützensaison."

Es war ein frostiger, windiger Tag. Raja dachte: heute ist der vierundfünfzigste an der Reihe... Sie saß im warmen Unterstand und wartete auf Tschubarjow. Wieder holte sie Ossips Brief hervor und

las ihn noch einmal. Als ihr gestern der Brief übergeben wurde, hatte sie an nichts anderes denken können als an Alja. Jetzt mußte sie sich beherrschen, um nicht aufzuschreien: Ossip!... Sie begriff alles, was er in Kiew erlebt hatte, erfaßte sein Leid, seine Liebe, die wortlose, verhaltene, die sie nicht bemerkt hatte und die groß war wie das Leben. Raja spürte Ossips warmen Atem, die Kraft und kindliche Unbeholfenheit der breiten, knochigen Hand. Was ist das nur: ich habe nichts gesehen, so trocken scheint er, und dabei brennt jedes Wort. Ich habe die Liebe in Büchern gesucht, aber die Liebe war bei mir. Wie seltsam sind wir Menschen, müssen so viel leiden, damit wir das Einfachste verstehen!... Ossip tat ihr unendlich leid, ein solches Mitleid kann nur eine liebende Frau für einen großen, starken Menschen empfinden, den zu bemitleiden keinem anderen einfallen würde. Heute abend werde ich ihm schreiben, alles schreiben, damit er weiß, daß wir ganz zueinander gehören, die frühere Leichtigkeit wird wohl nicht mehr zurückkehren, aber dafür werden wir wirklich leben...

Hauptmann Zygankow von der siebten Abteilung trat in den Unterstand. Er war ganz durchfroren, schlug sich, um wieder warm zu werden, mit den klammen Händen auf Schultern und Seiten und atmete schwer. Als sein Schafspelz wiederaufgetaut war, lächelte er selig und erzählte, daß ein Lautsprecherwagen eingetroffen sei: ein Aufruf vom Nationalkomitee „Freies Deutschland" sollte durchgegeben werden und Musik, damit sie zuhören.

„Im Sommer habe ich so eine Sendung mitgemacht, an der Kalininfront. Die Fritze lieben Musik sehr... Dort war ein Dolmetscher, der nannte sich ‚Rattenfänger'. Er hatte ein Liedchen gedichtet, wie er auf der Flöte spielt und die Fritze aus den Unterständen herauskriechen. Ulkig..."

Von den deutschen Gräben trennten sie hundert Meter. Die Nächte waren jetzt hell: Neumond, viel Schnee...

In der Stille erklangen plötzlich schmelzende Töne. Ein Walzer von Strauß... Raja hatte ihn auch einmal gespielt. Einen Augenblick lang vergaß sie ihre Umgebung, sie dachte an Kiew, an das Glück. Grünlich schimmerte der Schnee. Dort, neben dem Hügel und der Tanne befindet sich der deutsche Beobachtungsstand. Noch ein Walzer, wie traurig er klingt, man kann gar nicht glauben, daß Menschen nach seinen Klängen tanzen; weinen möchte man — am Kamin, in einem gemütlichen Heim, mit einem Taschentuch in der Hand...

Die Deutschen eröffneten heftiges Feuer. Hauptmann Zygankow fluchte:

„Den Aufruf lassen sie uns nicht durchgeben."

Walzerklänge und Ruhe waren dahin. Raja starrte gespannt in die Ferne.

„Der vierundfünfzigste. Der fünfundfünfzigste."

Die Finger wurden klamm. Die langen Wimpern waren grau vom Frost.

Hauptmann Zygankow konnte sich nicht beruhigen:

„Die Fritze hier sind kulturlos. Sogar Strauß imponiert ihnen nicht. Den Aufruf haben wir nicht durchgeben können."

Kusnezow lächelte spöttisch:

„Na, wenn schon. Werden auch ohne den Aufruf auskommen."

„Man muß sie doch überzeugen."

„Als ob du die mit Reden überzeugen könntest. Das Mädchen da hat wirklich zweie überzeugt. Das ist was Konkretes."

Raja wärmte sich im Unterstand. Ihr Gesicht glühte, Müdigkeit befiel sie. Eine Ordonnanz kam gelaufen, sagte:

„Genossin Unterleutnant, der Oberst will Sie sprechen."

Und fügte leise hinzu:

„Gratulieren will er. Sie können durchs Wäldchen hingehen, zu dieser Zeit schießen sie nicht."

Raja ging durch den Tannenwald. Dicke Schneeflocken fielen, der Wind hatte sich gelegt. In Rajas Ohren klang noch der traurige, törichte Walzer nach. Sie dachte weder an die Deutschen noch an das bevorstehende Gespräch mit dem Oberst. Ihr schien, als ginge sie an Ossips Seite durch den Swjatoschinski-Wald — sie hatten eben geheiratet, fuhren in ein Erholungsheim und feierten dort Neujahr... Ossip hat sie umfaßt und schweigt. Schneeflocken wirbeln durch die Luft, und im Kopf wirbeln Klänge. Und still ist es, so still, wie noch nie im Leben...

Die Granate zerfetzte viele Tannen. Als die Ordonnanz, die weit hinter Raja gegangen war, sie erreicht hatte, atmete Raja nicht mehr.

„So ein blöder Zufall!" tobte der Oberst.

Dann dachte er, wütend auf sich selbst: warum blöd? Hier ist alles blöd und alles logisch — Krieg... Jammerschade um das Mädel. So ein guter Kerl...

Als Raja beerdigt wurde, überreichte man feierlich ihr Gewehr dem Scharfschützen Kusnezow. Mit fester Stimme begann er:

„Ich verpflichte mich, den verhaßten Feind zu treffen."

Seine Stimme bebte. Er zwinkerte mit den Augen und schloß mit dumpfer Stimme, als spräche er zu sich selbst:

„Sie hatte solchen Kummer — ihr Kind wurde zu Tode gequält. Ich werde das niemals vergessen."

Er hob das Gewehr über den Kopf, führte es dann an die Lippen und küßte es behutsam.

Christine dachte, sie sei schwer krank: sie sah alles doppelt, hatte Herzbeklemmungen, empfand Übelkeit. Doktor Fußner, der Lagerarzt, sagte:

„Es ist nichts Ernstes, Wechseljahre und Nerven, das heißt das kritische Alter der Frau plus kritische Lage Deutschlands."

Er nahm sich entschieden zu viel heraus! Kürzlich hatte er zu Christine gesagt:

„Die Zahnärzte werden jetzt die Zähne durch die Nase ziehen."

Sie verstand ihn nicht. Er erklärte:

„Niemand wagt den Mund aufzumachen."

Vor einigen Tagen hatte Christine ihre alte Freundin Ännchen besucht; sie feierten die Genesung ihres Bruders Richard, der an der Ostfront verwundet wurde. Ännchens Verwandte, das Ehepaar Halle, das kürzlich aus Berlin gekommen war, hatte sich ebenfalls eingefunden. Frau Halle, eine vollbusige, asthmatische Blondine, schnatterte:

„Es ist einfach furchtbar! Fritz ist krank geworden — er wird jetzt mit Blaulicht behandelt —, das ist auch gar nicht verwunderlich. Als er im Fahrstuhl hinauffuhr, begann das Haus zu brennen, der Fahrstuhl blieb stecken, man sagte ihm, er solle abspringen, aber die Beine versagten ihm. Ist das nicht entsetzlich? Ich hatte ihm zum Geburtstag eine Sèvres-Vase geschenkt, es gibt ja jetzt nichts Anständiges mehr in den Läden; das war eine wundervolle Vase, ein Urlauber hat sie aus Frankreich mitgebracht. Er wollte fünfhundert Mark haben und gab sie dann für hundertfünfzig ab. Sicher war sie ihre tausend wert. Doktor Winter sagte, es sei ein Museumsstück, und stellen Sie sich vor — die Vase ist auch zum Teufel!"

„Ich kann nicht verstehen, warum diese Terrorangriffe geduldet werden", meinte Christine. „Es gibt doch sicher eine Konvention. Herr Kirchhoff sagte mir gestern, sein Schwager sei im Keller verschüttet worden."

Richard lachte blöde:

„Verschüttet? Kommt vor... Ich persönlich ziehe alle Fliegerangriffe der Welt der russischen Artillerie vor."

Man sprach von den Kriegsaussichten. Herr Halle meinte:

„Die Nachrichten sind nicht gerade ermutigend, aber man soll den Kopf nicht hängenlassen... Der Führer hat gesagt, daß seine Nerven durchhalten werden, das ist die Hauptsache."

Frau Halle führte das Taschentuch an die Augen:

„Meine Nerven halten jetzt schon nicht mehr durch."

Richard lachte wieder blöde:

„Der Führer sagte, es gehe um Sein oder Nichtsein. ‚Das ist die

Frage.‘ Vor dem Krieg habe ich Hamlet gesehen, mir hat es nicht gefallen. Ich bin aber neugierig, wie alles enden wird.“

„Natürlich wird alles gut enden“, erwiderte Herr Halle. „Die Russen hoffen vergebens auf eine zweite Front. Die Verbündeten werden auch in diesem Jahr nicht landen. Ein halbes Jahr schon können sie nicht von Neapel nach Rom kommen.“

Doktor Fußner, der sich bisher schweigend mit dem Schweinebraten und dem Sauerkraut beschäftigt hatte, wischte sich den Schnurrbart und sagte spöttisch:

„Glauben Sie, daß die Russen jetzt noch eine zweite Front brauchen? Keine Spur... Ein hiesiger Kaufmann hat mir vor kurzem gesagt: ‚Wenn doch die Alliierten schneller landen wollten — bevor die Roten kommen.‘“

„So eine Schande!“ rief Herr Halle.

Richard lachte dröhnend. Christine spürte, daß ihr die Tränen kamen, und sie lief in den Flur hinaus.

Anderthalb Jahre arbeitet sie nun im Lager. Die russischen Gesichter und russischen Lieder ekeln sie schon an. Wenn es nach ihr ginge, würde sie die Mädchen alle umbringen... Einige von diesen Wilden spielen die Folgsamen, ein Mädchen hatte Christine sogar erklärt, sie wolle nach dem Krieg in Deutschland bleiben. Christine glaubte ihr nicht. Sie glaubt keiner Russin — alle wollen sie, daß Deutschland geschlagen wird. Man braucht nur zu sehen, wie sie sich über die Fliegerangriffe freuen!... Christine hat es im Guten und Schlechten versucht. Nichts hilft: man haßt sie. Und Christine fürchtet sich: wenn die Roten in Deutschland einfallen, werden diese Mädchen sie erwürgen.

Besonders verhaßt war ihr Galotschka. Diese Sängerin ist der Rädelsführer, die anderen folgen ihr, sie wiegelt alle auf. Ein Mädchen in ihrer Lage hat traurig zu sein, aber Galotschka lacht immerzu laut los. Und zu allem gefällt sie den Männern... Einmal war Christine in der Fabrik gewesen — Herr Kirchhoff hatte sie gebeten, die rothaarige Olga zum Wäschewaschen zu schicken. Die Belegschaft hatte gerade Pause. Galotschka saß auf einer Kiste, neben ihr ein Franzose. Christine blieb unwillkürlich stehen und bewunderte ihn, das schmale Oval des Gesichtes, die Adlernase, die schwarzen blitzenden Augen: wie gemalt!... Die jungen Leute waren in ein Gespräch vertieft und hatten Christine nicht bemerkt. Sie verstand nicht, wovon der Franzose sprach, doch er sprach so begeistert, so ungewöhnlich, daß sie wie gebannt lauschte. Sicher macht er eine Liebeserklärung... Oh, diese Franzosen, sie sind wirklich verrückte Menschen! Könnte denn ein Deutscher so reden? Sogar als wir verlobt waren, sprach Gustav immer umständlich, ruhig... Dieses Luder hat Glück. Und was ist schon an ihr? Eine Nase hat sie wie ein Knopf. Christine rief gereizt:

„Was macht ihr hier?"
„Wir haben Pause", erwiderte Galotschka ruhig.
Christine juckte es in den Fingern, aber sie beherrschte sich: es war genug, daß die Russen sie haßten, wozu noch die Franzosen auf sich aufmerksam machen?...
Galotschka fragte sich oft mit der Strenge und Keuschheit des jungen Mädchens: was verbindet mich mit Pierre — Freundschaft oder mehr? Niemals sprachen sie darüber; sie sahen sich nur im Beisein anderer; manchmal streichelte Pierre heimlich ihre Hand und flüsterte: „Mein Liebes." Sie nannte ihn Petja. Er hatte Russisch gelernt und radebrechte munter drauflos. Hin und wieder gelang es ihnen, sich sonntags an dem kümmerlichen trüben Flüßchen zu treffen, auf dem schillernde Ölflecken schwammen. Obwohl es dort weder Bäume noch Vögel gab, nur Schlacke, Steinmauern und Ruß, schienen ihnen diese Spaziergänge wunderschön; und montags schon rieten sie herum, ob es ihnen am nächsten Sonntag glücken werde, wieder zusammenzukommen.
Pierre wußte, daß er Galotschka liebgewonnen hatte. Er wußte aber auch etwas anderes: daß er nicht mehr lange leben werde. Der französische Arzt hatte ihm offen erklärt: „Die eine Lunge ist erledigt. Und unter den hiesigen Verhältnissen..." Viele im Lager ersehnten den Tod als die Erlösung, Pierre aber wollte nicht sterben: erst jetzt hatte er erkannt, was leben heißt.
Vor dem Krieg hatte Pierre sich wenig Gedanken über die Umwelt gemacht; er schlug stets einen leicht ironischen Ton an, wenn in seiner Gegenwart davon gesprochen wurde, daß die Gesellschaft umgestaltet werden müßte. „Je mehr sich alles ändert, um so mehr bleibt alles beim alten", wiederholte er den Lieblingsausspruch seines Vaters. Doktor Morillot hatte seinen Söhnen beigebracht, daß Skeptizismus ein Zeichen von Reife sei; ein anständiger Mensch verachte die bestehende Ordnung und weiß zugleich, daß es nie besser werden kann. Der ältere Bruder, René, widersprach dem Vater manchmal. Pierre aber war noch zu jung gewesen, um einen eigenen Standpunkt zu haben — als der Krieg ausbrach, war er ein träumerischer, spottlustiger Jüngling gewesen. Auch der Krieg erschien ihm anfangs als ein unsinniges Spiel; die einen behaupteten, Daladier verteidige die menschlichen Werte, die anderen widersprachen: alles sei Komödie, es gehe um Absatzmärkte, um Rohstoffe.
Die Gefangenschaft wurde seine Lebensschule. Sie war eine harte Schule. Die Menschen im Lager sanken allmählich immer tiefer, alle niederen Instinkte, die in ihnen geschlummert hatten, erwachten. Es gab Zyniker, die sagten: „Die Hauptsache ist, daß wir durchkommen. Ob Pétain oder die Republik, das ist Jacke wie Hose." Es gab Schufte, die jederzeit bereit waren, die Leidensgefährten zu verraten; es gab Träumer, denen in den hungrigen und kalten Nächten die Idylle

des Vorkriegsfrankreichs vorschwebte — Lauben an der Marne, wo Angler Jasmin pflückten und Verliebte Bratfischchen aßen; es gab Leichtsinnige, die bereit waren, sich mit einer hausschlachtenen Wurst vom „Roten Kreuz“ oder mit den flüchtigen Zärtlichkeiten einer deutschen Soldatenfrau zu trösten. Die wenigsten der Gefangenen hatten an Kämpfen teilgenommen; vom Kriege hatten sie nur eins kennengelernt — den Stacheldraht des Lagers.

Für Pierre war Galotschka ein Lebensquell geworden; das heitere Gemüt dieses stolzen und bescheidenen Mädchens war ihm eine Stütze. Als Galotschka ihm erzählte, wie sie in Kiew ein altes Flugblatt abgeschrieben und verteilt hatte, wurde er nachdenklich: „Ja, so ein Leben lohnt.“ Oft bat sie ihn: „Erzähl doch etwas. Du weißt so viel.“ Er war sehr belesen, hatte das Gelesene behalten, erzählte ganze Romane spannend wieder, berichtete von fremden Ländern, als sei er selbst dort gewesen. Manchmal kam es ihr vor, als sei sie eine Studentin und Pierre der Professor, obwohl sie fünf Jahre älter war als er. Einmal sagte sie:

„Du weißt viel mehr als ich.“

Er erwiderte:

„Vielleicht... Du weißt aber das Wichtigere.“

Sie gingen an dem schwarzen Flüßchen entlang. Schneidend kalt blies der Wind. Pierre war traurig, hustete. Galotschka wollte ihn trösten, sie sagte: „Ich fühle mich so wohl bei dir, Petja.“ Und wurde rot. Er antwortete: „Und ich bei dir.“

Am Montag kam er nicht zur Arbeit. Er hatte Galotschka nichts von seiner Krankheit gesagt. Manchmal fragte sie ihn, was ihm fehle: er hustete und kam in Schweiß, sobald er etwas Schweres hob. Er erwiderte: „Nichts. Eine verschleppte Bronchitis.“ Auch am nächsten Tag kam er nicht. Jetzt erst merkte Galotschka, wie sehr sie an ihm hing. Was hat er? Ist er krank? Oder haben ihn die Deutschen in ein anderes Lager gebracht?...

Einige Tage darauf sagte Roger, ein Kamerad von Pierre:

„Pierre ist im Lazarett. Ich habe ihn gesprochen. Er läßt dir sagen, daß du dich nicht beunruhigen sollst.“

Roger sah besorgt aus, und Galotschka erriet, daß es Pierre schlecht ging. Das Leben wurde mit einemmal finster. Nachts, als alle schliefen, preßte Galotschka ihr Gesicht ins Kissen und weinte lange. Sie durfte ihren Kummer nicht zeigen, verstand, daß sie tapfer sein mußte: wenn die Lachtaube verzagt, was wird dann erst mit den anderen?...

Zwei Jahre Gefangenschaft waren nicht spurlos vorübergegangen; immer öfter konnte man in der Baracke verweinte Gesichter sehen. Vergeblich bewies Galotschka, daß die Leidenszeit bald ein Ende nehmen werde. Früher hatten viele Mädchen Nachricht von zu Hause bekommen. Jetzt, da die Rote Armee fast die ganze Ukraine

befreit hatte, war das letzte Fädchen, das sie mit der Heimat verband, gerissen, das Elternhaus schien in noch weitere Ferne gerückt.

Jeden zweiten Tag kam Fräulein Stroßenreuter, eine baltische Deutsche mit einer riesigen Nase voller Mitesser, zu den Mädchen. Sie erzählte, in der Ukraine stände kein Haus mehr, sagte: „Die Bolschewiki pfeifen auf dem letzten Loch."

Vor Pierres Erkrankung hatte Galotschka den Mädchen regelmäßig die letzten Neuigkeiten mitgeteilt: der französische Arzt hörte London ab. Jetzt war alles komplizierter geworden: Roger arbeitete in einer anderen Werkstatt, auch konnte er sich beim besten Willen die Namen der russischen Städte nicht merken. Galotschka sagte streng zu ihm:

„Wenn du Pierres Freund bist, mußt du dir alles genau merken."

Christine war in den letzten Tagen unausstehlich. Sie schenkte den Mädchen Galalithknöpfe, weinte, beteuerte, daß sie sie liebe. Am gleichen Abend stürzte sie sich aber auf Warja, beschuldigte sie, ihr die Puderdose gestohlen zu haben, und schlug sie. Die Dose fand sie später in ihrem Zimmer. Christine wollte nach diesem unangenehmen Zwischenfall wieder einlenken und sagte zu Galotschka:

„Habt ihr nicht Lust, mal abends eine kleine Feier zu veranstalten? Ich habe nichts dagegen, wenn ihr die Mädchen aus den anderen Baracken einladet... Ihr könnt singen, Gedichte aufsagen... Am besten, ihr macht das, wenn eine von euch Geburtstag hat."

Galotschka sagte sofort zu.

Sie schlug den Mädchen vor, den Jubiläumstag der Roten Armee zu feiern.

„Christine wird toben", sagte Warja.

„Sie wird gar nicht dahinterkommen, wir brauchen auch nicht darüber zu sprechen, werden nur still den Tag begehen."

Die Baracke wurde aufgeräumt. Die Mädchen sangen einige Lieder. Christine saß dabei und nickte beifällig. Die Lieder klangen traurig und paßten zu ihrer Stimmung. Sie dachte: sie werden mich umbringen, und niemand wird mich beweinen...

Galotschka wollte den Mädchen aus den anderen Baracken vom Vormarsch der Roten Armee erzählen — Roger hatte sie diesmal nicht im Stich gelassen — und deklamierte:

Es gibt eine Karte, darauf leuchten rot
Puschkin, Luga, Gatschina, Nowgorod,
Die Stadt Gdow an des Peipus' Gestad,
Das Geburtstagskind ist in Mosyr und Kirowograd,
In Smela, Rowno, Luzk und in Sarny,
Bald darf man's auch in Odessa erwarten.
Doch heut bekommt das Geburtstagskind
Winniza zum Angebind...

Die Mädchen lachten. Eines konnte nicht an sich halten und rief:

„Meine Mutter ist befreit worden!"

Christine verstand nichts; sie sah die fröhlichen Gesichter der Mädchen und ärgerte sich. Was erfreut die so?... In dieser furchtbaren Zeit — sogar Ännchens Bruder, ein Mann, ein Soldat, war auf dem Bahnhof in Tränen ausgebrochen... Wieder ist es diese Galotschka, die sie zum Lachen gebracht hat. Ein freches Luder!...

„Was habt ihr da aufgesagt?"

„Einen Glückwunsch für das Geburtstagskind."

„Wer hat denn Geburtstag?"

Einige Mädchen prusteten los. Galotschka antwortete ernst: „Ich."

Christine beherrschte sich, und der Abend verlief ungestört. Die ganze Nacht über konnte sie nicht schlafen. Diese Scheusale feiern unser Unglück!... Und ich muß mit ihnen leben. Wie furchtbar!... In ihr kochte es. Das Gewitter entlud sich zwei Tage später. Christine fiel plötzlich über die kleine Nastja her. Nastja hinkte und ging am Stock; es war unbegreiflich, warum man sie nach Deutschland gebracht hatte. Sie humpelte immer hinterher. Christine fuhr sie an: „Flinker!" Nastja sagte leise: „Ich kann nicht." Da riß ihr Christine den Stock aus der Hand und schlug auf sie ein. Außer sich stürzte Galotschka auf Christine zu und versetzte ihr einen Schlag ins Gesicht.

Galotschka wurde ins Gefängnis gebracht. Sie saß in einer dunklen Zelle und träumte: Pierre wird wieder gesund werden, die Rote Armee wird kommen, sie werden zusammen nach Kiew fahren... Sie wußte nicht, was ihrer harrte. Der Lagerchef schrie, man würde sie erschießen, und die Aufseherin sagte spöttisch: „Du wirst es noch bedauern, daß wir dich nicht hier erledigt haben." Im Gefängnis saß sie nicht lange. Als sie weggebracht wurde, sah sie im Sammellager Roger. Seine Hände waren gefesselt. Er konnte ihr noch schnell zuflüstern:

„Ich habe einen deutschen Offizier beschimpft... Pierre ist am sechsundzwanzigsten gestorben. Am vorhergehenden Tag war ich bei ihm. Er bat mich, dir zu bestellen, daß er an dich denkt und dir wünscht, nach Hause zurückzukehren, dann sagte er, die Russen hätten noch eine große Stadt besetzt, ich weiß nicht mehr, welche."

Galotschka erfuhr nicht, daß der sterbende Pierre immer wieder ihren Namen genannt hatte; bis zuletzt hatte er ihn nicht richtig aussprechen können, er flüsterte: „Galjoschka, Galjoschka."

„Ich würde die Nazis als ‚Zweiwortler‘ qualifizieren“, sagte Professor Dumas zu dem Holländer Koster, „‚Heil Hitler‘, ‚Juden erschießen‘, ‚England verrecke‘, ‚Verrückte Franzosen‘, ‚Sieg Heil‘... Da haben Sie die neue Rasse, zu ihrer Entstehung waren nicht einmal zehn Jahre nötig. Hält in der Hand den Gummiknüppel, frißt, entleert sich, meint, sie sei ein Halbgott, und drückt alle ihre halbgöttlichen Gedanken in zwei Worten aus.“

Koster hatte in Utrecht einen Zigarrenhandel betrieben und wurde verhaftet, weil er einen Juden beherbergte. Er sah bewundernd zu Dumas auf: dieser Professor der Sorbonne hat den Mut zu scherzen, wenn einem Todesangst den Hals zuschnürt...

Als Lancier erfuhr, daß Dumas in ein deutsches Konzentrationslager gebracht worden war, suchte er Nivelle auf:

„Er ist weder Kommunist noch Jude. Und dann, lieber Freund, sind achtundsechzig Jahre kein Alter mehr für solche Experimente! Erinnern Sie sich doch an vergangene Zeiten. Ich bitte Sie im Namen der verstorbenen Marceline.“

„Ich bin machtlos“, erwiderte Nivelle. „Dumas war zu unvorsichtig. Als er mich beleidigt hatte, bemühte ich mich, das zu vergessen. Aber nicht alle sind so großzügig... Im übrigen droht ihm keine Gefahr. Soviel ich weiß, ist er nach Weimar gebracht worden. Das ist die Stadt Goethes, wohl der idyllischste Winkel Deutschlands.“

Lancier sagte erleichtert zu Martha:

„Dumas geht es gar nicht so schlecht, Doktor Morillot liebt zu übertreiben. Ich fürchte, Leo ist weit schlimmer dran. Der arme Leo, genau genommen hat er das nicht verdient. Tatsachen bleiben aber Tatsachen! Für sie war er vor allem Nichtarier.“

Über den flachen, langgestreckten Baracken, über dem großen Hof, in dem die Menschen geprügelt und gehängt wurden, ragten die Schlote des Krematoriums; sie spien schwarzen stickigen Rauch aus. Das Lager trug die Bezeichnung „Lager des langsamen Todes“. Hier wurde kein Gas verwendet. Hier wurden die Menschen langsam aber sicher zugrunde gerichtet — durch Arbeit in Gruben und unterirdischen Rüstungsfabriken, durch Hunger und Durst, durch Hitze und Frost, durch Ruhr, Schwindsucht, Dystrophie und Anämie, durch Gummiknüppel und Reitpeitsche. Man brachte sie aus Minsk und Prag, aus Belgrad und Paris, aus Oslo und Warschau, aus allen von den Deutschen besetzten Städten, brachte Partisanen und entsetzte Spießbürger, Kommunisten und Priester, schweigsame illegale Kämpfer und Liebhaber harmloser Witze, Attentäter und Nichtstuer, brachte Deutsche, die sich etwas zuschulden kommen ließen — erbitterte Gegner des Regimes und dessen enttäuschte Jünger.

Man gab ihnen Sträflingskleidung, ließ sie bis zum Umfallen arbeiten, stellte junge SS-Leute und gut dressierte, bissige Schäferhunde zu ihrer Bewachung auf. Brach einer bewußtlos zusammen, so wurde er ins Krematorium geschleppt, und über den idyllischen Eichen, über den Fichten, die Nivelle einst auf Schirkes Bestellung besungen, stand eine Rauchwolke: Menschenfleisch verbrannte.

Ein Glück, daß Marie nicht sehen konnte, wie der alte Professor seine Wassersuppe aus einem rostigen Napf löffelte, Werg zupfte oder Latrinen säuberte. Unbegreiflich war, daß er sich noch auf den Beinen hielt. Ihm half seine gute Konstitution. Die Dumas waren alle zählebig. Der Großvater des Professors, Ziseleur von Beruf, hatte sogar Berühmtheit erlangt — erblickte unter Napoleon das Licht der Welt und begrüßte das zwanzigste Jahrhundert mit einem Sektglas in der Hand. Zu dem Journalisten, der ihn interviewen wollte, sagte er: „Ich bin zu alt, um einem Mädchen zu gefallen, aber noch nicht alt genug, daß die Zeitungen sich mit mir befassen." Dumas gemahnte an einen knorrigen alten Baum Frankreichs. Trotzdem wäre er wohl schon längst zusammengebrochen, hätte ihn nicht der glühende Wunsch aufrechterhalten, das Ende mitzuerleben; zu seinen Barackenkameraden sagte er: „Jetzt zu sterben, wäre einfach dumm und käme einer Kapitulation gleich. Wir müssen die ‚Zweiwortler' überleben."

Obwohl der Professor sterbensmüde war, schlief er wenig. Nachts, wenn die Schäferhunde bellten, dachte er an die ferne Vergangenheit, an das neunzehnte Jahrhundert, das leichtsinnige und heroische, an das Paris mit seinen „verfluchten Dichtern", seinen Anarchisten und Kommunarden, die aus Cayenne zurückgekehrt waren, mit seinen Fiakern und Dreyfusards; erinnerte sich an die Vorlesungen Pasteurs, an die flammenden Reden Jaures', erinnerte sich an Zola, der, seinen Kneifer zurechtrückend, zu dem Studenten Dumas, dem es eingefallen war, einen naturalistischen Roman zu schreiben, gesagt hatte: „Junger Mann, die Literatur ist vor allem Dienst an der Wahrheit." Dumas war dem Vermächtnis der Menschen treu geblieben, die er gekannt hatte, dem Vermächtnis der Curies und Berthelots, Metschnikows und Reclus'; sein Leben lang hatte er fest an den Triumph der Erkenntnis geglaubt. Und dann waren „Zweiwortler" den Enzyklopädisten gefolgt. Man hatte sich die Köpfe über die Verlängerung des menschlichen Lebens zerbrochen und war beim „Lager des langsamen Todes" gelandet... Dumas wollte die Befreiung miterleben, sonst hätte seinem Leben der Abschluß gefehlt, wie einem Buch, aus dem die letzten Seiten herausgerissen wurden.

Täglich, stündlich kämpfte Dumas mit dem Tode. Er wußte genau, daß alles darauf ankam, sich in keiner Hinsicht gehen zu lassen: er sprach mit allen höflich, war bemüht, sich sorgfältig zu waschen, obgleich das fast unmöglich war, dachte weiter an seine

Arbeiten. Er litt unter dem Mangel an Büchern und versuchte, das vor langer Zeit Gelesene zu rekapitulieren. Oft wiederholte er Pascals Worte: „Der Mensch ist nur ein Schilfrohr, das Zerbrechlichste alles Bestehenden; aber er ist ein denkendes Rohr. Ein Wassertropfen kann ihn töten. Doch sollte sich auch das ganze Weltall gegen ihn kehren, er würde dennoch über seinen Mördern stehen, weil er den Tod erkennen kann, während den blinden Kräften die Erkenntnis fehlt. Also besteht unser ganzer Wert im Denken.“ Seinen Leidensgefährten war Dumas eine Stütze; er wußte, daß Koster aufgeheitert werden mußte, und erzählte ihm Marseiller Witze. Den Tschechen Franz führte er in die Probleme der modernen Anthropologie ein, und wenn er sich mit Ducray, einem Pariser, unterhielt, gedachte er der Namen aller U-Bahn-Stationen, von Italie bis Etoile. Gierig nahm er alles auf, was an das bunte und komplizierte Leben erinnerte. In der Baracke lag auch ein russischer Offizier namens Jewstignejew, der zwei Fluchtversuche aus einem Kriegsgefangenenlager unternommen hatte. Dumas freundete sich mit ihm an, lernte Russisch und fragte ihn nach dem System der Arbeitseinheiten, nach den Sitten der Nenzen, nach dem Moskauer Ballett. Alles interessierte den alten Professor. Delard aus Toulouse hatte vor dem Krieg Kaninchen gezüchtet, und Dumas hörte aufmerksam zu, wenn Delard erzählte, welche Krankheiten diese Tiere heimsuchen. Sogar Kosters weitschweifige Ausführungen über die hellen Tabakblätter aus Sumatra erweckten sein Interesse, obwohl er nie Zigarren geraucht hatte. Er war den anderen mit seinem unverwüstlichen Frohsinn ein Halt. Ristič sagte: „An einem Ende des Lagers — das Krematorium, am anderen — Dumas; der Professor verkörpert hier das Leben.“

Es war ein unruhiger Vorfrühlingstag, die Sonne wärmte schon ein wenig, doch von den Bergen wehte ein kalter Wind. Dumas und Koster bekamen Befehl, die Leichen der Verstorbenen aus den Baracken nach dem Krematorium zu schaffen. Dumas blickte in die Gesichter der Toten, denen man langsam Freude, Blut und Leben ausgepreßt hatte; unter den Toten waren Franzosen, Russen, Serben, Polen, dunkelhäutige und helle, fast alles junge Gesichter... Dumas empfand plötzlich lähmende Müdigkeit, sein Herz krampfte sich zusammen, vom Gesicht rann der Schweiß. Da trat der Kapo Erich, ein deutscher Kommunist, zu ihm, der schon seit neunzehnhunderteinundvierzig in Haft war, und sagte leise:

„Die Russen sind in Rumänien einmarschiert:“

Dumas verspürte wieder neuen Lebensmut. Sind sie von der Wolga bis zum Pruth gekommen, dann werden sie auch bald hier sein. Nur durchhalten!

Einmal erzählte er Erich von Anna, weil er betonen wollte, daß er auch anständigen Deutschen begegnet war. Erich seufzte und antwortete:

„Wir sind sehr wenige.“

Dumas tröstete ihn, wie er einst Anna getröstet hatte:

„Später werden es mehr sein. Wichtig ist etwas anderes — daß ihr trotz allem da seid... Heutzutage kann es keine solchen Grenzen mehr geben, die zuließen, daß das eine Land im zwanzigsten und das andere im zehnten Jahrhundert lebt. Der Krieg wird vieles ändern. Diese ‚Zweiwortler‘ haben schon Bankrott gemacht. Also werden die Deutschen wieder denken lernen.“

Dumas mußte lächeln — die Russen bringen es ihnen jetzt schon bei, und zwar gründlich, aber davon sagte er Erich nichts; der kränkliche, standhafte Deutsche gefiel ihm. Er dachte: gewiß sind sie wenige, aber ein einziger von diesen ist mehr wert als tausende, die geruhsam ihre Wahlzettel in die Urne werfen und zum Mittagessen eilen. In den Kommunisten steckt eine innere Kraft, man braucht so einen gar nicht zu fragen, ob er Kommunist ist oder nicht, man sieht es ihm gleich an; sie halten sich gut, helfen den Kameraden, lassen sich nicht unterkriegen. So haben sich wahrscheinlich die ersten Christen gehalten, als es nötig war, nicht etwa Kerzen anzuzünden, sondern in die Arena zu den Tigern zu gehen. Die Russen haben der Welt gezeigt, was der Mensch zu tun vermag, wenn er von seinem Recht überzeugt ist...

Der SS-Mann Hagen war verstört: am Morgen hatte er erfahren, daß der Oberscharführer Kloß ihn nach Frankreich schicken will. Frankreich war an sich durchaus nicht das Schlechteste, aber alle sprachen davon, daß es in diesem Sommer dort losgehen sollte... Haß erfüllte ihn gegen die Franzosen: vier Jahre haben diese Scheißkerle gewartet, und jetzt mucken sie plötzlich auf...

Appell. Die Häftlinge der Innendienstbaracke traten an; in der ersten Reihe am rechten Flügel stand Professor Dumas. Hagen trat auf ihn zu und versetzte ihm wortlos einen Schlag mit der Peitsche. Dumas verzog keine Miene. Hagen schlug noch einmal zu und schrie:

„Warum schweigst du? Tust so, als ob du gar nicht merkst, daß man dich schlägt.“

„Ich bemühe mich, es nicht zu merken“, sagte Dumas ruhig. „Ich habe zu lange gelebt und zu viel nachgedacht, um dem Bedeutung beizumessen.“

Hagen entfernte sich schnell: ihm schien, der Alte sei verrückt geworden, und Hagen hatte von Kind an ein Grauen vor Verrückten.

Abends fragte Koster den Professor:

„Wie konnten Sie sich so beherrschen und nicht aufschreien?“

„Er hätte mich noch hundertmal schlagen können, ich hätte nicht geschrien, weil ich nicht schreien wollte. Pascal hat das schon vor dreihundert Jahren erfaßt: sie können einen töten, aber wenn ich ein denkender Mensch bin, sind sie mir gegenüber machtlos.“

* 23 *

Es waren wundervolle Tage; wenn Lancier die blühenden Kastanien, das helle, junge Grün des Gartens sah, konnte er sogar die drohende Gefahr vergessen. Doch die Zeitungen, der Rundfunk und seine Bekannten riefen ihn schnell wieder in die Wirklichkeit zurück. Jeden Augenblick können die Alliierten landen. Dann werden die Deutschen alle Männer in Lager stecken. Tag und Nacht werden Fliegerangriffe stattfinden... Sogar die sonst so ruhige Martha brach immer wieder in Tränen aus. Lancier machte sich Mut, dachte an Verdun, sagte, der Krieg sei in der Vorstellung schrecklicher, als wenn man an der Front ist. Aber er fand keine Ruhe. Und wenn ich auf der schwarzen Liste stehe? Roy kann mich zu guter Letzt noch zugrunde richten — er braucht nur zu sagen, daß Louis in England ist, daß Mado sich davongemacht hat und zu den Terroristen hält, daß mein früherer Kompagnon ein Jude war, daß Kommunisten bei mir verkehrt haben, sogar Russen... Das genügt, um eine Kugel in den Kopf zu bekommen. Eine Stunde später quälten ihn aber andere Gedanken: man wird die Deutschen vertreiben, Kerle mit Revolvern werden kommen und fragen: „Haben Sie sich Leo Alpers Aktien angeeignet? Haben Sie für Berty den Nachruf geschrieben? Haben Sie mit Pinaud für die Deutschen gearbeitet? Das genügt.“ Und sie werden ihn erledigen... Man braucht gar nicht Henriot zu hören, jedermann weiß, daß die gute Hälfte der Maquisards regelrechte Banditen sind und der Rest Fanatiker... Voller Furcht und Schrecken dachte Lancier: wenn es nur bald losginge! Das Schlimmste ist die Ungewißheit. Die Kastanien blühen, der Frühling zieht ein, und ich weiß nicht, wie lange ich noch zu leben habe...

An Pinaud hatte er sich gewöhnt. Der Mensch gewöhnt sich an vieles... Offen gestanden haben sich ja auch alle sogar an die Deutschen gewöhnt. Gewiß, Pinaud ist etwas anderes als Roy, er ist ein ehrlicher Mensch, aber du lieber Himmel — wie primitiv! Die Vorkriegsjahre, die Abende in „Corbeille“, Leos Humor, die Diskussionen über Premieren und Ausstellungen, das alles erschien Lancier wie ein verlorenes Paradies. Ist denn ein Pinaud fähig, Valérys Gedichte zu erleben? Er hat wahrscheinlich nicht einmal gehört, daß es einen solchen Dichter gibt... Für mich war die deutsche Besatzung ein kompliziertes Drama, was habe ich doch durchgemacht, als Louis fortging. Pinaud geht an alles grob materiell heran: „Mit den Deutschen läßt sich's arbeiten“... Und gerade meine Verbindung mit Pinaud kann mir den Hals kosten, obwohl mich nichts außer Geld mit ihm verbindet...

Lancier saß in dumpfem Brüten versunken, als Pinaud eintrat. Er kam zu ungewohnter Stunde, und Lancier wußte sofort, daß ihm sein

Kompagnon etwas Wichtiges mitzuteilen hatte. Aber Pinaud beeilte sich nicht, er wiederholte die Gerüchte über die bevorstehende Landung, klagte über Kreuzschmerzen, pries das Wetter. Lancier ärgerte sich: warum läßt er mich zappeln?

Sie arbeiteten schon über ein Jahr reibungslos zusammen. Pinaud hielt Lancier immer noch für leichtsinnig, in seiner Stimme lag oft ein gönnerhafter Ton. Lancier nahm ihm das übel, vergaß es aber schnell. Privat sahen sie sich nur selten, und Lancier wurde verlegen, als Pinaud plötzlich auf Freundschaft zu sprechen kam:

„Ich glaube, in einigen Monaten wird sich alles ändern, wir beide werden uns aber nicht trennen, wir haben doch die schlimmste Zeit zusammen durchgemacht."

„Sind Sie überzeugt, daß in einigen Monaten alles vorüber sein wird?"

„Ja, davon bin ich überzeugt."

„Hat Verneuil Ihnen das gesagt?"

„Nein, ich sehe Verneuil jetzt überhaupt sehr selten. Unsere Wege haben sich getrennt."

Lancier traute seinen Ohren nicht. Seit wann rückt Pinaud von seinem Schwiegersohn ab?... Das ist aber wirklich eine Sensation! Wahrscheinlich steht es sehr faul mit den Deutschen.

Pinaud fuhr fort:

„Sie wissen, daß ich die Besatzung als unvermeidliches Übel angesehen habe. Man kann sich wohl erlauben, den Teufel zu dulden, aber etwas anderes ist es, wenn man sich ihm mit Haut und Haaren verschreibt. Verneuil ist ein Milchbart, er hat gespielt und über die Stränge gehauen."

Lancier hielt nicht an sich:

„Und was wird mit uns? Wir sind in einer schrecklichen Lage... Man wird uns nicht verzeihen, daß wir mit den Deutschen zusammengearbeitet haben."

„Wer wird es nicht verzeihen?"

„Die Terroristen... Ich gebrauche den deutschen Ausdruck, aber Sie wissen schon, wen ich meine — den Maquis oder, wie sie sich selbst nennen, die Patrioten."

Pinaud lächelte herablassend:

„Man soll diese Leute nicht ernst nehmen. Ich sehe, Henriots Reden haben auch auf Sie gewirkt. Sie wissen, daß ich die Kommunisten nicht mag. Bestenfalls sind das gefährliche Utopisten. Aber wer wird ihnen gestatten, ihre Ordnung einzuführen? Glücklicherweise sind wir nicht in Polen, die Russen werden nicht hierher kommen. Die Amerikaner werden kommen, und das sind genau so normale Menschen wie Sie und ich. Ich weiß nicht, was de Gaulle denkt, in seiner Umgebung gibt es aber eine ganze Reihe seriöser Männer. Solche Leute wie Sie und ich gelten als ehrliche Franzosen, das habe

ich festgestellt... Ich will keine Namen nennen, noch sind die Deutschen in Paris... Ich bin zu Ihnen gekommen, um Sie zu beruhigen. Und zu warnen. Wir schreiben nicht mehr das Jahr neunzehnhundertzweiundvierzig. Es wäre gut, wenn Sie sich einigen Bekannten gegenüber zurückhaltender verhielten."

„Aber ich..."

„Ich weiß, daß Sie sich nicht mit Politik befassen, aber ich habe bei Ihnen Nivelle getroffen. Nivelle ist eine anrüchige Persönlichkeit, so etwa wie Verneuil. Es wäre besser, wenn Sie nicht mehr mit ihm zusammenkämen. Selbstverständlich müssen Sie das sehr taktvoll machen... Solche Leute können noch zum Schluß viel Unheil anrichten. Lieber Herr Lancier, Sie sind zu vertrauensselig, ich sage Ihnen das als Freund. Eine schlimme Zeit ist angebrochen... Wir werden zueinander halten und diese Zeit überstehen."

Als Pinaud gegangen war, dachte Lancier: ich tat ihm Unrecht. Mein Unglück ist, daß ich Ästhet bin, von der Kunst vergiftet, die Menschen nur nach ihrem Äußeren beurteile. Klar, Pinaud trägt den nüchternen Geschäftsmann zur Schau, hat aber das Herz eines echten Franzosen...

Lancier wurde wieder vergnügt und beschloß, die alten Freunde einzuladen — Doktor Morillot und Sembat; übrigens sagte er zu beiden, die Worte bedeutsam betonend: „Nivelle wird nicht kommen." Sembat sagte sofort zu, Morillot ließ sich bitten. Der Doktor war in letzter Zeit menschenscheu geworden, schlechte Nachrichten hatten ihm den Rest gegeben: Pierre war im Gefangenenlager gestorben, René war verhaftet worden. Zum Glück hatten sie nicht herausbekommen, daß er auf falschem Paß lebte, und schickten ihn nach Ostpreußen; von Pierres Ableben wurde ihm schriftlich Mitteilung gemacht. Dann kam ein wegen Krankheit entlassener Kriegsgefangener und sagte, Pierre hätte auch entlassen werden sollen, doch habe die Liste ein halbes Jahr lang irgendwo festgelegen. Als der Kriegsgefangene erzählte, daß Pierre vor seinem Tode mit einem russischen Mädchen befreundet war, wandte Morillot sich ab und wischte sich mit einem großen braunen Taschentuch die Augen.

Lancier hatte ein bescheidenes Abendessen vorbereitet, das einige Flaschen alten Bordeaux' verschönen sollten. Er bevorzugte jetzt Bordeaux: „Der Burgunder ist was für junge Leute, er ist der Wein stürmischer Abenteuer und einer gesunden Leber. Der Bordeaux hingegen erwärmt diejenigen, die schon ins sechste Jahrzehnt eingetreten sind."

„Trinken wir auf den kommenden Sommer, es wird ein gewitterreicher Sommer werden", brachte Lancier vielsagend hervor.

Alle stießen an. Lancier war gerührt: nun haben sich die alten Freunde doch wieder zusammengefunden!... Nur die arme Marceline fehlt, ihr ist es ja auch gleich, wer siegen wird, sie kehrt nicht

mehr zurück. Niemand weiß, was mit den Kindern ist. Sollten sie umgekommen sein? Dumas ist fort. Was er wohl macht? Nivelle darf man nicht vertrauen, er hat sich wirklich den Deutschen mit Haut und Haaren verschrieben. Ob Leo die Unbilden überstanden hat? Hier war sein Platz, in der Ecke unter der Lampe...

„Gedenken wir derjenigen, die von uns gingen", sagte Lancier leise. „Wir drei sind übriggeblieben wie auf der Arche bei der Sintflut."

Morillot, der bisher geschwiegen hatte, wurde lebhaft:

„Marie war bei mir, sie will sich nicht damit abfinden, daß Dumas ins KZ gebracht wurde. Sie ist ständig in der Kommandantur und verlangt, daß man ihre Päckchen für ihn annimmt... Doch wer weiß, ob Dumas überhaupt noch lebt..."

„Nivelle behauptet, ihm drohe keine Gefahr, aber ich glaube Nivelle kein Wort, er hat gespielt und über die Stränge gehauen." Martha sah ihren Mann erstaunt an, und Lancier, der den Blick spürte, errötete. „Ja, ich habe ihm geglaubt, ihn für einen anständigen Menschen gehalten. Mich hat die Kunst irregeführt. Sembat, verstehen Sie das?"

„Nein. Dieser Nivelle ist eine jämmerliche Fälschung. Außerdem hasse ich die Kunst."

„Ich denke, Sie leben der Kunst..."

„Ja, aber ich hasse sie. Auch die wahre... Wir spielen uns als Propheten auf. Und was tun wir? Wir singen. Die Noten schreiben andere."

Lancier nahm an, Sembat hätte zu viel getrunken, außerdem wollte er keinen Streit — alles war so auf süße Melancholie abgestimmt. Und er erwiderte sanft:

„Ihre Landschaften in diesem Zimmer haben mir über die Stunden der Verzweiflung hinweggeholfen. Und auch diese Vase mit Mados Feldblumen. Wo ist sie?... Vielleicht lebt sie nicht mehr." Seine Stimme bebte. „Achten Sie doch nur darauf, wie fein die Farben abgetönt sind. Nein, mein Freund, die Kunst ist das Höchste auf Erden. Als ich sagte, mich habe die Kunst oft irregeführt, hatte ich etwas anderes im Auge... Ich beurteile vieles nach dem Äußeren, das ist mein Fehler. Ich glaubte Nivelle nur deshalb, weil er ein Dichter ist, ein feinsinniger Mensch, der einen Gedanken knapp wie ein Paradoxon wiederzugeben vermag. Jetzt sehe ich, daß der König nackt ist... Pinaud hingegen kam mir gefühllos vor, weil er ungehobelt ist, wie ein Viehhändler aussieht. Dann überzeugte ich mich, daß er ein kluger Mensch ist, seine eigene Linie verfolgt, aber ich ahnte nicht, daß er ein edles Herz hat. Jetzt sehe ich, daß er ein ehrlicher Franzose ist und wie wir auf die Befreiung wartet. Ich habe ihn heute nur deshalb nicht eingeladen, weil ich mit alten Freunden intim beisammen sein wollte."

„Sie taten recht daran, daß Sie ihn nicht einluden“, sagte Sembat.

Morillot aber lachte schallend:

„Pinaud — ein ehrlicher Franzose? Du lieber Gott, wer ist denn dann ein Schuft? Er hat an den Deutschen mehr verdient als in seinem ganzen Leben.“

„Was wollen Sie, wir sitzen alle in der Bredouille. Pinaud haßt aber die Deutschen, das hat er mir offen gestanden.“

„Das kann ich mir denken, jetzt schreiben wir ja auch Mai neunzehnvierundvierzig. Vor zwei Jahren hat er anders geredet. Heute packt aber Herr Schmidt seine Koffer, da muß man das Zimmer lüften, die Bettwäsche wechseln — demnächst wird Mister Smith eintreffen. Ist es so oder nicht?“

„Sie stellen Befreier und Unterdrücker auf eine Stufe?“

„Ich? Nein, aber Pinaud... Ihm ist es schnuppe, welche Farbe die Banknoten haben. Und wissen Sie, was das Widerwärtigste ist? Daß ich ihn behandle. Er hat ein Leberleiden. Sagen Sie mir, Sembat, warum muß ich Leute behandeln, die ich hasse? Ich horche ihr Herz ab, beklopfe sie, schreibe Rezepte aus, freue mich, wenn es ihnen besser geht. Ja, ich möchte sogar, daß dieser Schuft gesund wird.“

Sembat lächelte:

„Behandeln Sie ihn doch nicht, es gibt ja Ärzte genug.“

„Wen sollte ich dann behandeln? Pierre? Er ist gestorben... Es ist bitter, alt zu sein und an nichts mehr zu glauben... Sie haben wundervolle Narzissen, Madame Lancier.“

Und Doktor Morillot vergrub sein großes behaartes Gesicht in den Blumenstrauß.

* 24 *

Der Frühling war unfreundlich, und die Welt schien so unfertig, wie sie wohl an ihrem ersten Schöpfungstag ausgesehen haben mag, als sich die Feste noch nicht von den Wassern geschieden hatte. Der Schmutz war zu einem Element geworden, das die rastlosen Menschen zu verschlingen drohte. Die Leute schleppten Geschütze, Munitionskästen. Ehe sich's der deutsche Hauptmann versah, war er in russischer Gefangenschaft. Er sagte zu Minajew:

„Wie können Sie nur auf solchen Straßen vorgehen?“

Minajew lächelte:

„Ist ihnen denn nicht bekannt, daß wir für die Wegelosigkeit schwärmen? Wenn die Erde trocken ist, kommen wir nicht vom Fleck, wir sind nun mal solche Originale.“

Als Minajew später Ossip erzählte, wie der im Dreck steckengebliebene deutsche Hauptmann gefangengenommen wurde, fügte er lachend hinzu:

„Ich sagte ihm: ‚Säubern Sie sich.‘ Er hatte keine Lust, meinte, ein Jahr würde nicht ausreichen, um den Dreck loszuwerden. Ohne Spaß, die lieben mit Komfort zu kämpfen: motorisierte Infanterie rast über die Autobahn, rechts ein Pfeil: ‚Nach Indien‘, dann wieder ein Pfeil: ‚Totaler Sieg. Vorzügliche Aussicht auf die eroberten Gebiete. Bar mit Kapelle.‘“

Sie marschierten ohne Rast und Ruh, weil ihnen das Marschieren zum Halse heraushing, weil sie jenseits des Drecks, der Eschen, der Lehmhütten, jenseits des grauen Regenvorhangs Berlin sahen, weil aus den Briefen der Lieben immer stärker Sehnsucht sprach — bald sind es drei Jahre... Sie marschierten in strömendem Regen, dann sprang plötzlich ein eiskalter Wind auf; die durchnäßten Menschen froren, marschierten und dachten: vielleicht wird es nun trocken werden; wieder strömender Regen; Schweißtropfen vermengten sich mit Regentropfen: ein steckengebliebenes Geschütz mußte aus dem Dreck herausgezogen werden; und wieder marschierten sie: kein Übermut, kein Taumel trieb sie vorwärts, sondern strenge Konzentration, jene innere Erleichterung, die der Mensch verspürt, wenn ihm klar wird, daß eine harte lange Prüfungszeit ihrem Ende entgegengeht.

Es schien, als habe sich in diesem Jahr wenig geändert. Nach wie vor untersuchte Ossip die Hügel, Mulden, Wäldchen und kleinen Sümpfe, um eine Bresche in der Verteidigung des Gegners zu finden. Nach wie vor schleppten Serjoshas Pioniere Balken heran, bauten Brücken. Nach wie vor wiederholte Olga im singenden Tonfall wie eine Geister beschwörende Spiritistin stundenlang das gleiche am Fernsprecher: „Rosette, hier Reseda.“ Nach wie vor schlug sich Pitschugin, der Mitarbeiter der Divisionszeitung, mit seinen Versen herum. Nach wie vor entfernte Krylow Eisenstückchen aus Menschenleibern. Nach wie vor fluchte General Sykow über der mit Buntstiften bemalten Karte: „Tschaduschkin haben sie mir weggeholt und wollen dabei, daß ich Selcy nehme.“ Nach wie vor zog die riesige Armee weiter, und es war wie eine Völkerwanderung, als führten Städte ein Nomadenleben, als bewege sich das ganze Land über Straßen und ohne Straßen vorwärts.

Und doch hatte sich seit dem vergangenen Sommer vieles geändert; damals sah es aus, als ginge der Vormarsch stoßweise vor sich; unklar dachte ein jeder: und wenn er versackt?... Jetzt war die Offensive zu etwas Beständigem, Alltäglichem, Vertrautem geworden. Alle wußten: wir machen nicht halt, bevor wir nicht am Ziel sind. Aber das Gehen war schwer, fast unmöglich. Die Füße blieben im Schmutz stecken; die Augen fielen vor Müdigkeit zu. General Sykow marschierte mitten unter den Soldaten und dachte: ruhelose Gesellen sind wir, wirklich ruhelose!... Und stampfte durch den Schmutz weiter.

Der Sergeant Gubenkow wurde verwundet; er ließ sich verbinden und kehrte zur Truppe zurück. Minajew sagte zu ihm:

„Geh ins Lazarett. Jetzt ist nicht mehr neunzehneinundvierzig..."

Gubenkows Leidenschaft waren Berechnungen; er kramte aus unbekannten Quellen die erstaunlichsten Zahlen hervor und notierte sich in sein Büchlein, wieviel Weizenkörner in eine Literflasche hineingehen, wie groß die Entfernung zwischen der Venus und dem Jupiter ist; er duldete keine Ungenauigkeiten. Wurde in seinem Beisein gesagt, bis zur Stadt seien es etwa zehn Kilometer, so korrigierte er sofort: „Elfeinhalb." Minajew hatte ihn einmal gefragt: „Wieviel Haare hast du eigentlich?" Gubenkow antwortete kaltblütig: „Ich hab' sie noch nicht gezählt, Genosse Hauptmann."

„Warum gehst du nicht ins Lazarett?" fragte Minajew ärgerlich.

„Das ist ganz ausgeschlossen, Genosse Hauptmann."

Nach kurzem Schweigen fuhr er fort:

„Unsere ruhmreiche Orel-Division hat von Stalingrad bis zu diesem mit Verlaub zu sagen Sumpf eintausendvierhundertzweiundzwanzig Kilometer zurückgelegt, bis nach Berlin sind es aber alles in allem noch siebenhundertachtzig."

Die Deutschen gingen bald eiligst zurück, bald leisteten sie plötzlich so wütend Widerstand, daß es den Anschein hatte, als wollten sie sich ausgerechnet hier festsetzen; doch schon nach einer Woche erbitterter Kämpfe gaben sie den Widerstand ebenso plötzlich wieder auf. Die Gefangenen sprachen von großen Verlusten, von der Sturheit der Offiziere, von der zunehmenden Unzufriedenheit der Mannschaften; dennoch kämpften die Deutschen hartnäckig. Als Minajew sich mit einem Offizier der siebten Abteilung unterhielt, der lang und breit über das „Erwachen des Bewußtseins" in der deutschen Armee sprach, sagte er lächelnd:

„Wissen Sie, was ich befürchte, Genosse Leutnant? Wir werden eher in Berlin sein, als bis bei denen das Bewußtsein erwacht... Das ergibt dann eine Unstimmigkeit in Ihren Berechnungen."

Die Deutschen hatten beschlossen, Selcy zu halten; vielleicht hofften sie Zeit zu gewinnen, vielleicht rechneten sie mit Erschlaffung des Gegners. Der Flecken lag auf einer Anhöhe und bot den Deutschen einen Überblick über das ganze Tal.

General Sykow war nervös: der Armeebefehlshaber rief fortwährend an und polterte gleich los: „Was ist mit Selcy?" Ossip bekam Befehl, den Flecken zu nehmen. Er wählte den rechten Hang des Hügels, wo der Boden trocken war und die Geschütze in Stellung gebracht werden konnten. Links vom Hügel war ein strauchbestandener Sumpf. Dieser Abschnitt wurde Minajew zugewiesen: er sollte die Aufmerksamkeit der Deutschen vom Hauptschlag ablenken. Am frühen Morgen gingen drei Bataillone zum Sturm auf das Vorge-

lände von Selcy über. Die Deutschen waren auf Angriffe von rechts vorbereitet, sie wußten, daß dort die einzige Durchgangsstelle war. Kaum erhob sich unsere Infanterie, als ihr auch schon ein Feuervorhang den Weg versperrte; viermal wurde der Angriff vorgetragen und viermal wieder abgeschlagen. Minajews Bataillon lag im Sumpf. Die Leute waren im dichten Strauchwerk nicht zu sehen, und die Deutschen vermuteten dort höchstens eine Kompanie. Gegen Mittag sah Minajew ein, daß Leonidse und Polischtschuk nichts ausrichten konnten. Mit Ossip hatte er keine Verbindung. Sollte er einen Melder hinschicken? Das würde drei, vier Stunden Zeitverlust bedeuten. Und Minajew beschloß, auf eigene Faust zu handeln... Die Leute sahen wie Ungeheuer aus, waren von Kopf bis Fuß mit rötlichem, klebrigem Lehm bedeckt. Minajew kroch mit seinen Soldaten den schlüpfrigen steilen Hang hinauf. Eine Stunde später begann der Kampf im Flecken selbst.

General Sykow war auf Ossips Gefechtsstand. Kaum hatte das Gewehrfeuer nachgelassen, ging er zu Fuß nach Selcy — sein „Jeep" war steckengeblieben. Beim Anblick Minajews mußte er laut lachen. Minajew sah furchtbar aus: ein rotbraunes Gesicht, an der Bluse verharschter Schlamm, der wie eine rissige Nilpferdhaut aussah. Sykow streckte ihm die Hand entgegen.

„Nicht doch, Genosse General", schrie Minajew entsetzt. „Ich habe keine Hände mehr, sondern einen Gemüsegarten."

Aber der General packte Minajews schmutzige Hand und brüllte:

„Wissen Sie denn überhaupt, daß Sie dieses verfluchte Selcy genommen haben? Als mich der Befehlshaber nachts anrief, sagte er, wer Selcy nimmt, wird ausgezeichnet, nehmt ihr es aber nicht..."

Einen Monat später wurde gefeiert: Minajew hatte den Lenin-Orden erhalten. Die Welt war erfüllt vom Duft des Frühlings. Schneeflöckchen gleich wirbelten Blütenblätter umher. Das Abendbrot nahm man im Freien ein. Die vorangegangenen Tage waren ruhig gewesen — man hatte Artillerie und Munition herangebracht, bereitete sich für den Sommer vor. Alle waren in gehobener Stimmung, freuten sich über die Auszeichnung des Kameraden, über den schönen Abend und über das bevorstehende Ende. Ossip sah Minajew an und mußte an den Hügel in der Steppe denken. Ja, damals habe ich mir nicht träumen lassen, daß wir einmal irgendwo in Polen sitzen, Abendbrot essen, lachen würden... Wenige sind von den Alten übriggeblieben...

Französischer Wein wurde aufgetragen — Beutegut. Minajew kostete.

„Macht einen einschmeichelnden, aber oberflächlichen Eindruck."

Polischtschuk bat sofort um Wodka.

„Diese Limonade ist nichts für unsereins."

Ossip und Leonidse fanden Gefallen am Wein. Scharikow wollte nicht trinken, erklärte jedoch zu guter Letzt:

„Ich bin zwar Abstinenzler, aber bei einer solchen Gelegenheit...“

Und leerte das ganze Glas Wodka auf einen Zug.

Ossip, Minajew, Leonidse, Polischtschuk, Scharikow, Olga, der Redakteur Tschaly... Alle kannten sich, waren gut Freund miteinander. Sie tranken und träumten. Man sprach davon, was nach dem Krieg sein werde. Das zukünftige Leben erschien ihnen so licht, wie dieser Aprilabend. Polischtschuk sah sich zu seiner geliebten Arbeit zurückkehren — er war Mathematiklehrer in Njeshin. Tschaly dachte oft, wie schön es wäre, nach dem Krieg ein dickes Buch zu schreiben, einen Roman oder Memoiren, er fürchtete nur, sein Talent könnte nicht ausreichen oder andere würden ihm zuvorkommen. Jetzt aber war er überzeugt, er werde so hinreißend schreiben, daß seine Leser weinen und lachen werden. Leonidse sehnte sich nach seiner jungen Frau, nach den Lichtern von Tbilissi, die wie Glühwürmchen heraufleuchteten, und nach Büchern (bei Ausbruch des Krieges hatte er im vierten Semester studiert).

Minajew sagte:

„Ich kann mir lebhaft vorstellen, wie Muttchen sich freuen wird. Sie ist aber so streng, wird mir sicher schreiben: bilde dir nichts ein, den Berg bist du hinaufgekrochen, aber bergab geht es weitaus schneller...“

Er malte sich aus, wie er sein Muttchen umarmt, ihr Olga vorführt und Muttchen dann sagt: „Nun her mit den Enkeln.“

Scharikow war im Zivilleben Ingenieur; er liebte seinen Beruf und wußte deshalb selbst nicht, warum er sich den ersten Nachkriegsmorgen nicht inmitten dröhnender Werkbänke, sondern an einem Flüßchen vorstellte, wo es so still war, daß man das Schilf rascheln und die Fliegen summen hörte. Er hatte niemals Gedichte gelesen, doch jetzt fuhr ihm etwas ganz Lyrisches durch den Sinn: wie schön muß es sein, der Stille zu lauschen, wohl eine ganze Woche lang könnte ich lauschen und lauschen.

Ossip lächelte gütig, scherzte, sah in Gedanken Polischtschuks Schule und Muttchens Tränen. Er selbst hatte keinen Wunsch. Vor einem Monat hatte ihm der Regimentskommandeur in einem Brief Rajas Tod mitgeteilt. Mit niemandem hatte er darüber gesprochen, auch mit Minajew nicht; er wollte es ihm sagen, brachte es jedoch nicht über sich — die Worte blieben ihm in der Kehle stecken. Er hatte Raja verloren, als er sie gefunden, als er zum ersten Male erkannt hatte, was sie ihm war. Er wußte nicht einmal, ob sie seinen letzten Brief bekommen hat. Sie hätten sich wiedersehen, einander das Wichtigste sagen sollen, doch der Tod trat dazwischen. Wenn Ossip allein war, betrachtete er das Bild, das Raja ihm aus Rshew geschickt hatte. „Für Dich bin ich stets die gleiche Raja aus Kiew.“

Manchmal schien es ihm, als sei das über ihn hereingebrochene Unglück eine Strafe. Er hatte nicht gewußt, was Glück war, hatte Raja nicht verstanden, war kalt und trocken gewesen. Sogar die Mutter fürchtete ihn... Das aber ist der Krieg, Raja fiel wie ein Soldat, der Major hat geschrieben: „Sie kämpfte heldenhaft." Und der Krieg dauert lange — er begann schon vor dem Krieg und hatte Ossip keine Zeit gelassen... Vor kurzem erst hatte er sich selbst gefunden. Und wenn er sich im vergangenen Sommer, als der Vormarsch nach Westen begann, so sehr nach Glück, nach Wärme, nach Raja gesehnt hatte, so vielleicht gerade deshalb, weil er vor dem Krieg allzu wenig sein eigenes Leben gelebt... Und jetzt ist ihm nichts geblieben — nur der Sand von Babi Jar und ein Grab bei Smolensk... Seine ganze verhaltene Zärtlichkeit übertrug er nun auf seine Kameraden. Das Regiment wurde ihm zur Familie. Minajews Muttchen erinnerte ihn an Chana, und wenn Olga rot wurde, weil Minajew sie neckte, mußte er an Raja denken. Wenn der Krieg vorbei ist, wird auch das nicht mehr sein... Doch Ossip träumte nicht weniger leidenschaftlich vom Frieden als die anderen, deren Müdigkeit, Sehnen und Hoffen verlangten, daß alles bald zu Ende gehe.

„Dieser Sommer wird wohl der letzte sein", sagte Scharikow.

„Der vorletzte", erwiderte Polischtschuk. (Er war überzeugt, daß alles bis zum Winter vorbei sein würde, sprach es jedoch aus Aberglauben nicht aus.)

Ossip lachte:

„Weißt du noch, Mitja, wie du dachtest, man hätte die zweite Front eröffnet? Eine verdammte Zeit war das. Steppe... Wir türmten."

„Ich hatte Worte für bare Münze genommen", entgegnete Minajew. „Nahm an, daß sie wirklich Gentlemen wären... Jetzt werden sie natürlich landen, jetzt wäre es gefährlich nicht zu landen, sie könnten zu spät kommen. Das heißt — wie Muttchen sagt — ‚Senf nach dem Essen reichen'."

„Mit ihnen oder ohne sie, bald wird es ein Ende haben", sagte Ossip. „Darauf lohnt es zu trinken: wer will, trinke unseren Wodka, ich halte mich an ‚Limonade'."

Am nächsten Morgen ging Ossip durch das Dorf; vor einem Häuschen stand der Sergeant Nikitenko mit einer jungen hübschen Frau. Ossip lächelte:

„Machst wohl Bekanntschaften?"

„Wo denken Sie hin, Genosse Major!... Ich habe meine Frau gefunden — kurz vor Kriegsausbruch war sie mit dem Töchterchen zu ihrer Schwester gefahren. Sie wollte es nicht glauben... Ich rief ihren Namen, da stand sie da und starrte mich an, als sei ich aus dem Jenseits gekommen."

Die Frau blickte den Sergeanten an, ihre Augen glühten, an den langen Wimpern zitterten Tränen. Sie sagte:

„Kommen Sie doch ins Haus, Genosse Kommandeur, sehen Sie sich unser Töchterchen an.“

Das Mädchen war fünf Jahre alt. Es spielte mit leeren Patronenhülsen. Ossip nahm die Kleine auf den Arm und wirbelte sie herum, wie er es mit Alja getan hatte. Er fing an, ihr ein Märchen zu erzählen, kam durcheinander — er hatte alles vergessen —, aber das Kind hörte ihm mit halboffenem Mund wie verzaubert zu; dann spielte es mit Ossips Orden und plapperte fröhlich:

„Ein Sonnchen, ein Sternchen...“

Er ging allein die heiße, staubige Dorfstraße entlang und lächelte; er hatte das Glück wie nie zuvor empfunden; und noch heller schien sein Lächeln, noch klarer blickten die warmen Augen, vielleicht weil dieses Glück ein fremdes war.

Abends sagte General Sykow zu ihm:

„Wir kommen an die dritte Bjelorussische Front... Jetzt schlagen wir so zu, daß ihnen Hören und Sehen vergehen wird.“

* 25 *

Im Frühjahr regte sich in diesem Wald, wie auch in allen anderen Wäldern Frankreichs, neues Leben; es rief aber nicht nur der Kuckuck, es zwitscherte nicht nur aus tausend Kehlen die Vogelschar — die Wälder hallten wider von Menschenstimmen. Zu den Helden, die in den schweren Jahren hierher gingen, kamen jetzt täglich Hunderte und Tausende neuer Menschen. In den Städten war es schon sommerlich warm, Gewitter gingen nieder, die Leute tuschelten miteinander über die bevorstehende Landung, darüber, wie die Deutschen mit der Zivilbevölkerung abrechnen würden. Die kleinen Flugblätter an den Zäunen muteten an wie Einberufungsbefehle. Und die Pfade, die zum Maquis führten, stiegen Arbeiter und Krämer, Ärzte und Agronomen, Weinbauer und Studenten hinan.

Dédés Abteilung bereitete sich seit April auf die entscheidenden Tage vor; das Zentrum hatte durchgegeben, daß nach dem Signal über den Beginn der Landung das deutsche Transportwesen lahmzulegen sei. Dédé und der Bär hatten etwa dreißig der wichtigsten Knotenpunkte vorgemerkt. Als Woronow alles erwogen hatte, sagte er: „Die Deutschen werden mindestens eine Woche brauchen, um das wiederherzustellen.“

Den ganzen Mai über setzten die Partisanen ihre Angriffe fort und befreiten in Limousin einhundert Ortschaften. Doch immer noch hemmte der Waffenmangel die Aktionen.

Nicole kehrte mit guten und schlechten Nachrichten zurück.

„Die Landung soll in den nächsten Tagen erfolgen. Gustav hat mir das verabredete Signal mitgeteilt. Es wird im Radio aus London durchgegeben werden. Wir sollen versuchen, die Truppenverschiebungen zu verhindern. Mit Waffen steht es schlecht... Gustav sagt, das sei überall so. Das Kriegskomitee hat sich an die Bevölkerung gewandt und offen erklärt, daß die Londoner den Partisanen keine Waffen geben. Gustav meint, das liege an der oberen Leitung... Charlie, der Vertreter des amerikanischen Nachrichtendienstes, hat Vauban erklärt: ‚Euch werden wir Waffen geben, aber nicht den FTP — dort sind zu viele Kommunisten.'"

Dédé lächelte spöttisch:

„Vauban kenne ich, er war Lehrer im College, Sozialist. Alles ist mehr oder weniger klar. Anscheinend sind die letzten Tage der Boches gekommen, wenn diese Herrschaften schon so unverblümt reden... Wie dem auch sei — wir müssen alles tun, was in unseren Kräften steht. Die AS wird sie nicht herausreißen, selbst wenn die Amerikaner ihr hundert Panzer schenken."

Mado kann sich an jenen Abend gut erinnern. Während Dédé und der Bär miteinander sprachen, saß sie auf der kleinen Wiese und aß die ersten blassen sauren Walderdbeeren. Dann kam der Bär auf sie zu. Sie hatten schon lange Freundschaft geschlossen. Der Bär sprach jetzt fließend Französisch. Mado fragte ihn oft nach Rußland, und er erzählte voller Begeisterung, weil er fühlte, daß jedes seiner Worte begierig aufgenommen wurde. Die Ereignisse näherten sich dem Höhepunkt, vielleicht war das der Grund, warum er jetzt an die schwerste Zeit zurückdachte, an den Sommer neunzehnhundertzweiundvierzig, an den Don, an das Gespräch mit Sergej — wo die Brücke gebaut werden müßte, wenn sie wieder vorgehen... Schon oft hatte er France vom Rückzug erzählt, jetzt aber erwähnte er zum erstenmal Sergejs Namen, nannte ihn „Hauptmann Wlachow". Mado beherrschte sich, schrie nicht auf, fragte nur:

„Wie ist sein Vorname?"

„Sergej."

Aufgeregt zerrupfte sie einen Grashalm.

„Wie sieht er aus?"

Woronow lachte:

„Ich weiß nicht, wie ich das sagen soll. So kann nur eine Frau fragen... Er ist schön, hochgewachsen, hat blondes Haar... Warum interessiert dich das?"

„Warte... Erst mußt du mir sagen, ob er es ist oder nicht. Wenn er sich aufregt, wirft er den Kopf in den Nacken — so! Ja?"

„Genau so. Du kennst ihn also? Erstaunlich!"

„Da ist nichts Erstaunliches dabei, er war doch in Paris. Wir haben uns dort kennengelernt."

„Von Paris sprach er begeistert, die Stadt gefiel ihm."
„Wie sieht er jetzt aus? Ist er gealtert?"
„Du bist komisch, France. Wie kann ich dir das sagen? Ich hab' ihn doch vor dem Krieg nicht gekannt. Er ist jung, jünger als ich. Ist verheiratet, das sagte er mir, Kinder haben sie nicht... Ein glänzender Offizier und guter Kamerad."

Der Bär begriff nicht, warum Mado plötzlich so fröhlich wurde, warum sie lachte, scherzte, schließlich eine Blume an seine Mütze steckte und dabei sagte:

„Der Bär mit einer Blume!"

Dédé rief ihn, sie fuhren zusammen zu Arthurs Gruppe, die den Auftrag hatte, eine Eisenbahnbrücke zu sprengen.

Mado lächelte. Ein Wunder, ein wahres Wunder! Ich habe es gefühlt, daß er am Leben ist... (Ihr kam nicht in den Sinn, daß Sergej seit der Trennung von Woronow gefallen sein könnte, daß es ein Stalingrad, einen Kursker Bogen, einen Vormarsch gegeben hat. Nein, ihr war, als hätte er ihr gestern erst ein Telegramm geschickt.) Zärtlich lächelnd dachte sie an ihn. Er führt ein anderes Leben, ist fern, sehr fern. Und doch ist er so nah, so vertraut! Näher als damals, da sie auf der Bank unter der Kastanie saßen. Bei dem Wort „verheiratet" hatte sie weder Eifersucht noch Schmerz empfunden. Nur einen Augenblick schweifte sie in ihrem Sinnen ab: wie mag seine Frau sein? Sicher ist sie lieb... Doch sofort kehrten ihre Gedanken wieder zu Sergej zurück. Er hat in der harten Zeit, als er mit dem Bären über die Steppe ging, an Paris gedacht. Und sie, Mado, ist für ihn zu einem Teil der fernen Stadt geworden, wie ein altes Gäßchen in der Cité oder ein Jahrmarktskarussell, oder wie die Jungen, die im Park von Luxembourg Schiffchen schwimmen lassen. Merkwürdig, wie machtlos die Zeit ist! Und auch der Raum... Wir wurden getrennt, wahrscheinlich werden wir uns nie wiedersehen, ich weiß auch nicht, ob es nötig ist, daß wir uns wiedersehen, wahrscheinlich nicht; und doch bin ich ihm eben begegnet, umarme ihn, gehe mit ihm durch den Wald, sage ihm: das sind keine Kastanien, sondern Eichen, und es ist nicht jener Sommer und nicht mehr jene Mado. Ich heiße France. Schon lange habe ich keinen Pinsel in der Hand gehabt und vor keiner Staffelei gestanden. Ich schieße. Man sagt, ich kämpfe nicht schlecht... Aber das ist alles unwichtig. Ich bin Mado. Unwichtig ist auch, daß ich einmal Malerin war. Wichtig ist, daß wir uns begegneten, einander entdeckt haben. Das ist mehr, als die Entdeckung eines neuen Sterns oder einer unbekannten Insel. Sergej, das, was gewesen ist, läßt sich nicht ausstreichen. Du hast mich gerettet. Vielleicht nicht du, du hast mich verlassen, aber die Liebe zu dir, und das ist dasselbe... Du hast mich in diesen Wald geführt... Niemals werde ich mich davon lossagen; das ist ein Wunder, wie es ein Wunder ist, daß der Bär

plötzlich von dir sprach, er hätte auch nichts sagen können, ein halbes Jahr lang hatte er ja nicht von dir gesprochen. Er hätte zu einer anderen Abteilung kommen können. Ein Wunder! Ein Wunder, daß du bist, Lieber! Und die Margeriten sind dein, alle Margeriten. Ich zupfe sie nicht mehr, ich weiß auch so alles. Urteilt man sachlich, beschränkt, so wird es kein Glück mehr geben, doch in Wirklichkeit war es, ist es und wird es immer währen, das größte, bitterste, schwerste, reinste Glück... Sergej!...

Dédé und der Bär kehrten erst in der Dämmerung zurück. Die Funkerin erwartete ungeduldig Dédé:

„Es wurde durchgegeben: ‚Im grünen Garten steht ein großer Baum.'"

Dédé befahl:

„An alle Stellen durchgeben: Straßen und Brücken sind zu sprengen. Gruppe Arthur macht den Anfang. Überall volle Bereitschaft."

Er legte sich ins Gras und sagte zum Bären:

„Morgen werden sie landen... Es wird aber auch höchste Zeit."

Alle in der Abteilung wußten bereits von der Alarmbereitschaft. Mado lächelte: ein Tag der Wunder! Der wievielte ist denn heute? Wohl der fünfte. Ich muß es mir merken.

Mickiė wurde zu Arthur geschickt. Singend schritt er durch den dunklen Wald:

Wie lieb ist uns das Leben,
Wenn auch von Tod umdroht,
Und müssen trotzdem sterben
Noch vor dem Morgenrot.
Der andern wartet Jubel
Und Licht, das gleißt und webt,
Und niemand wird dran denken,
Wie gern wir noch gelebt...

Von unten, aus dem Tal, das noch im dichten Nebel der ersten Dämmerung lag, kam schwaches Dröhnen herauf, als entlade sich in der Ferne ein Gewitter: die Brücke auf der Strecke Toulouse — Paris war in die Luft geflogen.

Am Morgen kam Arthur. Er allein hatte entkommen können — sie waren von den Deutschen umstellt worden.

„Mickie erschoß drei. Dann fiel er... Die Brücke aber existiert nicht mehr."

SECHSTER TEIL

* I *

HANS SCHIRKE trank auf der Terrasse eines Cafés in Montauban süßbitteren Wermut, als der Unterscharführer Seidel gelaufen kam.

„Es geht los“, rief er. „Du kannst der Sommerfrische Lebewohl sagen, wir werden nach Cherbourg verladen.“

Hans Schirke hatte fast anderthalb Jahre in Frankreich verbracht; anfangs war das Leben tatsächlich wie eine Sommerfrische gewesen — er ging unter den Arkaden von La Rochelle spazieren, badete im Meer; es gab viel Weintrauben, Seefische, Kognak. Hans war braungebrannt und männlicher geworden. Er schrieb seinem Vater, daß „er bereit sei, den Kampf mit dem Schicksal aufzunehmen“. Aber das Idyll wurde durch einen peinlichen Zwischenfall gestört. Eines Abends ging Hans durch eine dunkle Gasse und begegnete einem Mädchen. Im Schein seiner Taschenlampe sah er, daß es ein ganz hübsches Mädchen war, und er sagte: „Mademoiselle, darf ich Sie begleiten, es ist nicht gut, wenn man so spät allein spazierengeht.“ Höflich nahm er das Mädchen beim Arm, sie aber riß sich los und lief schreiend davon. Aus dem Dunkel tauchten plötzlich Menschen auf. Hans stieß alle beiseite und ging weiter. Ein Mädchen trat an ihn heran und sagte: „Laß doch diese dumme Pute, du bist viel zu gut für sie.“ Hans knipste wieder die Taschenlampe an und überzeugte sich, daß es kein schlechter Tausch war. Das Mädchen führte ihn in ihre kümmerliche Behausung. Hans interessierte sich übrigens nicht für die Einrichtung: er war ganz im Bann der Schönen. Als er ging, wollte er sie bezahlen, sie lehnte ab: „Ich wünschte, ich könnte dir ein Geschenk machen.“ Er lachte: „Was könntest du mir schon schenken, es sei denn das französische Königreich.“ Später irrte er lange durch die schmalen Gassen der alten Stadt, wollte das Weibsbild ausfindig machen; sie hatte ihn tatsächlich beschenkt: einen Monat mußte er im Lazarett liegen. Bald darauf wurde das Regiment „Führer“

in die gebirgige Dordogne verlegt, wo Terroristenbanden aufgetaucht waren. Als Walter kurz vor Weihnachten getötet wurde, schwor Hans Schirke, sich an den „Froschfressern", wie er die Franzosen nannte, zu rächen. Er drang in ein Haus ein, erschoß alle Einwohner und ließ inmitten der Leichen einen Säugling am Leben — soll der Balg brüllen, so schnell kommt keiner hierher...

Den ganzen Winter und das Frühjahr hindurch kämpften die SS-Leute gegen die Partisanen. Eine schöne Sommerfrische!... Gewiß, in der Normandie geht es noch heißer her. Hier konnte man wenigstens mal im Café sitzen, eins trinken, Witze erzählen...

Obersturmführer Schwabe nahm an, sie würden gegen Abend in Limoges sein, aber sie verloren zwei Tage — die Terroristen waren unerhört dreist geworden, sie überfielen die Kolonne bei Cressenac, es mußte ein regelrechter Kampf ausgefochten werden. Die Brücke bei Groleyrac war gesprengt. In Rouffignac hielt man sie zum drittenmal auf, etwa hundert SS-Leute wurden getötet oder verwundet. Hans mußte an die Briefe seines Vaters denken. Ja, in Rußland war das alles verständlich — dort sind es die Menschen gewohnt, wie Wilde in Wäldern zu hausen. Aber diese „Froschfresser" sind doch zu nichts anderem fähig, als Parfüm herzustellen und den Maître d'hotel zu spielen. Woher die Dreistigkeit?... Unterscharführer Seidel sprach aus, was Hans dachte:

„Ich bin in Serbien gewesen, dort ist jeder Mensch ein Bandit, wir wußten das schon im voraus und brannten alle Dörfer nieder. Ich war in Rußland bei Leningrad. Ein Mädchen brachte dort zweie von uns um. Wir hängten sie an den Beinen auf. Wir haben dort die Dörfer mitsamt den Menschen niedergebrannt, so war es befohlen: kein Haus, keine Wanze, kein Kind, rein nichts darf übrigbleiben... Hier aber sind wir selbst schuld, vier Jahre lang haben wir sie verwöhnt. Als ich in Toulouse so einem Frauenzimmer eins versetzte, bekam ich Hauptwache. Jetzt haben wir die Bescherung... Nein, mit denen hier muß anders verfahren werden. In Tulle hat man hundertfünfzig Franzosen erhängt, und man tat recht daran. Wenn wir die Amerikaner loswerden wollen, brauchen wir ein sicheres Hinterland."

Am nächsten Morgen beschoß man sie wieder, Unterscharführer Seidel wurde tödlich verwundet. Seidel hatte an den Balkanfeldzügen teilgenommen und war in Rußland gewesen. Die Stimmung war gedrückt. Obersturmführer Schwabe sagte, er werde mit dem Chef sprechen, man müsse energische Maßnahmen ergreifen. Wozu hinter den Terroristen in den Wäldern herjagen? Das ist ein nutzloser Verschleiß an Menschen und an Zeit!...

Es war ein schöner Sommertag. Das kleine Städtchen Oradour-sur-Glane schien erfüllt von tiefstem Frieden. Ringsum grünten die Wiesen, gelassen tauchten die scheckigen Kühe ihre Mäuler in das

grelle Grün. An dem kleinen Flüßchen Glane saßen geduldig Angler. Weiden neigten sich über das Wasser, und Pappeln standen da, nachdenklich wie einsame Träumer. Das Städtchen war eine Oase — ringsum gab es keine Wälder mit Partisanen, keine Fabriken, die Objekte für Fliegerangriffe sein könnten. Hierher waren Pariser geflüchtet, Menschen aus dem fernen Lothringen, aus Bordeaux; hier arbeiteten spanische Familien, die ihre Heimat nach der Zerschlagung der Republik verlassen hatten; Ortsbewohner verbargen einzelne Juden: hierher retteten sich vor den Öfen Oswiencims Sara Jakubowitsch aus Kalisch, der Friseur Kanzler aus Budapest und Marguerite Simon aus Paris. Obwohl in der Normandie schon seit fünf Tagen heftige Kämpfe im Gange waren, bewahrten die Menschen hier ihre Ruhe. Es war ein Sonnabend, und das lebhafte Treiben im Städtchen war durchaus nicht auf Kriegsereignisse zurückzuführen: in den Schulen sollten ärztliche Untersuchungen vorgenommen werden; aus den umliegenden Dörfern waren Bauern herbeigeeilt — eine Bekanntmachung besagte, daß auf die Junikarten Tabak ausgegeben würde; auch Leute aus Limoges waren gekommen, um das Wochenende in frischer Luft zu verbringen und gleichzeitig ein Pfund Butter oder etwas Gemüse aufzutreiben.

Es war Mittagspause. Die alte Madame Avril teilte ihren Kostgängern, zu denen eine Pariserin mit ihren Kindern, ein verabschiedeter Militär-Tierarzt aus Reims und ein Beamter der Mairie gehörten, flüsternd mit: „Ich habe heute eine Ente mit Rüben zubereitet." Der Tierarzt erzählte die letzten Neuigkeiten: „Die Landungstruppen halten sich." Im Gasthaus „Mylord" aßen zwei junge Lehrerinnen, die hier ihr praktisches Jahr absolvierten, zu Mittag. Sie regten sich auf, sie könnten zu spät in die Schule kommen, und gingen, ohne die Mahlzeit beendet zu haben. Im Café „Globe" tranken alte Bauern leichten sauren Wein und erzählten: „Die Partisanen sollen den Tunnel zugeschüttet haben."

Die Uhr auf dem Kirchturm zeigte zwei Uhr zehn. Den Glockenturm zierte, wie alle Glockentürme Frankreichs, ein kleiner Hahn. Am Himmel zogen leichte Wolken. Der Friseur Brouillard seifte die roten Backen eines Bauern ein. Der Apotheker Pascaud setzte einer alten Frau auseinander, daß die Arznei nicht vor, sondern nach dem Essen einzunehmen sei. Die aus Limoges gekommene junge Stenotypistin Couturier hatte vergessen, daß sie sich ein Pfund Butter beschaffen wollte, saß unter einem Baum und träumte vom Glück. In der Schule lärmten die Kinder, und Madame Rousseau mahnte: „Paßt auf, Kinder, ihr habt die Regeln der Prozentrechnung noch nicht begriffen." Der Notar Montazeaud las die Zeitung, Doktor Desourteaux untersuchte einen Neugeborenen und murmelte: „Ein Prachtkerl!" Da traf der erste Wagen mit Deutschen im Städtchen ein; auch Hans Schirke saß darin. Als er die Aufschrift

„Oradour-sur-Glane“ las, dachte er: ein viel zu langer Name für so ein kleines Nest... Er gähnte: wir sind in den letzten vier Tagen verdammt müde geworden, und vor uns liegt statt Erholung die Normandie...

Die Deutschen befahlen allen Einwohnern der Stadt, sich auf dem Marktplatz zu versammeln. Ein Greis sagte zu Hans:

„Ich bin krank, ich kann nicht aufstehen, hüte schon seit drei Jahren das Bett.“

Hans lachte:

„Vielleicht bin ich ein Arzt?“

Er zerrte den Mann aus dem Bett und zerschmetterte ihm mit dem Gewehrkolben den Schädel.

Auf dem Marktplatz hatten sich viele Menschen versammelt. Die Frauen drückten ihre weinenden Kinder an sich. Einige alte Männer und Frauen kamen, von ihren Enkeln gestützt. Hier standen der Schuster Sauviat, die Schneiderin Zeler, die Studentin Rouzzeau, der Schmied Renaudin, der Bäcker Raynaud, die Handschuhmacherin Mercier, der Weber Leblanc, der Stellmacher Lesparat, der Priester Lorich, der Tischler Doutre, der Erdarbeiter Doire, der Schornsteinfeger Ito, der Dreher Giachino, der Konditor Buisson, die Lehrerin Couty, der Schneider Bichaud, der Briefträger Bouicière, der Müller Poussot, der Steinmetz Lachaud, der Mechaniker Beaubreuil, der Fahrer Poutaraud, die Krankenschwester Hebras, der Pakker Jouhaud, der Rechnungsführer Tessaut, der Maler Barthélemy, der Polierer Tessaut, die vierzehnköpfige Bauernfamilie Thomas. Hier stand die ganze Bevölkerung Oradours. Die Kinder zweier Schulen waren ebenfalls erschienen; sie lachten, tollten — die Deutschen hatten gesagt, man würde sie alle auf dem Platz photographieren. Aber als sie die bösen Gesichter der Deutschen sahen, verstummten sie.

Inzwischen hatten die Deutschen das Städtchen umstellt; sie suchten die umliegenden Felder nach Menschen ab, vielleicht hielt sich jemand dort verborgen. Es war drei Uhr. Alle waren versammelt. Die SS-Leute sonderten Frauen und Kinder ab und brachten sie in die Kirche. Die Männer wurden in kleine Gruppen geteilt und in Scheunen und Garagen geführt. Dann machten sich die Deutschen an die Arbeit: sie steckten die Scheunen und Garagen in Brand und erschossen jeden, der aus den brennenden Gebäuden auszubrechen versuchte. Die Frauen und Kinder in der Kirche wurden eingeschlossen. Um die Kirche herum standen SS-Leute mit Maschinengewehren. Als sie in Brand gesteckt wurde, warf eine wahnsinnig gewordene Frau ihr Kind aus dem schmalen Fenster. Das ließ Schirke sich nicht entgehen, er packte den Säugling und warf ihn in die Flammen.

Als die Menschen umgebracht waren, schleppten die Deutschen alle Wertsachen aus den Häusern, Seide, Kisten mit Wein, Tafel-

silber, Lebensmittel; alles wurde auf Wagen verladen. Dann übergossen sie die Häuser mit Benzin und brannten die Stadt nieder. Der Rottenführer Klotz sagte:

„In Rußland hat es besser gebrannt, dort gibt's viel Holz."

Obersturmführer Schwabe sah auf die Uhr:

„Fünf vor zehn. Um zwei sind wir gekommen. Acht Stunden — immerhin nicht lange für eine ganze Stadt."

Oradour-sur-Glane war nicht mehr. Achtzehn Einwohnern war es gelungen, aus der Stadt zu fliehen. Alle anderen kamen um.

Den in Oradour erbeuteten Wein trank die SS in den benachbarten Dörfern; sie lachten, sangen Soldatenlieder, und die Bauern glaubten, sie feierten einen Sieg über die Alliierten. Hans Schirke verspürte Erleichterung: endlich hatte er sich an diesen „Froschfressern" gerächt. Er dachte an die Schreie der Frau, als er den Säugling ins Feuer warf, und lächelte spöttisch: das ist die Rache für Walter, für die gesprengte Brücke, für alles, was ich durchmachen mußte...

Am nächsten Tag schrieb Hans seinem Vater:

„Lieber Vater!

In den letzten Tagen bist Du mir besonders nah. Die Terroristen wollen uns einen Dolchstoß versetzen, aber das wird ihnen nicht gelingen. Gestern haben wir ein richtiggehendes Wespennest zerstört. Du kannst ruhig sein — Dein Sohn streckt nicht die Waffen und macht nicht schlapp. Von Mama bekam ich zwei Briefe, sie ist natürlich um Dich und mich besorgt. Mit Ungeduld erwarte ich Nachrichten vom Kriegsschauplatz im Osten. Ich habe den Eindruck, daß es Euch gelungen ist, die Roten überall zum Stehen zu bringen. Ich küsse Dich herzlich. Heil Hitler!

Dein Sohn Hans."

Der Alte, den Hans Schirke ermordet hatte, hieß Armande Claveaux, er war zweiundachtzig Jahre alt und konnte sich noch an den Deutsch-Französischen Krieg erinnern. Das Mädchen, das Hans Schirke in die Flammen geworfen hatte, hieß Michelle Aliotti, es war noch keine zwei Monate alt, hatte am vierzehnten April das Licht der Welt erblickt.

Das Regiment „Führer" marschierte auf Poitiers zu. Hans Schirke sang sein Lieblingslied:

Am Weg blüht ein Veilchen
In schlichtblauem Kleid,
Es pflücken tut leid mir
Und zu gehn tut mir leid...

Der Weg schlängelte sich durch Eichenwald. Plötzlich knatterten Maschinengewehre; anscheinend lagen Terroristen auf der Bergspitze. Die SS-Leute hielten und eröffneten Geschützfeuer. Obersturmführer Schwabe sagte:

„Unglaubliche Frechheit, aber ich denke..."

Niemand hatte erfahren, was er dachte: auf dem Weg explodierte ein Geschoß, dessen Splitter den Obersturmführer töteten. Die Partisanen feuerten mit einer deutschen Panzerabwehrkanone. Der Kampf dauerte vier Stunden. Dann kehrte die SS nach Haiemoutiers zurück: es war Nacht geworden und wäre unvernünftig gewesen, weiter durch den Wald zu fahren.

Die Toten wurden auf einen Lastwagen geladen: man hatte es eilig, und Hans Schirkes Kopf baumelte herab; sein Mund stand halb offen; bei jedem Stoß des Wagens wackelte der Kopf, und es sah aus, als sei Hans Schirke empört und verfluche jemanden.

Dédé sagte:

„Es hat doch ganz schön geklappt, was meinst du, Bär?"

Woronow lachte:

„Sehr schön. Wenn sie weiterhin so begrüßt werden, könnten sie den Beginn der Vorstellung versäumen."

Woronow dachte an den Steinmetz José, der in diesem Kampf gefallen war. Gestern noch hatte er ihn gefragt: „Sag, Bär, werde ich mein Barcelona noch einmal wiedersehen?" Und dann dachte Woronow: ob ich noch einen der alten Freunde wiederfinde, wenn ich nach Leningrad zurückkehre?... Vielleicht kommt es aber ganz anders — ich kehre nicht zurück?... Wind kam auf. Die ganze Nacht rauschten die Eichen so feierlich, als verstünden sie, was die Menschen fühlen, als wüßten diese alten Bäume, daß die Menschen für diese Gefühle keine Worte haben und daß es für sie auch keine Worte geben kann.

* 2 *

„Du bist allzu logisch", hatte Leo zu Ossip gesagt, als sie sich in Kiew sahen und vom Glück sprachen. Damals hatte Ossip sich gewundert: „Wie kann man allzu logisch sein?" Von Kindheit an hatte er Klarheit geliebt; vielleicht war das auch der Grund dafür, daß ihm jene Wissenschaft vom Herzen so fremd war, in der Rätsel an die Stelle von Lehrsätzen treten und Ausnahmen die Regeln umstoßen. Auch im Krieg bemühte er sich, Pünktlichkeit und Ordnung zu wahren („akkurat", verulkte ihn Minajew). Die Berufsoffiziere kamen an die Front mit fertigen Vorstellungen über die Kriegsoperationen; anfangs verwirrte sie das Mißverhältnis zwischen dem, was sie in Militärschulen und -akademien gelernt hatten, und dem, was sie sahen. Ossip hingegen war, was militärisches

Wissen anbetraf, gänzlich unvorbereitet in den Krieg gegangen. Die chaotischen Zustände der ersten Monate schienen ihm natürlich. Erst im Kampf lernte er kämpfen. Wie jeder Autodidakt hatte er zwiespältige Gefühle: er war stolz auf das schwer errungene Können und hatte Ehrfurcht vor der Wissenschaft. Er bewunderte die Meisterschaft und Kühnheit der Pläne des Oberkommandos und dachte: man spürt Stalins Hand... Aber noch vor einem Jahr wurde die Durchführung einzelner Operationen häufig durch einen Zufall oder eine unvorhergesehene Kleinigkeit gestört. Jetzt war die Ausführung der Idee würdig.

So ein heftiges Artilleriefeuer hatte Ossip noch nicht erlebt. Er lächelte: die Zeitungen schrieben, die Deutschen hätten eine fliegende Bombe konstruiert, mit der sie London beschießen. Sie bleiben sich treu, sie wollen psychologischen Effekt erzielen, als sei die ganze Welt eine verzärtelte Dame, die beim geringsten Anlaß in Ohnmacht fällt. Unsere Artillerie ist zuverlässiger: sie weiß, wohin sie schießt... Bewundernd betrachtete Ossip die aufgerissenen feindlichen Bunker. Saubere Arbeit! Jedes Geschoß hat viele der Unseren gerettet. Aus diesem Grund geht auch der Vormarsch so glatt vonstatten...

Sie marschierten durch Wälder und Sümpfe, legten dreißig und vierzig Kilometer am Tag zurück, ihr Enthusiasmus half die Müdigkeit überwinden. Allen war klar: den Deutschen muß der Weg abgeschnitten werden. An der Spitze fuhren Panzer, es waren ihrer viele. Die Panzerfahrer scherzten, wenn sie an den Soldaten vorüberfuhren, und die Soldaten dachten: nun werden auch die Fritze zu spüren bekommen, wie das ist, wenn vor und hinter einem Panzer sind... General Sykow sagte lachend zu Ossip:

„Ich bat Sjomuschkin um Flugzeuge, er aber antwortet mir: ‚Wir können mit der Infanterie nicht Schritt halten — die Flugplätze bleiben zurück.‘“

General Sjomuschkin übertrieb: seine Flieger kämpften ausgezeichnet. In den ersten Tagen der Schlacht hatten „Iljuschins“ die Funkstellen des Gegners zerstört. Die Deutschen verloren die Verbindung untereinander; zwölf Divisionen wurden zu einer Vielzahl von fassungslosen Offizieren und Soldaten, die auf der vergeblichen Suche nach einem Durchschlupf durch die Wälder irrten.

Die Armee marschierte immer weiter vor und überließ die hinter ihr zurückbleibenden Deutschen ihrem Schicksal. Das Bewußtsein der eigenen Kraft hatte die Menschen verändert — warf sie die Müdigkeit um, so rafften sie sich gleich wieder auf; ihre Sprache war lauter, ihre Bewegungen waren energischer geworden.

Ein gefangener Hauptmann sagte zu Ossip:

„Hier hat für mich der Krieg begonnen — bei Minsk. Damals gingen wir vor, als würdet ihr nicht existieren. Und nun ist das

Furchtbare passiert — ihr geht vor, als würden wir nicht existieren. Man kann sagen, wir haben die Rollen vertauscht."

Ossip lächelte spöttisch:

„Unsere Rollen sind sehr verschieden. Ihr seid als Eroberer gekommen, wir aber befreien. Selbst wenn wir zu euch kommen, bleiben wir immer die Befreier — wir werden eure Untergebenen von euch und euch selbst von eurer Stumpfheit befreien."

Die Soldaten nannten die Deutschen, die umgangen worden waren, „stromernde Fritze". Es waren ganze Divisionen mit Panzern und Geschützen, aber auch kleinere Gruppen. Einige Offiziere legten Zivilkleidung an. Es hieß, ein deutscher General irre mit einem Granatwerfer im Walde umher, vor Hunger tollgewordene Deutsche hätten eine Brotfabrik bei Minsk überfallen, der Redakteur einer Armeezeitung habe in unmittelbarer Nähe seines Hauses Deutsche mit Maschinengewehren entdeckt und sie mit den vereinten Kräften der Mitarbeiter, einschließlich des Dichters, des Korrektors und der Setzer, zurückgeschlagen. Gefangene wurden von Trainsoldaten, Bauern und selbst von Kindern gebracht; der zwölfjährige Aljoscha Swertschuk kam mit einem Dutzend schweißtriefender, erschöpfter Deutscher an. Einer von ihnen erzählte, sie hätten nicht gewußt, wo die Frontlinie verlief, und glaubten, nur über die Straße gehen zu müssen, um auf deutsche Truppen zu stoßen. Als sie aber aus dem Walde kamen, hatten sie etwas Unglaubliches erblickt — einen Güterzug mit einem sowjetischen Lokomotivführer. Getreu deutscher Sitte hatte dieser Soldat in sein Tagebuch eingetragen: „Die Russen stellen jetzt die Eisenbahnlinien schneller wieder her, als wir zurückgehen."

Der Redakteur der Divisionszeitung, Tschaly, erbeutete deutsches Papier, Farbbänder für Schreibmaschinen und eine Flasche Kognak. Er verfaßte einen Artikel: „Dieses Mal machen wir dem Feind nicht nur Beine, sondern wir vernichten ihn." Dann schien ihm, der Artikel sei zu tiefsinnig und eigne sich besser für die Zentralpresse unter der Rubrik „Von unserem Sonderberichterstatter". Und er schrieb unter dem Pseudonym „Anton Gescheit" eine Chronik in Knüttelversen: „Ich blicke auf Bjelorußland und merke es schon, die Deutschen kommen hier nicht mit dem Leben davon."

In Minsk gab es so viele Blumen und so viele Freudentränen, daß Ossip verwirrt wurde. Er war jetzt besonders empfindsam, vielleicht, weil er die Sprache des Herzens so spät verstehen gelernt. Als ihm ein kleines Mädchen mit dünnen Zöpfchen einen Strauß Kornblumen entgegenstreckte und munter plapperte: „Ein Gruß für die Rote Armee" (sie konnte noch nicht einmal die „r" aussprechen), biß er sich auf die Lippen. Er hätte sie gern abgeküßt, winkte aber nur mit der Hand und ging davon.

Eine Explosion ertönte. Ossip sah auf — dichter Rauch verhüllte das Ende der Straße. Die Deutschen waren sich auch darin treu geblieben: sie hatten ihr Lazarett mit Verwundeten im Stich gelassen, vergaßen aber nicht, die neuen Häuser zu unterminieren. Die Soldaten blickten auf die Ruinen und fluchten: der Feind sorgte selbst dafür, daß die Herzen immer aufs neue in Haß erglühten.

Zwei Tage später sah Ossip Minsk wieder — sie waren zur Mogilewer Chaussee zurückgekehrt: eine größere Gruppe umgangener Deutscher wollte nach Westen durchbrechen. Die Stadt machte einen finsteren Eindruck — kurz vorher hatte die deutsche Luftwaffe die unversehrt gebliebenen Stadtviertel in Trümmer gelegt. Aus den Ruinen holte man die Leiche eines kleinen Mädchens hervor. Ist es nicht das Mädchen, das mir die Blumen gegeben hat? dachte Ossip. Bestien, noch im Todeskampf beißen sie um sich.

Es war ein heißer Tag. Sie kamen an einen Ort, der den Einwohnern von Minsk gut bekannt war. Die Soldaten wußten nicht, was „Trostjanez“ bedeutete; sie sahen aber, was einem Menschen das Herz zerreißt, selbst wenn er drei Jahre gekämpft, Kameraden sterben gesehen und Stalingrad erlebt hat, selbst wenn er am Vortag Tolotschin sah, dieses Durcheinander von zerfetzten Leibern, geborstenem Eisen, abgerissenen Gliedmaßen, zerschlagenen Waffen... Auf dem Ödland lagen Leichen wie Holz aufeinandergestapelt; die Deutschen hatten für Ordnung gesorgt: ein hoher Stapel, ein kleiner und noch ein kleinerer — am Ende einer jeden Reihe lagen die Kinder. Die Leichen waren verkohlt: die Deutschen hatten sie angesteckt und waren geflüchtet. Dicht daneben — ein Feld mit verkohlten Knochen. Täglich waren hier hermetisch geschlossene Wagen aus Minsk angekommen: man hatte die Menschen unterwegs vergast; die Böden der Wagen hatten sich geöffnet; die Vergasten wurden von den Deutschen aufgestapelt und verbrannt. Das ging so zwei Jahre lang... Als die Soldaten Trostjanez erblickten, wurde es so still, daß man aus dem nahen Wald den Kuckuck rufen hörte. Neben Ossip stand der Sergeant Kudrewatych, ein älterer, ruhiger Mann; er fuhr sich mit dem Ärmel über die Augen.

Eine Stunde später eröffnete eine im Wald herumstromernde deutsche Truppe Feuer — sie wollte sich einen Weg über Trostjanez bahnen. Plötzlich schrie Sergeant Kudrewatych auf:

„Was steht ihr da, Jungs? Vorwärts, Bolschewiki!“

Am Abend war alles zu Ende. Einen Augenblick hatte hier der Krieg in seiner urwüchsigen Wildheit getobt: es gab keine Strategie, keine kühle Überlegung mehr — nur Zorn, Kampf und Tod.

Die toten Deutschen wurden in der Sonne schnell schwarz, krümmten sich, verbreiteten Leichengeruch.

Die Truppe übernachtete im Wald. Gegen Morgen wurde es frisch, sogar kühl. Ossip schlief drei Stunden, dann prüfte er auf

der Karte die Marschroute und ging zu Minajew. Der hockte auf dem Boden, irgend etwas aufmerksam betrachtend.

„Was hast du denn gefunden?" fragte Ossip.

Minajew wurde verlegen:

„Nichts... War schon Wecken?"

Es war ein Morgen im Frühsommer. Die saftiggrünen Bäume, die noch nicht die verzehrende Leidenschaft des Augustmonats kannten, flüsterten über ihre Waldangelegenheiten, und dieses Geflüster erinnerte an eine geheimnisvolle Versammlung. Über ihnen wölbte sich der helle, hohe Himmel, unter ihnen wimmelte es von Käfern, Ameisen und Schmetterlingen. Und nur die durch das dichte Blattwerk schwirrenden unruhigen Singvögel unterbrachen mit bald zärtlichen, bald mürrischen Rufen das leise Raunen des Waldes.

Ossip reckte sich und sagte:

„Wir schwenken nördlich ab, zum Njemen. Wenn es so weitergeht, sind wir bald an der Grenze... Weißt du noch, wie du neunzehnzweiundvierzig sagtest, du wirst einen Roman schreiben, wenn der Krieg aus ist? Damals gab es wenig zu schreiben — wir saßen fest, und die andern heizten uns ein. Jetzt hast du Material genug: jeder Tag ein neues Kapitel..."

Minajew lächelte:

„Nein, Ossip, der Roman ist zu Ende — er wurde auf jenem Hügel abgeschlossen. Jetzt passiert eine ganze Menge, das stimmt. Jeden Tag befreien wir eine andere Stadt. Gestern hat Leonidse einen General gefangengenommen, der war ganz zahm, steckte sich die ihm angebotene ‚Kasbek' an und wurde gerührt. Mir sind ein paar Italiener über den Weg gelaufen, die sagen, sie wären auf dem Dodekanes gewesen, hätten aber keine Lust mehr zum Kämpfen gehabt, da wurden sie von den Deutschen kurzerhand nach Minsk zu Erdarbeiten verschleppt. Die reinste Exotik, ganz davon zu schweigen, daß ich an der Beresina einen Franzosen zu fassen bekam, einen aus der ‚Legion' — ich dachte, er wäre ein Marschall Ney, aber er war nur der Besitzer des Restaurants ‚Kelch der Lilie'. Er sagte zu mir: ‚Besuchen Sie mich, ich werde Sie gut bedienen.' Siehst du, was für ein Durcheinander das ist?"

„Und warum soll sich das nicht für einen Roman eignen?"

Minajew wurde nachdenklich.

„Ich weiß nicht, wie soll ich dir das erklären?... Die Entscheidung fiel auf dem Hügel. Dort war es eine Frage moralischer Stärke: wer wird länger durchhalten, wir oder sie?... Jetzt aber wickelt sich eine klassische Operation ab, die einmal in allen Militärakademien Gegenstand von Erörterungen sein wird. Das Urteil ist bereits gefällt, es muß nur noch vollzogen werden. Das werden wir tun, klar... Aber ich denke jetzt oft daran, was nach dem Sieg sein wird. Vielleicht ist das etwas verfrüht, die Deutschen schlagen sich noch recht

gut, und ich bin mir gar nicht so sicher, ob ich den Sieg miterleben werde — das ist Zufallssache... Und doch denke ich daran, wie wir leben, die Städte wiederaufbauen werden, was sich ändern, wie sich alles entwickeln wird, sowohl in der Welt als auch zu Hause... Siehst du hier den Ameisenhaufen?... Ich bin versehentlich hineingetreten; als du kamst, sah ich gerade hin — erstaunlich, wie sie plötzlich durcheinanderliefen, die einen hierhin, die anderen dorthin, schleppen da was heran, tummeln sich, sind emsig, diese kleinen Teufel!... Mag sein, daß ich nichts über den Krieg schreiben werde, aber so in dreißig, vierzig Jährchen einen hochinteressanten Roman verfasse..."

„Worüber?"

„Über nichts, über das alltägliche Leben."

Er stand auf, klopfte sich ab und fragte:

„Also zum Njemen? Exotik! Heute werden wir sicher einen Australier befreien, der auf den Salomoninseln gekämpft hat. Unter dem mache ich es nicht."

* 3 *

Wie oft hatte Schirke an diese Wälder gedacht und sich doch nie eine rechte Vorstellung davon machen können, wie es in ihnen aussah. Ihre Tiefe und Stille wirkte erdrückend: es war wie ein Meer, in das man untertaucht. Schirke kannte nur die deutschen Wälder: gepflegt, anheimelnd, mit sauberen Wegen, grünen Bänken und Schildern: „Blumenwiese", „Jagdpavillon". Sie waren die Fortsetzung des trauten, organisierten Lebens. Aber dies hier war Chaos... Jetzt wußte er, woher solche Menschen wie der „Iwan" kamen; die Russen mögen sich noch so sehr auf Bücher berufen, sie bleiben eben Urmenschen, deren Stärke in der Naturverbundenheit liegt...

Am ersten Tag hatte Schirke trotz der Tragik der Situation den dichten Wald bewundert, ihn mit gotischen Kathedralen verglichen, sich an die Gedichte der Romantiker erinnert. In Schirke kämpften sein ganzes Leben lang zwei Leidenschaften miteinander: die Sucht zu organisieren, die Liebe zur Ordnung und die Verachtung der Masse, der Kult der Einsamkeit. „Großdeutschland" war für ihn ein ebenso abstrakter Begriff wie dieser Wald, bevor er ihn betreten hatte. Er liebte die Menschen nicht, war der Ansicht, daß sie mit wenigen Ausnahmen kleinlich und dumm waren; zu allem rochen sie noch schlecht (in Versammlungen wurde ihm stets übel). Er verstand den Führer, der sich ein Haus in Berchtesgaden inmitten von Bergen erbaut hatte... Dieser Wald schien ihm aus grauester Vorzeit zu stammen. Durch solche Wälder waren wohl

die Germanen gezogen, als es weder Krämerseelen noch blödsinnige Theorien von Gleichheit, noch kurzsichtige Wissenschaften gegeben hatte.

Nachts wurde ihm unheimlich. Nicht daß er feige gewesen wäre, aber es war etwas anderes, sich in ein fremdes Element versetzt zu sehen, als dem Feind gegenüberzustehen. Die Nacht im Waldesdikkicht war stockfinster; trügerisch schien die angespannte Stille — das Knacken eines Zweiges, der Schrei eines Nachtvogels ließen das Herz stärker schlagen. Hinter jedem Baum konnten Partisanen lauern. Wer sollte es besser wissen als Schirke, daß hier viele Partisanen hausten, waren sie doch aus diesen Wäldern in die Stadt gekommen...

Schirke hatte ungefähr dreißig Mann bei sich: vier Mann aus der Kommandantur, der Rest — Soldaten. Major Schirke war der Rangälteste; er war bemüht, die Leute aufzumuntern, sagte ihnen, sie würden bald auf deutsche Truppen stoßen. Aber schon in dieser ersten Nacht wurde ihm klar, daß er sterben werde. Dieser Gedanke schreckte ihn nicht. Er hielt Zwiesprache mit den Eichen, die einst über Rittern gerauscht, erinnerte sich an Gedichte von Uhland. Plötzlich erbleichte er vor Schreck, er glaubte, vor ihm stände ein Bandit; es war aber nur Leutnant Werner. Zum Glück hatte niemand in der Dunkelheit bemerken können, wie dem Major der Schreck in die Glieder gefahren war.

Alles war ungemein schnell vor sich gegangen. Noch vor kurzem hatte Schirke dem Bürgermeister herablassend auseinandergesetzt, daß die Verbündeten an der Küste der Normandie steckengeblieben seien und daß die Roten sich darüber freuen und ihnen nie und nimmer zu Hilfe kommen würden... Nur mit knapper Not waren sie aus der Stadt herausgekommen. Auf der Straße Minsk—Rakow sollte sich etwas Katastrophales ereignet haben — russische Panzerwagen hatten eine deutsche Kolonne vernichtet... All das ist unverständlich, dachte Schirke, oder zu verständlich... Der Führer lebte unter Adlern und ahnte nichts von menschlicher Gemeinheit. Er hat die Schlangenbrut nicht rechtzeitig zertreten. Menschen aber bleiben Menschen; solange sie der Führer von Sieg zu Sieg führte, schrien sie „Heil", jetzt aber schweigen sie und werden morgen ihre Hände in Unschuld waschen. Wie viele der Männer hier um mich sind wohl Verräter? Gestern hat ein Gefreiter gesagt, er habe „unter Zwang" gekämpft. Wenn er sich schon so etwas in meinem Beisein erlaubt, was wird er dann erst sagen, wenn er den Roten in die Hände fällt? Ribbentrop hat es nicht verstanden, unsere Feinde zu entzweien. Wir haben gut begonnen, aber später... Ich weiß nicht, worin der Fehler besteht: darin, daß wir nach dem Frankreichfeldzug nicht gegen die Engländer loszogen, oder darin, daß wir es im Osten zu eilig hatten?... Auch hier haben wir manche

Dummheiten gemacht; die Kommandanten dachten mehr an ihre eigene Bequemlichkeit und an die Pakete für ihre Angehörigen als an die Heimat. Ich werde wohl die Erfüllung meines Traums nicht erleben — wie Deutschland die Welt regiert und der Führer am Steuer der Menschheit steht.

Einer muß seinen Willen allen diktieren, das ist der Sinn unserer Epoche — wir haben einen Strich unter das neunzehnte Jahrhundert gemacht. Der Kaiser mußte noch den Launen eines Sattlers Rechnung tragen. Stimmzettel — welche Geistesarmut! Als ob man mit Hilfe von Zahlen Goethes Primat über eine Schweinehirtin feststellen könnte. Doch gibt es einen Führer-Menschen, so muß es auch ein Führer-Volk geben. Wer sollte denn die Menschheit lenken, wenn nicht wir?... Selbst wenn wir jetzt geschlagen werden, wir werden es dennoch verwirklichen — in zwanzig, in dreißig Jahren. Hans wird es noch erleben...

Der arme Junge, wo er wohl ist? Sicher in der Normandie, dort sind schwere Kämpfe im Gange, die Verbündeten wollen uns mit ihrer Technik erdrücken... Hans ist solchen Prüfungen nicht gewachsen, die Mutter hat ihn zu sehr verwöhnt. Wie sollte man ihn auch nicht verwöhnen? Er war ja als Kind ein Engelchen mit seinem Lockenkopf, den blauen Augen, dem naiven Lächeln...

Schirke wurde melancholisch und seufzte laut...

Wie lange irren sie schon durch diesen verfluchten Wald? Wohl den vierten Tag... Hunger quälte sie. Schon längst war alles verzehrt, was sie mitgenommen hatten. Jetzt aßen sie Beeren. Als Schirke die ersten Blaubeeren pflückte, überkam ihn wieder Rührung. Er erinnerte sich, wie er der Mutter die Beeren wegnaschte, die sie für den Kuchen beiseite gelegt hatte, und wie Mutter sagte: „Zeig die Zunge." Jetzt sind ihm auch die Beeren zuwider, ein Stück warmes Fleisch will er essen... Sie sind nur noch neun Mann, die anderen — die Feiglinge — haben sich davongemacht, sind zu den Russen gelaufen. Leutnant Walter, Feldwebel Gläser und sieben Soldaten sind geblieben. Aber auch auf sie ist kein Verlaß; der Feldwebel hat am Morgen gesagt: „Wir sollten lieber den Wald verlassen; wenn wir auf russische Soldaten stoßen, ist das noch lange nicht so schlimm, als wenn wir den Banditen in die Hände fallen." Vergeblich setzte ihm Schirke auseinander, daß ein Tod wie der andere sei, der Feldwebel blieb hartnäckig: „Wir müssen auf die Straße." Jetzt bin ich für ihn kein Major mehr, sondern ein Vagabund wie er. Sie haben zu viel von Gleichheit gehört, und nun ist dieser Idiot überzeugt, daß sein Leben genau so wertvoll ist wie das des Führers. Diogenes hatte schon recht, als er am hellichten Tag einen Menschen mit der Laterne suchte...

Sie kamen auf eine Straße, aber nicht, weil der Feldwebel Gläser sich in dem Streit behauptet hatte; sie gingen nach dem Kompaß;

Schirke hatte eine Karte, aber die Straße, auf die sie gerieten, war nicht auf ihr verzeichnet — die Partisanen hatten sie für die russischen Panzer angelegt.

Als Schirke Russen sah, befahl er seinen Leuten, Feuer zu eröffnen. Die Russen erwiderten das Feuer und töteten einen Soldaten. Schirke wurde am linken Arm leicht verwundet. Er packte die Maschinenpistole des Gefallenen, wollte kämpfen; aber da geschah das Unverständliche, wofür Schirke später vergeblich nach einer Erklärung suchte. Als Leutnant Walter die Arme hob, warf Schirke die Maschinenpistole wie gebannt weg und hob auch den rechten Arm.

In dem Sammellager für Kriegsgefangene hielt Schirke sich abseits, sprach mit niemandem. Seinem Gesicht war anzusehen, daß er litt. Alle glaubten, ihn schmerze die Wunde. In Wirklichkeit quälte ihn die Frage: warum habe ich den Arm gehoben? Sollte ich, ein alter Pg, im entscheidenden Augenblick wirklich den Führer verraten haben wie ein hergelaufener Grünschnabel?... Dumpf brütend saß er einige Stunden da, dann kam ihm plötzlich der Gedanke, daß er um des Führers willen leben müßte. Wenn wir geschlagen werden, wer wird der jungen Generation von der großen Zeit berichten? Ich muß leben, um meinen Enkeln sagen zu können: wir waren in Paris, wir waren in Rußland, wir waren dort und wir werden wieder dort sein... Die Stafette muß der nächsten Generation übergeben werden... Schirke beruhigte sich, wurde sogar heiter. Jetzt dachte er schon an etwas anderes: ob sie uns wohl heute was zu essen geben? Die Russen sind Wilde, von ihnen ist nichts Gutes zu erwarten... Seine Befürchtungen waren unbegründet: sie bekamen Brot und Konserven. Gierig aß er und lächelte.

Dann wurde er zum Verbandplatz gebracht. Ein junger Arzt verband ihm den Arm. Ein anderer Arzt von etwa fünfzig Jahren saß daneben und betrachtete Schirke neugierig. Er sprach Deutsch, was Schirke erfreute und verwirrte: sicher ist das ein NKWD-Mann mit den Achselstücken eines Arztes...

Es war Dmitri Alexejewitsch Krylow, der aus Iwanez gekommen war, um Medikamente zu holen; man hatte ihm gesagt, die Deutschen hätten hier vier Kisten zurückgelassen.

„Nun, wie fühlen Sie sich in der Gefangenschaft?" fragte Krylow den Major. „Haben Sie sich überzeugt, daß wir aus euch kein Hackfleisch machen? Ihr aber strolcht sinnlos im Wald herum — euch macht's kein Vergnügen und uns Scherereien. Unsereins hat's eilig, nach Deutschland zu kommen, und statt dessen müssen wir hier auf solche Vögel Jagd machen."

Krylow sagte das brummend, aber gutmütig, und reichte dem Major eine Zigarette. Schirke lehnte ab, obwohl er großes Verlangen nach einer Zigarette verspürte. Die letzte hatte er vorge-

stern geraucht. Es widersprach aber seinem Empfinden, vom Feinde etwas anzunehmen. Er erwiderte:

„Wir sind Soldaten und tun unsere Pflicht. Wenn unser Tun Sie auch nur um eine Stunde aufhält, so ist es gerechtfertigt. Sie machen doch sicher den russischen Offizieren keine Vorwürfe, die vor drei Jahren eingekesselt wurden und trotzdem die Waffen nicht streckten, sondern in den Wäldern herumzogen?“

Krylow rief:

„Interessant! Sie scheinen ja auch denken zu können. Bisher sind mir nur Hengste begegnet... Eine Unterhaltung mit einem intelligenten Faschisten muß amüsant sein... Na schön, unsere Leute befanden sich schließlich auf eigenem Boden, während ihr hier gewissermaßen zu Besuch seid, und dazu noch ungebeten. Das ist ein kleiner Unterschied.“

„Und wenn man Ihre Soldaten in Deutschland einkesseln würde, so müßten sie sich Ihrer Ansicht nach ergeben?“

„Nein... Aber Sie, Sie haben sich doch, soviel ich weiß, ergeben.“

„Ich war verwundet...“

„Na, mein Lieber, das erzählen Sie einem anderen, ich bin Arzt... Mit so einer Wunde hätten Sie noch andere und sich selbst töten können. Aber Sie haben sich keine Kugel durch den Kopf gejagt.“

Schirke schwieg; wie konnte er denn diesem Bolschewik erklären, daß es seine Pflicht war, am Leben zu bleiben und in den anderen das Feuer des Führers zu schüren?

Krylow sagte:

„Schön, lassen wir das. Sie haben sich ergeben, um so besser. Aber erklären Sie mir bitte, wenn Sie wirklich kein Hengst sind, worin liegt eigentlich der Sinn Ihres ganzen Unternehmens? Ich habe schon hundertmal danach gefragt und bisher keine plausible Antwort erhalten.“

„Es fällt mir schwer, Ihnen darauf zu antworten, weil Sie wahrscheinlich vom Materialismus infiziert sind... Ich will es trotzdem versuchen, damit Sie nicht denken, daß ich mich vor der Antwort drücke. Ein Familienoberhaupt hat gewisse Pflichten. Es muß für die Erziehung der Kinder sorgen. Wenn der Vater seinen minderjährigen Sohn straft, kann man nicht gut von Gewalttat sprechen, und einen Sohn, der seinem alten hinfälligen Vater verbietet, Schnaps zu trinken, wird niemand einen Unterdrücker nennen.“

„Wer ist denn Ihrer Ansicht nach der hinfällige Papa und wer sind die Kinderchen?“

„Die hinfälligen Mitglieder der europäischen Familie sind die Franzosen und Engländer. Ich habe lange in Frankreich gelebt, ich erkenne viele gute Eigenschaften der Franzosen gern an, aber sie leiden an Arterienverkalkung. Wir haben sie zur rechten Zeit

vor gefährlichen Gelüsten gerettet... Und die Kinder ... ich bitte um Verzeihung, die Kinder sind Sie."

„Sehr interessant... Ungewöhnlich dumm, aber interessant. Und Sie sind also der Hausbesitzer mit dem Dietrich in der Tasche?"

„Wir sind ein Volk im Stadium der Reife. Die Deutschen haben eine Mission, darüber schrieben schon Hegel und Fichte. Wir müssen Europa eine neue Ordnung geben, die auf der Anerkennung des Irrationalen beruht. Gelingt das nicht, so wird Europa an dem einen Ende eine Kinderkrippe und am anderen ein Altersheim sein... Wir sind als Kulturträger gekommen."

„Da haben wir's", polterte Krylow los. „Gestern bin ich in Trostjanez gewesen, hunderttausend habt ihr dort gemordet, habt ‚Gaswagen' erfunden — klar, daß ihr Kulturträger seid... Sie sind also sozusagen ein waschechter Nazi?"

Schirke zuckte zusammen, blickte Krylow mißtrauisch an. Sicher ist er ein NKWD-Mann...

„Ich bin nie Mitglied einer Partei gewesen. Ich habe Ihnen nicht meinen Standpunkt dargelegt, sondern den Standpunkt der Nazis. Sie haben mich selbst darum gebeten... Was mich betrifft, ich bin kein junger Mann mehr, ich bin in gemäßigt liberalem Geist erzogen worden."

Jetzt brauchte er sich keinen Zwang mehr anzutun. Vor ihm lag das offene Zigarettenetui. Schirke fragte: „Sie gestatten?", und sog hastig den Rauch ein.

„Schicken Sie ihn weg", sagte Krylow zu dem jungen Arzt. „Ich fing ein Gespräch mit ihm an, dachte, er wäre kein Hengst. Wissen Sie aber, was er ist? Ein Wallach, und zwar ein gerissener. Sie sind alle gerissen, nur daß die simplen Leute ‚kaputt' rufen, während so einer von ‚gemäßigt liberalem Geist' faselt. Ein Erznazi."

Schirke wurde weggebracht. Krylow unerhielt sich mit dem jungen Arzt:

„Haben Sie begriffen, was er verherrlicht? Das ‚irrationale Prinzip'... Metaphysik plus schrankenloses Sichgehenlassen. Etwas Furchtbares haben die da ausgeheckt — sie wollen der Welt das Licht rauben. Wissen Sie, warum wir sie verdreschen? Man sagt, weil wir mehr Waffen haben. Das ist klar. Aber woher haben wir diese Waffen? Mein Bruder ist Ingenieur, arbeitet im Ural. Er schrieb mir, wie verteufelt schwer sie's haben, die Leute fallen um, und arbeiten doch. Das Bewußtsein macht's... Unsere Division wird jetzt von General Ableuchow geführt. Er hat, mit Verlaub zu sagen, als Junge Gänse gehütet. Ich fuhr einmal zu ihm, noch vor dem Vormarsch, er las in einem Buch, ich sah es mir an — ‚Faust'. Das ist auch der Grund, weshalb wir sie verdreschen... Das Sowjetregime bedeutet nicht, daß ein Firmenschild gewechselt wurde, die Menschen sind bei uns anders, kapiert?"

Schirke erwartete, auf Grund des allzu offenherzigen Gesprächs mit dem verdächtigen Arzt erschossen zu werden. In der Nacht fand er keinen Schlaf: er dachte an die Ewigkeit, an den Führer, an Hans. Am Morgen sah sich der junge Arzt seine Wunde an und lächelte gutmütig; dann wurde das Frühstück gebracht. Schirke beruhigte sich und verlangte, rasiert zu werden — Schweinerei, eine Woche lang hat er sich nicht rasiert, ein schöner Major, sieht aus wie ein Strolch!...

Er wurde nachdenklich. Man sagt, die Roten stehen bei Wilna. Und sollten wir auch diesen Krieg verlieren — ganz gleich, Hans wird das erleben, wovon ich geträumt habe. Wir waren im Kaukasus und werden wieder dorthin zurückkehren... Ich hätte gestern meine Zunge besser im Zaume halten sollen — man muß klug sein wie eine Schlange, muß vielleicht ein Jahr, fünf Jahre schweigen, um dann wieder von vorn zu beginnen...

Ein gefangener Artilleriehauptmann kam zu ihm. Sie rieten herum, wohin man sie wohl schicken werde, unterhielten sich darüber, daß die Russen gute Konserven hätten und daß der Arzt dem Hauptmann nicht gefalle... Schirke spürte plötzlich, daß ihn das bevorstehende Mittagessen weit mehr interessierte als das Schicksal Wilnas. Verwandelt also auch er sich in einen ganz gewöhnlichen Gefangenen, in einen stumpfsinnigen, nichtswürdigen Menschen? Nein, er hat an Großdeutschland zu denken!

Am Tor stand der Posten, ein blonder, lustiger Bursche. Er lächelte, vielleicht, weil es nicht mehr weit nach Deutschland war und der Krieg also bald zu Ende sein würde, vielleicht aber nur, weil der Morgen so silberhell war. Schirke sah ihn haßerfüllt an: sicher hat der eine Frau oder eine Braut, denkt an ein Weibsbild, ein Bauer, oder wie es hier heißt, Kolchosnik... Ich habe es fertiggebracht, einen Berty zu überlisten, habe mit Nivelle wie mit einem Papagei gespielt. Der aber steht hier und lacht — freut sich, daß er mich gepackt hat... Kann denn so ein Kerl begreifen, was es heißt, jenseits von Gut und Böse zu leben?

* 4 *

Obwohl Sergej darüber klagte, daß die Pioniere keine Arbeit mehr hätten — die Deutschen kamen bei ihrem Rückzug nicht mehr dazu, die Brücken zu sprengen —, war er doch guter Stimmung; die Vehemenz, mit der der Vormarsch durchgeführt wurde, begeisterte ihn, der Krieg entsprach jetzt seinem Wesen.

Er saß in einem Häuschen und las die Zeitung. Tanja beobachtete ihn verstohlen. Sogar in Uniform fiel Sergej unter den anderen auf; die ungestümen Bewegungen, das Feuer der zärtlichen und

zerstreut blickenden Augen, das aufflammte und sofort wieder erlosch, das plötzliche Lächeln, das mitunter nur den schemenhaft an ihm vorüberziehenden Gestalten Antwort gab — all das ließ die anderen aufmerken. Tanja war morgens aus der Partisanenabteilung gekommen, um die Verbindung mit den vorrückenden Truppen aufzunehmen, und obwohl sie zwei Jahre lang in dichten Wäldern gekämpft hatte, wo der Krieg immerzu Überraschungen bot, erschien ihr der zeitunglesende Major der Pioniertruppen ungewöhnlich. Vor dem Krieg hatte sie in Minsk Literatur studiert; die Frage, warum ihr der Major so gut gefiel, beantwortete sie sich wie ein kleines Schulmädchen: in ihm steckt viel Sowjetromantik...

Sergej wartete auf Pleschtschejew, den Verbindungsoffizier. Das Pionierbataillon sollte einer Division zugeteilt werden, die auf Wilnjus vorrückte. Sergej dachte: wir gehen kreuz und quer, aber immerzu vom Süden nach Norden, hatten die ganze Zeit an die Weichsel gedacht und werden wohl zum Njemen gelangen. Um so besser — von da aus ist es näher bis zur Höhle des Feindes. Wo bleibt nur Pleschtschejew?

Er trat auf die Straße hinaus und kniff verwundert die Augen zusammen. Was ist denn da los? Die strenge Heerstraße, über die Tag und Nacht Wagen und Geschütze rollten, hatte sich in einen Pariser Boulevard verwandelt. Eine Gruppe fröhlicher lärmender Ausländer kam in Begleitung einiger Mädchen auf ihn zu: ein hochgewachsener Mann mit Baskenmütze kaute mit vollen Backen ein Butterbrot, ein anderer machte sich im Gehen Notizen. Es waren englische und amerikanische Korrespondenten. Als der Mann mit der Baskenmütze den russischen Major erblickte, sagte er auf Russisch:

„Ich gratuliere zu dem herrlichen Sieg."

Das sagte er zu jedem Russen, den er traf: das Bild des Vormarsches hatte ihn in der Tat überwältigt, doch vergaß er dabei seine Pflichten nicht — es mußten mindestens fünf Skizzen geschrieben werden, und ein Gespräch auf der Straße konnte ihm einige pikante Einzelheiten liefern... Er war Engländer; im Gegensatz zu der Mehrzahl seiner Landsleute sprach er laut und gestikulierte wie ein Südländer. Er erzählte Sergej, wie er zwei Deutsche gefangengenommen hatte:

„Sie hockten gleich neben der Straße im Feld, hatten Angst, sich Ihren Leuten gefangenzugeben. Vielleicht haben sie gehört, daß wir Englisch sprachen, oder an unserer Kleidung gemerkt, daß wir keine Russen sind, kurzum, sie sprangen auf, hoben die Arme und riefen: ‚Wir ergeben uns!'"

Sergej lachte:

„Dummköpfe!... Unsere Leute hätten ihnen kein Haar gekrümmt. Im Kampf ist das was anderes, da kennen sie kein Pardon, aber

eine Stunde später... Sie sprechen doch Russisch, sind also schon längere Zeit in Rußland, Sie werden sich selbst davon überzeugt haben, daß unsere Leute nicht nachtragend sind... Ich will Ihnen erzählen, was sich gestern hier zutrug. Die Deutschen hatten sich in dem Wäldchen festgesetzt, dort rechts, sehen Sie?... Sie wollten die Straße überqueren, wir forderten sie auf, sich zu ergeben, sie eröffneten Feuer und töteten zwei meiner Pioniere. Wir machten kurzen Prozeß mit ihnen, ein Dutzend wurde gefangengenommen. Während ich einen von ihnen verhörte, murrten meine Leute: ‚Was gibt's da viel zu reden? Die Aasbande wollte sich nicht ergeben, hat Sachartschenko und Schustow getötet.' Ich fragte den Deutschen: ‚Warum wolltet ihr euch nicht ergeben?' Er schwieg. Ich sagte: ‚Glaubt ihr denn wirklich noch, daß Deutschland siegen wird?' Er erwiderte: ‚Ich kann an nichts denken — ich habe Durst.' Es war gestern sehr heiß vor dem Gewitter. Ich ließ Wasser holen. Er besah sich das Gefäß von allen Seiten, sagte: ‚Der Becher ist schmutzig', spülte den Rand ab, vergoß die Hälfte, trank den Rest aus und verzog das Gesicht: ‚Das Wasser ist warm.' Ich weiß noch, wie wir neunzehnzweiundvierzig durch die Steppe marschierten, ich hätte damals aus einer Pfütze trinken können... Offen gestanden, war mir dieser Deutsche höchst unsympathisch. Aber meine Pioniere meinten: ‚Genosse Major, die sind doch sicher hungrig, gestatten Sie, daß wir ihnen was zu essen geben.' Ich habe Ihnen das erzählt, damit Sie unsere Soldaten besser verstehen lernen."

Der Engländer mit der Baskenmütze machte sich hastig Notizen.

Die anderen regten sich auf, verlangten von dem Mädchen, ihnen „Wort für Wort zu übersetzen", aber sie kam nicht mit. Als Sergej geendet hatte, lachte der kleine dicke Amerikaner laut auf, wobei seine Goldzähne funkelten, und wandte sich an die Dolmetscherin:

„Sagen Sie dem Herrn Major..."

„Vielleicht sprechen Sie Französisch?" fragte ihn Sergej.

„O ja, ein wenig. Sprechen Sie denn Französisch? Oh, Sie sind also ein gebildeter Mensch?... Aus Ihrer Erzählung geht hervor, daß Sie die Absicht haben, nach dem Krieg ein starkes Deutschland zu errichten."

Sergej zuckte die Achseln:

„Meine Worte sind wohl schlecht übersetzt worden. Ich habe nur erzählt, daß meine Pioniere Mitleid mit den Gefangenen hatten, sonst nichts."

„Das ist von größtem Interesse für meine Kollegen, die Stimmungsbilder vom Krieg wiedergeben, ich persönlich schicke aber ernstere Korrespondenzen. Mich interessiert die politische Seite Ihrer Erzählung, und da ziehe ich den durchaus logischen Schluß,

daß die Sowjetunion beabsichtigt, mit Hilfe der Gefangenen, die Sie durchfüttern, ein starkes Deutschland zu errichten."

„Ich meine, wir haben mehr Grund als die Amerikaner, die Deutschen zu hassen. Ihnen ist vielleicht aufgefallen, daß von Gshatsk bis Minsk kein Haus mehr steht. Aber es handelt sich ja nicht um Häuser... Ich habe einen Sergeanten in meinem Bataillon, einen Bjelorussen. Wir kamen in sein Heimatdorf Woloki. Da war kein Dorf mehr — Unkraut und ein Massengrab, alle Einwohner wurden von den Deutschen umgebracht, verstehen Sie, alle, sogar die Säuglinge. Seine Frau, die alte Mutter, die drei kleinen Töchter sind tot. Da sehen Sie, welche Rechnung wir zu präsentieren haben... Der Soldat Kazel sagte gestern zu mir: ‚Meine Verwandtschaft existiert nicht mehr, achtundzwanzig Menschen haben die Bestien zu Tode gequält, ich allein bin übriggeblieben.'"

„Das sind außerordentlich beredte Einzelheiten", sagte der Dicke mit den Goldzähnen, „mich interessiert aber die politische Seite. Was soll überhaupt mit den Deutschen geschehen?"

„Deutschland werden wir zerschlagen, das ist klar. Wir hätten es auch ohne Sie geschafft, mit Ihnen wird es, hoffe ich, schneller gehen. Ich gratuliere Ihnen übrigens zu Cherbourg, es ist sehr angenehm, daß Sie zu einer Zeit gekommen sind, da man endlich Gelegenheit hat, Ihnen zu gratulieren. Also..."

Ein Amerikaner mit schwarzer Brille, der unentwegt Kaugummi kaute und Sergej stumpfsinnig anblickte, unterbrach ihn; er sagte zu dem Mädchen:

„Ich kann nicht Französisch... Übersetzen Sie... Mich interessiert, ob dieser Major weiß, daß Amerika den Russen von Anfang an geholfen hat. Er hätte uns auch früher gratulieren können — die russischen Siege sind zur Hälfte unsere Siege."

Sergej ärgerte sich:

„Ich weiß, daß Sie uns geholfen haben. Ich habe Ihre Konserven gegessen und Ihr Feldtelephon benutzt. Da fahren Ihre ‚Studebaker'. Es sind gute Wagen, wir sind Ihnen außerordentlich dankbar dafür. Aber Ihre Industrie ist stärker entwickelt als Ihr Gefühl für Bescheidenheit. Oder glauben Sie wirklich, man könne auf die eine Waagschale Konserven und auf die andere Ströme von Menschenblut legen? Gewiß, Sie haben uns Autos geschickt. Das wissen wir. Aber ich bin in Stalingrad gewesen und weiß, daß wir Sie gerettet haben."

Der Amerikaner mit den Goldzähnen wartete ungeduldig, daß Sergej endete.

„Ein brillanter Abschluß für einen Artikel. Aber Sie haben mir meine Hauptfrage noch nicht beantwortet — was soll mit den Deutschen geschehen?"

„Wir werden Deutschland zerschlagen und die Verbrecher bestrafen, aber das deutsche Volk wird bestehen bleiben. Ich habe

noch nicht darüber nachgedacht, ich bin weder Diplomat noch Pädagoge, sondern Pionieroffizier. Man wird die Deutschen umerziehen, ihnen Wissen, wahren Fortschritt, die Grundlagen der Moral erschließen müssen."

Der Amerikaner mit der schwarzen Brille packte die Dolmetscherin bei der Hand:

„Übersetzen Sie ihm: Ich bin ganz seiner Meinung — Deutschland muß erhalten bleiben. Ich war vier Jahre Korrespondent in Berlin und kenne die Deutschen gut. Deutschland ist ein Land westlicher, christlicher Zivilisation. Bei uns hegt niemand den Wunsch, in die inneren Angelegenheiten Rußlands einzugreifen, sagen Sie ihm aber, daß viele Amerikaner die Frage beunruhigt, ob Rußland nicht gedenkt, seine Ordnung in Deutschland einzuführen. Ich sage das in aller Freundschaft, wir sind Verbündete, es ist die Pflicht eines Korrespondenten, Unklarheiten zu beseitigen. Fragen Sie diesen Offizier, was die Russen in Deutschland zu tun gedenken."

„Was wir in Deutschland zu tun gedenken? Vor allem — Berlin besetzen und die Faschisten aufhängen. Ich fürchte nur, der Herr Korrespondent könnte uns verbieten, Deutschland ohne amerikanisches Visum zu betreten."

Die Korrespondenten lachten, boten Sergej Zigaretten und Schokolade an. Einer von ihnen trat näher an ihn heran und sagte leise in einem originellen Kauderwelsch von Französisch, Russisch und Englisch:

„Sie haben echt amerikanischen Humor. Unsere Leser schätzen das sehr. Könnten Sie mir nicht auch so etwas Geistreiches sagen? Sonst ist mir ‚United Press' voraus."

Finster saß Sergej da. Hätte Pleschtschejew oder ein anderer Offizier, der zum erstenmal Ausländer zu Gesicht bekommen hat, der Unterhaltung mit den Journalisten beigewohnt, so hätten sie vielleicht den Äußerungen des Mannes mit der schwarzen Brille keine Bedeutung beigemessen, sondern nur gedacht: warum schickt man solche Dummköpfe her?... Aber Sergej erinnerte sich noch an das Paris der Vorkriegszeit, an die Bosheit des höflichen Nivelle, an Roys Schnurrbärtchen, an Lanciers Nichtigkeit, an den Geiz und die Blindheit der Menschen, denen er in Geschäftsräumen und mondänen Salons begegnet war. Wer weiß, was sie jetzt treiben? Vielleicht geht es ihnen sehr gut? Oder haben die Deutschen sie so fest an die Kandare genommen, daß sie uns jetzt Beifall klatschen?... Ihr Beifall ist keinen Heller wert! Dieser Mann mit der Brille hat mir auch zu unserem Sieg gratuliert und mich trotzdem genau so angesehen wie der Deutsche, den wir aus dem Wald geholt haben. Sie lieben uns nicht, das ist klar. Sie werden uns unsere Siege nicht verzeihen...

Zum erstenmal wurde Sergej sich bewußt, daß die Welt nicht so lichtblau und friedlich sein würde, wie er sich das bei Stalingrad vorstellte. Jetzt hatte er einen Blick in die Zukunft getan, und seine Augen wurden dunkel, hart.

Tanja wußte nichts von der Unterhaltung mit den Ausländern. Als sie Sergej jetzt ansah, wurde ihr unheimlich: wie böse er dreinblicken kann... Sie ging in das Nachbarhaus zu den Funkern.

„Wünsche wohl geruht zu haben, Genosse Major“, sagte Pleschtschejew.

Sergej fuhr zusammen, als hätte er wirklich geschlafen. Sie besprachen das Notwendige. Pleschtschejew wollte bald wieder fort.

„Bleiben Sie lieber zur Nacht hier“, sagte Sergej, „nachts machen die Stromer die Gegend unsicher.“

Pleschtschejew fand in dem Häuschen ein altes Schulheft mit mathematischen Gleichungen und strahlte — er war vor dem Krieg Lehrer in Kirow gewesen. Aufmerksam betrachtete er das Heft, als läge ein herrliches Bilderbuch vor ihm.

„Wenn der Krieg aus ist, werde ich die Kinder wieder piesacken.“

Er erzählte lange, wie schön sein Beruf sei, merkte dann aber, daß Sergej ihm gar nicht zuhörte.

„Wollen Sie schlafen, Genosse Major?“ fragte Pleschtschejew.

„Nein, keineswegs... Ja, es ist wundervoll, Menschen zu unterrichten. Meine Mutter ist auch Lehrerin. Wir werden viele Schulen brauchen, viele, sehr viele Bücher, große Mengen Ziegelsteine, Brükken, Traktoren, mehr als früher — wir sind nicht die alten geblieben, auch werden wir mehr Freunde und mehr Feinde haben. Wem viel gegeben ist, von dem wird viel verlangt.“

„Und was werden Sie nach dem Krieg machen, Genosse Major?“

Sergej antwortete nicht. Er stand an dem kleinen Fenster. In endlosem Strom zogen auf der Straße die Kolonnen vorüber. Endlich sagte er:

„Sie haben recht, es ist Zeit, schlafen zu gehen.“

* 5 *

Major Schiltes hatte entrüstet gesagt: „Ich kann wohl mit Vertretern regulärer Truppen verhandeln, aber nicht mit Banditen.“ Zwei Stunden später stand er vor Wassja stramm und sagte mit knarrender Stimme:

„Herr Chef, ich hatte stets Achtung vor den Russen, die gegen uns gekämpft haben, selbst wenn sie...“ Er stockte, um ein Haar hätte er „Banditen“ gesagt, doch er besann sich beizeiten und fuhr noch knarrender fort: „Selbst wenn sie Zivilkleidung trugen.“

Wassja blickte in das mit schwarzen Pickeln übersäte rosagraue Gesicht des Majors, das wie die Haut eines gerupften Vogels aussah, blickte in die hervorquellenden, starren Augen und wandte sich ab. Früher hatte er oft gedacht: wie grausam doch diese Menschen sind, jetzt fühlte er, daß sie zudem noch unaussprechlich fade waren. Der Tag war aber zu heiter, als daß er hätte lange an die Deutschen denken können. Er sah den Partisanen bei ihren Marschvorbereitungen zu, blickte zu den Baumwipfeln, zum Himmel auf, der zwischen dem Blattwerk hervorschimmerte und von ganz besonderer Bläue zu sein schien.

Er ritt an der Spitze, auf dem Braunen des Major Schiltes. Am Ende der Kolonne marschierten die Gefangenen. Wassja mußte lächeln: es sind wohl doppelt soviel Gefangene wie Partisanen...

Lebt wohl, ihr Laubhütten und Erdhöhlen! Lebt wohl, ihr Freundesgräber! Lebt wohl, ihr Erlen, Birken, Tannen, Eschen! Leb wohl, du tiefer Wald!... Drei Jahre habe ich mit euch verbracht... Als die Deutschen in den Moskauer Vororten standen, als sie den Kaukasus erreichten, als sie in Minsk Grundstücke mieteten und Verträge für zwanzig Jahre abschlossen, war hier, in diesen Wäldern, ein Stück Sowjeterde...

Von allen Richtungen her zogen Partisanen zu der befreiten Stadt, ruhmreiche Abteilungen wie die zweihundertachte „Stalin"-Abteilung, die Abteilung „Shelesnjak", die „Tschapajew"-Brigade, die „Kutusow"-Abteilung, die Vierhundertsechste, die „Rächer", die „Parchomenko"-Abteilung und die „Frunse"-Brigade. Bunt und fröhlich war dieser Zug. Die deutschen Pferde wieherten. Ein schöner Jüngling mit weichem, lockigem Flachshaar ritt daher, er trug den Rock eines ungarischen Offiziers. Ein deutscher Panzerwagen rasselte über die Straße, obenauf saßen lachend, wie auf einem Festwagen zur Karnevalszeit, drei Mädchen mit Maschinenpistolen. Erbeutete deutsche Geschütze ratterten vorbei. Dann kamen Bauernwagen mit Partisanenfamilien, die aus den von Strafexpeditionen heimgesuchten Dörfern oder aus dem Ghetto geflohen waren. Der eine Abteilungskommandeur trug einen deutschen Mantel, der andere einen zerschlissenen Zivilrock. Hier zogen Leute vorüber, die sich neunzehnhunderteinundvierzig aus der Einkesselung durchgeschlagen und viel Schweres erlebt hatten, Soldaten, die deutschen Lagern entronnen waren, Bauern und Studentinnen, Sekretäre von Partei-Bezirkskomitees und Lehrer, Kaukasier in Vorkriegs-Militärblusen und dem Ghetto entflohene Juden; hier ging der gebeugte graubärtige Partisan, der „Alter Schmied" genannt wurde — er hatte einem Sonderführer den Schädel eingeschlagen —, ging der elfjährige, aufgeweckte Petrus, der eine Bombe in ein deutsches Kino eingeschmuggelt hatte; hier gingen der würdige Smirnow, bei dem der

Sprengstoff „Machorka“ hieß, der Agronom Tschelischtschew mit dem Spitznamen „Der grimme Mischa“, Lunz, der achtzehn Güterzüge zum Entgleisen gebracht hatte; der Pole Bronewski, der sich aus Bjelostok zu den Partisanen durchschlug, der Tscheche František und der ungarische Jude Leizer aus dem „Arbeitsbataillon“, das Minenfelder räumte, und der Pariser Arbeiter Carnet aus der Organisation „Todt“. Erbeutete italienische Akkordeons blitzten in der Sonne; ein Kolchosbauer aus Kostroma spielte auf einer Ziehharmonika, die klagend jubelte, daß dieser Tag gekommen war, und jubelnd klagte, daß alle Tage vorübergehen — es war eine alte, weise Ziehharmonika. Ein wendiges Bürschlein, das eine Kiste mit funkelnagelneuen „Eisernen Kreuzen“ aus einem deutschen Stab mitgenommen hatte, rief im Vorüberfahren den wenigen am Leben gebliebenen Dorfhunden, die den Zug ankläfften, zu: „Kusch dich, Shutschka, hier hast du ein Geschenk vom Führer.“ Die alten Bäuerinnen lachten und weinten vor Freude, wenn sie den Witzbold sahen, und sagten: „Glück auf, Söhnchen.“

Da ging Leutnant Sasonow; am vierten Kriegstag war er eingekesselt worden. Er wurde schwer verwundet und blieb nur am Leben, weil er sich sagte: ich darf nicht sterben, bevor ich die Unseren nicht wiedersehe. Es waren damals dreißig Mann, die in dem eisernen Ring umherirrten. Später wuchs die Abteilung. In der vergangenen Woche hatten sie das Tazinsker Panzerkorps durch den Nalibokski-Forst geführt.

Da ging Iwan Schelega. Er kann den Tag nicht vergessen, an dem die Deutschen in sein Dorf kamen. Sie hatten gewettet, wer sein vierjähriges Töchterchen Marussja mit den sanften grünen Augen treffen würde, wenn sie die Straße hinunterlief. Mit siebenundzwanzig Jahren war Iwan Schelega ergraut. Finster und stolz war sein Gesicht: er hat mit den Mördern abgerechnet.

Da ging die kleine Lia Kogan mit dem schweren Gewehr über der Schulter. Ihren Vater hatten die Deutschen im Ghetto erhängt, die Mutter und die jüngeren Brüder in Trostjanez verbrannt. Lia war neunzehn Jahre alt. Sie hat sieben Deutsche erschossen. Nun kehrte sie in die Stadt zurück, in der sie keine Angehörigen, keine Freunde, kein Heim mehr besaß, doch ein feines Lächeln lag auf ihrem schmalen zerquälten Gesicht, sie wußte, daß sie die Henker besiegt hatte.

Auf dem großen Platz vor der Rennbahn herrschte festliches Treiben.

„Ein Partisanengruß dem Genossen Stalin!“

Wassja schrie „Hurra“ und wurde verlegen. Genau so laut und ungestüm hatte er als Kind gebrüllt, und Nina Georgijewna hatte ihn gewarnt: „Nimm dich in acht, du zerreißt dir noch den Mund!“

Wassjas Geburtsstadt war Moskau, doch das verwüstete todwunde Minsk mit den blinden Fassaden der ausgebrannten Häuser und den schuttbeladenen Straßen schien ihm ans Herz gewachsen wie die Heimatstadt. Hier hatte er zu arbeiten begonnen. Hier standen seine Häuser... Auf den Ruinen wuchsen Gräser und Sträucher.

Wassja war verwirrt, als er zum erstenmal hierherkam: hohe Gebäude, daneben Hütten, die Straßen schmal und krumm, der Stadt fehlte ein eigener Stil. Ihre Seele war unergründlich und leidenschaftlich wie die Wälder Bjelorußlands. Nach und nach hatte Wassja Minsk liebgewonnen. Als er nach Moskau kam, sagte er: „Wie Minsk auflebt! Erstaunlich!“ Am einundzwanzigsten Juni hatte er an dem Entwurf für eine neue Schule gearbeitet.

Welches Glück, dachte er jetzt, daß ich damals ausgerechnet nach Minsk gekommen bin. Hier hat sich mir das Schönste im Leben erschlossen... Minsk — das ist Natascha. Wenn sie auch nur kurze Zeit hier war, so ist doch alles mit ihr verbunden — die Straßen, durch die wir gingen, der Garten, jene Bank, die alles überdauert hat, der Platz — dort haben wir uns getrennt... Sie kam hier an, erzählte, wie Apfelbäume bestäubt werden, und fragte: „Warum glaubst du das nicht?“ Du Liebe...

Nach der Parade eilte er in jene Straße; das Haus stand nicht mehr — die Deutschen hatten es noch in letzter Minute in die Luft gesprengt. Abergläubische Furcht preßte ihm plötzlich das Herz zusammen: was ist mit Natascha?... Warum hat er immer gedacht: wenn ich heil davonkomme, werden wir uns wiedersehen?... Sie ist damals über eine furchtbare Straße gefahren, und seitdem weiß er nichts von ihr... Der Tag war mit einemmal ganz anders geworden; die Lieder klangen traurig, erzählten von einem Schiff, das auf weite Fahrt geht und wohl nie wieder zurückkehrt, von einem blauen Tüchlein, das nie mehr winken wird, von Feuersbrünsten in Odessa... Die Häuserruinen wuchsen, überschatteten die Welt. Wassja sprach, scherzte sogar, doch unausgesetzt beschäftigte ihn die quälende Frage: was ist mit Natascha?...

Wenn man einen Roman liest, dann scheint es mitunter, als habe der Autor sich keine Mühe gegeben, das Knäuel zu entwirren, als habe er außer einer unwahrscheinlichen Begegnung nichts weiter ersinnen können; aber das Leben ersinnt ganz andere Dinge... Das dachte Wassja später. Aber als er Dmitri Alexejewitschs vertrauten Baß vernahm, umarmte er den Doktor nur und fragte ganz leise:

„Natascha?“

„Ist wohlauf. Einen Sohn hast du, das sind Neuigkeiten, was? Ich habe ihn nicht gesehen, aber Natascha schreibt Wunderdinge über ihn, im März ist er zwei Jahre alt geworden, und sie behauptet,

daß er beinah schon Monologe aufsagen kann. Wassja heißt er, wie du. Kurzum..."

Krylow sprach hastig und barsch, er wollte seine Erregung verbergen und konnte sich doch nicht beherrschen — die Stimme versagte ihm, er schneuzte sich und fuhr fast flüsternd fort:

„Ein Wunder! Das hab' ich nicht mehr geglaubt, ich schrieb Natascha, daß ich daran glaube, habe es aber selbst nicht mehr erwartet."

„Sergej?... Mama?"

„Alles in Ordnung. Natascha hat geschrieben, Sergej ist zum Major befördert worden, er hat viele Orden, ich weiß nicht mehr wieviel. Nina Georgijewna ist in Moskau; sie sieht Natascha täglich. Warwara Iljinitschna ist zweiundvierzig gestorben... Na, erzähl schon von dir."

Aber Wassja konnte nichts erzählen. Er sah unverwandt auf das Bild, auf Natascha und seinen Sohn, und lächelte; er dachte sich nichts dabei, doch später war ihm, als habe er in diesen Minuten über vieles nachgedacht und könne sich nur nicht erinnern, worüber. Krylow brummte wieder:

„In jedem Brief steht etwas über dich, geradeheraus wird sie es ja nicht schreiben, es bricht aber doch durch, so schlau ist sie nun wieder nicht. Ein Wunder, ein wahres Wunder!... Aber nun sag doch endlich, wie alles gewesen ist."

Wassja riß sich von dem heißen, großen Glück los, wollte antworten und konnte nicht. Drei Jahre waren irgendwohin verschwunden, er sah jetzt nur einen großen grünen Wald.

„Ich weiß nicht mehr... Ich war Partisan von jenem Juli an... Und Sie?... Dmitri Alexejewitsch, ich weiß wirklich nicht, wie ich Sie anreden soll, ich glaube, früher habe ich ‚Sie' zu Ihnen gesagt."

„Ich habe einen Enkel, deinen Sohn, kapiert? Und du kommst mir mit Förmlichkeiten... Ein schöner Partisan!"

Krylow nahm Wassja auf den Verbandplatz mit, gab ihm zu essen und sagte in strengem Ton:

„Du wirst hier schlafen, hier ist auch ein Bad, ich gebe dir saubere Unterhosen, alles, wie es sich gehört. Weißt du übrigens, daß unsere Armee bei Wilnjus steht? Jetzt dauert's nicht mehr lange... Ich sprach gestern mit einem Gefangenen, einem Nazi in Hochpotenz, den nur das Grab ändern kann, und sogar der hat sich ergeben... Was wirst du weiter machen?"

„Kämpfen."

„Und nach Moskau fährst du nicht?"

„Jetzt nicht, es gibt noch viel zu tun. Wir sollen einem Truppenteil zugewiesen werden. Ich bin doch Artillerist. Wir hatten im

letzten Jahr Geschütze, das waren zwar deutsche, aber geschossen haben wir auf russische Art."

Krylow ging zu den Kranken, Wassja aber las immer wieder Nataschas letzten Brief an ihren Vater, und jedesmal, wenn er an die Stelle kam: „trotz allem gebe ich die Hoffnung nicht auf", lächelte er.

Krylow kam zurück, betrachtete Wassja verstohlen von der Seite und dachte: er hat sich überhaupt nicht verändert, höchstens ein bißchen dünner ist er geworden... Natascha liebt er, das merkt man. Dann kamen sie ins Gespräch, und Krylow war es, als säße ein anderer Mensch vor ihm. Verändert hat er sich, furchtbar verändert!... Erzählt schreckliche Dinge und blickt dabei ganz ruhig...

„Wann hast du gespürt, daß ein Umschwung eingetreten ist?" fragte Krylow. „Ende neunzehnzweiundvierzig?"

„Nein, im Oktober einundvierzig."

„Damals hab' ich mich gerade von Karatschew her durchgeschlagen. Ein heilloses Durcheinander war das. Zum Glück lief mir da ein Hauptmann in den Weg... Aber halt, wieso hast du denn damals schon was gespürt?"

„Wir schlossen uns hinter der Desna einem Regiment an, das später zerschlagen wurde. Die Lage war furchtbar — die einen flüchteten, die anderen legten Zivilkleidung an... Vierzig Mann blieben übrig. Awanessjan war bei mir, ein prachtvoller Mensch... Die Heeresberichte waren entsetzlich: Orel wurde aufgegeben und so weiter. Aus dem großen Kessel gerieten wir in einen kleinen. Das lichte Wäldchen schien durchsichtig zu sein. Ringsum standen Deutsche. Es war klar, daß man nirgends durchschlüpfen konnte. Wir wollten es trotzdem auf einen Versuch ankommen lassen. So und so war es aus, warten aber hieße, daß die Hälfte der Leute weggelaufen wäre. Schlimm stand es um uns. Da kam ein Funker zu mir, Bulanow hieß er, der sagte: ‚Ich bitte, mich in die Partei aufzunehmen.' Er war so um die Vierzig herum, stammte aus Tula. Wir beriefen eine Versammlung ein. Ringsum wurde geschossen, war die Hölle los, trotzdem wurden Reden gehalten, ein Leutnant sprach für Bulanow... Dmitri Alexejewitsch, kannst du verstehen, wie mir zumute war? Die Deutschen schrien: ‚Mit Sowjetrußland ist's aus!' Wir waren abgeschnitten, hatten ein leichtes MG und Gewehre, sonst nichts. Und in einem solchen Augenblick bittet ein Mensch, in die Partei aufgenommen zu werden. Damals sagte ich zu Awanessjan: klar, daß wir es überstehen."

„Wo ist Bulanow jetzt?" fragte Dmitri Alexejewitsch knurrig.

„Er fiel. Damals schon... Vierzehn Mann kamen durch. Awanessjan und ich stellten dann die Abteilung zusammen. Er fiel im Frühjahr zweiundvierzig."

Wassja dachte an Awanessjans Liebe, dachte an die Partisanin Natascha, wie sie auf Erkundung ging und nicht mehr zurückkehrte; und Trauer umfing ihn, warm wie sommerlicher Nebel. Er schlief bald ein; alles verwirrte sich: Minsk, die Partisanenlieder, Bulanows dumpfe, rauhe Stimme, Awanessjan, der „Riesenkuddelmuddel“ sagt, Wälder, viele Wälder, aus denen es keinen Ausweg gibt, zwei Nataschas — eine lebende und eine tote...

Auf dem Bett neben ihm lag Krylow. Er hatte sich nicht ausgezogen, fühlte wohl, daß er einschlief, hatte aber keine Kraft aufzustehen. Er lag mit offenen Augen da, eine plötzliche Schwäche hatte ihn befallen. Das Herz klopfte unregelmäßig, bald heftig, bald ersterbend, die linke Schulter, der Arm schmerzten, sein Atem ging schwer... Nun ist Wassja wieder da. Jetzt wird es Natascha gut haben... Wir stehen dicht bei Wilnjus, also ist das Ende nah... Bisher hatte die fortwährende Anspannung Krylow aufrechterhalten. Jetzt, da das Ende absehbar, da ihm die Sorge um Natascha genommen war, konnte er sich, und sei es auch nur für eine Nacht, erlauben, an seine Müdigkeit, an seine Krankheit, an den unregelmäßigen Schlag seines Herzens, das wie eine alte Maschine arbeitete, zu denken. Im August wird er sechsundfünfzig Jahre alt... Spielen wir die Partie zu Ende, Dmitri Alexejewitsch... Er wußte selbst nicht, welche Partie er meinte — den Krieg oder sein Leben.

* 6 *

Walja war kaum wiederzuerkennen, sie war sehr abgemagert, die Augen glänzten fiebrig, ihre Bewegungen waren hastig und unsicher geworden. Vom Tod der Eltern hatte sie schon im Januar erfahren. Die Kudrjawzewa, eine Nachbarin, hatte ihr geschrieben: „Deine Eltern sind während der Okkupation gestorben.“ Walja weinte lange. Später wußte sie, daß es blutigere Tränen gab...

Im März besuchte sie ein alter Schulkamerad, Mischa Solotarenko. Früher einmal war Mischa in Sina verliebt gewesen, hatte Mitglied des „Pickwick-Klubs“ werden wollen, doch die Mädchen mochten ihn nicht — er interessierte sich nur für Sport und benahm sich oft lümmelhaft. Walja freute sich über seinen Besuch, war er doch ein Stück der Vergangenheit; als Mischa sagte, er sei in Kiew gewesen, überschüttete sie ihn mit Fragen; Mischa hatte nach den alten Schulkameraden geforscht, aber niemanden gefunden.

„Sina war wirklich eine Heldin. Man hat in der Zeitung über sie geschrieben, ich habe den Artikel ausgeschnitten. Hier ist er... Wer hätte das gedacht!“

Aus Waljas Augen stürzten Tränen.

„Sie hat mir einmal gesagt: ,Ich weiß nicht, ob ich das auszudrücken vermag, was in mir vorgeht'... Ich dachte damals, sie wolle schreiben, aber sie hat es im Leben ausgedrückt... Du hast sie schlecht gekannt, Mischa, wenn du dich wunderst. Keinem von uns hätte man das zutrauen können, aber bei ihr war das ganz natürlich. Ich habe manchmal mit ihr über den Tod gesprochen."

Mischa berichtete auch von den anderen:

„Borja war bei den Partisanen, was er jetzt macht, weiß ich nicht. Seine Mutter haben die Deutschen gleich zum Anfang umgebracht. Raja ist an der Front. Ihre Tochter und Schwiegermutter wurden in Babi Jar getötet. Galotschka hat man nach Deutschland verschleppt."

„Die Lachtaube?"

Wie seltsam klang dieses Wort. Über Waljas Gesicht rannen noch immer Tränen.

„Ein verzwicktes Leben war das dort", sagte Mischa, „man findet sich da schwer durch. Ich kann immer noch nicht verstehen, wieso dein Vater bei denen angebissen hat."

Er sagte das in dem Glauben, Walja wäre alles bekannt, hatte er sie doch gleich nach seinem Kommen gefragt, ob sie vom Schicksal ihrer Eltern wüßte, und sie hatte genickt. Walja schrie auf:

„Was sagst du?"

„Nichts... Weißt du es denn nicht?"

„Sag mir sofort alles!"

„Ich weiß ja auch nichts Genaues, Walja. Offenbar ist er schwach geworden; er hat für sie gearbeitet; später hat er sich erhängt. Die Kudrjawzewa sagte, deine Mutter hätte sich sehr gequält."

Walja weinte nicht mehr. Sie blickte Mischa an, aber er merkte, daß sie ihn nicht sah. Nach einer Weile ging er.

Walja schrieb sofort an die Kudrjawzewa. Über einen Monat wartete sie auf Antwort; immer noch hoffte sie, Mischa könnte sich geirrt haben... Dann kam die Antwort. Waljas Freundinnen hatten sich immer gewundert, daß Walja den Gefühlen und Taten der Menschen so große Bedeutung beimaß (Borja sagte: „Walja denkt in großen Kategorien"); das war um so erstaunlicher, als Walja selbst eher den Eindruck eines willensschwachen Menschen mit nicht scharfumrissenem Charakter machte, eine „Traumsuse" war, wie die verstorbene Mutter sie nannte. Hatte jemand eine kurze, vorübergehende Neigung zu ihr gefaßt, so litt sie unter der Tiefe und Kompliziertheit der Liebe. Schon damals, als Sina noch ein eigenwilliges und schwärmerisches Mädchen gewesen war, hatte Walja in ihr eine Heldin gesehen. Wahrscheinlich kam das daher, weil sich in Waljas Vorstellung die Grenzen zwischen den Romanen, die sie las, und dem Leben rings um sie verwischten. Das Verhalten ihres Vaters hätten andere als Zeichen von Schwäche bewerten

können, auch die Kudrjawzewa hatte geschrieben: „Er war ein Waschlappen." Für Walja aber wurde der Vater zur Verkörperung des Verrats. Sie ließ im Geiste ihre ganze Kindheit an sich vorüberziehen, suchte nach einer Erklärung; der gutmütige Lehrer im rohseidenen Überrock, der mit der Gießkanne im Garten umherging oder über die Jugend klagte, die allzu draufgängerisch sei, widersprach der Gestalt eines Bösewichts. Ich bin also blind gewesen, dachte Walja, habe mit ihm gelebt und nichts gesehen...

Es war ihr, als sei sie an etwas Gemeinem mitbeteiligt. Der Direktor blickte entfremdet zu ihr auf, als sie sehr bleich und ruhig in sein Zimmer trat, ihn mit hellen, starren Augen durchdringend ansah und leise sagte:

„Ich möchte Sie fragen, ob Sie mich noch weiter hier, im Rüstungsbetrieb, beschäftigen können. Mein Vater war ein Verräter."

Der Direktor sprach lange beruhigend auf sie ein, sagte, daß sie von allen geschätzt würde, auch vom Parteisekretär und vom Abteilungsleiter. Walja schwieg und hing ihren Gedanken nach: wenn ich bei meinem Vater die Gemeinheit nicht bemerkt habe, bin ich vielleicht ebenso...

„Warum vertraust du mir, Lida? Vielleicht bin ich auch fähig, Verrat zu üben?"

Lida wurde böse:

„Red keinen Unsinn. Niemand macht dir einen Vorwurf, also kommt auch niemandem so etwas in den Sinn. Du hast wohl nicht schon Kummer genug, daß du dir noch unnötige Gedanken machen mußt."

Sergej war der einzige, dem sie glaubte; als er schrieb, er liebe sie mehr denn je, weinte sie zum erstenmal nach Mischas Besuch. Das war im Mai. Langsam kehrte sie wieder zum Leben zurück. Sie war nicht mehr die alte Walja: etwas in ihr war zerbrochen, sie wußte, daß sie nie mehr davon loskommen würde, doch nach Sergejs Brief wurde ihr klar, daß sie weiterleben werde. Ihre Liebe zu ihm wurde noch stärker, noch inniger.

Zum Leben zurückgekehrt, machte sie sich unwillkürlich Gedanken über ihr Schicksal. Vor langer Zeit hatte Raja von sich gesagt, sie habe nichts, Walja würde Schauspielerin werden, während sie keinen Platz im Leben finde. Jetzt kämpft Raja ebenso wie Boris und Serjosha. Gewiß, ich arbeite; kann man das aber miteinander vergleichen?... Außerdem arbeite ich ja nur, weil es eben so kam, arbeite gut, aber doch nur, weil es so kam. Für Lida ist die Arbeit etwas Stetes, ein Stück von ihr, während ich in der Fabrik nur zu Gast bin. Was werde ich tun, wenn der Krieg aus ist? Warum habe ich der Kunst entsagt? Vielleicht bin ich gar nicht so unbegabt?

Sie kämpfte gegen die Versuchung an, schalt sich: Dummheiten sind das, wenn ich erst ein Kind habe, werde ich zur Vernunft kommen! Zweimal spielte sie bei Liebhaberaufführungen mit. Der Regisseur des Stadttheaters, die Schauspieler, die Zuschauer — alle gratulierten ihr: „Ein wirkliches Talent.“ In solchen Augenblicken vergaß Walja ihren Vorsatz: der Traum war stärker...

Es war ein heißer Julitag. Walja hatte wie immer angestrengt gearbeitet. Müde kehrte sie abends heim. Auf dem Tisch stand in einem Becher eine vollerblühte Rose — Lida hatte sie ihr gebracht. Die Blütenblätter lösten sich schon, doch nicht Wehmut lag in diesem Absterben — nur Erschöpfung, vielleicht sogar Überfülle des Glücks, Übermaß der Vollkommenheit. Walja schwebten Gestalten, Verse, Klänge vor. Sie setzte sich und schrieb an Sergej — sie schrieb ihm jetzt fast täglich.

„Serjosha, die ganze Welt spricht vom Kriegsende, Zukunftspläne werden geschmiedet. Ich bin abergläubisch und fürchte mich, daran zu denken, und doch denke ich daran. Du weißt, daß Du mein Leben bist, aber ich will es Dir nicht verheimlichen: manchmal erwacht in mir die alte Sehnsucht, wahrscheinlich steckt das in mir, ich sagte Dir doch, daß aus mir niemals eine Schauspielerin werden wird. Vielleicht kommt das daher, weil ich mich nicht anders ausdrücken kann? Ich weiß es nicht. Wenn das eine Dummheit ist, dann wasch mir gehörig den Kopf, und ich verspreche Dir, nicht mehr daran zu denken, denn Dir glaube ich jedes Wort. Ich möchte so gern die Julia spielen, das sagen, was ich sonst niemals sagen könnte, selbst Dir nicht:

Gefühl, an Inhalt reicher als an Worten,
Ist stolz auf seinen Wert, und nicht auf Schmuck.
Nur Bettler wissen ihres Guts Betrag.
Doch meine treue Liebe stieg so hoch,
Daß keine Schätzung ihre Schätz' erreicht...

Das sind alles Kindereien, das Wichtigste ist, Serjosha, daß es Dir gut geht, die Heeresberichte sind herrlich, jeder ist wie ein Brief von Dir — bald hat es ein Ende, und Du wirst kommen. Bleibe gesund, Liebster! Möge meine Liebe Dich behüten, eine Liebe, wie sie wohl stärker nicht sein kann.“

Während sie schrieb, entblätterte sich die Rose, und in brennendem Rot glühten die Blütenblätter auf dem Tisch.

* 7 *

Der Krieg schminkte sich, wechselte das Kostüm, blieb aber doch Krieg. Die Stadt lag inmitten malerischer Hügel und grüner Täler, durch die sich Flüßchen schlängelten. Sie erinnerte Sergej an alte französische Städte. Hier gab es schmale, winklige Gäßchen, hübsche Barock-Kapellen mit theatralisch leidenden Märtyrern und flügelschlagenden Engeln, ein Schloß auf einem Hügel, bunte Schilder an den Lokalen, Gärten mit großen dunkelroten und mattgelben Rosen, viele verträumte Bäume: Ahorn, Eichen, Linden.

Ununterbrochen dröhnten die Geschütze, knatterten die Maschinengewehre. Auf dem Gehsteig lagen Leichen — Soldaten und vom Feuer überraschte Städter. Am Ostrobramer Tor kniete eine alte Frau im Kopftuch und flehte die schöne, gleichgültige Madonna an.

Sergej sah sich in einem leerstehenden Haus um. An den Wänden hingen bunte Bilder — Nizza mit grellblauem Meer und Palmen —, ein Kruzifix aus gelbem Elfenbein, das Bildnis einer Dame im Rüschenkleid. In einem grünen samtenen Sessel saß ein von den Herrschaften vergessener alter Foxterrier; er bellte nicht, winselte nicht, hielt nur den Kopf traurig gesenkt und dachte über das Geschehene nach. Sergej fand ein aufgeschlagenes Buch, in dem jemand gelesen hatte, vielleicht noch eine Stunde vor dem Kampf. Es war ein Gedichtband.

Die Rose störte ich aus tiefem Schlaf.

In dem dunklen Keller saßen inmitten leerer Fässer Frauen mit Kindern und ein alter Mann in einem bunten türkischen Schlafrock; bei jedem nahen Einschlag schrien sie: „Oh, Pan Jesus!“

Der Divisionsgefechtsstand befand sich im Keller eines verlassenen Hauses. Hier sah es ebenso aus wie in den Gefechtsständen in der Steppenschlucht oder in den Erdhütten am Dnjepr. Ebenso wie dort studierte der Stabschef, ein kränklicher Oberst mit klugen, müden Augen, die von Linien durchzogene Karte; nur war die Karte jetzt ein Stadtplan: es wurde um schmale Gassen, um Häuser, um tiefe, halbdunkle Höfe gekämpft. Und ebenso wie bei Orel oder bei Tschernobyl sagte der wortkarge General zur Funkerin: „Verbinden Sie mich mit Jeruschkin“, wiederholte die Funkerin immer wieder: „Gebt mir Maiglöckchen“, brüllte der General in die Muschel: „Worauf wartet ihr? Unterbrechen Sie mich nicht, ich spreche! Hört ihr mich? Worauf wartet ihr?“, um fünf Minuten später dem Armeebefehlshaber zu erklären, daß Jeruschkin keine Schuld treffe: die Panzer könnten nicht durchkommen, die Mauern seien zu stark... Und ebenso wie auf offenem Gelände liefen die Soldaten gebückt durch die Straßen, zwanzig-dreißig Schritt, die die eine Stellung von der anderen und das Leben vom Tode

trennten. Und unverändert lasen die Schwestern Verwundete auf, während ringsum Geschosse und Minen barsten.

Der General sagte zu Sergej:

„Der Armeebefehlshaber will Sie sprechen — sein Stab liegt am Stadteingang, gegenüber dem Rosenfriedhof."

Sergej mußte lächeln:

„Wie poetisch. Hier gibt es wirklich viele Rosen."

Auch der General lächelte, und sein strenges, wie aus hartem, grauem Stein gemeißeltes abweisendes Gesicht bekam plötzlich einen träumerischen Ausdruck.

„Ja, herrliche Rosen."

Dann schwand das Lächeln, das Gesicht wurde wieder hart, er rief: „Verbinden Sie mich mit Jeruschkin."

Der Armeebefehlshaber war beschäftigt — das Mitglied des Frontkriegsrats war bei ihm. Sergej erhielt den Bescheid, daß der General erst in einer Stunde zu sprechen sei.

Es war ein warmer Tag mit häufigen feinen Regenfällen. Die Rosen auf dem Friedhof verblühten. Es duftete stark nach Blumen und nassem Gras. Sergej betrachtete die strengen und die zierlichen Grabsteine mit den trauernden Engeln, den innigen Versen, den Kränzen aus Immortellen. Einige Grabmäler waren über hundert Jahre alt, die Namen auf den Tafeln schon verwittert, nur einzelne Worte der Sprüche und Schwüre hatten die Zeit überdauert: „Dahingegangen... Meine Tränen fließen ... auf ewig..."

Auf dem Friedhof war ein Sammellager für Kriegsgefangene eingerichtet worden. Zwischen den Marmorsteinen und Rosen streiften kleinlaute, unrasierte Deutsche umher. Einer von ihnen wandte sich an Sergej:

„Vielleicht sprechen der Herr Major Deutsch oder Französisch oder Englisch?"

„Ich spreche Französisch. Was wollen Sie?"

„Ich wollte den Herrn Major fragen, was mit uns werden wird. Unser Leutnant sagte, daß die Roten die Genfer Konvention nicht anerkennen und die Gefangenen umbringen."

„Habt ihr denn immer noch nicht kapiert, daß eure Offiziere euch belügen?"

„Es dürfte meinem Leutnant schwerfallen, mich zu belügen, er hat nicht einmal abgeschlossene Mittelschulbildung, während ich Dozent an der Marburger Universität bin. Mein Fach ist aber Sanskrit und nicht Völkerrecht. Woher soll ich wissen, was die Russen mit den Gefangenen anstellen? Ich bin erst zwei Monate hier."

„Und wo waren Sie vorher?"

„Überall. In Narvik, wo die Häuser auf Pfählen stehen und geräuchertes Renntierfleisch gegessen wird. Ich war in Griechenland, habe die Propyläen gesehen, aber der Wein ist dort schlecht,

stinkt nach Harz, hat nicht die geringste Ähnlichkeit mit Nektar. Ich war in Ägypten. In Rußland ist mein jüngerer Bruder gewesen, ein Student. Wie er schrieb, erinnert die Krim überraschend an die Riviera."

Sergej sah den redseligen Deutschen mit Widerwillen an.

„Und warum vagabundieren Sie in der Welt herum?"

Der Gefangene sagte gekränkt:

„Wir haben gekämpft, Herr Major, und zwar nicht schlecht... Hier haben wir allerdings Pech gehabt — General Stael erklärte, hundert Panzer würden uns herausreißen, doch aus irgendeinem Grund kamen sie nicht."

Sergej kehrte dem geschwätzigen Deutschen den Rücken; er betrachtete einen Rosenstrauch, dessen Blütenblätter sich im Regennetz lösten. Der Deutsche aber, den die Worte des russischen Majors beruhigt hatten, setzte sich auf eine Grabplatte, holte aus der Tasche ein in Pergamentpapier eingewickeltes Butterbrot hervor und verzehrte es mit großem Appetit.

Der Armeebefehlshaber sagte zu Sergej:

„Hier sind die Widerstandspunkte — das Gefängnis, der Kirchenrayon und dieses Wäldchen. Die Infanterie kommt nicht vorwärts... Wir müssen Durchgänge für die Panzer schaffen. Klar?"

Sergej sah sich in der Umgebung um und beschloß, eine Gruppe Sprengpioniere in die Parallelstraße zu schicken. Dorthin konnte man durch ein Haus gelangen — man mußte durch ein Fenster im ersten Stock klettern. Den Hof hielten noch Deutsche besetzt... Von der anderen Straße aus konnte das Gebäude dann gesprengt und die Barrikade niedergerissen werden. Sergej übertrug die Aufgabe Leutnant Gussarow, einem erfahrenen Sprengpionier. Der lustige grünäugige Gussarow, den alle einfach Jascha nannten, war früher Student einer Bauhochschule.

„Sieh dich aber vor, Jascha."

Sergej war in den vierten Stock gestiegen, um von dort aus die Sprengung zu beobachten. Er stand an einem mit Sandsäcken verbarrikadierten Fenster; morgens waren hier noch Deutsche gewesen. Sergej sah, wie die Pioniere vorwärtskrochen, wie Leutnant Gussarow fiel — ein MG-Schütze hatte ihn getroffen. Dann schoß eine Säule aus Feuer, Rauch und Steinen empor. Am Ende der Straße tauchten russische Panzer auf.

Sergej sah sich um. Ein Globus, Reagenzgläser, an der Wand hingen in einem Glasrahmen verblichene Schmetterlinge, auf dem Fußboden lag ein Deutscher, tot, mit ausgebreiteten Armen.

Sergej hörte nicht, wie. Sergeant Gorski sagte:

„Genosse Major, wir sollten uns lieber davonmachen, sie haben sich eingeschossen."

Alles wankte — der Sergeant, der Globus, die Schmetterlinge.

Der Sergeant führte den verwundeten Sergej über eine dunkle Wendeltreppe. Katzen liefen schreiend an ihnen vorbei. Unten weinte jemand: „Oh, Pan Jesus." Sergej konnte nicht mehr stehen und setzte sich auf eine Stufe; er verspürte heftige Schmerzen in der Schulter, alles vor seinen Augen wankte, als stürze das Haus ein. Dann kamen Sanitäter.

Die Deutschen ergaben sich einer nach dem anderen. Nur noch in dem Wäldchen am Westrand der Stadt wurde Widerstand geleistet. Im Zentrum ratterten schon „Jeeps" durch die Straßen. In langen Reihen standen die verlassenen deutschen Wagen; der Platz vor dem hohen Gebäude, in dem sich der deutsche Stab befunden hatte, war übersät mit Maschinenpistolen, Stahlhelmen, Büchern und Kisten mit Handgranaten, Zigaretten, Seife und Orden. Es regnete in Strömen. Ein Soldat, der besorgt den herumliegenden Plunder betrachtete, grämte sich, daß der Tabak im Regen unbrauchbar wurde; er hob eine Dose mit einem verschnörkelten Etikett auf, drehte sie hin und her, roch daran und fragte schließlich den Dolmetscher, was das wäre. „Französische Creme gegen Sonnenbrand"; der Soldat schleuderte die Dose weg und fluchte so herzhaft, daß die zimperlichen Heiligen wohl vor Schreck erblaßten. Oberstleutnant Jeruschkin wischte sich das Gesicht mit dem Ärmel ab und trank gierig Wasser aus einem Krug. Der Armeebefehlshaber meldete dem Stabschef der Front: „Das Wäldchen ist liquidiert. Einhundertsechsundfünfzig Geschütze wurden erbeutet." Und in Moskau holte der Rundfunksprecher tief Atem und sagte: „Die Hauptstadt der Litauischen Sowjetrepublik Wilnjus wurde im Sturm genommen."

Sergej lag auf dem Verbandplatz; die Wunde schmerzte nicht mehr, aber er war noch sehr schwach. Die Schwester brachte ihm einen Blumenstrauß und sagte bekümmert:

„Sie sind zu stark aufgeblüht, blättern schon beim Pflücken ab."

Es regnete nicht mehr, der Himmel klärte sich auf, und die Bäume auf dem Hügel schienen jetzt besonders grün zu sein.

Der Chirurg staunte:

„Sie haben aber wirklich einen guten Stern. Einen halben Zentimeter mehr nach rechts, und die Sache würde ganz anders aussehen. So aber können Sie nach einem Monat wieder zu Ihrer Truppe zurück."

Sergej las Waljas Brief, den Sergeant Gorski ihm gebracht hatte, als sie in die Stadt einmarschierten. Walja schrieb: „Möge meine Liebe Dich behüten." Er lächelte nachdenklich. In einem Monat kann ich wieder kämpfen... Gekämpft werden muß aber noch, sie haben nichts begriffen, wie dieser Idiot auf dem Friedhof... Schade um Jascha... Kaum zu glauben, daß ich wieder davongekommen bin! Wirklich, ein guter Stern... Die vierte Verwundung und jedesmal nur eine Lappalie...

Es dunkelte. Über den Hügeln, über den Bäumen blinkten Sterne auf, klare, große Sterne, die wie Lichter einer fernen Stadt oder wie Leuchtkäfer aussahen, die in den dunklen südlichen Nächten umherfliegen. Was ist eigentlich ein Stern? dachte Sergej im Halbschlummer. Waljas Liebe? Das Sternchen auf der Mütze? Oder diese fernen und doch so nahen Sterne, von denen ich mir gleich einen herunterholen werde, damit er im Unterstand leuchte...

* 8 *

Es war eine kleine Stadt inmitten von Bergen; obwohl die Umgebung sehr malerisch war, machten Reisende hier nicht halt — unweit der Stadt waren Kohlengruben, und schwarzer Staub setzte sich in der Nase des verärgerten Reisenden fest, bedeckte mit einer dicken Schicht die Mairie, das Gras in den Anlagen und die Häuschen der Arbeiter. Die deutsche Besatzung der Stadt verfluchte ihr Schicksal; sie hätte sich mit der düsteren Landschaft noch aussöhnen können, wäre es nicht selbst im Winter hier unruhig und wären in letzter Zeit die „Schmierfinke" (so nannte Leutnant Schmidt die Kumpel) nicht so unverschämt geworden.

Hauptmann von Gerlach tröstete sich: woanders, zum Beispiel am Njemen, ist es noch schlimmer. Wenn er mit seinen Kameraden sprach, betonte er, daß er „Epikureer" sei; von Gerlach bevorzugte Seidenwäsche, trockenen Sekt und Zerstreuungen. Er hatte Glück gehabt, daß er nicht an die Front gekommen war. Im vergangenen Sommer, als sie nach Gewehren suchten, hatte er zufällig ein entzükkendes Bild von Boucher entdeckt. Seitdem malte er sich oft aus, wie er nach dem Krieg das Bild verkaufen, sich eine kleine Villa in Schwalbach kaufen und ein ruhiges, häusliches Mädchen heiraten würde — Krieg und Junggesellenleben waren ihm über. Er mußte nur heil von hier wegkommen!...

Die Bergarbeiter traten am vierzehnten Juli in Streik. Vor dem Krieg hatte man an diesem Tage getanzt. Auf den Freilichtbühnen hatten schwitzende Musikanten gesessen und Trompete geblasen. Mädchen reichten Bier und Limonade. In dem dunklen Laub der Platanen flimmerten geheimnisvoll Lampions. Es wurde bis zum Morgen getanzt, und der Platz vor der Mairie war wie ein riesiger Ballsaal. Wer hatte damals daran gedacht, daß der vierzehnte Juli nicht nur den Beginn der Sommerferien, nicht nur Tanz und bengalisches Feuerwerk bedeutet?... Jetzt versammelten sich die Bergarbeiter am Jaurès-Denkmal. Der Bergwind spielte mit der schweren Trikolore. Auf einem Podium stand Pauline; von weitem sah sie aus wie eine Statue; die Lampen der Bergarbeiter beleuchteten ihr Gesicht. Ihre schwache, aber klare Stimme wieder-

holte den alten Schwur: „Freiheit oder Tod!" Und Tausende von Stimmen antworteten: „Freiheit oder Tod!" Und das Echo schallte von weither zurück: „Tod".

Josette, oder wie sie jetzt hieß Pauline, arbeitete in diesem Bezirk seit vergangenem Herbst. Sie war weit entfernt von dieser Stadt aufgewachsen, im Norden Frankreichs, und doch erinnerte sie hier alles an die Kindheit — die schwere Arbeit der Kumpel, ihr düsterer Humor, ihre herbe Güte. Hier verstand man sie ohne viel Worte, sie genoß volles Vertrauen, immerzu hieß es: „Das hat Pauline gesagt."

Der Streik erfaßte schnell den ganzen Bezirk. Man sagte, in einigen Siedlungen sei es zu Zusammenstößen mit den Deutschen gekommen.

Ganz außer sich, kam Leutnant Schmidt ins Arbeitszimmer des Hauptmanns von Gerlach gestürzt:

„Man muß sie sofort auseinanderjagen!"

Der Hauptmann hatte sich auf dem Sofa ausgestreckt. Die Fensterläden waren fest verschlossen, von der Straße her drangen die Klänge der Marseillaise und Rufe ins Zimmer.

„Sprechen Sie nicht so laut", sagte der Hauptmann. „Wenn ich einen Anfall habe, brauche ich absolute Ruhe. Ich bin bloß neugierig, wie Sie die auseinanderjagen wollen. Wir sind sechzig Mann und die Bergarbeiter dreitausend."

„Die Schmierfinke haben aber keine Waffen!"

„Da sind Sie im Irrtum. Der Hauptmann der französischen Gendarmerie sagte mir, daß die Terroristen dreihundert bis vierhundert amerikanische Maschinenpistolen haben. Leutnant, Sie wollen immer nur schießen... Wer trägt aber die Verantwortung für das Leben meiner Untergebenen?"

„Herr Hauptmann..."

„Mein Lieber, ich habe Ihnen doch gesagt, daß ich einen Anfall habe. Gehen Sie und ordnen Sie an, daß man mich nicht stört. Um die Schreihälse brauchen Sie sich keine grauen Haare wachsen zu lassen. Ich bin nun schon, Gott sei's geklagt, drei Jahre in Frankreich. Die schreien sich aus und gehen wieder nach Hause."

Feldwebel Kranz wartete draußen auf Schmidt:

„Was hat der Hauptmann befohlen?"

„Was er befohlen hat? Daß man ihn nicht stören soll, er hat einen Anfall."

„Vielleicht muß man den Arzt holen?"

Leutnant Schmidt lachte:

„So was heilen die Ärzte nicht... Man sagt, die Generale sterben in ihren Betten, Hauptmann von Gerlach ist fest entschlossen, General zu werden."

Die deutschen Besatzungstruppen in den benachbarten Siedlungen hatten sich feige in die Stadt zurückgezogen. In den Straßen sangen

die Bergarbeiter die Marseillaise und die Internationale. Ein Verbindungsmann hatte Josette mitgeteilt, daß die in den benachbarten Bergen liegende Partisanenabteilung beabsichtige, die Stadt zu stürmen. Am fünfzehnten Juli abends sprach Leutnant Schmidt wieder bei Hauptmann von Gerlach vor.

„Es gehen Gerüchte um, daß die Terroristen die Absicht haben, in die Stadt einzudringen. Wenn wir das zulassen, ist eine Katastrophe unvermeidlich — die Banditen können dann die Schmierfinke bewaffnen. Sollen wir wirklich warten, bis wir zerfleischt werden?“

Der Hauptmann lächelte lässig:

„Der Junge will partout kämpfen? Gut, ich habe nichts dagegen... Schade nur, daß ich nicht zusehen kann, wie Sie die Operationen leiten — ich fühle mich heute besonders schlecht.“

Der Kampf währte vom Mittag bis zur Dämmerung. Die Deutschen verloren dreißig Mann, auch die Partisanen hatten Verluste. Gegen Abend ordnete Leutnant Schmidt den Rückzug in die Stadt an. Die Deutschen verbarrikadierten sich in den Kasernen.

Dreihundert Partisanen nahmen auf dem Platz Aufstellung. Die Bergarbeiter umarmten sie, sagten: „Gebt uns Waffen, wir ziehen mit euch nach Albi“... Viele Partisanen hatten in der Stadt ihre Familien und gingen nach Hause. Die Nacht war heiß, dunkel, laut — man sang, schrie, gratulierte einander.

In der Mairie besprach der Abteilungskommandeur Noel mit Pauline, wie die Kasernen zu besetzen seien.

„Wieviel Gewehre hast du?“ fragte Pauline.

„Achtundzwanzig, zwei Maschinenpistolen, dreiundvierzig Revolver, sechsunddreißig Handgranaten. Die meisten Partisanen haben nichts außer ihren Messern. Ist hier etwas da?“

„Die AS hat ein ganzes Arsenal. Wir haben eine Koordinierungsversammlung einberufen, aber sie wollen nichts davon wissen. Wir verfügen nur über meine Maschinenpistole und siebzehn Revolver. Das ist alles.“

Um elf Uhr abends brachte Feldwebel Kranz dem Hauptmann von Gerlach einen versiegelten Brief. Der Hauptmann las:

„Wie Ihnen bekannt, sind die Stadt und das ganze umliegende Gebiet in unserer Hand. Morgen schließt sich uns das Partisanenregiment des Majors Léger mit Geschützen sowie die Abteilung ‚Liberté‘ an. Um unnötiges Blutvergießen zu vermeiden, stelle ich Ihnen hiermit anheim zu kapitulieren. Alle deutschen Offiziere und Soldaten werden gemäß der internationalen Konventionen behandelt werden. Die Antwort hat bis um sechs Uhr früh am 17. Juli 1944 zu erfolgen.

Hauptmann Noel.“

Von Gerlach sprang vom Sofa auf; er hatte sogar seine Krankheit vergessen. Wie furchtbar, der Krieg geht seinem Ende entgegen, und ich werde hier umkommen! Warum bin ich nicht in der Normandie? Dort ist alles viel einfacher... Wenn die Amerikaner hier wären, würde ich bedenkenlos kapitulieren... Mit den Terroristen ist das aber eine andere Sache, die haben ein paar Rechnungen zu begleichen... Ich wollte mit den Franzosen in Frieden leben und nun fordern sie sogar mich zum Kampf heraus...

Um Mitternacht nahmen die Partisanen, die die Mairie bewachten, einen deutschen Soldaten fest. Man brachte ihn in das Arbeitszimmer des Maire. Pauline saß in einem Sessel. Noel schlief, das Gesetzbuch unterm Kopf. Der Deutsche legte sofort los:

„Ich bin Österreicher."

Noel sprang auf und rief noch halb im Schlaf:

„Hast du eine Maschinenpistole?"

„Nein."

„Was hast du hier verloren, wenn du nicht einmal eine MP mitbringst?"

„Ich hab' doch gesagt, daß ich Österreicher bin. Ich will nicht mehr kämpfen. Das ist alles entschieden zu weit gegangen, jetzt sieht jeder, daß es den Deutschen an den Kragen geht. Ich bin aber Österreicher. Dort ist noch ein Pole, der auch desertieren will. Glaubt nur nicht, daß die sich ergeben werden. Hauptmann von Gerlach hat mit dem Kommandanten von Albi gesprochen. Eben hat Leutnant Schmidt bekanntgegeben, daß wir uns halten müssen, weil im Morgengrauen eine Panzerabteilung aus Albi eintreffen wird."

Noel sagte gereizt:

„Schon gut. Mach, daß du fortkommst, und beschaff' eine MP, sonst können wir dich nicht gebrauchen."

Als der Österreicher gegangen war, sagte Noel zu Pauline:

„Das sieht schlimm aus. In Albi stehen viele Truppen. Uns bleibt nichts anderes übrig, als abzuziehen, sonst geraten wir in eine Falle."

„Ich werde noch einmal mein Glück bei Legland versuchen", erwiderte Josette. „Sie haben zweihundert Maschinenpistolen und etliche Maschinengewehre, das weiß ich genau — einer von unseren Leuten hat gesehen, wie sie die Waffen entgegengenommen haben."

Warf man vor dem Krieg einen Blick ins Café „Royal", so sah man hier unweigerlich den Notar Legland. Er spielte nie Karten wie die anderen Stammgäste, philosophierte aber dafür immer — über die letzten Kantonalwahlen oder die bevorstehenden Parlamentswahlen, kritisierte das Kabinett, sagte eine Krise voraus, entrüstete sich bald über den Vatikan, bald über Moskau; erst war er Sozialist, dann Radikaler, dann wieder Sozialist. Wenn er politisierte, nannte er seinen Gesprächspartner „Bürger", auch wenn dieser

ein alter Freund war, zerrte an dessen Anzugsknopf und bespritzte ihn mit Speichel. Neunzehnhundertundvierzig erklärte er plötzlich: „Die Politik hängt mir zum Hals heraus, ich habe Familie, bin weder ein Abenteurer noch ein Grünschnabel." Er stand damals mächtige Angst aus, hätte um ein Haar Pétain öffentlich verherrlicht, woran ihn jedoch seine Frau hinderte: „Was steckst du schon wieder deine Nase in schmutzige Angelegenheiten." Jetzt erklärte Legland, er habe schon neunzehnhundertvierzig geheime Aufträge für General de Gaulle ausgeführt. Obgleich ihn niemand ernst nahm, wurde er Leiter der örtlichen AS und sogar Delegierter des Londoner BCRA; alle wußten, daß es ohne Legland nicht ging, war er doch vor dem Krieg stellvertretender Maire, Vorsitzender der städtischen Abteilung der „Liga für Menschenrechte" und die Seele des „Verbands der Anhänger weltlicher Erziehung des Departements Tarn" gewesen.

Josette mußte lange klingeln. Es war zwei Uhr nachts. Madame Legland glaubte, die Deutschen kämen ihren Mann holen. Als sie Pauline sah, war sie so erfreut, daß sie ihr fast um den Hals gefallen wäre. Legland hatte einen Regenmantel über das gestreifte Pyjama gezogen.

„Die Deutschen haben eine Abteilung aus Albi alarmiert", sagte Josette, „wenn es uns nicht gelingt, zumindest alle Partisanen zu bewaffnen, sind wir verloren."

Legland gähnte, tat aber, als seufze er:

„Ich habe Sie gewarnt, Bürgerin Pauline, habe Ihnen gesagt, daß es ein sinnloses Abenteuer ist."

„Alles kann sich ändern, wenn Sie uns Waffen geben."

„Sie setzen mich in Erstaunen, Sie stehen doch im öffentlichen Leben, sind Vertreter der FTP, und urteilen wie ein Kind. Ich kann Ihnen mein Haus, meinen Revolver, mein Leben zur Verfügung stellen. Gemeinsame Arbeit und Gefahr haben uns zusammengeschweißt... Aber Waffen — die Waffen sind nicht mein Eigentum, sondern Eigentum der Republik. Man hat sie uns nicht für kindische Abenteuer, sondern für den ‚Tag J' gegeben."

„Im Frühjahr haben Sie immer davon geredet, der ‚Tag J' sei die Landung der Verbündeten. Sechs Wochen sind bereits vergangen."

„Sie haben mich falsch verstanden, der ‚Tag J' kann sich Monate hinziehen. Wir treten nur dann in Aktion, wenn aus London der Befehl zum allgemeinen Aufstand kommt."

„Aber der Aufstand hat doch schon begonnen."

„Voreilig. Der Aufstand soll zonenweise vor sich gehen, je nachdem wie die alliierten Truppen vorrücken. Ihr laßt euch von den Interessen einer einzelnen Partei, einer Klasse leiten, während wir an die Nation denken. Unser Ziel ist, den alliierten Truppen die Befreiung Frankreichs zu erleichtern. Die alliierten Truppen stehen

aber noch in der Normandie, das heißt, uns trennen über tausend Kilometer."

Josette erhob sich:

„Ich verstehe nicht, wer ihr seid. Franzosen? Oder Vertreter des ‚Intelligent Service', Quartiermacher der Amerikaner?"

Legland verlor die Selbstbeherrschung, er lief auf Josette zu und schrie, sie mit seinem Speichel überschüttend:

„Wir sind Franzosen von Geburt an, während ihr am zweiundzwanzigsten Juni neunzehnhunderteinundvierzig auf Befehl Franzosen wurdet. Verstanden?"

Nachdenklich und leise, als spräche sie mit sich selbst, sagte Josette:

„Ich habe das schon einmal gehört — neununddreißig, als ihr euch zur Kapitulation vorbereitet und uns in die Gefängnisse gesperrt habt. Ihr fürchtet auch jetzt nicht so sehr die Deutschen als die Arbeiter. Leben Sie wohl, Monsieur Legland, entschuldigen Sie, daß ich Sie beunruhigt habe."

Es war noch dunkel, als die Partisanen die Stadt verließen. Viele Bergarbeiter gingen mit. Auch die Familien der Streikleiter zogen davon. Noel hatte befohlen, sich in kleine Gruppen aufzuteilen. Am Gebirgspaß sollten sie wieder zusammentreffen: dorthin werden sich die Deutschen nicht wagen. Josette führte eine Gruppe von Bergarbeitern mit Familien. Bei Quatre-Routes stießen sie auf deutsche Soldaten, die ihnen „halt" zuriefen. Viele große Steine lagen in dem mit grauem, stachligem Gras bewachsenen Tal. Als die Deutschen sahen, daß mehrere Leute hinter den Steinen verschwanden, eröffneten sie Feuer. Josette rief:

„Lauft weg!"

Sie nahm Deckung hinter einem Stein und schoß. Zwei Deutsche fielen, die anderen erwiderten das Feuer. Die Bergarbeiter, die Frauen und die Kinder waren schon in Sicherheit: sie hatten kriechend den Bergabhang mit den schmalen tiefen Spalten erreicht.

Die Deutschen marschierten weiter, sie hatten Eile, in die Stadt zu kommen. Die Bergarbeiter, die zu Josette zurückkehrten, fanden sie am Boden liegend, den Stein mit beiden Händen umklammernd. Ihr Gesicht war angespannt, vom Tode nicht gelöst, es sah aus, als schieße sie noch immer. Die Kumpel trugen Josettes Leiche auf den Berg. Sie wurde neben dem Gebirgspaß unter einer mächtigen Ulme begraben. Niemand kannte ihren richtigen Namen, man wußte nur, daß sie in der Picardie als Tochter eines Bergmanns zur Welt gekommen war. Und die Genossen schrieben auf den Grabstein: „Pauline, Tochter eines Bergmanns, Tochter des Volkes, 17. Juli 1944."

Leutnant Schmidt war begeistert:

„Die Terroristen sind ausgerückt!"

„Ich verstehe nicht, worüber Sie sich freuen", sagte von Gerlach. „Heute haben sie sich davongemacht, morgen kommen sie wieder."

Und Hauptmann von Gerlach dachte: wie gut wär's, wenn ich mich davonmachen, meinen Boucher nehmen und nach Schwalbach ziehen könnte. Es sieht aber nicht danach aus. So ein Idiot wie Schmidt hat's gut — der glaubt, es sei immer noch neunzehnvierzig... Und von Gerlach ließ sich erschöpft aufs Sofa fallen.

„Ordnen Sie an, daß man mich nicht mehr stört."

Wie ein Posten stand die alte Ulme über Josettes Grab. Waldarm war die Gegend; die Bäume lebten vereinsamt und beschaulich, sie waren den Bewohnern der umliegenden Dörfer gut bekannt. Man sagte: „Ich habe mich unter der Esche neben der Mühle ausgeruht" oder „ich bin Marie am alten Ahorn begegnet" oder „kommen Sie zur Platane am Bach". Die Partisanen besprachen einen neuen Überfall auf die Stadt, und der aus Albi eingetroffene Genosse sagte zu Noel: „Wir treffen uns an der alten Ulme." Während Noel auf ihn wartete, mußte er an Pauline denken: wieviel Kraft war in dieser kleinen Frau... Dann lauschte Noel dem unaufhörlichen Rascheln des Laubs und dachte: es flüstert, doch niemand kann es verstehen... Die Sprache des Baumes war einfach und rätselhaft wie die Musik, die Josette geliebt hatte.

* 9 *

Muttchen ist ein Prachtkerl, was für Briefe sie schreibt, sagte sich Minajew vorwurfsvoll, wenn ihn die Schwermut des vierten Kriegsjahres übermannen wollte. Aber Maria Michailowna fühlte sich in der letzten Zeit gar nicht mehr gut; natürlich hätte sie um nichts in der Welt Mitja davon geschrieben. Tagsüber riß sie sich noch zusammen, doch kaum lag sie im Bett, so verspürte sie überall Schmerzen. Sie hatte schon immer gern hoch geschlafen und sich einige Kissen unter den Kopf gelegt; jetzt aber setzte sie sich mitten in der Nacht im Bett auf und begann mit offenen Augen zu träumen; sie dachte an Mitja, an die Nachbarn, an den Krieg: die Gedanken verwirrten sich vor Müdigkeit, doch der Schlaf wollte nicht kommen.

In der Gemeinschaftswohnung, die Minajew „Arche" nannte, hatte sich vieles verändert. Das Zimmer der Parschins hatte das Ehepaar Kasakow bezogen; dann kehrten die Parschins aus Barnaul zurück und Kasakows wollten nicht ausziehen. Das Bezirkswohnungsamt erklärte, die Parschins hätten die Miete nicht rechtzeitig eingezahlt, aber der Staatsanwalt ergriff ihre Partei; der Streit währte vier Monate, dann zogen die Parschins endlich wieder ein. Schurotschkas Mann war im vergangenen Herbst bei Gomel schwer verwundet worden, er kehrte als Krüppel heim, stampfte mit den Krücken

durch die Wohnung und sagte zu Schurotschka: „Ich falle dir zur Last." Sie antwortete: „Das ist nicht wahr, ich liebe dich nur noch mehr, mach dir keine Gedanken, wir werden schon durchkommen." Irina Petrowna Kowaljowas Sohn hatte sich wieder ausgezeichnet; im Frühjahr, als er auf Urlaub zu Hause war, bekam er im Kreml einen Orden; er erfüllte die Wohnung mit seinem Gestampfe, mit Matrosenausdrücken und Erzählungen vom fernen nördlichen Meer. Irina Petrownas Tochter Natascha hatte geheiratet. Katzmanns Frau war aus Alma-Ata zurückgekehrt — als sie die Wohnung zum erstenmal wieder betrat, brach sie in Tränen aus: hier erinnerte sie alles an Grischa. Der Krieg war schon längst von den Moskauer Vororten nach Polen, den Karpaten, an die Grenzen Deutschlands vorgerückt. Die Menschen atmeten leichter und hatten es deshalb vielleicht schwerer. Irina Petrowna, die früher den Beschwerlichkeiten des Alltags keine Bedeutung beimaß, wurde jetzt ärgerlich, wenn es auf einen Kartenabschnitt keine Ware gab oder wenn der Strom gesperrt wurde. In den drei Kriegsjahren hatten sich alle überarbeitet, alle waren mit den Nerven herunter. Eines Tages verkrachten sich Irina Petrowna und die Parschina wegen eines lächerlichen Kochtopfes, hinterher aber schämte sich Irina Petrowna selbst: als wäre der Krieg schon vorbei... Warf man einen Blick auf die Moskauer Straßen, so konnte man den Krieg vergessen — viele Wagen, viele Menschen, wohl noch mehr als vor dem Krieg; man unterhielt sich über Theaterbillette, über Zimmer, Lebensmittelkarten und Rationen. Aber der Schein trügt. Gewiß, man hatte sich an den Krieg gewöhnt, wie man sich an alles gewöhnt, auch an die Siege, sagte: „Heute gibt es zwei Salute, den einen für Pskow und den anderen ... ich weiß nicht mehr wofür." Man hatte sich auch an die Trennung gewöhnt. Aber diese äußerliche Ruhe barg Unruhe, Trauer um die Dahingegangenen, Hoffnung auf ein baldiges Wiedersehen.

Wenn Katzmann abends zu dem mit grünen und roten Lichtern geschmückten Himmel aufblickte, empfand er besonders schmerzlich, daß Grischa niemals mehr ins Zimmer stürzen und rufen werde: „Papa, die Dynamo-Fußballer haben drei zu eins gewonnen!" Und wenn der Sprecher sagte: „Ewiger Ruhm den Helden", mußte David Grigorjewitsch an das erste Kriegsjahr denken. Damals gab es keine Raketen und keine Siegessalven...

Maria Michailowna bangte jetzt mehr denn je um Mitja. Er hat geheiratet, sie müßten ihr junges Glück genießen, aber beide stehen draußen im Feld... Nachts lauschte sie den Geräuschen: bald stampfte Wolkow mit seinen Krücken, bald war aus Katzmanns Zimmer unterdrücktes Schluchzen zu hören: Anna Borissowna weinte nur des Nachts, wenn ihr Mann in die Redaktion gegangen war. Und Maria Michailowna wurde so bang ums Herz; sie nahm Mitjas Briefe aus der Kommode, die Bilder ihrer Schwiegertochter und ihres Sohnes,

betrachtete sie lange, drückte sie an die Lippen und hielt sie so fest umklammert, als wollte sie das zerbrechliche Glück vor dem Tode schützen.

Es war ein heißer Julitag. Maria Michailowna saß und nähte, als Katzmann ins Zimmer rief:

„Sehen Sie zum Fenster hinaus!“

Über die Sadowaja wurden deutsche Kriegsgefangene geführt. Wolkow klopfte, er bat um die Erlaubnis, aus dem Fenster zu sehen, das seine ging auf den Hof hinaus.

Unten auf dem Gehsteig drängten sich die Menschen; weder Rufe noch Gelächter waren zu hören. Die Menge blickte schweigend auf die Deutschen: drückend schwer war dieses Schweigen, und viele Gefangene hielten den Blicken der Frauen nicht stand und wandten die Gesichter ab.

Niemals hatte sich Maria Michailowna vorstellen können, wie die Leute aussahen, die so viel Leid über die Menschheit gebracht, die Grischa getötet und Wolkow zum Krüppel gemacht hatten. Sie sah die Deutschen an, bemüht, etwas sehr Wichtiges zu begreifen.

Voran gingen die Generale; Maria Michailowna schaute sich einen von ihnen genauer an und schüttelte den Kopf: ein bejahrter Mann — hat denn so einer kein Schamgefühl gehabt?... Dann kamen die Offiziere, unter denen auch viele ältere Männer waren. Die Kolonne hielt. Maria Michailownas Blick kreuzte sich mit dem eines Offiziers; kalter Schauer überlief sie — so viel Bosheit lag in seinem Blick. Sie sagte leise:

„Richtige Mörder.“

Wolkow brummte:

„Ich habe genug von der Sorte gesehen.“

Er ging in sein Zimmer. Auch Katzmann sah nicht mehr auf die Straße hinaus, er ließ sich aufs Bett nieder. Sein Gesicht war so vergrämt, daß Maria Michailowna sich zu ihm setzte:

„Jetzt hat man ihnen das Handwerk gelegt, sollen sie die Städte wiederaufbauen, die Verruchten; die Menschen können sie ja nicht wieder zum Leben erwecken.“

Katzmann antwortete:

„Sie sagten — Mörder; ich habe das nicht einmal empfunden. Sie gehen wie ganz gewöhnliche Menschen, gäbe man ihnen andere Kleidung, so würde niemand sagen... Sie kauen da was, unterhalten sich, lachen. Dabei haben sie lebende Kinder vergraben... Das ist ja das Furchtbare, daß man aus Menschen alles machen kann. Die da waren doch auch einmal Kinder... Und Grischa...“

Er konnte nicht zu Ende sprechen. Maria Michailowna umarmte ihn:

„Alle werden gleich geboren, das stimmt, es kommt aber darauf an, was dem Menschen eingegeben wird... Ich meine seelisch...

David Grigorjewitsch, Sie sollten nie vergessen, daß Grischa gesiegt hat."

Unter den Gefangenen ging auch Schirke. Neugierig betrachtete er die Stadt, die Menschen. Hohe Häuser, wie in Berlin, und daneben niedrige Häuschen. Zu viele Menschen... Schirke hatte erwartet, die Russen würden fluchen, vielleicht mit Steinen nach ihnen werfen, doch die Russen schwiegen, und er dachte angewidert: der Osten... Man hätte die Verhandlungen mit England nicht Ribbentrop übertragen sollen. Es wäre besser gewesen, wir hätten damals den Engländern Konzessionen gemacht, die Amerikaner für uns gewonnen und diese hier zertreten... Jetzt werden wir wohl kaum noch den Krieg gewinnen. Wir werden alles um zwanzig Jahre aufschieben müssen. Ich bin doch gespannt, ob man uns regelmäßig Zigaretten zuteilen wird... Er war zurückhaltend, überlegte, ob er sich den Offizieren anschließen sollte, die gegen den Führer auftraten. Geht man davon aus, daß wir verlieren, so müßte man sich ihnen anschließen, um für die Zukunft sicher zu sein. Über kurz oder lang werden die Amerikaner und Engländer sich mit den Roten überwerfen, dann kommt unsere Stunde... Was für ausdruckslose Gesichter die Russen haben! Dort, am Fenster, die beiden Alten, die Frau und der Mann, wie stumpf sie herunterblicken, nicht einmal Wut spürt man in ihrem Blick...

Neben Schirke ging ein Hauptmann. Er sagte:

„Das ist furchtbar!... Sie sehen uns an, als seien wir keine Menschen... Wenn sie wenigstens noch fluchen wollten."

Schirke zuckte die Achseln. Solche Offiziere wie der hier haben uns in die Katastrophe geführt — ein Hauptmann und läßt sich unterkriegen! In der Umgebung des Führers gibt es viele Feiglinge, doppelzüngige Kreaturen. Man sagt, die Roten stehen nicht mehr weit von der Grenze... Wie es auch sei, unser Ziel erreichen wir. Hans wird durch die Straßen Moskaus gehen, nicht wie ich, sondern als Sieger...

Ein kleiner Junge zeigte mit dem Finger auf Schirke und rief:

„Mama, wie furchtbar der aussieht!"

Die Mutter lächelte:

„Dummchen, du brauchst keine Angst zu haben, jetzt hat er einen Maulkorb um."

Abends schrieb Maria Michailowna ihrem Sohn:

„Lieber Mitjenka!

Heute wurden die Mörder durch Moskau geführt; hinterher fuhren Sprengwagen über den Fahrdamm, und ich dachte mir, daß es leichter sei, Steine reinzuwaschen als die da; man kann sie waschen, soviel man will, sie werden doch nicht rein. Ich sprach nachher noch lange mit David Grigorjewitsch. Er hat recht, wenn er sagt, daß man

aus einem Menschen alles machen kann; ich kann nur nicht verstehen, wie man es fertigbrachte, aus so vielen Schurken zu machen! Ich habe da einen gesehen, begreife gar nicht, wie man den erwischen konnte — ein richtiggehender Kriminalverbrecher. Deine Briefe klingen munter, aber ich weiß ja, daß Du lachen kannst, wenn es Dir gar nicht zum Lachen ist. Schreibe mir, wie es Dir geht, und schreibe auch mehr über Olga. Jetzt wird bald alles vorüber sein. Als sie hier vorbeigingen, habe ich gestaunt, so viele waren es, wohl an die hunderttausend. Um mich sorge Dich nicht, ich bin gesund, arbeite und warte geduldig, bis Ihr, meine Lieben, kommt."

Sie saß noch lange da, stille Tränen flossen aus ihren Augen. Dann fuhr sie zusammen: warum weine ich? Und antwortete sich selbst: die Menschen tun mir leid...

* 10 *

General von Salmuth hatte gesagt: „Oberst Gabler ist ein Feigling, so einer müßte degradiert werden." Einige Tage später beglückwünschte der General den Obersten: „Sie haben sich rechtzeitig aus der Schlinge gezogen. Das war ein glänzendes Manöver." Gabler lächelte spöttisch: so tief sind wir also gesunken, daß der Rückzug schon als ein Sieg gewertet wird.

Die von Gabler geführte Division war dem Schicksal entgangen, das die anderen Truppenteile der neunten Armee ereilt hatte. Es war schwer zu sagen, was Gabler rettete, seine Kaltblütigkeit oder die Panik, die unter den Soldaten ausgebrochen war, wohl das eine wie das andere — als Gabler sah, wie es um seine Leute stand, hatte er die Division entgegen dem Befehl in aller Eile zurückgeführt.

Über die Gefahr, in der die Division geschwebt hatte, erfuhr Richter vom Oberst selbst. Ihm waren natürlich auch früher schon schreckliche Geschichten über Minsk und den Bobrujsker Kessel zu Ohren gekommen, aber er hatte schon längst eingesehen, daß man niemandem glauben durfte: die einen sagen, man hätte die Amerikaner ins Meer zurückgeworfen, die anderen — die Roten seien in Ostpreußen eingefallen, die dritten — die „V"-Waffe hätte London ausradiert, und dann stellt sich heraus, daß das alles Märchen sind. Die Zeitungen schweigen sich aus, bringen nur beschwörende Schlagworte mit Rufzeichen oder kurze Kampfepisoden. Es heißt, der Führer habe eine neue Geheimwaffe in petto, die alles entscheiden wird; aber vielleicht ist auch das nur ein Märchen...

Wie schön, daß es uns vergönnt war auszuruhen, uns zu waschen, auszuschlafen, wieder einigermaßen Mensch zu werden. Ich zum Beispiel habe von neuem entdeckt, daß es eine Hilde gibt. Und das ist weitaus interessanter als die „V"-Waffe... Aber wer weiß, was

Hilde jetzt treibt!... Sicher tut sie schön mit ihrem Italiener... Auf alle Fälle ist es angenehm, daß ich wieder an so etwas denken kann...

Noch niemals hatte Richter Oberst Gabler in so erregtem Zustand gesehen. Der Oberst kaute an seinem kalten Zigarrenstummel, schlug mit der flachen Hand auf den Tisch. Richter dachte: sind wir vielleicht wieder in einen Kessel geraten?

Gabler begann von selbst über die Katastrophe zu sprechen:

„Vielleicht ist das weniger wirkungsvoll als Stalingrad, es wurde keine Trauer angesetzt... Für uns ist aber dieser Schlag noch schwerer. Von der Mittelgruppe sind nur noch traurige Reste übriggeblieben. Dabei stehen wir nicht mehr an der Wolga... Wissen Sie, wo wir jetzt sind? In Polen."

Richter sagte:

„Ich war in diesem Dörfchen kurz vor Kriegsausbruch. Von hier sind wir losmarschiert."

„Ich kann Ihnen zu dieser Rückkehr nicht gratulieren. Ich weiß, daß Sie keine Schuld trifft. Unsere Soldaten haben ihr Bestes getan. Doch was wollen Sie... Wenn wir vor neunzehnzweiundvierzig gesiegt haben, dann nicht dank, sondern trotz der Schreihälse, die uns auch schon damals Knüppel zwischen die Beine warfen. Jetzt, wo Deutschland am Rande des Abgrunds steht, wollen sie mit der Armee abrechnen."

Richter glaubte, Gabler habe dienstliche Differenzen — Feldwebel Engel hatte behauptet, man werfe dem Oberst Feigheit vor. Und Richter wagte zu sagen:

„Wenn die Sache vor den Führer kommt, wird er verstehen, daß Sie unsere Division gerettet haben."

Gabler lächelte mißmutig und zeigte seine langen auseinanderstehenden Zähne. Das Telephon klingelte. Der Oberst nahm den Hörer ab, schmiß ihn aber gleich wieder hin. Er rief Richter zu:

„Sie können gehen!" Dann besann er sich, gab ihm die Hand. „Verzeihen Sie, ich habe viel zu tun."

Richter verließ ihn in tiefer Bestürzung: die Erregung des Obersten hatte sich auf ihn übertragen. Er wollte seinem neuen Freund, dem Feldwebel Engel, erzählen, daß der Oberst anscheinend viele Feinde habe, aber Engel ließ ihn nicht dazu kommen:

„Was sagst du nun? Hat dir der Oberst denn nichts erzählt? Vor zwei Stunden wurde es bekanntgegeben... Man hat eine Bombe auf den Führer geworfen, er wurde aber nicht verletzt."

Das war so unerwartet, daß Richter fragte:

„Wer hat geworfen? Die Engländer?"

Engel prustete los:

„Was für Engländer! Ein deutscher Offizier. Generaloberst Beck ist in die Sache verwickelt."

„Ich verstehe nichts."

„Kein Mensch versteht was. Ich empfehle dir aber, nicht zu fragen — man kann auch ohne Bombe in die Luft fliegen."

Daher also Gablers Zustand. Wie gemein — die Roten rücken auf die deutsche Grenze zu, und da finden sich Schufte, die ihre Rechnung mit dem Führer begleichen! Sie wollen ein zweites neunzehnhundertachtzehn... Sollte sich aber wirklich ein Generaloberst mit den Kommunisten eingelassen haben? Unbegreiflich!

Richter wurde bald von der hohen Politik abgelenkt; man brachte die Post. Hilde schrieb, die Stimmung in Wernigerode sei furchtbar, aber sie tue alles, um gegen den Pessimismus anzukämpfen, spiele mit einem „bescheidenen Architekten" Tennis und warte auf Kurts Rückkehr. Richter fluchte: was nennt sie Tennis? Möchte mir die freche Schnauze dieses bescheidenen Architekten gern mal besehen! Dann schon lieber einen Italiener, einen Bankier, einen Erdarbeiter. So viel primitiven Anstand müßte sie doch wahren: eine Architektenfrau hat ihren Mann nicht mit einem Architekten zu betrügen...

Sie blieben längere Zeit in dem ärmlichen Dörfchen. Unwillkürlich erinnerte sich Richter an die Vergangenheit, an die Juninacht, an Kleppers naive Augen, an Marabu. Keiner von den Alten ist am Leben geblieben. Klepper fiel, als wir bei Moskau Fersengeld zahlten. Bittere Kälte herrschte, alle waren niedergeschlagen — damals konnte sich noch niemand einen Begriff davon machen, was eine richtige Niederlage ist. Klepper war ein kleiner Gernegroß, aber kein schlechter Kerl, er träumte von einem Mädchen, das er heiraten wollte, hat uns ihr Photo gezeigt. Ein schönes Haus hatte er in Hamburg, das steht sicher auch nicht mehr... In demselben Winter ist auch Unteroffizier Bauer gefallen. Ein stiller, bescheidener Mensch war das, Marabu behauptete, er sei ein verkappter Verräter — er sprach allzu nachsichtig mit den Russen. Und ein Russe hat ihn getötet... Wo bleibt denn hier die Logik? Der arme Marabu, er hatte viel gelesen, aber zu abstrakt gedacht. Menschen wie er sind nicht fürs Leben geschaffen. Er fiel, als wir auf Kursk marschierten, er glaubte, wir würden es nehmen... Ein furchtbarer Kampf war das im Graben. Die Russen hatte die Wut gepackt. Ein merkwürdiges Volk, die Russen — im allgemeinen gutmütig, doch wenn man sie reizt, sind sie wie besessen... Braun, der Dolmetscher, hat einmal von einem Rätsel erzählt, das Ödipus lösen sollte: Wer wird siegen, der Russe oder der Teufel, und Ödipus antwortete: „Es hängt davon ab, was für ein Teufel: ein russischer oder ein preußischer, wenn es ein russischer ist, so kann der Teufel siegen." Braun blieb in Rshew; er schrieb gerade eine Meldung über die „Moralische Verfassung der Russen", da explodierte eine Granate... Als wir von der Desna türmten, fiel Küchenschabe. Wenn man sich erinnert, ist einem, als ginge man durch einen Friedhof... Noch vor kurzem hat der rothaarige Karl gesagt, die Espen reichten für alle Roten aus,

und nun gibt es keinen Karl mehr, er und Oberleutnant Hase gingen beim letzten Rückzug verschütt.

Richter hing seinen trüben Erinnerungen nach, als Feldwebel Engel in höchster Erregung gelaufen kam.

„Oberst Gabler ist verhaftet. General Hellwitz ist aus dem Stab eingetroffen und hat die Division übernommen."

Engel war der einzige Mensch, dem Richter vertraute, er sagte zu ihm:

„Das ist doch furchtbar! Der Oberst hat uns aus dem Kessel geführt. Für Rshew hat ihm der Führer seinen Dank ausgesprochen. Nun sag, verstehst du noch was?"

Engel sah Richter mit seinen kleinen schlauen Äuglein an:

„Hier kann man entweder gar nichts verstehen oder man versteht zuviel, und das ist gefährlich."

„Nein, im Ernst... Hältst du es für möglich, daß der Oberst in diese Sache verwickelt ist?"

„Ich werd' es dir jetzt so erklären, als ob ich drei Jahre in der Propagandakompanie gearbeitet hätte. Die alten Militärs sind Reaktionäre. Sie halten die Lage für kritisch und wollen mit den Plutokraten zu einer Verständigung kommen. Sie werden sich doch schließlich nicht mit den Bolschewiki einlassen... Voraussetzung für solche Verhandlungen ist aber eine entsprechende Situation. Und so haben sie eben beschlossen, unbequeme Leute aus dem Wege zu räumen. Natürlich sind das Verräter, auch Gabler ist ein Verräter."

Richter merkte, daß Engel im Grunde seines Herzens mit dem Oberst solidarisch war, sich aber aus Angst nicht dazu bekannte. Es geht ja auch nicht um Engel... Also war Gabler mit den Verschwörern im Bunde, deshalb war er wohl auch so aufgeregt... Er ist doch ein guter Soldat, ein typischer Vertreter des alten Deutschland. Er hatte recht — die Amerikaner können wohl mit Militärs, mit der Geistlichkeit, mit Brüning verhandeln, aber nicht mit den Nazis... Und die Lage ist verzweifelt, das ersieht man sogar aus den Zeitungen. Die Amerikaner haben die Bretagne besetzt, wahrscheinlich werden sie nun auf Paris marschieren, und die Roten stehen schon an der Weichsel. Dieser Wahnsinnige aber läßt deutsche Generale aufhängen. Richter zuckte zusammen — er hat den Führer in Gedanken einen Wahnsinnigen genannt; doch gleich darauf bestärkte er sich darin: ich habe schon neunzehnhundertachtunddreißig so gedacht. Damals begeisterten sich die Bengels, und ich sagte zu Hilde, das wird noch ein schlechtes Ende nehmen. Gott sei Dank, ich bin kein Nazi. Ich wurde gezwungen zu kämpfen, während ich friedlich leben, Häuser bauen wollte, sonst nichts... Vorgestern wurde durchgegeben, daß auch Oberst Wilke an der Verschwörung beteiligt ist. Klar — die vom Geheimdienst wissen mehr als die anderen. Im

übrigen hat Wilke nichts gewußt, kurz vor Ausbruch des Krieges hat er noch von einer „halbfriedlichen Durchdringung" geredet. Der Krieg ist ein Würfelspiel... Jetzt gilt es, heil davonzukommen, es wäre dumm, sein Leben für eine verlorene Sache zu lassen.

Von diesem Tage an beschäftigte Richter nur der Gedanke, wie er aus dieser Hölle herauskommen könnte. Die phantastischsten Pläne heckte er aus: er wollte sich im Beisein eines Offiziers verletzen, damit man ihm keine Selbstverstümmelung vorwerfen konnte, wollte erklären, er habe wichtige Angaben über Gablers Verrat zu machen, könne sie aber nur in Berlin auf Grund alter Tagebücher zusammenfassen, wollte desertieren und eine Polin bitten, ihn bis Kriegsende zu beherbergen. Aber Richter wußte selbst, daß das alles Unsinn war. Engel, der vor dem Krieg ein Schuhgeschäft in Charlottenburg besessen hatte, sagte einmal:

„Im übrigen haben wir's nicht mehr weit bis nach Hause."

Und Richter gab sich Träumereien hin: vielleicht wird alles gut enden — wir werden zurückgehen und zurückgehen, bis ich eines Tages vor Hilde stehe. Soll sie sich mit diesem Architekten küssen, hol's der Teufel, Hauptsache, ich schlage mich bis zu ihr durch...

* II *

Sie gingen vom Flüßchen aus über das Feld, und alle Blumen dieses russischen Feldes, der bescheidene Klee, das weiße duftende Lungenkraut, die Glockenblumen, das blauäugige Immergrün, die Margeriten, wilden Nelken, Ranunkeln, der Huflattich und viele andere goldgelbe, blaßrote, violette, grüßten Sergej und Walja mit dem Duft des Sommers, der, wenn der heiße Tag zur Neige geht, Menschen und Bienen trunken macht. Waljas Glück war so vollkommen, daß sie nicht fragte, nicht erzählte, nur hin und wieder Sergejs Hand ergriff, als wollte sie sich vergewissern, daß er da war, und sie dann wieder sinken ließ; haben doch ungewöhnlich glückliche Tage weder Augen noch Erinnerungen. Sie pflückte eine Pusteblume und blies.

„Oh, ich habe nicht alle Blüten weggeblasen!"

„Was hast du dir denn dabei gedacht?"

Sie lächelte verlegen: sie hatte sich etwas dabei gedacht, wußte aber selbst nicht mehr was.

Vor Sergejs Ankunft hatte Walja sich oft gefragt: wie wird unser Wiedersehen sein? Vielleicht werden wir uns nichts zu sagen haben? Er hat doch drei Jahre lang ein ganz anderes Leben gelebt. Und wie lange sind wir denn überhaupt zusammengewesen? Doch als Sergej eintrat und sie umschlang, war alles bereits gesagt — durch die eine stürmische Bewegung, mit der sie einander in die Arme fielen.

Langsam schienen die Tage des Glücks zu vergehen — sie kannten keine Ereignisse, keine bedeutsamen Worte — und doch verflogen sie allzuschnell. Bin ich denn wirklich schon vier Tage hier, dachte Sergej, es ist zu schön... Es war eine eifersüchtige Liebe, die sich in Sehnsucht verzehrt hatte, die wußte, daß eine neue Trennung bevorstand, und die Liebe ließ sie nicht zu sich kommen; sie war mit ihnen im Walde, knickte mit ihnen das hohe duftende Gras, trillerte und pfiff in allen Vogelstimmen, brachte einen Arm voll Blumen in Waljas Zimmer, blies ungeduldig die kleine Lampe aus.

Über das Erlebte sprach Sergej erst am sechsten oder siebten Tag; er lächelte: „Weißt du, warum ich daran denke? Bald muß ich wieder hin..." Er fürchtete, Walja würde seine verworrenen Erzählungen nicht verstehen; aber in Walja waren alle Sinne so gespannt, sie war so begierig, alles, was Sergej erlebt hatte, mitzuerleben, daß sie das von Granaten zerfurchte Feld, die Erdhütte, in der Major Schilejko saß, und das kleine Boot am Dnjepr deutlich vor sich sah. Walja hatte Ereignisse und Menschen stets auf eigene Art aufgenommen; es war schon lange her, daß sie einmal zu Sergej gesagt hatte: „Bei mir ist es wie verhext — ich habe kein Gefühl für Proportionen, als sähe ich durch ein Fernglas: bald ist alles sehr nah und groß, bald wieder weit entferntes Panorama." Jetzt aber, als sie Sergejs Worten lauschte, spürte sie den schweren Alltag des Krieges; sie sah Sergej verwundert an: ich glaube ihn zu kennen und weiß doch nichts von ihm... Woher nimmt er diese Kraft, diese Ruhe?...

Er erzählte:

„Es war in Stalingrad, im August oder September. Sechs Mann waren in dem Haus. Die Deutschen griffen an. Kein Wasser, brütende Hitze. Fünf Tage hielten sie sich, zum Schluß blieben nur noch zwei Mann am Leben — Schustow und Wanja, wie ihn alle nannten. Major Schilejko fragte sie später: ‚Wie habt ihr euch nur gehalten?' Wanja antwortete: ‚Konnte es denn anders sein? Wir sind Kommunisten.' Glaubst du, es handelt sich hier um Mut? Ich habe auch mutige Deutsche gesehen. Aber was können sie antworten? ‚Ich bin Deutscher', mehr nicht. Darin liegt der ganze Unterschied, deshalb haben sie jetzt den Kopf verloren. ‚Ich bin Kommunist' — mit diesen Worten kann man auch zum Galgen gehen. Und was bedeutet: ‚Ich bin Deutscher'? Solange sie nur erobert haben, hatte das noch einen gewissen Klang, jetzt aber kommt es ihnen selbst lächerlich vor... Dieser Krieg ist nicht ein Krieg wie die früheren. Du weißt, wie ich Frankreich liebe. Paris habe ich nicht vergessen und werde es auch nicht vergessen. Die Steine. Die Menschen... Sicher gibt es auch in anderen Ländern viele Wunder — in Spanien, in Mexiko, in Indien, überall. Handelt es sich denn darum, daß die Deutschen eine niedere oder eine höhere Rasse sind oder daß etwas bestimmt besser sein muß, weil es uns gehört? Hör, Walja, es war in Orel... Auf der

Straße lagen deutsche Bücher, Kitsch — faschistische Propaganda, Kriminalromane. In meinem Bataillon war ein Kasach; er sah die Bücher, hob sie behutsam auf — er wußte nicht, was in ihnen geschrieben stand, aber er tat es aus Achtung vor dem Gedanken, dem Wissen. Darin sind wir ihnen über... Wir sind ihnen über, weil wir als erste den Weg beschritten haben... Bahnbrechen ist das Schwierigste, und wir sind die Bahnbrecher. Deshalb werden wir so gehaßt. Und auch geliebt... Bei Minsk habe ich ausländische Journalisten getroffen... Nein, ich will jetzt nicht davon sprechen, es ist zu gemein... Denken wir lieber an den französischen Arbeiter in Roche aîné... Vielleicht sind in Amerika die Fabriken besser, aber können denn die amerikanischen Arbeiter die Ford-Werke so verteidigen, wie die Stalingrader den ‚Roten Oktober' verteidigt haben? Eine Mutter wird ihr Kind nie hergeben, und jeder von uns trägt im Herzen ein Kind — die Zukunft, nicht nur die eigene, nicht einmal nur unsere, nein, die Zukunft der ganzen Welt. Das Wundervollste ist, eine Brücke hinüberzuschlagen, in ein anderes Zeitalter..." Plötzlich lachte er auf. „Da siehst du, wo ich gelandet bin, ich, der Brükkenbauer, singe ein Loblied auf die Brücken."

Das sagte er, weil er sich seiner Worte ein wenig schämte. Walja aber umarmte ihn:

„Nicht lachen. Du hast die Wahrheit gesprochen."

Die Aufführung im Klub war schon lange angekündigt worden, noch bevor Walja das Telegramm von Sergej erhalten hatte. Jetzt wollte sie nicht mitmachen, aber Lida sagte: „Das geht nicht, du läßt uns alle aufsitzen." Da wandte sich Walja bittend an Sergej: „Du darfst nicht hinkommen. Ich kann nicht spielen, wenn du dabei bist... Außerdem ist das Stück zu schwach, und überhaupt lohnt es sich nicht... Ich werd' mich genieren..." Aber Sergej ließ nicht nach: er wird bestimmt hingehen.

Walja hatte solches Lampenfieber, daß sie sich nicht einmal schminken konnte. Lida schlug die Hände zusammen:

„Dein Mund ist ja ganz verrutscht!"

Man spielte das Stück eines völlig unbekannten Autors: „Das Mädchen aus Stariza". Es war eine recht naive Handlung, überladen mit unwahrscheinlichen Geschehnissen und pathetischen Monologen. Die Deutschen stolzierten über die Bühne wie auf einer Parade, alle hatten Peitschen in der Hand. Unentwegt schossen bärtige Partisanen in Seidenhemden. Ein Sowjetoffizier trieb Deutsche auseinander und sagte: „Na, habt ihr russisches Pulver gerochen, Aasbande!" Sergej saß in der ersten Reihe zwischen dem Sekretär des Stadtkomitees und dem Regisseur des Ortstheaters; alle drei lachten leise vor sich hin. Das Stück enthielt viele rührende Worte — die Poesie eines Menschen, der wenig Beziehung zur Literatur hat —,

aber die Laienspieler sprachen sie mit so merkwürdiger Betonung aus, daß das Pathos humoristisch wirkte.

Hinter den Kulissen litt Walja Höllenqualen. Ich werde den Mund nicht aufmachen können, Serjosha sitzt doch im Saal... Warum habe ich nachgegeben? Er wird mich auslachen...

Als sie auf die Bühne trat, vergaß Sergej die Ungereimtheit des Stücks. Sie sprach mit solcher seelischen Hingabe, mit solcher Erregung, daß der Saal den Atem anhielt. Ihre Stimme gab den Worten andere Bedeutung. Ein dicker Deutscher verhörte sie, und sie antwortete:

„Wer ich bin? Ich weiß nicht, wie ich heiße. Ein Mädchen aus Stariza. Sie fragen, wer mich veranlaßt hat, die Bahnbrücke zu sprengen? Ich sprach mit dem Faulbeerbaum und mit dem Geißblatt. Ich war auf dem Friedhof, am Grabe meiner Mutter. Ich hörte, wie am Morgen ein Feldvogel vor meinem Fenster zwitscherte. Mich weckte der erste Sommerregen, der auf das Dach trommelte. Da erhob ich mich und ging... Sie können mich töten, das ist einfach. Es ist leichter, als eine Brücke zu sprengen. Aber morgen wird eine andere kommen und Ihnen sagen: ‚Ich bin ein Mädchen aus Stariza.‘“

Sie stand auf der Bühne, zorndurchglüht und zart. Der Saal toste vor Begeisterung. Der Regisseur sagte: „Wir müssen sie zu uns herüberholen...“ Sergej aber hörte nichts: er war noch im Bann der reinen Stimme: „Vogel... Geißblatt... Ich ging ..“

In der Nacht sagte er zu Walja:

„Walja, Mutter hat recht, du mußt nach Moskau. Du wirst sagen, daß ich nicht objektiv bin, aber du hast doch gesehen, wie du auf die Zuschauer wirkst... Warum willst du nicht?“

„Ich habe Angst, dir fremd zu werden.“

Er nahm ihre Hände und küßte sie lange.

„Walja, wir sind uns zweimal begegnet — als ich kam und heute, als du auf die Bühne tratst. Du verstehst gar nichts... Ich werde dummes Zeug reden wie in deinem Stück, sei mir nicht böse. Nach meiner Verwundung lag ich auf dem Verbandplatz. Ich sah viele Sterne. Plötzlich war mir, als könnte ich einen davon fangen wie einen Leuchtkäfer... Weißt du denn, was fern und was nah ist? Vor dem Krieg hast du selbst gesagt, man könnte das Fernglas umkehren. Sag mir die Worte, die du mir geschrieben hast.“

„Ich kann mich nicht entsinnen.“

„‚Doch meine treue Liebe stieg so hoch...‘“

„‚...daß keine Schätzung ihre Schätz' erreicht‘, Serjoshenka, keine Schätzung...“

* 12 *

Dédés Abteilung war schon Mitte Juli mit Waffen versorgt worden. Gustav hatte damals erzählt: „Ein englischer Major wurde mit dem Fallschirm abgeworfen. Er rückte gleich mit der Sprache heraus: die Verbündeten stoßen in der Normandie auf Hindernisse und haben aus diesem Grunde ihre Einstellung zu den Partisanen revidiert; sie setzen ihre Hoffnung auf uns. Ich sagte ihm geradezu, daß Hoffnungen allein uns wenig nützen, wir brauchen Waffen. Da erklärte er: ‚Ich weiß nicht, wie es anderswo ist, aber hier wollen wir nicht nur die AS, sondern auch die FTP ausrüsten.' Und wir bekamen wirklich Waffen. Jedes Ding hat zwei Seiten — sie kommen nicht vorwärts, dafür können wir uns bewegen."

Im Laufe eines Monats hatte man viel getan: der ganze Bezirk war von Deutschen gesäubert worden. Die Deutschen hielten nur noch Limoges, wo sie die Straßen verbarrikadiert und die Gebäude befestigt hatten. Die Garnison war stark, bestand zum großen Teil aus SS-Männern. Gustav sagte: „Es ist Zeit, Limoges zu nehmen. Wir werden doch nicht auf die Verbündeten warten!"

Major Dédé ließ die Abteilung antreten. Da stand Charles, ein graubärtiger Bauer, der gern erzählte, wie er während des spanischen Krieges an Blum geschrieben hatte: „Ich war sechzehn Jahre lang Sozialist und schäme mich, wenn ich vom Schicksal Madrids lese." Da stand der neunzehnjährige Kommunist Givet, ein pfiffiger Pariser Arbeiterjunge, der einen deutschen Offizier in Brives erschoß. Da stand der Bergarbeiter André, der neunzehnhundertdreiundvierzig Dynamit aus den Gruben herausschmuggelte. Da stand der Kraftfahrer Manolo aus Barcelona, der anfangs alle Konzentrationslager Frankreichs und später alle Maquis kennengelernt hatte. Da standen der Tscheche, Pierre, Charlot, der Bär, Mado... Die Abteilung zählte sechshundert Mann.

Sie zogen durch die Dörfer. Die Bauern begrüßten sie:

„Das ist der Maquis."

Und Charles antwortete:

„Schluß mit dem Maquis. Wir gehen nach Limoges."

Auf anderen Straßen rückten andere Abteilungen auf die Stadt zu, die Abteilungen Fernands, Bernards, Georges. Limoges war eingeschlossen.

Die Deutschen wollten nach Norden durchbrechen; auf der Pariser Chaussee wurde gekämpft. SS-Männer der Division „Adolf Hitler" waren in der Stadt steckengeblieben. Manolo nahm einen SS-Mann gefangen, fand ein Photo bei ihm — eine russische Hütte, Schnee, eine halbnackte weinende Frau.

„Hast du diese Aufnahme gemacht?" fragte Manolo. Der SS-Mann nickte. Manolo zeigte dem Bären das Bild. Woronow betrachtete es,

und sein Gesicht wurde finster. Manolo sagte: „Gräm dich nicht, er hat seine Strafe schon weg.“

Charles hatte eine Schwester in Oradour gehabt. Die Deutschen hatten sie zusammen mit ihren Kindern verbrannt. Charles sagte: „Vielleicht wissen die Amerikaner nicht, gegen wen sie kämpfen, ich weiß es.“

Der Ring um die Stadt wurde immer enger. Der letzte Ausfallversuch wurde bei Aix abgewiesen.

„Morgen gehen wir zum Sturm über“, sagten die Partisanen, als sie erfuhren, daß man Dédé in den Stab gerufen hatte.

Dédé galt als einer der besten Partisanenführer. Er war ein stämmiger Mann in den Vierzigern mit lebhaften scharfen Augen und einer hervorstehenden Unterlippe, die seinem Gesicht etwas Rebellisches gab. Vor dem Krieg hatte er niemals an Krieg gedacht; er hatte über den Heften seiner Schüler gesessen und stolz gesagt: „Meine Schule ist die fortschrittlichste im Departement.“ Diese Schule lag nicht weit von Limoges, aber Dédé dachte jetzt selten an sie: deutsche Güterzüge, Sprengstoff, Waffen verdrängten alle anderen Gedanken.

Dédé glaubte, Gustav habe ihn zu einer Lagebesprechung gerufen. Aber Gustav sagte:

„Du fährst mit den anderen als Parlamentär. General Gleinitzer will die Kapitulationsbedingungen besprechen.“

„Was für Bedingungen? Hände hoch, und aus...“

Gustav erklärte, daß die Lage kompliziert sei, die Deutschen hätten Geschütze. Der Vertreter des alliierten Kommandos, der nämliche englische Major, werde die Parlamentäre begleiten.

„Die Boches wollen nicht vor uns kapitulieren, sie verlangen, daß die Alliierten mit ihnen verhandeln. Bitte schön, wir präsentieren ihnen diesen Major, mehr bekommen sie nicht, sie haben sich zu ergeben und damit basta. Der Major wird die Verhandlungen führen, du mußt aber aufpassen, daß er sich nicht hinreißen läßt, er könnte sich nämlich einbilden, auf einer Friedenskonferenz zu sitzen, die haben sowas gern.“

Sie fuhren in die Stadt; unterwegs sagte der Engländer zu Dédé:

„Wir treffen mit den Deutschen auf neutralem Boden zusammen — bei einem Schweizer Konsul. Die Bedingungen haben sie erhalten, und ich gehe um kein Jota davon ab... Rauchen Sie?... Mich freut, daß ein Generalleutnant der Wehrmacht mit einem echten französischen Partisanen verhandeln muß. Sie sind sicher ein radikaler Linker? Ich persönlich habe mich niemals für Politik interessiert; bei uns in England gibt es auch viele linksgerichtete Leute, aber sie sind gemäßigt.“

General Gleinitzer verhandelte mit dem Major und war bemüht, die Franzosen zu übersehen; als er aber einmal einen Blick auf Dédé warf, stieg ihm vor Wut das Blut ins Gesicht: man bedenke nur, die-

ser Mensch sitzt seelenruhig da, und ich kann ihn nicht zur Gestapo abführen lassen!...

„Ich bestehe darauf, daß der Kapitulationsakt sich auch auf die Gestapoleute erstreckt", sagte der General.

Der Engländer nickte. Der General las zum zehnten Male die Bedingungen.

„Wer übernimmt die Gefangenen? Ich würde die AS vorziehen..."

Der Engländer seufzte:

„Das können wir Ihnen leider nicht zusichern, jetzt sind die Abteilungen gemischt, sogenannte ‚Innere Kräfte'... Die Partisanen aber sind hier doppelt so stark wie die AS."

Leise sagte Dédé zu dem Engländer:

„Schade, daß Sie ihm nicht einige Hundert Ihrer ‚gemäßigten Linken' mitgebracht haben. Sehen Sie doch, der arme Kerl ist sogar ins Schwitzen gekommen."

Der General fuhr sich mit einem Seidentüchlein über Gesicht und Nacken und las noch einmal das kurze Ultimatum durch.

„Gut, ich akzeptiere Ihre Bedingungen."

Der britische Major sagte gefühlvoll:

„Ich danke Ihnen, Herr General."

Dédé platzte heraus:

„Mir scheint, der Dank gebührt eher den Partisanen."

Auf dem Rückweg wollte sich der Major rechtfertigen:

„Ihr Vorwurf war unangebracht, so erfordert es die Etikette. Wir wissen schon, was wir euch zu verdanken haben, und die Amerikaner wissen es auch. Erst vor kurzem hat General Eisenhower gesagt, die ‚Inneren Kräfte' seien mindestens fünfzehn alliierte Divisionen wert. Und die ‚Inneren Kräfte' seid vor allen Dingen ihr."

„Augenblicklich brauchen Sie uns", antwortete Dédé. „Im Sommer neunzehnzweiundvierzig und auch dreiundvierzig habt ihr uns keine Waffen gegeben. Ich fürchte, eure Gefühle uns gegenüber werden wieder erkalten, sobald die Deutschen vertrieben sind. Und in der Liebe ist Beständigkeit das Wertvollste, nicht wahr, Herr Major?"

Der Engländer lächelte: die Franzosen können doch ohne frivole Anspielungen nicht leben...

Eine riesige Menschenmenge füllte den Platz. Dédé bestieg einen Sockel. Er sprach über die schweren Jahre, über den Mut des Volkes, über den Maquis.

„Wir gedenken heute unserer Helden, des Maschinisten Paul, der neunzehneinundvierzig fiel, Devots, Nicolas Fougers, den wir Mickie nannten, des Spaniers José, Desirés aus der Dordogne, die alle ihr Leben für die Freiheit ließen. Wir gedenken der Helden von Stalingrad, die auch uns gerettet haben."

Dédé umarmte den Bären:

„Weißt du, wir werden diesen Platz Stalingrader Platz benennen."

Ein Mädchen küßte Woronow; er spürte ihre Tränen auf seiner Wange. Er denkt an Leningrad, an den kleinen Mischka, an Ninas Hände; und alles verschwimmt vor seinen Augen — Dédé, Limoges, die Wolken.

Mado sagte:

„Bär, wenn du jemals Sergej begegnen solltest, so erzähl ihm von diesem Tag, erzähl ihm, wie Dédé gesprochen, wie Französinnen dich umarmt haben. Weißt du noch, wie Mickie sang:

Wie lieb ist uns das Leben,
Wenn auch von Tod umdroht,
Und müssen trotzdem sterben
Noch vor dem Morgenrot...

Bär, und dann sag noch Sergej, daß neben dir Mado ging..."

Blumen, sehr viel Blumen, als habe es kein Oradour, keine Panzer, kein Leid gegeben — Rosen, Levkojen, Päonien, Georginen, Goldlack. Mado hielt einen großen Strauß roter Rosen im Arm. Sie dachte an nichts, erinnerte sich an nichts und wollte auch nicht in die Zukunft blicken. Es gibt im Leben wenige Stunden, in denen die Luft erfüllt ist von Glück und der Mensch, von Erinnerungen, von Gedanken, von allem, was ihn stark oder schwach macht, befreit, nur schaut, atmet, lächelt.

„Du wirst Barcelona wiedersehen, Manolo", sagte Mado.

Dédé wird in seine Schule zurückkehren. Der Tscheche wird Uhren reparieren. Der Bär wird nach Leningrad fahren. Dann kommt auch die Stunde, in der man selbst den Zug besteigt, mit dem Taschentuch winkt, Blumen an die Lippen drückt... Und Mado drückte die Rosen an ihr Gesicht. Sie dachte an einen Bahnhof, an ein Coupéfenster, an Sergej... Nein, nicht denken! Givet kam auf sie zugelaufen:

„France, eben wurde im Radio durchgegeben... In Paris ist ein Aufstand ausgebrochen. Fast die ganze Stadt ist befreit."

Mado umarmte Givet. Paris, das liebe Paris, Barrikaden, Kämpfe, Kastanien, die Bank!...

* 13 *

Lancier war unerträglich: bald schluchzte er, bald sprach er davon, daß er noch nie im Leben so glücklich gewesen sei; dann hielt er wieder in einem leeren Zimmer pathetische Reden, warf sich aufs Sofa — er habe einen Herzkrampf, Morillot solle sofort kommen, sonst würde er sterben —, doch eine Stunde später stürzte er aus der Wohnung und niemand wußte, wohin er ging.

Marthas Nerven hielten nicht durch, sie brach in Tränen aus. Lancier wunderte sich — ihm war, als sei seine Frau sich der ganzen Tragweite der Ereignisse nicht bewußt; dann wieder rührten ihn diese Tränen, und er suchte sie zu beruhigen:

„Vielleicht wird noch alles gut ausgehen. Und wenn nicht, so sterben wir zusammen."

„Du glaubst wohl, ich fürchte mich vor Fliegerangriffen oder Geschützfeuer? Ich habe Angst um dich, manchmal glaube ich, du verlierst den Verstand."

„Nicht ich verliere den Verstand, sondern die Welt. Ich bin Kartesianer, liebe die Logik. Was aber jetzt vor sich geht, ist purer Wahnsinn!"

Vorgestern war Pinaud gekommen; er hatte sich energisch geräuspert und gesagt:

„Herriot ist in Paris, das ist authentisch. Laval hat ihn kommen lassen. Es wird über ein neues Kabinett verhandelt. Ein Vertreter Amerikas war zweimal bei Pétain. Augenblicklich wird das Kabinett gebildet. Die Amerikaner wollen Blum oder Herriot oder Chautemps haben. Unter den Deutschen finden sich einige Wahnsinnige, die die Absicht haben, Paris unter allen Umständen zu halten. Abetz aber hat gesunden Menschenverstand... Ich bin optimistisch gestimmt — die Amerikaner sind auch daran interessiert, daß die Kommunisten nicht über die Schwelle gelassen werden, folglich ist eine Basis für einen Kontakt vorhanden. Laval soll zu Herriot gesagt haben: ‚Ich habe den Deutschen gefallen, Sie gefallen den Amerikanern, auf dem Kriegsschauplatz sind jetzt Veränderungen eingetreten, folglich müssen wir die Plätze tauschen.' Nicht dumm, wie?"

Seit dem Frühjahr lebte Lancier in ständiger Angst. Gewiß, Pinaud hatte wiederholt gesagt, daß Algier Verständnis für die Lage der Industriellen habe, die genötigt waren, mit den Deutschen zusammenzuarbeiten. Aber was hat Algier damit zu tun? Algier ist weit weg, die Kommunisten jedoch mit ihren „schwarzen Listen" sitzen in nächster Nähe. Für sie bin ich ein Verräter. Das sind doch Fanatiker, die nicht lange fackeln, man braucht nur an Lejean zu denken. Mit den Kommunisten läßt es sich reden, wenn alles ruhig ist, wenn die Polizei auf ihrem Platz steht und diese Asiaten keine Revolver in Reichweite haben. Mir hat Lejean leid getan. Ich weiß nicht, was aus ihm wurde; das eine weiß ich aber genau, daß er mit mir kein Mitleid haben wird...

Nach Pinauds Besuch lebte Lancier wieder auf. Gewiß, Laval ist ein Spitzbube, doch er kennt die Regeln des parlamentarischen Spiels. Der Marschall aber ist ein ehrlicher Franzose, dieser Meinung bin ich schon immer gewesen. Die Amerikaner sind vor allem Businessmen, die für Ordnung sind. Was für ein Glück, daß zwischen uns und den Russen Deutschland liegt! Ich kann mir vorstellen, was sein

würde, wenn rote Kosaken hierher kämen... Die Deutschen werden Paris den Amerikanern übergeben, das wird ein richtiggehender Festtag werden! Und Lancier rief:

„Martha, komm mal her! Ich will dir etwas sehr Wichtiges sagen. Man darf nur nicht laut darüber sprechen. Der wievielte ist heute? Der sechzehnte? Also bis zum ersten September werden die Amerikaner hier sein und mit ihnen Louis, verstehst du?"

Heute morgen aber war Morillot gekommen und hatte gesagt:

„Herriot ist verhaftet, und Laval ist nach Belfort geflüchtet. Zeitungen gibt es nicht — alle Federfuchser sind getürmt. Die Deutschen haben beschlossen, eine Schlacht zu liefern. Machen Sie sich also auf einen schönen Feuerzauber gefaßt."

Lancier kreischte:

„Was gibt's da zu lachen? Das ist eine Tragödie!"

„Ich wußte nicht, Maurice, daß Sie solche Angst vor dem Geknatter haben."

„Ich habe vor nichts Angst, ich war in Verdun. Aber begreifen Sie denn nicht, was es geben wird, wenn erst die Kommunisten auf die Straße gehen?... Die Polizei streikt... Das wird ein furchtbares Gemetzel."

„Ich fürchte, die Deutschen werden sich im letzten Augenblick mit den Amerikanern einigen. Sie sagen, daß die Kommunisten auf die Straße gehen werden? Das wäre gut. Auf diesen Straßen liegt so viel Schmutz, daß man sie nur mit Blut reinwaschen kann: Juni neunzehnhundertvierzig, vier Jahre unter den Deutschen, beflissenes Lächeln, Einnahmen, und hinterm Rücken zieht man ihnen eine lange Nase."

Lancier warf Morillot einen Blick zu, daß der zurückwich.

„Beruhigen Sie sich, Maurice!"

Doch Lancier hörte ihn nicht.

„Sie wollen mein Blut? Gut, töten Sie mich, aber sagen Sie es offen heraus, daß Sie ein Kommunist sind!"

Morillot holte aus der Tasche Tabletten:

„Nehmen Sie das, Maurice, ein wirksames Beruhigungsmittel."

„Ich will mich nicht beruhigen, ich bin Franzose, ich leide um Frankreich!"

Trotzdem nahm er eine Tablette, legte sich auf dem Sofa lang und schlummerte ein.

Er erwachte mit schwerem Kopf. Im Zimmer war es dunkel, der Strom war ausgeschaltet. Das Radio schwieg. Sollten sich die Amerikaner schon der Stadt nähern? Oder hat vielleicht das Gemetzel angefangen? Nichts war zu erfahren... Den ganzen Abend und die Nacht hindurch plagte ihn die Ungewißheit. Am Morgen entschloß er sich auszugehen, um zu erfahren, was in der Stadt los war. Es kam ihm vor, als schliefe er noch, oder hatte Martha recht, als sie sagte,

er hätte den Verstand verloren?... Deutsche Lastwagen rasten durch die Straßen, vollbeladen mit Möbeln, Koffern, Maschinen, Kisten. Und plötzlich sah Lancier an einer Häuserfront eine amerikanische Flagge wehen, daneben aber eine sowjetische — Sichel und Hammer... Hier hing auch noch ein altes Plakat. „Feierlichkeiten anläßlich des dritten Jahrestages der Kriegserklärung Europas an den Bolschewismus." Kaum zwei Monate sind seither vergangen... Was wohl Nivelle jetzt macht? Sicher ist er unters Bett gekrochen... Dieser Gedanke stimmte Lancier auf einmal fröhlich. Immerhin ist es schön, daß die Boches sich zum Teufel scheren! Sie haben mich genug gequält: bald wollte man wissen, warum ich mit Leo zusammengearbeitet habe, dann wieder, wo Louis ist. Louis wird sicher mit den Verbündeten kommen. Vielleicht ist auch Mado dabei?... Wie traurig, daß Marceline dieses Glück nicht erleben durfte, sie hatte die Boches schon immer gehaßt. Wenn erst die Amerikaner da sind, werde ich mit diesem Roy ein Wörtchen reden... Da weht eine französische Fahne über der Mairie. Und die Deutschen schießen nicht, erstaunlich!... Als ob das Paradies wiederkehre... Lancier hüpfte fast im Gehen, sein Gang ließ erkennen, wie glänzend seine Stimmung war. Plötzlich entdeckte er einen Maueranschlag und las:

„Wir, die Vertreter von Paris ... rufen das Volk der Hauptstadt und ihrer Vororte zum Aufstand auf... englisch-sowjetisch-amerikanisches Kampfbündnis... unser großes Paris ... Marcel Cachin, Maurice Thorez, Jacques Duclos..." Lancier trat etwas zurück und verdeckte die Augen mit der Hand. Was sind das für Amerikaner... Kommunisten sind das, weiter nichts! Worüber habe ich mich also gefreut? Die Deutschen sind mir nur auf die Nerven gegangen, aber die da werden mich kalt machen.

Dann beruhigte er sich wieder: Worte, wer mißt ihnen schon Bedeutung bei? Ja, dieser Panzer hier, den die Deutschen „Panther" nennen, das ist eine Sache. Die Amerikaner, die haben auch gute Panzer. Und was haben die Kommunisten? Flugblätter, sonst nichts. Mir können sie nicht bange machen.

Ein glühend heißer Tag. Einst war Paris um diese Jahreszeit leer; alles fuhr an die See, aufs Land. Lancier erging sich im Park von „Gellinotte"... Eine Hitze ist das, sogar der Asphalt gibt einem unter den Füßen nach! Er nahm den Hut ab, fuhr sich lange über die nasse Stirn. Er hatte Durst und setzte sich auf die Terrasse eines kleinen Cafés, bestellte Mineralwasser; er dachte an die Loire, an Marceline, an Mados Landschaften. Vor dem Café hielt ein deutscher Lastwagen. Drei Soldaten machten sich an einem Rad zu schaffen. Da tauchten plötzlich junge Leute auf. Ehe Lancier sich's versah, lagen die Deutschen auf dem Fahrdamm. Im grellen Sonnenlicht wirkte das Blut unnatürlich, war fett wie Ölfarbe. Die jungen Leute kletterten auf den Wagen und warfen Maschinenpistolen herunter.

Eine junge Frau war dabei, der Wind spielte mit ihrem goldblonden Haar. Ein bekanntes Gesicht, dachte Lancier. Es kam ihm nicht zum Bewußtsein, daß sich vor ihm ein Stück Krieg abspielte, auch die Frau erkannte er nicht. Dann stürzte er auf sie zu, erreichte sie aber nicht mehr — sie war schon mit den anderen um die Ecke verschwunden. Wer hätte gedacht, daß Leontine imstande ist, mit einer Maschinenpistole zu schießen! Sie hatte gern getanzt, Spaß geliebt wie Leo und sich niemals um Politik gekümmert. Nun ja, sie hat auch ihre Gründe... Sie hat Leo immer sehr geliebt, Marceline sagte: „Leontine hat ein großes Herz." Ich begreife, daß sie kämpft, es ist sogar edel. Ihr Gesicht atmete Begeisterung wie ein Bild von Delacroix. Auch in diesem Wahnsinn liegt Schönheit. Nur daß es keine Künstler mehr gibt, es ist eine andere Zeit, alles ist viel roher geworden... Wie schade, daß ich sie nicht einholen, ihr nicht die Hand drücken konnte. Habe mich alles in allem Leo gegenüber nicht gerade anständig benommen. Hatte doch versprochen, ihm zu helfen. Es war dumm, so etwas zu versprechen — was hätte ich tun können? Als ob die Boches auf mich gehört hätten! Wäre es Leo vielleicht leichter gewesen, wenn auch ich daran hätte glauben müssen? Dumas, der hat geschrien und hat sich ausgeschrien. Das ist doch sinnlos... Aber diese Leute hier, das ist etwas anderes — sie haben deutsche Soldaten getötet, Waffen erbeutet. Sicher sind sie mit den Alliierten im Bunde, lächerlich anzunehmen, daß Leontine Kommunistin sein könnte.

Wieder knallten Schüsse. Die Passanten liefen davon, Lancier ihnen nach. Diesmal schossen die Deutschen. Lancier lief mehrere Straßen entlang, blieb dann stehen. Furcht packte ihn, er dachte an das rote Blut auf dem graublauen Asphalt. Auch mich hätte es treffen können, gar nicht ausgeschlossen! Der Wind, der für einige Augenblicke Kühlung gebracht hatte, war wieder abgeflaut. Die Hitze wurde noch drückender, Lancier konnte sich nur mit Mühe nach Hause schleppen. Er sagte zu Martha:

„Wie unbegreiflich das alles ist. Die Kommunisten rufen zum Aufstand auf. Ich habe Leontine gesehen, Alpers Frau, mit einer Maschinenpistole in der Hand. Amerikanische Flaggen... Ich glaube, die Kommunisten wollen sich anschmieren, gehen auf Stimmenfang für die künftigen Wahlen aus, aber das sind Kindereien. Die Boches ziehen ab, man spürt keine Hast, sicher ist ein Abkommen getroffen worden, daß sie abziehen, sobald die Amerikaner Paris erreicht haben."

Abends kam Morillot vorbei. Lancier erzählte von Leontine. Morillot wunderte sich nicht:

„Ich wußte, daß sie in Paris ist. Ich habe sie im Frühjahr behandelt... Nun, Maurice, jetzt hat es wirklich angefangen. Das Pariser Befreiungskomitee hat den Aufstand erklärt. Ich bin als Arzt mobilisiert, werde Verbände anlegen."

„Wer hat Sie mobilisiert? Die Amerikaner?“
„Oberst Rol, ein Franzose. Ein Kesselschmied, hat übrigens zwei Jahre bei Berty gearbeitet.“
„Ist er Kommunist?“
„Selbstverständlich.“
Morillot hustete, lachte, rieb sich die Hände.
„Nachher wird jeder wieder an seinen Platz gestellt werden. Aber verstehen Sie, Maurice, wie schön es ist, wenigstens einmal im Leben anständige Leute auf der Straße zu sehen, die sich mit einer anständigen Sache befassen!“
Lancier hatte keine Kraft zu widersprechen; er bat Morillot nur um die nämlichen Tabletten. Dann schlief er schnell ein, hatte aber einen schweren Traum und schrie im Schlaf. Martha konnte ihn nur mit Mühe wachrütteln. Sie stand vor ihm, entkleidet, schüttelte ihn und zitterte selber vor Furcht.
„Mein Gott, du hast so schrecklich geschrien!“
„Ich habe geträumt...“
Er konnte es Martha nicht erzählen, daß er Leontine im Traum gesehen. Sie stand da mit zerzaustem Haar, hatte langsam das Gewehr erhoben und auf ihn angelegt. Kein Mensch ringsum — nur grellrote Blutlachen auf einem mit graublauen Steinen besäten Feld.

* 14 *

In der Nacht ging ein Gewitter über der Stadt nieder, aber es brachte keine Abkühlung. Der Sonntag war so schwül, daß die Aufständischen, die in die halbdunkle Wäscherei eintraten, in der sich der Gefechtsstand des Majors Luc befand, erleichtert aufatmeten: wenigstens für einige Augenblicke Kühle.
In den westlichen Stadtvierteln war es ein Sonntag wie jeder andere. Am frühen Morgen führten die Dienstmädchen die herrschaftlichen Hündchen spazieren. Später erschienen die Damen in schwarzen Kleidern mit Gebetbüchern in der Hand. In den Straßen wurden Stiefmütterchen und Levkojen verkauft. Lautlos glitten Radfahrerinnen vorüber, die ihre phantastischen Frisuren und ihre nackten Waden mit den aufgemalten Strumpfnähten von den Spaziergängern bewundern ließen. Niemand leerte die Müllkästen an den Haustoren, und der Gestank verleidete die Freude am sonntäglichen Spaziergang; auch waren Gerüchte in Umlauf, die Kommunisten hätten die Mairien besetzt und brächten Leute um, die sie Verräter nannten. Die ehrwürdigen Damen und Herren seufzten tief: würden doch endlich die Amerikaner kommen!
An den Ufern der Seine aber saßen unerschütterlich die Angler, immer noch vergeblich hoffend, daß ein Gründling anbeißen werde;

es waren Philosophen, die im Laufe des langen Sonntags über vieles nachdenken wollten.

Ein anderes Bild boten die ärmeren Stadtviertel. Die Häuser waren fahnengeschmückt, die Mauern buntscheckig von den Aufrufen der verschiedenen Komitees. Die Cafébesitzer hatten ihre Lokale aus Angst vor Schießereien geschlossen. Gruppen von Partisanen erschienen und verschwanden wieder; einige von ihnen hatten Maschinenpistolen oder Gewehre. Ab und zu fuhr ein deutscher Panzerwagen vorbei. Fortwährend wurde geschossen.

Die Wäscherei lag in einem tiefen Hof, ihre Fenster gingen auf zwei Straßen hinaus; bei einem Überfall konnte man leicht entkommen. Lejean nahm die Berichte der Eintretenden entgegen und sagte:

„Besetzt die Mairie... Roger braucht Maschinengewehre, sonst kann er nichts ausrichten... Stellt am Bahnhof Scharfschützen auf, dort fahren die Lastwagen vorbei... Wieviel Flaschen hast du?“

Die Aufständischen besaßen jetzt eine beträchtliche Anzahl von Maschinenpistolen und verfügten auch über Maschinengewehre; gestern hatten sie zwei Lastwagen mit Waffen erbeutet. Wie sollte man aber den Panzern beikommen?... Die Flaschen reichten nicht aus. Gestern schon hatte Lejean einen Verbindungsmann zu Fernand geschickt: „Brennstoff habe ich, schick mir Schwefelsäure.“ Die Partisanen nannten die Flaschen mit dem Brennstoffgemisch „russischen Cocktail“, sie wußten alle, daß diese Waffe an der Ostfront erfolgreich angewandt wurde.

„Ich habe zwei Boches erledigt“, sagte Leontine.

Lancier hatte recht: ihr Gesicht atmete Begeisterung. Zum erstenmal konnte sie all dem, was sie durchdacht, durchlitten hatte, mit der Sprache des Gewehrs Ausdruck geben — andere Worte gab es für diese Gefühle nicht. Sie dachte an den klaren Herbsttag, an dem sie Leo zum letztenmal gesehen hatte. Er hatte gesagt: „Man hat mir versprochen, mich mit den Partisanen zusammenzubringen. Ich will schießen. Und weißt du, warum? Weil ich glücklich war. Mit dir...“ Leo wurde verschleppt. Er war zu vertrauensselig... Den ganzen Winter und Frühling hindurch suchte Leontine die Menschen, die ihr Mann nicht gefunden hatte. Ende Mai machte Doktor Morillot sie mit einem Studenten bekannt. Sie verteilte Flugblätter. Und dann kam endlich ihre Stunde: sie ist Richter über die Missetäter, die ihr Glück zerschlugen... Rob, der kleine Rob, er war im Rauch erstickt, sie wiegt ihn in den Schlaf... „Madame, er muß bestattet werden...“ „Vallerie, vallera...“ „Ist das Ihr Mann? Er ist Nichtarier...“ Paris erhob sich, und die Elementargewalt des Aufstands, uralt wie die Straßen dieser Stadt, riß die kleine Grisette mit, die Leo scherzhaft „Blume des Pariser Pflasters“ genannt hatte.

Die Ereignisse deprimierten den Chef der deutschen Garnison General von Scholtitz. Ihm war befohlen worden, der Siebten Armee

freien Durchzug durch Paris zu sichern. General von Scholtitz hatte zwanzigtausend Mann unter sich, darunter viele SS-Leute, achtzig Panzer und Flugzeuge. Mit dem Pariser Pöbel wird er schon fertig werden... Aber die Politik mischte sich ein. Er konnte nicht verstehen, was die Vorgesetzten eigentlich wollten. General von Scholtitz war gewohnt zu kämpfen und Befehle auszuführen, aber mit Diplomatie hatte er sich nie befaßt. Er tat, was in seinen Kräften stand, um die Amerikaner aufzuhalten — er befehligte ein Korps —, es war nicht seine Schuld, daß die Deutschen in Saint-Lô geschlagen wurden... Doch der Führer ließ seine Wut an ihm aus und schickte ihn nach Paris, die Suppe auszulöffeln. „Ich bin nur ein kleiner General“, sagte von Scholtitz, wenn man ihn fragte, ob er die Absicht habe, die Stadt zu zerstören. „Ich führe Befehle aus.“ Er war krank, hatte einen Herzfehler. Mit dieser Krankheit hätte er noch zwanzig Jahre leben können, wäre dieser verdammte Krieg nicht dazwischengekommen...

„Paris ist eine gemütliche Stadt“, pflegte der General zu den Franzosen zu sagen. „Ihr habt nur zu viel Gesindel und Terroristen hier.“ Noch vor wenigen Tagen war alles klar gewesen: wir werden Paris nicht verteidigen, die Amerikaner werden die Stadt nicht stürmen — es besteht ein Übereinkommen: wir ziehen ab, sobald die Amerikaner die Vororte erreicht haben. Wem nutzt ein Interregnum? Nur den Kommunisten... Warum will der Führer, daß ich die Brücken sprenge und die Stadt um jeden Preis verteidige?... Man will mir hundertfünfzig Panzer von der Division „Großdeutschland“ schicken. Die haben einfach den Verstand verloren! Wir schreiben doch nicht mehr neunzehnzweiundvierzig, und ich denke gar nicht daran, die Rolle des Generalfeldmarschalls von Paulus zu spielen. Genug Dummheiten wurden gemacht!... Wir müssen Zeit gewinnen...

Und so geschah es, daß General von Scholtitz mit Herrn Nordling verhandelte. Nordling war ein anständiger Mensch, er war schwedischer Konsul und Präsident der Aktiengesellschaft „Kugellager SKF“. Natürlich fühlte der General, daß die Sympathien des Schweden den Alliierten gehörten, das war alles andere als schön — ein nordischer Mensch hat Deutschland zu lieben. Aber die Schweden hatten ja überhaupt auf zwei Pferde gesetzt, und jetzt ist die Lage nicht danach, daß man wählerisch sein kann: Nordling ist immerhin noch besser als die Kommunisten... Deutschland bleibt nur die Hoffnung, daß die Verbündeten letzten Endes erkennen werden, welche Gefahr die Bolschewiki darstellen, und die Roten nicht nach Deutschland lassen. Paris darf nicht zerstört werden, das würde ein Abkommen unmöglich machen...

Herr Nordling bietet Waffenstillstand an. Das ist gewiß demütigend, aber immerhin besser, als eine neue Front in Paris zu bilden, um so mehr, als alles darauf ankommt, der Siebten Armee freien Abzug zu sichern. General von Scholtitz fragte:

„Mit wem soll ich denn das Abkommen schließen? Ich kann doch nicht mit dem Gesindel, mit Terroristen, Kommunisten verhandeln..."

Das Wort „Kommunisten" sprach der General sehr gedehnt aus und brachte so seine Verachtung zum Ausdruck. Herr Nordling beruhigte ihn:

„Es sind keine Kommunisten, sondern Vertreter der Algier-Regierung, durchaus anständige Menschen. Wenn Sie, Herr General, Franzose wären, hätten Sie sich fraglos de Gaulle angeschlossen."

Scholtitz widersprach nicht, er dachte: eine Woche muß gewonnen werden.

Leontine war mit ihren Genossen auf der Straße, als ein mit der Trikolore geschmückter Lautsprecherwagen vorbeifuhr:

„Die provisorische Regierung der Französischen Republik und der Nationalrat des Widerstandes rufen euch auf, alle Feindseligkeiten gegen die Okkupanten bis zur vollständigen Räumung der Stadt einzustellen."

Leontine fragte:

„Also darf nicht mehr geschossen werden?"

„Wer hat das unterschrieben?... Oh, diese Schufte!"

„Münchner!"

„Wir werden die Boches trotzdem schlagen."

„Gehen wir zu Luc. Solange er nichts sagt..."

Sie fanden Luc nicht — er war im Stab.

Deutsche fuhren vorbei, sie lächelten. Ein Lastwagen hatte Maschinengewehre geladen, ein anderer ein Klavier, Statuetten, Daunendecken. Die Pariser aber sahen zu, machten Witze. In den Cafés war es gedrängt voll. Alles war glatt abgegangen, jetzt brauchte man nur noch auf die Amerikaner zu warten...

Lancier, der sich beruhigt hatte, ging mit Martha spazieren, klagte über die Hitze, war aber glücklich: Franzosen bleiben doch Franzosen, nicht umsonst hatten wir einen Descartes, wir lieben die Logik!...

In der Sitzung des Komitees der Nationalen Front sagte Lejean:

„Ihr Ziel ist verständlich: sie wollen das Volk ausschalten... Wir schreiben aber nicht mehr neunzehnvierzig. Wir können nicht dulden, daß drei deutsche Divisionen durch Paris marschieren. Wenn die Alliierten bereit sind, uns zu verraten, wir werden die Alliierten nicht verraten. Ich schlage vor..."

Der Vorsitzende verlas den Resolutionsentwurf:

„...Wir verurteilen das Waffenstillstandsabkommen als einen Dolchstoß in den Rücken von Paris, das seit zwei Tagen heldenhaft gegen die Okkupanten kämpft."

In den Straßen wurde geschossen: nicht alle hatten sich von den Lautsprecherwagen überzeugen lassen.

Lejean war in der Druckerei. Der Aufruf der Partei mußte schnellstens gedruckt werden: „Wir sind gegen den Waffenstillstand —

er bedeutet die Kapitulation von Paris... Vorwärts, Paris! Tod den Boches!"

Am nächsten Tag fand eine Sitzung statt, an der die Urheber des Waffenstillstands teilnahmen. Einer von ihnen, ein französischer General, sagte:

„Wir haben mit Scholtitz ein Gentleman's Agreement geschlossen..."

Lejean unterbrach ihn:

„Haben Sie vielleicht vergessen, mit wem die Engländer seinerzeit ein Gentleman's Agreement geschlossen haben? Mit Mussolini... Wenn Sie die Absicht haben, den Waffenstillstand einzuhalten, so werden die FTP allein weiterkämpfen... Auf die zahlenmäßige Stärke der Aufständischen wird das übrigens kaum Einfluß haben."

General von Scholtitz horchte verwundert auf: es wird geschossen. Gesindel bleibt Gesindel, mag sie Herr Nordling nennen, wie er will...

Oberst Rol befahl, Barrikaden zu bauen. Mädchen schleppten Sandsäcke; in den Quais und Boulevards wurden Kastanien und Platanen gefällt; aus den Häusern trug man eiserne Bettgestelle und Kanonenöfen; die Gitter in den Anlagen wurden umgestürzt, das Pflaster aufgerissen. Jede Stadt hat ihr eigenes, überkommenes Wort; Paris lebte auf, als es sein Wort „Barrikaden" hörte. Wie die Blusenmänner im Juni achtundvierzig, wie die Föderierten in den Tagen der Kommune bauten Renault-Arbeiter und Schauspielerinnen der „Comédie Française", Schüler und Veteranen des ersten Weltkrieges, illegale Kämpfer und naive Modistinnen, Studenten und Greisinnen in grimmer Wut Barrikaden. Vielleicht werden diese Barrieren dem Artilleriebeschuß nicht standhalten, vielleicht waren es auch zu viele, vielleicht nicht alle mit Bedacht erbaut, aber Paris brauchte sie jetzt, brauchte sie wie das Augenlicht, wie die Stimme — sie drückten all das aus, was das Leben dieser alten Stadt war: ihre Leidenschaft, ihren Zorn, ihr Sehnen.

Es war auf dem Boulevard Saint-Germain unweit von Saint-Michel. Der Panzer bewegte sich langsam vorwärts; wäre nicht das Dröhnen gewesen, so hätte Leontine geglaubt, er stände auf einem Fleck. Ein zweiter, kleinerer Panzer folgte ihm. Leontine stand in einem Torbogen. Sie hatte diesen Platz gewählt, weil hier eine Barrikade war und der Panzer vermutlich halten würde. Ihr war, als hätte sie schon viele Stunden hier verbracht. Das Herz klopfte, in den Ohren hallten, das Dröhnen des Panzers übertönend, die Klänge des Akkordeons aus dem kleinen Café, in dem sie mit Leo getanzt hatte, als sie sich kennenlernten:

O rühr nicht meine Liebe an,
Sonst schlägt die Flamme himmelan...

Der Panzer hielt. In der Turmluke erschien ein verärgerter Deutscher. Leontine schleuderte die Flasche. Aus einem der oberen Stockwerke rief jemand: „Er brennt!“ Es wurde geschossen. Der zweite Panzer fuhr weiter. Leontine sank auf das Trottoir; es sah aus, als säße sie, an die Hauswand gelehnt; ihr Kopf war vornüber gefallen, leise spielte der Wind mit ihrem Haar.

Aus dem Haus stürzten Leute. In Leontines Tasche fand man nur einen kleinen Zettel, den Leo ihr aus Drancy geschickt hatte (sie hatte ihn stets bei sich getragen wie einen Talisman): „Leontine, Liebste, im Leben und Sterben gehöre ich Dir.“ Jemand schrieb mit Kohle an die Wand: „Hier fiel Leontine, die einen deutschen Panzer in Brand gesteckt hat.“ Dann wurde sie von Sanitätern fortgetragen. Der eine Sanitäter meinte, sie lebe noch, der andere schwieg.

Doktor Morillot lief auf sie zu, wandte sich aber gleich wieder ab. Der Tod war ihm schon seit langem vertraut, und in diesen Tagen hatte er viele erschossene Mädchen und gemordete Kinder gesehen; doch schon immer hatte er ein eigenes Gefühl für Leontine gehabt, für das naive, spottlustige Mädchen; oft hatte er gedacht: sie könnte meine Tochter sein... In den letzten Tagen hatte Morillot viel zu tun gehabt, er war unter Geschoßhagel herumgelaufen, auf Böden geklettert, in Keller hinabgestiegen. Es gab viele Verwundete — Aufständische und Passanten, Morillot merkte nichts von dem illusorischen Waffenstillstand, der die einen beunruhigt und die anderen beruhigt hatte, schossen doch immer noch sowohl die Deutschen wie die Partisanen. Er hatte weder an sein Leben noch daran gedacht, was werden würde, wenn die Deutschen vertrieben sind, hatte sich über die Wiederkehr der Jugend gefreut, die Paris erlebte. Aber jetzt, da man Leontine brachte, mit den schon erloschenen Augen, dem nun unnützen Gold der Haare, empfand er einen schneidenden Schmerz — sei es, weil er an Pierres Tod erinnert wurde (sicher ist auch René umgekommen), sei es, weil ihm der Gedanke Angst machte, daß die Besten dahingingen, während die Schurken blieben. Mit finsterem Gesicht verband er eine alte Frau, die fortwährend jammerte: „Was habe ich damit zu tun, Herr Doktor! Ich wollte doch nur zum Bäcker.“

Wieder wurde auf dem Boulevard Saint-Germain geschossen. An der Hauswand, neben der Leontine gefallen war, lagen Georginen — jemand, der die Aufschrift gelesen, hatte sie wohl hierhergelegt. Die Georginen welkten schnell, es war ein trockner, heißer Tag.

* 15 *

Vor dem Krieg hatte Sembat einmal zu Lejean gesagt: „Wenn es hart auf hart geht, dann wollen wir sehen." Im Winter wurde er aufgefordert, einer illegalen Gruppe beizutreten, er hatte abgelehnt: „Was bin ich schon für ein Konspirator? Ich bin ein Schwätzer... Und dann, ‚organisieren', wie ihr sagt, das kann ich nicht. Wenn es soweit ist — bitte schön." Als er den ersten Schuß hörte, blickte er sich entgeistert in seinem Atelier um, stieß unbewußt mit dem Fuß gegen einen Schemel und ging zu den Aufständischen.

Er schoß gut; man gab ihm ein Gewehr; er stieg auf die Böden, auf die Dächer und lauerte den Deutschen auf. Er war glücklich; zum erstenmal nach langen Jahren quälten ihn keine Zweifel, keine Zwiespältigkeit. Der große und fröhliche Sembat fühlte sich in seinem Element unter den Menschen, die herzhaft fluchten, herzhaft ins Brot bissen, Deutsche aus den Häusern trieben, scherzten, mit Flaschen gegen Panzer vorgingen, sentimentale Lieder sangen und auf den blutüberströmten Platz wie auf eine Wiese hinausliefen. Aber auch den Kameraden gefiel Sembat; sie nannten ihn „Nil", ein kleines Mädchen hatte gesagt: „Du siehst aus wie ein Nilpferd"; alle amüsierten sich, wenn der tapsige Nil geschickt und sicher über die steilen Dächer balancierte.

Als Sembat von dem Waffenstillstand hörte, sagte er gleichgültig „Pustekuchen", und zielte auf einen Lastwagenfahrer.

Komisch, dachte er, Nivelle hat die Deutschen Siegfriede genannt. Gut, meinetwegen sollen es Siegfriede sein. Augenblicklich aber verdreschen wir sie, wir, Schlosser, Nähmädchen, der Maler Sembat, Nil genannt... Im Volk steckt eine große Kraft, doch man kann sein ganzes Leben gelebt und diese Kraft nicht bemerkt haben; sie ist wie ein Vulkan, von dem man sagt, daß er erloschen sei; man hat eine Drahtseilbahn gebaut, ein Restaurant für Touristen mit Fernglas und bequemen Sesseln eingerichtet; und dann, bauz... Schade, daß Nivelle außer Schußweite ist, sicher hat die Wanze sich in eine Ritze verkrochen...

An fünf oder sechs Stellen hielten sich die Deutschen noch; es waren Inseln, zwischen denen ein Panzerwagen auf gefahrvollem Wege kursierte. In den Straßen aber wogte immer noch die Menge. Radfahrer beförderten die „Humanité", den „Ce soir", die „Libération". Manchmal unternahmen die Deutschen den Versuch, zum Angriff überzugehen, stürmten eine Mairie oder ein Ministerium, das von Partisanen besetzt war. Sembat kämpfte drei Stunden lang auf dem Platz Saint-Michel, dann vor der Mairie des fünften Bezirks. Lachend sagte er: „Ich bin eine gute Zielscheibe"...

Die Straßenkämpfe hielten den fünften Tag an. Über die Champs-Elysées zog eine große deutsche Kolonne. Sie wurde beschossen. Die

Panzer eröffneten Geschützfeuer. Ein Panzer geriet in Brand... Es wurde in Belleville am Austerlitz-Bahnhof in den alten engen Gassen des Quartier du Bissy gekämpft. Auch nachts ruhten die Kämpfe nicht. In der flammenden Dunkelheit schallten Rufe:

„Wer da?"

„FFI."

„Der Pöbel ist auf der Straße", flüsterten die erschrockenen Spießbürger von Passy und Auteuil; sie verbrannten die Bilder von Pétain, die deutschen Passierscheine, die Notizbücher. Aber auch unter den Teilnehmern der Widerstandsbewegung waren die, die dem Waffenstillstand zustimmten, beunruhigt; die einen sorgten sich, die Deutschen könnten die historischen Denkmäler vernichten, die anderen sagten geradeheraus: „Man darf nicht zulassen, daß die Kommunisten Paris beherrschen."

„Wo bleiben nur die Amerikaner?" fragte Lancier Martha zum hundertstenmal.

„Wo bleiben nur die Amerikaner?" rief General von Scholtitz gereizt.

Herr Nordling sagte zu ihm:

„Wenn Sie mir einen Passierschein geben, fahre ich mit dem Grafen Saint-Fal in Eisenhowers Stab."

Das Wort „Graf" beruhigte Scholtitz: ein Graf kann kein Kommunist sein.

„Gut, Sie bekommen den Passierschein."

Am Abend des vierundzwanzigsten August teilte der Rundfunk mit: „Französische Panzer fahren in Paris ein."

Hunderttausende von Parisern standen auf den Straßen und lächelten, obgleich in der Dunkelheit niemand ihr Lächeln sehen konnte.

Lejean lächelte nicht.

„Die Deutschen stürmen die Mairie des elften Bezirks. Schicken Sie sofort zweihundert Mann mit Maschinengewehren hin."

Sembat stürzte in ein Gebäude und holte einen deutschen Hauptmann heraus. Der Hauptmann hatte die Arme über dem Kopf verschränkt. Sembat betrachtete ihn genau: hochgewachsen, hager, das lange spitze Gesicht eines Fanatikers; und Sembat dachte: Greco hätte ihn gut gemalt... Dann aber dachte Sembat an nichts mehr, er schrie, bis er heiser wurde, umarmte Mädchen, Greise, bärtige Partisanen und freute sich, wie sich nur ein älterer Mensch freuen kann, der die Last der Jahre abgeworfen hat.

„Sie haben kapituliert!"

„Es lebe die Freiheit!"

Gaston Roy trat an das kleine Fenster, das auf den Boulevard Port-Royal hinausging, und lauschte. Der Lautsprecher brüllte:

„Kapitulationsabkommen, das zwischen Oberst Rol, dem Befehlshaber der FFI Ile-de-France, und Divisionsgeneral Leclerc, dem

Befehlshaber der Zweiten leichten Brigade, einerseits und General von Scholtitz, dem Befehlshaber der deutschen Streitkräfte vom Militärbezirk Paris, anderseits geschlossen wurde...“

Roy war wider Willen in Paris geblieben: Oberst von Schlieffer hatte ihn hereingelegt — er sagte, daß keine Gefahr bestehe. Schlieffer war vor einer Woche abgereist. Roy irrte durch die Stadt. Er wagte es nicht, nach Hause zu gehen: vielleicht hatten die Kommunisten sich dort schon breitgemacht. Er hatte in einer Mansarde für Dienstboten Unterschlupf gefunden. Obwohl er einen Ausweis auf den Namen des Elektromonteurs Gaston Duquesnes besaß, dachte er nur an eins: an den Tod. In den ersten Tagen des Aufstands hegte er noch Hoffnung: die Deutschen haben viele Panzer, in Bourget stehen mindestens fünfzig Flugzeuge; ein Fliegerangriff, ein Panzerangriff — und die ganze Bande zerstiebt in alle Winde... Aber von Scholtitz hatte sich als Waschlappen erwiesen. Wahrscheinlich steht den Deutschen das Wasser bis an den Hals, wenn sie schon Verhandlungen mit Partisanen aufnehmen. Vor einem hergelaufenen Vagabunden kapitulieren! Es ist doch klar, daß dieser Rol weder Oberst noch Rol ist... Jetzt besteht keine Hoffnung mehr... Der erste beste auf der Straße kann mich erkennen, ich habe doch in Versammlungen gesprochen. Roy blickte in den kleinen Spiegel über der Kommode, und das blasse ausdruckslose Gesicht mit dem Schnurrbärtchen schien ihm das einzige Gesicht zu sein, das sich von allen anderen unterschied. Ja, er kann sich nirgends verbergen...

Roy holte den Revolver hervor. Es wäre das Einfachste, sich eine Kugel durch den Kopf zu jagen... Die anderen sind schlauer gewesen. Sie können jetzt Fahnen heraushängen und ruhig schlafen, obwohl sie mit den Deutschen zusammengearbeitet und bedeutend mehr verdient haben als ich... Pinaud begrüßt jetzt bestimmt den Oberst Rol. Ehe man dahinterkommt, daß er durch mich ein jüdisches Haus um ein Butterbrot gekauft hat, werden zwei, drei Monate vergehen, vielleicht auch ein halbes Jahr, bis dahin werden sich die erregten Gemüter beruhigt haben. Pinaud wird beweisen, daß er vier Sous zugunsten der Widerstandsbewegung gespendet oder einen erschrockenen Schwätzer eine Nacht lang beherbergt hat, kurzum — er wird sich herauswinden. Ich aber muß zugrunde gehen, weiß der Himmel warum. Als ob mich ihre dreimal verfluchte Politik interessiert! Ich habe mich mit Geschäften befaßt, und sonst mit nichts. Wenn ich den Führer verherrlichen oder die Juden beschimpfen mußte, so nur deshalb, weil ich in einer deutschen Organisation gearbeitet habe...

Er blickte wieder aus dem Fenster. Unten jubelten die Menschen. Mit Widerwillen dachte er: die haben's gut... Ihm wurde übel von den Rufen, dem Gesang, den Fahnen. Plötzlich fielen Schüsse; die Leute stoben auseinander. Roy sah, daß eine Frau und ein junger

Mann mit einer Armbinde fortgetragen wurden. Er legte sich aufs Bett und rauchte eine Zigarette nach der anderen. Dann kehrte er zum Fenster zurück. Er glich jetzt einem Nachtwandler, der halbbewußt, aber ungewöhnlich exakt handelt. Er schoß nicht fehl. Das Mädchen, das unter dem Fenster gerufen hatte, fiel rücklings zu Boden. Wieder liefen alle auseinander. Roy stand an der Tür und horchte. Leute kamen die Treppe herauf. Er trat auf den Treppenabsatz und schoß einen Mann nieder, wollte noch einmal schießen, kam aber nicht mehr dazu; sein Kopf hing über dem Treppenschacht, aus dem Mund sickerte Blut.

Der Jubel auf den Straßen aber wollte nicht enden. Hitlerbilder wurden verbrannt, die Menschen küßten einander, klatschten in die Hände. Die Mädchen aus der Abteilung, in der Sembat gekämpft hatte, faßten ihn unter und riefen im Takt:

„Unser Nil-pferd! Unser Nil-pferd!"

Und Sembat fiel mit seiner mächtigen Stimme ein, so daß sich alle Leute auf der Straße umwandten.

Doktor Morillot schaute für einen Augenblick zu Lancier herein:

„Ich gratuliere, Maurice!"

Lancier umarmte ihn, seine Augen standen voll Tränen:

„Ein Jammer, daß Marceline das nicht erleben durfte... Ist in Ihrem Viertel viel geschossen worden?"

„Ich glaube nicht... Ich war fast nicht zu Hause, habe den Verwundeten erste Hilfe erwiesen. Sie haben Leontine getötet."

Lancier erinnerte sich, wie Leontine zu dem Lastwagen lief und wie ihr Haar im Wind wehte. Er wurde traurig — nie mehr wird er ihr sagen können: ich habe Leo helfen wollen, die Boches sind schuld... Er tröstete sich laut:

„Schrecklich!... Doch welch ein schöner Tod!... Wie in Verdun. Ich hätte nicht geglaubt, daß die Jungen dazu fähig wären... Leo kann stolz auf sie sein... Was meinen Sie, wird Leo zurückkehren?"

„Woher? Aus dem Jenseits?"

„Warum übertreiben Sie nun wieder? Gewiß, er ist nicht mehr der Jüngste, aber widerstandsfähig ist er, ich bin überzeugt, daß er es überlebt."

Morillot winkte statt einer Antwort ab. Aber Lancier dachte schon an Louis.

„Haben Sie gesehen, wie unsere Truppen einmarschierten? Waren keine Flieger dabei?"

„Nein, nur Panzerfahrer."

„Ich habe de Gaulles Rede gehört, er hat schön gesprochen — über die Einigkeit aller Franzosen. Ich sehe jetzt ein, daß ich mich in vielem geirrt habe... Was wollen Sie, die Deutschen haben uns betrogen. Wie sich herausstellt, spielen die Kommunisten eher eine zweitrangige Rolle..."

Morillot lächelte traurig:

„Ich habe Colins Plakat gesehen — zwei Aufständische, die in verschiedene Richtungen schießen, und darunter die Daten: 1789, 1830, 1848, 1871, 1944. Die Zensur hat es verboten... Sie können beruhigt sein, Maurice, das Volk hat gesiegt, doch diesen Sieg wird man ihm nur einen Tag lang gönnen, damit es singen, sich austoben kann. Dann aber..." Er machte eine Pause. „Sie ärgern sich immer, Maurice, wenn ich lache. Wissen Sie? Ich glaube, ich habe es mir abgewöhnt."

Sembat stieg in sein Atelier hinauf. Erstaunt betrachtete er die Bilder, die Staffelei, als sei er in ein fremdes, unbekanntes Zimmer geraten. Alles erinnerte ihn hier an jene Unruhe des Herzens, die in den Büchern als „schöpferische Qual" bezeichnet wird. Das Atelier war geräumig, und doch verspürte er, wie eng es hier war: sein eigenes Leben war ihm zu eng.

Sembat trat ans Fenster. Er wohnte hoch; vor ihm lagen Straßen, Häuser, Ziegeldächer — von solchen Dächern aus hatte er geschossen. Die Schornsteine schienen Gnomen zu sein, die sich miteinander unterhielten. Die Sonne ging unter. Wie oft hatte Sembat diesen Anblick genossen, aber jetzt, nach den Kämpfen, nach dem Blut, nach dem Tod, nach den Augenblicken sorglosen Jubels, erschütterte ihn Paris. Das war keine Stadt, das war ein steinerner Wald. Andere Städte waren planmäßig gebaut, ihre geraden Straßen klar und nackt wie Lehrsätze. Hier aber wuchsen die Häuser gleich Bäumen empor, ein Haus klebte am anderen; jedes Jahrhundert, jede Generation hatte auf diesen Steinen Spuren hinterlassen. Vom Rauch geschwärzte, von der Meeresfeuchte verwitterte Steine, die dem Sturm der Jahrhunderte getrotzt hatten. Ein Artikel ist schnell geschrieben — was braucht man dazu? Den Kopf, Gedanken, eine Feder. Einen Roman kann man aber nicht nach einem Plan schreiben, er muß erlebt werden. Und so ist auch Paris — ein endloser, verworrener Roman...

Sembat stand lange im bläulichen Dämmerlicht und sagte immer wieder: „Paris!... Mein Paris!"

* 16 *

Schon seit längerer Zeit hatte Nivelles Verhältnis zu den Deutschen eine Abkühlung erfahren; er legte sich keine Rechenschaft darüber ab, wie sehr seine Einstellung von den Kriegsberichten beeinflußt wurde. Schon vor einem Jahr hatte er in sein Tagebuch geschrieben: „Die geistige Hierarchie und die Willkür der Soldateska haben nichts Gemeinsames." Das war nach der Niederlage der Deutschen bei Kursk. Als Italien kapitulierte, trug Nivelle ein: „Noch ein Schritt näher zur Endlösung. Ich denke jetzt daran, daß

eine saubere Sache saubere Hände verlangt. Die Diktatur des Geistes ist keine ‚Neuordnung'."

Nivelle hätte sich gern zurückgezogen, er dachte: ich habe viele Fehler gemacht, es war dumm, für die Presse zu schreiben, ich bin kein Politiker, sondern Dichter. Ich vertrete eine Idee. Bin ich aber vielleicht dafür verantwortlich, wie diese Idee durch deutsche Intendanten oder Gestapoleute verwirklicht wird?

Unter den Beamten der Präfektur waren einige, die mit de Gaulle-Leuten in Verbindung standen; Nivelle ahnte das, aber vergeblich suchte er ihr Vertrauen zu gewinnen; sowie er das Verhalten der Besatzungsbehörden kritisierte, verstummte sein Gesprächspartner oder ergriff die Partei der Deutschen.

Im Frühjahr begegnete Nivelle Lancier und lud ihn in ein Café ein. Lancier war die Unterhaltung offenkundig lästig. Nivelle schimpfte auf die Deutschen, Lancier aber sah sich nach allen Seiten um: er fürchtete, daß ihn jemand in Nivelles Gesellschaft sehen könnte.

„Ich bin sehr erfreut, daß sich unter den Industriellen eine Wendung zu den nationalen Belangen hin bemerkbar macht", sagte Nivelle. „Mir wurde mitgeteilt, Pinaud..."

Lancier unterbrach ihn plötzlich und fragte mit kindlicher Offenherzigkeit:

„Fürchten Sie sich nicht vor dem Einmarsch der Alliierten?"

Nivelle tat entrüstet:

„Ich verstehe nicht, was Sie meinen. Vielleicht gefällt Ihnen nicht, daß ich in der Präfektur arbeite? Ich habe ja weder eine Fabrik noch eine ‚Corbeille', und die Poesie kann mich nicht ernähren."

„Aber Sie..."

„Neunzehneinundvierzig habe ich den Krieg gegen den Bolschewismus begrüßt, das stimmt. Aber das bedeutete auch damals nicht, daß ich Deutschlands Krieg gegen die Westmächte begrüßte. Ich bin kein Journalist, ich bin Dichter, ausschließlich Dichter... Man kann mich nicht dafür verantwortlich machen, daß verschiedene Scharlatane meine Gestalten politisch ausgeschlachtet haben. Sie erinnern sich doch noch an unser Gespräch vor drei Jahren über André Gides Tagebücher in der ‚Nouvelle Revue Française'? Würde ihm denn jemand den Vorwurf machen, daß er sich für Hitlers Weisheit begeistert hatte? André Gide ist jetzt in Algier, und die de Gaulle-Leute sind stolz auf ihn. Das ist nur natürlich — die Musen erfreuen sich der Exterritorialität. Ich fürchte mich nicht vor den Ereignissen, ich warte auf sie."

Lancier erhob sich, sagte, seine Leber mache ihm Beschwerden, und entfernte sich schnell. Nivelle wurde nachdenklich: sogar Lancier glaubt, daß ich mit den Deutschen unter einer Decke stecke... Gerade weil ich eine zu kleine Rolle gespielt habe, sind

sie darauf aus, mit mir abzurechnen. Pinaud und andere Industrielle werden sich geschickt aus der Schlinge ziehen. Sie brauchen Sündenböcke und werden den Dichter verraten...

Nivelle hatte Glück. Ein alter Bekannter, Oberst von Hallenberg, reichte ihm die rettende Hand: er besorgte ihm Ausreisepapiere nach der Schweiz. Es war am zweiten Juni, einige Tage vor der Landung der Alliierten. Als Nivelle die Grenze passierte, dachte er: wenigstens einmal hat die Göttin der Vernunft den Priester des Wahnsinns gerettet!

Er kam in ein kleines Dörfchen am Genfer See, wo er sich eine bescheidene Pension suchte. Er schränkte sich aufs äußerste ein, versagte sich sogar das Rauchen — die französischen Francs, die er über die Grenze gebracht hatte, waren hier wenig wert. In zwei, drei Monaten werde ich auf der Straße liegen...

Ein Genfer Journalist, Herr Sénot, witterte hinter Nivelles Ankunft ein politisches Manöver. Nivelle empfing ihn freundschaftlich, erklärte ihm aber sofort:

„Ich bin Dichter, ausschließlich Dichter, bin glücklich, in dem Lande zu sein, das Anachoreten und Träumern stets Unterkunft gewährt hat. Ich arbeite zur Zeit an einem Gedichtband ‚Das Oktaeder meiner Seele‘."

Der Journalist fragte:

„Sie sind doch für das autoritäre Regime eingetreten?"

„Niemals. Ich habe mich für die Autoritäten eingesetzt. Sie dürfen die tragische Lage nicht vergessen, in der sich mein Land nach der Niederlage befunden hat. Kühn erklärte einer meiner großen Lehrmeister in jener schrecklichen Zeit: ‚Einen Vergleich mit dem gestrigen Feind anzubahnen, ist nicht Feigheit, sondern Weisheit.‘ Mich hat der Appell, die westliche Zivilisation vor dem Bolschewismus zu schützen, irregeführt. Ich bin ein Gegner der Roten geblieben, doch wenn Sie gedenken, über meine bescheidene Person zu schreiben, so vergessen Sie nicht zu betonen, daß ich vor allem Franzose bin. Ihnen ist sicher bekannt, daß das Gesicht des Richters über den Portalen der gotischen Dome sich stets dem Westen zuwendet. Ich habe auch einen Richter, mein Gewissen, und es blickt ruhig auf die grünen Wasser des Atlantiks."

Nivelle fühlte sich elend: Gedanken um jeden Centime, langweilige spießbürgerliche Unterhaltungen bei Tisch, armselige Blättchen — sie hatten ihm nur zwei Gedichte abgenommen... Er dachte: man muß sich zwei, drei Jahre über Wasser halten. Der Zusammenstoß zwischen dem Westen und dem Kommunismus ist unausbleiblich. Die inneren Angelegenheiten Frankreichs sind nur eine Karte in dem Spiel, vielleicht nicht einmal eine hohe... Gewiß, alle anständigen Franzosen werden de Gaulle begeistert begrüßen; er hat erraten, wer den Sieg davontragen wird. Pétain sieht

in ihm einen würdigen Nachfolger. Aber vorerst muß de Gaulle die Kommunisten dulden, wie die Alliierten Moskau dulden... Wenn ich Geld hätte, würde ich auf meine Stunde warten können. Aber es sieht aus, als ob es dem Dichter beschieden ist, sich vom Felsen in die Schlucht zu stürzen...

Bei einem melancholischen Spaziergang am Ufer des Sees lernte er zufällig Mary Low, eine Amerikanerin, kennen. Mary hatte zwei Jahre in Paris verbracht, wo sie der Krieg überraschte. Sie hatte es nicht mehr geschafft, in die Heimat zu fahren, weil sie erkrankt war, und fand Zuflucht in einem Luxushotel am Ufer des Genfer Sees. Mary war als die Tochter eines reichen Plantagenbesitzers vom Mississippidelta inmitten von Baumwolle, Negern und patriarchalischer Öde aufgewachsen. Ihr Vater, früh verwitwet, vergötterte seine einzige Tochter und verzieh ihr alle Tollheiten. Es betrübte ihn, daß Mary nicht heiratete; er sagte sich, daß er selbst schuld daran sei, weil er sie schlecht erzogen habe, doch was hätte er in dieser Einöde mehr tun können?... Mary fuhr nach New York, von dort nach Europa. In Paris begeisterte sie sich für die Surrealisten und die Modeateliers, las Joice, ließ sich psychoanalytisch behandeln, aber heiraten tat sie nicht. Vielleicht hätte sich auch kein Freier gefunden, denn sie war nicht gerade eine Schönheit. Als Nivelle Mary sah, dachte er: ist das aber eine häßliche Kröte! Mary hatte brandrotes Haar, das sie hochgesteckt trug — wie ein Weichselzopf sah es aus —, und ein ausladendes Kinn. Sie kleidete sich sehr farbenprächtig, sprach fließend Französisch, jedoch mit so starkem Akzent, daß Nivelle sie nicht immer verstand; außerdem gebrauchte sie mitunter recht grobe Worte, deren Bedeutung ihr wohl nicht klar war.

Nivelle war so einsam, daß ihn auch diese Bekanntschaft erfreute; dazu hatte Mary gleich gesagt, daß sie die französische Dichtkunst heiß liebe. Nivelle entdeckte zwar bald, daß sie einen schlechten Geschmack hatte, aber es war angenehm, über Gedichte und nicht über die verfluchte Politik reden zu können!...

Er trug ihr mehrere Gedichte aus seinem Buch vor, in denen er vom Klassizismus abrückte und in der Poesie „Rhythmus und Luft" suchte. Bewundernd rief sie aus: „Oh, das ist wundervoll!"

Er widmete ihr ein Poem, das mit den Zeilen begann:

Gelb ist das Delta, die Baumwolle weiß,
Der schwarze Himmel im Sternenkleid.
Hörst du, mein Herz schlägt drohend und heiß,
Rotlockige Mississippimaid?...

Als er die Zeile „rotlockige Mississippimaid" deklamierte, stieß sie einen Schrei aus und legte seine Hand auf ihre Brust:

„Fühlen Sie, wie es schlägt?

Eine Woche später siedelte er in ein prächtiges Hotelzimmer über mit anschließendem Badezimmer von der Größe eines Tanzsaals.

In seinem Tagebuch vermerkte er: „Die zweite Versuchung ist an mich herangetreten, eine dritte wird es nicht geben. Ich flehe meine geliebte Persephone an, die die Qualen der Unterwelt erduldete, mir Kraft zu verleihen." Er wollte sich trösten: ich werde mich schon daran gewöhnen, so häßlich ist sie ja nicht, man muß ihr nur beibringen, sich etwas dezenter zu kleiden. Außerdem hat sie ein gütiges Herz...

Bald stellte es sich heraus, daß Marys Charakter schwierig war: ihr Vater konnte ein Lied davon singen. Sie verlangte Liebe, wollte mit ihren neununddreißig Jahren aufholen, was sie versäumt hatte. Nivelle sagte: „Gute Nacht, mein Liebling", sie erwiderte: „Ich will gar nicht schlafen. Trag mir Gedichte vor. Fange mit dem an, das du mir gewidmet hast." Er betrachtete ihr störrisches, flammendes Haar und wiederholte ergeben: „Rotlockige Mississippimaid." Er wußte, daß sich die Situation in Frankreich vor zwei, drei Jahren nicht klären konnte, und Mary hatte gesagt: „Sobald der Krieg aus ist, fahren wir nach Amerika. Anstandshalber machen wir meinem Papa eine Visite, aber leben werden wir in New York, dort finden wir eine wirklich künstlerische Atmosphäre."

Von den Pariser Ereignissen erfuhr Nivelle aus dem „Journal de Genève". Er konnte seine Freude nicht verbergen: hab' ich aber Glück gehabt!... Hat doch wirklich alles mit der Präfektur begonnen... Wenn ich dort geblieben wäre, hätten sie mich in Stücke gerissen...

Mary faßte seine Freude auf ihre Art auf und flüsterte:

„Ich gratuliere dir, Liebster! Küsse mich herzhaft."

Sie bestellte ein pompöses Abendessen mit Sekt. Vom Alkohol bekam sie rote Flecken im Gesicht, ihre Augen wurden trübe. Plötzlich trieb sie ihn zur Eile:

„Liebster, gehen wir nach oben, ich bin müde..."

Als sie das Zimmer betraten, küßte sie ihn hastig und sagte:

„Du mußt ein Gedicht über die Befreiung von Paris schreiben, das alles enthält — die Partisanen, die Amerikaner, den Montparnasse und unsere Liebe."

Auch Nivelle war berauscht, er hörte nicht auf ihr Gezwitscher und dachte nur: wie gut, daß ich jetzt nicht in Paris bin...

Sie rüttelte ihn:

„Sag schnell, wer ich bin."

Er wußte, daß er „rotlockige Mississippimaid" zu antworten hatte. Aber plötzlich empörte sich alles in ihm: wie lange kann man diesen Hohn ertragen?... Er sprang auf, zog seine Hosen über, zündete das Licht an und zeigte ihr die Zunge. Er glaubte, sie würde ihn ohrfeigen oder in Tränen ausbrechen... Sie aber lächelte und sagte:

„Oh, das ist wundervoll! So können nur Franzosen lieben."

* 17 *

Nina Georgijewna wollte zwei Ereignisse feiern: das Wiedersehen mit Sergej und Wassjas Geburtstag. Wassja war zwar nicht da, aber Nina Georgijewna sagte zu Natascha und Olga: „Wir feiern seinen Geburtstag und werden gleichzeitig den Abend mit Sergej verbringen, er fährt doch morgen wieder weg." Auf dem Tisch stand ein Bild von Wassja (er hatte es vor kurzem aus Wilnjus geschickt), daneben ein Strauß Astern. Natascha kam es vor, als säße Wassja neben ihr, ein paarmal stieß sie in Gedanken mit ihm an. Über einen Monat war es schon her, seit sie den ersten Brief von ihm erhielt, und immer noch konnte sie ihr Glück nicht fassen. Jedesmal, wenn sein Name genannt wurde, lächelte sie. Er lebt, schreibt fast täglich!... Gestern erhielt sie wieder einen langen Brief — sie marschieren auf die „Höhle" zu, er träumt von dem Tag, an dem er sie und den Sohn sehen wird; und dann folgten so viele zärtliche Worte, daß Natascha rot wurde, wenn sie daran dachte; sie erschrak sogar bei dem Gedanken, daß dieser Brief durch die Zensur gegangen war, und konnte sich kaum beruhigen: ich kenne jenen Menschen nicht, der den Brief gelesen, werde ihn auch nie kennenlernen, und außerdem achtet niemand darauf, es gibt wohl Tausende solcher Briefe. Der kleine Wassja, der zu Nataschas Leidwesen gleich eine Vase umgeworfen und unter Sergejs beifälligem Lachen seinen Vater, den Artilleristen, würdig vertreten hatte, rief „bum-bum" — an jenem Abend wurde Salut geschossen, ein „großer" Salut, wie Olga sagte, Bukarest war genommen worden. Nina Georgijewna blickte ihren Enkel verliebt an.

Es war ein ungewöhnlicher Abend; Olga dachte: das ist eine Probe für das Siegesfest, obwohl nichts Außergewöhnliches geschah — die Familie hatte sich am Tisch versammelt, aß den Kuchen, der Nina Georgijewna meisterhaft gelungen war, jeder erzählte von seinen Erlebnissen, wie es ihm gerade in den Sinn kam, man fiel einander ins Wort, um dann plötzlich für eine Weile zu verstummen — zu froh war allen ums Herz.

Am Morgen hatte Olga einen Brief von Leutnant Sinjakow bekommen. Er war irgendwo in Rumänien, schrieb, daß alles vorzüglich ginge, daß sie sich bald wiedersehen würden... Olga hatte ihn im Winter in Kuibyschew kennengelernt, als er bei seiner Mutter den Genesungsurlaub verbrachte. Sinjakow, ein hochgewachsener, bescheidener Mensch, war von Beruf Agronom. Obwohl er schon nahe an die dreißig war, sorgte Olga für ihn wie für ein kleines Kind. Sie hatten damals geheiratet. Nina Georgijewna strahlte, als sie sah, daß ihre Tochter rot wurde, wenn sie von ihrem Mann sprach — mit Labasow war das nicht so... Sie sagte auch zu Sergej: „Ich glaube, diesmal ist es bei Olga echt, nicht wahr?" Er lächelte

zerstreut: „Du sagst, er ist Agronom, Leutnant? Klar, daß es echt ist...“

Nina Georgijewna und Sergej waren den ganzen Tag beisammen gewesen. Sie hatte auf ihn gewartet, auf ihn, ihren einzigen Freund, mit ihm konnte sie über all das sprechen, was sie in diesen drei Jahren bedrückte. Der Krieg hatte das jugendliche Feuer ihres Herzens nicht zu löschen vermocht. Oft sagte Olga lachend zu ihr: „Du bist unser Komsomolleiter.“ Anfangs kam es Nina Georgijewna vor, als habe Serjosha sich sehr verändert; sie erschrak: hat er sich ihr nicht entfremdet? Seine Beherrschtheit verwunderte sie, und nach einer harten Bemerkung krampfte sich ihr das Herz zusammen: vielleicht ist er verbittert?... Dann erkannte sie, daß Serjosha der gleiche geblieben war — ungestüm, heißblütig und, wie sie sich sagte, ein „Enthusiast“; nur äußerlich war er ruhiger geworden, man merkte ihm an, daß er viel durchgemacht hat... Im Gespräch kamen sie vom Hundertsten ins Tausendste; Nina Georgijewna fragte nach den Deutschen, ob sie offen mit ihm gesprochen hätten, philosophierte dann über den Tod, streifte im Geiste mit Serjosha durch die Straßen des aufständischen Paris, malte sich aus, wie alles nach dem Krieg sein würde, erzählte von ihrer Arbeit, klagte über die Sturheit eines gewissen Migljakow, bewunderte die Energie der Schtschegoljewa, stellte Vermutungen darüber an, was für Bücher man über die Herbstnächte von neunzehneinundvierzig schreiben werde. Sergej dachte: sie steht mir näher als mancher Altersgenosse, ich spüre nicht, daß sie einer anderen Generation angehört...

„Serjosha, weißt du, wohin du jetzt kommst?“ fragte Olga.

„Nach dem Süden. Ich habe Glück — vielleicht komme ich nach dem Balkan... Ein deutscher Kriegsgefangener sagte mir, daß ihm eines das Vergnügen gestört habe, als sie ein Land nach dem anderen eroberten: zogen sie in eine Stadt ein, so waren dort die Fensterläden geschlossen, die Vorhänge heruntergelassen und die Einwohner gingen ihnen scheu aus dem Wege... Wie aber begrüßt man uns! Weißt du, Mutter, früher habe ich gedacht, Freudentränen gäbe es nur in Büchern. Ich habe sie aber gesehen. In jeder befreiten Stadt... Das ist wohl die höchste Auszeichnung.“

„Ich kann mir vorstellen, Serjosha, was in Paris los war, als die Deutschen kapituliert haben. Ich kenne doch die Pariser. Als ich in der Zeitung von den Barrikaden las...“

Olga lachte:

„Mama, Barrikaden gibt es bei Hugo, jetzt entscheiden die Panzer alles. Als die amerikanischen Truppen einzogen, da...“

„Nebenbei bemerkt waren es keine Amerikaner, die einzogen, sondern Franzosen“, sagte Sergej, „aber das tut nichts zur Sache... Die Partisanen haben eine große Rolle gespielt, besonders in psycho-

logischer Hinsicht... Aber was das Wichtigste ist — die Entscheidung fiel nicht in Paris..."

„In der Normandie?" fragte Olga.

„An der Wolga. Da war ein Funker, der sich zu den Deutschen verirrte. Er tötete drei Mann, kehrte zurück und war todunglücklich, weil er seine Drahtzange verloren hatte. Ich kann das nicht so gut erzählen, ich bin kein Schriftsteller... Aber so ein Mensch hat Paris befreit."

Natascha sagte:

„Ich habe gelesen, daß in Paris ein Mädchen einen Panzer in Brand steckte, ich glaube, es hat in der ‚Komsomolskaja Prawda' gestanden."

Sergej warf den Kopf zurück, verlor sich in Träumen. Der kleine Wassja, der auf den Schreibtisch kletterte und das Tintenfaß umkippte, rief ihn in die Wirklichkeit zurück. Sergej lachte:

„Das getreue Ebenbild seines Vaters! Ich kann mich noch erinnern, wie Wassja als Kind war... Als ich von seiner Partisanenabteilung las, konnte ich es mir einfach nicht vorstellen... Wir hatten's leichter, hatten einen Armeegeneral, einen Operationsplan, rückwärtige Gebiete. Um aber wie er drei Jahre im Walde zu hausen... Trinken wir auf Wassjas Wohl!"

Als er mit Natascha anstieß und sie ihn ansah, mußte er blinzeln, so stark war das Licht ihrer großen, leuchtend blauen Augen.

Natascha freute sich, daß der kleine Wassja seinem Vater ähnlich sah; ihr schien, als sei auch das ein Beweis ihrer Verbundenheit mit ihrem Mann. Nur der Charakter war anders... Wassja war ruhig, aber der kleine... Warum mußte er nun wieder auf den Tisch kriechen? Keinen Augenblick kann man ihn aus den Augen lassen... Den Charakter hat er wohl vom Großvater, der ist auch ein Heißsporn... Natascha erinnerte sich, wie Dmitri Alexejewitsch einmal eine Wanduhr reparieren wollte, alles auseinanderschraubte und sagte: „In einer Viertelstunde wird sie nicht schlechter gehen als die Uhr in der Sternwarte." Dann begann er plötzlich zu toben, daß die Nachbarn gelaufen kamen. „Bin ich aber ein Idiot! Ich habe vergessen, wohin dieses Rädchen gehört, und das Biest ist doch das wichtigste. Nun kann man den ganzen Krempel wegschmeißen!" Natascha lächelte still vor sich hin...

„Auf Waljas Wohl!" sagte Nina Georgijewna.

Gleich bei seiner Ankunft hatte Sergej zur Mutter gesagt: „Ich habe Walja überzeugt, sie läßt sich für die Bühne ausbilden. Die Werkleitung hat versprochen, sie freizustellen. Du mußt ihr ein bißchen unter die Arme greifen, Mutter." Nina Georgijewna freute sich. Sie ging immer noch in ihrer Arbeit auf, aber es gab Augenblicke, in denen sie ihre Einsamkeit drückend empfand. Das Verhältnis zu ihrer Tochter hatte sich nicht geändert, war kompliziert:

zärtlich und doch zurückhaltend. Sie hatte Natascha liebgewonnen, war stolz auf sie (was für eine prächtige Frau Wassja gefunden hat), und doch blieb etwas Trennendes zwischen ihnen. Anfang des Krieges war ihr Natascha wie ein kleines Mädchen vorgekommen. Als sie aber später wieder zusammenkamen, staunte Nina Georgijewna: Natascha hat sich nicht nur äußerlich verändert — aus dem Backfisch ist eine schöne Frau geworden —, sie ist auch innerlich gereift. Warum fällt es mir schwer, mit ihr zu sprechen? fragte sich Nina Georgijewna. Sie wußte, was sie von Olga trennte: der praktische Sinn der Tochter, der gesunde Menschenverstand, die Nüchternheit des Herzens. Aber Natascha war anders... Nina Georgijewna wußte nicht, warum sie unsicher wurde, wenn sie mit Natascha sprach. Vielleicht schreckte sie ihr ausgeglichenes Wesen, ihr starker Charakter — das Ergebnis dieser Jahre. Nina Georgijewna spürte, daß Natascha mit beiden Beinen auf der Erde stand und daß die Erde unter ihr nicht gemacht, sondern fest und echt war. Natascha hatte gelernt zu schweigen, ihre Gefühle zu verbergen, und Nina Georgijewna dachte zuweilen, daß diese Ruhe etwas Verurteilendes an sich habe: mit ihr verglichen bin ich so unbeherrscht, daß ich mich sogar schäme. Wäre Natascha auch nur einmal aus sich herausgegangen, hätte sie jene kindliche Zärtlichkeit gezeigt, die sich in ihr mit wehmütigem Ernst, sogar mit Herbheit paarte, hätte Nina Georgijewna nur einen Brief Nataschas an Wassja gelesen oder von Nataschas kindlicher Verlegenheit bei dem Gedanken an den Zensor erfahren — sie hätte in ihr eine verwandte Seele erkannt. So aber bewunderte sie Natascha von weitem und sehnte sich nach Walja. Von Walja bekam sie bald überschwengliche, bald tieftraurige Briefe. Die Welt der Kunst, in der Walja lebte, war auch die ihre, obwohl sie niemals gedichtet, Klavier gespielt oder von der Bühne geträumt hatte. Waljas Briefe schienen ihr voll tiefen Sinns, der keinen Ausdruck in Worten fand: es war der Zauber der Stimme, die Magie der Gestalten. In Walja fand Nina Georgijewna ihre eigenen Träume wieder, und sie wunderte sich nicht selten, wie Sergej in dieser kleinen, unscheinbaren Frau, die nur ihr Lächeln verschönt, in einer Studentin, bei der die Professoren kein Talent entdecken konnten, gerade das gefunden hatte, was seinem Wesen entsprach. So ungestüm ist er und hat es doch bemerkt, verstanden.

Nina Georgijewna sagte:

„Jetzt ist es überall laut: man schießt an der Front und auch hier — vor Freude. Ich muß oft daran denken, was sein wird, wenn es wieder still auf Erden ist. Mir scheint, es wird viel geistige Konzentration und eine große Kunst geben. Am Mittwoch habe ich in der fünften Klasse unterrichtet, wundervolle Kinder sind das, und plötzlich kam mir der Gedanke — so alt muß auch Puschkin im vaterländischen Krieg gewesen sein."

Natascha wurde lebhaft:

„Dieses Jahr ist wohl das letzte, das ich versäume. Ich habe gestern einen Professor aus der Timirjasew-Akademie getroffen. Er arbeitet jetzt an der Vervollkommnung der Obstbaumkultur im Norden — Gärten im Polarkreis. Da ist ein Hybrid, einfach phantastisch."

Nina Georgijewna saß auf der Lehne des Sessels, in dem ihr Enkel eingeschlafen war. Sie dachte an die Kinder: wir ziehen doch die ungewöhnlichsten Pflanzen auf — Menschen, Menschen von Morgen, denen weder die blinde Natur noch Feuer, noch Lüge etwas anhaben können.

„Serjosha, machst du dir auch Gedanken über die Zukunft oder kommt ihr dort nicht dazu?"

„Ich glaube, wir kommen nicht dazu... Bei Minsk bin ich einmal ausländischen Journalisten begegnet. Ich weiß nicht, ob das gute Journalisten waren oder nicht, jedenfalls hat diese Begegnung einen vernichtenden Eindruck auf mich gemacht. Einer von ihnen sprach mit mir wie ein Faschist, verhörte mich, was wir in Deutschland zu tun gedenken — ,die Amerikaner sind beunruhigt'."

„Das begreife ich nicht", sagte Olga, „sie sind doch unsere Verbündeten."

„Ich aber hab' es begriffen, als ich mit ihnen sprach. Zweiundvierzig glaubten sie, wir ständen am Rande des Abgrunds, die Deutschen würden uns den letzten Stoß versetzen und sich dabei selbst das Genick brechen. Dann wollte der Herr kommen und seine Entscheidung fällen. Aber es kam anders... Warum sollte Ford die Gorkier Arbeiter lieben? Das wäre unnatürlich. Außer Zeitungen gibt es Bücher, Olga. Neunzehnvierzig umgingen unsere Zeitungen das Wort ,Faschist' — man wahrte Höflichkeit. Aber die Faschisten blieben Faschisten. Glaubst du etwa, daß uns so ein französischer Bürger ins Herz geschlossen hat, weil wir ihn vor den Deutschen gerettet haben? Er wird es uns nie verzeihen, daß wir ihn gerettet haben. Er wird hundert Francs für ein Stalingrad-Denkmal spenden und hunderttausend Francs für die Bekämpfung des Kommunismus... Ich habe das begriffen, als ich mit jenen Amerikanern sprach, habe mich an Paris erinnert, an die Diskussionen, an die Missionen, die man zu Tarnzwecken herüberschickte."

„Aber das ist doch schrecklich, Serjosha", rief Nina Georgijewna. „Werden denn die Menschen nie zur Ruhe kommen?"

Es war, als wollte sie mit ihrem Körper den kleinen Wassja vor einer fernen Wolke schützen.

Sergej lächelte:

„Nach Stalingrad ist es nicht mehr schrecklich... Schimpfen können sie, aber daß sie zubeißen — das ist sehr unwahrscheinlich. Und schimpfen tun sie ja auch nur, weil sie unsere Kraft erkannt

haben. Wir haben es deutlich genug bewiesen: ein starker Staat, ein starkes Volk, starke Menschen. Und dann haben wir außerdem noch etwas bewiesen — daß die Besten auf unserer Seite sind... Ich weiß nicht, was in Paris passiert ist — die Zeitungen schrieben wenig darüber. Aber ich habe dort Kommunisten getroffen, einen Ingenieur, einen jungen Arbeiter und andere. Ich bin überzeugt, daß sie es waren, die auf die Straße gingen, und nicht die anderen, die uns beschimpfen."

Als sie sich verabschiedeten, schien Nina Georgijewna plötzlich ganz klein geworden zu sein wie ein Kind: sie schmiegte sich an Sergej, wandte sich dann schnell ab, damit er ihre Tränen nicht sehen konnte, steckte sich eine Zigarette an und hustete. Olga blieb über Nacht bei der Mutter. Sergej brachte Natascha nach Hause. Unterwegs sagte sie plötzlich:

„Du hast recht damit, daß wir nicht allein sind. In Atkarsk kam mir einmal eine alte Zeitschrift unter die Finger, da habe ich einen Artikel über die Veränderung des Klimas auf Labrador gelesen. Ein Gelehrter schlug vor, den Golfstrom umzuleiten, dann könnten dort Agrumen wachsen. Wahrscheinlich ist das eine Utopie... Aber wir, wir haben in drei Jahren das Klima der Welt verändert. Du wirst fragen, woher ich das weiß. Ich weiß wenig, lese nur die TASS-Telegramme. In unser Lazarett wurde aber eine verwundete Partisanin aus Jugoslawien eingeliefert. Ich habe lange mit ihr gesprochen, und damals kam mir dieser Gedanke... Auch in Paris wird es sicher solche Menschen geben. Wie das Mädchen, das den Panzer in Brand steckte."

Dann ging Sergej allein durch das verdunkelte Moskau. Die Nacht war sommerlich warm und doch schon herbstlich dunkel. Er verirrte sich im Labyrinth der Gassen zwischen der Kropotkinstraße und dem Arbat. Sergej war glücklich, daß Walja ihn liebte, daß er die Mutter gesehen, daß Wassja sich wieder gemeldet hatte, war glücklich, daß er wieder in Moskau war, dem riesigen, unharmonischen, im Bau befindlichen, sehr alten und doch erstaunlich jungen Moskau. Dann dachte er noch an das Pariser Mädchen, das den Panzer gesprengt hatte, und irgendwo, auf einer mit welkem Laub bedeckten Allee, schritt ihm, von lieben Schatten umwallt, Mado entgegen.

* 18 *

Die Front war von Paris weit fortgerückt, aber Lancier vermochte den Frieden nicht zu genießen. Vergeblich forschte er nach Louis, niemand konnte ihm sagen, wo er war; man erklärte ihm, er müsse warten, bis die Ministerien nach Paris kämen. Alles schien labil. Über die Straßen zogen bewaffnete FFI-Leute. An den Mauern klebten drohende Aufrufe von den verschiedenen Komitees. Die Zeitungen

verlangten Säuberungsaktionen. Die Preise stiegen, und in den Schlangen vor den Geschäften konnte man hören: „Schlimmer als unter den Deutschen." Die Amerikaner hatten alle guten Hotels für sich in Beschlag genommen und zechten, die jungen Frauen aber fürchteten sich, am Abend das Haus zu verlassen. Lancier lebte wie im Fieber: sogar Martha wußte nicht mehr, was bei ihm Freude oder Empörung auslösen konnte. Sie gingen einen Boulevard entlang (es war kurz nach der Befreiung der Stadt) und sahen eine halbnackte, von Jugendlichen umringte Frau. Auf ihrer Brust hing ein Schild: „Ich habe mit Boches geschlafen."

Martha schrie:

„Unerhört! Warum dulden die Behörden so etwas?"

Sie war überzeugt, daß ihr Mann ihre Gefühle teilte. Lancier aber erwiderte:

„Ich verstehe nicht, warum dir diese Dirne leid tut. Bedenke doch, daß es Frauen gab, die mit den Boches schliefen, während ihre Männer und Brüder für Frankreich fielen!"

Morillot erzählte Lancier, daß die FFI-Leute den Industriellen Boissy verhaftet hätten.

„Boissy?" schrie Lancier. „Warum denn?"

„Er hat mit den Deutschen zusammengearbeitet."

„Was heißt ‚zusammengearbeitet'? Er hat unter der Herrschaft der Deutschen gearbeitet. Wie alle. Sie haben doch auch nicht Ihre Patienten gefragt, ob sie für die Deutschen oder für die Engländer sind. Sie haben die Leute behandelt und Ihr Honorar eingestrichen. Arbeiten in den Boissy-Werken etwa wenig Kommunisten? Schließlich haben die auch unter den Deutschen verdient, und zwar nicht schlecht. Warum verhaftet man sie nicht? Wissen Sie, wie sich das nennt? Terror!"

Lancier lauschte gespannt den unheildrohenden Gerüchten. Man sagt, im Süden gibt es keine Polizei mehr, die Kommunisten verhaften und erschießen anständige Menschen wegen Verrats. Aber in Paris selbst sieht es ja auch nicht besser aus, obwohl hier die Regierung und die Amerikaner sitzen. In Drancy schmachten tausende Unschuldige, wie zum Beispiel Boissy. Warum hat man die FFI immer noch nicht entwaffnet? Zugegeben, sie sind Helden, haben Paris befreit, das wissen alle. Aber jetzt sind die Deutschen abgezogen... Man will uns eine neue Kommune auf den Hals laden, das ist es! Was denkt sich de Gaulle? Die Amerikaner zechen und randalieren, anstatt Ordnung zu schaffen.

„Haben Sie gehört, was sich tut, lieber Freund?" fragte er Pinaud. „Wir stehen vor der Katastrophe."

Pinaud schneuzte sich andächtig und traurig wie immer.

„Man soll nicht übertreiben. Das Volk ist ein Kind, es muß das Melodrama ‚Apotheose der Gerechtigkeit' auskosten. Glücklicher-

weise gibt es hierbei mehr Tararam als Verluste. In ein, zwei Monaten ist alles wieder beim alten."

Martha hielt ihrem Mann oft vor, daß er keine Zurückhaltung übe: „Du bringst die Leute in peinliche Situationen." Er antwortete: „Was kann man da machen, meine Liebe, so ist nun einmal mein Charakter..." Lancier fiel auch dieses Mal aus der Rolle, unverblümt fragte er Pinaud:

„Schön, später wird alles wieder beim alten sein. Aber haben Sie denn keine Angst, daß man Sie bis dahin noch holen kann?"

„Mich? Warum denn?"

„Weil Sie ‚kollaborationiert' haben — das ist doch ihr Lieblingsausdruck. Um das zu beweisen, verlangen die nicht viel: jemand wird sagen, daß Sie mit Schirke oder Hauser gegessen haben. Auch die Geschichte mit Lévys Haus kann aufs Tapet kommen."

Der sonst so selbstbeherrschte, bedachtsame Pinaud war außer sich: ihm schien es plötzlich, als wolle Lancier ihn ins Verderben stürzen. Er erhob sich und sagte langsam und würdevoll:

„Der Regierung ist bekannt, daß ich schon neunzehnzweiundvierzig die Widerstandsbewegung unterstützt habe und dabei ständig mein Leben riskierte. Lobhymnen auf Verräter aber habe nicht ich verfaßt."

Später lächelte Pinaud darüber, daß er Lancier, diesen Schwätzer, ernst genommen hatte. Lancier aber sagte zu Martha:

„Ich hätte Pinaud nicht kränken sollen, war wieder einmal zu hitzig. Ich verstehe absolut nichts mehr. Er will neunzehnzweiundvierzig mit London in Verbindung gestanden haben. Aber ich weiß doch noch, wie er Schirke um den Bart ging... Er hat damals in einer Woche mehr verdient, als ich in meinem ganzen Leben. Glaubst du, daß ich neidisch bin? Keine Spur, ich habe noch nie jemanden um Reichtum beneidet. Pinaud versteht es wohl, Geld zu scheffeln, doch er versteht es nicht, Geld auszugeben. Er ist Geschäftsmann. Aber ich frage dich eins: warum und wozu hat er auf diesen verfluchten Nachruf anspielen müssen?"

Martha seufzte:

„Ich habe dich schon damals gewarnt."

„Frauen reden immer so." (Lancier kreischte.) „Ein Mann kann im Sterben liegen, und die Frau wird ihm vorwerfen, daß er sich ans offene Fenster gesetzt oder einen Schnaps getrunken hat. Du könntest mich wenigstens etwas bedauern. Ich bin verloren..."

„Maurice, niemand tut dir etwas. Sie sind nicht einmal hierhergekommen."

„Du willst wohl noch, daß sie herkommen? Dann wird es mit dem Bedauern zu spät sein. Ich bin verloren... Die Amerikaner lassen sich keine grauen Haare um uns wachsen, sie rasen in ihren Jeeps herum und überfahren Passanten. De Gaulle aber freut sich,

daß er groß ist wie der Eiffelturm, er überragt alle und denkt nur an Ruhm; ihn rührt es nicht, daß die Scheusale Unschuldige hinmorden. Vielleicht habe ich nur noch wenige Tage zu leben."

Martha wollte den Doktor bestellen, Lancier aber erlaubte es nicht:

„Laß mich in Ruhe sterben! Morillot heilt nicht, sondern spottet nur!"

Pinaud hatte durchaus nicht die Absicht, sich mit seinem Kompagnon zu überwerfen. Zwei Tage später kam er wieder und leitete das Gespräch mit einem Sprichwort ein (er liebte Sprichwörter, behauptete, sie „spiegeln den gesunden Volksverstand wider").

„Alte Liebe rostet nicht. Man darf sich Kleinigkeiten nicht zu Herzen nehmen. Jetzt sind alle nervös, das bringt die Zeit mit sich..."

Sie sprachen über Geschäfte. Dann meinte Pinaud:

„Der Minister sagte, daß er Sie noch aus der Vorkriegszeit her kenne. Er sprach sehr herzlich von Ihnen."

Lanciers Laune heiterte sich zusehends auf. Ich muß wahrhaftig Sedobrol nehmen, Martha hat recht — meine Nerven sind vollständig kaputt. Warum wirklich Kleinigkeiten schwer nehmen? Das wichtigste ist, daß die Boches vertrieben wurden, daß Frankreich wieder Frankreich ist. Und Lancier sagte zu allen Bekannten: „Sie können sich nicht vorstellen, wie glücklich ich bin! Ich bin ein verschlossener Mensch, aber ich habe in diesen vier Jahren vielleicht mehr durchgemacht als alle anderen. Nein, nein, wir alle haben gelitten wie ein Fisch, der aus dem Wasser gezogen wurde. Was wollen Sie, die Franzosen können nicht ohne Freiheit leben."

Ein prächtiger Tag im Altweibersommer. Lancier ging durch die Straßen, die klare Luft und die Gedanken an die Freiheit stimmten ihn friedlich. Er wollte sich erkundigen, ob Nachrichten von Louis eingetroffen waren. Man führte ihn in ein geräumiges Arbeitszimmer. Hier erinnerte alles an die Ereignisse der letzten Zeit — die gesprungenen Fensterscheiben, die mit Papierstreifen beklebt waren, das zierliche Boudoirstühlchen neben dem massiven Schreibtisch, Aktenmappen neben amerikanischen Konserven. Oberst Dejeune, ein hochgewachsener grauhaariger Mann, sah so vornehm aus, daß er für Ordensverleihungen und Denkmalseinweihungen wie geschaffen schien. Auch seine Stimme war weich und vornehm.

„Ich sehe mich gezwungen, Herr Lancier, Ihnen eine traurige Nachricht mitzuteilen. Ihr Sohn, Leutnant Louis Lancier, starb den Heldentod für Frankreich. Er erhielt den ‚Légion d'Honneur' und den sowjetischen Orden ‚Vaterländischer Krieg'..."

Lancier knüllte seinen Hut zusammen, seine Augen standen voll Tränen.

„Sie können auf Ihren Sohn stolz sein, Herr Lancier..."

Lancier wußte später nicht mehr, wie er sich von dem Obersten verabschiedet hatte und nach Hause gekommen war. Zu Martha sagte er nur „Louis“, sie verstand ihn sofort.

Er saß im halbdunklen Zimmer und betrachtete das Bild seines Sohnes. Martha ging auf Zehenspitzen, brachte Medizin, streichelte seinen Kopf. In den zwei Jahren ihrer Ehe hatte sie sich daran gewöhnt, daß Maurice sich grundlos der Verzweiflung hingeben konnte. Heute verstand sie zum erstenmal sein Leid, und er kam ihr dadurch näher.

Anfangs konnte Lancier an nichts denken, er erinnerte sich nur an die Kindheit seines Sohnes, an seine Krankheiten, an Marcelines Sorgen, an die Streiche des Jungen, an sein fröhliches Lachen, an die letzte Begegnung in Bordeaux. Dann machte sich Lancier Vorwürfe: ich habe Louis nicht genug geschätzt, Mado hat ihn in meinen Augen verdrängt. Ich glaubte, er wäre zu schroff, zu laut, und hätte kein Verständnis für die Mannigfaltigkeit der Gefühlsnuancen. Aber er hat alles verstanden... Er hat Frankreich wirklich geliebt. Es genügt nicht, die Ulmen in „Gellinotte“ zu bewundern, man muß auch bereit sein, das Leben für sie hinzugeben. Wie seltsam, Louis ist irgendwo in Rußland den Heldenweg eines Verteidigers von Verdun gegangen... Er war mein Sohn im wahrsten Sinne des Wortes... Ich begreife sehr gut, warum er dorthin ging — er hat die Gefahr gesucht. Er haßte die Politik wie ich... Ist es nicht gleichgültig, welche Regierung in Rußland am Ruder ist? Gekämpft haben sie wundervoll, das erkannten sogar die Deutschen an. In Paris ziehe ich die Amerikaner vor, was mich aber nicht hindert zuzugeben, daß ohne Stalingrad die Deutschen noch immer in Paris sitzen würden... Ich glaube, ich habe mich in bezug auf die Russen geirrt, wir ließen uns durch die deutschen Zeitungen täuschen. Sie haben einen vaterländischen Krieg geführt, das besagt sogar die Bezeichnung des Ordens. Ich verurteile unsere Kommunisten, aber ich verneige mich vor dem Patriotismus der Russen. Louis hat das früher begriffen als ich. Der Oberst hat recht: auf so einen Sohn kann man stolz sein. Er hatte ein großes Herz wie Marceline. Vielleicht gab auch ich ihm das Beste mit, was ich besaß — die Erinnerung an Verdun... Wie grausam, daß ich ihn verloren habe!...

Als Morillot kam, sagte Lancier:

„Nun ist auch Louis nicht mehr... Wissen Sie, wir können auf unsere Söhne stolz sein. Ich habe oft darüber nachgedacht, was ich einmal hinterlassen werde außer den blödsinnigen Sammlungen und Roche aîné. Jetzt weiß ich, daß es Menschen gibt, die sich voller Dankbarkeit an Louis' Heldentat erinnern. Das ist sehr viel, bis zum heutigen Tag erleuchten Frankreich die Feuer von Verdun.“

Morillot entgegnete:

„Sie haben noch Mado.“

„Ich weiß nicht, vielleicht ist auch sie umgekommen — in Rußland oder in Afrika."

Das war Anfang Oktober, kurz darauf aber trat Mado in Lanciers Zimmer.

Sie war schon seit einigen Wochen in Paris, hatte sich aber nicht entschließen können, ihren Vater aufzusuchen. Schon in Limoges hatte jemand in ihrem Beisein gesagt: „Ich habe bei Roche aîné gearbeitet. Lancier hat vor den Deutschen Männchen gemacht." Mado kannte ihren Vater und konnte sich das ganz gut vorstellen. Aber sie wollte das Haus wiedersehen, in dem sie ihre Kindheit verbracht, wollte sich davon überzeugen, daß für den Vater gesorgt wurde — Morillot hatte ihr von Lanciers Heirat erzählt, sich lobend über Martha ausgesprochen. Und doch sträubte sich alles in ihr bei dem Gedanken an eine Begegnung mit dem Vater. Sie kam erst, nachdem Morillot ihr gesagt hatte: „Louis' Tod hat ihn sehr mitgenommen."

Lancier schrie auf und konnte nicht sprechen, Tränen würgten ihn. Sie umarmte ihn zärtlich, nahm Louis' Bild vom Tisch und betrachtete es lange. Lancier sagte:

„Weißt du, wo er fiel? In Rußland... Er hat die Gefahr gesucht... Nehmen wir Abstand von der Politik, man muß anerkennen, daß die Russen am besten von allen gekämpft haben. Ich begreife sehr gut, warum Louis gerade Rußland gewählt hat. Erinnerst du dich noch an den Ingenieur, der uns vor dem Krieg besuchte? Er sagte schon damals, daß die Russen großartig kämpfen werden. Nivelle glaubte ihm nicht... Er hat sich als großer Lump entpuppt, dieser Nivelle, man sagte mir, daß er nach Deutschland geflüchtet ist. Der arme Leo wurde in ein Lager verschickt, niemand hat etwas von ihm gehört... Wir wollten ihn retten, aber die Deutschen waren stärker. Dumas wurde verhaftet... Leontine hatte einen herrlichen Tod. Wie Louis... Aber warum erzähle ich das alles! Ich bin sehr gealtert, Mado, ich bringe manches durcheinander... Viel wichtiger ist, daß du wieder da bist. Wo warst du denn in all den Jahren?"

Statt zu antworten, begann Mado den Vater nach Louis auszufragen; dann gedachten sie alter Zeiten, gedachten Marcelines, „Gellinottes". Trotzdem wiederholte Lancier seine Frage:

„Wo warst du, Mado?"

(Er wollte sie fragen, warum sie ihren Mann verlassen hatte, fürchtete sich aber, Bertys Namen auszusprechen, es konnte ja sein, daß sie von dem Nachruf wußte.)

„Im Maquis. Und vorher hier, illegal."

„Warum bist du denn nicht hergekommen?"

„Ich konnte nicht. Ich habe gekämpft."

Lancier unterdrückte ein Lächeln: jetzt sagen alle, daß sie „gekämpft" haben. Was ist Mado schon für ein Soldat!... Wahr-

scheinlich hat sie sich in einen Terroristen verliebt und ihn gemalt...
Er sah sie zärtlich an und erschrak plötzlich. Das ist ja gar nicht Mado, man hat sie vertauscht... Was für strenge Augen sie hat! Wie besessen... Das ist Marcelines Charakter. Marceline aber hatte ihr Leben der Liebe geweiht, verließ ihren Vater und kam zu mir. Mado jedoch verließ ihren Mann und ging in den Maquis...

„Was heißt ‚gekämpft'? Du hast doch nicht auf Menschen geschossen?..."

Sie lächelte traurig.

„Ich tat, was alle taten."

Er spürte, das sie nichts mehr sagen würde, und fragte nur noch schüchtern:

„Du bleibst doch hier, ja? Wir haben dein Zimmer gerichtet."

„Nein. Bitte mich nicht darum. Das ist unmöglich."

„Warum denn?"

„Ich lebe jetzt ein anderes Leben..."

Sie verstummte, blickte den Vater freundlich und fremd an. Erschrocken dachte er: vielleicht ist sie Kommunistin geworden?... Er fürchtete zu fragen, fürchtete die Antwort „Ja". Auf einmal sah er an Mados Ellbogen einen dunklen Streifen; er vergaß alles andere und fragte Mado, als wäre sie noch ein kleines Mädchen:

„Wo hast du dich so zerschunden?"

„Nicht der Rede wert. In der Gestapo."

Er wurde verlegen, wußte nichts mehr zu sagen. Mado sprach eine Weile mit Martha, dann erhob sie sich. Er umarmte sie, bat sie mit kindlichem Lächeln:

„Besuch mich, ja?"

Sie lächelte auch, antwortete: „Ja." Eine innere Stimme sagte ihm: sie wird nicht kommen. Er wollte sie zur Tür bringen, aber ein Schwächeanfall hinderte ihn daran, er mußte sich legen. Martha begleitete Mado durch den Garten. Sie hatten sofort Gefallen aneinander gefunden. Mado war froh, daß sich jemand liebevoll um den Vater sorgte. Und Martha, die gefürchtet hatte, Mado könnte den Vater tadeln, daß er eine zweite Ehe einging, fühlte Vertrauen zu ihr.

„Maurice ist ein Kind", sagte Martha.

Mado nickte.

„Sie waren in einer Partisanenabteilung?"

„Ja."

Martha umarmte sie impulsiv. Später sagte sie zu ihrem Mann:

„Du hast eine ungewöhnliche Tochter."

„Ja, Mado ist noch schöner geworden, obwohl sie nicht gut aussieht."

„Ich spreche nicht davon. Sie hat tiefen Eindruck auf mich gemacht. In ihr wohnt eine große Seele."

„Sie ist wie die Mutter", erwiderte Lancier leise, „nur die Zeiten haben sich geändert. Damals lebten die Menschen für die Liebe und heute sind alle verrückt und kämpfen."

Er saß lange im dunklen Zimmer und dachte traurig an das Alter, an seine Einsamkeit, an Mado; ihm war, als habe sie nicht gegen die Deutschen, sondern gegen ihn gekämpft und ihm deshalb auch nichts erzählen wollen...

Wenige Tage später frühstückte Lancier mit Pinaud und dem Rechtsanwalt Garcy. Sie wollten die Befreiung von Paris feiern. Lancier stellte das Menü zusammen und unterzog den Wirt einem peinlichen Verhör, ob sein Ragout wirklich ein Hasenragout und nicht ein angegangenes Kaninchen sei — die Jagd war doch verboten...

Rechtsanwalt Garcy, der Pinauds Rechtsberater werden sollte, sprach von den Jahren der Okkupation. Er hätte seine Wohnung des öfteren Bekannten aus der AS zur Verfügung gestellt. Chatelet wäre einmal in seiner Wohnung mit Lejean zusammengekommen. Nach Garcys Beschreibung sah alles sehr romantisch aus:

„Bei mir fanden Beratungen statt. Ich saß da mit dem Revolver in der Hand. Wenn die Boches gekommen wären, hätte ich mich erschossen, um der Gestapo nicht lebend in die Hände zu fallen..."

Pinaud dachte: der ist sein Geld wert, so einer bringt es fertig, jedes beliebige Tribunal zu beschwatzen. Und er sagte:

„Wir haben der Welt bewiesen, daß es in Frankreich noch Helden gibt. Ich persönlich bin aus dem Alter schon heraus. Aber ich habe getan, was ich konnte. Mein Schwiegersohn Pinson hat in der Schweiz so manchem aus dem Maquis weitergeholfen... Darüber könnte man ein ganzes Buch schreiben..."

Er verstummte und machte sich über den Hasen her.

Lancier lächelte still; er begann erst zu sprechen, als Birnen und Nüsse gereicht wurden.

„Ich habe unsere Epoche unterschätzt, die jungen Leute haben sich als Helden erwiesen. Ich fürchte mich nicht vor Übertreibungen — die Jugend verträgt das gemäßigte Klima nicht. Louis saß nicht wie manch anderer in Londoner Klubs herum, es trieb ihn in die Hölle — nach Rußland. Ich bin bei weitem kein Kommunist und doch verneige ich mich vor dieser Geste. Und Mado ging in den Maquis, sie hat wirklich gekämpft... Nicht einmal vor der Gestapo hat sie sich gefürchtet. Wenn man diese zarte Frau sieht, fragt man sich, woher sie die Kraft nahm. Vielleicht hab' auch ich mein Scherflein dazu beigetragen, ich war immer bestrebt, meinen Kindern den Geist von Verdun zu übermitteln. Von Juni neunzehnvierzig an lebte ich nur einem, dem Sturm. Ich will nicht davon reden, was ich getan habe, jetzt ist es besser, man bleibt bescheiden, es gibt zu viele Pseudohelden und Prahler. Es ist durchaus möglich,

daß diejenigen am meisten taten, die am wenigsten taten... Der alte Villon hat wundervolle Verse geschrieben:

Der Sanfte nur kennt Raserei,
Nur was der Lügner spricht, ist wahr,
Nichts klingt so süß wie Eselsschrei,
Und der Verliebte nur sieht klar...“

„Sie haben ein erstaunliches Gedächtnis“, sagte Garcy.

Pinaud dachte: wie kann sich ein solider Mensch für solche Dummheiten begeistern? Wenn er noch Rechtsanwalt wäre, aber so... Das Essen aber war gut, die Zukunft schien rosig — am Morgen hatte Pinson seinem Schwiegervater erzählt, daß die Entwaffnung der FFI begonnen hatte, und Pinaud hob gern sein Glas, als Garcy einen Toast auf „die Helden und Heldinnen des Widerstandes“ ausbrachte.

* 19 *

Als Mado in „Corbeille“ war, blieb sie lange vor dem Fenster stehen, an dem sie zum erstenmal mit Sergej gesprochen hatte. Er sagte damals: „Ich habe Paris liebgewonnen.“ Und Mado klangen diese Worte jetzt wie ein Bekenntnis. In der letzten Zeit dachte sie oft an Sergej, vielleicht deshalb, weil sich in ihrem Leben eine so große Wendung vollzogen hatte, weil France wieder Mado geworden war, weil sie sich in dem neuen, alltäglichen Leben den Elan bewahren mußte, der ihr in den letzten Jahren Halt gewesen. Sie hatte Sembat besucht, und die Malerei, die ihr noch unlängst als etwas Trübes, längst Vergangenes erschienen, erwachte plötzlich zu neuem Leben. Sembat verlangte, sie solle ihm von ihrem Leben im Maquis erzählen, sie aber stand, betrachtete seine Bilder und war aufs tiefste erregt: diese Schlichtheit, diese Farbenknappheit und Strenge! Ein Fluß und Bäume, Bäume und ein Fluß, anscheinend ist nichts da — etwas Grau, etwas Blaßgrün, mitunter etwas Blau... Warum erschüttert mich der Baum auf jenem Bild, ich habe doch inmitten von Bäumen gelebt?... Mado wußte noch nicht, ob sie zu ihrer geliebten Malerei zurückkehren würde, wußte nicht, wie sie die Kunst mit dem Leben, dem Kampf, mit den Worten verknüpfen würde, die sie zu Lejean gesagt: „Es darf nicht sein, daß die Trümmer geflickt und für Paläste erklärt werden.“ Sie wußte noch nichts von ihrem morgigen Tag. In Sembats Atelier erinnerte sie sich an die Begegnung mit Sergej, an Margeriten, an die Kaffeekanne in der Küche, an seine verwunderten Augen — davon wird sie nie loskommen!

Der Bär hatte gesagt, er werde nach Marseille und von dort aus mit dem Dampfer nach Odessa fahren. Mado beschloß, Sergej

zu schreiben; ganz unvermittelt faßte sie diesen Entschluß; sie saß abends in ihrem Zimmer und begann plötzlich fieberhaft zu schreiben — sie wollte fertig werden, bevor es dunkel würde (es gab keinen Strom, und Kerzen hatte sie nicht), denn später würde sie sich nicht wieder dazu aufraffen... Sie schrieb am offenen Fenster, dort, wo es heller war. Kalter Herbstregen sprühte. Einige Tropfen fielen aufs Papier. Mado erschrak: hatten sie auch nicht die Tinte verwischt, nein, sie hatten es nicht, Sergej könnte womöglich denken, ich hätte geweint...

„Sergej, ich will Dir erzählen, wie ich von Dir gehört habe. Es war im Walde, am fünften Juni. Nie werde ich jene Nacht vergessen, in der man uns die Nachricht von der Landung brachte. Der Bär erzählte mir von Dir — ganz zufällig. Ich ging durch den Wald, und Du warst mit mir. Dann sprengten unsere Leute die Brücken. In jener Nacht fiel Mickie, er ging und sang sein Lieblingslied, es klingt mir noch jetzt in den Ohren: ‚Der andern wartet Jubel und Licht, das gleißt und webt, und niemand wird dran denken, wie gern wir noch gelebt.' Der Bär wird Dir erzählen, wie wir gekämpft haben, ich kann nicht erzählen, Du weißt sicher noch, ich bringe immer alles durcheinander. In diesen Jahren habe ich viel an Dich gedacht, habe alles begriffen, was Du mir in Paris gesagt hast, und auch das, was Du nicht gesagt hast — nicht sagen wolltest oder nicht sagen konntest. Mir schien es irgendwie, als wärst Du in Stalingrad; ich weiß, das ist dumm — die Front war lang, es ist unwichtig, wo Du standst, für uns war ‚Stalingrad' Rußland. Wir waren die ganze Zeit mit Euch, das stimmt; ich hätte es nie gewagt, das zu behaupten, wenn ich nicht der Genossen gedächte, die im Kampf oder bei der Gestapo getötet wurden. Weißt Du noch, Sergej, wie ich Dir damals sagte, daß jeder von uns sicherlich sein eigenes Leben leben würde? So kam es auch. Ich weiß, daß Du geheiratet hast, und freue mich darüber; auch ich habe eine Familie, bin glücklich. Das andere aber habe ich nicht vergessen und kann ich nicht vergessen, und obgleich ich nicht weiß, was Du fühlst, glaube ich doch, daß auch Du es nicht vergessen hast. Wahrscheinlich waren wir damals sehr dumm, wir zankten uns, vertrugen uns wieder, und doch entdeckten wir in jenem Sommer etwas sehr Großes, und dieses Große half mir leben, den Weg zum Licht finden, als ich ganz tief gesunken war. Vielleicht werden wir uns einmal begegnen, nicht jetzt, jetzt ist es auch nicht nötig, einmal, wenn wir beide alt sind. Ich weiß, auch als Greisin werde ich Dich mit denselben Augen ansehen wie damals, als Du sagtest, daß sie für sich leben. So habe ich nur Dich angesehen. Ich dachte früher, Du hättest mir einen Traum eingegeben, als aber das Leben auseinanderbarst, da wurde das, was Traum zu sein schien, zum wirklichen Leben. Ich schreibe

verworren, aber glaube mir — ich lebe verständlicher und einfacher. Der Bär kann es Dir sagen, daß ich ruhig war, es gab keinen Wirrkopf in der Abteilung. Der Wirrkopf blieb auf jener Bank unter der Kastanie. Ich war dort — die Bank ist noch da, und die Allee und die Stadt. Gewiß, alles ist anders geworden — hier ist es jetzt sehr traurig, anders und doch dasselbe. Sei glücklich, Sergej, das will Mado! Ich habe etwas Russisch gelernt, der Bär hat es mir beigebracht, er ist gut und geduldig; ich wollte Dir in Deiner Sprache schreiben, fürchtete aber, es nicht zu schaffen. Nur dies eine schreibe ich..."

Und sorgfältig malte sie mit russischen Druckbuchstaben: „Leb wohl, Du meine Liebe!

Deine Mado."

Sie legte die Feder beiseite und brach in Tränen aus. Dann nahm sie den Briefbogen, wollte das Geschriebene durchlesen, doch sie dachte: nein, wenn ich es durchlese, werde ich es nicht abschicken.

Ungelesen gab sie Woronow den Brief, als er kam, um von ihr Abschied zu nehmen.

Woronow lächelte verlegen: er kannte die Partisanin France, doch vor ihm saß Mado in einem städtischen Kleid. Seine Verlegenheit schwand aber bald — Mado sprach von der Abteilung, von den Genossen, von Mickies Scherzen, von Josés Träumereien.

„Wie lange wirst du unterwegs sein?"

„Ich weiß nicht, man sagt, in Marseille müßte man lange auf den Dampfer warten."

„Marseille ist eine fröhliche Stadt, denke aber daran, daß die Leute dort furchtbar übertreiben."

Woronow lachte:

„Wir haben auch so eine Stadt — Odessa."

„Bist du froh, daß du nach Hause fährst?"

Woronow brauchte nichts zu erwidern — sein breites, gutes Lächeln sagte alles.

„Bär, denk doch zuweilen an unsere Abteilung zurück. Du weißt, wie wir euch lieben, erzähl es dort... Vergiß auch nicht, den Gruß des alten Desiré zu bestellen. Erinnerst du dich, er sprach vor seinem Tod davon? Er war überzeugt, bei Moskau würde einmal Wein wachsen. Sicher wird es so sein... Dann trinkst du einen Schluck von diesem Wein auf das Wohl des Waldes bei Limousine. Du hast bei uns viel Schlechtes gesehen, auch jetzt sieht es hier nicht gerade heiter aus. Luc sagte mir gestern, daß man uns die Waffen abgenommen hat. Feiglinge ziehen herum und schreien, daß sie Helden waren... Sollen aber die Russen wissen, daß es Menschen gibt, die man nicht brechen kann, wie Luc, wie Dédé, es sind ihrer viele, Bär, glaube mir; ich bin von Stadt zu Stadt gezogen, bin

in Dörfern gewesen, ich habe unser Volk kennengelernt... Es ist üblich, Blumen auf den Weg mitzugeben, sie welken schnell; könnte ich es, ich würde dir die Liebe Frankreichs mitgeben."

Als Woronow bereits auf der Treppe war, eilte sie ihm nach und flüsterte ihm rasch zu:

„Solltest du Wlachow treffen, dann sag ihm... Ich vergaß es zu schreiben... Sag ihm, daß mir die Russen zweimal das Leben gerettet haben. Das eine Mal weiß er, und das zweite Mal — als du zu uns ins Gefängnis kamst. Leb wohl, Bär!"

Woronow konnte nicht an sich halten, täppisch, wie ein richtiger Bär, umarmte er Mado auf der dunklen Treppe.

Sie stand am Fenster und sah ihm nach, sah, wie er im bläulichen Dunst verschwand, und flüsterte: „Leb wohl, Sergej! Leb wohl, meine Liebe!" Es war ihr, als sei sie Sergej begegnet und wieder von ihm getrennt worden, dieses Mal für immer. Sie hatte es gelernt, ihr Herz zu bezwingen, und träumte nicht mehr von Glück. Sie war zu neuen Kämpfen, zu einem harten, schweren Leben bereit. Lejean, der sie am Vortag gesehen, war über ihre Ruhe, ihre Beherrschtheit, ihren Glauben verwundert gewesen. Und doch war der Wirrkopf Mado nicht irgendwo auf der Vorkriegsbank unter der Kastanie geblieben, sondern stand hier, am Fenster, und schaute mit weit geöffneten, glänzenden Augen — über die Ferne, über die Jahre hinweg—schaute den Menschen, den sie heißer liebte denn je.

* 20 *

„Hier müßte man eine Aufnahme von Ihnen machen, Genosse Major, und sie der Zeitschrift ‚Ogonjok' einschicken", sagte Leutnant Babuschkin.

Sergej lachte — es mußte wirklich ein toller Anblick sein: ein offener Wagen, der fast unter Rosen, Astern, Päonien verschwindet, und inmitten der Blumenpracht ein Pioniermajor, über und über mit Staub bedeckt.

Sie näherten sich der ersten bulgarischen Stadt. Am Wegrand standen Menschen: schwarzäugige Mädchen mit hoher gewölbter Stirn, zart und streng, Gymnasiasten in Uniform, alte Bauern mit Schnauzbärten (sie sahen aus wie die Saporosher Kosaken auf den Bildern), junge dunkelhäutige Popen, die den Eindruck erweckten, als seien sie aus antiken Fresken herabgestiegen, Partisanenmädchen, die deutsche Maschinenpistolen trugen, Lehrer und Sanitäter in bastseidenen Röcken, barfüßige, doch festlich gekleidete Bäuerinnen, lärmende Kinder. Alle diese Menschen warfen Blumen in und unter die Wagen, riefen: „Willkommen!" Auf dem hölzernen Triumphbogen, der über Nacht gebaut worden war, prangte die Aufschrift:

„Seid gegrüßt!“ Dann wurde Sergej hochgehoben und auf den Händen herumgetragen. Er lächelte verlegen. Ein Greis erzählte Sergej, er sei ein alter Landsturmmann, habe noch am Schipka-Paß gekämpft, und umarmte ihn. Eine Frau in schwarzem Tuch zeigte ihm das Bild eines schönen Mädchens; es war ihre Tochter Leljana, die von den Deutschen erschossen wurde. Die Frau sagte: „Sie hat viel Schweres durchgemacht. Du bist unser Freund!... Rußland!... Ihr habt gesiegt!“ Und wieder regnete es Blumen, violette und weiße Schwertlilien, matt glänzende blaue Weintrauben, riesige Äpfel, duftende Quitten.

Weiße Häuschen mit Vorbauten, auf denen roter Pfeffer trocknete. Gewundene Straßen. Hohe Eichen, Platanen, Feigenbäume, Zedern, Täler mit Weinstöcken. Auf den Berghängen weideten, wie Wolken, Herden.

Die Freude der Menschen glich einem Fluß, der aus den Ufern trat und die Welt überschwemmte. Über die Straßen zog eine mächtige Armee, die jetzt wußte, daß niemand mehr imstande war, sie aufzuhalten. Hunderte von Panzern rasselten, langrohrige Geschütze kehrten sich dem Westen zu. Durch zähen Lehm, durch warmen Staub, über Steine hinweg schritten die Gardedivisionen. Und die Menschen, die durch die Straßen zogen, freuten sich nicht weniger als jene, die längs der Straßen standen: für einige Tage war der Krieg hinter einer Mauer aus Rosen und Mädchen verschwunden. Und die Tatsache, daß die Aufschriften mit russischen Buchstaben geschrieben waren, daß die fremde, unverständliche Sprache plötzlich verständlich wurde, wie die Muttersprache klang, gab den Menschen, die durch Flüsse und Schlachten und großes Leid hindurchgegangen, einen Ansporn. „Ich war bei Stalingrad, und nun bin ich hier“, sagte ein nicht mehr junger Rotarmist zu den Bulgaren; man wies ihm den Ehrenplatz an, setzte ihm Wein vor, der kühl und aromatisch war wie der frühe Herbst.

„Jetzt wären wir also in Jugoslawien“, sagte Babuschkin.

Sergej lächelte. Wie oft hatte er versucht, sich dieses rätselhafte Land vorzustellen, wenn er Berichte über die jugoslawischen Partisanen las; ihm schien, als könnte der Krieg in den Bergen Bosniens oder Montenegros noch keine Tarnmäntel angelegt, noch nicht die rauhe Sprache des Eisens erlernt haben...

Die Menschen kletterten über Felsen. Die Panzer krochen steile, schmale Straßen hinan. Hurtige gelbe Bäche sprudelten. Überraschend taten sich dunkle Schluchten auf.

Die Deutschen unternahmen wieder Versuche, den Vormarsch aufzuhalten. Kämpfe waren im Gange.

General Belski sagte zu Sergej:

„Nachts müssen unbedingt die Panzer hinübergebracht werden. Narowtschatow ist in einer dummen Lage — die Deutschen haben dort dreißig Sturmgeschütze, und er hat kein einziges.“

Als Sergej gerade mit seiner herrlichen Sechzig-Tonnen-Brücke fertig war, sprengten die Deutschen die Schleusen; das Wasser stieg schnell, riß die Anlegestelle fort. Die Pioniere arbeiteten mit Hochdruck — bis zum Morgengrauen mußten die Panzer auf der anderen Seite sein.

„An Bäumen festmachen!" schrie Sergej.

Er schleppte selbst das Tau. Die Nacht war kalt, trotzdem mußte er sich immer wieder die Stirn wischen.

Längst schon sah er im Mond nichts Romantisches oder gar Angenehmes mehr: der Mond war ein Feind. Die dunklen Nächte nannte er zärtlich „Pioniernächte". Und diese Nacht war hell, feindlich. Die Deutschen belegten den Übergang mit Artilleriefeuer. Der Mond verschwand etwa um zwei Uhr nachts, die Brücke war schon fertig. Sergej schlief bis zum Morgengrauen. Am Morgen betrachtete er stolz die Brücke. In diesem Augenblick vergaß er sogar die umliegenden Berge, die goldenen weitverzweigten Bäume, vergaß, daß er in Jugoslawien war. Die Brücke war für ihn das, was dem Künstler die Farben, dem Gärtner die Tulpen sind.

Und dann raste der unermüdliche, ratternde Militärkraftwagen wieder weiter.

In einer regnerischen kalten Herbstnacht begegnete Sergej jugoslawischen Partisanen. Er war bei General Belski, als der Adjutant meldete, daß Vertreter der jugoslawischen Armee eingetroffen seien.

Drei Menschen betraten das Zimmer: Hauptmann Lukovič, ehemaliger Student der Belgrader Universität, der hochgewachsene, hagere Bauer Mirko und ein schönes, braungebranntes Mädchen namens Vida. Lukovič trat auf den General zu und sagte erregt:

„Freund..."

Oberst Jovanovič hatte sie geschickt. Der Hauptmann erstattete Bericht. Belski unterbrach den Dolmetscher hin und wieder: „Ich verstehe." Es handelte sich um eine kleine serbische Stadt, vierzig Kilometer weiter südlich. Eine Straße dorthin gab es nicht, die Brücke war gesprengt... Die Partisanen hatten das Städtchen schon im September befreit, doch heute früh waren Deutsche mit Panzern eingezogen... Oberst Jovanovič hatte nur vier Geschütze zu seiner Verfügung...

„Wieviel Panzer haben sie?" fragte Belski.

„Acht oder neun, zwei große..."

„Es geht um die Einwohner", sagte Mirko, „die Deutschen werden nicht einmal die Kinder schonen. Oberst Jovanovič meinte: ‚Wäre nur die Rote Armee in der Nähe...'"

(Die Worte „Rote Armee" sprach er im Flüsterton.)

Belski erwiderte:

„Ich weiß wirklich nicht, was sich da machen läßt... Unser Weg führt genau in entgegengesetzte Richtung, nach Nordosten. Wir dürfen uns nicht aufhalten. Aber in so einem Fall... Etwa zehn

Panzer werde ich wohl noch freistellen können. Wie sie jedoch hingelangen, das muß sich schon der Major überlegen."

Der General lud die Jugoslawen zum Essen ein.

„Zwei Stunden stehen mir noch zur Verfügung. Wir werden zusammen essen... Sie sind doch die Ersten hier, das ist bestimmt ein Grund zum Feiern."

Sergej dachte bald an die neue Brücke, die gebaut werden mußte, bald folgte er den Erzählungen der Partisanen. Alle drei kämpften schon seit Frühjahr neunzehnzweiundvierzig. Sie sprachen vom vierten und fünften Vormarsch der Deutschen, von den Bergpässen, wo der Schnee kniehoch lag, davon, daß sie keine Schaftstiefel besaßen. „Danko erfror sich den Fuß, bekam Wundbrand. Instrumente hatten wir nicht. Er flehte, man solle ihm den Fuß mit dem Beil abhacken..." Sie erzählten von ihren Kämpfen gegen die Deutschen, Italiener, Ungarn, Ustaschen; in den schweren Herbstmonaten hörten sie Radio: „Stalingrad hält sich noch immer..." — „Du brauchst das nicht zu übersetzen", rief der General dem Dolmetscher zu. „Ich verstehe es auch so." (Der General war erregt, er hatte an den Kämpfen um Stalingrad teilgenommen.) Niemals hatten die Partisanen am Sieg der Russen gezweifelt. Mirko trank Wodka und erzählte, wie er die Tür seines Hauses geküßt hatte und mit Frau und Sohn zu den Partisanen ging. Der Sohn war gefallen, die Frau kämpfte noch... Hauptmann Lukovič sagte: „Zweimal haben wir Panzerangriffe abgewehrt... Vida hat einen Panzer in die Luft gesprengt." Sergej warf den Kopf zurück und blickte das Mädchen so intensiv an, daß es errötete. Das hätte er wirklich nicht gedacht!... Ein schreckliches Bild — dieses Mädchen neben einem Panzer!... Er entsann sich, wie Natascha erzählt hatte, in Paris habe ein Mädchen einen Panzer in Brand gesteckt... Bisher hatte er über all dies nicht tiefer nachgedacht; jetzt aber sah er: es stimmt! Da sind sie, unsere Freunde! Als ich damals am Übergang war und nachts die Wolga kochte, haben sie in diesen Bergen gekämpft und einander ermutigt: „Stalingrad hält sich!"

Sergej konnte nicht mehr stillsitzen, er sprang auf, ging im Zimmer hin und her. Ihm war, als höre er über Europa den Flügelschlag der Freiheit, die über Bulgarien hinweggestürmt war, nun der grünen Adria zueilt und die ganze Welt erfassen wird...

„Wir müssen ihnen helfen, Genosse Major", sagte Belski. „Ich selbst darf mich nicht aufhalten, wir ziehen um elf Uhr weiter. Was können wir dalassen? Zehn Panzer mit Major Prichodko, Sie selbst und eine Kompanie Pioniere. Lassen Sie sich die ganze Sache durch den Kopf gehen."

Hauptmann Lukovič und Sergej beugten sich über die Karte. Mirko flüsterte Vida zu: „Ein Russe... Verstehst du!" Das Mädchen erwiderte ärgerlich: „Stör sie nicht bei der Arbeit." Sie blickte Ser-

gej begeistert an — es war der erste Sowjetoffizier, dem sie begegnete. Er schien ihr außerordentlich sympathisch: man sieht sofort — ein charakterstarker Mensch. Doch das Gesicht ist weich, und wie ein Sonnenfleckchen an der Wand huscht das leise Lächeln darüber hin.

Die Brücke wurde in zwei Stunden gebaut, eine gute, stabile Brücke auf Gitterstützen. Mirko war begeistert. Sergej sagte: „Das hier ist ja nicht die Donau.“ Er trieb die Pioniere zur Eile an: die Deutschen hausten schon vierundzwanzig Stunden im Städtchen, und wie Lukovič sagte, waren es SS-Leute, die aus Griechenland gekommen waren...

Im Stab des Obersten Jovanowič herrschte gehobene Stimmung. Alle blickten Sergej mit so verliebten Augen an, daß es ihm peinlich wurde. Er sagte: „Die Brücke ist eine Kleinigkeit... Für die Panzerleute wird es viel zu tun geben.“

Unter den Partisanen waren viele Mädchen. Sergej dachte: vielleicht kämpft Mado auch so, mit einem Gewehr inmitten hoher Berge? Wie anders ist alles geworden! Kaum zu glauben, daß das jemals ein Ende nimmt, daß Mado wieder malt, Lukovič Examen ablegt und ich meine Dispute mit Beltschew über Standardbrücken wiederaufnehme... Als Frieden war, konnten wir uns den Krieg nicht vorstellen, und jetzt kann ich mir vom Frieden keine Vorstellung machen, wie sehr ich mich auch bemühe, ich vermag es nicht. Es wird wohl im ersten Augenblick sehr still sein, wie in Stalingrad nach der Kapitulation — ein lauer, windstiller, vielleicht ein grauer Moskauer Tag, an dem feiner Regen sprüht. Und alle werden lächeln... Vielleicht werde ich nach Kriegsende erfahren, was mit Mado ist, ob sie lebt?...

Jelagin entminte mit einem Zug Pioniere die Chaussee, auf der die Panzerschlacht getobt hatte. Die Russen hatten drei „T-34“ verloren, Major Prichodko war verwundet worden. Auf deutscher Seite wurden zwei „Tiger“ und zwei kleinere Panzer außer Gefecht gesetzt. Die deutschen Panzer wandten sich nach Westen. Der Angriff auf die Stadt begann. Am Stadtrand stand eine alte, von den Türken erbaute Festung. Sergej setzte das Sprengkommando ein. Um die Mittagszeit ließ Major Lessing, der sich in den Kellerräumen der Festung verschanzt hatte, die weiße Flagge hissen. Das Feuer wurde eingestellt, man glaubte, nun sei alles vorbei; ein Parlamentär wurde zu den Deutschen im Zentrum der Stadt geschickt, der ihnen mitteilte, daß Major Lessing befohlen hat, den Widerstand aufzugeben. Die Deutschen hier waren aber SS-Leute eines anderen Truppenteils und weigerten sich, dem Befehl Folge zu leisten. Die unter Kommando von Oberst Jovanovič und Sergej geführten Kampfhandlungen zogen sich den Tag, die Nacht und den halben nächsten Tag hin. Um vier Uhr nachmittags berichteten jugoslawische Artilleristen, daß die letzten Deutschen mit erhobenen Händen aus den Kellern gestiegen seien.

Bisher schien die Stadt wie ausgestorben. Jetzt aber waren die Straßen voller Menschen. Das Fest hatte begonnen, man umarmte die Russen, tanzte Kolo; ein riesiger Reigen wogte auf dem Platz zwischen den Ahorn- und Lindenbäumen, kroch wie eine lange Schlange durch die Straßen und rollte sich auf der grünen Wiese vor der Festung wieder zusammen. Die untergehende Sonne übergoß die Grate der über der Stadt hängenden Berge mit rosigem Licht, in den schmalen Straßen blaute schon die Dämmerung.

Sergej und Mirko gingen durch eine dieser Straßen. Ihnen folgte eine begeisterte Schar von Mädchen und Kindern; sie riefen: „Moskau! Bel-grad!“ Plötzlich krachten Schüsse. Sergej wußte sofort: aus jenem Keller... Mirko stand wie erstarrt. Sergej riß ihm eine Handgranate vom Koppel, zog sie mit den Zähnen ab und schleuderte sie in den Keller. Im gleichen Augenblick stürzte er vornüber.

Man brachte ihn in das städtische Krankenhaus. Die Stadt wurde still, wie ein Haus still wird, in dem ein Schwerkranker liegt; die Lieder, die Rufe waren verstummt. Vor dem Krankenhaus drängten sich Mädchen, fragten, wie es dem Russen geht, ob ein Blutspender gebraucht werde.

Wild, bewegt und überstürzt waren Sergejs Fieberträume, wie sein Leben. Bald fliegt er von Moskau nach Paris, unter ihm aber brennt es weit und breit; bald besteigt er einen Felsen, auf dem Walja steht, bekränzt wie Ophelia; sie sagt: „Sei gegrüßt!“, und versinkt in einer Schlucht. Woronow baut eine sehr lange Brücke, und als Sergej ihn fragt, was für ein Fluß das sei, lacht er: das ist kein Fluß... Was ist es denn? Er fährt über eine endlose Brücke und kann nicht feststellen, wer neben ihm im Wagen sitzt — Vida oder Mado?... Wahrscheinlich Mado, sie singt: „Zehn Jahre stand der Soldat im Feld...“ Wie lange stand ich denn im Feld? Jetzt tobt wieder eine Schlacht... Dann wurde alles ruhiger, wie das Meer bei abflauendem Wind. Nina Georgijewna beugt sich über ihn und sagt: „Serjoshenka, das ist ja gar nicht so schlimm“, und er erwidert: „Ich habe keine Angst, Mutter. Mir ist so wohl. Nun bin ich endlich zu Hause. Bin ich denn wirklich in Rußland?“ Die regengetränkten Felder um Moskau mit ihren schlichten Blumen sind das Letzte, was sein Bewußtsein erfaßt. Der Tote blieb dem Lebenden ähnlich — sein Gesicht war weder von den Qualen noch von der Kälte des Todes entstellt; als ginge er immer weiter durch ein mit Gräsern und Margeriten übersätes Feld.

Später sagte Oberstleutnant Werschinin zu Belski:

„Der beste Pionier im Korps ... und fiel um nichts...“

Belski wurde ärgerlich:

„Wieso ‚um nichts‘? Haben Sie gehört, wie er beerdigt wurde? Nicht nur die ganze Stadt war auf den Beinen, auch aus den Dörfern sind die Leute gekommen. Ein jugoslawischer Oberst hielt eine Rede:

‚Der Sowjetoffizier hat sein Leben gelassen im Kampf für unsere Frauen und Kinder.‘ Wir sind ihnen Dank schuldig. Nicht für militärische Hilfe. Wie hätten sie uns helfen können, als sich das ganze deutsche Heer mit seinen Anhängseln auf uns stürzte! Sie waren dreitausend Kilometer von uns entfernt und hatten nicht einmal Gewehre... Ich meine etwas anderes — wer hat neunzehneinundvierzig ehrlich gekämpft? Nur wir und sie. Es ist unwichtig, daß sie wenige waren, wichtig ist, daß sie aufopferungsvoll kämpften... Ich habe Major Wlachow sehr geschätzt, für das Korps ist das ein schwerer Schlag, doch sein Tod war so, daß wir uns nur vor ihm verneigen können."

Sergej wurde auf dem Platz unter einem alten Ahorn beigesetzt. Das Grab bedeckten die letzten Herbstblumen — grelle Georginen und Kapuzinerkressen. Abends steckten die Frauen Kerzen an; die kleinen Flämmchen flackerten, als lebe in ihnen die Leidenschaft des nun stillgewordenen Herzens fort.

Obwohl hier Panzerleute und Soldaten des Obersten Jovanovič gekämpft hatten, sprachen die Menschen nur vom Pioniermajor: „Er hat die Stadt gerettet." Junge Mädchen dachten an ihn, wenn sie sich unter den Ahorn- und Lindenbäumen mit ihren Burschen trafen; an ihn dachten die Alten in den verräucherten dunklen Schenken, von ihm erzählten die Lehrerinnen den Kindern; und die Mütter der gefallenen Partisanen vergaßen nicht, kaum daß sich die erste Abenddämmerung herabsenkte, die dünnen Kerzen auf seinem Grabe zu entzünden. Alle sahen ihn noch mit seinen schnellen, langen Schritten durch die Straßen gehen, hochgewachsen, nachdenklich, den Kopf ein wenig zurückgeworfen. Fragten die Genossen Vida, worüber der russische Major mit ihr gesprochen hatte, so schwieg sie: Sergej hatte nur über die Straße und den Stadtplan mit ihr gesprochen, doch ihr war, als habe er ihr etwas sehr Wichtiges gesagt, und abends im Einschlafen sah sie seinen Schatten auf den hohen Felsen, die den Weg vom Bach zur Stadt verlegten. Die alte Wärterin aber, die in seiner Todesstunde bei ihm gewesen, sagte: „Er rief jemanden, ich konnte nur nicht verstehen, wen."

* 21 *

Silvester feierte Krylow beim Divisionskommandeur. Man trank Sekt, und Oberst Jelisarow spielte alte Walzer auf einem lädierten Klavier. Eine junge Polin trug eine dampfende Schüssel auf und sagte etwas — sehr schnell, sehr höflich und wenig verständlich —, man hörte nur Zischlaute. „Auf ein gutes, neues Jahr!" rief der General. Krylow stieß mit ihm an: „Wie man so sagt, nicht zu viel des Guten. Kurzum, ich wünsche Ihnen und mir, daß wir das nächste Mal

Silvester getrennt feiern." Der General lachte: „Das garantiere ich. Bald geht's los..."

Und es ging tatsächlich bald los. Obwohl Dmitri Alexejewitsch den Krieg von Anfang an mitmachte, hatte er so etwas noch nicht erlebt. Der Krieg, der ihm vor drei Jahren als etwas Zersplittertes erschienen war, das aus tausenderlei großen und kleinen durch zerbrechliche Drähte kaum miteinander verbundenen Episoden bestand, gemahnte ihn jetzt an eine riesige Fabrik. Krylow lächelte zufrieden: früher hat man immer gesagt: „stimmt, stimmt", und dabei stimmte nichts; nun kommt dieses Wörtchen außer Mode, dafür stimmt aber jetzt alles aufs Haar, so daß selbst die Hengste baff sind. Ein deutscher Oberstleutnant hat gestern geseufzt: „Vor dem Krieg waren wir stolz darauf, daß unsere Eisenbahnzüge nach dem Sekundenzeiger liefen, und jetzt laufen eure Panzer mit ebensolcher Genauigkeit..." Es gab so viele Geschütze, daß Krylow brummte: wie hält das nur das Trommelfell aus? Und die Artilleristen schossen nicht aufs Geratewohl, sondern wirklich genau, als hätten sie ihr Lebtag nichts anderes getan, als diese Bunker zu studieren. Bevor sie richtig anfangen, haben sie sich schon eingeschossen, dachte Krylow. Dann brausten Panzer mit Scheinwerfern durch die Nacht, deren Licht alles ringsum blendete, sie drangen ins tiefe Hinterland des Feindes ein, zerschossen die Stäbe, die Lager, die Güterzüge und die Offiziersklubs, in denen die Veteranen von Narwik Karten spielten und Grünschnäbel liebebedürftige Eheweibchen und Witwen im Tanze schwenkten; sie zerschossen Zeitungsredaktionen, in denen noch vor einer Stunde der Redakteur einen Leitartikel über die Größe des Führers und über die Vernichtung Londons schrieb, das die „Vergeltungswaffe" dem Erdboden gleichgemacht hätte; sie zerschossen Häuser, aus denen Oberstleutnants und Oberscharführer in gestreiften Pyjamas herausgelaufen kamen, völlig verdattert und verwundert, wer hundert Kilometer hinter der Front schießen konnte.

Unvorstellbares tat sich auf den Straßen: von Panzern zerstampfte Handwagen, Kommoden, Sessel, Abendkleider, Vogelbauer, Gruppen halbirrsinniger deutscher Frauen in Männerhosen, ungemolkene rasende Kühe, herrenlose Dackel, die auf ihren kurzen krummen Beinen dem menschlichen Wahnsinn zu entrinnen suchten, ein Wirbel von Bettfedern; dieser Wirbel legte sich auch an diesem blassen sonnigen Wintertag nicht, der ein verspäteter Herbsttag oder ein mißlungener Entwurf des Frühjahrs zu sein schien.

Anfangs sah Krylow zerstörte menschenleere Städte. Die ganze Bevölkerung war nach Westen geflohen. Er betrat verlassene Häuser: ein Rasierpinsel mit Seifenschaum — jemand war nicht mehr dazu gekommen, sich zu rasieren; ein gedeckter Tisch mit Suppenterrine — jemand war nicht mehr dazu gekommen, seine Mahlzeit

zu beenden. Und im Rathaus, auf dem Schreibtisch des Bürgermeisters, Dokumente — man war nicht mehr dazu gekommen, sie zu unterschreiben. Dmitri Alexejewitsch betrachtete aufmerksam alle Einzelheiten des ihm so fremden Lebens. Sie haben bequem gelebt, da ist nichts zu sagen, gute Badezimmer, die Küchen in bester Ordnung. In einem einfachen Bauernhaus ein Bett, das auch mir zusagen würde... Aber welche geistige Verkümmerung! Ein Bücherschrank, Bücher in prächtigen Einbänden, doch schlägt man ein Buch auf, möchte man sich am liebsten gleich die Hände waschen — so ein Mist. „Rassenhygiene“, „Geopolitik“, „Mein Kampf“, Kriminalromane. An der Wand hängt unweigerlich das Bildnis des Oberpsychopathen. Kitschige Öldrucke, Sparbüchsen, Schälchen, Kätzchen, Nippfiguren, gereimte Sinnsprüche: „Ein gutes Gewissen ist ein sanftes Ruhekissen“, „Ordnung ist des Hauses Zierde“, „Wer Gott vertraut, hat wohl gebaut“. Auf dem Tisch bemerkte Dmitri Alexejewitsch einen Aschbecher in Form eines Klosetts mit der Aufschrift: „Nur für Asche“. Er wurde wütend, zerschlug den Aschbecher; ihm war, als habe ihn jemand beleidigt. Hier sind sie also aufgewachsen, die Hengste! Das hat gegrölt, Pfennige in die Sparbüchse gesteckt, Nippfiguren bewundert, Witze gerissen — der Aschbecher allein spricht schon Bände —, das machte sich nach fremdem Erdöl auf und ergatterte bei dieser Gelegenheit der Ehefrau ein Pelzchen, verdreckte die ganze Welt, spie vom Eiffelturm, entleerte sich auf der Akropolis, wollte uns mit seiner „Kultur“ beglücken — zehn werden aufgehängt, und der elfte leckt dann die Stiefel.

Dann sah Krylow Städte mit vielen Einwohnern. Sie blickten schüchtern aus den Fenstern, kamen unsicher aus dem Torbogen heraus, grüßten demütig, säuberten die Straßen, zogen steckengebliebene Wagen aus dem Dreck, sagten beflissen: „Wir haben damit nichts zu tun ... die SS ... wir sind kleine Leute...“

Vor der sowjetischen Kommandantur drängten sich Deutsche, lasen einen Anschlag. Krylow fragte den Kommandanten:

„Was lesen sie da?“

„Einen Befehl. Gestern, als wir herkamen, haben wir ihn angeschlagen.“

„Was steht denn drin?“

Der Kommandant wurde verlegen:

„Ich habe ihn nicht gelesen, wir waren sehr müde, als wir ankamen; ich ließ ihn anschlagen und packte mich gleich ins Bett.“

Die Deutschen aber kannten bereits alle Paragraphen auswendig und wußten, was erlaubt und was verboten war.

Krylow versuchte, mit den Einwohnern ins Gespräch zu kommen, aber sie antworteten ihm so unterwürfig, daß ihm das Blut ins Gesicht stieg und er abwinkte: Genug!...

Er hatte, ohne sich selbst darüber im klaren zu sein, erwartet, in Deutschland eine Erklärung für die Tragödie, für Oswiencim und Maidanek zu finden. Aber er bekam nur saubere Gardinen, bedrückte, verängstigte Spießer, Ruinen, Schutt und Bettfedern zu sehen — den trüben Morgen nach einem Zechgelage, mit Katzenjammer und zerschlagenem Geschirr.

In einer Stadt wandte sich der Leiter des Krankenhauses an ihn:

„Gestatten Sie, daß ich mich vorstelle, Herr Major: Doktor Eppen. Ich bitte Sie um Ihre Unterstützung — die Kranken haben kein Brot. Ich bin kein Nazi, ich bin Arzt und habe stets Extreme verurteilt."

Krylow beschaffte für die Kranken Brot. Doktor Eppen sagte:

„Ich danke Ihnen. Die Wissenschaft steht über politischen Meinungsverschiedenheiten... Damit haben wir nichts zu tun."

„Das höre ich schon zum tausendstenmal. Vielleicht können Sie wie ein Mensch mit mir reden? Ich werde Sie nicht verhaften, das ist nicht meine Sache, kapiert?... Sie sagen, die Wissenschaft stehe über der Politik. Sehr schön. Aber eure Ärzte haben doch auf Juden Typhusläuse gezüchtet. Wie soll man das verstehen — steht das auch ‚über der Politik'?"

„Ich habe davon nichts gehört, Herr Major, aber die Traditionen unserer Wissenschaft..."

„Traditionen? Den ersten Weltkrieg habe ich auch als Arzt mitgemacht, direkt von der Universität weg. Ich weiß noch, wie ich nach dem Krieg ein Buch von Professor Jürgens las, das wir aus Berlin bekamen. Er berichtete, daß er an russischen Kriegsgefangenen Versuche angestellt habe, ob Läuse tatsächlich die einzigen Träger des Flecktyphus seien. Erstens war er ein Nichtskönner, ich war noch Student, als der französische Epidemiologe Nicole seine Untersuchungen veröffentlichte, die auf Versuchen an Meerschweinchen beruhten. Und zweitens war er ein Vieh, das euren Gestapoleuten zuvorkam. Nun, Sie sind Arzt, wie stehen Sie zu solchen ‚Gelehrten'?"

„Ich weiß wirklich nicht, was ich Ihnen antworten soll... Ich bin kein Epidemiologe, sondern einfacher Therapeut. Ich bewundere jedoch Ihre Gelehrsamkeit. Wenn alle russischen Ärzte so sind wie Sie, dann wird Ihre Wissenschaft große Fortschritte machen."

„Ich will von Ihnen keine Komplimente hören. Machen Sie keine Ausflüchte! Ich frage Sie, wie Sie dazu stehen, daß man einen Menschen, gleichviel ob Jude, Russe, Gefangener oder Neger, wie ein Meerschweinchen quält."

„Herr Major, ich stand der Politik immer fern. Ich kann Ihnen nur versichern, daß die Medizin in unserem Land einen sehr hohen Stand erreicht hat. Wir behandeln den Körper, ohne uns um die

Weltanschauung des Patienten zu kümmern. Ich habe Nazis behandelt, aber ihr Programm interessiert mich nicht. Ich glaube, zwischen den Russen und uns haben nur politische Auffassungen gestanden; mich wundert aber, Herr Major, wie Sie Vertreter der arischen Rasse mit Juden und Negern auf eine Stufe stellen können. Die Medizin muß doch auch mit einigen Sonderheiten rechnen...“

„Genug“, schrie Krylow. „Der Rest versteht sich von selbst. Sie sagen, daß Sie Therapeut sind? Keine Spur. Sie sind ein Tierarzt. Haben Hengste behandelt und sind selbst zum Pferdedoktor geworden.“

Immer wieder fragte sich Krylow: wie konnte es dazu kommen, daß ein großes zivilisiertes Volk mit Universitäten, mit vorzüglichen Heilanstalten, mit schönen Denkmälern so tief sinken konnte? Den Deutschen gegenüber, mit denen er zusammenkam, empfand er sowohl Wut wie Mitleid. Vielleicht hat jener „Therapeut“ gar nichts Schlimmes gemacht, und doch kann man nicht sagen, daß er sauber ist; kaum kommt man mit ihm ins Gespräch, so packt er auch schon seine Rassentheorien aus. Also hätte er ebensogut Gefangene quälen können, es war nur ein Zufall, daß er nicht dazu kam... Die Nazis haben alle infiziert, aber niemand ist da, den man belangen könnte... Ich kann doch diesen Greis da nicht anschreien: warum haben deine Enkel in Trostjanez Kinder verbrannt? Der Alte tut einem eher leid, besonders leid tun einem aber die Kinder... Da laufen sie schon wieder auf der Straße, laufen fort, wissen selbst nicht wohin... Ich fürchte, es sind die kleinen Leute, die büßen werden müssen, während die wahren Schuldigen sich verkriechen. Nicht Hitler und Göring, die können schwerlich untertauchen, aber es gibt Millionen bewußter Lumpen, die sich tarnen werden — der eine wird den Kommunisten spielen, der andere den Demokraten, der dritte den frommen Mann, der vierte den Vegetarier... Wer hat am meisten zu leiden? Die wirklich kleinen Leute, die vielköpfigen Familien, die Alten, die Kinder...

Krylow hatte es miterlebt, wie die Soldaten in Deutschland einzogen, Soldaten, die vor Haß glühten: jeder trug sein Leid, dem einen hatte man den Bruder getötet, dem anderen die Tochter verschleppt, dem dritten das Haus niedergebrannt, und alle hatten Trostjanez und Ponary gesehen. Damals riefen sie: „Rache!“, schrieben an die Grenzpfähle: „Hier beginnt die verfluchte Höhle!“ Aber als sie die ratlosen Flüchtlinge sahen, wollte die Hand sich nicht erheben. Dmitri Alexejewitsch dachte an einen Soldaten, der auf einem Platz eine Modellpuppe mit rosigem, lächelndem Gesicht fand, die einmal in dem Schaufenster eines Modesalons gestanden hatte; der Soldat bearbeitete sie mit dem Bajonett; die Puppe lächelte, ihm aber kamen vor Wut fast die Tränen.

„Was machst du da für Dummheiten?“ fragte ihn Krylow.

Der Soldat antwortete leise:

„Ich bin aus Bjelorußland... Die Bestien haben meine Familie umgebracht."

Er hatte nicht das Herz, sich an den Einwohnern der Stadt zu rächen, ließ seine Wut an einer Puppe aus Pappmaché aus. Dmitri Alexejewitsch seufzte: menschlich ist das, dumm und doch verständlich.

Die Armee bewegte sich mit zunehmender Stoßkraft westwärts. Jetzt begriffen auch die Deutschen, daß das Ende nahte. Sie grüßten noch devoter, denunzierten einander: „Müller hat sein russisches Mädchen geschlagen." „Görnitz' beide Söhne sind SS-Männer." „Glauben Sie dem Schmidt nicht, der ist schon seit zweiunddreißig Parteimitglied." Die Ohren klangen einem von dem widerlichen Geflüster. Kalter Nordwind wehte, aber es gab keinen Schnee. Dmitri Alexejewitsch nieste, fluchte und arbeitete unentwegt: es gab viele Verwundete. Die Deutschen wußten, daß sie verloren hatten, leisteten aber weiter Widerstand, weil es so befohlen war.

Je näher sie Berlin kamen, um so intensiver dachte Krylow über das Erlebte nach. Vor kurzem hatte er seinen fünfundfünfzigsten Geburtstag gefeiert; er hatte dreieinhalb Jahre ohne Rast und Ruh gekämpft, seine Gesundheit ist zerrüttet; er sagte sich: ich fauche wie ein uraltes Vehikel. Vor Übermüdung konnte er keinen Schlaf mehr finden; war er eingeschlafen, so wachte er eine Stunde später wieder auf und grübelte, grübelte. Ruinen von Woronesh bis Königsberg, das ist das erste Ergebnis. Wie es weiter westwärts aussieht, weiß ich nicht, kann es mir aber gut vorstellen — Trümmer von Königsberg bis Le Havre. So viele Menschen wurden getötet und zu Krüppeln gemacht, daß das Hirn ihre Zahl nicht zu fassen vermag. Frauen haben sie getragen, zur Welt gebracht, großgezogen. Und dann kamen diese Hengste, redeten sich ein, sie seien Übermenschen... Vielleicht haben sie einen jungen Puschkin umgebracht, mit ihrer „V"-Waffe einen Newton in der Wiege getötet, einen dreijährigen Marx in Maidanek verbrannt... Hier geht es um mehr als um bloße Gerechtigkeit: für solche Verbrechen hat die Menschheit noch keine Strafe erfunden... Der Schrecken wird ein Ende nehmen, wahrscheinlich werden sie im Sommer kapitulieren. Man kann also sagen, wie Mutter immer sprach: der Wind geht wieder herum an den Ort, da er anfing? Ja, hierin liegt ein Sinn... Zwei Welten sind aufeinandergestoßen: Verstand und Aberglaube, die Idee der Brüderlichkeit und die Hengste mit ihrer Rassenreinheit (der Holzkopf im Krankenhaus glaubt daran), ihre Ordnung und die unsrige. Zugegeben, sie haben vorzügliche Mikroskope, selbst das Klosettpapier ist so gut, daß man es geradezu als Schreibpapier verwenden könnte, sie haben viele Dinge, und ihre Dinge sind sinnreich, aber die Menschen sind dumm, nicht weil sie Deutsche sind, sondern weil man sie verdummt hat.

Und dann zogen sie in den Krieg. Das mußte so kommen, alles lief darauf hinaus. Die Faschisten haben sich nicht nur von Raubgier treiben lassen, sondern auch von Wut, von Furcht, sie hatten Angst, wir würden uns anständiger kleiden, würden Häuser bauen, sogar Klosettpapier einführen, dann könnte sich herausstellen, daß wir sowohl Menschen wie Hosen haben. Das ging ihnen gegen den Strich, haben sie doch an Stelle von Menschen Hengste in Hosen. Die Tatsache, daß wir den Krieg gewinnen, wird alles entscheiden, und der Historiker wird dementsprechend auch verzeichnen: „Bis neunzehnzweiundvierzig herrschte in der Welt Mißtrauen dem gegenüber, was damals als das größte Experiment des Jahrhunderts angesehen wurde.“ Ich weiß noch, wie Anfang des Krieges ein Amerikaner zu mir kam, mir seinen Füllhalter zeigte und sagte: „Rußland ist eine Episode. Wir haben eine hochentwickelte Technik, also werden wir siegen.“ Was er wohl jetzt denkt? Übrigens kann so ein Kerl gar nicht denken — er ist auch ein Hengst, nur von anderer Farbe. Sicher gibt es dort Menschen, die denken können. Vielleicht reden sie diesen Unsinn nur für die Masse, während sie selbst alles ganz richtig verstehen. Sie verstehen, wer gesiegt hat und aus welchem Grunde... Hierin liegt die Bedeutung dieses Krieges: wir haben nicht nur das Dorf Kosji Wyselki irgendeinem Sonderführer gegenüber behauptet, wir haben das neue Jahrhundert behauptet — unser Jahrhundert, das französische, das amerikanische...

Krylow erfuhr, daß man deutsche Kommunisten aus dem Gefängnis befreit hatte; es waren zwei ältere, vollständig entkräftete Männer, die sich kaum auf den Beinen hielten. Man brachte sie ins Krankenhaus. Krylow strahlte. Und wenn es auch nur zwei sind — wichtig ist, daß es unter ihnen noch anständige Menschen gibt. Es wird einem leichter ums Herz...

Der eine, von Beruf Setzer, war mit achtundvierzig Jahren ein Greis. Er erzählte Krylow, daß er sieben Jahre im Gefängnis gesessen hat, sein Sohn wurde in Dachau zu Tode gequält.

„Ich werd' wohl sterben“, sagte er. „Ich kann nichts zu mir nehmen, muß fortwährend erbrechen. Aber ich bin glücklich, daß ich Hammer und Sichel gesehen habe... Die Nazis sperrten mich ein, weil ich gesagt habe: ‚Ihr könnt schreien, soviel ihr wollt, die Kommunisten werden doch siegen.‘“

„Sie werden nicht sterben, kommt gar nicht in Frage“, polterte Krylow los. „Jetzt behandle ich Sie. Vor allem erlauben Sie mir, Ihnen die Hand zu drücken. Glauben Sie, mir macht es was aus, daß Sie Deutscher sind? Und wären Sie der Teufel selbst, mir wäre es gleich — Hauptsache, Sie sind ein anständiger Mensch.“

Der andere Deutsche, ein Lehrer, sagte:

„Jetzt ist es sehr schwer, Deutscher zu sein. Ich hasse die Nazis, ich war seit siebenunddreißig im Gefängnis, habe an dem, was die

Nazis getan haben, weder direkt noch indirekt Anteil. Und doch fühle ich mich verantwortlich. Das bleibt an uns hängen..."

Krylow wurde nachdenklich und sagte leise:

„Das stimmt — ihr habt es schwerer... Doch denkt man an die Zukunft, so werdet auch ihr glücklich sein. Wir drei gehören nicht mehr zu den Jüngsten, aber wir sind Kommunisten, also müssen wir in die Zukunft blicken."

Ins Lazarett zurückgekehrt, suchte Krylow sofort Hauptmann Solowejtschik auf. Fünf Tage hatte Krylow um das Leben des Hauptmanns gerungen, hatte ihm den Arm gerettet, obwohl Wundbrand eingetreten war, aber Solowejtschik bekam Lungenentzündung. Bald verlor er das Bewußtsein, bald sprach er im Fieber von seiner Frau, von Gomel, davon, daß er arbeiten müsse, von Holzfasern, Streichhölzern, irgendeiner Reibfläche, Pawlik muß großgezogen werden... Der Mann hatte Krylow gleich beim ersten Blick gefallen, und Dmitri Alexejewitsch sorgte sich: wird er durchkommen? Nachts starb der Hauptmann.

Krylow ging in den Garten. Die Nacht war kalt. Er sah zu den Sternen auf und dachte müde: überall sind sie gleich... Mir fällt sogar in frischer Luft das Atmen schwer, die Schulter schmerzt, der Motor setzt offenbar aus... Dann erinnerte er sich an Minsk, wo er einen alten Mann gesehen hatte, der Balken zusammenzimmerte. Krylow fragte ihn: „Baust dir wohl ein Haus?" Der Greis antwortete: „Nein. Wir sind nur zu zweit geblieben, meine Alte und ich. Wie lange haben wir noch zu leben? Werden den Rest unserer Tage bei fremden Leuten verbringen. Hier ist aber eine Soldatenfrau mit Kindern, die braucht das Haus..." Warja ist tot. Natascha hat ihren Wassja. Und leben muß man doch — die Balken zusammenzimmern... Die Menschen, das Volk... Lassen wir also das fauchende Vehikel weiterfahren, Dmitri Alexejewitsch!...

Die Geschütze donnerten. In der Ferne war der Himmel mattrot. Der Vormarsch ging weiter.

* 22 *

Der Feldwebel Helmut Reiner hatte Genesungsurlaub; als das Unglück hereinbrach, befand er sich im Kreise der Seinen. Noch drei Tage zuvor hatte er geglaubt, man würde die Roten zum Stehen bringen. Er wohnt doch schließlich nicht in einer Grenzstadt. Im ersten Weltkrieg waren die Russen auch hier, aber Hindenburg hat sie zerschlagen. Reiner war damals sechzehn Jahre alt gewesen und hatte davon geträumt, an die Front zu kommen. Jetzt ist er siebenundvierzig, in diesem Alter sitzt man gern am Ofen und erzählt den Kindern von seiner Jugend. Vor einem Jahr aber

hatte man Reiner eingezogen und nach Baranowitschi geschickt, wo er die Bahnstrecke vor den Partisanen schützen sollte. Er hatte auch an Kämpfen mit Partisanen teilnehmen müssen. Einmal war er sechs Kilometer hintereinander gelaufen, das ist nichts für einen Mann, der bald fünfzig Jahre auf dem Buckel hat. Mit großer Mühe war es ihm gelungen, von Baranowitschi fortzukommen. Das Glück war ihm hold: er erkrankte an Typhus, lag anderthalb Monate im Lazarett und bekam Genesungsurlaub. Als er die Heimatstadt wiedersah, wurde er sentimental: hier war er aufgewachsen, hier hatte er geheiratet, hatte er sein ganzes Leben verbracht; er kannte alle Leute, alle Linden im Park, alle Firmenschilder. Sein Tabakladen auf dem Hauptplatz gegenüber dem Rathaus galt einmal als der beste im ganzen Umkreis. Reiner verstand etwas von Zigarren, er legte keinen Wert auf schöne Verpackung und bezog seine Ware direkt aus Hamburg und Bremen. Er hatte seine ständigen Kunden: den Bürgermeister Herrn Seidel, Besitzer eines Sägewerkes und eines großen Gutes, den Museumsdirektor und Ortsgruppenleiter Schmiedtke, kurzum, alle Honoratioren der Stadt. Obwohl das Städtchen unversehrt war — es hatte keinen einzigen Fliegerangriff erlebt, — erkannte Reiner es nicht wieder: die Leute hatten den Kopf verloren. Viele Flüchtlinge aus Westdeutschland hatten sich auf der Suche nach einem stillen, von Fliegerangriffen verschonten Winkel hier niedergelassen. Sie waren die ersten, auf die die Panik übergriff, sie schrien, Bomben seien immer noch besser als die Russen, und belagerten die Züge, die bereits überfüllt aus den Grenzgebieten ankamen. Dann griff die Panik auch auf die alteingesessenen Einwohner über. Schmiedtke wollte die Männer nicht weglassen, verlangte, sie sollten in den „Volkssturm" gehen. Der Bürgermeister sagte, „das Wunder von Tannenberg" würde sich wiederholen, und fuhr in der gleichen Nacht in seinem Auto davon. Reiner kannte sich nicht aus. Später dachte er, die Wiedersehensfreude sei ihm zum Verhängnis geworden: alle seine Angehörigen waren gesund — Emma, seine verblühte, nicht mehr junge Frau, und die vier Töchter, von denen die Älteste, Anna, vor kurzem sechzehn Jahre alt geworden war, und die Jüngste, Grete, das Licht der Welt am Tage der Nationaltrauer für Stalingrad erblickt hatte. Vielleicht aber war Reiner nicht rechtzeitig geflohen, weil er sich im Urlaub frei von den drückenden Sorgen des Soldatenlebens fühlte; über die Panik witzelte er nur: hier ist doch nicht Baranowitschi!... Wie dem auch sei — er blieb in der Stadt, und als er sich vorgestern zur Abreise entschloß, war es bereits zu spät. Heinrich sagte, die Russen hätten alle Straßen abgeschnitten.

Zwei Tage lang wußte Reiner nicht ein noch aus: bald hoffte er auf ein Wunder, bald schwieg er, von Furcht gepackt. Heute früh wurde ihm klar, daß es keine Hoffnung mehr gab. In der Stadt waren

etwa hundert SS-Leute geblieben, die sich über die Schnapsvorräte im Rathauskeller hermachten und grölten, sie würden sich nicht ergeben. Auf dem Platz, in der Nähe des Tabakladens, krepierte eine Granate.

„Was sollen wir tun?“ wandte sich Reiner an Heinrich.

„Abwarten... Ich habe keine Angst vor den Russen, ich war vor zweiunddreißig Sozialdemokrat.“

Obwohl Reiner wußte, daß auch Heinrich Angst vor den Russen hatte, beneidete er ihn. Heinrich ist kein Parteimitglied... Mich aber werden sie hängen. Ich bin neunzehnfünfunddreißig eingetreten, damals haben sich alle gemeldet. Dazu bin ich noch in Rußland gewesen, habe an Strafexpeditionen gegen Dörfer teilgenommen, in denen sich Banditen versteckt hielten... Wir haben dort ganz ordentlich gehaust... Jetzt muß man dafür bluten... In den Zeitungen steht, die Russen begehen Greuel, Schmiedtke sagte: „So was hat die Geschichte noch nicht gekannt.“ Mich wird man aufhängen, Anna wird man entehren und Emma werden sie sicher erschlagen. Und wenn sie auch am Leben bleibt, wird sie die Kinder ja doch nicht ernähren können. Das Geschäft ist verloren... Alles ist verloren...

„Wir müssen Schluß machen“, sagte Reiner zu Emma. „Uns bleibt nichts anderes übrig.“

Emma schrie auf:

„Großer Gott, weißt du denn, was du sprichst? Wir können doch die Kinder nicht allein lassen!“

„Zusammen mit den Kindern...“

Emma brach in Tränen aus:

„Du bist verrückt geworden!... Ich fürchte mich vor dir!“

Er streichelte ihr spärliches graues Haar:

„Ich habe nur Spaß gemacht.“

Emma bereitete ein gutes Mittagessen zu: sie wollte ihren Mann auf andere Gedanken bringen und den Kindern etwas Gutes zukommen lassen; es hat ja auch keinen Sinn mehr zu sparen, sicher werden die Russen einem alles wegnehmen. Es gab Schweinefleisch, Sauerkraut mit Kümmel und Pudding, bei dem sie weder mit Eiern noch mit Eingemachtem gegeizt hatte. Aus einem Versteck holte sie eine Flasche Kognak hervor. Reiners Laune wurde besser, er bekam einen roten Kopf, neckte Anna: „Otto macht dir den Hof, aber er wird nie eine Liebeserklärung herausbringen, weil er stottert.“ Emma war froh: Helmut kommt wieder zu sich...

Gegen Abend besetzten die Russen die Stadt.

Ossip betrat das große Arbeitszimmer des Sägewerkbesitzers Seidel, hängte die Mütze auf ein Hirschgeweih und fluchte. Das hat er sich nicht träumen lassen, daß er Kommandant eines deutschen Städtchens werden müßte! Vergeblich hatte er dem Mitglied des Kriegsrates klargemacht, daß es besser sei, einen anderen damit zu betrauen... Ein Trost war ihm geblieben — man hatte ihm ver-

sprochen, ihn in einer Woche abzulösen. Solange sein Regiment in Ruhestellung war...

Mit Widerwillen betrachtete er die Wände. Wen stellt dieses Bild dar? Eine selbstzufriedene Visage mit starrem Schnauzbart, der Vatermörder stützt die Backen. Wappen mit Einhörnern. Alles in allem Mist... Ossip war hier alles zuwider, er sehnte sich nach Kiew. Wenn es doch bald nach Hause ginge! Und wie immer in solchen Augenblicken, krampfte sich ihm das Herz zusammen: er hat ja kein Zuhause mehr...

Ossip erwies sich im Gegensatz zu dem, was er dem Mitglied des Kriegsrates gesagt hatte, als ein recht tüchtiger Kommandant; er verfügte sowohl über organisatorische Fähigkeiten als auch über die nötige Erfahrung: womit hatte sich ein Planwirtschaftler auch nicht alles zu befassen, wenn er auf einen Neubau kam. Ossip ordnete an, die Straßen zu säubern, setzte Militärpatrouillen ein (das Regiment, das in der Stadt lag, kannte er nicht, die Leute könnten sich betrinken), zu Heinrich, der mit einem Mitgliedsbuch der SPD bei ihm erschien, sagte er:

„Schon gut... Jetzt sind keine Wahlen. Vor der Stadt laufen aber viele herrenlose Kühe herum. Schicken Sie Ihre jungen Mädchen hin, damit sie die Kühe einfangen und versorgen... Wir werden der Bevölkerung Kühe zur Verfügung stellen, damit die Kinder Milch haben, verstanden? Wo steckt der Museumsdirektor?"

„Er ist weg. Ein Reaktionär war das. Als ich für die Weimarer Verfassung eintrat..."

„Schon gut. Was habt ihr im Museum? Rembrandtbilder oder Führerbartbinden?"

„Oh, dort gibt es viele Sachen, eine Schmetterlingssammlung, Fahnen, Bilder von Tannenberg. Ich bin nie dort gewesen, mir haben die Versammlungen der antifaschistischen Organisationen keine freie Zeit gelassen..."

Ossip wurde ihn nur mit Mühe los.

Dann kam der Unterleutnant Worobjow mit einem kleinen Mädchen.

„Denken Sie doch nur, Genosse Major, was das für Menschen sind! Hier, dieses Mädchen... Wir kamen in ein Haus am Rathaus. Da lagen Tote — drei Mädchen, eine Frau und ein Soldat. Und diese Kleine hier weinte zum Steinerweichen... Wir erkundigten uns bei den Nachbarn — der Deutsche hat seine Frau und seine Kinder erschossen. So ein Schuft!... Ich weiß nicht, wie die Kleine davongekommen ist. Ob sie ihn gedauert hat oder ob er danebenschoß... Das sind doch keine Menschen!... Was soll nun mit dem Mädchen geschehen?"

„Wir werden sie in eine deutsche Familie geben... Warte mal, sie hat doch sicher Hunger. Ich werde Nastja sagen, daß sie ihr zu

essen gibt. Laß sie vorläufig hier, Nastja wird sich ihrer annehmen — das Haus ist ja groß genug, an die zwanzig Zimmer hatte der Halunke."

Als Worobjow gegangen war, brachte Ossip das Kind zu Nastja, kehrte dann in das Arbeitszimmer zurück, kletterte auf den Schreibtisch, nahm das Bild ab und stellte es mit dem Gesicht zur Wand.

Den ganzen Tag über nahm ihn seine Arbeit in Anspruch; er ging durch die Stadt, besichtigte das Rathaus und das Museum, entdeckte Gestapoarchive und verhörte SS-Leute, die Zeit gefunden hatten, Zivilkleidung anzulegen. Abends beim Essen kam das Mädchen zu ihm. Mühsam erinnerte er sich einiger deutscher Worte:

„Wie heißt du?"

„Grete."

Anfangs genierte sich die Kleine, aber als sie Ossip lächeln sah, kletterte sie ihm zutraulich auf die Knie. Er nahm ihre Händchen und machte „Backe, backe Kuchen". Sie sagte etwas, was er nicht verstand. Ihm war wohl und brennend weh ums Herz — immerfort mußte er an Alja denken. So alt war sie, als er Kiew verließ... Vielleicht hatte Gretes Vater sie umgebracht?... Zärtlich und wehmütig betrachtete er das schläfrige Kind; dann trug er es zu Nastja.

Ossip war zehn Tage Kommandant. Alle Einwohner kannten ihn schon, grüßten ihn achtungsvoll, lächelten: „Guten Tag, Herr Kommandant." Er sah sie ohne Bosheit und ohne Mitgefühl an: er konnte nicht verstehen, daß er Menschen vor sich hatte; er glaubte weder ihrem Lächeln noch ihrer Unterwürfigkeit, noch Heinrich, der schwor, daß die Stadt „fast rot" gewesen sei. Er glaubte hier niemandem und nichts. Nur wenn er Grete ansah, wurden seine Augen mild und traurig.

Das Regiment zog weiter. Ossip saß in einem Bauernhaus am Feldfernsprecher. Die Deutschen in dem alten Schloß, das über der Stadt lag, leisteten Widerstand. Ossip rief in den Apparat:

„Sachartschenko! Hörst du mich? Leg mal ein bißchen Feuer zu."

Noch eine Stadt — sauber und fremd... Es war erst Februar, doch man spürte schon den Frühling — in einem Gärtchen sah Ossip ein Schneeglöckchen. Wie schön ist der Frühling in Kiew, so schön kann er woanders nicht sein! Raja hat die Veilchen geliebt... Jetzt dauert es mit den Fritzen nicht mehr lange — noch ein, zwei Monate, länger halten sie sich nicht... Und was werde ich tun, wenn alles vorüber ist? Ich habe doch niemanden mehr... Wieso niemanden?... Einhundertachtzig Millionen... Ich werde arbeiten, das ist mir geblieben. Werde Minajew und Olga einladen, sollen sie sehen, wie schön Kiew ist. Den Garten werde ich ihnen zeigen. Sie werden spazierengehen wie ich einst mit Raja... In den Anlagen spielen immer viele Kinder, schreien und jauchzen... Ich werde ihnen zuhören und dann zur Arbeit gehen...

* 23 *

„Der Schlaf der Deutschen beiderlei Geschlechts wird für lange Zeit gestört sein“, sagte Minajew zu Olga. „Womit sollen sie sich zudecken? Die Bettfedern sind in alle Winde zerstoben, und Laken sind meiner Meinung nach auch nicht übriggeblieben, die sind für weiße Fahnen draufgegangen.“

Die Deutschen setzten ihren verzweifelten Widerstand fort; jede Stadt mußte im Sturm genommen werden. Manchmal schossen auch die Einwohner aus den Fenstern. Aber sobald die Sowjettruppen das Zentrum der Stadt erreichten, verwandelte sich alles wie im Märchen. Die Einwohner, auch diejenigen, die noch vor einer knappen Stunde schossen, wurden zu Märtyrern, die unter Hitler zu leiden hatten. Die Stadt riß fieberhaft Bettlaken entzwei. Weiße Leinentücher baumelten an allen Häuserfronten, krochen aus den Fenstern; die Reste banden sich die Deutschen um den Arm.

Von allen Seiten strömten Menschen herbei, die in der deutschen Sklaverei geschmachtet hatten: ukrainische Mädchen, die von Christine Staube oder einer anderen despotischen Deutschen geohrfeigt worden waren; Sklavinnen, die sich in den Ställen dickwanstiger Viehzüchter oder in unterirdischen Fabriken die Augen ausgeweint hatten; französische Kriegsgefangene, deren Gesundheit durch fünf Jahre Arbeit in den schlesischen Bergwerken untergraben war; Engländer und Amerikaner, die die Aristokratie unter den Zwangsarbeitern bildeten; Stammgäste Warschauer Kaffeehäuser, die man zu Erdarbeitern gemacht hatte, und Prager Dozenten, die Soldatenlatrinen säubern mußten. Wen hatte Minajew nicht alles gesehen! Einen holländischen Schauspieler, der von den Deutschen verhaftet worden war, weil die Zuschauer den Monolog eines Shakespearschen Helden mit Beifall unterbrochen hatten, einen norwegischen Pfarrer, der es versäumt hatte, rechtzeitig einen Gedenkgottesdienst für die Soldaten des Generalfeldmarschalls von Paulus abzuhalten, einen Mailänder Rechtsanwalt, der sich zwar etwas verspätet, aber dafür recht geräuschvoll mit seinem Duce verkracht hatte. Minajew erzählte:

„Sogar Australier habe ich gesehen. Ihre Freude war so groß, als wären sie keine Antipoden, sondern Einwohner von Pensa...“

Minajew scherzte, war aber innerlich tief erschüttert durch das Schauspiel, dessen Zeuge er war: daran ist nicht zu rütteln, wir sind wirklich Befreier!... Habe ich mir damals auf dem verfluchten Hügel denken können, daß ich nach Deutschland kommen werde und ein hochaufgeschossener Amerikaner aus dem Staate Michigan mir zurufen wird: „Thank you“? Minajew war mit diesem Amerikaner ins Gespräch gekommen, er war der Sohn eines tschechischen Emigranten und verstand Russisch.

„Großartig, daß ihr hergekommen seid!“ rief er. „Ich hatte erwartet, Patton würde uns befreien, und siehe — es waren die Russen... Das Wichtigste ist, daß wir uns begegnet sind, nicht wahr?“

„Jawohl“, antwortete Minajew. Er überlegte, dann lächelte er: „Wissen Sie, wann ich große Lust hatte, Ihnen zu begegnen? Im September zweiundvierzig. Ich ging damals in einer Steppe spazieren, es war da sehr heiß und nicht gerade heiter... Damals habe ich so bei mir gedacht, es wäre ganz hübsch, Amerikanern zu begegnen. Ich wußte doch, daß das lustige Burschen sind, die Jazz lieben. Ich liebe ihn nämlich auch... Da dachte ich, wir könnten uns zusammen vergnügen, allerlei Kurzweil treiben. Doch die Begegnung fand damals nicht statt... Ich freue mich sehr, daß wir Sie befreit haben und daß wir uns jetzt in Brandenburg getroffen haben. Lieber zu spät, als gar nicht. Die Frauen zum Beispiel, die wollen das nicht verstehen, eine Frau sagte mir einmal geradeheraus: lieber gar nicht, als zu spät...“

Der Amerikaner prustete los:

„Sie sind aber ein lustiger Bruder! Und bei uns sagt man, daß die Roten niemals lachen...“

Wieder marschierten Minajews Soldaten westwärts. Es kam zu einem kurzen, aber harten Kampf. Dann erschienen Fetzen von Bettlaken. Die Soldaten tranken Schnaps und fluchten. Aller hatte sich die Ungeduld der letzten Stunden vor der Entscheidung bemächtigt.

Über die Straßen zogen die Befreiten. Unbeschwert gingen die Amerikaner und Engländer. Die Amerikaner lärmten, glaubten jedem Russen auf die Schulter klopfen zu müssen, machten den Mädchen Komplimente, bewunderten die sowjetischen Panzer und verlangten von den Leutnants, die ihnen in den Weg liefen, man solle ihnen unverzüglich Räume mit Duschen zur Verfügung stellen und sie sodann nach Oklahoma oder Nebraska befördern. Die Engländer verhielten sich hochmütig und ruhig, äußerten zurückhaltend ihre Freude über die Befreiung und sehnten sich ebenso zurückhaltend nach dem five o'clock-Tee. Am zahlreichsten waren die Franzosen vertreten. Viele fuhren auf deutschen Fahrrädern, der eine hatte sich mit einer Gans eingedeckt, der andere mit einem warmen Pullover für den ersten Nachkriegswinter, der dritte mit einem Akkordeon. Sie fanden sich schnell in die entstandene Lage, begriffen, daß die Russen anderes zu tun hatten, als sich um sie zu kümmern, und marschierten selbständig ostwärts. Sie verwandelten im Handumdrehen ein herrenlos herumlaufendes Schwein oder Schaf in ein so raffiniertes Ragout, daß die Russen, die sie zu ihren Gelagen einluden, nur staunen konnten: „Das ist ein Völkchen — jeder Franzose ein Koch.“

Minajew nahm einmal unverhofft an einem solchen Schmaus teil. Sein Regiment hatte eine Woche Ruhe, es hieß, die Artillerie müßte nachgezogen werden. Minajew las an einem deutschen Haus die

vielversprechende Aufschrift: „Restaurant Teufelsküche für die alliierten Truppen." Es waren befreite Franzosen, die hier Allotria trieben. Einer von ihnen sprach etwas Russisch, er hatte zwei Jahre zusammen mit Russen in einer Fabrik gearbeitet. Minajew wurde ein wunderliches Gericht und Rum vorgesetzt. Dann sangen die Franzosen sehr laut und nicht gerade harmonisch; die Worte der Lieder waren alles andere als fromm, aber die Melodie erinnerte an Choräle. Als alles verzehrt und ausgetrunken war und man sich satt geschrien hatte, setzte sich der Russisch sprechende Franzose zu Minajew und fragte ihn über Rußland aus. Minajew staunte: der Franzose kannte den Dnjeproges, die Wasserkraftstation am Dnjepr, die Moskauer Metro, Gedichte von Majakowski; oft unterbrach er Minajew und nahm ihm die Worte vorweg.

„Woher haben Sie denn Ihre Kenntnisse? Von den Russen in der Gefangenschaft?"

„Nein, noch aus Frankreich. Ich war Student, aber sogar unter unseren Studenten gab es Leute, die die Wahrheit über die Sowjetunion wissen wollten — ich sage ‚sogar', weil unsere Studentenschaft keineswegs fortschrittlich ist... Als der Krieg ausbrach, trat ich einer illegalen Organisation bei, dann mußte ich Paris verlassen und ging nach Marseille. Dort nahm ich an einigen Aktionen teil. Wir überfielen den deutschen Klub, befreiten verhaftete Genossen. Als die deutschen Truppen Marseille besetzten, lebten wir nur noch einem — Stalingrad. Mein Kamerad Nico erschoß einen deutschen Leutnant und heftete einen Zettel an seine Brust: ‚Stalingrad zu Ehren'."

„Davon haben wir gar nichts gewußt, als wir dort waren... Ich habe nämlich die ganze Zeit über bei Stalingrad auf einem ekelhaften Hügel gehockt."

Der Franzose war erregt, sagte einige Worte zu seinen Kameraden; alle traten näher, staunten Minajew an: ein Russe, der in Stalingrad gewesen ist! Minajew lachte:

„Was staunt ihr denn? Einen Deutschen, der bei Stalingrad gewesen ist, ja, den werdet ihr wohl kaum hier finden. Aber unsere Leute — soviel ihr wollt. Das gefällt mir von Ihrem Kameraden Nico, daß er zu Ehren Stalingrads einen Fritzen erschossen hat. Das ist bestimmt besser, als Telegramme zu schicken..."

„Wir haben keine Telegramme geschickt. Nico wurde einen Monat später verhaftet — man hat ihn erschossen. Er war schon vor dem Krieg Kommunist, ich bin es erst neunzehneinundvierzig geworden."

Jetzt war die Reihe an Minajew, seinen Gesprächspartner verwundert anzustarren.

„Ich habe noch niemals mit einem ausländischen Kommunisten gesprochen. Gibt es in Frankreich viele Menschen, die so denken wie Sie?"

„Ungefähr ein Drittel, das andere Drittel denkt das Gegenteil, fast genau wie die Deutschen..."

„Moment mal, und wo bleibt das dritte Drittel?"

„Die denken überhaupt nicht."

„Und wie sind Sie zu Ihrer Überzeugung gekommen?"

„Durch den Gegensatz... Ich verehre meinen Vater sehr, er ist ein grundehrlicher Mensch, aber Skeptiker durch und durch. Ich glaube, solche Menschen gibt es nur in Frankreich. Von Kind auf hörte ich immer nur: ‚Die Menschen sind Schufte. Unter den Hunden findet man noch anständige Geschöpfe, die einem kleineren Hund den Knochen nicht wegnehmen und sich nicht brüsten, rassenreine Bernhardiner zu sein. Unter den Menschen ist mir aber so ein Geschöpf nicht begegnet.' Mein Vater sagte auch: ‚In Frankreich hatten wir dreieinhalb Revolutionen. (Die von achtzehndreißig rechnete er als halbe.) Und was ist dabei herausgekommen? Unter den Ludwigs galt der Herzog mehr als der Marquis, der Marquis mehr als der Graf. Jetzt wird anders kotiert: „Rio Tinto", „Royal Dutch", „Mexican Eagle".' — Mein Vater wollte mir damit die Politik verleiden, aber er war der erste, der mir die Augen öffnete... Frankreichs Unglück ist, daß man aus dem Unglauben einen Glauben gemacht hat, es gibt richtiggehende Fanatiker des Unglaubens. Mein Vater ist Arzt, er behandelt die Kranken und sagt: ‚Ich werde ihn von der Lungenentzündung heilen, er aber wird an Nierenentzündung sterben. Es gab eine Zeit, da starben die Menschen an der Pest. Dann freute man sich: „Die Menschheit ist von dieser Geißel befreit", und die Menschen befleißigten sich, an Krebs zu sterben. Wird einmal der Krebs besiegt sein, dann wird sich wieder eine neue Geißel finden.' Ich bin auch Franzose, ich spotte gern und weiß, daß auch die Sonne Flecken hat, aber ich will mich nicht mit Ironie begnügen. Wir haben den Stoff zu lange immer nur gewendet, wir müssen nun endlich auch einmal zuschneiden. In meinen Armen sind Kameraden gestorben, in Frankreich und auch hier, im Lager. Ich hatte in Marseille ein Mädchen, wir verabredeten uns, am nächsten Tag baden zu gehen, sie wurde von der Gestapo verhaftet und zu Tode gequält. Sollte sie wirklich nur dafür gestorben sein, daß Daladier wieder Reynaud oder Reynaud wieder Blum stürzt? Nein, jetzt muß sich vieles ändern..."

Beim Abschied sagte er zu Minajew:

„Wenn Sie einmal nach Paris kommen sollten, werde ich Sie besser bewirten als heute und werde Ihnen gute Genossen zeigen. Gleich schreibe ich Ihnen meine Adresse auf... Ich heiße René Morillot."

Minajew schrieb an sein Muttchen:

„Gestern habe ich bei Franzosen zu Abend gegessen. Sie setzten mir etwas geradezu Überirdisches vor, behaupteten, es wäre eine

ganz vulgäre Ente, die es satt hatte, auf einem deutschen Teich zu schnattern, aber ich habe den leisen Verdacht, daß es eine rätselhafte Kreuzung zwischen Ochse und Frosch war. Übrigens ist das Essen nicht so wichtig. Du schriebst mir in der schlimmsten Zeit, man darf den Mut nicht verlieren, weil unser Land sehr groß ist; das stimmt alles, aber gestern habe ich festgestellt, daß unser Land viel größer ist als unser Land. Wenn ich nach Hause komme, werde ich Dir das in Form eines kurzen Berichts über die internationale Lage auseinandersetzen. Obwohl wir ziemlich nah bei Berlin sind, werden wir wohl noch kämpfen müssen — die Deutschen haben eine verdammt lange Leitung, und wir haben keine Lust zu warten, jeder hat seine Gründe, die ihn zur Eile treiben. Ich zum Beispiel möchte Dich sobald wie möglich umarmen. Olga grüßt Dich und läßt bestellen, daß sie gesund und glücklich ist. An letzterem wage ich zu zweifeln — ihr setzen sowohl die deutschen Frauen zu, die sie immer nur mit ‚Führerin‘ anreden, wie auch Dein unverbesserlicher Mitjka.“

Die Nacht roch nach Feuchtigkeit, Meer und Frühling — eine unruhvolle Märznacht. Minajew dachte noch lange über das Schicksal seiner Generation nach und kam, als er schon im Einschlafen war, zu dem Schluß, das Leben werde auch weiterhin voller Unruhe sein, daß er aber diese Unruhe gegen nichts in der Welt eintauschen würde.

* 24 *

In der letzten Zeit hatte Bill Coster nichts als Pech. Im Winter war er nach Frankreich gekommen. Die Armee rührte sich nicht von der Stelle. Er fragte sich: womit soll ich tausend Worte ausfüllen? Gewiß, es passiert viel Interessantes. Wenn man zum Beispiel beschreiben würde, wie Montgomery Bradlay überlisten will, würden sich die Leser die Finger lecken. Aber damit ist's Essig — die Zensur läßt es nicht durch. Die Soldaten saufen und beschimpfen die Franzosen: „Schmutzig sind sie, stinken nach Knoblauch und tun sich groß.“ Dann schreien sie: „Was haben wir eigentlich hier verloren? Wenn wir schon kämpfen müssen, dann lieber gegen die Japse.“ Das ist auch kein Thema ...

Der Frühling kam; die Kampfhandlungen begannen. Zahllose Korrespondenten tauchten auf. Es mußte im Chor gesungen werden, aber Bill war kein Chorsänger: so kann man nur sein Renommee verlieren. Zu allem verfolgte ihn ein böser Geist: so sehr er sich auch bemühte, er konnte nicht dahinterkommen, wo sich die nächste Sensation ereignen würde — sowohl Köln wie auch die Remagen-Brücke hatte er sich durch die Finger gehen lassen. Er mußte sich damit begnügen, fremde Berichte abzuschreiben, und auf lebendige Farben, Anekdötchen und Knalleffekte verzichten.

Bill entschloß sich, nach Paris zu fahren: vielleicht wird man dort was ausschnüffeln können, es heißt, die Deutschen sondieren beim Vatikan. Schlimmstenfalls beschreibe ich das Liebesverhältnis der Schauspielerin Xavier mit einem amerikanischen Flieger, der ein Bein verloren hat. Die Leser lieben das. Aus Deutschland kann man ja nichts Rührseliges berichten: die Zensur läßt so was nicht durch — Fraternisierungsverbot. In Kuibyschew habe ich auf die Russen geschimpft, aber unsere Militärs sind nicht besser. Hat mir doch einer erklärt, ich dürfe die Einnahme einer Stadt nicht eher melden, als bis das Hauptquartier darüber berichtet. Was bleibt denn da für einen Journalisten, der etwas auf sich hält, zu tun übrig?

In Paris verbrachte er eine angenehme Nacht mit einem Mädchen, das, wie er später sagte, „superpikant“ gewesen war. Das Mädchen sagte:

„Ich gehe jetzt nur noch mit Amerikanern. Was soll man sonst tun — die Engländer sind Geizkragen und die Unsrigen haben keinen Centime in der Tasche. Schlimme Sache...“

Bill wollte sie trösten:

„Es wird bald besser werden.“

„Ich glaube das nicht. Es gibt zu viele Kommunisten, die Arbeiter stehlen dem lieben Gott die Zeit, sie treiben hohe Politik, natürlich schließen die Unternehmer ihre Betriebe. Die Kaufleute vergraben ihre Waren, kein Mensch glaubt, daß es besser werden wird. Im Gegenteil... Kiki hat sich einen netten Amerikaner gekapert. Er hat ihr versprochen, sie nach New York mitzunehmen. Und ich gerate immer an solche Windhunde wie du einer bist.“

Sie gähnte. Bill wollte antworten, sah aber, daß sie schon schlief. Er konnte nicht schlafen, mußte an die Worte des Mädchens denken. Dann sprang er plötzlich auf: das ist eine Idee! Unverzüglich setzte er ein Telegramm an die Redaktion auf: „Graffit an der Front geblieben. Schlage eine Serie Sensationsartikel vor. Haupttitel: ‚Die rote Schlinge um Frankreichs Hals‘ — Terror des Pöbels, wirtschaftlicher Marasmus, Interview: was denken Geschäftskreise, Politiker, Polizei, der Mann von der Straße.“ Dem Mädchen gab er außer der Taxe fünf Dollar und eine Schachtel Zigaretten — er war für Korrektheit in geschäftlichen Dingen. Zwei Tage später erhielt er die begeisterte Zustimmung der Redaktion.

Der Rechtsanwalt Garcy erzählte Bill, daß die FFI die Wohnung eines ehrbaren Kaufmannes durchsucht hatten. Bill beschrieb die Haussuchung in grellen Farben: nachts stürmt eine Kommunistenbande in die Wohnung, reißt der jungen Frau die Bettdecke weg, treibt ihren Spott mit ihr, zerschlägt die Porzellanfigur der Gottesmutter, in der sie Dollarnoten sucht, raubt den Familienschmuck. Bill schloß den Artikel mit den Worten: „Ließen die Helden aus Ohio oder Texas dafür ihr Leben?“ Garcy erzählte ihm von Massenverhaftungen:

„Was legt man den Tausenden von Menschen zur Last? Keine kriminellen Vergehen, sondern weiter nichts als ihre Zugehörigkeit zur Miliz oder zur PPF. Das ist eine schreiende Mißachtung der Gesetze. Seit Robespierre hat Frankreich dergleichen nicht gekannt..."

Bill erzählte seinen Lesern, wie ein bleiches Mädchen hinter Gefängnisgittern Abschied vom Leben nehmen muß, weil sie zu einem Kommunisten gesagt hatte: „Niemals werde ich mit euch gehen. Mein Ideal ist nicht Willkür, sondern Gerechtigkeit und Freiheit, wie sie in der großen transatlantischen Republik herrschen."

Garcy machte Bill mit Pinaud bekannt: Pinaud war eine wahre Fundgrube. Bill bewies an Hand trockener Zahlen, wie rapid die Produktivität infolge des zersetzenden Einflusses der Kommunisten sank. Er brachte es fertig, sich auch mit langweiligen Themen zu befassen, wenn davon die Rettung Europas und der Wohlstand Amerikas abhingen. Doch nun mußte wieder etwas Spannendes geboten werden... Bill bat Pinaud, ihn mit einem „originellen Franzosen" bekannt zu machen. Pinaud dachte nach: soll er ihn mit Lancier zusammenbringen? So ein Schwätzer ist für Journalisten ein gefundenes Fressen...

Obwohl seit der Befreiung von Paris ein halbes Jahr vergangen war, hatte Lancier sich noch immer nicht beruhigen können. Er war sogar überzeugt, daß er sich niemals mehr beruhigen werde — Marceline ist rechtzeitig gestorben, die Vergangenheit kehrt nicht wieder.

Es gab ruhige Tage, an denen Lancier zu seinen Sammlungen zurückkehrte, die Tabaksdosen und Negergötzen bewunderte. Einmal sagte er zu Martha:

„Weißt du, was ‚Corbeille' fehlt? Ein Sudan-Bock. Ich begreife, daß man jetzt keinen neuen Bock beschaffen kann. Sollten wir uns nicht ein einfaches Zicklein zulegen? Sie sind doch so graziös..."

Die Augenblicke der Beruhigung wechselten mit Ausbrüchen von Unruhe. Vor dem Krieg hatte Lancier es nicht vertragen können, wenn man in seiner Gegenwart über Politik sprach; jetzt suchte er selbst Händel, schrie plötzlich: „Die Munizipalitätswahlen müssen vertagt werden!" Martha machte ihm Vorwürfe: „Warum regst du dich auf? Das geht dich doch nichts an." Er antwortete: „Du weißt nicht, wie ich in glücklichen Zeiten gewesen bin. Es heißt, schlechtes Geld verdrängt das gute. In meinem Kopf verdrängt die Politik alle edlen Gedanken."

Die Fabrik arbeitete nur drei Tage in der Woche: es gab weder Rohstoffe noch Heizmaterial. Lancier murrte: warum kehrt das Leben nicht in die gewohnten Bahnen zurück? Ihm schien, der Krieg sei schon längst aus, die Boches schon längst geschlagen. Ist es nicht gleichgültig, welche deutsche Stadt die Amerikaner gestern genommen haben? Das kann doch nur die Militärs interessieren. Aber hier, in Paris, geht alles drunter und drüber. Die Leute wissen selbst nicht,

wie sie über den Winter gekommen sind, bei dieser bitteren Kälte ohne Kohlen. Jetzt ist es wieder warm, aber überall stehen Schlangen, die Frauen klagen, nicht einmal das Notwendigste ist zu haben. Auf dem schwarzen Markt steigen die Preise. Die Arbeiter sagen, man müsse damit Schluß machen. Klar, daß die Kommunisten bei den Munizipalitätswahlen siegen werden. Hat es denn überhaupt gelohnt, heldenhaft gegen die Boches zu kämpfen, um sich dann unter das Joch der eigenen Asiaten zu beugen?

Als Pinaud ihm erzählte, ein namhafter amerikanischer Journalist wolle seine Bekanntschaft machen, spreizte er sich:

„Wozu? Deren Zeitungen sind noch dümmer als unsere. Ja, wenn es ein Schriftsteller wäre..."

„In Amerika spielt die Presse eine große Rolle, und wir sind daran interessiert, daß die Amerikaner von unseren Schwierigkeiten erfahren — sie allein sind imstande, uns zu helfen. Man hat Coster gesagt, daß es in der Geschäftswelt keinen delikateren Mann gibt als Sie. Er brennt darauf, sich mit Ihnen zu unterhalten. Schenken Sie ihm eine Stunde..."

„Eine Stunde? Kommt gar nicht in Frage! Ich bin überzeugt, er ist genau so ein Barbar wie alle seine Landsleute. Ich werde ihn zum Abendessen einladen, soll er sehen, was französische Kultur bedeutet. Morgen kommt Marthas jüngere Schwester Claire aus Poitiers. Wir werden dieses kleine Familienereignis begehen. Ich rechne mit Ihnen, teurer Freund, und mit Ihrer Frau Gemahlin..."

Lancier machte sich an die Zusammenstellung des Menüs, was jetzt nicht mehr so einfach war. Fortwährend mußte er Martha fragen: „Bekommt man das auch?" Aber — ein großer Künstler schafft aus dem Nichts ein Bild... Lancier entschied sich für Fischknödel und gefülltes Huhn.

Er dekorierte die Tafel mit Blumen und gekreuzten Fähnchen: amerikanischen und französischen. Claire rief:

„Wie schön ist das! Man kann direkt vergessen, in was für schrecklichen Zeiten wir leben."

Sie war ein hübsches, fröhliches Mädchen, das seit fünf Jahren auf das Glück wartete. Ihr Verlobter war in Gefangenschaft. Tagsüber arbeitete sie in einem Büro, und nachts weinte sie. Sie gefiel Bill auf den ersten Blick, er dachte: wäre ich nicht von Arbeits wegen gekommen, würde ich mich mit der Schönen befassen. Aber ich bin ja nicht zum Vergnügen hier... Bill betrachtete eingehend den Hausherrn: tatsächlich eine pittoreske Erscheinung...

Lancier blickte plötzlich traurig über die Tafelrunde: er dachte an die Abende vor dem Krieg. Kann man denn Pinaud mit Dumas oder Nivelle vergleichen? Gewiß, mit Nivelle hat es ein schlimmes Ende genommen, aber er war immerhin kein Pinaud, der sich nur über Geschäfte unterhält oder andächtig schneuzt. Und dieser

Amerikaner... Ich hatte schon recht, als ich sagte, sie seien Barbaren. Der kommt und legt sofort die Beine auf das Rauchtischchen. Den Wein spült er vor dem Essen hinunter, und zu den Knödeln trinkt er Eiswasser. Beim Essen raucht er, das verdirbt doch den Geschmack... Wozu setzt man so einem auserlesene Gerichte vor? Er ist an seine Konserven gewöhnt. Und wie ungeniert er lacht! Ein Fatzke... Der Russe, der vor dem Krieg hier war, hatte viel mehr Lebensart, benahm sich zurückhaltend, wußte meine Miniaturen zu schätzen. Dieser hier aber meinte, als ich ihm einen Récamier zeigte: „So was haben die Antiquariate in New York haufenweise, jetzt sind die Preise dafür gefallen, die Dinger werden aus Frankreich importiert und sind für fünfzig Dollar das Stück zu haben." Ein Barbar! Lancier vergaß jedoch nicht seine Pflichten als Hausherr, war höflich, schenkte Bill Wein ein, antwortete bereitwillig auf seine Fragen.

„Ich habe gehört, daß Ihr Sohn gefallen ist. Er war wohl in der Armee Leclercs?"

„Nein, er fiel in Rußland. Ich bin stolz auf ihn."

„In Rußland? War er denn Kommunist?"

„Niemals. Er hat wie ich die Politik gehaßt. Aber er wollte Frankreich von den Boches befreien. Er ging lange vor der Landung nach Rußland. Ich habe Verständnis für diese Geste... Außerdem darf man Sowjetrußland nicht mit unseren Kommunisten in einen Topf werfen. Die Russen verfolgen ihre nationalen Ziele."

„Ich war in Rußland", sagte Bill, „aber damals gab es dort keine Franzosen. Ich habe die Russen gesehen, als sie Moskau verteidigten. Das sind Fanatiker, die ihr Land, ihr furchtbares System und irgendeinen Fürsten, wenn ich nicht irre, hieß er Dmitri Newski, lieben. Damals dachten viele, es wäre aus mit den Russen, aber ich schrieb, daß die Russen Moskau unter keinen Umständen aufgeben würden. Sie sagen, die Russen verfolgen ihre nationalen Ziele? Einverstanden. Doch wer weiß, vielleicht bestehen diese nationalen Ziele darin, ganz Europa an sich zu reißen? Viele Leute in Amerika sind der Ansicht, es bestehe eine russische Gefahr... In Bradlays Stab wurde mir gesagt, Montgomery wolle den Russen zuvorkommen und als erster in Berlin einmarschieren. Natürlich ist das ungerecht — die Engländer lieben es, Obst in fremden Gärten zu ernten. In Berlin muß Patton oder Hodges einziehen. Aber Monty ist immerhin noch besser als die Russen!"

„Ich glaube, die Russen werden allen zuvorkommen", sagte Lancier. „Möglich, daß sie ein furchtbares System haben, aber sie kämpfen virtuos. Während der Okkupation haben wir es gelernt, uns über ihre Siege zu freuen."

„Das verstehe ich", meinte Bill. „Wir haben uns auch gefreut. Hatten Sie es unter den Deutschen schwer?"

„Schrecklich.“

Lancier sagte das mit tiefem Gefühl. Es kam ihm jetzt vor, als hätte er niemals so schwer gelitten wie in den Jahren der Okkupation. Bill notierte etwas, schlang mechanisch ein Stück Huhn herunter, griff nach der Kognakflasche, die für den Kaffee bereitstand, leerte ein großes Glas und sagte plötzlich:

„Sie haben doch sicher auch Geschäfte mit den Deutschen gemacht. Wie alle anderen hier...“

Lancier war beleidigt.

„Ich hätte mir gern die Amerikaner angesehen, wenn auf der Fifth Avenue deutsche Kolonnen marschieren würden. Ja, anfangs habe ich Pétain geglaubt. Sie haben ihm auch geglaubt. Ihr Botschafter saß zweieinhalb Jahre lang in Vichy. Ich bin auch heute noch der Ansicht, daß Pétain ein ehrlicher Franzose ist. Ich habe unter ihm in Verdun gekämpft. Er hat sich geirrt... Wir haben alle Widerstand geleistet, jeder so gut er konnte. Sehen Sie sich Herrn Pinaud an. Er ist weder ein Jüngling noch ein Romantiker, und dennoch war er seit neunzehnzweiundvierzig unter Einsatz seines Lebens in der Widerstandsbewegung tätig... Und da machen Sie uns so einen Vorwurf!“

Bill sagte freundschaftlich:

„Seien Sie mir nicht böse. Der Journalist ist ein Provokateur. Ich sage nicht das, was ich denke, ich gebe nur den Unsinn wieder, der in Amerika verbreitet ist, um Ihr Dementi zu hören. Ich persönlich liebe Frankreich sehr, es ist, glaube ich, das entzückendste Land, das man sich vorstellen kann... Mir will nur eines nicht einleuchten, wieso konnten Sie, Herr Lancier, sich in der Widerstandsbewegung mit den Kommunisten vertragen?“

Pinaud ergriff das Wort:

„Man kann sich die Verbündeten nicht aussuchen, das wissen Sie ebensogut wie wir. Ich könnte Sie meinerseits auch fragen, wieso Sie sich mit den Bolschewiki vertragen. Ganz zu unrecht ist man in Amerika der Meinung, daß die Kommunisten die Hauptrolle gespielt haben. Das sind Meister der Reklame. Man sollte sich nur daran erinnern, daß sie neunzehnvierzig ganz still waren und erst nach Hitlers Überfall auf Rußland ihr Geschrei anstimmten.“

Bill notierte. Lancier wollte ihn auffordern, vom Ziegenkäse zu essen, den Martha mit großer Mühe besorgt hatte. Aber plötzlich vergaß er alles: er begann gegen die Kommunisten zu wettern. Er legte sich keine Rechenschaft darüber ab, warum er sie eigentlich so haßte, und schrieb das seinem Nationalgefühl zu. Nur einmal, als Martha ihn gefragt hatte, ob er befürchte, die Kommunisten könnten ihm die Fabrik nehmen, hatte er leise erwidert: „Was bedeutet mir die Fabrik?... Sie haben mir Mado genommen.“

Jetzt schrie er:

„Ich habe diese ‚Patrioten‘ neunzehnneununddreißig gesehen, als der Krieg ausbrach! Sie verteidigten die Russen. Damals sagte ich zu Lejean: ‚Sie sind kein Franzose, Sie sind ein Tatar!‘ Möglich, daß so ein Lejean später den Krieg gegen die Boches gepredigt hat, aber ich werde ihm den Verrat nie verzeihen... Sie wollen politisches Kapital aus dem Blut der Märtyrer und aus den Ruinen von Oradour schlagen, um sich mehr Stimmen zu sichern. Besessene sind das, sie haben Frankreich in zwei Teile gespalten, haben jede Familie gespalten. Mir blutet das Herz...“

Pinaud hatte Bill informiert, daß Lanciers Tochter Kommunistin war, gerade aus diesem Grunde hatte Bill so auf eine Zusammenkunft bestanden: das gibt einen sensationellen Artikel — die Tragödie eines in Ehren ergrauten Vaters. Gewiß, Lanciers Äußeres hatte Bill etwas enttäuscht, er tröstete sich aber schnell — darin liegt eine gewisse Exotik: ein Bonvivant, der seine Vatertränen mit einem Lächeln verdeckt... Pinaud hatte Bill verboten, sich auf ihn zu berufen, wenn die Rede auf Lanciers Tochter kommen sollte. Bill begriff, daß jetzt der rechte Augenblick für ihn gekommen war, und er sagte:

„Ich habe in einer linken Zeitung das Bild einer schönen jungen Frau gesehen. Darunter stand: ‚Madelaine Lancier.‘ Ist das eine Verwandte von Ihnen?“

„Es ist meine Tochter, Herr Coster...“ (Lanciers Stimme war weinerlich. Martha blickte den Amerikaner entrüstet an. Pinaud hüstelte. Claire sagte: „Es ist hier so vollgeraucht“, und trat ans Fenster, um es zu öffnen.) „Ja, es ist meine Tochter... Außer der verstorbenen Marceline habe ich niemanden so geliebt wie sie. Aus ihr hätte eine prachtvolle Malerin werden können. Dort an der Wand hängen ihre ersten Arbeiten... Marquet sagte, sie hat Talent... Die Kommunisten haben sie mir genommen! Ich zweifle nicht an Mados Ehrlichkeit. Aber uns trennt jetzt eine Kluft. Wieviel Kraft mich das auch gekostet hat, sagte ich ihr doch ganz offen, als sie kam: ‚Wer steht dir näher, der Vater oder diese Verrückten?‘“

Lancier wischte sich mit der Serviette die Augen. Bill schrieb fortwährend.

Nach dem Essen warf man sich die Mäntel über und ging in den Garten. Der Abend war frühlingsmäßig warm. Die ersten Kastanien blühten. Bill und Claire gingen voraus. Die anderen blieben in der Nähe des Hauses zurück. Lancier sagte zu Pinaud:

„Die sind größere Barbaren, als ich dachte. Nicht die leiseste Spur von Takt!... Und dann weiß ich nicht, wozu man für diesen Mann ein gefülltes Huhn zubereiten mußte. Martha hat einen ganzen Tag dafür gebraucht... Mit Haferschleim und Mais muß man die füttern.“

Claire kehrte allein zurück; dann kam Bill und verabschiedete sich hastig.

Als die Gäste gegangen waren, suchte Martha ihre Schwester auf, Lancier aber dachte bekümmert über das Weltgeschehen nach: zwei Kolosse sind aus diesem Krieg als Sieger hervorgegangen — Amerika und der Kommunismus. Ich weiß nicht einmal, was von beiden schrecklicher ist... Martha trat ein; die sonst so ruhige Frau war höchst erregt:

„Maurice, du solltest solche Leute nicht in unser Haus einführen."

Er erschrak:

„Was hat er gemacht?"

„Er hat Claire beleidigt. Du weißt doch, wie empfindlich sie ist... Er wurde zudringlich, sie dachte, er hätte zu viel getrunken, wollte dem eine scherzhafte Wendung geben. Er reichte ihr aber seine Visitenkarte und sagte: ‚Wenn Sie morgen abend bei mir erscheinen, bekommen Sie vierzig Dollar.' Das ist doch unerhört! In einem anständigen Haus..."

Martha bedauerte es später, daß sie Maurice dieses Vorkommnis erzählt hatte. Die ganze Nacht konnte er nicht schlafen, er lief durch alle Zimmer, murmelte unverständliche Worte. Am Morgen sagte er zu seiner Frau:

„Was meinst du, wollen wir hier nicht alles aufgeben und nach ‚Gellinotte' übersiedeln? Wir können dort bescheiden leben, Ziegen halten, Kaninchen, Hühner. Was brauchen wir beide schon? Wir sind nicht mehr jung. Dort gibt es wenigstens keine Amerikaner, keine Kommunisten und keinen Pinaud. Ich ersticke an der Roheit des Lebens... Jetzt erst begreife ich, was für ein Glück das Landleben bedeutet! Claire wird heiraten, uns ihren Kleinen bringen, wir werden ihn betreuen wie einen Enkel... Vielleicht wird auch Mado ein wenig Mitleid mit mir haben und für einige Tage herüberkommen. Wir werden nicht über die verfluchte Politik sprechen, werden uns an Marceline erinnern..."

Lanciers „Gellinotte"-Traum währte nicht lange. Garcy lud ihn zu einem Frühstück ein, und wieder ging er ganz im Trubel des Pariser Lebens auf.

Bill betitelte seinen nächsten Bericht: „Ich sah die Tränen König Lears."

* 25 *

Als Gerda, unerwartet für alle, vor einem Jahr den lahmen Günter Speier geheiratet hatte, waren die Meinungen geteilt gewesen. Irma mißbilligte die Wahl der Schwester. Leiter einer Kartenstelle — mit solchen Leuten hat man in der Kartenstelle zu tun und nicht im Schlafzimmer. Günter schneuzt sich laut, rülpst bei Tisch, so etwas Häßliches habe ich noch nicht gesehen. Gewiß,

es ist schwer, ohne Mann zu leben, aber Gerda ist nur zwei Jahre älter als ich, sie braucht sich bloß ein bißchen netter anzuziehen und ein wenig zu schminken, und würde gleich viel hübscher aussehen. Außerdem hat sie Ersparnisse. Wozu mußte sie sich beeilen? Ihr Bruder Friedrich (er stand damals in Biarritz) war empört: ein Jahr ist es erst her, seit Johann vermißt wird, aber Gerda hat schon einen Nachfolger gefunden. Und wenn Johann noch lebt? Sie hat zwar eine amtliche Todesnachricht erhalten, aber wer weiß, was mit den Verteidigern von Stalingrad geschehen ist? Die Frauen sind doch einen Dreck wert, man kämpft für sie, und sie kommen einem mit solchen Überraschungen!... Die Mutter vergoß über Gerdas Brief ein paar Tränen, sie dachte an Johann. Aber Gerda hatte es richtig gemacht: sie ist schon einunddreißig Jahre alt, hat zwei Kinder, solide Männer aber sind heutzutage rar. Frau Frenzel beneidete die Freundin: sie hat sich einen zeitgemäßen Mann ausgesucht. Die Kartenstelle ist mehr wert als ein Lehrstuhl an der Universität. Man braucht nur einmal bei ihnen zu essen, um zu verstehen, wie vernünftig Gerda gehandelt hat. Bei anderen Leuten steht die Liebe in den Augen geschrieben, bei ihr steht sie auf dem Tisch... Frenzel seufzte im stillen: Keller war ein Gelehrter, und was ist Speier? Ein Dieb. Vielleicht stiehlt er auch nicht, aber sie alle sind Diebe... Herr Frenzel sagte zu Gerda: „Ich begrüße Ihren Entschluß. Das Licht, das in Johanns Schädel gebrannt hat, wird durch Sie Speier erleuchten.“ Er begriff nicht, warum Gerda beim Wort „Schädel“ erbleichte und sich an den Türpfosten lehnte.

Gerda und Günter lebten friedlich miteinander. Zwar schlug er sie zweimal nach allzu reichlichem Alkoholgenuß und schrie, sie sei ein „liederliches Weib“ und treibe Bigamie, aber Gerda war kein kleines Mädchen mehr, sie wußte, daß den Männern jede Logik fehlt — entweder müssen sie Krieg führen oder aber sie müssen ihre Wut an einer Frau auslassen —, und verzieh ihm die paar blauen Flecke. Sie sah in ihm etwas, ohne das man nicht auskommen kann: wenn man Kinder hat, braucht man einen Mann.

Wenn sie jetzt auf das eine Jahr gemeinsamen Lebens zurückblickte, dachte sie: im allgemeinen könnte ich glücklich sein. Günter ist gut zu den Kindern. Er hat mir versprochen, daß wir nach dem Krieg noch ein Kind haben werden. Wieder ist dieser verfluchte Krieg dazwischengekommen... Von den Fliegerangriffen will ich schon gar nicht reden. Mutter hat es nicht ausgehalten und ist zur Tante nach Breslau gezogen. Damals sagte man, im Osten sei es viel ruhiger. Aber Mutter ist vom Regen in die Traufe gekommen. Dort ist es hundertmal schlimmer — die Russen sind jetzt da... Wie gut, daß ich Olga noch zur Zeit fortgeschickt habe, diese Hexe hätte mich glatt erschlagen. Im Herbst, als die Russen noch nicht in Deutschland waren, nahm sie sich schon so viel heraus, daß sie

sagte: „Sie werden für alles büßen müssen." Günter meinte damals, ich hätte sie nicht mit dem Schlüssel ins Gesicht schlagen, sondern einfach durchwalken sollen. Er ist sentimental. Oder ihm hat diese Dirne gefallen... Es würde mich freuen, wenn sie ihr ganzes Leben lang mit einer krummen Nase herumlaufen müßte. Aber im Augenblick wird mir davon nicht leichter. Man kommt aus dem Schrecken nicht heraus! Hört man Radio, so kann einem der Verstand stillstehen. Die Russen dicht vor Berlin! Bei Mainz sollen amerikanische Panzer stehen. Wenn die Leute einander begegnen, grüßen sie sich nicht, sondern fragen gleich: „Wo stehen sie?"

Irma sagte zu ihrer Schwester:

„Du hast dir wohl keine größere Dummheit ausdenken können, als einen Nazi zu heiraten?"

Martha Frenzel äußerte sich durch die Blume:

„Mein Mann ist nicht in der Partei... Johann war wohl, soweit ich mich besinne, auch nicht Mitglied."

Früher hatte sich Gerda nicht für Günters Anschauungen interessiert; sie hatte alles erwogen und war zu dem Schluß gekommen: er hat eine gute Stellung und ist lahm, wird also nicht eingezogen werden. Jetzt fragte sie ihren Mann:

„Warum bist du in der Partei?"

„Was heißt warum? Mich hat niemand ausgeschlossen."

„Ich frage dich, warum du in die Partei eingetreten bist."

Günter wurde böse:

„Hinterher habt ihr alle gut reden. Als sei ich der einzige... Ich war einfacher Buchhalter, und bei den Nazis bin ich ein großer Mann geworden. Das brauche ich dir wohl nicht zu erzählen — die Witwe eines Universitätsdozenten hat sich zu mir ins Bett gelegt... Und jetzt fragt sie: ‚Warum?' Wer konnte denn ahnen, daß es so kommen wird? Der Führer versteht mehr als ich und hat sich auch nicht denken können, daß alles so ausgeht."

„Hast du keine Angst, daß man dich umbringen kann?"

„Warum denn? Ich bin kein Parteiführer, sondern Spezialist. Auch unter den Amerikanern wird es Karten geben und wird man Mehlvorräte registrieren müssen."

Irma fürchtete, man werde sie zum Schanzen schicken. Sie legte sich ins Bett und flehte den Arzt an, ihr ein Attest auszustellen, daß sie Malaria habe. Sie hatte sich so in ihre Rolle eingelebt, daß sie tatsächlich vom Fieber geschüttelt wurde.

Als Günter nach Hause kam, sagte er:

„Ich segne den Tag, an dem ich nach Heidelberg kam."

Gerda verstand ihn nicht: worüber freut er sich? Alle sagen doch, daß man die Stadt über kurz oder lang mit Kanonen beschießen wird.

„Wo hast du dir einen angetrunken?"

Er schüttelte den Kopf.
„Ich bin glücklich, daß ich hier bin. Du weißt doch, daß ich vor dem Krieg in Dresden gelebt habe. Nach Dresden kommen bestimmt die Russen. Jetzt möchte ich doch den alten Karl Hünnert sehen, wie er um sein zusammengeramschtes Gut zittert."
Günter lachte dröhnend.
Frenzel kam und murmelte:
„Es geht etwas Unverständliches vor sich... Wo ist der Führer? Sein Adlerauge muß diese Tragödie doch sehen... Die Ottern des Kleinbürgertums und die Skorpione Himmlers tragen die Schuld."
Günter erwiderte:
„Hören Sie mit dem Geflenne auf! An den Führer denken nicht einmal mehr die Katzen, geschweige denn die Hunde. Augenblicklich interessiert alle eine andere Frage: wer kommt hierher? Ich freue mich, weil ich überzeugt bin, daß die Amerikaner herkommen. Von Berlin oder Dresden will ich gar nicht reden, dort ist die Hölle los, etwas Schlimmeres als die Roten kann man sich wohl nicht vorstellen. Aber diese Wohnung hier würde ich nicht einmal gegen das prächtigste Haus in Stuttgart eintauschen."
„Warum denn?" fragte Gerda.
„Weil nach Stuttgart die Franzosen kommen. Die sind zwar besser als die Russen, aber immerhin noch schlimm genug. In Amerika waren wir nicht, aber in Frankreich haben wir vier Jahre lang gehockt. Das ist sozusagen der Gegenbesuch. Und überhaupt sind die Franzosen degeneriert, deshalb lieben sie ja auch die Neger. Die Amerikaner sind Mordskerle und echte Arier."
Am nächsten Tag kam Günter mit sensationellen Nachrichten nach Hause:
„Sie sind ihnen entgegengefahren."
„Wer?"
„Acht deutsche Offiziere. Ein ‚Rotes Kreuz' haben sie auf den Wagen gemalt."
„Ich verstehe nichts — wohin sind sie gefahren?"
„Wohin? Natürlich nicht zum Führer. Zu den Amerikanern. Sie sollen so schnell wie möglich die Stadt besetzen. Man wird doch nicht die Franzosen 'reinlassen... Außerdem treibt sich hier allerlei Gesindel herum — Russen, Polen, Franzosen —, das nicht abgeneigt wäre, ein Gemetzel zu veranstalten. Unsere Parlamentäre garantieren, daß kein Widerstand geleistet wird. Jede Stunde ist kostbar."
Gerda wühlte im Schrank und fand ein altes Kinderlaken; sie hängte es über das Balkongeländer.
Die Amerikaner gefielen Gerda. Irma wurde sofort wieder gesund, sie stand am Fenster und lächelte.

„Gerda, sieh dir doch diesen Offizier an. Er sieht aus wie der Filmschauspieler — mir ist der Name entfallen... Welch bezauberndes Lächeln!"

Am nächsten Tag sprach Irma einen Amerikaner an. Der lächelte spöttisch und sagte:

„Du hast zwar ein niedliches Frätzchen, aber fünfundsechzig Dollar für ein Mädchen sind mir zuviel..."

Irma weinte: er glaubt, ich sei eine Dirne. Als Günter am Abend erzählte, den Amerikanern sei jeder Verkehr mit der Bevölkerung bei Geldstrafe verboten, beruhigte sie sich ein wenig.

Sie sagte:

„Also deshalb hat er mir so geantwortet... Das ist aber dumm. Ich könnte verstehen, wenn sie nicht mit dem Führer sprechen wollen. Aber was habe ich damit zu tun? Mir gefallen sie sehr. Ich habe mir schon immer gewünscht, einmal nach Hollywood oder Miami zu kommen."

Einige Tage darauf wurde Johanns Arbeitszimmer mit Beschlag belegt und der junge Leutnant Harper einquartiert. Gleich am ersten Abend schenkte er Gerda eine Konservenbüchse und Irma eine Tafel Schokolade. Gerda fragte ihn:

„Ist dieser verfluchte Krieg nun bald aus?"

„Jetzt dauert es nicht mehr lange. Unsere Panzer fahren, wohin sie wollen. Ich weiß nicht einmal, wo sie jetzt sind, vielleicht schon in Österreich. Und die Russen kämpfen prächtig. Jetzt haben wir's gut. Im Winter waren wir schlimm dran, ganz zu schweigen von Italien — da war die Hölle los, ich dachte nicht mehr, daß ich dort herauskommen würde. Und ich hab' doch eine Frau und ein kleines Kind."

Gerda war gerührt, wischte sich die Augen:

„Die Männer sind verrückt... Warum müssen sie Krieg führen?"

„Den Krieg haben Sie angefangen, das heißt die Deutschen... So stand es wenigstens in unseren Zeitungen. Glauben Sie, ich verstehe, warum wir Krieg führen? Es heißt, ihr habt Amerika bedroht. Wenn man mich gefragt hätte — ich hätte keinen Krieg erklärt... Ich habe in Chikago eine Wohnung, viel besser als diese. Aber Sie haben es hier auch gemütlich, man kann sich nach dem französischen Schmutz erholen. Überhaupt gefallen uns die Deutschen. Die Offiziere sagen: ‚Endlich sind wir in einem Land mit Kultur.' Den Soldaten ist das egal, das sind gute Jungs, und sie schlagen sich auch gut, aber auf die internationale Politik spucken sie, sie wollen nach Hause."

Harper machte es sich im Sessel bequem und staunte Irma an. In der Nacht wurde sie für die unlängst erlittene Kränkung entschädigt. Am nächsten Morgen beschloß sie, die alten Schulkenntnisse

aufzufrischen, notierte sich englische Vokabeln in ein Heftchen und büffelte eifrig.

Günter blieb Leiter der Kartenstelle. Man erklärte ihm zwar, daß später einmal alle Nazis überprüft werden würden, aber ein Blick auf den lustigen Amerikaner beruhigte ihn.

Zwei Tage darauf kam Frenzel und brummte:

„Die Fackel Amerikas ist das Licht Goethes. Washington und Eisenhower haben all das zum Ausdruck gebracht, wovon die besten Geister Deutschlands träumten."

Gerda unterbrach ihn gereizt:

„Was werden Sie tun? Ihre ‚Kraft durch Freude' ist doch sicher geschlossen?"

„Ich ziehe die ‚Liga der christlichen und demokratischen Gesundung' auf. Die Amerikaner haben mir volle Unterstützung zugesagt."

Das kleine Gretchen kam strahlend nach Hause: ein Amerikaner hatte ihr ein herrliches Bonbon geschenkt. Nur Rudi wollte nicht klein beigeben. Er sagte immerzu: „Wenn ich erst groß bin, werden wir sie verdreschen."

In der Nacht fragte Gerda ihren Mann:

„Günter, bist du sehr unglücklich?"

„Wie alle... Natürlich ist es eine Katastrophe. Ich habe aber recht gehabt — wir persönlich hatten Glück. Kein Grund zur Verzweiflung. Die nächsten fünf Jahre werden schwer sein. Hitler hat sich als ein Scharlatan entpuppt, er hat schlecht kalkuliert... Man muß sich den Verhältnissen anpassen können. Wer weiß, vielleicht wird Rudi in zwanzig Jahren erleben, daß Deutschland alle schlagen wird."

Gerda brach in Tränen aus:

„Du willst wohl, daß er auch so umkommt wie Johann! Ihr seid verrückt!"

Günter war eingeschlafen und schnarchte behaglich. Aus dem Nachbarzimmer drang undeutliches Geflüster — Irma erweiterte ihre Englischkenntnisse. Auf der Straße lärmten Amerikaner. Gerda lag mit offenen Augen und dachte über vieles nach. Für mich ist der Krieg aus, ich kann jetzt das Fazit ziehen. Ich war die Frau eines Dozenten, wir verkehrten bei Professor Borhardt, haben in Paris einen berühmten Gelehrten besucht. Johann war naiv, aber er hatte Verstand, hat Bücher geschrieben. Günter ist eine Null. Heute halten ihn die Amerikaner noch, und morgen werfen sie ihn hinaus. Die Mark ist nichts mehr wert, wir sind Bettler, ich werde wohl nähen oder im Büro arbeiten müssen. Die Stadt ist zerstört, und nicht nur die Stadt, das ganze Land... Wie schön war es, als Johann aus Frankreich kam! Alle achteten uns. Und jetzt sind wir wie Aussätzige. Ist es nicht furchtbar, daß Irma mit einem

Amerikaner schläft? Ihr Willi ist doch an der Front, kämpft noch, wenn er nicht gefallen ist. Ich selbst bin ja auch nicht anders — ich lächle den Amerikanern zu, nehme Geschenke an... Johann hat es besser als ich, er sieht das alles nicht mehr. Wie sagte doch Frenzel? „Schädel"... Furchtbar! Vielleicht ist jetzt in Rußland der Schnee geschmolzen und auf einem Feld liegt ein Schädel. Johanns Zähne, die Augenhöhlen — alles, was von ihm, von unserem Glück, von Deutschland übrigblieb...

* 26 *

Im Winter erfuhr Wassja, daß der Bruder gefallen war; lange konnte er sich von diesem Schlag nicht erholen. Als Kind war Wassja auf ihn eifersüchtig gewesen, weil er der Mutter so nahe stand; niemals hatte er seine geheimen Gedanken dem älteren Bruder anvertraut, fürchtete sich: wenn ich ihm davon erzähle, wird er merken, wie dumm ich bin. Später waren sie einander nähergekommen, doch immer blieb ein gewisser Abstand zwischen ihnen. Wassja liebte den Bruder so, wie man nur eine sehr schöne und unnahbare Frau zu lieben vermag; er dachte: ‚Sergej würde sich zurechtfinden' oder ‚Sergej weiß das', dachte es ohne Neid, bewundernd — er war stolz auf den Bruder. Wassja konnte sich nicht an den Gedanken gewöhnen, daß Sergej gefallen war. Ich hätte fallen können, genau so wie Awanessjan, wie Nesterow, wie Grischa. Aber nicht Sergej...

Nina Georgijewnas Brief war so ruhig, so gefaßt, daß Wassja die Tränen kamen, als er ihn las. Er wußte, was die Mutter durchmachte, war doch Sergej ihr ganzes Leben gewesen... Nina Georgijewna schrieb: „Ich schicke Dir einen Zeitungsausschnitt; General Belski hat mir geschrieben, wie Serjosha gefallen ist, er schrieb schlicht und herzlich. Er hat auch einen Sohn verloren, schon neunzehndreiundvierzig. Später bekam ich noch einen Brief von zwei Frauen aus Jugoslawien. Sie schrieben, Serjosha habe ihre Stadt gerettet. Ich denke daran, und das gibt mir Kraft. Es ist so furchtbar, daß er starb, doch er starb einen Tod, der seiner würdig war. Walja ist bei mir, wir stehen einander bei, das hilft mir. Ich brauche Dir wohl nicht zu sagen, wie sie leidet, das ist ein grausamer Schlag für eine junge Frau, und Walja hat ihn doch so innig geliebt. Gut, daß sie die Kunst, die Bühne, ein gewisses Eigenleben hat, das wird ihr helfen, darüber hinwegzukommen. Wassenka, schreibe mir oft, ich verhehle Dir nicht, wie sehr ich mich sorge, wenn lange kein Brief von Dir kommt. Natascha beruhigt mich zwar, sie sagt, Du schreibst nicht gern, doch meine Kräfte haben nach Sergejs Tod nachgelassen. Ich wünsche Dir Glück und daß alles bald vorüber ist, jetzt dauert es nicht mehr lange..."

Sergej lebt nicht mehr, dachte Wassja schmerzerfüllt und irgendwie verwundert. Die Besten fallen... Mutter leidet. Es ist höchste Zeit, Schluß zu machen: das ganze Volk ist abgequält, man kann nicht einmal sagen, wer mehr zu leiden hatte — wir oder sie, im Hinterland...

Er hatte sich mit seinen neuen Kameraden, den Artilleristen, schnell angefreundet und wußte nun, daß ihn die Artillerie nicht zufällig interessiert hatte. Oberst Nikitin galt als ein kaltherziger Mensch, der keines warmen Gefühls fähig war, Wassja aber hatte einen Abend mit ihm verbracht, sie hatten über die vielen Fehler gesprochen, die ein jeder im Leben begeht, über Freunde, über die Einsamkeit, und Wassja sah, daß Nikitin ein leidenschaftlicher Mensch war, der seine Leidenschaft verbarg, die tiefsten Gründe seines Herzens durch den Verstand kontrollierte. Was Wassja an den Artilleristen gefiel, war ja gerade, daß sich bei ihnen leidenschaftliche Gefühle mit kühler Berechnung, mit Mathematik, mit der Gewohnheit paarten, keinen Mutmaßungen, Annahmen und Herzensregungen zu glauben. Ich bin wohl ebenso... Vielleicht aber auch nicht — ich bilde mir zu viel ein. Na, wenn der Krieg aus ist, frage ich Natascha, sie kann das als Außenstehende besser beurteilen...

Wann wird es endlich beginnen? (Das klang, wenn man mit sich selbst sprach, anders: wann wird es endlich vorbei sein?)

Sie lagen vielleicht noch gar nicht so lange in dieser kleinen deutschen Stadt, doch Wassja kam es vor, als wären sie unerträglich lange hier. Sogar an den Deutschen, dachte er, kann man merken, daß wir schon eine Ewigkeit hier sitzen, da braucht man gar nicht auf den Kalender zu sehen... Täglich begegnete er auf der Straße einem dicken Deutschen mit grünem Filzhut. In den ersten Tagen hatte der Dicke solche Angst vor den Russen, daß Wassja zu Leutnant Schebujew sagte: „Seine Silhouette könnte man nur zeichnen, wenn man den Tatterich in der Hand hat, sieh doch, wie verschwommen seine Konturen sind, wie er zittert.“ Jetzt aber machte dieser Deutsche einen zuversichtlichen Eindruck, seine Konturen waren deutlich umrissen, er grüßte Wassja wie einen alten Bekannten. Wie lange soll man hier noch sitzen und das Verkehrsschild „Nach Berlin — 64 km“ anstarren?

Unablässig war Natascha mit ihm — kein Phantom wie in den bjelorussischen Wäldern, sondern lebendig, warm: er sieht, wie sie den heißen Tee pustet und dabei die Lippen drollig vorwölbt, wie sie mit zur Seite geneigtem Kopf die Staubgefäße von Pflanzen zeichnet, sieht sie durch die Gorkistraße gehen, auf dem Kopf eine kleine blaue Baskenmütze, mit lachenden Augen, das neugierige Näschen nach oben gerichtet. Wann wird er sie endlich umarmen können? Fast vier Jahre hatte er geduldig gewartet, jetzt war es

mit seiner Geduld zu Ende. Er ertappte sich dabei, daß er ganz mechanisch fortwährend auf die Uhr blickte, als befürchte er, eine Verabredung zu verpassen.

Und nun hat es begonnen... Wassja verlas den Befehl. Als er zu den Worten kam: „Mit dem Namen Stalins auf den Lippen, vorwärts nach Berlin“, versagte ihm die Stimme, er stockte und fuhr fast im Flüsterton fort: „Tod den deutschen Okkupanten!“ Auch früher hatte er oft gesagt: „Nach Berlin!“, doch damals war es eine Losung, ein Traum, ein Schwur gewesen; jetzt war es Tatsache: wir gehen nach Berlin... Wie lange hat er auf diese Stunde gewartet, mit Iwan darüber gesprochen, als die SS-Leute hinter ihnen her waren! Iwan wurde gehängt, er erlebt es nicht mehr...

Das Herz hat seine eigene Zeitrechnung, und in dieser letzten Nachtstunde (Wassja sah auf die Uhr — es war halb fünf), als die Erde zu beben begann und der Himmel aufflammte, erstand vor Wassja ein strahlender, windiger Sommertag, Minsk, neben ihm geht Natascha, und auf der Erde liegt ein totes Kind wie eine zerbrochene Puppe, daneben schluchzt eine Frau mit erstickter Stimme: „Petja!“

„Es beginnt!“ — das wurde so laut gesagt, daß Hilde weitab von Küstrin in ihrer Berliner Wohnung erwachte, sich die Augen rieb und Walter zurief: „Großer Gott, schon wieder ein Fliegerangriff!“ Richter erzählte ihr später: „Wir standen in Karlshorst. Ich schlief noch und dachte: ein Gewitter. Alle verloren den Kopf. Leutnant Schemmer sagte, die Russen haben sicher eine Geheimwaffe.“

Oberst Nikitin gedachte des ersten Kriegssommers, er sagte: „Die Deutschen waren sehr stark, aber sie hatten schon damals keinen präzisen Operationsplan. Ja, die kleineren Befehle, die wurden präzise ausgeführt. Es gab den Plan, Moskau zu nehmen und über den Roten Platz zu marschieren, einen präzisen Vormarschplan aber gab es nicht. Alles war Improvisation: wenn es gelingt — ist’s gut, wenn nicht — schwenken wir nach links oder rechts ab. Sie haben gespielt, hielten die Neuner in der Hand, aber der Verstand blieb aus dem Spiel. Jetzt gehen wir vor, etwa so, wie man eine Schachpartie spielt — ohne Zufälle und ohne Hasard. Das russische Wort ‚awosj‘ (vielleicht gelingt’s) kann man ruhig der deutschen Sprache einverleiben. Wir nehmen Berlin, das berühmte ‚vielleicht gelingt’s‘ aber schenken wir den Deutschen, wir brauchen es nicht.“

Man hatte sich lange und methodisch auf den Angriff vorbereitet. Jede Nacht wurden Divisionen, Geschütze, Panzer und Munition an das Westufer der Oder gebracht. Die Pioniere — viele von ihnen waren mit Sergej bei Stalingrad gewesen — stellten die durch Bomben und Geschosse zerstörten Brücken schnell wieder her.

Abend für Abend schickte Ossip Spähtrupps aus, um „Zungen" einzubringen; auf seiner Karte waren die deutschen Regimenter, Bataillone und Kompanien vermerkt; spöttisch sagte er: „Die Dritte nennt sich nur noch Kompanie — siebzehn Mann und alles ‚Totale'." Als Minajew die Karte von Berlin sah, auf der jeder Widerstandspunkt, jede Barrikade, jedes zur Festung verwandelte Regierungsgebäude eingezeichnet war, rief er begeistert: „Das ist großartig! Dagegen sind die Fritze Waisenknaben!"

General Hellwitz, der im vergangenen Jahr Oberst Gabler abgelöst hatte, sagte zu den Offizieren und Soldaten seiner Division: „Der Führer glaubt fest an die Uneinnehmbarkeit Berlins. Wir haben hier bedeutende Kräfte und viel Material konzentriert. Gegen unsere Panzerfaust kommen die russischen Panzer nicht auf. Die Heeresleitung wird gegen die Roten ‚V'-Waffen einsetzen. Wenn die Bolschewiki einige Monate lang Stalingrad halten konnten, wo sie den Fluß im Rücken hatten, werden wir erst recht Berlin halten, das Verkehrszentrum von Deutschland. Alle objektiven Voraussetzungen sprechen für unseren Sieg. Ich verlange von jedem einzelnen Selbstaufopferung." Feldwebel Engel sagte zu Richter: „Leutnant Schemmer meint auch, daß hier etwa zweihunderttausend Mann konzentriert sind." Richter sah ihn aufmerksam an: „Glaubst du, daß wir Berlin halten werden?" Engel lächelte spöttisch: „Ich glaube, daß sie Berlin halten wollen. Der Leutnant hat mir im Vertrauen gesagt — wenn wir Berlin bis zum Juli oder Juni halten, dann kommt es zu einem Separatfrieden. Er wußte nur nicht, mit wem — mit den Russen oder mit den Angelsachsen. Wie sollen wir aber Berlin halten? Wenn es noch zu Anfang des Krieges wäre! Ich finde, es war taktlos vom General, Stalingrad zu erwähnen... Sieh mich doch an — bin ich vielleicht noch ein Feldwebel? Bestenfalls bin ich jetzt der achte Teil eines Feldwebels."

Man sagte später, zweiundzwanzigtausend Geschütze hätten mitgewirkt, als die deutsche Verteidigungslinie durchbrochen wurde. Damals aber kam Wassja nicht dazu, an Zahlen zu denken; er brüllte nur: „Feuer!" und merkte, daß ihn niemand hörte — das Dröhnen übertönte alles.

Mächtige Scheinwerfer zerrissen die Nacht; sie blendeten den Feind, die Soldaten aber freuten sich: es schien ein leichtes zu sein, über diese hellerleuchtete Straße zu gehen. Doch das Vorwärtskommen war nicht so leicht: das Gelände war gut befestigt, offenbar hatten die Deutschen schon lange vor der Katastrophe mit der Möglichkeit von Kämpfen vor Berlin gerechnet.

„Feuer!" schreit Wassja.

Die Deutschen beschießen die Batterie im direkten Richten. Shbanow fällt, Sanitäter tragen Gretschko und Lunz fort. Ersatzteile werden ausgewechselt, Munition wird herangeschafft. Auf den

Gesichtern steht dunkler Schweiß. Die Leute hören, sehen, denken nicht; doch sie hören deutlich die Kommandos, sehen deutlich die feindlichen Feuernester. Und sie wissen alles. Selbst in dieser Hölle weiß Tschernow, daß seine Frau und der kleine Genjka auf ihn warten, er denkt nicht an sie, er denkt in diesen Augenblicken überhaupt an nichts — er ist hart und rauh, glüht wie das Rohr seiner Kanone —, aber die Frau und Genjka sind mit ihm, Tschernow weiß, daß sie ganz nah sind, dort, jenseits der Stadt Berlin... Jeder hat seine Erinnerungen, seine Sehnsucht, sein Ziel: das Hungerjahr in Leningrad, Mascha am Gartentor, der Säugling, der an dem Finger einer toten Frau im Charkower Traktorenwerk sog, hundert Tage in Stalingrad, tausend Tage in der Hölle, die Dissertation über Ölfilter, die mitten im Satz unterbrochen wurde, Wanjuscha, der nach der Einberufung zur Welt kam, Frauen, Städte, Flüsse, die Heimat. Wassja ruft: „Feuer!", und vor seinen Augen, inmitten von Rauch und Flammen, im rötlich grauen Morgenlicht (es sieht aus, als hätte sich Blut mit Nebel gemischt) steht Natascha, die geliebte, stupsnasige kleine Natascha...

Es war doch dumm von mir, nach Berlin zurückzukehren, dachte Hilde, Kurt hatte recht, als er mich „Märzkatze" nannte. Schon im Februar bin ich hergekommen... Warum? Bestimmt nicht, weil ich mich mit Johanna verzankte. Was geht sie mich an? Ich kam, weil Walter hier ist. Wie konnte ich mich nur in so einen Dummkopf verlieben? Seinetwegen bin ich zurückgekommen, fast jede Nacht gibt es Fliegerangriffe, er aber will mich nicht einmal beruhigen... Hilde schmiegte sich an Walter. Er brummte: „Laß mich schlafen. Es ist noch früh..."

Um acht Uhr ging Walter in den Dienst. Hilde stand am Haustor. Die Frauen rieten herum, was wohl in der Nacht passiert sein konnte. Frau Müller (ihr Mann war beim Luftschutz) meinte: „Das waren unsere Geschütze an der Oder. Die Russen wollten durchbrechen, Hans sagt aber, sie werden nie im Leben durchkommen." Paul Wick, der fünfzehnjährige Sohn des Hausbesitzers, trat auf Hilde zu; er hatte abstehende Ohren, um die entzündeten Augen lagen blaue Schatten. Sie standen im dunklen Treppenhaus. Er sagte: „Ich gehe an die Front. Hilde, wollen Sie mir nicht einen Kuß geben?" Zerstreut küßte sie ihn auf die Wange. Er bog ihren Kopf zurück und küßte sie auf die Lippen: „Zum Teufel, bin ich jetzt ein Soldat oder nicht!" Als er fort war, regte Hilde sich auf: wenn man schon solche Grünschnäbel an die Front schickt, dann muß es sehr schlecht um uns stehen... Sie kaufte die „Morgenpost"; da sie niemals Zeitung las, mußte sie die wichtigsten Stellen lange suchen. In der Zeitung stand aber nichts von einem Vorstoß der Russen. Es hieß nur, die Deutschen hätten im Gebiet der Elbe erfolgreiche Gegenangriffe unternommen. Hilde stieß auf den

Artikel „Bestialitäten der Roten“, konnte ihn aber nicht zu Ende lesen — es war zu grausig... Kurt sagte, die Russen sind Asiaten, halten die Kuh über Nacht im Haus; nicht einmal anständige Toiletten gibt es bei ihnen. Unsere Leute haben dort tüchtig unter der Bevölkerung gewütet. Kurt erzählte, man hätte auch Frauen gehängt. Sie haben die Russen aufgebracht, und nun sind die Russen hierhergekommen...

Hilde dachte: ich bin doch kein Hasenfuß, an die Fliegerangriffe habe ich mich gewöhnt. Alles steht an seinem Platz — die Trümmer, die noch unversehrten Häuser mit den Blumen auf den Balkonen, die Geschäfte, die Straßenbahnen. An den Mauern Anschläge: „Sieg oder bolschewistisches Chaos!“ Warum habe ich eigentlich solche Angst... Sie beschloß, eine Schachtel Puder zu kaufen. Die Besitzerin der Drogerie packte ihr die Schachtel säuberlich ein, gab den Restbetrag heraus und begann plötzlich zu weinen: „Ich wollte nach Magdeburg fahren, aber der Wagen hatte eine Panne.“ Hilde dachte: vielleicht ist es doch besser, ich fahre wieder zu Johanna?

Auf dem Bahnhof saßen und lagen Flüchtlinge, man konnte kaum durchkommen. Jemand schrie: „Mein Koffer ist weg!“ Eine Frau weinte: „Wir sind mit knapper Not aus Stettin herausgekommen, die Russen sind schon dort.“ Der Eisenbahner blickte Hilde verwundert an und sagte: „Sie sind wohl nicht recht gescheit? Wie wollen Sie denn hinfahren? Dort sind doch schon die Amerikaner.“

Hilde kehrte wieder um. Ein Junge aus dem „Volkssturm“ malte sorgfältig an die Wand ihres Hauses: „Berlin bleibt deutsch.“ Walter kam. Hilde umarmte ihn: „Großer Gott, was geht denn eigentlich vor? Ich hatte solche Angst um dich.“ Er sagte: „Gib mir was zu essen. Im übrigen ist jetzt nicht die Zeit für Zärtlichkeiten.“ Sie war entrüstet: „Ich bin eine anständige Frau, ich habe einen Mann, was fällt dir ein, so mit mir zu sprechen? Deinetwegen setze ich mein Leben aufs Spiel. Ich könnte jetzt bei Johanna sein, dort sind die Amerikaner... Du bist ein Vieh!“ Sie machte ihm ein Rührei aus Eipulver, und ihre Tränen tropften in die Pfanne.

Mühsam bewegte sich das Regiment des Majors Minajew auf die östlichen Berliner Vororte zu. Die deutschen Befestigungen waren hervorragend ausgerüstet. Der Widerstand erinnerte an Malariafieber mit seinem ständigen Auf und Ab. Bald leisteten die Deutschen erbitterten Widerstand, verschanzten sich in den kleinen Vororthäusern, gingen zu Gegenangriffen über, bald flohen sie westwärts wie vom Winde aufgewirbeltes Herbstlaub. Minajew ärgerte sich: man weiß nie, was die in einer Stunde anstellen werden... Besonders hart wurde um einen Hügel gekämpft. Minajew schien es, als sei das alles schon einmal dagewesen — das brennende Haus rechts, die Leiche des jungen Pioniers im Drahtgeflecht, der dicke stickige Rauch. Wie damals in der Donsteppe oder später bei Tschernobyl bat Schi-

banow um Nachschub, brüllte General Lutschizki in den Feldfernsprecher: „Warum bleibt ihr zurück?“; wie damals eröffneten die Deutschen MG-Feuer, wenn man schon glaubte, sie wären über alle Berge, und wie damals verstummte plötzlich im entscheidenden Augenblick Koshewnikows Batterie. Man zählte jeden Kilometer, doch diese drei Kilometer wogen hunderte auf... Die ganze Nacht über währte der Kampf. In der Morgendämmerung blickte Minajew von der Höhe des Hügels in die trübe graue Ferne; der mit Rauch vermischte Nebelschleier wollte der Sonne nicht weichen.

Zwei Nächte hatte General Lutschizki kein Auge zugetan. Er legte sich auf das viel zu kurze Sofa und zog die langen Beine an. Jetzt ist Kaschkin vorn. Gut, daß die Panzer schon eingesetzt sind, die Deutschen haben längst nicht alles vermint; unsere Pioniere sind doch tüchtige Kerle... Nun kann er sich wohl ein Stündchen Schlaf gönnen. Aber der Schlaf wollte nicht kommen... Da wäre also Berlin... Er dachte nicht daran, aber es war in ihm, wie sein ganzes vergangenes Leben, wie Moskau, wie Shenjas guten, von feinen Fältchen umrahmten Augen. Vor acht Jahren (er war damals noch Bataillonskommandeur) ging Lutschizki durch eine glühende Straße in Madrid. Er war als Freiwilliger nach Spanien gefahren, hatte sich gefreut: Glück muß man haben, alle wollen dorthin... Er wußte, daß die Faschisten „Feinde des Fortschritts“ waren, wußte das aus Büchern, aus Zeitungen. In der engen, schmutzigen Gasse im Cuatro-Caminos-Viertel spielten Kinder. Wie viele Kinder es in Spanien gibt, dachte er (er war erst den zweiten Tag in Spanien). Plötzlich vernahm er eine Detonation, und er sah ein dünnes Blutbächlein den Rinnstein entlang fließen. Seitdem hat er viel gesehen, aber diesen drückend heißen Tag vergißt er nie. Am zweiundzwanzigsten Juni war er in Brest gewesen. Eine Frau in zerfetztem Kleid, mit einem Kind auf dem Arm, schrie: „Retten Sie mich!“ Er nahm sie in den Wagen. Das Kind war tot. Lutschizki hatte den Rückzug von Oskol nach Woronesh mitgemacht. In Woronesh fiel sein ältester Sohn, Student des ersten Semesters. Seine Untergebenen sagten von ihm: „Er ist ein guter Kommandeur, nur ein bißchen zu trocken.“ Doch in seiner Brust brannte eine Wunde, und die Wunde wollte nicht heilen. Jetzt schloß er die Augen, lächelte: Berlin!...

Minajew war mit seinen Gedanken weit weg: von Kind auf liebt er den Flieder. Es gibt viele schöne Blumen, aber der Flieder hat etwas ganz Besonderes an sich. Vielleicht weil er im Frühjahr blüht, weil Träume mit ihm verbunden sind, die der Mensch träumt, wenn die Stille und Öde des langen nördlichen Winters vom Dröhnen und Pfeifen der Lokomotiven, von Mädchenlachen, von dem Verlangen, sich zu verlieben oder irgendwohin weit, weit wegzufahren, etwas Ungewöhnliches anzustellen, abgelöst werden. „Hier ist eine

Fünferblüte", sagte Minajew zu Olga; sie lächelte und verschluckte das winzige Blümchen. „Du brauchst dich nicht zu fürchten, — wir werden auch ohnehin glücklich sein... Müncheberg ist erledigt, also geht es jetzt ‚nach Berlin'."

Man nahm die Mahlzeit in einer eleganten Villa ein, aß Konserven von Meißner Porzellan, trank Wasser aus Kristallgläsern. Tereschkowitsch, der politische Leiter des Regiments, sagte: „Wem wohl dieses Haus gehört hat? Sicher einem Bankier. Und jetzt sitzt hier Pjotr Tereschkowitsch, der Nachkomme einer alten Jaroslawler Tischlerfamilie." Dann wurde er nachdenklich und fragte Minajew: „Wieso bist du nicht in Jaroslawl gewesen? Das ist doch die schönste Stadt, die es gibt... Allein schon der Boulevard an der Wolga. Du lebst in Moskau, einen Katzensprung von uns, und bist nicht dagewesen. Jaroslawl ist viel schöner, als...", er stockte, „als Münchhausen? Na schön, meinetwegen Müncheberg... Du wirst Tanja kennenlernen, sie ist Wissenschaftlerin — Marxismus-Leninismus — und überhaupt ein wunderbarer Mensch. Majetschka ist vier Jahre alt. Ich habe sie seit Kriegsausbruch nicht gesehen, sie kam einen Monat vorher an... Tanja behauptete damals, Majetschka lächle schon, aber, ehrlich gesagt, hat sie nur in die Windeln gemacht... Du mußt uns unbedingt besuchen, das ist doch wirklich dumm — durch halb Europa sind wir marschiert und Jaroslawl hast du nicht gesehen. Nun ist dieser Zauber ja bald vorbei." Olga rief: „Der General verlangt nach dir." Lutschizki sagte: „Die Panzer sind schon vorn. Sie können sich in Marsch setzen. Die Berliner erwarten euch schon sehnsüchtig." Minajew spürte, daß der sonst so ernste General am Apparat lächelte, und antwortete: „Wird gemacht, Genosse General. Aber die Berliner mögen sich noch ein, zwei Tage gedulden, wir haben ja auch vier Jahre gewartet."

Eine Granate krepierte ganz nah bei Hildes Haus. Die Fensterscheibe in der Küche klirrte. Hilde bekam einen hysterischen Anfall. Niemals fürchtete sie sich bei Fliegerangriffen, die Nachbarinnen und Walter hatten ihren Mut bewundert. Als sie nach Berlin zurückgekehrt war, hatte sie gewußt, was sie riskierte... Jetzt aber machten die Nerven nicht mehr mit. Sie lehnte sich aus dem Fenster, es war noch ganz dunkel, sie hatte ein Gefühl, als rasselten russische Panzer durch die Dunkelheit. Gleich werden die Bolschewiki ins Haus stürmen. Wenn sie doch eine Granate werfen würden, alles, nur nicht gequält werden... Sie trank ein Glas Wasser, biß sich auf die Lippen, blickte in den Spiegel. Walter ist ein Hammel. Natürlich sehe ich nicht gut aus, Kunststück — nach solchen Nächten, und trotzdem bin ich noch immer hübsch... Ihr fiel ein, wie der kleine Paul Wick gegen Abend außer Atem gelaufen kam und sagte: „Ich habe eine Panzerfaust bekommen, ein schweres Ding, aber ich werd' schon damit fertig werden. Ich lasse keinen einzigen Panzer durch.

Hilde, küssen Sie mich wie einen Mann." Sie hatte ihn geküßt, der Junge aber begann zu zittern wie Espenlaub.

Am nächsten Tag mußte Hilde Sandsäcke schleppen. Sie war empört: wie kann man das von einer jungen Frau verlangen, ich kann mich doch überheben... Jemand grölte:

Morgenrot, Morgenrot,
Leuchtest mir zum frühen Tod...

Hilde dachte: und wenn Kurt gefallen ist? Das kann nicht sein! Ich liebe ihn doch so, mehr als alle anderen, es war die erste Liebe, also die wahrste, so viele Jahre bin ich ihm treu geblieben... Ich muß ihm helfen — wenn ihn diese Säcke retten können, will ich mich gern überheben. Sie mußte an ihr altes Schulbuch denken: unser Rhein, Deutschland, alte Eichen, Friedrichs Grenadiere... Neben ihr arbeitete ein älterer Mann mit blauen Adern im Gesicht und einem kurzen grauen Schnurrbart. Er brummte fortwährend: „Ich habe Ischias. Zweiundsechzig Jahre bin ich alt. Ich kann nichts Schweres heben. Sollen diese Bengels die Suppe gefälligst selbst auslöffeln." An der Ecke der Budapester und Königgrätzer Straße explodierte eine Granate. Hilde stürzte zu Boden, breitete die Arme aus, als schwimme sie. Als sie sich wieder erhob, sagte der Mann mit dem Ischias, sich mit dem Taschentuch Hosen und Gesicht abwischend: „Schön schaun wir aus! Ich frage Sie, Gnädigste, wer braucht diese Barrikaden? Wenn die Russen an der Oder nicht zum Stehen gebracht wurden, warum sollten sie ausgerechnet hier steckenbleiben? Und wer soll sie denn zum Stehen bringen? Die Rotznasen aus dem ‚Volkssturm'? Oder ich? Soll Goebbels die Säcke schleppen, er hat's verdient." Hilde dachte: allen haben sich die Zungen gelöst. Natürlich hat er recht. Walter will das nicht verstehen, aber er ist ja auch stumpfsinnig, außerdem arbeitet er bei der Polizei und wagt nicht, den Mund aufzutun. Ich habe schon neunzehnvierzig zu Kurt gesagt, daß das kein gutes Ende nimmt. Wozu mußten wir Paris erobern, wenn sogar mir klar war, daß wir es eines Tages wieder abgeben müssen? Und wieviel Menschen kamen dabei ums Leben? Daß sie auf Paris scharf waren, ist immerhin noch verständlich, eine verlockende Stadt. Ich habe mir auch immer gewünscht, einmal dorthin zu kommen. Was trieb sie aber nach Rußland? Kurt hat schon vor dem Krieg gesagt, daß das ein furchtbares Land ist— Wälder und Bolschewiki. Was haben sie dort Gutes gefunden? Mußten mit der Kuh in einem Zimmer hausen! Und jetzt sind die Russen hier, sie werden mich töten, und ich weiß nicht einmal, warum... Ich könnte noch so manchem gefallen. Auch Kurt wird zurückkehren... Und ich soll für irgendwelche Verrückte sterben! Kurt hat vor dem Krieg behauptet, alles werde sich schon geben, man brauche nichts zu befürchten, weil wir der „Sturm" seien. So ein Unsinn, ich bin kein

Sturm, ich bin eine Frau wie alle und will meine Ruhe... Hilde schleppte die Säcke, während ihr die Tränen über die Wangen liefen.

Walter kam nicht; vergeblich wartete sie die ganze Nacht. Morgens ging sie aufs Polizeirevier. Man sagte ihr, Walter habe auf dem Schlesischen Bahnhof Wache, dorthin könne man aber nicht durchkommen — es werde geschossen. Sie kam trotzdem durch, mußte oft auf allen vieren kriechen. Sie sagte zu Walter: „Habe dir Brote und Schokolade gebracht — ich konnte sie Kurt nicht mehr schikken — und Kölnisch Wasser. Was machst du hier? Das ist doch Wahnsinn..." Sie stellte sich auf die Zehenspitzen, schüttelte ihre blonden Locken und küßte ihn. Er fluchte: „Verstehst du denn nicht, was los ist, Weibsstück?" Dann besann er sich: „Ich bin mit den Nerven ganz fertig... Geh schnell fort von hier." Als sie weg war, fluchte er wieder. Um solcher Dirnen willen müssen wir unser Leben lassen!... Zweimal tauchten russische Panzer in der Frankfurter Allee auf. Flakgeschütze beschossen sie. Walter dachte: sollen sie mich umbringen oder laufen lassen, wenn es nur ein Ende nimmt. Ich halte dieses Warten nicht mehr aus...

In dem Spitzenpanzer, der von Lichtenberg zum Schlesischen Bahnhof rollte, saß auch der Unterleutnant Mischa Solotorenko, der Walja ungewollt die furchtbare Wahrheit über das Schicksal ihres Vaters mitgeteilt hatte. Er machte sich damals noch lange Vorwürfe: welcher Teufel hat mich nur geritten?... Obwohl Sina und die anderen Mädchen aus dem „Pickwick-Klub" ihn seinerzeit für ungehobelt hielten, hatte er ein weiches, mitfühlendes Herz. Einen ungehobelten Eindruck machte er nur, weil er schüchtern war; er wollte gern seine breiten, flossenartigen Hände verbergen und fuchtelte deshalb mit ihnen herum; da er sich genierte, über seine Person zu sprechen, erzählte er laut und hastig vom letzten Fußballspiel, von einer neuen Automarke. Sina hatte ihn einst abgewiesen, er aber konnte sie nicht vergessen. Als er von ihrem Tode erfuhr, war ihm, als sei alles, was sein Leben hell und sinnvoll gemacht, von ihm gegangen, dabei hatte er Sina zwei Jahre vor Kriegsausbruch zum letztenmal gesehen. Jetzt trug er in seiner Brusttasche ihr Bild und den Zeitungsausschnitt, den er Walja gezeigt hatte. Er dachte: nun ist auch Sina nach Berlin gekommen... Gleichgültig betrachtete er die grauen, eintönigen Häuser. Alles hier widerte ihn an, alles, außer dem einen — wir haben es geschafft!... Er fuhr schon den fünften Panzer. Zweimal war er verwundet worden — am Kuban und bei Charkow... Im Panzer war es sehr heiß. Solotorenko sah auf Kruglikow, dem der Schweiß von der Stirn rann, als stände er unter einer Dusche... Plötzlich spürte er einen heftigen Stoß, wollte aufschreien, kam aber nicht mehr dazu. Dann wurde die Leiche Mischa Solotorenkos aus der Luke gezogen. Die Kameraden schwiegen düster, aber alle dachten dasselbe: so kurz vor dem Ende!...

Die Panzer rückten immer weiter vor. Eine Barrikade versperrte ihnen den Weg; es war ein umgestürzter gelber Straßenbahnwagen der Linie 69. Auf der anderen Seite der Barrikade lag Walter. Als die Panzer ganz dicht herangekommen waren, ließ er plötzlich seine Panzerfaust fallen und kroch zum Gehsteig. Er dachte: wie breit doch die Straße ist, ich werde es nicht schaffen... Er erreichte ein Haus, kroch in das Tor und stieg schnell in den obersten Stock. Sein Herz schlug heftig: vom Treppensteigen und vor Schreck. Bin ich wirklich noch am Leben?... Er riß die Armbinde mit der Aufschrift „Volkssturm" herunter. Schluß mit dem Unsinn! Der Führer mag sein Spiel weiterspielen. Ich bin ein einfacher Mensch und will leben.

In den Arbeiterhäusern am Schlesischen Bahnhof hatten sich SS-Leute festgesetzt. Wassja befahl, das Feuer zu eröffnen. Ein alter Mann kam auf die Russen zugekrochen; er sagte in einem Gemisch aus Deutsch und Polnisch: „Um Gottes willen! Dort Frauen, Kinder..." Wassja stellte das Feuer ein: „Wir geben euch zehn Minuten Zeit, damit die Zivilisten die Häuser verlassen können." Aus den Häusern stürzten Menschen mit Kindern, Koffern, Bündeln. „Die Satansbrut!" sagte der Unterleutnant Gorbatenko böse — ihm taten die Kinder leid. Die SS aber feuerte mit ihren MGs noch immer auf den Platz und in die beiden anstoßenden Straßen; jetzt schossen sie auf die Menschen, die die Häuser verließen. Dann kommandierte Wassja wieder: „Feuer!"

General Lutschizki teilte Minajew mit: „Gestern abend wurde bekannt gegeben, daß Berlin eingekesselt ist. Nur noch das Zentrum muß genommen werden." Er überlegte einen Augenblick: „Die Operation wurde gut ausgeführt. Und der Plan... Was soll man da weiter sagen — es ist dieselbe Hand wie in Stalingrad."

Krylow war auf dem Bahnhof Rummelsburg, wo sich die Menge auf die Güterzüge gestürzt hatte. Die Draufgänger zerschlugen die Wagenwände mit Beilen, andere wieder rissen die Bretter herunter: man schleppte Konserven, Zucker, Tabak und Säcke mit Erbsen weg. Kinder schütteten Zucker in ihre Schürzen, füllten ihre Mützen mit Honig. Dmitri Alexejewitsch sagte zu der Schwester Schewel-jowa: „Sehen Sie sich nur diese Helden an! Sind ganz außer Rand und Band, vergessen vollständig, daß sie bei sich zu Hause sind! Und dabei hieß es immer, sie seien ehrlich, hätten sich das Mausen erst bei uns angewöhnt. Nun, sehen Sie doch nur, jetzt haben sie ein Kind erdrückt." Krylow stürzte sich in die Menge: „Halt, oder ich schieße! Ihr Schufte, nicht einmal mit euren eigenen Kindern habt ihr Erbarmen." Er hob das Mädchen auf. Es war sieben, acht Jahre alt: „Bringt sie zu uns herüber. Der Arm ist gebrochen."

General Hellwitz saß in dem Keller eines fünfstöckigen Hauses. Sein Adjutant berichtete: „Die Russen sind in der Kaiser-Wilhelm-Straße." Der General antwortete nicht. Er ist Divisionskommandeur,

hat gekämpft, solange man kämpfen konnte. Das ist aber kein Krieg mehr, sondern heller Wahnsinn. Was denken die sich im Stab eigentlich? Vielleicht führt das Kommando gar nicht Keitel, sondern ein Ignorant wie Goebbels oder vielleicht der Führer selbst? Dieser Irrsinnige hat die beste Armee der Welt ins Verderben gestürzt... General Hellwitz dachte an seinen Vorgänger, Oberst Gabler. Er kannte ihn von Jugend auf: sie hatten zusammen die Kriegsschule besucht. Die Nazis stellten ihn an die Wand. „Er tut mir leid, er war ein guter Offizier, aber er hat seine Strafe verdient — wir haben kein Recht, uns in die Politik einzumischen", hatte General Hellwitz damals gesagt. Jetzt lächelte er bitter, wenn er an diese Worte zurückdachte: die Nazis taten nichts anderes, als sich in militärische Angelegenheiten einzumischen. Die Verschwörer hatten recht. Schade, daß es Stauffenberg nicht geglückt war... Im Sommer vierundvierzig hätten wir noch einen Halbpartfrieden herausholen können. Jetzt aber hat man uns auf die Knie gezwungen. Mit solchen Leuten wie Generaloberst Beck oder von Schulenburg hätten sich die Verbündeten sicher verständigt... Der Adjutant sagte: „Herr General, Major Ramm fragt an, wann er Munition bekommt, er hat fast nichts mehr und muß die Quadrate 41, 42 halten." General Hellwitz dachte: dieser Major Ramm dürfte sehr bald eine Kugel bekommen, fragt sich nur, ob in die Brust oder in den Hintern, das wird wohl von seinem Temperament abhängen... Zu seinem Adjutanten sagte er gereizt: „Geben Sie mir lieber ein Glas Wasser und die Medizin — sie ist in meiner Manteltasche."

Richter dachte: heute ist wohl der neunundzwanzigste, also schon eine Woche... Von hier aus bis zu meiner Wohnung sind es nicht mehr als zwei Kilometer. Und dabei bin ich vor Moskau gewesen... Eine triumphale Rückkehr, das kann man wohl sagen! Leutnant Schemmer verlangt, wir sollen „das Herz von Berlin" verteidigen. Wer sitzt denn in diesem Herzen? Vielleicht der Führer? Warum sollte ich ihn eigentlich verteidigen? Er hat mir mein Leben verpfuscht, hat Berlin zugrunde gerichtet. Selbst wenn wir eine neue Regierung bekommen sollten, können wir die Stadt in zwanzig Jahren nicht wiederaufbauen. Irgendwelche Idioten haben auf die Trümmer gemalt: „Berlin bleibt deutsch". Dabei gibt es überhaupt kein Berlin mehr, weder ein deutsches, noch ein russisches, noch ein peruanisches... Richter trat auf Leutnant Schemmer zu und fragte ihn: „Wir sollen also unter diesen Trümmern unser Grab finden?" Schemmer zuckte die Achseln: „Ich habe bei Major Ramm angefragt, er kann aber keine Verbindung mit General Hellwitz bekommen." Richter gab sich nicht zufrieden: „Wir sollen also..." Der Leutnant unterbrach ihn: „Solange der Befehl nicht widerrufen ist, bleibt er in Kraft." Sie hatten sich in dem großen Gebäude der Dresdner Bank festgesetzt. Die Russen beschossen das Haus mit vier Geschüt-

zen. Eine Ecke war schon weg. Feldwebel Engel sagte: „Wir verteidigen den Lebensraum. Ich wundre mich, daß du nicht ‚Sieg-Heil' rufst..." Fünf Minuten später aber sagte Engel nichts mehr, er lag mit offenem Munde mitten zwischen den Bankbüchern. Richter begriff: ich muß türmen. Er stieg die Feuerleiter herunter. Wenn die Russen in unserer Straße sind, bin ich verloren... Bis zum Einbruch der Dunkelheit lag er im Flur eines verlassenen Hauses. Wenn das Artilleriefeuer einen Augenblick aussetzte, glaubte er, russische Laute zu hören. Endlich kroch er heraus und lief an den Häuserwänden entlang. Niemand hielt ihn auf.

Als Hilde ihren Mann sah, konnte sie nicht einmal aufschreien, sie fand auch nicht die Kraft, ihn zu umarmen. Sie weinte, und weder damals noch später wußte sie, ob das Tränen der Freude oder des Kummers gewesen waren. Endlich stammelte sie: „Du ... lebst?" Er fuhr sie an: „Quatsch keinen Unsinn! Gib mir schnell einen Anzug, ich muß mich umziehen." Sie verstand ihn nicht: „Warum denn?" Er wurde wütend: „Wenn du Lust zum Verrecken hast, bitte, ich kann dir eine Adresse vermitteln — im Tiergarten wird man dir ein Kindergewehr und den Segen des Führers geben. Ich habe die Nase voll. Was stehst du da herum? Einen Anzug her, schnell!" Hilde warf alles aus dem Korb heraus: Damenhemden, Tanzschuhe, Kleider, endlich fand sie einen alten abgetragenen Anzug mit kurzen breiten Hosen. Sie sagte: „Den kannst du doch nicht anziehn..." Aber ihr Mann stieg bereits in die Hosen: „Heutzutage kann man alles." Sie schmiegte sich an ihn, sah ihn mit ihren runden Katzenaugen an: „Kurt, bist du's wirklich?... So ein Glück!... Das ist doch schrecklich, was jetzt vor sich geht... Werden die Russen denn wirklich kommen?" Er nickte und wandte sich ab. Da packte sie ein weißes Seidenhemdchen, das auf dem Fußboden lag, öffnete das Fenster und hängte es hinaus. Sie sah, daß an allen Häuserfronten ebensolche weiße Fetzen hingen. Kurt blickte sich im Zimmer um, wo der ganze Inhalt aus Schrank und Korb kunterbunt durcheinanderlag, und knurrte: „Man könnte glauben, sie wären schon dagewesen."

Im Tiergarten lag eine „Volkssturm"abteilung, in der sich auch Paul Wick befand, der Hauswirtssohn, dem es die grünäugige Hilde angetan hatte. Er dachte an sie und an den Führer. Von klein auf hatte er gehört: unser Leben gehört dem Führer. Viele Deutsche verraten jetzt den Führer, beschimpfen ihn, kapitulieren vor den Russen. Paul gehört nicht zu ihnen, mit seinen fünfzehn Jahren ist er schon ein richtiger deutscher Soldat. Wenn er Berlin erst gerettet hat, wird er vor Hilde treten, und sie wird ihm nicht widerstehen können. Sie ist Isolde, dachte er, und ich bin Tristan... An Stelle der heiß begehrten Panzerfaust hielt er ein schäbiges Gewehr in der Hand. Es dunkelte. Paul merkte plötzlich, daß sie nur noch zu dritt

waren — die anderen hatten das Weite gesucht. Der Student aus der Hitlerjugend brüllte fortwährend: „Gebt ihnen Saures, Leute!" Ein älterer Mann sagte: „Solche Rotznasen wie du können mir den Buckel runterrutschen. Aber ich kann die Polen und Russen nicht ausstehen. Lieber verrecke ich, als daß ich mich diesen Asiaten ergebe." Paul schoß ins Dunkel hinein. Der ältere Mann sagte: „Spar deine Munition." Aber Paul konnte nicht anders. Der Student brüllte: „Recht so! Gib ihnen Saures!" Hin und wieder explodierte eine Granate und zerfetzte die Bäume. Der ältere Mann stürzte zu Boden; er stöhnte lange und monoton. Paul sah im grauen Dunst Hildes Augen. Der Führer hob die Hand zum schwarzroten Himmel. Als es dämmerte, erblickte Paul auf der Allee Russen. Er schoß, dann griff er sich an den Leib und fiel.

Minajews Regiment kämpfte im Zentrum auf dem Potsdamer Platz. Die Deutschen hatten sich in der U-Bahn verschanzt... Sie wurden mit Handgranaten und erbeuteten Panzerfäusten herausgetrieben. „Heute ist der erste Mai. Ich gratuliere!" sagte Tereschkowitsch zu Minajew. In den Berliner Randgebieten sah es nach Feiertag aus: Fahnen, Stalin-Bilder, fröhliche Lieder. In der Stadtmitte aber wurde noch mit grimmer Wut gekämpft. Als für einige Augenblicke Ruhe eintrat, dachte Tereschkowitsch: wie wird wohl Tanja das Fest begehen? Sicher geht's dort sehr lustig her, sie wissen, daß es die letzten Kriegsstunden sind. Wie gut sich das trifft — ausgerechnet im Frühling, am ersten Mai... Der Gefechtsstand befand sich im fünften Stock. Tereschkowitsch sah, daß die Soldaten immer wieder vergeblich gegen eine von der Artillerie zerschossene Barrikade anrannten. Er dachte: die Leute sind kaputt, man müßte sie ein bißchen aufmuntern... Die Soldaten stießen vor, Tereschkowitsch aber wankte und fiel zu Boden. Er wurde ins Haus getragen. Minajew kam gelaufen. Tereschkowitsch röchelte laut, erkannte niemanden mehr. Schweigend stand Minajew eine Weile. Dann ging er. Die benachbarten Straßen mußten durchkämmt werden. Erst gegen Abend konnte er wieder an Tereschkowitsch denken. Minajew hatte viele Freunde im Krieg verloren. Der Tod befremdete ihn schon lange nicht mehr. Aber noch nie zuvor war ihm so schwer ums Herz gewesen wie an diesem festlichen Maiabend. Nun werde ich ihn nicht mehr in Jaroslawl besuchen können... Sicher hat seine Frau schon den Zivilanzug gebügelt, erwartet ihn jeden Augenblick... Und es kann der letzte Tag gewesen sein. Tereschkowitschs Tod war ihm unverständlich, deshalb erlebte er ihn auch besonders schmerzlich. Der Sergeant Koroljow kam: „Was war das doch für ein Mensch! Ging jeder Sache auf den Grund." Und fuhr nach kurzem Schweigen fort: „Ich bin auch aus Jaroslawl."

Krylow hatte viel zu tun. Er verband russische und deutsche Soldaten, verband auch Zivilisten, die zufällig getroffen wurden. Da-

bei grübelte er immerzu: warum bringen sie es nicht fertig, so um Berlin zu kämpfen, wie unsere Leute um Stalingrad gekämpft haben? Es ist doch ihre Heimat, die Hauptstadt... Man sagt, wir sind jetzt stärker. Das stimmt, wir sind stärker. Aber im August zweiundvierzig waren die Deutschen stärker als wir. Der Oberst meint, unsere Artillerie übertreffe jetzt die deutsche um das Vierzigfache. Das stimmt sicher, und doch ist das noch keine Erklärung. Ihre Seele ist vierzigmal kleiner als die unsere, das ist es. Sie wissen nicht, wofür sie gekämpft haben, und wollen deshalb jetzt nicht sterben. Wie laut haben sie geschrien „unser Volk, unser Deutschtum". Aber das Volk haben sie nicht zusammengeschweißt. Es gab Millionen Spießer mit einer Million Hengste an der Spitze. Solange alles gut ging, hielt das Ganze, jetzt aber geht es aus den Fugen. Sie buckeln vor uns, denunzieren einander, sind bereit, sich bei uns zu bedanken, daß wir sie zerschlagen haben. Wirklich dumm!

Der verwundete Sergeant Gussew winkte Krylow zu sich heran. Er konnte kaum reden, Krylow unterbrach ihn oft: „Sie dürfen nicht sprechen." Aber der Sergeant bat flehentlich, ihn anzuhören: „Ich weiß, daß ich sterben werde... Im Oktober einundvierzig war ich beim hundertzweiunddreißigsten Pionier-Sonderbataillon. Es wurde später aufgelöst. In diesem Bataillon war auch Nikita Wassjutin. Wir gingen damals zu zweit. Er hat eine große Heldentat vollbracht — ist unter einen Panzer gekrochen und hat ihn in die Luft gesprengt... Ich wurde verwundet, meldete später den Vorfall, es hieß aber, der Truppenteil sei aufgelöst, die Sache liege auch schon zu lange zurück... Wassjutins alte Eltern leben im Wologdaer Gebiet... Ich sterbe, und niemals wird jemand von seiner Heldentat erfahren. Ich wollte nach Kriegsende an Stalin schreiben. Sollen doch die alten Leute noch eine Freude haben... Als die Panzer sich zeigten, sagte er: ‚Rauchen wir noch eine', drehte sich die Zigarette und kroch auf sie zu..." Der Sergeant konnte nicht weitersprechen. Schweißtropfen traten ihm auf die Stirn, er verlor das Bewußtsein. Am Abend starb er. Krylow war erschüttert. Er wollte an Stalin schreiben... Was haben wir doch für Menschen!... In seiner letzten Stunde noch denkt er an seinen Kameraden — man soll den alten Eltern eine Freude machen... Und so einer mußte sterben... Krylow trat in den Garten hinaus. Es roch nach Medikamenten, nach Leichen (unter den Trümmern des Nachbarhauses lagen SS-Leute), nach weißen Akazien, nach Brand. Es stinkt nach Krieg, brummte Krylow, dabei geht er doch zu Ende...

Schreckerfüllt sah Hilde vom Fenster aus auf die Russen, die durch die Straße gingen. Dann kamen zwei Mann, fragten nach Waffen. Sie dachte: jetzt erschlagen sie mich... Aber die Russen gingen wieder. Immerzu spukten ihr Kurts Erzählungen im Kopf herum. Sie dachte, gleich werde ein Asiate mit Schlitzaugen kommen

und eine Kuh ins Schlafzimmer führen... Am dritten Tag faßte sie sich ein Herz und ging mit Frau Müller auf die Straße. Sie blieben vor der Haustür stehen, um im Notfall Reißaus nehmen zu können. Ein russischer Offizier trat auf sie zu und fragte: „Wo ist der Tiergarten?“ Hilde wies nach rechts. Er lächelte. Sie lächelte auch. Ihre grünen Augen leuchteten sofort auf. Kurt lag da, das Gesicht zur Wand gekehrt, und sprach kein Wort. Sie räumte die Wohnung auf und dachte: ist doch alles Quatsch mit der Kuh, sie sind sogar sympathisch, in so einen könnte man sich glatt verlieben — ein Paar Augen hat der, grau wie der Himmel bei Sturm, und feurig — die verraten Temperament...

Wassjas Geschütze beschossen das düstere Gebäude, an dessen Front riesige Walküren schamlos ihre steinernen Leiber reckten. Dann kam ein Deutscher nach dem anderen mit erhobenen Händen heraus. Wassja und der Unterleutnant Gorbatenkow besichtigten das Reichstagsgebäude. Steine, Möbel und im Stich gelassene Waffen füllten die Säle. Die Rotarmisten schrieben ihre Namen an die zerschossenen Wände. Gorbatenkow nahm aus seiner Brusttasche ein Stalin-Bild: „Genosse Hauptmann, wissen Sie, dieses Bild habe ich zweiundvierzig aus dem ‚Ogonjok‘ ausgeschnitten. Seither hat es mich immer begleitet — von Rossoschi bis Kalatsch und zurück bis Berlin. In schlechten und in guten Stunden. Habe es die ganze Zeit auf meiner Brust getragen, jetzt werde ich es aber hier anbringen — am Ziel!“ Und er heftete das kleine Bild an die Wand.

Minajew begleitete einen deutschen General zum Armeegefechtsstand. „Vorsicht“, warnte Minajew, „hier ist ein Trichter.“ Der General erwiderte: „Ich höre kein Wort, bin ganz taub von Ihrer Artillerie.“ Auf dem Gefechtsstand wurde Minajew mitgeteilt: „Man hat nach einer Stenotypistin geschickt, General Weidling wird gleich den Kapitulationsbefehl diktieren.“ Der deutsche Oberst, der Weidling begleitet hatte, ließ sein Monokel fallen, fing es aber gleich wieder auf.

Dann wusch Minajew sich gründlich, trank ein Glas französischen Wein und schrieb seiner Mutter: „Dein Mitja sitzt jetzt im Herrenzimmer eines soliden Deutschen. Der Hausherr hat Bleisoldaten gesammelt — ja, den Krieg haben sie angebetet. Jetzt sind sie nur ein bißchen enttäuscht. Um mich herum stehen Tausende von Bleisoldaten aller Epochen und Länder. Unser Soldat fehlt auch nicht, nimmt eine bescheidene Stelle hinter den diversen Ulanen ein. Das hat ihn übrigens nicht gehindert, bis nach Berlin vorzustoßen, und heute habe ich miterlebt, wie die Deutschen ihre Schuld bekannt haben. Du sagtest früher zu mir, man sollte über fremdes Leid nicht spotten, das stimmt, wenn es sich um Menschen handelt. Aber was würdest Du über einen deutschen Oberst sagen, der während

der Unterzeichnung der Kapitulation immerzu seinen Scheitel glättet und ein Monokel ins Auge klemmt? Furchtbar ist der Gedanke, daß wegen dieser Bleisoldaten Millionen guter Menschen ihr Leben lassen mußten. Vor drei Tagen haben wir den Hauptmann Tereschkowitsch begraben. Ich blicke auf Berlin und muß immer wieder an den kleinen Hügel bei Stalingrad denken, von dem ich Dir einmal geschrieben habe. Nun ist es wirklich sehr bald vorbei, liebes Muttchen. Ich bedaure, daß ich Deinen Befehl nicht ausführen konnte, Hitler lebendig zu fangen, die Deutschen behaupten, er habe sich vergiftet. Olga gibt Dir einen Kuß. Die deutschen Frauen starren sie an, sie glauben wohl, eines der Flintenweiber vor sich zu haben, von denen Goebbels gesagt hat, sie essen zum Wodka deutsche Säuglinge. Dummköpfe sind das, Muttchen, abgesehen von allem anderen, ausgemachte Dummköpfe..."

Am gleichen Abend hallten durch Moskau die lang ersehnten Worte: „Berlin, die Hauptstadt Deutschlands, das Zentrum des deutschen Imperialismus und der Herd der deutschen Aggression, ist vollständig in unserer Hand." Ganze Fontänen von Leuchtraketen schossen zum Himmel empor, Maria Michailowna aber stand am Fenster und weinte. Dann ging sie zu Katzmann: „David Grigorjewitsch, auch wir beide haben es geschafft... Und Grischa... Denken Sie doch nur — wir haben gesiegt!"

* 27 *

Irgendwo wurde noch gekämpft, in Berlin aber war es still geworden, und diese Stille lastete drückend auf Richter. Er erwartete, jeden Augenblick könnte jemand kommen und ihn nach Sibirien verschicken.

Ganz außer Atem sagte Hilde:

„Requisition! Ein russischer Offizier!"

Richter dachte: das ist also das Ende, jetzt schleppen sie mich fort. Er fragte Hilde:

„Wie sieht er aus?"

„Ich habe ihn nicht gesehen. Die Ordonnanz war da — ein großer Mann, ganz hübsch."

„Du hast wirklich immer nur das eine im Kopf."

Hilde machte dem Russen das beste Zimmer zurecht, Richters ehemaliges Arbeitszimmer. Frau Müller kam und erzählte:

„Bei mir ist ein Oberleutnant eingezogen, ein hochanständiger Mensch. Nun bin ich vor unliebsamen Besuchen gesichert."

Richter dachte: vielleicht ist der russische Offizier auch meine Rettung? Vorausgesetzt, daß er mich nicht zugrunde richten will...

Zu Hilde sagte er:
„Erzähl um Gottes willen nicht, daß ich an der Ostfront war. Ich war in Frankreich, dann in Berlin, bin krankheitshalber entlassen worden."
Als Wassja kam, dachte Hilde: erstaunlich nett und gar nicht furchterregend. Niemals werde ich glauben, daß so ein Mensch eine Kuh in seinem Zimmer stehen hat oder Mädchen auf einen Pfahl spießt. Warum erzählt Kurt solche Sachen? Goebbels hat uns genug belogen und betrogen... Sie sorgte für Wassja, gab ihm das beste Laken, ihr Daunenkissen, fragte ihn, was er zum Frühstück essen wolle. Wassja verstand sie nicht.
„Sprich doch Russisch mit ihm", bat Hilde ihren Mann.
„Du bist wohl nicht bei Troste! Damit er merkt, wo ich gekämpft habe? Willst mich wohl loswerden?"
„Kurt, red doch keinen Unsinn! Wir werden viel ruhiger sein, wenn wir uns seine Sympathie sichern... Was kann ich denn tun, wenn er mich nicht versteht? Du warst doch schon vor langer Zeit in Rußland, noch vor unserer Hochzeit, als Deutschland und Rußland in Frieden miteinander lebten, du hast ja damals Russisch lernen können. Es ist nur zu deinen Gunsten."
Kurt kramte in seinen alten Papieren, nieste, fluchte und fand endlich das Photo aus Kusnezk, auf dem er mit einer Gruppe russischer Architekten abgebildet war. Als er bei Wassja anklopfte, hatte er einen benommenen Kopf, als ginge er zum Sturmangriff vor. Auf Hilde weisend, sagte er:
„Meine Frau fragt, wann sie das Frühstück machen soll."
„Danke. Ist nicht nötig. Wir haben eine Kantine."
Hilde entfernte sich, Richter aber stand da wie ein Angeklagter. Wenn er doch schon fragen wollte. Doch Wassja schwieg.
„Sie wundern sich wohl, woher ich Russisch kann?"
Wassja lächelte:
„Durchaus nicht."
„Denken Sie vielleicht, ich war an der Ostfront? Ich war in Frankreich, hatte Garnisondienst. Russisch habe ich schon lange vor dem Krieg gelernt. Ich war vor dreizehn Jahren in Kusnezk, hier ist ein Bild mit russischen Architekten."
Er gab Wassja das Bild; Wassja nahm es anstandshalber und gab es ihm sofort wieder zurück.
„Daher also die Zeichnungen und Bücher. Sie sind Architekt?"
„Ja."
„Ich auch."
Beide schwiegen lange. Wassja wußte nicht, was er zu diesem Deutschen sagen sollte, und Richter kam es vor, als hätte er dem Russen das Wichtigste nicht gesagt. Er fragte, ob seine Bücher dem Herrn Hauptmann nicht im Wege seien.

„Ich hatte auch marxistische Literatur, aber bei den Nazis mußte ich sie verbrennen. Nur Fachliteratur und Klassiker sind mir geblieben. Als ich in Kusnezk war, habe ich dem Kommunismus sehr nahe gestanden."

„Interessant", erwiderte Wassja.

Richter spürte, daß ihm der Russe kein Wort glaubte, er verabschiedete sich und ging.

Hilde aber machte sich fortwährend in Wassjas Zimmer zu schaffen — bald brachte sie den Aschbecher, bald überprüfte sie die Verdunklung. Zärtlich und schelmisch sah sie den Russen an in der Hoffnung, er werde sie auch ohne Worte verstehen. Wassja aber blieb höflich und gleichgültig. Was ist denn los? Er sieht mich einfach nicht... Bin ich denn wirklich so häßlich geworden? Sie drehte sich lange vor dem Spiegel, schminkte sich, zog das grüne Kleid an, das ihr besonders gut stand, und klopfte an Wassjas Tür. Er saß ruhig, als wäre sie Luft. Sie lief hinaus, zerfloß in Tränen. Kurt hat doch recht gehabt, furchtbare Menschen sind das! Nicht einmal angesehen hat er mich... Den ganzen nächsten Tag ging sie traurig umher. Erst spätabends sah Richter sie wieder fröhlich und angeregt. Sie sagte:

„Weißt du, die Ordonnanz ist sehr sympathisch. Er kann auch etwas Deutsch."

Richter wußte sofort, was die Glocke geschlagen hatte. Anstandshalber schlug er Krach, dachte aber erschrocken: ich freue mich sogar, daß sie mit einem russischen Soldaten angebändelt hat... Was ist mit mir los? Ich bin ja nicht einmal mehr eifersüchtig...

Einige Tage später kam Wassja in gehobener Stimmung zurück. Richter stieß mit ihm im Flur zusammen, und Wassja lächelte ihm zu. Richter lebte auf. Heute hat der Hauptmann gute Laune, da muß man mit ihm sprechen... Er sah durchs Schlüsselloch — Wassja schrieb. Richter sagte zu Hilde: „Sei leise, er arbeitet."

Als er sah, daß der Russe am offenen Fenster stand, klopfte er an.

„Sie haben die Verdunklung vergessen, Herr Hauptmann."

Wassja riß sich von der Abendkühle los — es war ein sommerlich heißer Tag gewesen.

„Schluß mit der Verdunklung. Sie verstehen nicht? Der Krieg ist aus. Ihre Leute haben heute die bedingungslose Kapitulation unterzeichnet."

Richters Gesicht zeigte keinerlei Veränderung, er lächelte immer noch, achtungsvoll und bedrückt. Nach einer Weile sagte er:

„Ich gratuliere Ihnen, Herr Hauptmann."

Wassja hatte ein eigenes Gefühl: wir haben sie geschlagen, er aber gratuliert mir.

„Nehmen Sie Platz", sagte Wassja. „Rauchen Sie? Na, jetzt ist also Schluß... Nun können Sie wieder arbeiten, wieder bauen... Hier sind genug Trümmer..."

„Ihre Städte haben auch sehr gelitten. Ich habe Smolensk und Minsk gesehen... (Richter erblaßte — ich habe mich verraten!) Das heißt, ich habe es im Kino gesehen..."

Wassja lächelte ein wenig spöttisch:

„Es tut nichts zur Sache, wo Sie es sahen, wichtig ist, daß Sie es sahen und daß Sie wissen, wie sich Ihre Landsleute benommen haben."

„Der Krieg ist etwas Furchtbares. Ich komme nicht aus der ‚Hitlerjugend', bin in einem anderen Geist erzogen worden. Ich kann mich noch an Remarque, an Piscators Aufführungen, an Thälmanns Reden erinnern. Wir träumten vom Frieden. Ich kannte Oberst Gabler gut, habe ihm seinerzeit ein Haus gebaut. Er war in die Verschwörung verwickelt, die Nazis haben ihn erschossen. Mir wurde erst vor kurzem bekannt, daß die Verschwörer schon vor einem Jahr Friedensschluß verlangt haben... Was soll ich Ihnen sagen, Herr Hauptmann, als die deutschen Soldaten im Kaukasus waren, freute ich mich nicht darüber, ich wußte, daß es schlecht enden wird. Krieg bedeutet Chaos, kein Mensch findet sich zurecht."

„Da bin ich mit Ihnen nicht einverstanden. Ich war drei Jahre in einer Partisanenabteilung, eure Leute nannten uns ‚Banditen'. Zweiundvierzig waren eure Soldaten im Kaukasus. Wir lebten in den Wäldern, und eure Polizeiregimenter machten auf uns Jagd... Glauben Sie vielleicht, ich hätte gezweifelt? Nein. Ich wußte schon damals ganz genau, daß ich nach Berlin kommen werde. Gewiß, ich hätte fallen können, dann wäre eben ein anderer an meiner Statt gekommen und hätte sich in diesen Sessel gesetzt."

Richter lächelte wiederum ehrerbietig, wünschte Wassja eine gute Nacht und zog sich zurück. Das hätte mir einer sagen sollen, daß dieser höfliche, wohlerzogene Hauptmann ein Bandit war, ich hätte es nie geglaubt... Warum habe ich ihm eigentlich nicht gesagt, daß ich in Rußland gekämpft habe? Jetzt ist doch Frieden... Mein Verhalten hat etwas Entwürdigendes, ich bin ebenso Architekt wie er, aber ich benehme mich unterwürfig, habe mich nicht hingesetzt, obwohl er mir einen Stuhl anbot... Was ist aus mir geworden? Er sagt, ich werde bauen. Was soll ich bauen? Und für wen? Die Leute mit Geschmack sind entweder zugrunde gegangen oder davongelaufen. Man wird sich notdürftig durchschlagen müssen — Häuser flicken, das Leben flicken. Keine verlockende Aussicht...

Hilde kam gelaufen:

„Kurt, sie haben unterzeichnet!... Frau Müller hat es mir eben gesagt."

Begeistert riß sie das schwarze Papier vom Fenster. Richter sagte:

„Ich weiß, der Russe hat es mir erzählt."

„Warum hast du mir denn kein Wort gesagt?"

„Weil es uninteressant ist."

„Kurt, du bist verrückt! Wieso uninteressant? Der Krieg ist aus, das ist doch die Hauptsache. Sechs Jahre sind es bald, daß wir uns quälen."

„Na, was dich anbelangt, so scheint mir, hast du dich eher amüsiert als gequält. Die Qualen werden für uns erst beginnen..."

„Mir ist es gleich, ob man Strümpfe und Zucker bekommt oder nicht. Ich will Ruhe haben. Du hast mir einmal versichert, wir wären der Sturm. Das ist Propaganda, wie bei Goebbels. Ich will kein Sturm sein, sondern eine einfache Frau."

Sie ging in die Küche, wo sie sich jetzt am liebsten aufhielt. Richter saß da, das Gesicht in beiden Händen vergraben. Hilde hat recht, das mit dem Sturm war dumm... Wir haben den Sturm nur gespielt, und als der richtige Sturm aufkam, haben wir versagt. Was nun? Wo Städte standen — sind Ruinen. Auch ich bin eine Ruine. Wenn es an die Säuberung geht, wird man mit abgetragen... Keine verlockende Aussicht...

Als Richter gegangen war, kehrte Wassja zum Fenster zurück. Wie widerwärtig dieser Deutsche ist! Ein Schleimer. Hat sicher genug Dreck am Stecken und zittert nun... Ach was, hol ihn der Teufel, der Abend ist zu schön, als an so einen Kerl zu denken. Wassja ging in die Kantine. Er dachte an den Nalibokski-Forst, an das Raunen der Bäume, an Awanessjans Liebe, an Serjosha, der in einem Lande fiel, das fremd und heimatlich zugleich war. So viele Gefühle erfüllten ihn — Trauer, Begeisterung, Stolz —, daß er sie niemals hätte in Worten ausdrücken können; nur seine blauen Augen, die Natascha so oft im Traume erschienen, leuchteten hell in der dunklen, warmen Nacht.

In der Kantine erwartete ihn eine zweite, unverhoffte Freude. Oberst Nikitin sagte zu ihm:

„Sie fliegen morgen mit mir nach Moskau."

Wassja lächelte und entrückte allem, was um ihn war — er saß schon im Flugzeug, das ihn zu Natascha brachte.

* 28 *

Minajew und Olga gingen den langen Gartenweg entlang. Süß duftete der persische Flieder, berauscht von der Fülle des Glücks. Minajew hielt Olga bei der Hand. Bald waren es zwei Jahre, daß sie geheiratet, und noch immer glichen sie Verliebten, die sich eben ihre Gefühle gestanden. Es waren zwei schwere, stürmische Jahre gewesen, Worte der Liebe erstarben, bevor man sie aussprechen konnte. Noch vor einer Woche hatte Olga in dem Keller eines halbzerstörten Berliner Hauses gesessen und wiederholt: „Hier ist Elster, gib mir Oka." Nun war das vorbei...

„Jetzt bist du endlich Olga. Ja, ja, bitte widersprich nicht. Du warst Rose, Rosette, Mond und Poltawa, Linde, Nadel, Düna, Schwalbe. ‚Rose‘ rief auf dem Hügel ‚Gemse‘. Aber Rosen gab es dort nicht — nur trockenes Gras und Granaten. Du warst ‚Morgenröte‘ und riefst Tschegodajew, den eine Granate getötet hatte, und du sagtest: ‚Tschegodajew meldet, daß bei ihm alles in Ordnung ist, das heißt, Tschegodajew ist gefallen, gemeldet hat es Hauptmann Babuschkin.‘ Am Potsdamer Platz warst du ‚Elster‘, und Tereschkowitsch lachte: ‚In der Tat, sie schwatzt wie eine Elster.‘ Eine Stunde später lief er auf die Straße. Man sagt, Keitel hätte gestern nicht gewußt, wohin er seinen Marschallstab legen sollte, als er unterschrieb; da war ein amerikanischer Photograph, der wollte schrecklich gern den Marschallstab gegen Zigaretten einhandeln. Mit den Fritzen ist es aus, Olga. Verstehst du, was das heißt? Du bist nicht mehr Elster und nicht Düna. Wenn ich jetzt Schwalbe zu dir sage, so nicht mehr durchs Telephon, sondern nur noch ins Ohr, damit es niemand hört. Weil der Krieg aus ist und du keine Rosette mehr bist, sondern Olga, meine Olga!“

Er berauschte sich an dem Klang ihres Namens, als spräche er ihn zum ersten Male aus.

„Als ich dich zum erstenmal sah, habe ich mich erschrocken. Es war am fünften August bei Kletskaja. Die Verbindung war unterbrochen. Du wolltest den Oberst haben, wurdest wohl sehr böse und sagtest: ‚Können Sie denn überhaupt telephonieren? Oder glauben Sie etwa, das ist kein Telephon, sondern eine Waschmaschine?‘ Warum hast du eigentlich damals ‚Waschmaschine‘ gesagt und dabei sogar gelächelt? Wenn du geflucht hättest, hätte ich es dir nicht übelgenommen, ich wußte schon, daß an der Front alle fluchen. Aber als ich ‚Waschmaschine‘ hörte, hätte ich beinahe losgeheult.“

„Und ich dachte damals — ein nettes Mädchen.“

„Nett — und ‚Waschmaschine‘! Mitja, weißt du, ich habe schon damals gemerkt, daß ich dich nicht ruhig ansehen konnte... Erinnerst du dich, wie wir Ende Februar den mißglückten Vorstoß nach Orel machten? Du kamst ganz erfroren an und trankst heißes Wasser. Ich wollte nett zu dir sein, und du sagtest: ‚Vorsicht. Meine Frau ist eifersüchtig.‘“

„Weil ich so gern deine Hand genommen hätte. Hast du es denn geglaubt?“

„Ich habe geglaubt, du willst mich necken. Vorher hattest du doch oft gesagt, daß du ledig bist.“

„Ich habe mich nicht getraut, es zu sagen. Erst in Tschernigow...“

„Warum dort?“

„Weil es da einen Fluß gab, Kastanien... Sieh doch, wie schön der Flieder ist!“

„Er verblüht schon. Weißt du noch, wie ich dir bei Duminitschi, vor Orel, einen großen Strauß brachte?“

„Ja, damals setzten uns die Flieger mächtig zu. Babadshan wurde verwundet... Und von denen, die auf dem Hügel waren, ist auch fast keiner mehr da. Schade, daß Ossip uns verlassen hat.“

„Wo ist er denn?“

„Weiter südlich, sie sind auf Potsdam marschiert. Weißt du, Olga, er ist ein guter Mensch, er kann nur nicht ausdrücken, was er fühlt. Wie ich... Übrigens — wer kann es eigentlich? Vielleicht nur die Dichter, und die fühlen sicher nichts. Wenn ich mich nicht ausdrücken kann, spiele ich den Hanswurst, während Ossip knurrt.“

„Mitja, hast du damals auf dem Hügel geglaubt, daß du am Leben bleibst?“

„Geglaubt habe ich, daß ich draufgehe, aber mein Gefühl sagte mir, daß ich ganz bestimmt am Leben bleibe. Mir scheint, es ist allen so ergangen: die anderen fallen, ich aber bleibe am Leben... Tereschkowitsch hat mich noch vor kurzem nach Jaroslawl eingeladen. Erinnerst du dich?“

„Ja... Tanja und Majetschka.“

„Auch Sarubin war mit auf dem Hügel. Weißt du, der ‚Mister‘? Er sprach so langsam, daß man zwischen zwei Worten hätte einschlafen können. Und fiel bei einem Gegenangriff. Er lief allen voran. Maharadse tanzte... Brodski erzählte, wie er im Observatorium gesessen und auf die Sterne geblickt hatte. Und du hast damals sicher gerufen: ‚Mond, hier spricht Venus‘... Er trat auf eine Mine. Und erinnerst du dich noch an Lina — sie war so winzig und schleppte dabei den schweren Schapowalow... Niemals werde ich diese Menschen vergessen. Du sagtest, ich würde dich verlassen. Wir werden ja niemals einander verlassen können, wir waren doch zusammen auf dem Hügel.“

„Im vergangenen Sommer — es war noch vor Orscha — hast du gesagt, du willst zum Amur, erinnerst du dich? Ich fragte, warum? Da sagtest du: dort gibt es Tiger. Ich dachte, du meintest die Panzer.“

„Nein, die richtigen, gestreiften. Wir fahren dorthin und fahren auch in den Kaukasus — man kann ihn doch nicht immer nur aus Lermontows Beschreibungen kennen, man muß auch selbst dort herumklettern. Wir werden viel reisen, viel arbeiten, viel lachen, viel lieben. Ja?“

Er rief den Hund, der immer noch brav hinter ihm hertrottete; vor einem Jahr hatte ihn Minajew umgetauft: „Von nun an soll ‚Doktor Goebbels‘ Gepka heißen — man darf einen treuen, guten Hund, der in Ehren ergraut ist, nicht beleidigen.“ Gepka war wirklich grau und gesetzter geworden und führte seine Kunststückchen höchst unwillig vor.

„Gepka, freust du dich, daß du wieder in der Heimat bist? Du verleugnest sie? Und ich freue mich, daß ich in deiner Heimat bin, ich freue mich, daß ich hierherkam und werde mich noch mehr freuen, wenn ich wieder gehe. Gepka, du wirst Moskau sehen, aber nur unter einer Bedingung — weder die Milizionäre noch Muttchen dürfen angebellt werden. Weißt du, Olga, wir werden wohl im Juni oder Juli in Moskau ankommen, in der größten Hitze. Du wirst natürlich zuallererst Eis essen wollen. Wir kommen am Bjelorussischen Bahnhof an, dann kommt die Gorkistraße, dann das Haus, von dem Puschkin spricht, mit den sympathischen Löwen, dann die steinerne Frau, die nach der Tänzerin Lepeschinskaja gehauen wurde, rechts davon Puschkin. Auf dem Boulevard spielen die Kinder, während die von der Hitze erschöpften Mamas auf den Bänken sitzen. Dann die Metrostrojewskaja. Ehrlich gesagt, müßte man schon viel früher zur Sadowaja einbiegen, aber wir müssen uns doch Puschkin vorstellen. An diesem Denkmal habe ich geträumt: ‚Küsse mich, deine Küsse sind mir teurer als Myrrhen und Wein.‘ Dabei war ich damals dreizehn Jahre alt und wollte von der Küsserei nichts wissen... Dann laufen wir schnell zu Muttchen. Du wirst ja Augen machen, was ich für ein Muttchen habe.“

Olgas Gesicht drückte tiefes und freudiges Staunen über den Frieden aus. (Ebendieses Staunen hielten alle, die sie nicht kannten, für Schrecken.) Nun geht sie Hand in Hand mit Mitja dem Frieden entgegen...

Noch lange schritten sie auf sonnigen Pfaden zwischen dem Flieder einher. Sie schwiegen jetzt — es bedurfte keiner Worte, so sehr waren sie miteinander verbunden in ihrem Denken und Fühlen. Erst als sie in ihr Quartier zurückkehrten, wo sie von Leutnant Koruschkin erwartet wurden, blieb Minajew stehen und flüsterte Olga ins Ohr:

„Ich habe vergessen, dir zu sagen... Wir haben gesiegt — daran ist nicht zu rütteln.“

* 29 *

Galotschka war zusammengebrochen und wartete, daß der SS-Mann Paul käme... Sie kann nicht mehr arbeiten, also wird Paul mit dem riesigen Schäferhund kommen, und der Hund wird sie zerfleischen. So war Wera getötet worden, die Französin Claude, die ungarische Jüdin Myrrha. Der SS-Mann kam lange nicht. Galotschka befiel ein Halbschlaf. Als sie erwachte, sah sie viele Autos. Sina rief: „Amerikaner!“ Galotschka wurde aufgehoben und ins Lazarett gebracht. Drei Tage lag sie hier, von einem Gedanken beherrscht: werde ich wirklich die Unsrigen nicht mehr sehen? Als

sie ins Freie trat, wurde ihr schwindlig, sie stützte sich an der Mauer. Der Wagen trug das Rote-Kreuz-Zeichen. Ein lustiger Amerikaner knipste die Mädchen und rief fortwährend: „Schön, schön!“ Sina sagte: „Es ist wirklich schön!“ Der Chauffeur, ein Neger mit rabenschwarzem Gesicht und blitzenden Zähnen, kam gelaufen und gab Galotschka eine Tafel Schokolade, wobei er auf seine Brust wies — es käme von Herzen. Ein windiger Tag war das, es regnete, dann klärte sich der Himmel auf... Als Galotschka den ersten Rotarmisten sah, regnete es wieder, die dünnen silbernen Regensträhnen blinkten in der Sonne. Galotschka umarmte ihn und brach in Tränen aus. Es war ein hochgewachsener, älterer Mann mit grauen Bartstoppeln. Er wurde verlegen, dann rief er plötzlich:

„Das sind ja unsre Mädels!“

„Was ist passiert?“ fragte Galotschka.

Man antwortete ihr:

„Die Deutschen haben kapituliert... Sieg!“

Die Soldaten fragten:

„Mädchen, woher kommst du?“

Galotschka war völlig entkräftet, aber sie sprach, konnte nicht schweigen.

„Ich bin aus dem Straflager. Nein, ich bin aus Kiew. Ich habe auf dem Schewtschenko-Boulevard gewohnt. Wir wurden schon lange vor Stalingrad hierhergebracht. Wir haben in einer Fabrik gearbeitet. Da war Christine, ein böses deutsches Frauenzimmer, sie schlug uns ins Gesicht. Franzosen gab es dort. Pierre hat fest an den Sieg der Roten Armee geglaubt. Er erzählte uns, daß Kiew befreit wurde. Er starb. Ich bin sicher sehr gealtert, damals war ich jung... Ich wurde ins Straflager gebracht, wo Mädchen aus allen Ländern und viele Sowjetmädchen waren. Dort habe ich das Sprechen verlernt... Wißt ihr, was für ein Kauderwelsch wir gesprochen haben? ‚Ich konnte zum Appell nicht aufstehen, und die Polizeika hat mich verprügelt.‘ ‚Die Aufseherinka hat der Janina ein Auge ausgestochen.‘ ‚Die Stubenaja hat gemeldet, daß Nadja nicht mehr arbeiten kann, und sie haben Nadja vergasiert.‘ Wenn jemand nicht mehr arbeiten konnte, pfiff Paul dem Hund, der die Mädchen zerfleischte, oder man schleppte sie zum Gaswagen. Wir nannten das ‚vergasieren‘. Nadja hatte einen Verlobten, er war Tankist. Jegor Nikitenko heißt er, wenn ihr ihm begegnet, so sagt ihm, daß Nadja an die Heimat und an ihn gedacht hat, als man sie zum Gaswagen schleifte. Ich war besser daran — ich hatte niemanden, nur Onkel Ljonja, und den haben die Deutschen erschossen... Liebe, liebe Genossen!... Ich kann nicht sprechen, und schweigen kann ich auch nicht... Ihr seid doch die Ersten!... Wir wußten, daß ihr ganz nah sein mußtet, die Aufseherinka kam und schrie: ‚Ihr braucht euch nicht zu freuen, wir werden euch alle erschlagen.‘ Die Französin Colette sagte, daß die

Sowjettruppen vor Berlin stehen, ich weiß nicht, wer ihr das erzählt hatte, aber Paul kam wutentbrannt an und hetzte den Hund auf Mascha Udalzowa. Mascha war aus der Krim, sie sang sehr schön. Es durfte nicht gesungen werden, aber sie sang von den Matrosen:

Elf Monate trotzten, umringt wir dem Feind,
Wir kämpften verzweifelt wie Löwen,
Sewastopol fiel und wir ruhen vereint
Im Meere, umflattert von Möwen.

Wir hatten eine Parteiorganisation, arbeiteten mit Französinnen und Tschechinnen zusammen. Am Jahrestag der Oktoberrevolution legten wir einen Treuschwur ab. Damals wurde Schura Winogradowa vergast. Sina steckte die Sägemühle in Brand... Genossen, ist es denn wahr, daß ihr da seid? Woher kommt ihr?"

„Ich bin aus Kiew", sagte ein Rotarmist, „habe im Petschorski-Viertel gewohnt."

„Aus Kiew?... In Petschorsk?... Diese Freude!"

Sie saß im Gras, so bleich und abgehärmt, daß die Soldaten sich abwandten, tief seufzten, die Fäuste ballten: was haben die aus dem Mädel gemacht! Aber Galotschkas Augen glänzten, sie waren verschleiert und doch hell, sie glitten über die flaumigen, blaßroten Wölkchen, über die Wiese mit den vielen, vielen Butterblumen, über die Gesichter der Soldaten. Und plötzlich lachte Galotschka auf.

„Warum lachst du, Mädchen?" fragte der Soldat, den sie umarmt hatte, als sie aus dem Wagen stieg.

„Ich weiß es nicht... Ich habe schon sehr lange nicht mehr gelacht, habe sogar vergessen, wie man lacht... In Kiew habe ich oft gelacht, einfach so, ohne Grund. Ich habe in der Hauptverwaltung für Baumwollindustrie gearbeitet, bin ins Theater gegangen, habe mich mit Raja oder Walja unterhalten und mußte plötzlich lachen. Wurde ich aber nach dem Grund gefragt, so wußte ich nichts zu antworten... Ihr sagt, die Deutschen haben kapituliert? Na, seht ihr... Und Sie sind aus Kiew, wohnen in Petschorsk... Dort bin ich oft gewesen, Onkel Ljonja hat dort gewohnt... Sie haben uns sehr gequält, wollten uns auf die Knie zwingen. Aber ich habe mich nicht unterkriegen lassen, ich habe immer daran gedacht, daß ich ein Sowjetmensch bin. Jetzt kann ich wieder lachen... Ich sagte schon, daß ich Galina, Galotschka, heiße. In Kiew nannte man mich Lachtaube... Nun ist die Lachtaube wieder auferstanden, meine lieben, lieben Genossen."

Man brachte sie zur Sanitätsabteilung. Sehr bleich saß sie im offenen Wagen und lächelte. Sie blickte sich um, wollte noch einmal von den Soldaten Abschied nehmen. Zart streichelte die untergehende Sonne ihr Gesicht, und der Wind spielte mit ihrem blonden Haar.

Die Amerikaner sollten am achten Mai gegen Mittag eintreffen: es wurden Sammellager für die befreiten Bürger der verschiedenen Länder eingerichtet. Ossip wollte die Gäste bewirten. Das Häuschen wurde geschmückt, auf den Tisch kam ein riesiger Blumenstrauß. Der vor Hitze und Eifer glühende Koch fragte zum hundertstenmal: „Essen die Amerikaner auch wirklich Spanferkel?“

Major Smeadle war ein hochgewachsener, dunkelhäutiger Mann mit graumeliertem Haar. Er wußte nicht, wie er mit den Roten sprechen sollte, und lächelte höflich. Hauptmann MacHorn hingegen gab sich ungezwungen, lachte laut, fuchtelte mit den Armen, schlug ein Bein über das andere und sagte immer wieder: „Ich liebe alles Russische.“

Die Amerikaner hatten einen Dolmetscher mitgebracht, der sagte zu Ossip:

„Mein Vater wurde in Wilna geboren, er hat Rußland schon vor der Revolution verlassen. Er hieß Girstein, auf amerikanisch Girstone. Ich verstehe vom Übersetzen so viel wie die Kuh vom Flötenblasen.“

Sergeant Girstone war offensichtlich zu bescheiden: er verstand gut Russisch und übersetzte gewissenhaft; ihm schadete nur seine Schwäche für bildhafte Redewendungen; er sagte: „Viel Geschrei und wenig Haare“, „Das ist Jacke wie Mantel“, „Eisenhower ist ein großer Stratege, aber Patton weiß auch, wo Barthel den Mostrich holt“.

Der Koch hatte sich unnötig gesorgt: die Gäste sprachen eifrig den Speisen zu, und noch eifriger tranken sie. Die Ordonnanz erzählte später: „Sie schenkten sich Wodka in große Gläser ein und schlürften ihn. Wann ich auch hinsah, immer wieder waren die Gläser voll. Ich hatte schon alles vom Tisch abgeräumt, brachte den Tee, die aber waren immer noch beim Wodka und tranken ihn wie Sirup. Vom bloßen Zusehen konnte einem übel werden.“

MacHorn fragte Ossip, wie man in Moskau den Sieg feiert. Ossip antwortete, er werde wohl erst morgen gefeiert werden, wenn in Berlin alles unterzeichnet ist. MacHorn lachte:

„In Amerika feiern sie schon. Wir Amerikaner haben es immer eilig.“

Ossip dachte an den Sommer neunzehnzweiundvierzig, an die Steppe, an Minajews enttäuschte Hoffnung. Damals hatten sie keine Eile...

MacHorn war der Alkohol zu Kopf gestiegen, er gröhlte:

„Die Engländer sind Schnecken, ehe sie sich aus ihrem Häuschen herausbequemen, kann man hundertmal einschlafen. Unsere Leute dagegen lieben nicht, Zeit zu vergeuden. Wir sind, wie Sie, ein

junges Volk. Sagen Sie bitte, Herr Major, woher haben Sie die vielen Orden? Sind sicher Berufsoffizier?“

„Nein, vor dem Krieg war ich Planwirtschaftler.“

„Bravo! Das ist ein prächtiger Beruf. In diesem Beruf kann man in Amerika, wenn man Köpfchen hat, seine zwanzigtausend Dollar verdienen. Wieviel Dollar verdient denn in Rußland der Planwirtschaftler durchschnittlich?“

„Ich weiß wirklich nicht, wie ich Ihre Frage beantworten soll. Ich weiß nicht, wieviel ein Dollar wert ist, außerdem ist unser Lohnsystem anders.“

„Na, macht nichts, werdet euch schon hochkrabbeln, werdet auch noch zu Dollars kommen. Ihr seid doch ein sehr großes Land, wie Amerika. Wir haben euch während des Krieges geholfen, und ich denke, daß wir euch auch später helfen werden. Wir wollen, daß überall Ordnung herrscht. Es hängt einem schon zum Halse heraus — alle fünfundzwanzig Jahre müssen wir Europa befreien und hinterher noch füttern. Ich liebe alles Russische. Mir gefällt es, wie ihr gekämpft habt. Mir gefallen eure Tänze, wenn ihr hinkauert und wieder aufschnellt — ich habe das mal in einem Kabarett gesehen. Und euer Wodka gefällt mir. Ich weiß, daß ihr ein ganz besonderes Regime habt. Die Amerikaner könnten nicht so leben. Übrigens ist das eure Sache... Ihr habt zum Beispiel nur eine politische Partei, das ist wohl etwas dürftig für einen so großen Staat. Wir haben ein halbes Jahr in England gehockt, dort haben sie drei Parteien: die eine ist fortschrittlicher, die andere vorsichtiger, und wozu sie die dritte Partei brauchen, weiß ich nicht, aber das ist ihre Sache. In Amerika gibt es zwei Parteien, und beide sind fortschrittlich — die Demokraten sind für die Republik und die Republikaner sind für die Demokratie. Sie werden einwenden, daß die eine der andern ähnlich sei, aber dafür haben wir die Auswahl. Der Major raucht zum Beispiel ‚Chesterfield‘, und ich ziehe ‚Camel‘ vor, man sagt zwar, man könne die beiden im Dunkeln nicht voneinander unterscheiden, der Geschmack sei durchaus der gleiche, aber mir gefällt es, daß ich auswählen kann, und ich rauche nur ‚Camel‘. Es gibt Offiziere, die glauben, wir werden uns mit den Russen überwerfen, weil die Russen Kommunisten sind. Ich freue mich, daß ich Ihnen begegnet bin, ich werde zurückkehren und erzählen, daß die russischen Kommunisten etwas ganz anderes sind als die amerikanischen Kommunisten. Sie sind doch sicher auch Kommunist? Na also... Und sind doch Major. Bald werden Sie wieder Planwirtschaftler werden. Also sind Sie genau so ein Mensch wie ich. In Amerika aber ist der Kommunist entweder ein Verrückter oder ein Bandit. Nehmen Sie mich als Beispiel: ich habe mit zehn Cent angefangen und besitze jetzt eine anständige Werkstätte für imprägnierte Mäntel. Ich habe einen Stoff erfunden, der wasserdicht ist und dabei doch Luft durch-

läßt. Diese Erfindung bringt mir hunderttausend Dollars ein. Wenn mir die Kommunisten meine Werkstätte fortnehmen würden, wäre das glatter Raub, ich habe sie mir durch ehrliche Arbeit erworben."

Der Sergeant kam kaum mit dem Übersetzen mit, er schwitzte. Als der Hauptmann einen Augenblick schwieg, sagte der Dolmetscher:

„Es lohnt nicht, sich alles anzuhören, was er spricht. Er trinkt viel, und seine Zunge geht mit ihm durch."

MacHorn konnte nicht stillsitzen, fortwährend sprang er auf und fuchtelte mit den Armen herum. Major Smeadle lächelte bekümmert und sagte zu Ossip:

„Wundern Sie sich nicht über Hauptmann MacHorn, er ist der typische Nordländer. Ich bin aus Louisiana. Es wäre schön, wenn Sie einmal zu uns kämen, eine wunderbare Gegend. Bei uns herrscht noch das patriarchalische Regime, wir lieben Träumereien und verstehen uns darauf, Gäste zu bewirten. Gewiß, der Geist des Nordens dringt auch bei uns ein, es werden Fabriken gebaut, das Dollarfieber greift um sich. Und trotzdem — New Orleans ist nicht New York. Wir haben mehr Seele. Ich glaube, wir haben auch mehr Verständnis für die Russen als die Nordländer. Ich weiß, daß Sie einen großen Schriftsteller hatten, Tolstoi. Ich habe einen Film gesehen, der nach seinem Roman gedreht wurde, in dem Film kam eine wunderbar rührende Szene vor — ein Verbrecher raste mit einer Troika in eine Nachtbar. Dann nahmen sie das Glöckchen vom Krummholz und tranken Wodka daraus."

„Schade, daß ich kein Glöckchen habe", sagte Ossip, „gestatten Sie bitte, daß ich Ihnen in ein gewöhnliches Glas einschenke?"

Der Major dankte und trank das sechste oder siebente Mal auf den Sieg. MacHorn aber trank ohne Aufforderung. Er redete unaufhörlich:

„Bitte, Herr Major, setzen Sie Ihre Unterschrift auf diese Dollarnote. Ich werde dann einen historischen Dollar besitzen — Begegnung an der Elbe am Siegestag. Sie haben wunderbar gekämpft! Als wir von Stalingrad lasen, sagten bei uns alle, das sei ein Rekord des Widerstandes. Ich habe einen Vetter, er ist Rechtsanwalt und haßt die Russen, weil sie Rote sind; aber sogar der sagte: ‚Das ist der absolute Rekord des Heldentums.' Man hat damals bei uns sehr viel Dollars für die Russen gesammelt. Ich freue mich ganz besonders, daß ich Ihnen an einem solchen Tag begegnet bin, ich werde es meiner Frau und allen Bekannten erzählen. Sie können mir glauben: Jim MacHorn ist kein Diplomat, er ist ein aufrichtiger Mann, und wenn er sagt, daß er die Russen liebt, dann liebt er sie wirklich. Es ist mir völlig Wurst, daß Sie ein besonderes Regime haben. Für mich sind Sie kein Kommunist, sondern ein guter Soldat. Sicher sind Sie auch ein guter Planwirtschaftler. Das gibt es auch in Amerika,

ein herrlicher Beruf ist das. Ich frage meine Kunden doch auch nicht nach ihren Anschauungen! Ich verkaufe an Katholiken, an Kommunisten und sogar an Neger. Der Major ist ein Südländer. Die Südländer haben viele Vorurteile, wir im Norden sind viel großzügiger. Natürlich werde ich mit einem Schwarzen nicht Duzfreund werden, doch mir ist es ganz egal, ob ich an einen Weißen oder an einen Schwarzen verkaufe. Ohne Warenaustausch kann es keinen Fortschritt geben, wir aber sind das fortschrittlichste Land der Welt. Einige unserer Offiziere behaupten, die Russen geben den amerikanischen Kommunisten Dollars. Ich glaube das nicht. Ihr seid Geschäftsleute und wollt sicher Dollars einnehmen und nicht geben. Deshalb wird es euch ganz gleich sein, wer euch die Dollars gibt, die Demokraten oder die Republikaner. Die Kommunisten können euch nichts geben, weil sie selber nichts haben. Ich habe eine Frage an Sie, werde mit Ihnen ganz offen, auf Soldatenart, sprechen. Ich habe mir die Karte angesehen, euer Land ist riesig, wenn wir euch Dollars geben, werdet ihr eine Menge neuer Städte bauen. Ich verstehe nicht, Herr Major, wozu braucht ihr fremde Städte?"

„Was für Städte? ... Sie verstehen nicht, warum wir Berlin besetzt haben?"

„Nein, nein, Berlin — das ist wundervoll. Ich habe schon auf Berlin getrunken und trinke gleich noch einmal... Ich meine andere Städte. Ich habe gelesen, daß ihr Riga und Belgrad besetzt habt, ohne unsere Einwilligung."

Ossip hatte große Lust, den unverschämten Gast vor die Tür zu setzen, doch er bezwang sich.

„Sie scheinen nicht zu wissen, was Sie reden. Riga ist eine Sowjetstadt. Belgrad aber ist die Hauptstadt von Jugoslawien, wir haben den Jugoslawen nur geholfen, sie zu befreien."

Dem Dolmetscher riß die Geduld, er sagte zu Ossip:

„Hören Sie nicht auf den Hauptmann, er hat zu viel getrunken, außerdem ist er kein intelligenter Mensch, er liest blöde Zeitungen und glaubt das, was drin geschrieben steht. Wie man zu sagen pflegt, an so einem Dummkopf ist Hopfen und Schmalz verloren."

Ossip war müde von dem Geschrei, dem Gelächter, der feindseligen Gesinnung, die sich sowohl in den Tiraden des geschwätzigen Hauptmanns als auch in dem wachsamen Schweigen des Majors bemerkbar machte. Man wandte sich wieder der Frage der Repatriierung zu. Major Smeadle sagte:

„Wir haben unter unseren Chauffeuren viele Farbige. Hoffentlich werden Ihre Soldaten keinen Anstoß daran nehmen."

Ossip staunte:

„Warum sollten sie Anstoß daran nehmen?"

„Unsere Soldaten lehnen es kategorisch ab, mit den Farbigen zusammen zu sein... Sie werden das wahrscheinlich nicht verstehen können — in Ihrem Lande leben nur Menschen einer Rasse."

„In unserem Lande leben Menschen vieler Rassen, aber Sie haben recht — wir können das nicht verstehen."

Der Ton des russischen Majors beleidigte Smeadle. Alle Welt weiß, daß es bei den Russen keine Freiheit gibt. Ich war höflich, habe ihm nicht gesagt, was ich von seinem Land halte, habe nur vorsichtig angedeutet, daß die Amerikaner das polnische Problem anders beurteilen... Warum will denn dieser Rote nicht verstehen, daß den Amerikanern Gefahr droht, wenn sie sich nicht von den Farbigen abgrenzen? Major Smeadle sagte:

„Haben Sie eine Tochter, Herr Major?"

„Ich hatte eine..."

Smeadle seufzte, um sein Beileid auszudrücken, aber er unterließ trotzdem die Frage nicht, die er in Europa schon oft gestellt hatte:

„Wenn Ihre Tochter am Leben geblieben wäre, Herr Major, hätten Sie Ihr Einverständnis gegeben, daß sie einen Menschen niederer Rasse heiratet?"

„Herr Major, meine Tochter wurde von Menschen umgebracht, die genau so dachten wie Sie..."

Endlich gingen die Gäste. Der Sergeant Girstone sagte beim Abschied zu Ossip:

„Auch der Major ist dumm, ich weiß nicht, wer schlimmer ist, wahrscheinlich beide. Mein Vater hat Rußland noch während der Zarenzeit verlassen, aber er erzählte mir: ‚Als ich die Wolkenkratzer sah, dachte ich daran, daß es in Wilna nur kleine Häuser gibt, aber daß die Menschen dort ein großes Herz haben.' Herr Major, seien Sie mir nicht böse, daß ich all die Dummheiten übersetzen mußte — ich bin ja nur ein Sergeant. Doch ich bin jetzt sehr stolz darauf, daß mein Vater in Wilna geboren wurde."

Abends besuchten Ossip die alten Kampfkameraden: Leonidse, Polischtschuk, Tschaly, Scharikow... Sie feierten den Sieg. Der Koch freute sich: ich habe mich also nicht nur für die Amerikaner abgerackert, es wird auch unseren Leuten zugute kommen.

„Wann wird wohl Moskau die Meldung bringen? Heute abend oder morgen?"

„Wir müssen die Sendungen verfolgen."

„Sicher wird Stalin sprechen."

Leonidse fragte:

„Wie sind die Amerikaner? Habt ihr euch geeinigt?"

Ossip wollte nicht von der unliebsamen Begegnung erzählen: wozu das Beisammensein an einem solchen Festtag trüben? Er wird es später noch immer sagen können. Und er erwiderte:

„Ja, wir haben uns geeinigt."

Fortwährend mußte er an das Gespräch mit den Amerikanern denken. Gewiß, sie sind Fremde, man hatte nichts anderes erwarten dürfen. Aber ich habe gemeint, sie wären klüger, dachte, der Krieg hätte ihnen manches beigebracht... Und doch ist alles beim alten geblieben... Der Major hatte gesagt: „Die Deutschen sind gute Organisatoren." Es ist klar, was gerade ihm in Deutschland so gefällt. Wodurch unterscheidet er sich eigentlich von den deutschen Faschisten?... Und der Hauptmann plapperte alles nach, was sie schreiben: Verleumdung, Lüge, Wut... Der eine ist ein Sklavenhändler, der andere — ein Krämer. Der Dolmetscher hat recht: „beide sind schlimmer". Schade, daß mir gerade heute so etwas beschieden war...

Polischtschuk trank auf das Wohl des Regiments und sagte: „Nun ist alles vorbei, das ist die Hauptsache. Jetzt fahre ich bald nach Njeshin. Ich habe die Fritze genug mit Eisen belehrt. Jetzt muß ich wieder meine Kinder unterrichten, sie warten schon auf mich in der Ukraine."

Scharikow sprach begeistert von seiner Fabrik; er hatte einen Brief erhalten, die Kollegen erwarteten ihn, sie bauen neue Werkhallen. Leonidse regte sich auf: ob ich das Versäumte wohl nachholen kann? Es wird merkwürdig sein, sich nach diesem Krieg wieder auf die Schulbank zu setzen, aber er hat solche Lust zum Lernen... Tschaly schmiedete große literarische Pläne: er wird unbedingt ein zwanzig Druckbogen starkes Buch schreiben. Sie sprachen über Verwandte. Polischtschuk erzählte: „Mein kleiner Kostja ist ein großer Frechdachs geworden." Leonidse gedachte der Mutter, des Häuschens am Berghang, der Weingärten...

Für einen Augenblick erstand vor Ossip der weiße Sand von Babi Jar. Er erhob sich, sagte, er wolle Zigaretten holen, und blieb im Nebenzimmer am Fenster stehen. Keine Sterne, keine Lichter weit und breit. Und Ossip sah Raja, ihre langen Wimpern zuckten, sie flüsterte: „Du verstehst nicht, wie ich dich liebe, du verstehst gar nichts."

Die Kameraden wußten von Ossips Leid. In diesen drei Jahren hatten sie ihn kennen- und lieben gelernt. Leonidse sagte:

„Du mußt zu mir kommen, Ossip, bei uns ist es schön wie im Paradies. Und einen Wein werde ich dir vorsetzen..."

„In Njeshin gibt es keinen Wein, dafür aber Gurken", lachte Polischtschuk. „Du mußt aber trotzdem zu mir kommen. Von Kiew ist es gar nicht weit... Wirst dich bestimmt nicht langweilen, wir werden genug Gesprächsstoff finden, uns an so manches erinnern. Was wirst du nach der Entlassung machen? Gehst du nach Kiew?"

Ossip antwortete mürrisch:

„Ich weiß nicht... Wohin man mich schickt..."

„Und wenn man dir die Wahl stellt?“
„Dann bleibe ich in der Armee.“
Ossips Gesicht verfinsterte sich: sie denken sicher, ich klammere mich an die Armee, weil ich kein Heim, keine Familie habe. Aber das stimmt nicht. Ich werde überall arbeiten können. In Kiew, an der Petschora. Mein Heim ist überall, ich habe es im Kampf behauptet... Polischtschuk sagt: gut, daß nun alles vorbei ist. Ich weiß nicht... Nachdem ich diese beiden angehört habe, bin ich mir gar nicht mehr so sicher. Natürlich wollen wir, daß alles vorbei ist. Aber es können sich Leute finden, die wieder von vorn anfangen möchten...
Leonidse sagte:
„Es wäre schön, wenn du in der Armee bleibst. Du bist ein ausgezeichneter Offizier, komm, laß dich umarmen.“
Sie traten auf die Terrasse hinaus. Es war ein stiller ländlicher Abend. Irgendwo in der Ferne bellte ein Hund. Sie genossen die ungewohnte Stille. Ossip sagte:
„Welches Glück, daß wir gesiegt haben! Heute werden sie doch dort zum erstenmal wieder ruhig schlafen, sich nicht mehr um den Mann, den Sohn, den Vater sorgen. Also haben wir nicht umsonst den Weg von der Wolga bis zur Elbe zurückgelegt — wir haben den Menschen die Ruhe wiedergegeben.“

* 31 *

Dumas wurde am elften April befreit. Unter den amerikanischen Offizieren war ein Dozent der Harvard-Universität, dem der Name des französischen Gelehrten bekannt war, und der alte Professor wurde im Flugzeug nach Paris gebracht. Er war sehr geschwächt, konnte kaum gehen und nur mit Mühe sprechen. Doktor Morillot sagte nach der Untersuchung: „Ein wahres Wunder! Ich verstehe nicht, wie er durchgekommen ist.“
Dumas lag in seiner Wohnung. Marie wirtschaftete im Hause herum, brachte ihm Maiglöckchen, lief in die Kirche, um eine Kerze für den Professor zu opfern. Langsam kehrte er zum Leben zurück. Über seine Erlebnisse sprach er nicht, er meinte: „Ich ziehe es vor, nicht daran zu denken.“ Nur einmal sagte er zu Morillot: „Solange an den Fronten der große Krieg tobte, hatte auch ich meinen kleinen Krieg... Da war ein SS-Mann namens Hubert. Es wäre natürlich ein leichtes für ihn gewesen, mich zu Tode zu quälen und im Krematorium zu verbrennen, aber das genügte ihm nicht, er wollte, daß ich mich vor ihm demütige — jemanden anzeige oder um eine Vergünstigung bitte.“ „Und wie hat das geendet?“ fragte Morillot. Dumas erwiderte: „Sie sehen doch... Er hat verloren.“

Der Zustand des Professors hatte sich in den letzten Tagen zusehends gebessert. Er las die Zeitung, scherzte mit Marie. Am achten Mai frühmorgens kam Morillot mit den letzten Nachrichten:

„In Reims fand die Generalprobe statt. Heute steigt in Berlin die Galavorstellung."

Dumas lächelte:

„Wie schön, daß ich das noch erlebe... Ich sprach einmal mit einem Dummkopf, er kam hierher, war Anthropologe und eroberte Städte... Ich sagte ihm schon damals, wie das enden wird."

Dumas stopfte seine schwarze, halbverkohlte Pfeife mit Tabakresten. Morillot schüttelte mißbilligend den Kopf.

„Sie sollten nicht rauchen."

„Ach, lassen wir das! Wenn ich den Krematoriumsrauch vertragen habe... Erzählen Sie mir lieber, wie es in Paris aussieht. Wir haben uns doch noch gar nicht unterhalten."

„Wie es hier aussieht? Scheußlich. Im August, als den Deutschen Beine gemacht wurden, war es herrlich, sogar ich habe mich von der allgemeinen Stimmung mitreißen lassen. Die Menschen glaubten, alles werde sich ändern. Dafür sind sie eben nur Menschen... Dann kam der Winter. Ein ekelhafter Winter... Ich meine nicht nur, daß es sehr kalt war und nichts zu essen gab. Alle merkten, daß sich nichts geändert hatte und daß sich auch nichts ändern werde."

Durch das offene Fenster drang von der Straße her das frohe Lärmen der Menge. Morillot fuhr fort:

„Gewiß, heute freuen sie sich — heute ist ein Festtag. Aber jeder begreift jetzt, daß das nicht der Sieg ist, den er sich gewünscht hat. Nicht wir haben uns befreit, sondern andere kamen, um uns zu befreien. Man sagt, sogar der Kohlenbrenner sei in seinem Hause der Herr; wir aber haben keine Kohlen und sind nicht einmal Kohlenbrenner — die Herren in unserem Haus sind Fremde. Wir sehen jetzt ungefähr so aus, wie Italien nach dem ersten Weltkrieg. Oder — wenn Sie einen hochtrabenden Vergleich wollen — wie König David im Greisenalter, als man ihn stützen mußte... Die Amerikaner sagen zu de Gaulle: ‚Lieber General, halten Sie in Ihrem Wachstum inne, sonst werden wir uns an Blum halten müssen', und zu Blum: ‚Lernen müssen Sie, junger Mann, dann kann aus Ihnen etwas werden.'"

Morillot lachte schallend.

„Und was macht das Volk?" fragte Dumas.

„Das spielt seine übliche Rolle des Dornröschens, das man nicht küßt, damit es aufwacht, sondern damit es für gute hundert Jahre einschläft. Sie haben geschossen, haben geschrien — dann wurden sie angeschnauzt: ‚Nun ist's genug.' Man hat nicht einmal anständig gelüftet, es stinkt immer noch nach Verrätern. Wenn jemand zur

Verantwortung gezogen wird, dann nur die Kleinen. Übrigens hat man einigen Industriellen, die unter den Deutschen Dutzende von Millionen gescheffelt haben, so etwas wie eine Rüge erteilt, die Millionen aber hat man ihnen natürlich gelassen. Heutzutage sperrt man Partisanen ein wegen ‚gesetzwidriger Verhaftungen'. Ich habe einen Anschlag gelesen — Pinaud tritt als Vertreter der Widerstandsbewegung auf: eine neue Jeanne d'Arc. Bei Lancier kann man eine recht gemischte Gesellschaft antreffen: Amerikaner, Pinaud, Garcy, irgendwelche Katholiken... Übrigens ist auch Lancier unter die Gottesgläubigen gegangen. Ehrenwort! Sein ganzes Leben lang hat er geschrien, der Weihrauch verursache ihm Brechreiz, und jetzt geht er stramm zur Kirche. Vor einer Woche eröffnete er mir, das Dogma der unbefleckten Empfängnis wäre ganz nach seinem Geschmack. Ich dachte anfangs, er sei in Sorge um sein Leben, weil er leberkrank ist, aber er nahm mir das übel — wie sich erweist, ist nur die Kirche imstande, Frankreich vor dem Kommunismus zu retten. Alles haben sie herausgekramt: einen drei Meter hohen General, Dollars, Weihrauchfäßchen, sogar Bolschewiki, die auf der Jagd nach Ringen allen Franzosen die Finger abgehackt haben. Wie sich herausstellt, wurden die Deutschen gar nicht von den Russen besiegt, sondern von der Muttergottes in Lourdes und von der amerikanischen Kondensmilch. Kurzum — die Tragödie ist beendet, man kann sich wieder dem Alltagsmist zuwenden... Ich hoffe, Sie in Kürze wieder auf die Beine zu bekommen. Aber — keine Aufregungen..."

Dumas lächelte:

„Ich brauche noch zwei, drei Jahre, um meine Arbeit abzuschließen. Jetzt ist es sehr wichtig, den Leuten die blödsinnigen Thesen von den Rassensonderheiten auszutreiben. Die haben doch mit ihrem Aberglauben die ganze Welt verpestet. Aufregungen aber wird es immer geben, da kann man nichts machen, es ist nun einmal so eine Zeit. Sie werden sich nicht wenig wundern — gestern habe ich um meine Aufnahme in die Kommunistische Partei ersucht. Billigen Sie das?"

„Nein, gar nicht. Sowohl Ihrer Gesundheit wegen als auch auf Grund meiner Auffassung über die Freiheit des Menschen. René ist auch Kommunist, wir geraten fast jeden Abend aneinander. Ich gebe zu — gegenwärtig sind die Kommunisten angenehmer als die anderen, sei es auch schon deswegen, weil sie nicht an der Macht sind. Ich habe nichts dagegen, daß man Pinaud um seine Millionen erleichtert. Aber Menschen bleiben Menschen, die eine Ungerechtigkeit werdet ihr beseitigen und eine andere wird auftauchen. Sie haben mir selbst einmal gesagt, daß Sie mit den Kommunisten nichts gemein haben wollen, weil sie Sektierer sind."

„Die letzten Jahre sind nicht spurlos an mir vorübergegangen.

Ich habe dort nicht nur gegen SS-Leute gekämpft, sondern auch nachgedacht... Mir gefällt auch heute noch nicht alles an den Kommunisten, doch was bedeuten schon diese Einzelheiten? Es handelt sich um das Schicksal der Kultur, Sie aber sagen mir, alles sei schön und gut, doch der Mensch, der sie retten will, hat eine Warze auf der Backe. Sembat beschwert sich, daß sie kitschige Buntdruckkarten einem Cezanne vorziehen. Mich bekümmern aber im Augenblick nicht die Warzen und nicht einmal die Malerei. Ich war in Buchenwald, Doktor... Ich denke an die Hauptsache. Wissen Sie denn auch, warum es gerade die Russen waren, die gesiegt haben? Sie werden es doch nicht abstreiten wollen, daß den Krieg niemand anders gewonnen hat als die Russen? An Stalingrad gemessen, ist ganz Afrika zusammengenommen nur eine kleine Diversion, überdies sind sie erst gelandet, nachdem die Russen den Deutschen den Todesstoß versetzt hatten. Warum haben denn die Russen gewonnen? Weil sie nicht nur einen Staat haben, sondern einen Staat plus Idee. Ich habe zweieinhalb Jahre in diesem verfluchten Lager gelebt und die verschiedensten Menschen kennengelernt, standhafte Katholiken, Royalisten, wen Sie nur wollen. Aber die Kommunisten hielten sich am besten. Warum? Eben deswegen — sie haben nicht nur einen starken Charakter, sondern einen starken Charakter plus Idee. Sie, Doktor, kritisieren alles und jeden, das ist sehr einfach, uns liegt das im Blut. Der Skeptizismus ist einmal ein Stimulus gewesen, aber er ist schon längst zum Narkotikum geworden..."

Unten auf der Straße wurde die Marseillaise gesungen, die Internationale. Dumas summte mit:

Die Internationale
Erkämpft das Menschenrecht...

„Schauen Sie, Morillot, uns steht eine schwere Zeit bevor. Die Deutschen warfen sich in die Brust: ‚Wir sind ein Herrenvolk, wir sind besser als alle anderen.' Daraufhin hat jedes Volk begonnen, sich herauszustreichen, das ist verständlich, ein Gesetz der Selbsterhaltung. Aber von hier ist es nur ein kleiner Schritt zum Nationalismus, zur Stumpfheit, zur Blindheit. Wer vermag dem zu widerstehen? Einzig und allein die Kommunisten. Im Lager gab es Franzosen, Russen, Polen, Tschechen, Deutsche, doch die Kommunisten fanden dort eine gemeinsame Sprache... Hier haben Sie noch einen weiteren Grund dafür, warum ich Kommunist geworden bin: ich liebe Frankreich, das versteht sich von selbst, aber ich liebe auch die Menschheit..."

Morillot widersprach nicht: René genügte ihm. Nun hat's auch Dumas erwischt... Die einen laufen in die Kirche, die anderen zu den Kommunisten, es bleiben immer weniger Menschen, die die bittere Wahrheit vorziehen... Und Morillot sagte:



„Ich bitte Sie um eins: hüten Sie sich vor überflüssigen Aufregungen... Sie haben zu viel durchgemacht. Das Wichtigste ist das Herz..."

Dumas lächelte:

„Wenn es um die Medizin geht, Doktor, dann wissen Sie, daß es etwas Wichtiges gibt, und sagen nicht, wozu soll ich Dumas' Herz behandeln, wenn er sich morgen doch erkälten oder den Magen verderben kann... Wissen Sie, Morillot, ich bin überzeugt, daß auch Sie eines Tages dahinkommen werden. Passen Sie nur auf, daß es nicht zu spät wird, in jeder Frage gibt es ein Stalingrad und eine Normandie."

Als Morillot gegangen war, blickte Dumas lange auf die Sonnenkringel, die an der Decke tanzten. Dann zog er sich an. Marie regte sich auf:

„Wohin wollen Sie, Herr Dumas? Der Doktor sagte doch, Sie sollen liegen."

„Der Arzt muß das sagen, für ihn ist das Herz ein Muskel. Es gibt aber auch ein anderes Herz, für das sich die Ärzte nicht interessieren... Wie kann ich denn im Bett bleiben, wenn draußen gefeiert wird?"

Auf seinen Stock gestützt, verließ er das Haus. Es war ein sonniger Tag, die Straße lärmte. In endlosem Strom zogen die Menschen vorüber, sie lachten, sangen, trugen leuchtende Fahnen. Der Professor ging langsam den Fahrdamm entlang. Er lächelte Paris zu, dem Sieg, dem Leben. Eine Frau sagte zu einem kleinen Jungen: „Paß auf, Jeannot, du stößt das Großväterchen." Dumas sah sich erstaunt um — er hatte ganz vergessen, daß er alt war —, das „Großväterchen" galt also ihm... Er sah den Jungen an, der eine kleine Papierfahne schwenkte. Es war Milets Sohn. Dumas kannte Marie nicht, hatte auch nichts von Pepes Heldentat gehört. Vor ihm stand ein fröhliches Bürschchen mit widerspenstigem Haarschopf, der ein rotes Fähnchen in der Hand hielt. Und Dumas sagte zu ihm:

„Geh voran, kleiner Fahnenträger. Ich folge dir. So werden wir gemeinsam marschieren. Einverstanden?"

* 32 *

Wie immer fühlte sich Sembat in der Menge glücklich, er liebte die Menschen und ließ sich leicht von ihrer Fröhlichkeit anstecken. Den ganzen Tag über zog er singend durch die Straßen und wiederholte in allen Tonarten das noch ungewohnte Wort „Sieg". Und wie immer, wenn er nach Hause kam, zu seinen Bildern, in die stickige Atelierluft, wurde er finster und streng. Er fühlte: irgend etwas war beendet, morgen schon wird man anders leben müssen. Man kann

sich nicht mehr vor sich selbst damit rechtfertigen, daß Krieg ist. Der lange, schwere Tag aber wollte nicht weichen, erfüllte die Dämmerung mit den noch nahen Schatten.

Hier hielt sich das große Kind Leo verborgen, über den unerwartet das Gewitter hereinbrach. Hierher kam Leontine; sie sprachen miteinander vom Glück, und die einfachen Worte zerrissen einem das Herz, Sembat konnte es nicht ertragen, wandte sich ab. Im August hatte Leontine alles ausgesprochen, was sie zu sagen hatte: der Panzer ging in Flammen auf, sie aber sank an der Hausmauer zu Boden. Josette kam hierher im ersten Winter, besah sich die Bilder und sprach von Paul. Er wurde erschossen, sie kam irgendwo im Süden ums Leben. Dieses Porträt da hatte Sembat kurz vor dem Krieg angefangen und nicht beendet. Ein sonnverbranntes Mädchen in kanariengelbem Kleid, der Kirschmund steht ein ganz klein wenig offen. Sie hieß Margot. Die Gestapoleute hatten sie gefragt, wo Bertrand sei, sie aber schwieg und wurde getötet... Sollte wirklich das alles vergehen wie warmer Frühlingsnebel?...

Sembat mochte denken, woran er wollte, seine Gedanken kehrten immer wieder zur Kunst zurück. Auch jetzt stritt er — vielleicht mit der Epoche, vielleicht mit sich selbst. Natürlich werden sich Leute finden, die Leontine malen werden, wie sie den Panzer in Brand steckte. Warum auch nicht; wenn man aus Sägemehl Honig machen kann, warum soll es keinen Kunstersatz geben, der sich aus heroischer Wirklichkeit und schlechter Malerei zusammensetzt? Ich weiß nicht, läßt sich denn jener August, da ich mit dem Gewehr in der Hand auf dem Dach lag, in Form eines gewöhnlichen Landschaftsbildes (ein Weg, Bäume, Wind) wiedergeben?... Vielleicht muß man ganz anders an die Sache herangehen. Ich glaube den Leuten nicht, die da behaupten, die Ereignisse ließen sie unberührt. Ich glaube an Goya. Er arbeitete viele Jahre lang gut, aber unwesentlich. Er war ein Bildnismaler der großen Welt. Und dann brauste über Spanien ein Sturm dahin. Da erst wurde er wirklich geboren. Mit fünfundfünfzig Jahren. Er erlebte den Krieg, malte die Erschießung der Aufständischen und machte Radierungen, die mir in den Jahren der Okkupation vorschwebten. Ich wußte, wie Leontine enden wird, ich kannte Leos Henker — Goya hatte sie mir gezeigt... Ich will nicht Dekorateur in Pinauds Haus sein, will nicht Partisanen im Sinne der Versailler Schlachtengemälde wiedergeben, nach dem Grundsatz: je größer die Fläche, um so höher das Honorar... Ich will in der Sprache der Malerei vom Menschen sprechen. Wie kann ich aber die Wahrheit sagen, ohne Verrat an der Kunst zu üben.

Ende April kam Mado zu Sembat. Er sah sie an und dachte: ich liebe sie, liebe sie stärker denn je, werde sie immer lieben und werde niemals von meinem Gefühl zu ihr sprechen... Mado betrach-

tete die Landschaftsbilder und sagte, daß sie ihr gefallen. Dann wurde ihr Blick leer, es schien, als schlafe sie mit offenen Augen. Dachte sie vielleicht daran, wie sie Sergej hier begegnet war?... Traurig, aber mit großer Ruhe sagte sie zu Sembat: „Was für Kinder waren wir doch vor dem Krieg!" Und Sembat dachte: nun bin auch ich kein Kind mehr und träume nicht mehr vom Glück. Ich möchte etwas anderes, ich möchte das darstellen, wofür die Menschen in den Tod gingen, das, wofür auf Erden die Kunst geboren ward.

Es gab eine Zeit, da Sembat meinte, der Künstler müsse nur zu sehen verstehen, später kam er zu der Überzeugung, man müsse die sichtbare Welt interpretieren; jetzt aber wußte er, auch das ist noch zu wenig — das Entscheidendste ist: innerlich erleben und selbst durchmachen. Der Krieg hat die Felder, die Wälder verlassen, jetzt klopft er an sein Atelier, mahnt: du hast es erlebt, du kanntest Margot, du hast gesehen, wie Leo von Leontine Abschied nahm... Die Menschen auf der Straße freuen sich, weil der Krieg zu Ende ist. Für den Künstler aber hat er kein Ende gefunden — er ist in ihm, entweder wird der Künstler etwas Goya Gleiches schaffen oder er geht unter.

Wie einfach war es im August gewesen: da hast du ein Gewehr, schieße! Es gibt aber ein Gelübde, dem man nicht abschwören kann. Die Menschen glauben, die Kunst sei das Allerleichteste: du hast malen gelernt, also male. Aber hier genügen weder kluge Gedanken, noch guter Wille, noch großes Können. Hier genügt es nicht, zu sehen und zu verstehen. Hierin muß man verbrennen. Die Kunst schaut nicht nur zurück, sie hat nicht nur ein gutes Gedächtnis, sie sieht auch voraus...

Er stand am Fenster. Ihm war, als sei er von Schatten umgeben; sie riefen, forderten, klagten an. Durch die Straße aber zogen immer noch Menschen, sangen, lärmten. Und plötzlich drang das Lieblingslied der Partisanen von Limousine an sein Ohr:

Der andern wartet Jubel
Und Licht, das gleißt und webt,
Und niemand wird dran denken,
Wie gern wir noch gelebt...

Das ist es also, was sie fordern: zu sagen, wie gern die noch gelebt, die ihr Leben hingaben — Paul, Margot, die Stalingrader, die Flieger, die Partisanen... Wie aber soll er das ausdrücken? Angespannt blickte Sembat in die Nacht hinein, als wollte er etwas Unsichtbares erspähen. Lange stand er am Fenster. Die Stadt war schon längst verstummt. Da endlich zuckte die Nacht auf: alles wurde ungenau, verschwommen, tat den Augen, dem Herzen weh.

Und dann hoben sich vom blassen Himmel die Umrisse von Paris ab: ferne Türme, Bäume, Dächer, Schornsteine. Auf den Dachziegeln lag ein Mann mit einem Gewehr. Tot und gläsern waren die Augen, das Blut, schon verblaßt, schien vor langer Zeit gemalt. Da streckte sich Sembat angezogen auf dem Bett aus und schlief gleich ein. Helles Tageslicht durchflutete sein Atelier.

* 33 *

Auf einem der Massengräber hatte man ein Denkmal errichtet; heute, am Tage des Sieges, sollte es enthüllt werden. Mado und Lejean gehen durch eine lange Straße. Alte Kastanien, ein Gefängnis — hier saß Lejean neunzehnvierzig. Und schräg gegenüber — ein kleines Café, in dem Sergej und Mado einmal Zuflucht vor dem Regen gefunden hatten; Sergej erzählte, wie er in einem Bauernwagen durch die Steppe fuhr, und Mado hatte die Augen geschlossen, wollte sich vorstellen, wie die Steppe aussah. Josette hatte Lejean im Gefängnis besucht, sie trug das dunkelblaue Kostüm... Mado und Lejean schweigen; jeder hängt seinen Erinnerungen nach.

Dann sagt Lejean:

„Wie arm Paris jetzt ist!"

„Und traurig", erwidert Mado, „und lieb..."

Zartgrün sind noch die Blätter der Bäume — der Mai hat ja auch eben erst begonnen; etwas Rührendes, Vertrauensvolles liegt in diesem Farbton. Die Fußgänger aber haben dunkle, harte Augen: die Menschen wissen alles, folgte doch dem August der Winter... Ringsum breitet sich Paris; seine Häuser sind ergraut, von Runzeln durchfurcht. Viele von ihnen erinnern sich noch, wie die Sansculottes schworen, die Brüderlichkeit zu behaupten; dann aber kamen die Elegants und Modepüppchen des Directoires, die „Göttlichen" und „Unvergleichlichen", die da lispelten und das „r" verschluckten; der Stallknecht wurde zum Marquis mit einem Lorgnon in der Hand, der Borstenhändler brüstete sich mit Adelswappen. Die alten, aschgrauen Häuser sahen achtzehnachtundvierzig, die Freiheitsbäume und General Cavaignac, der die schmalen Gassen der Vororte mit dem Blut der Blusenmänner überschwemmte. Der Märzwind der Kommune wehte durch die Mansardenwohnungen, über die Wendeltreppen, drang in die Keller, riß die Pflaster auf; und im zarten Maigrün standen Burschen und Mädels auf den Festungswällen, um mit Steinen die Versailler abzuwehren. Kann man denn so viel wissen, so viel behalten? Wie hatten nur die Häuser im vergangenen Sommer ihr Schweigen bewahrt, als die Seele von Paris erneut aufflammte und Barrikaden die Straßen versperrten?

Wie lange ist es her seit jenem August? Nur acht Monate. Und schon haben Thiers' Nachfolger (ohne Lärm, ohne Geschütze) Paris fest an die Kandare genommen. Lejean hatte gestern gehört, wie ein wohltätiger Negoziant mit der Rosette der Ehrenlegion im Knopfloch erklärte: „Die Boches haben uns schweren Schaden zugefügt, doch ein gutes Werk haben sie vollbracht ... das heißt, sie haben es auch nicht ganz zu Ende geführt — es sind immer noch zu viele Kommunisten übriggeblieben."

Lejean hatte sich in diesen Jahren sehr verändert; wahrscheinlich würde ihn auch der gedächtnisstarke Kellner nicht wiedererkennen, der seinerzeit um ein Haar Luc ins Verderben gestürzt hätte. Josettes Tod hatte Lejean sehr mitgenommen: das Ende seines persönlichen Lebens fiel mit dem Ende der Illegalität zusammen. Als alle jubelten, an ihr Zuhause dachten, an die Angehörigen, an Spaziergänge, Spielsachen, zärtliche Worte — war Lejean allein. Zuweilen ging er in Gedanken versunken durch eine Straße; aus den Fenstern klang Klavierspiel, und ihm schien, er gehe nach Hause, Josette erwarte ihn, er hat sich wohl verspätet... Vor kurzem war er bei Sembat gewesen, er wollte das Bild seines Sohnes sehen, das Sembat vor langer Zeit gemalt hatte, als Paul noch ein kleiner Junge war. Sembat sagte: „Nimm das Bild." Lejean schüttelte den Kopf: „Ich wüßte nicht, wo ich es aufhängen sollte. Ein Zuhause habe ich nicht und werde ich wohl auch nicht mehr haben, ich bin viel unterwegs, lebe wie auf dem Bahnhof." Wenn er Mado sah, wurde ihm leichter ums Herz; vor ihr hielt er seinen Schmerz nicht geheim: Mado war bei ihnen gewesen, kannte Josette, hatte mit Mimi gespielt...

Er blickt sie von der Seite an. Sie ist sehr abgemagert, will von Erholung nichts wissen. In dem schmalen Gesicht scheinen die großen Augen noch größer, sie leuchten, fliegen, flammen, führen gleichsam ein Eigenleben.

Mado erhielt Woronows Telegramm im Februar. Niemandem hatte sie von Sergejs Tod erzählt, selbst Lejean nicht; oft überkam sie der Wunsch, es ihm zu sagen, doch sie brachte es nicht über sich. Nächte durch weinte sie in ihrem Kämmerchen; sie weinte, ohne zu denken, heiße, von Herzen kommende Tränen, weinte nicht darum, weil sie Sergej verlor — verloren hatte sie ihn schon lange —, sie weinte, weil er tot war, konnte sich das nicht vorstellen. Alle diese Jahre hatte sie ihr Herz bezwungen, war oft auf sich selbst ärgerlich gewesen: ihre Liebe schien ihr aufdringlich zu sein — er hat sein eigenes Leben, in das ich nicht einmal in Gedanken eindringen darf... Jetzt sagte sie sich: ich liebe ihn, und diese Liebe wird nie aufhören, das kann nicht wiederkehren, habe ich ihm doch alles gegeben. Immer sah sie ihn lebend vor sich. In ihrer Vorstellung glichen die Berge Jugoslawiens der Gegend von Limousine, waren

wie sie mit Buchen und Eschen bewachsen. Über den Berghang aber geht Sergej und hält ein Gewehr in der Hand. Und Mickie singt: „Wie lieb ist uns das Leben, wenn auch von Tod umdroht, und müssen trotzdem sterben noch vor dem Morgenrot." Und sie sagt zu Sergej: „Das stimmt. Wie lieb ist uns das Leben, doch du verstehst — es hat nicht sollen sein... Alles, was ich dir schrieb, ist nicht wahr. Ich habe keine Familie, ich gehöre dir, wie früher. Gut, daß du jenen Brief nicht bekamst, ich habe dich doch früher nie belogen und werde dich auch nie belügen. Du — bist meine Liebe. Weißt du noch, wie das Karussell auf der Place d'Italie kreiste, es brannten so viele Lichter? Jetzt ist Paris sehr dunkel. Ich kann nichts sehen." Mado schien es, als ginge Sergej neben ihr über die Bergpfade von Limousine — der Bär, Dédé, Mickie. Eine große Brücke... Im Einschlafen schrie sie oft auf. Sie ist im Gefängnis. „Sergej!" Und Sergej antwortet: „Glaube nicht, daß ich gefallen bin, ich komme, gleich bin ich bei dir." Er führt sie aus dem Gefängnis, steht vor ihr, hat den Kopf zurückgeworfen und die Augen ein wenig eingekniffen. Du Lieber!...

Sie überzeugt sich, ob in ihrer Tasche das blaue Blatt Papier liegt (das Telegramm von Woronow), sie trägt es immer bei sich.

Lejean sagt:

„Ich glaube, viele Leute werden da sein. Es ist gut, daß diese Feier mit dem Tag des Sieges zusammenfällt... Wir müssen ihnen zeigen, daß wir uns nicht einschüchtern lassen. Weißt du noch, Mado, wie wir uns zweiundvierzig ausmalten, was wohl nach dem Sieg sein wird? Ich glaube, ich war nicht zu optimistisch. Und doch habe ich nicht gedacht, daß es so sein wird... Sie haben erstaunlich schnell vergessen... Ich meine nicht die Vichyleute, die jetzt wie Helden umherstolzieren. Ich meine die anderen... Ich traf gestern Garcy, ich kenne ihn von dreiundvierzig her, als er mit der AS in Verbindung stand. Er sagte mir: ‚Die Kommunisten wollen die Spaltung, ich hoffe, daß die Nation de Gaulle unterstützen wird.' Ich habe nicht geahnt, daß dieser Mann solcher starken Gefühle fähig ist; selbst den Deutschen gegenüber verhielt er sich weit ruhiger. Sie hassen uns. Das ist verständlich — wir sind als die Sieger aus dem Krieg hervorgegangen, wenn jemand die Ehre Frankreichs gerettet hat, so waren es die FTP... Das Volk weiß das. Ich war kürzlich in Oradour, dort gibt es wenig Überlebende, aber alle, die übrigblieben, sind jetzt Kommunisten, es kann auch gar nicht anders sein — das Blut fordert seine Rechte."

Eine Grabplatte, eine einfache Aufschrift: „Helden der FTP". Viele Blumen — Maiglöckchen, Veilchen, bunte Anemonen, die weißgoldenen Sterne der Narzissen, Flieder, Tulpen, die ersten Levkojen.

Ringsum Tausende von Menschen: grauhaarige Arbeiter mit zerknüllten Mützen, Soldaten, die aus deutscher Kriegsgefangenschaft zurückgekehrt waren, Partisanen, Verwundete aus den Kämpfen am Rhein, Insassen deutscher Lager, verschrumpelte Weiblein, Jünglinge, Angler und Liebhaber von Radfahrrennen, Träumer und Raufbolde, Gießereiarbeiter, Steinmetze, Dreher, Lastträger, Mechaniker, Gerber, Buchdrucker, Chauffeure, Zimmerleute, Köche, Bäcker, Erdarbeiter, Mädchen, Schulkinder, Veteranen, Leute mit Blumen in schwieligen Händen — das alte und ewig junge Paris.

Mado spricht:

„Ich will von denen sprechen, die ich kannte. Genosse Lejean hatte einen Sohn. Ich kannte Paul als kleinen Jungen. Er trat eben erst ins Leben, war wie dieser Frühlingstag. Seine Gruppe hatte er ‚Stalingrad‘ benannt. Es war in der trüben Zeit, als Frankreich schwieg... Sie überfielen die Deutschen. Paul wurde verwundet, gefoltert, er nannte keinen Namen. Die Kommunisten nannten niemanden. Ich war in der Gestapo, als die Deutschen Maurice marterten. Er nannte keinen Namen... Die Henker sagten zueinander: ‚Wir hoffen vergebens, er wird nichts sagen, er ist Kommunist.‘ Ich will von Milet sprechen, der in der Widerstandsbewegung Pepe genannt wurde. Einundvierzig erschoß er einen Gestapomann. Vor seiner Hinrichtung schrieb er einen Brief — nicht an seine Frau, nicht an seinen Freund — an die Partei. Die Partei — ist seine Liebe, unsere Liebe, unsere Partei!... Man verleumdet uns, die Totengräber Frankreichs schreien: ‚Die Kommunisten sind schlechte Franzosen‘... Wer vermag dieses Land mehr zu lieben, als es Jeannot Milet geliebt hat? Er wuchs in Suresnes auf, er liebte in Suresnes, und in Suresnes wurde er erschossen... Frankreich, liebes Frankreich — nicht mit Tinte sind diese Worte geschrieben, sondern mit dem Blut der Partisanen, mit dem Blut der Kommunisten! Mögen die Toten sagen, wofür sie starben. Nicht dafür, daß Frankreich wiederum von Verrätern regiert wird, von Lieferanten der Deutschen, von Leuten, die rechtzeitig die deutsche Mark in amerikanische Dollars umwechselten. Ich will sagen, daß wir nicht allein sind, mit uns sind die jugoslawischen Partisanen, die Partisanen Norwegens, die belgischen Partisanen — mag man sie heute auch verfolgen, sie werden ihr Land nicht verlassen, die Bergleute von Borinage, die Stahlgießer von Liège. Wir haben einen großen Freund, der uns gerettet hat, er wird uns nicht verraten — das Volk von Stalingrad. Seinen Namen nenne ich am Grabe der französischen Helden. Die Henker von Paris wurden an der Wolga zerschlagen. In meiner Abteilung kämpfte ein russischer Offizier. Die Deutschen nahmen ihn gefangen, als er mit durchschossener Brust in der Steppe lag. Er kam zu den Partisanen, wir nannten

ihn Bär. Als einer der ersten drang er in Limoges ein. Ich will von denen sprechen, die ich kannte. Ich kannte einen Russen. Er kämpfte bei Stalingrad. Er liebte Paris. Er fiel in den Bergen Jugoslawiens — brachte die Freiheit mit sich. Er hat gelebt wie Paul Lejean, wie Josette, wie Guy Mocquet, wie Sempaix, wie Mickie, er lebte nur einem: unserer Wahrheit, unserer Leidenschaft, unserem Glauben. Man kann einem Wort, einem Freund, einer Frau, einem Mann die Treue brechen. Den Toten darf man nicht untreu werden. Hier ist das Grab, an diesem Grabe schwören wir: vorwärts, bergauf, sei es über Steine, durch Glut und Blut — wir gehen vorwärts, bis ans Ziel. Wir schwören es!"

Und wie ein Bergecho rollt es über die Höfe, die Plätze, die Straßen der Vororte, durch Paris: „Wir schwören es!"

Die Sonne geht unter. Noch klingen die Worte nach. Noch werden schwere Kränze gebracht, und die Blumen strömen gegen Abend einen starken süßen Duft aus. Abseits, an einem Baum, steht eine junge Frau in grauem Kleid. Aufmerksam blickt sie die lange Straße hinunter, ihre Augen sind weit geöffnet. Aber sie sieht weder die Menschen noch die grauen Häuser, noch den großen Kranz aus dunklem Grün und roten Rosen. Sie wartet. Ihr entgegen kommt Sergej. Es ist keine Straße, sondern eine Allee, es hat geregnet und riecht nach nassem Laub. Mado sagt: „Ich habe nicht das gesagt, was ich sagen wollte." Sergej fragt: „Was denn?" Und sie erwidert: „Das, was ich eben sagte..."

* 34 *

Weder die Kollegen noch die Professoren, noch die Nachbarn ahnten, was in Walja vorging: in den Kriegsjahren hatte diese kleine, zerbrechliche Frau es gelernt, ihre Gefühle sorgsam zu verbergen. Eine Nachbarin sagte zu ihrem Mann: „Da soll nun einer klug draus werden... Bei der hatte man doch den ganz bestimmten Eindruck, daß sie eine treue Frau ist, sie war so besorgt, wartete stets auf Briefe; nun ist er tot, und sie hat noch nicht einmal geweint." Nina Georgijewna allein wußte, was in Walja vorging, obgleich Walja auch in ihrer Gegenwart keine einzige Träne vergoß.

Nina Georgijewna hatte Wassja verschwiegen, wie krank sie gewesen war: bald nachdem sie die Nachricht vom Tode Sergejs erhielt, erkrankte sie an Pleuritis. Offenbar hatte die Evakuierung ihren Organismus geschwächt, der Arzt stellte fast täglich eine neue Krankheit fest. Sie selbst aber klagte über nichts; nur wenn sie versuchte aufzustehen und ihr der Schweiß aus allen Poren brach, sagte sie mit schuldbewußtem Lächeln zu Walja: „Ich werd' wohl noch im Bett bleiben müssen." Walja verbrachte ihre ganze Freizeit

bei ihr; sie sprachen oft über Sergej, äußerlich ruhig, als wäre er nur auf einer weiten Reise. Waljas Gefaßtheit übertrug sich auch auf Nina Georgijewna. Sie erzählte Walja viel von Sergejs Kindheit, von seiner frühen Jugend; Walja hörte begierig zu — ihr war, als fände sie Sergej aufs neue. Selten nur sprach sie ein Wort: sie hatte nichts, was sie über Sergej hätte sagen können. Bisweilen war ihr, als habe er ihr sein Herz nicht erschlossen; verschwommene, zerflatternde Bilder glitten vorüber, wie Sand durch die Finger rieselt. Dann aber, wenn sie sich wieder gesammelt hatte, sagte sie sich: aber nein, Sergej lebt in mir; nicht die Daten seines Lebens, nicht seine Taten (ich weiß nur wenig, wie er vor unserer Begegnung gelebt, wie er gekämpft hat), er gab mir das Größte — seine Leidenschaft, seine unruhige Seele, sein Herz. Deshalb ist mir auch alles verständlich in seinem Leben, bis ins Kleinste — seine Fehler, seine Begeisterung, jener seelische Drang, der ihn in die Berge Serbiens führte, alles, alles.

In den Nächten lag sie mit offenen Augen unbeweglich auf dem Rücken. Es gehörte ein starker Wille dazu, um nach solchen Nächten ins Studio zu gehen, mit Menschen zu sprechen, zu lächeln, fröhliche Kolchosmädchen oder schnöde Herzoginnen zu spielen, für Nina Georgijewna zu sorgen und in deren Welt eine stille, ruhige Trauer zu tragen. Nachts dachte Walja an nichts: mit brennendem Weh empfand sie den Verlust, wie einen physischen Schmerz. Allzu lebendig war Sergejs Gestalt in ihren Gedanken, seine Hände, seine Lippen, allzu deutlich war die Erinnerung an den Vorabend des Abschiedstages, als er, seinen schweren, warmen Kopf auf ihrer Brust, ermüdet eingeschlafen war.

Dieser scheinbar durch nichts zu lindernde Schmerz half ihr weiterzuleben: dieses Gefühl war so stark und so zäh, hatte so völlig von ihr Besitz genommen, daß es unwillkürlich (Walja hatte nie darüber nachgedacht) seinen Ausweg in der Kunst fand. Von ihr sagte man jetzt: „Da macht sich ein ungewöhnliches Talent bemerkbar.“ Und je mehr sie litt, um so öfter erklang dieses Lob. Keiner von denen, die ihre Begabung bewunderten, konnte ahnen, wieviel Herzblut diese vibrierende Stimme gekostet hatte, diese konzentrierten und doch fernen Augen, die gebieterische und hilflose Geste, die zu sagen schien: frage nicht, ich sehe alles...

Im April konnte Nina Georgijewna wieder das Haus verlassen; trotz ärztlichem Verbot und Waljas Bitten kehrte sie sogleich zu ihrer Arbeit zurück. Sie sagte: „Ich habe die Kinder ganz vernachlässigt, ich kann mir nicht mehr erlauben, krank zu sein.“ Müde kam sie abends zurück, konnte keinen Schlaf finden. Der Arzt gab ihr Schlafmittel. Sie sagte: „Unheimlich ist es, damit einzuschlafen — man meint, in einen Abgrund zu stürzen, doch dafür schlafe ich fest.“

Am Abend des achten Mai erwartete ganz Moskau die Entscheidung; die Leute riefen einander telephonisch an: „Haben Sie das Radio eingestellt?“ Auch Nina Georgijewna hatte am Lautsprecher gesessen, konnte aber nicht durchhalten; sie fühlte sich sehr schwach, nahm Luminal und schlief bald ein.

Walja legte sich auch hin, schlief aber nicht; sie lag da mit offenen Augen und hörte sofort, als die Stimme im „Teller“, der draußen im Vorzimmer hing, zu sprechen begann.

Natürlich hatte Walja wie alle anderen dieses Ereignis erwartet, dennoch regte sie sich auf; sie zog sich leise an, um Nina Georgijewna nicht zu wecken, und ging auf die Straße. Der Morgen dämmerte. Aus den Häusern sahen Menschen heraus. Eine alte Frau umarmte Walja, küßte sie. Unbewußt strebte Walja dem Roten Platz zu. Dort standen schon Menschen. Sie fanden keine Worte vor Freude. Man hörte weder Lieder noch Rufe, große, feierliche Stille herrschte.

Das letzte Stück Wegs legte Walja im Laufschritt zurück, so wie sie vor vier Jahren gelaufen war, wenn sie sich Sergejs Haus näherte. Alles Wirre und Schwere, das sich in den letzten Monaten in ihr gestaut hatte, war in der tiefen Freude dieser frühen Morgenstunde plötzlich geschwunden. Walja erkannte jählings: Sergej ist Sieger geblieben, hat den Krieg zu Ende geführt, ihn zu Ende gelebt, sein Ziel erreicht, er ist nicht tot, er blickt freudig auf seine Heimatstadt... Und darin bestand Waljas Verbundenheit mit den anderen: mit dem Offizier ohne Arm, mit der betagten Frau, die sich auf die Lippe biß, den zwei Soldaten, die noch nicht Zeit gefunden hatten, sich zu waschen und zu rasieren, mit dem jungen Mädchen in der Baskenmütze, die jedem ins Gesicht blickte, als suche sie jemanden. Man gratulierte Walja, sie erwiderte die Glückwünsche, küßte den einarmigen Offizier. Immer mehr Menschen strömten auf den Platz. Walja sah auf den Kreml, den im Lichte der aufgehenden Sonne flammenden, uralten und unruhig-jungen Kreml. Auf ihrem Gesicht erschien das Lächeln, das sie schon immer so veränderte und das Sergej so oft im Geiste gesehen. Walja stand mit dem Gesicht zur Kremlmauer und lächelte. Ein Photoreporter knipste sie; sie fragte verwirrt: „Warum denn mich?“ Der Mann antwortete nicht. Und eine Frau mit tränennassem Gesicht sagte zu Walja: „Lassen Sie sich umarmen.“

Nina Georgijewna schlief noch. Walja sagte zu ihr: „Wir haben gesiegt!“ Sie umarmten einander, und zum erstenmal in dieser ganzen Zeit weinten sie, sich ihrer Tränen nicht mehr schämend. Dann machte Nina Georgijewna ihr Vorwürfe: „Warum hast du mich nicht geweckt?“ Walja wußte nicht, was sie sagen sollte, ihr war, als sei sie heimlich davongelaufen, um sich mit Sergej zu treffen, doch darüber sprechen konnte sie nicht.

Nina Georgijewna ging auf den Roten Platz. Es gab keinen Demonstrationszug, keine Kolonnen, aber alle Menschen strebten dorthin. Hier waren Sergejs Kameraden — Pioniere, die noch die Wolga vor Augen hatten —, Partisanen aus den Brjansker Wäldern, dem Nalibokski-Forst. Da ging ein Mädchen mit einer Medaille vorüber — es war Tanja, die Partisanin, die im vergangenen Sommer in der Erdhütte bei Minsk den Pioniermajor bewundert hatte. Da ging Leutnant Sasonow aus der Partisanenabteilung „Rächer", er trug den Arm in der Binde. Als man ihn in die Luft schleuderte und wieder auffing, rief er: „Warum gerade mich? Ich habe doch nichts dazu getan!" Maria Michailowna Minajewa verhörte ihn streng: „Habt ihr Hitler gefangen?" Sie hatte sich zur Feier des Tages festlich gekleidet und erzählte allen, die es hören wollten: „Mein Mitjenka ist in Berlin" (mit Betonung der ersten Silbe). Da ging ein blinder Soldat, von einem Mädchen an der Hand geführt; er blickte mit starren Augen um sich und lächelte: er sah den Sieg. Eine alte Frau, die eine Photographie in den Händen hielt, sagte: „Wanja soll es auch sehen" — ihr Sohn war bei Budapest gefallen. Und es herrschte so große und reine Freude, es gab so viel stille Tränen, so viel schweigenden Triumph, daß die Gesichter, die Worte, die Schicksale sich verloren. Nina Georgijewna dachte: wie richtig hat Stalin über das Volk gesagt — es ist wirklich unsterblich...

So wie es zuweilen nicht mehr jungen Menschen ergeht, zog in Bildern, zusammenhanglos und dabei doch durch einen dem Menschenverstand unerklärlichen Faden miteinander verbunden, ihr ganzes Leben an ihr vorüber: die Studentenjahre, „Was tun?", geheime Treffpunkte, Gefängnis, das Gespräch mit einem jungen Franzosen über Glück, ihr Mann und die Bank im Montsouris-Park, Schüsse, die Fahnen der Oktoberrevolution, die Schule, Gedichte von Hugo, die dunkle Herbstnacht neunzehneinundvierzig, der Zug, schlafende Kinder und Sergej, irgendwo weit oben auf einem hohen Berg, mit seinem zerstreuten, lieben Lächeln. Nina Georgijewna fühlte, daß der heutige Tag mit ihrem ganzen Leben, mit ihrer Liebe, ihrem Kampf, ihrer Arbeit verbunden war. Morgen wird sie wieder in die Schule zu ihren Kindern gehen... Sicher kommt Wassja bald zurück. Er hat eine Frau, einen Sohn. Olga ist glücklich — Sinjakow hat gestern telegraphiert, er werde sicher im Juli kommen. Olga erwartet ein Kind... Walja hat sich aufgerafft. Sie wird eine große Schauspielerin werden, wird vielleicht wiedergeben können, was in Sergej war... Und ich?... Ich habe die Schule, die Erinnerungen, das Volk... Und Nina Georgijewna blickte mit den jungen Augen der Studentin um sich, wie auf dem Bild, das Sergej so sorgsam gehütet. Und das Herz pochte laut — allzuviel Leid und Glück war in ihm. Sie umarmte ein kleines Mädchen, das neben

ihr ging — nur ihr, die nichts verstand, konnte sie von ihrer Jugend, von Sergej, vom Volk erzählen; sie legte alles in das eine Wort, das wie ein Windstoß über den großen Platz brauste: „Wir haben gesiegt!"

* 35 *

Auch Natascha war mit dem kleinen Wassjka auf dem Roten Platz; von dort gingen sie zu Nina Georgijewna. Alles war so ungewöhnlich, daß Natascha dachte: wie im Traum... Als sie nach Hause kam, fand sie einen Brief von ihrem Vater vor. Die Nachbarin sagte: „Ein Flieger hat ihn gebracht."

Dmitri Alexejewitsch schrieb:

„Meine liebe Natascha!

Eben erfuhr ich, daß die Deutschen in Reims den Entwurf unterzeichnet haben, morgen sollen sie im Flugzeug hierherkommen. Also ist alles zu Ende, und das erste, was ich tue, ist Dir zu schreiben. Meine liebe, teure Tochter, ich gratuliere Dir, ich weiß, was Du in diesen Jahren durchgemacht hast, Du warst tapfer, hast gearbeitet, wie sollte man da nicht sagen, daß es unser gemeinsamer Sieg ist! Ich weiß noch, wie Du aus Minsk kamst und gleich erklärt hast, Du möchtest an die Front; was hat es zu sagen, daß Du nur kurze Zeit dort warst, in diesem Krieg haben alle gekämpft. Das Herz tut mir weh, daß Mutter das nicht mehr sieht, man kann ja gelebt und gelebt haben, ohne jemals solch ein Glück kennenzulernen. Bedenke doch, was geschehen ist — wir haben gesiegt! Ich bewohne hier ein Häuschen bei Berlin, in dem früher so ein Hengst lebte; er hat eine hellgrüne Badewanne und eine komplette Sammlung der Goebbelsschen Werke. Nein, ich habe jetzt keine Lust, an diese Leute zu denken, man möchte an unser Volk denken, das gutmütige, kühne Volk, das seinem Herzen, seinen Traditionen treu geblieben ist.

Sicher kommt Wassja bald zu Dir. Mir wurde gesagt, daß er in Berlin ist, ich konnte ihn nicht ausfindig machen, hier ist ein wüstes Durcheinander, man hat ihn aber nach der Kapitulation gesehen, so daß alles in Ordnung ist. Drei Jahre lang hat sich mir das Herz zusammengekrampft, wenn ich an Dich dachte; obgleich Du mir nichts geschrieben hast, wußte ich doch, was in Dir vorging. Jetzt sorge ich mich nicht mehr um Dich. Ich habe viel mit Wassja gesprochen, er ist ein vortrefflicher Mensch, und obgleich Du ein kleines Mädchen warst, hast Du Dich nicht geirrt. Er fällt vielleicht nicht gleich auf, aber je besser man ihn kennt, um so mehr schätzt man ihn. Wir haben diese furchtbaren Jahre nicht umsonst durchgemacht. Ihr beide werdet glücklich sein. Ich möchte schrecklich gern

meinen Enkel sehen. Bitte, mache ihm nicht zum Vorwurf, daß er ein Schreihals ist — ab und zu ist es notwendig zu schreien, besonders wenn der Mensch Charakter hat. Man kann doch nicht wissen, vielleicht wird er einmal Berge versetzen, etwas erfinden, wovon wir nicht geträumt haben.

Um mich mach Dir keine Sorgen. Jahre sind ein relativer Begriff, neunzehneinundvierzig war ich wohl den Siebzigern nahe von all dem Durcheinander damals, heute aber kann ich tanzen, daß Deine Verehrer nicht mitkommen. Was soll ich in Kislowodsk, wo Du mich hinhaben willst? Es wird viel Arbeit geben, die Soldaten haben das ihre getan, für unsereins aber beginnt eine heiße Zeit, ich meine nicht einmal die Verwundeten, die man wiederherstellen muß, jetzt erwischt es auch viele ganz gesunde Menschen, wie das immer nach einer großen Anspannung der Fall ist. Macht nichts, werde noch ein bißchen arbeiten, habe noch Kraft genug.

Ich kann mir vorstellen, was sich morgen oder übermorgen in Moskau tun wird. Schade, daß ich nicht dabei sein kann. Wie Berlin genommen wurde, habe ich gesehen, heute wurde noch irgendwo geschossen, zum letztenmal. Jetzt herrscht hier Nachkriegsstille. In Moskau aber ist sicher allerhand los. Die Deutschen öden mich an, ich sehne mich nach Moskau, möchte den Gogol-Boulevard entlang gehen, hören, wie so ein Hosenmatz wie Dein Wassjka ein Katzenkonzert vollführt. Gib ihm einen Kuß und allen anderen auch. Geh für mich auf den Roten Platz, und solltest Du Stalin sehen, dann sieh ihn Dir genau an, er ist ein großer Mensch. Grüß auch noch alle Häuser und Häuschen.

Nataschka! Wir haben es erlebt!"

Natascha trat heute leicht das Wasser in die Augen — Nina Georgijewna, alles, was sie auf der Straße, im Lazarett gesehen, hatte sie erschüttert. Als sie den Brief des Vaters durchgelesen, brach sie in Tränen aus — sie entsann sich, wie die Mutter kurz vor ihrem Tode gesagt hatte: „Ich glaube, bald wird sich alles ändern." Es war noch vor Stalingrad... Dann erinnerte sich Natascha, wie Nina Georgijewna heute vom Glück sprach, „Serjosha" sagte und nicht weitersprechen konnte... Papa ist sicher krank, man fühlt es, er wird es doch nie sagen, wird sich nie Ruhe gönnen. Natascha dachte an das Leben ihres Vaters: er stand vor ihr — groß, laut und lebendig, wie sie keinen zweiten kannte... Er sagt, Wassjka werde vielleicht einmal Berge versetzen, dabei versetzt er selbst Berge ohne alle Erfindungen, die Menschen um ihn verändern sich, er steckt alle an... Ich wollte, ich könnte auch so leben, manchmal scheint mir, daß er jünger ist als ich. Was es doch heißt, seelenstark zu sein...

„Ich hab' es gefühlt. Deshalb fanden wir uns auch wieder. Als wir uns trennten, waren wir Kinder. Jetzt haben wir einen Sohn... Ich bin anders geworden und auch du. Aber ich liebe dich mehr denn je..."

„Wassja!... Wassenka!"

„Es heißt, großes Feuer wird vom Wind entfacht."

„Die Liebe?"

„Alles. Auch die Liebe. Das Leben. Das Volk... Im Flugzeug dachte ich: wie ist doch das Volk gewachsen, wie groß ist es jetzt. Sein Leid, sein Stolz, sein Weg..."

Sie traten ans Fenster. Der Morgen brach an. Die Straßen lagen verlassen. In mattrotem Licht getaucht standen die Häuser. Es war sehr still, nur im Nachbargarten tschilpten die Spatzen. Ungewohnt war diese Stille — nach dem Sturm, den Salven, den Rufen und Tränen. Sie konnten nicht mehr sprechen, blickten sich auch nicht an. Sie standen aneinander geschmiegt; Wassja hielt in seiner großen, heißen Hand Nataschas Hand. Sie sahen auf die Häuser im Morgenrot, auf den überhellen, weiten Himmel, doch vielleicht sahen sie auch nichts, vielleicht lauschten sie nur der Stille des frühen Morgens. Und plötzlich zuckten beide zusammen: jemand lachte — der kleine Wassjka war aufgewacht.

Januar 1946—Juni 1947

